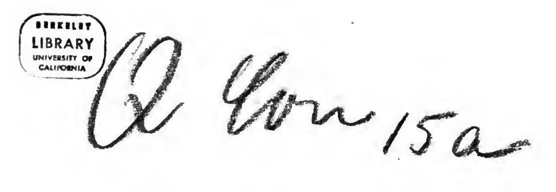
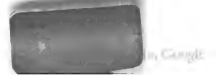



BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA


Heilanstalt
Wiefalten



Allgemeine

Konservative Monatsschrift

für das

christliche Deutschland

Fünfundfünfzigster Jahrgang.

Begründet 1843 als „Volksblatt für Stadt und Land". Fortgeführt durch Martin v. Nathusius.

Herausgeber:

Prof. D. **M. v. Nathusius**, Greifswald

und

Oberstlieut. a. D. **Ulrich von Hassell**, Friedenau bei Berlin.

1898. Januar—Juni.



Leipzig.
Verlag von E. Ungleich.

Inhalt.

Neue Schriften.



Der Stein ohne Hände.

Ein Neujahrswort.

(Daniel 2, 31—35)

Im Buche Daniel wird dem König von Babel die Zukunft erschlossen durch den Traum von der Statue mit dem goldenen Haupte und den thönernen Füßen. Da ward ein Stein herabgerissen und zermalmte Gold, Silber, Erz, Eisen und Thon, daß sie wie Spreu verweht wurden. Aber der Stein wuchs, bis daß er die ganze Welt ausfüllte.

Die Armseligkeit einer gewissen Theologie der Gegenwart zeigt sich besonders darin, daß sie die übermenschliche Größe der geschichtsphilosophischen Gedanken des alten Testaments nicht erkennt. Man spielt damit wie Kinder mit Perlen, von deren Werte sie keine Ahnung haben. Betrachten wir das alte Testament mit dem richtigen Auge, so bekommt die ganze Weltentwicklung dadurch ein neues Licht. Gleich am Anfang — wie bedeutsam die Geschichte vom Turmbau zu Babel. Es ist die erste Erscheinung des Völker-Egoismus, eine Wiederholung und Bestätigung des ersten Sündenfalles. Die Menschen wollen „sich einen Namen machen." Sie wollen die Einheit des Menschengeschlechtes sichern und zum bleibenden Ausdruck bringen. Aber weil sie den Einigungspunkt nicht da suchen, wo er allein zu finden ist, in Gott, sondern in einem selbsterwählten Plan, der ihrem eignen Ruhm dienen soll, darum schlägt das Unternehmen zum Gegenteil dessen aus, was beabsichtigt war. Der gemeinsame Bau wird die Ursache zur Trennung der Menschheit in feindliche Völker.

Seit der Zeit geht der Gedanke der Einheit des Geschlechts verloren. Nur in einem kleinen Kreise wird er still gepflegt. Die Religion des heiligen Volkes bewahrt gleichsam den Stammbaum der Menschheit in der sog. Völkertafel und hofft auf eine künftige Wiedervereinigung der zerspaltenen Völkerschaften, denn sie erwartet einen Segen, der von dem Abrahamsgeschlecht ausgehen soll auf alle Völker. Der Berg Zion, so heißt es später, wird zum Mittelpunkt der Welt werden, von dem es an allen Enden der Erde heißen wird: kommt, laßt uns auf den Berg des Herrn gehen! Denn von ihm aus erstrahlt „das Licht der Heiden." —

Und nun erklingt am Ende des alten Bundes wieder der alte Ton, in der Weissagung eines Königsreiches, das die ganze Welt erfüllt.

Das Eigentümliche an demselben ist nach Daniel zweierlei, erstlich, daß es ein Stein ist, der garnicht mit dem anderen Gestein zu vergleichen ist, der etwas ganz anderes ist als Gold, Silber oder Erz — und weiter, daß er herabgerissen wird, ohne daß man menschliche Hände dabei wirksam sieht. Es ist eben ein schöpferisches Eingreifen Gottes, durch welches etwas ganz Neues, als wirkende und wachsende Macht in das Völkerleben hineinkommt. Diese Macht hat zwar den Erfolg, daß sie die vorhandenen Gebilde zerstört, sie in ihrem vergänglichen, nichtigen Charakter erscheinen läßt, — sie werden wie Spreu, die der Wind zerstreut. Aber, indem der Stein wächst und

die ganze Welt erfüllt, wird reichlicher Ersatz geschaffen für alles, was mit der Zerstörung des prächtigen Bildes der Weltreiche verloren geht. —

Bei dem Beginn eines neuen Jahres ist dies Bild von der Spreu, die der Wind zerstreut, ein geeigneter Gegenstand der Betrachtung. Wir haben in dem Verlauf der Geschichte seit Daniel erkannt, daß der Stein, der an die halb ehernen, halb thönernen Füße schlug, die Organisation der menschlichen Staaten nicht aufgelöst oder entfernt hat, daß aber doch sein Wachstum vor sich geht und er auf dem Wege ist, die ganze Welt zu durchdringen. Alle irdischen Verhältnisse haben seit der Erscheinung Jesu auf Erden und seit seiner Himmelfahrt, der Einsetzung des gekrönten Christus als Weltregenten, eine neue Bedeutung gewonnen. Sie dienen nun der Aufrichtung der Gottesherrschaft. So gefährlich und verwerflich die römische Verkehrung dieses Gedankens ist, die Verkehrung, nach welcher das Herrschaftsgebiet des Bischofs von Rom das Herrschaftsgebiet Gottes ist, neben dem alle andere Obrigkeit keine selbständige Bedeutung mehr hat. — so gewiß und so ernstlich haben wir festzuhalten, daß — seitdem es ein Reich Gottes auf Erden giebt — der Segen, die Kraft, der Erfolg, der Bestand aller menschlichen Institutionen, aller staatlichen Gebilde und aller gesellschaftlichen Ordnungen darin liegt, daß sie dem Reiche Gottes und seiner Förderung auf Erden dienen. Was sich gegen Gottes Reich und seine Ordnungen setzt, das wird — wie Spreu, die der Wind zerstreut.

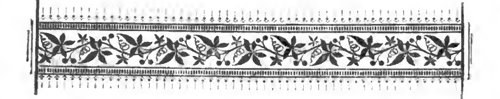
Wir Christen dürfen nie vergessen, daß wir unter diesem Gesichtspunkt auch die politische Entwickelung der Gegenwart, auch die Zustände und Ereignisse in unserem Vaterlande zu betrachten haben. Daraus folgt aber mancherlei. Zunächst dies, daß wir mit einer gewissen Unabhängigkeit zu all diesen Ereignissen Stellung nehmen. Wir regen uns nie so auf, wie diejenigen, welchen Deutschland nicht nur „über Alles in der Welt“, sondern über alles im Himmel und auf Erden geht. Das **Reich** muß uns doch bleiben, — und das ist nicht das **deutsche** Reich. Darum kann auch die Mißstimmung, die Besorgnis, die Furcht vor dem Anwachsen der politischen Gegner und der zerstörenden Mächte uns nicht überwältigen. Wir sehen die Parteiverhältnisse, die Gesetzesvorlagen, ihre Art und Weise, aber auch ihr Scheitern — im Glauben an, thun unsre Pflicht mutig und treu, aber stellen den Erfolg dem Herrn anheim. Gott hat weder der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung, noch der konservativen Partei, noch dem deutschen Volke eine Verheißung ewiger Dauer gegeben. Solange Er uns gebrauchen kann für seine großen Heilsgedanken, wird Er uns bestehen lassen — aber auch nicht länger. Und was wir von den irdischen Gebilden, die uns lieb geworden, die uns ans Herz gewachsen sind, hinsinken sehen müssen, dem weinen wir in keiner andern Weise Thränen nach, als wir es überhaupt an den Gräbern thun, nämlich mit dem Bewußtsein: die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten.

Aber andererseits ergiebt sich aus dieser unserer Glaubensstellung zu den Weltereignissen dies, daß wir uns mit aller Macht in den Dienst der Gottesherrschaft stellen, die es anzubahnen gilt auf Erden. Und das geschieht nicht nur durch das Zeugnis von Gott im Wort und im persönlichen Auftreten, sondern auch dadurch, daß wir alle unsere gesellschaftlichen Institutionen und politischen Einrichtungen den göttlichen Ordnungen gemäß zu gestalten suchen. Auch heute erleben wir tausendfach, was sich beim Turmbau zu Babel vollzog: der Egoismus trennt und zerstört. Nun ruft zwar heute Alles nach Vereinigung; man will dem Individualismus entgegenwirken, soziale Gedanken sollen das Leben gestalten, es soll ein größerer Ausgleich angebahnt werden und dergleichen — und das sind jedenfalls Erfolge der **christlichen** Gedanken; wir sehen auch in dieser größeren Anerkennung der christlichen Lehre von der Nächstenliebe ein Wachsen des Steins. Aber auch diese modernen humanen Bestrebungen werden in ihr Gegenteil ausschlagen, wenn sie sich von dem Boden trennen, auf dem sie gewachsen sind. Wenn sich die Wohlfahrtsbestrebungen für die Menschheit auf den materialistischen Boden stellen, daß sie die Wohlfahrt der Völker in irdisches, äußeres Wohlergehen setzen, daß sie das Glück bemessen nach der Menge der Genüsse, die sich jemand verschaffen kann, — so werden sie zweifellos nicht nur zu Zertrennung und immer größerer Spaltung führen, sondern werden auch jene erstrebte Wohlfahrt nicht erreichen. Was sich nicht gründet

auf den Stein vom Himmel her, das wird von ihm zermalmt und wird wie Spreu, die der Wind verstreut. —

Der Stein wird herabgerissen ohne Hände. Gott der Herr selbst ist es, der mit Schöpferkraft sein Reich auf Erden gegründet hat. Es ist nicht aus menschlicher, natürlicher Entwicklung zu erklären. Es hat in allen ihm vorangehenden Zuständen und Ereignissen keine genügenden Motive. Doch aber vollzieht sich der Ausbau von Gottes Reich nicht ohne natürliche Mittelursachen. So ist es mit allem Wirken Gottes. Er selbst ist der alleinige Schöpfer und Urheber, aber er führt seine Gedanken aus durch das Thun der Menschen. Das Reich Gottes währt, aber es währt nicht, ohne daß Menschen dabei thätig sind. Es durchdringt den ganzen Teig wie im Sauerteig, aber dieser Prozeß des Durchdringens ist ein solcher, daß dabei menschliche Beratungen, Erwägungen, Ausführungen nicht ausgeschlossen sind. Auch über der Wüste und Leere der politischen Parteikämpfe schwebt der Geist Gottes, um sich hineinzusenken. Und darum dürfen wir nicht die Hände in den Schoß legen. Auch am Anfang des neuen Jahres wollen wir uns von Neuem ermuntern — nicht nur zu treuerem Gebet, zu glaubensvollerem Warten auf die Wege Gottes, sondern auch zu thatkräftigerem Handeln für die Wohlfahrt unseres Volkes, für das Wachsen des Steins auch innerhalb unserer vaterländischen Entwicklung. Die Hoffnung und der Glaube der Christen macht ihn zwar gleichgültig gegen menschlichen Erfolg, aber nicht feige und träge zu menschlichem Handeln. Daß der Herr sein Reich in Herrlichkeit aufrichten wird, ist zwar sicher, aber von unserer Treue, mit der wir in seiner Gnade und in seiner Heiligung bleiben, hängt es ab, ob wir daran teilnehmen.





Durch die Brandung.

Erzählung aus der Gegenwart

von

H. Bredt.

I.

„Familientag? — Gewiß, Kind, mache dich nur fertig und sieh, wo Annie und Rudolf stecken,“ sagt eine etwas starke Dame, die in Hut und Mantel die Treppe herabkommt, auf die Frage eines schlanken Mädchens am Fuß derselben. „Elisabeth! warte —“, aber die Tochter ist bereits in einer Thür verschwunden; die Mutter klingelt und erteilt dem herbeieilenden Diener den Befehl, Herrn Dr. Waeken zu erinnern, es sei Zeit.

„Sehr wohl, Madame Wilkenhaus.“

Die Herrin des großen, schönen Patrizierhauses geht langsam im Flur auf und nieder, bis derselbe sich mit Gestalten belebt, die lachend und schwatzend von mehreren Seiten herankommen.

Elisabeth treibt einen etwa dreizehnjährigen Jungen vor sich her, der sich gewaltig gegen die schwesterliche Gewalt zu sträuben scheint; ein etwas älteres Mädchen springt in großen Sätzen die Treppe herunter, sodaß der dicke Zopf in ihrem Nacken hin- und herfliegt, und ein Herr folgt ihr auf dem Fuß.

„Papa ist auf zwei Tage nach Berlin,“ sagt Frau Wilkenhaus langsam zu Elisabeth, die lächelnd den Kopf schüttelt.

„Immer dieselbe Hetzjagd, das wird Großmama betrüben.“ —

„Nun aber vorwärts, sonst müssen wir noch vor dem Dessert in die Schule,“ ruft Annie; die Besitzerin des dicken Zopfes, und die ganze Gesellschaft verläßt das Haus.

„Herr Doktor, sind Familientage nicht grausig langweilig?“ fragt Rudolf den jungen Mann, der allein bisher geschwiegen, und dem er sich auf der Straße gleich angeschlossen.

„Schwer zu beantworten,“ erwiedert der Doktor.

„Gar nicht,“ wirft Elisabeth, sich zurückwendend, dazwischen, „grausig langweilig, ohne Zweifel!“ —

„Freilich schmeckt es mir immer besonders gut bei Großmama,“ sagt Rudolf nachdenklich, und Dr. Waeken meint lachend, das müsse er bezeugen.

Wenige Minuten bringen die Wanderer zum Ziel, und bald darauf vereinigt die Mittagstafel einen größeren Kreis von Familienmitgliedern, deren Mittelpunkt eine noch rüstige, ältere Dame bildet. Unter den Jüngeren fällt eine junge Frau durch gewählte Toilette und lebhafte, witzige Reden besonders auf, und wir bemerken, daß Elisabeth ihr manchmal spitziger antwortet, als nötig wäre, während diese sonst an dem Geplauder um sie her nur sparsam Anteil nimmt.

„Du und der Doktor, ihr seid wirklich wie ein paar Mumien oder Versteinerungen," scherzte jene wieder, „in welchen Regionen mögen wohl diese erhabenen Seelen weilen?"

„Sei doch nicht so unausstehlich, Erna," sagt Elisabeth mit einem raschen Blick in das gescheite Gesicht ihres mitangegriffenen Gegenübers.

„Lassen Sie der gnädigen Frau doch ihr Vergnügen," meint Dr. Waeken sehr unbekümmert, „ich für mein Teil muß gestehen, daß ich mich soeben bestrebte, etwas von des Herrn Kommerzienrats Worten zu verstehen." —

Der Kommerzienrat ereifert sich grade über die ganze Reform des Schulwesens, Erna begleitet seine Auseinandersetzungen halblaut mit fortlaufenden, spöttischen Anmerkungen; Elisabeth scheint weder das eine noch das andere zu hören. Nach dem sehr reichhaltigen Mahl zerstreut sich die Gesellschaft; die Kinder gehen zur Schule, die älteren Leute zur Mittagsruhe, die jüngeren in ein großes behagliches Zimmer mit Mahagonimöbeln und guten Kupferstichen an den Wänden. Erna gerät sogleich in einen lebhaften Disput mit ihrem Vetter Adolf, einer getreuen zweiten Ausgabe seines Vaters Kommerzienrat, in untadelhaft elegantem Einband, über die Möglichkeit, sich in einem gänzlich unmodernen Raum wirklich behaglich zu fühlen, die er entschieden verneint, sie aber, gereizt durch den Widerspruch, warm verteidigt.

„Nun, bei dir selbst sieht es doch ganz anders aus." —

„Natürlich, ich möchte auch hier nicht immer leben, aber als Abwechselung finde ich es reizend." —

„Sehr reizend, besonders würdest du gewiß Großmamas soliden Nähtisch häufig benutzen," neckt Adolf, „natürlich auch nur als Abwechselung. Was ist denn der neueste Sport im kunstgewerblichen Genre?"

Während die Unterhaltung in ähnlichem Ton lebhaft weitergeht und noch einige Kousinen sich daran beteiligen, merkt Elisabeth, die an ein Fenster getreten ist und gedankenvoll in den noch winterlich kahlen Garten hinausschaut, daß Dr. Waeken neben ihr steht.

„Unerträgliches Geschwätz," sagt das junge Mädchen halblaut, mit gerunzelter Stirn.

„Warum so streng?" —

„Es scheint Sie noch gar zu amüsieren?" —

„Als Abwechselung à la Frau Erna, allerdings." —

„Warum leben wir doch wohl überhaupt? Jämmerlicher Kreislauf von Schlaf, Toilette, Mahlzeiten, sogenannter Arbeit, sogenanntem Vergnügen, — warum dies alles, frage ich?" —

„Sie fragen, wie auch ich es schon gethan, — aber die Antwort fehlt." —

„Den Meinen dürfte ich mit diesen Fragen gar nicht kommen, ich bin froh, daß Sie mich verstehen und nicht verraten." —

„Diese Freude ist mindestens gegenseitig," sagt Dr. Waeken freundlich. Sein schmales Gesicht trägt Spuren ernster Geistesarbeit und gewöhnlich einen ernsten Ausdruck; der herzliche Blick, mit dem er Elisabeth ansieht, verschönert dasselbe entschieden.

„Wie schrecklich, wenn es keine Bücher gäbe, — wenn man sich nie aus dieser häßlichen Welt heraus versetzen könnte," — fährt Elisabeth fort, wie in lautwerdendem Selbstgespräch; ihr Auge haftet an den grauen, schneedrohenden Wolken, ohne Rücksicht auf ihren Nachbar.

„Was haben Sie heut noch vor?" fragt der junge Mann, „für Sie besteht das Leben eigentlich aus recht verschiedenen Items." —

„Die doch schließlich alle auf dasselbe hinauslaufen. Heut, — es ist Montag, nicht wahr? Erst noch hier aushalten, dann reiten wir Quadrille. Pferde schwatzen wenigstens nicht unnötiges Zeug, das ist ein Segen. Ich lernte aber doch eben so gern mit Rudolph bei Ihnen Griechisch und Latein."

„Sehr schmeichelhaft. Nun seien Sie menschlich gegen die andern jungen Damen, die weniger absonderliche Liebhabereien haben, als Sie. Ich gehe."

Dr. Waeken empfiehlt sich, Vetter Adolf, der eifrige, jüngste Chef eines großen Handelshauses, gleichfalls. Die Damen setzen sich auf dem altmodischen, bequemen Sopha und den Sesseln zurecht, auch Elisabeth schließt sich dem Kreise an.

„Der Herr Doktor wird, scheint's, nachgerade gefährlich," bemerkt Lulu, eine kleine Blondine mit schnippischem Stumpfnäschen.

„Meiner weisen Schwester? Du reine Thörin, so etwas zu denken," erwiedert Erna. Weißt du denn nicht, daß Lise Liebe, Ehe u. dergl. als gänzlich unzeitgemäß ansieht und der abstrakten Wissenschaft zu leben gedenkt?"

„Erna, sei doch nicht albern," wirft Elisabeth dazwischen. „Wo ist Paul denn heut?"

„In London für acht Tage. Gräßlich, diese Geschäftsreisen! Im Mai muß er nach Wien, da gehe ich aber mit." —

Die Großmama kommt mit Tochter und Schwiegertöchtern fröhlich plaudernd herein, und die Jugend zieht sich vom Sophaplatz an einen runden Tisch in der Mitte des Zimmers zurück.

„Erna und Mieze, Ihr gehört an den Frauentisch," mahnt Lulu.

„Ach, Unsinn," ruft Erna und fügt halblaut bei: „Das fehlte mir noch, — die Krankheitsgeschichten Tante Henny's und Mama's kenne ich genügend, die Kritik der gestrigen Predigt kann ich entbehren, Tante Emiliens stehende Mägdenot ist mir gänzlich gleichgültig, — Lise, mach' du dich doch den Alten angenehm, ob du dich hier oder da ausschweigst, kann dir ja gleich sein." —

Elisabeth nimmt achselzuckend den Platz der jungen Frau ein, widmet sich scheinbar sehr eifrig ihrer Handarbeit und lächelt verächtlich vor sich hin, als die Unterhaltung um sie her wirklich die genannten Themata in etwas breiter Weise erörtert.

„Was liesest du denn jetzt, Lisbeth?" fragt die herzliche Stimme der Großmama, „du weißt, ich höre zuweilen gern, was eure Köpfe beschäftigt." —

„‚Friedrich den Großen' von Carlyle," erwiedert Elisabeth.

„Das ist ja schön. Geschichte las ich auch besonders gern. Ist dies ein dickes Buch?"

„Sechs dicke Bände." —

„Was du sagst! Ihr Mädels müßt ja gewaltig viel Zeit haben." —

„Elisabeth malt und musiziert ja nicht," bemerkt ihre Mutter, „sie beschäftigt sich lieber mit Lesen und Schreiben." —

„Bitte, Mama —"

„Ja, Kind, ich sage ja nichts."

„Ich fände es nun viel natürlicher, wenn Elisabeth malte oder schnitzte wie die anderen jungen Mädchen," meint Tante Henny halb klagend, halb vorwurfsvoll.

„Eines schickt sich nicht für Alle," sagt Elisabeth kurz; „übrigens fällt mir eben ein, ich bekam einen langen Brief von Hans, er läßt grüßen." —

„Von Hans, meinem lieben Einzigen! Lies ihn uns doch vor, ich habe lange nichts von ihm gehört." —

Tante Henny ist schon viele Jahre Witwe und ihr Hans der Stolz ihres Herzens.

„Das geht nicht, liebe Tante, der Brief ist ja an mich adressiert, nicht an andere Leute."

„Es sind jedenfalls nur unverständliche gelehrte Mitteilungen, Mama," tröstet Lulu, Tante Henny's Tochter.

„Uns schreibt er höchstens eine Seite und das selten genug," seufzt ihre Mutter.

„Mir diesmal nur zehn," lächelt Elisabeth.

„Aber Kind, was denn nur?" —

„Er giebt mir kurze Abrisse seiner drei ersten Vorlesungen. Bei der dritten hatte er schon 30 Zuhörer." —

„Ist es möglich? — Und erlaube, Herzchen, verstehst du denn die Vorlesungen?"

„Was Hans darüber schreibt, sicherlich. Er ist der geborene Dozent." —

„Schade, daß seine Wissenschaft eine so gefährliche ist," bemerkt Frau Wilkenhaus, „ich gestehe, ich habe es nicht sehr gern, wenn Elisabeth viel davon hört." —

„Ach, Mama, gefährlich? Natürlich denkt ein intelligenter Naturforscher heutzutage nicht, wie du; das schadet weiter nichts."

„Elisabeth ist eben mit dem Hergebrachten nicht ganz zufrieden," sagt Frau Wilkenhaus zur Großmama, die recht ernsthaft aussieht.

„Ich würde sie tüchtig im Hause beschäftigen," antwortete diese freundlich.

„Das ist schwieriger, als du glaubst. Jeder Posten ist bei mir in so guten Händen, ja, ich kann wohl sagen, alles geht gerade jetzt wie von selbst. Da kann ich sie nirgend einschieben ohne Störung der Leute.“ —

„Sie würde sich auch vielleicht nicht „einschieben“ lassen,“ lächelt Elisabeth.

„Könntest du denn nicht lieber einen Dienstboten entlassen?“ Ich meine, eine erwachsene Tochter müßte wirkliche Pflichten im Hause haben.“ —

„Unmöglich, Mutter. Die Jungfer macht mir alles zu bequem, denkt an jede Kleinigkeit und kennt allmählich jedes Winkelchen, und mein Mann ist so an den Joseph gewöhnt, — nein, das geht wirklich nicht.“ —

„Annie wächst doch auch recht heran.“ —

„Sie ist sehr musikalisch und wird viel üben müssen. Überhaupt ist Elisabeth auch niemals müßig, im Gegenteil, oft so eifrig bei ihren Beschäftigungen, daß sie nicht einmal gern ausgeht.“ —

„Ob das aber gut für sie ist?“

Elisabeth reckt den schlanken Nacken stolz empor, die lebhaften, dunkeln Augen funkeln, — offenbar ist diese Unterhaltung ihr sehr wenig angenehm.

Glücklicherweise nimmt der Eintritt von Erna's Kleinen, dem zweijährigen Lutz und dem Baby aller Aufmerksamkeit in Anspruch, und dann ist es bald Zeit zur Quadrille und der gefürchtete Nachmittag dahin.

II.

„Wohin gehst du, Elisabeth?“ —

„Zu Paula, in den Verein.“

„Das ist ja schön. Grüße sie und Tante Emilie.“ —

„Danke. Ich hoffe, früh wieder hier zu sein; sie bat mich solange, bis ich zusagte.“

„Was näht ihr denn jetzt?“ —

„Ach, Hemdchen, glaube ich. Paula giebt mir immer irgend ein Stück in die Hand, — du weißt, die ganze Sache ist mir eigentlich höchst zuwider.“ —

„Geh' du nur, es ist ja für die armen kleinen Kinder.“

„Flinken Schrittes wandert Elisabeth die Hauptstraße entlang. Sie sieht nicht rechts, nicht links; ihre Gedanken sind ganz wo anders. Stattliche Häuser, lockende Läden, und dahinter das Gewirr hoher Hinterhäuser und luftloser Höfe, beides läßt sie gleich teilnahmslos; sie lebt in Friedrichs des Großen Zeit und Atmosphäre, die Gegenwart ist ihr halb gleichgültig, halb verächtlich.

Kurz darauf finden wir sie zwischen acht oder neun Damen verschiedenen Alters, den winzigen Ärmel eines Hemdchens in der Hand. Um sie herum schwirrt eine lebhafte Unterhaltung. Außer den uns schon bekannten Kousinen Paula und Lulu gehören mehrere dem weiteren Familienkreise an, der seine Fäden über einen großen Teil der sogenannten „guten Gesellschaft“ der Stadt spinnt. Zwei nicht ganz junge Mädchen sind infolge freundschaftlicher Beziehungen ebenfalls Mitglieder der kleinen Vereinigung, deren Zweck die Beschaffung einer Weihnachtsbescheerung für eine der vielen Kleinkinderschulen ist. Neben Elisabeth sitzt eine zierliche Blondine, die ihr und mehreren anderen erst eben vorgestellt worden, da sie eine Fremde, eine Pensionsfreundin Hanna Fränkels und bei dieser auf Besuch ist, Margarete Mäander aus Berlin. Elisabeth kennt den Namen, liest doch Mama so gern die Erzählungen ihres Vaters, des berühmten „christlichen“ Schriftstellers, die sie selbst freilich achselzuckend bei Seite schiebt. Ein wenig Neugier läßt sie etwas aufmerksamer als sonst zuhören, auch streift ihr Blick wohl einmal forschend das hübsche Figürchen, die krausen Löckchen um Stirn und Nacken, die großen blauen Augen, den kleinen, schöngeschnittenen Mund und das energisch gerundete Kinn.

„Keinenfalls ganz alltäglich,“ beschließt sie im Stillen und ahnt nicht, daß der Gegenstand ihrer Beobachtung sie selbst nicht weniger anziehend findet. Das Gespräch dreht sich naturgemäß zunächst um hauptstädtische Beziehungen, Feste rc., die sämtlich von großem Interesse hier in der Provinz sind.

„Immer kann man aber doch auch bei Ihnen nicht feiern,“ sagt Elisabeth halb spöttisch, als Margarete innehält.

„Die Kehrseite ist nur zu ernsthaft,“ erwidert diese sogleich.

„Nun, die hören wir ja hier auch oft genug schildern.“ —

„Vielleicht, aber haben Sie auch selbst schon etwas davon gesehen?“ —

„Kaum, — das heißt, hie und da begegnet man ja einmal einer jämmerlichen, branntweinduftenden Gestalt, — natürlich sind die Leute meistens selber schuld an ihrer Armut. Mama wirft Unsummen dafür fort, d. h. sie giebt das Geld verschiedenen Diakonissen, sie hört aber nie gern die abschreckenden Einzelnheiten, und ich gestehe, ich auch nicht.“ —

Margarete's Gesicht trägt einen ganz verwunderten Ausdruck.

„Mir würde ein großes Interesse im Leben fehlen, wenn ich den persönlichen Verkehr mit Ärmeren ganz missen sollte,“ sagt sie freundlich.

„Lisbeth übertreibt,“ bemerkt Paula, „bei unserer Bescherung sehen wir doch auch alle die armen Mütter.“ —

„Aber nur ganz von weitem und gesprochen habe ich noch mit keiner.“ —

„Schade,“ meint Margarete. —

„Warum?“ —

„Weil Ihnen dadurch vieles entgeht, dessen ich mich freue.“ —

„Zum Beispiel?“ —

„Erstens merke ich jedesmal, wie unverdient ich es schrecklich gut habe; dann gewinne ich meistens große Achtung vor diesen Frauen, die in den schwierigsten Verhältnissen ihr Gottvertrauen nicht verlieren, sondern sich durch wirkliche Abgründe von Not und Sünde hindurcharbeiten, drittens —“

„Gottvertrauen? Sollte das nicht fast immer frommes Geschwätz sein?“

„Aber, Elisabeth,“ sagt Hanna Fränkel, „ich begreife dich nicht. Grade euer Haus ist als eines der wohlthätigsten bekannt, und du thust, als ginge dich das gar nichts an?“

„Allerdings und mit Recht. Übrigens ist das Thema nun ja wohl erschöpft.“

Elisabeth scheint verstimmt; Hanna, eine besonders liebenswürdige vermittelnde Natur, regt durch eine Frage Margarete an, von ihren Erfahrungen unter Sonntagsschulkindern zu erzählen. Auch diejenigen des kleinen Kreises, deren Gedanken mehr bei der letzten Gesellschaft oder dem nächsten Konzert sind, müssen der anmutigen, oft humoristischen Plauderei gerne folgen. Im Stillen aber beschäftigt Margarete unausgesetzt der Eindruck, den sie aus Elisabeths Worten gewonnen. Diese scheint sich in einem gewissen Widerspruch mit ihrer Umgebung zu befinden, der nicht angenehm berührt, jedoch die offenbare herbe Wahrhaftigkeit, die völlige Unbekümmertheit um die Wirkung ihrer Äußerungen zeigen einen selbständigen Charakter, der Interesse erregt. Elisabeth wiederum versucht, an andere Dinge zu denken, was ihr sonst stets so gut gelingt, und doch horcht auch sie immer wieder auf Margarethe, die ergreifende und komische Szenen in anziehendem Wechsel einander folgen läßt. Die meistens sehr stille Hanna, durch ihrer Freundin Beispiel ermuntert, ergänzt deren Schilderungen durch eigene Erlebnisse, die jüngeren Mädchen beginnen Fragen zu thun, und es es ist wirklich ein in seltenem Maße belebtes Zusammensein, wie auch Elisabeth, obgleich sie kaum Teil an der Unterhaltung nimmt, zugestehen muß. Daß dieses lustige und witzige Mädchen scharf beobachten und tüchtig zugreifen gelernt hat, daß sie von einer gewissen Kraft dazu getrieben wird, nicht nur ihrem Vergnügen, sondern auch für andere zu leben, muß jedem offenbar werden und Elisabeth ertappt sich auf einem leisen Gefühl von Bewunderung, das ihr selbst ordentlich komisch vorkommt. Ihr Werk ist, wie gewöhnlich, nur wenig unter ihren Händen gediehen, — sieht sie doch auf jede gewöhnliche Handarbeit, jede häusliche Beschäftigung geringschätzig herab und hält ihr „Prinzip“, Dinge, die andere ebensogut machen können, diesen lieber zu überlassen, niemals hinter dem Berge. Margarete greift eben zum zweiten Hemdchen.

„Kommen Sie auch wohl zum Lesen?“ fragt Elisabeth, als eine Pause im Gespräch entsteht, in der Hoffnung auf diesem ihrem Lieblingsgebiet wenigstens zeigen zu können,

daß es nicht nur in der Residenz Leute giebt, die zu denken und zu sprechen verstehen.

„Oh gewiß. Nicht grade viel, dafür nehme ich es um so ernster mit der Auswahl."

„Das thue ich auch. Jedes Buch, das des Lesens wert ist, sollte irgend etwas wirklich Wichtiges schildern, nicht nur die übliche Liebesgeschichte in stets erneuter Auflage."

„Sehr wahr, bemerkt Margarete. Aber sollte nicht jedes wirklich gute Buch auch in irgend einer Form dazu mitwirken, die Leser zum Höchsten emporzuheben, sie an den Zweck des Daseins zu erinnern und zu dessen Erfüllung zu helfen?"

„Meinen Sie, vielleicht in der Weise, wie die frommen Blätter, die christlichen Erzählungen 2c.?" fragt Elisabeth, und wieder erstaunt Margarete über den leisen Hohn in ihrem Ausdruck.

„Darüber sind wir doch wohl längst hinaus, d. h. diejenigen, die überhaupt nachdenken. Nichts widert mich mehr an, als das frömmelnde Geschreibsel, das halb zur Denkfaulheit, halb zur Heuchelei reizt."

„Frömmelei widert mich sicherlich ganz ebenso sehr an, wie Sie," erwidert Margarete lebhaft, „Sie scheinen aber die beste Art von Büchern, die ich im Auge habe, noch garnicht zu kennen. Carlyle ist ein großer Denker und muß belebend auf den Verstand wirken, die Seele aber kann er nicht nähren, da er wohl einen Gott, aber keinen Heiland kennt.

Bei diesen freimütigen Worten geht ein Zug der Verlegenheit über die meisten Gesichter, Hanna schüttelt leise den Kopf, — eine kleine Pause entsteht. Endlich beginnt Paula zögernd: „Ich glaube, die Bücher, die Sie meinen, sind aber sehr langweilig."

Elisabeth sieht verletzt und erregt aus. sie stimmt Paula hastig zu: „Natürlich. Was in aller Welt sollte ich z. B. mit einem „Heiland"? Das klingt ja ganz vorsündflutlich. Daran denkt doch heutzutage niemand mehr, als höchstens die Pastoren und die Alten."

„Ist das nicht doch auch oberflächlich gesprochen?" fragt Margarete ernsthaft. „Warum denken Sie denn nicht daran? Weil Sie darüber hinaus zu sein glauben, oder weil es lästig und unangenehm ist, oder weil Sie zu viel anderes vorhaben? — Ich möchte hier nicht predigen," fährt sie lächelnd fort. „Das geschieht ja gerade hier gewiß genug. Aber einige solche Bücher, wie ich Sie liebe, könnten Ihnen wirklich nicht schaden." —

Der Verein ist zu Ende, die Damen brechen auf. Margarete tritt zu Elisabeth, die mit glühenden Wangen den Mantel anzieht.

„Sie sind mir doch nicht böse?" fragt sie mit großer Wärme in Ton und Blick. „Ich konnte nicht anders." —

Elisabeth fühlt sich entwaffnet und wider Willen angezogen, begnügt sich aber mit einem stummen Händedruck und geht eilig davon.

Margarete fragt auf dem Weg zu Hanna's bescheidenem Heim diese nach allem, was sie von Elisabeth weiß und erfährt, daß Letztere immer sehr bestimmt ihren eigenen Weg gegangen, daß die oft leidende Mutter gar keinen Einfluß auf die viel begabtere Tochter besitze, daß Elisabeth stets am liebsten mit einem ihrer vielen Vettern verkehrte, der, allen Familientraditionen entgegen, Naturwissenschaft studiert habe; daß sie in verwöhnenden Verhältnissen erzogen, wenig Wert auf äußere Dinge lege, hingegen geneigt sei, Geist und Verstand überhoch zu schätzen; daß sie zärtlich an den jüngeren Geschwistern hänge und sich mit ihrer ältern Schwester schlecht verstehe.

„Wie merkwürdig ist der Widerwille gegen manches, was sich bei getauften Christen von selbst verstehen sollte," sagt Margarete nachdenklich; „die Mutter ist doch wohl eine fromme Frau?" —

„Sie geht zur Kirche," erwiedert Hanna ausweichend, „was aber deine „getauften Christen" angeht, Liebste, so leben wir bekanntlich leider nicht mehr in Missionsgemeinden der Apostel."

„Aber ihr habt doch ganz vortreffliche Prediger und im Ganzen noch christliche Sitten."

„Und doch siehst du die Frucht: bei Elisabeth Abneigung, bei den meisten Gleichgültigkeit und nur bei Einzelnen Empfänglichkeit." —



„Ob ich dieser Elisabeth nicht einmal meinen Drummond leihen könnte? Du kennst doch des großen schottischen Naturforschers Hauptwerk."

„Nein, ich nicht, aber wenn es einen recht gelehrten Titel hat, zieht es sie vielleicht an."

„Versuchen will ich es doch bei Gelegenheit."

Inzwischen arbeitet es in Elisabeths Kopf, neue Gedanken und Eindrücke jagen und drängen sich, und sie ärgert sich, nicht zu ihrer gewöhnlichen philosophischen Ruhe, mit der sie sich über die „Alltagswelt" zu erheben gewohnt ist, gelangen zu können. Unbedingt wahrhaftig, muß sie zugestehen, daß Margarete ihr liebenswert und gescheit erschienen, und daß sie selbst derselben gegenüber keine günstige Rolle gespielt. Sie ist oberflächlich genannt worden; ist denn gerade sie nicht dafür bekannt, daß sie allen Dingen auf den Grund zu bringen versucht? Freilich, das Problem der christlichen Anschauung hat sie als unlösbar längst bei Seite geschoben. Lächelt doch Vetter Hans nur über die Hirngespinnste und Selbstquälereien, die für ihn jedes vernünftigen Grundes entbehren, und ist doch Dr. Waeken von ganz anderer Seite her zu dem Ergebnis gelangt, daß wohl ein Wesen, ein höchstes Gut anzunehmen, die speziell christliche Ausgestaltung der religiösen Idee aber allen andern Religionen gleich, als Mythus zu betrachten sei. Sie hat sich gewöhnt, Alle, die noch den Lehren der Bibel anhängen, im Stillen als beschränkt und mehr oder weniger urteilslos zu betrachten. In Margarete zeigte sich in überraschender Weise das Gegenteil, ja, auch Hanna ist ihr heut viel interessanter vorgekommen als sonst. Und darüber wunderst du dich, du kluge Elisabeth?

III.

„Wir gehen mit in das Passionskonzert," ruft Annie der Schwester entgegen, die, noch ganz in Gedanken, ein hübsches Wohnzimmer betritt. Zwei elegante Schreibpulte stehen an den Fenstern, ein langer, halbhoher Bücherschrank nimmt die eine Wand ein, gegenüber steht ein Piano, in der Ecke lockt ein Sophaplätzchen mit Schaukelsessel und Ziertischchen. Hier hausen die beiden Schwestern, da Elisabeth sich energisch geweigert, ihr Anrecht daran bei der Rückkehr aus der Pension vor jetzt drei Jahren aufzugeben.

„Mit? — Mit wem denn? Und was bedeutet der Majestätsplural? Bitte um etwas Logik," erwidert Elisabeth, liebevoll die sie fast überragende kräftige Gestalt Annie's musternd.

„Rudolf und ich — natürlich, und mit dir und Hugo, wenn du nichts dagegen hast."

„Kommt Hugo wirklich zeitig genug? Das ist ja herrlich. Und Hans muß nun auch bald erscheinen. Wann gehen denn eure Ferien an?"

„Nächsten Samstag. Was ziehst du zum Konzert an? Schwarz, nicht wahr?"

„Es ist zwar eigentlich albern, aber die Sitte will es einmal so." —

„Albern? Aber hör', Lis!" —

„Verzeih, du sollst Recht haben. Und nun lasse mich ein bischen ungestört, bitte."

Annie setzt sich an ihr Pult; sie kennt Elisabeth so genau und hat nebenbei so große Hochachtung vor deren Beschäftigungen, daß sie zeitweilig sogar ihre Plauderlust bezähmt. Elisabeth aber kann sich heut nicht entschließen, zu der ihr sonst so wichtigen Lektüre zu greifen; Bruchstücke des Gesprächs von heut Nachmittag schwirren ihr durch den Sinn. Wie glücklich schien diese Margarete! Sie fragt gewiß nie, warum wir leben, hat gewiß immer genug zu thun, weiß, daß sie Andere zu beglücken und zu beeinflussen vermag; dabei ist sie so zufrieden mit ihren einfachen Anschauungen, — sie ist Elisabeth wirklich ein Rätsel, das zu denken giebt. Wem nützt ihr Lesen, ihre Schriftstellerei, ihre Teilnahme an dem wissenschaftlichen Streben der Freunde eigentlich? Bisher ist sie im Stillen stolz darauf gewesen, daß alle Tanten und Kousinen sie kopfschüttelnd als Sonderling betrachten, daß ihre Gedanken viel höhere Bahnen suchen, als in dem alltäglichen Leben zu finden sind, — sie verachtet weibliche Arbeit ebenso sehr wie weibliche Eitelkeit und Vergnügungen, — was aber ist das Resultat ihrer wirklich ernsten Bemühungen, sich über das Niveau des Gewöhnlichen zu erheben? Fühlt sie sich befriedigt? — Sie kommt sich unsäglich unverstanden und einsam vor, und weiß auch

keinen Rat und keine Hülfe. Ihrer Mutter kann sie nichts von dem mitteilen, was sie bedrückt, die gute Mama würde entweder sagen: „Kind, das ist alles Einbildung," oder von ihrem „lieben Gott" reden, kurz, ihr nichts nützen können. Aber Margarethe? — Ach nein, sie glaubt ja noch, daß es einen Heiland giebt, — es war komisch, so davon zu reden. Und doch kam Elisabeth sich neben ihr garnicht überlegen vor, wie sonst fast immer.

„Du schläfst wohl, Lißʔ" ruft Annie lachend, „hast noch kein Blatt umgewandt. Hilf mir bei dieser englischen Arbeit, bitte!" —

Elisabeth folgt diesem Wunsche gern. Annie wenigstens hat sie nötig, das ist ihr in diesem Augenblick ein tröstliches Gefühl. Der stillen Arbeitsstunde folgt ein unruhiger Abend. Hugo, Elisabeths Zwillingsbruder, ein jugendlicher Lieutenant, kommt an, während man noch bei Tische sitzt, und beginnt alsbald nach seiner Gewohnheit „Leben in die Bude zu bringen," wie er es nennt. Lebhafte Neckereien fliegen hin und her, Annie insbesondere bleibt selten eine lustige Antwort schuldig, und Rudolf wird zuweilen etwas heftig dabei. Dr. Waeken nimmt scherzend seines Schülers Partei, Elisabeth aber kann sich heut nicht dazu bringen, teilzunehmen. Wie kann Hugo nur so albern sein und thun, als ob Scheitel, Frisuren und sonstige Modenarrheiten das Wichtigste auf Erden wären. Hugo ist wirklich noch recht kindisch und macht die Andern alle ebenso. Und als Elisabeth versucht, wenigstens den Doktor auf den Pfad einer vernünftigen Unterhaltung zu locken, antwortet er ihr lachend und wendet sich sogleich wieder dem vergnügten Kreise zu. Elisabeth ärgert sich darüber, ärgert sich aber auch über sich selbst. Warum kann sie sich nicht über die harmlose Lustigkeit der Geschwister freuen? — Sie möchte gern ihrem stillen Ideal einer edlen Frau gleichen, selbstlos, geduldig sein, — sie ist noch recht weit davon entfernt und empfindet das heut schmerzlicher als je. — Rudolf giebt seiner Freude, die Bach'sche Matthäuspassion bald zu hören, Ausdruck, und Hugo stimmt ihm bei, indem er hinzufügt: „d. h. wenn alle hübschen Mädels mitsingen."

„Darauf kommt es doch im Konzert nicht so sehr an," sagt Elisabeth, und das Geplänkel beginnt von Neuem, da der Lieutenant es natürlich nicht lassen kann, diese „Geschmacksverirrung" zu korrigieren.

„Es ist zu gelungen, alle die Leute grade diese ernsten Worte singen zu hören," bemerkt Annie. „Viele denken gewiß kaum daran, was sie bedeuten." —

„Hälst du das denn für nötig, holde Kleine?" —

„Natürlich wirkt aller Gesang doch viel mehr, wenn er von Herzen kommt," meint Annie harmlos und Hugo lacht herzlich.

„Wozu wäre denn die Schauspielkunst gut? Selbstverständlich thun alle Sänger und alle Sängerinnen erst recht so, als wenn nur die schönsten Gefühle sie beseelten, und freuen sich im Stillen schon auf den Champagner und den Jux nachher."

„Aber, Hugo, das klingt ja entsetzlich," sagt Frau Wilkenhaus, die vom Ruhebett aus der Jugend zuhört. Ihr Mann hat wie gewöhnlich abends ein großes Quantum Zeitungslektüre zu bewältigen und hat sich gleich nach dem Essen in sein spezielles Heiligtum geflüchtet.

„Vielleicht, ist aber leider unbestreitbar. Die Welt ist nicht so ideal, wie ihr sie euch denkt", erwidert der Philosoph im bunten Rock und fährt lustig fort: „Und das ist auch ein Glück, wie wollte sonst unsereiner durchkommen. Ich pfeife auf alle die Gefühle, eine gute Zigarre ziehe ich entschieden vor."" —

„Pfui, Hugo," ruft Annie, und Elisabeth sieht ihn ernsthaft an. Hugo ist ihr noch nie so leichtsinnig, so unbedeutend erschienen, wie heute Abend, und doch äußert er eigentlich nichts auffallendes, Adolf und Hans würden ganz ähnlich sprechen. Aber der Doktor? Warum lacht auch er mit, statt für eine höhere Lebensanschauung einzutreten. Ach, er hält ja Alles nur für Scherz und Ausbrüche mutwilliger Laune und läßt dem Ebenbild Elisabeths so gern sein Vergnügen. —

Das Passionskonzert ist eigentlich die einzige Erinnerung an die Passionszeit für den ganzen jugendlichen Kreis; der Palmsonntag bringt Annie's Konfirmation, der Charfreitag den gewohnten Abendmahlsgang. Hugo ist dem letzteren durch einen Besuch bei

einem auswärtigen Freunde ausgewichen, Elisabeth hat mit innerem Widerstreben und schlecht verhehlter Gleichgültigkeit teilgenommen und atmet erleichtert auf, als die Zeremonie einmal wieder für lange Zeit überstanden ist; Annie sucht sich nach Kräften an ihres treuen Pastors Belehrungen zu erinnern, wird aber durch kleine Äußerlichkeiten so zerstreut, daß auch sie ganz froh ist, als der „stille“ Samstag mit seinen Vorbereitungen zum Osterfest kommt und sie die Gedanken von all den geistlichen Dingen auf Eierfärben und Kuchenbacken richten kann.

IV.

Der Frühling naht mit Macht; Schneeglöckchen und Krokus gucken schon aus der Erde, die Gesträuche zeigen den ahnungsvollen, grünlichen Schimmer, der dem vollen Blätterschmuck vorangeht, freche Spatzen suchen ihre Sommerwohnungen mit großem Geschrei. Elisabeth feiert Geburtstag. Der mit Geschenken beladene Tisch, die von allen Seiten gesandten Blumen und glückwünschenden Briefe, die herkömmlichen Besuche von Verwandten und Freundinnen haben Elisabeth nicht überrascht, vielleicht kaum herzlich erfreut. Nur Annie's Azalienbäumchen und kleines selbstverfertigtes Gedicht empfindet sie wohlthuend als echtes Geschenk; alles andere ist mehr oder weniger der Sitte gemäß und verliert dadurch an Wert. Der größte Teil der weiblichen Familie wird zu feierlichem Nachmittagskaffee erwartet. Elisabeth eilt eben vorher noch zur Großmama, die durch eine leichte Erkältung am Ausgehen verhindert ist, um sich deren Glückwunsch und Geschenk persönlich zu holen.

Die liebe, alte Frau sitzt in dem gewohnten Lehnstuhl am Tische, wie immer fleißig strickend, vor sich ein aufgeschlagenes Buch.

„Nun, Kind, überschüttet wie gewöhnlich? Gott segne dich im neuen Lebensjahr. Eigentlich möchte ich dich vergnügter sehen, du hast so unendlich viel zu danken und kommst mir manchmal nicht einmal recht zufrieden vor.“ —

Sieh da, die Großmama hat doch bessere Augen, als andere Leute.

„Du wünschtest dir wieder so dicke Bücher,“ fährt sie kopfschüttelnd fort und nimmt ein Packet vom Seitentischchen: „Gut sind sie wohl; lies sie gesund und hübsch langsam — nun Jette?“ —

„Frau Prediger Bestli möchte Madame Henning einen Augenblick sprechen.“

„Natürlich, ich gehe schon.“ —

„Nein, Kind, warum? — Herein, Jette, flink,“ und die Großmama geht dem neuen Gast einige Schritte entgegen. Elisabeth kennt den Namen, wenn er auch meistens mit einer leisen Beimischung von Zweifel und Spott genannt wird; es ist der eines Evangelisten, der ohne festes Amt von Stadt zu Stadt zieht, um durch seine ungewöhnliche Rednergabe die Leute zu „belehren“, dessen Familie aber hier am Orte lebt. Augenblicklich entspinnt sich eine lebhafte Unterhaltung. Frau Bestli kommt, um für eine arme Familie um Unterstützung zu bitten, und Elisabeth hört ganz verwundert die warme Schilderung der unverschuldet traurigen Zustände und den innigen Dank für die freundlich gespendete Gabe. Wie kann man sich so um Leute bemühen, die einen nichts, aber auch wirklich garnichts angehen!

„Meine liebe Enkelin feiert heut Geburtstag,“ sagt die Großmama herzlich und streichelt Elisabeths Arm; diese findet die Äußerung im Stillen sehr unnötig.

„Darf auch ich Ihnen für das neue Lebensjahr des Herrn Segen wünschen? Er gebe Ihnen, was Ihnen gut und nötig ist und lasse Ihnen alle Dinge zum Besten dienen,“ sagt Frau Bestli und schaut Elisabeth freundlich an. Was für wunderlich umständliche Worte, und doch ist es Elisabeth, als ob diese Lippen ganz bestimmt nie eine der ihr so verhaßten Phrasen als Gewohnheitssache aussprechen könnten, als ob diese ernsten, liebevollen Augen bis auf den Grund ihrer schwankenden, unbefriedigten Seele zu schauen vermöchten. Nimmt Frau Bestli an ihr etwa ähnlichen Anteil, wie an den Armen, deren Not sie vorhin empfunden, wie ihre eigene? Merkwürdigerweise ist ihr dieser Gedanke nicht demütigend, sondern, wenn auch überraschend, eher wohlthuend.

Sie sagt zwar nichts, blickt aber ihrerseits verlangend in das geistvolle Gesicht der neuen Bekannten, die nach einem Augenblick lebhaft fortfährt: „Gott schenke Ihnen dazu Erkenntnis Seiner Liebe, damit Sie Ihn auch wieder lieben können." —

Das klingt nun wieder merkwürdig und predigtmäßig; Elisabeth möchte gern dagegen rebellieren, aber die Frau hat es ihr wohl angethan, sie muß den warmen Händedruck ebenso erwiedern, mit dem Frau Bestli sich jetzt verabschiedet. Elisabeth besinnt sich auf die Geburtstagsgesellschaft daheim, dankt der lieben Großmama und begleitet Frau Bestli, bis ihre Wege sich trennen. In den wenigen Augenblicken wird nichts Besonderes gesprochen, aber Elisabeth eilt ganz erfüllt von dem gewonnenen Eindruck nach Hause. Nun folgen Stunden voll Geplauders, Getändels, unnötiger „Arbeiten," unnötiger Worte, vielen Essens und Trinkens — wer kennt sie nicht, wer fühlt sich nicht erleichtert, wenn sie glücklich vorüber sind? — Elisabeth werden sie heute schwerer als sonst, — ist sie doch die gefeierte Hauptperson, muß sie doch für alle Wünsche und Gaben danken, die so selten von Herzen kommen, sondern einfach auf dem Gesetz der Gegenseitigkeit beruhen, und vergleicht sie doch immerfort heimlich die teils oberflächlichen, teils kritisierenden Äußerungen um sie her mit den wenigen Worten Frau Bestli's, die sie wohl behalten. Dr. Waeken betrachtet sie sorglich, als sie nach überstandener Festlichkeit das Eßzimmer betritt.

„Sie sehen so schachmatt aus. Es scheint eine anstrengende Freude gewesen zu sein."

„Allerdings." — Elisabeth zwingt sich zu lächeln, aber das Resultat ihrer Bemühung ist gering.

„Hörtest du, wie sich Paula ereiferte, weil Toni ganz dasselbe Kostüm gehabt wie sie, nur in anderer Farbe?" sagt Annie, die nach der Schule teilgenommen.

„Geschwätz," sagt Elisabeth müde. „Wenn das wahr wäre, was man als Kind lernt, von der Rechenschaft über jedes unnütze Wort —"

„So würde die Ihrige gewiß nicht erheblich sein," meint der junge Mann.

„Leider ist das ein großer Irrtum. Ich habe auch viel zu viel geredet, man kommt unvermerkt dazu und ärgert sich nachher darüber — Kennst du vielleicht eine Bestli in eurer Schule, Annie?"

„O ja, eine ist in meiner Klasse, und eine in der zweiten."

„Ich traf ihre Mutter heut, und sie gefiel mir," sagte Elisabeth etwas zögernd.

„Aber Kind, eine so excentrische Persönlichkeit," bemerkte Frau Wilkenhaus, „ich höre, sie soll sogar zuweilen öffentlich reden." —

„Hoffentlich nur Gutes," antwortet Elisabeth in gereiztem Ton.

„Seit wann sind Sie denn eine Verfechterin blinden, pietistischen Muckertums, zu welchem diese neue Freundin doch unbestreitbar gehört?" fragt Dr. Waeken halblaut, und Elisabeth muß seine Verwunderung gerecht finden; wundert sie sich doch auch über sich selbst. Sie giebt jedoch keine Antwort und hört schweigend zu, während die Mutter und Annie in scherzhaftem Wetteifer alle komischen Seiten und kleinen Schwächen gewisser Kreise aufzählen. Herr Wilkenhaus nickt Beifall und erzählt ein besonders drastisches Beispiel von Anmaßung und geistlichem Hochmut, geht dann aber zu Näherliegendem über. Mit einem scharfen Seitenhieb auf Hugo's unprofitables Dasein, fordert er Rudolf auf, jedenfalls bei Zeiten über seinen künftigen Beruf nachzudenken.

„Nun, Papa, Hugo thut doch seine Pflicht, sonst würde sein Oberst nicht so zufrieden mit ihm sein," sagt die Mutter gekränkt. Hugo ist ihre Achillesferse.

„Ja, ja, liebes Kind, aber mir kostet er nur viel Geld. Ich denke, Rudolf wird mal den Ehrgeiz haben, die alte, gute Firma noch ganz anders in die Höhe zu bringen, als uns Alten das möglich ist." —

„Ich weiß doch noch nicht, Papa," sagt Rudolf ernsthaft, „ist es nicht riesig langweilig, Kaufmann zu sein?"

„Aber Junge, was fällt dir ein? Langweilig! Na, du bist noch etwas dumm. Wir haben viel zu viel zu thun, zu bedenken, anzuordnen, um es je langweilig zu finden, und die Resultate eines guten Jahres sind auch gar nicht langweilig, das kann ich dir

sagen. Heutzutage ist der Industrielle, dessen Kapital richtig arbeitet, der einflußreichste Mann im Staat, und es ist angenehmer, Hammer als Amboß zu sein." —

„Ja, aber, Papa, es muß doch auch studierte Leute geben." —

„Ja gewiß, Junge, aber die meisten von ihnen bringen es nicht weiter, wie einer unserer Buchhalter." —

Elisabeth wird es schwer zu schweigen, aber sie kennt ihren Vater und ist von Kindheit auf daran gewöhnt, ihm nicht zu widersprechen. Ihr ganzes Innere empört sich dagegen, Arbeit und Menschen nur nach dem pekuniären Erfolg zu schätzen. Ist Vetter Adolf etwa ein besserer oder tüchtigerer Mensch, als der Doktor oder Hans? Und wie lange dauert irdisches Gut, wenn es auch noch so reichlich erworben wird? der Tod spendet es Anderen, denen es gar nicht immer zum Segen wird; Elisabeth kennt solche Fälle recht gut. Sie ist ganz froh, sich bald zurückziehen zu können, da auch Frau Wilkenhans von dem anstrengenden Tage ermüdet ist. Die Begegnung mit Frau Bestli kommt ihr vor wie ein Atemzug aus ganz anderer, höherer Luft, — worin liegt das nur? Sie sagte eigentlich nur ganz bekannte Bibelworte, die Elisabeth durch oftmalige, gewohnheitsmäßige Wiederholung längst gleichgültig lassen oder vielmehr eher abstoßen, — aber die herzliche Wärme, der bedeutende Ausdruck des Gesichts, der Stempel unbedingter Wahrhaftigkeit, — ach, Elisabeth fühlt dunkel, daß diese Frau ihrem eigenen Ideal um ein großes Stück näher gekommen, als sie selbst und bedauert, daß sie kaum Gelegenheit haben wird, dieselbe wiederzusehen.

Annie ist zu Bett gegangen, Elisabeth steht noch in tiefem Nachsinnen vor ihrem Geburtstagstisch und blättert mechanisch in den neuen Büchern.

„Verzeihen Sie, Fräulein Elisabeth," sagt Dorchen, die Köchin, die nach einigem vergeblichem Klopfen eingetreten, „dies Packetchen kam schon heut Nachmittag und ist in all dem Trubel liegen geblieben." —

„Das ist wohl nicht gefährlich, — wird so eilig nicht sein," meint Elisabeth freundlich, da sie des Mädchens etwas ängstliches Gesicht sieht. Eine sehr aparte Schrift, Elisabeth kennt die Hand nicht. Ein Buch und ein Briefchen. Was tausend! „Ihre ergebene Margarete Mäander!" Was mag die nur wollen! Grade heute hat sie auch an Margarete denken müssen, die gewiß mit Frau Bestli ganz eines Sinnes wäre. Oh weh, das Buch ist gewiß eines von denen, die den „Heiland" predigen. „Das Naturgesetz in der Geisteswelt." Das klingt ja ganz merkwürdig; Beides liegt doch sonst mit einander im Kampf, die Christen scheuen die Naturgesetze, die Naturforscher leugnen die Geisteswelt. Der Titel reizt zum Lesen. Und wie liebevoll bittet die Spenderin darum, bittet, ihre Dreistigkeit mit dem warmen Interesse entschuldigen zu wollen, das Elisabeth ihr eingeflößt, erwähnt, daß Hanna ihr den Geburtstag verraten und fügt so freundliche Wünsche für das neue Lebensjahr bei, — wie ist das Alles nur möglich? Könnte Elisabeth in dieser Weise an Jemand denken oder schreiben, der ihr so wenig verbindlich begegnete, wie sie es sich bewußt ist? Der Poststempel fehlt, Margarete ist also wohl noch bei Fränkels. Lästig, ein Besuch dort wird unvermeidlich sein. Sie will aber doch gleich noch einen Blick in das Buch werfen. Vorwort und Einleitung sehen sehr lockend aus, und gleich der erste eigentliche Abschnitt trägt den Titel: „Entstehung des Lebens." Sie sieht im Durchblättern Mottos und Zitate aus Werken moderner Naturforscher, Huxley's, Spencer's, Büchners ꝛc. die ihr durch Hans wohlbekannt sind, und wundert sich immer mehr, setzt sich im Sophaeckchen zurecht und beginnt mit der ersten Seite

V.

Niemand findet es wunderbar, daß Elisabeth am nächsten Morgen erst spät im Familienkreis erscheint; die Kinder sind schon zur Schule, der Vater thut bei der letzten Tasse Kaffee einen Blick in das neueste Kursblatt, die Mutter klagt Dr. Waeken, durch abscheuliches Hundegebell kaum Schlaf genossen zu haben. Der Doktor hört wie immer teilnehmend zu, beobachtet aber dabei Elisabeth's Bewegungen.

„Was hast du heut vor, Elisabeth?" fragt die Mutter; „könntest du nicht einige Besorgungen mit mir machen? du weißt, ich entscheide mich nicht gern allein, und du hast einem so guten Geschmack." —

„O ja, Mama, wenn es sein muß. Gleich habe ich an Hans zu schreiben und möchte dann mit den Kommissionen einen Besuch bei Fränkels verbinden." —

„Bei Fränkels? das ist ja schön, du weißt, wie sehr Hanna mir gefällt, ich möchte nur, sie trüge das Haar wie Ihr Anderen." —

„Erzählte ich nicht neulich von ihrer Freundin, der Tochter Mäanders in Berlin? Ich traf sie im Verein bei Paula und in bezug auf ein Gespräch dort schickte sie mir ein Buch, das ich gestern Abend schon zum Teil gelesen habe. Ich muß ihr wohl dafür danken." —

„Ja gewiß, Kind. Aber ich verstehe nicht ganz, — sie schenkte dir ein Buch? — eins von ihrem Vater? die liebst du doch sonst nicht." —

„Nein, ein ganz anderes, ein ganz famoses Buch. Sie müssen es jedenfalls auch lesen, wendet sich Elisabeth zu Dr. Waeken, der ihr still belustigt zugehört hat.

„So? jedenfalls?" —

„Ja gewiß. Denken Sie doch nur, christliche Ideen in streng wissenschaftlichem Gewand, aber nicht theologischem, sondern biologischem, naturwissenschaftlichem. Ich sage Ihnen, die einfachsten Worte erhalten einen ganz neuen, tiefen Sinn; ich fühle mich wie vor offenen Thüren des Verständnisses, gar nicht, wie der gleiche Mensch von gestern." —

„Ich habe Sie noch selten so begeistert gesehen," sagt der Doktor, ich dachte Carlyle wäre Ihr Priester und Prophet." —

„Ich liebe Carlyle", sagt Elisabeth, „aber er macht mich traurig, er ist Pessimist und kann nichts anders sein. Aber Drummond zeigt mir wirklich Lichtstrahlen, wo ich bisher nur hoffnungsloses Dunkel sah. Ich bin höchst begierig, ihn zu Ende zu lesen." —

„Drummond? Ah! der Schotte, Naturforscher und religiöser Volksredner zugleich! Ich las einen Artikel über ihn. Ist Drummond auch wirklich kein Humbug?" —

„Aber, Doktor, — nein, ich gehe und schreibe an Hans." —

Die Eltern haben schon das Zimmer verlassen; Elisabeth ist aufgesprungen, der Doktor hält sie zurück.

„Verzeihen Sie mir, aber denken Sie noch unseres Kontraktes, nie durch Menschenüberredung unseren Verstand knechten lassen zu wollen?" —

„Ja gewiß, — aber lesen Sie nur selbst, von Knechtung ist keine Rede, und mein Verstand fühlt sich grade angenehm angeregt." —

Der Doktor sieht zweifelhaft und gespannt aus und öffnet Elisabeth höflich die Thür.

Im Wohnzimmer oben ist schön aufgeräumt und gelüftet, der Füllofen verbreitet eine angenehme Wärme; Elisabeth setzt sich behaglich an ihr Pult. Es drängt sie, auch Hans von ihren neuen Eindrücken zu berichten. Eigentlich sollte sie noch damit warten, das Gelesene erst verarbeiten, ihre Gedanken sich klären lassen, aber es kommt ihr wie ein Verrat an der Freundschaft vor, länger zu schweigen. So teilt sie in vollem Eifer dem lieben Vetter einige der sie anziehenden Anschauungen mit, sie verschweigt auch nicht, daß kurz nach einander zweimal ihr Menschen begegnet, die ihr ganz anders vorgekommen, als alle übrigen und zwar besser, liebenswerter und doch mindestens ebenso gescheit, und spricht den ernstlichen Wunsch aus, die leitenden Ideen des Christentums, die sie schon als abgethan bei Seite geschoben, noch einmal einer ernstlichen Prüfung auf ihre Wahrheit zu unterziehen.

Als sie soweit gekommen, läßt die Mutter sie zum zweiten Frühstück rufen und nach demselben wird der verabredete Gang angetreten. Die neuen Sommertoiletten, schon mehrfach Gegenstand des Gesprächs und der Überlegung, müssen endlich ausgesucht werden. Elisabeth seufzt im Stillen über die Umständlichkeit, mit der Frau Wilkenhaus alles prüft und mit dem gewandten Kommis, der seine guten Kunden kennt, berät. Ihre eigene Entscheidung trifft sie in wenigen Minuten, allerdings gefällt ihr natürlich das feinste am besten, und der Kommis preist des Fräuleins Geschmack mit großem Eifer. Die ge-



schmeichelte Mutter stimmt ihm bei, unter Elisabeths Mitwirkung wird noch ein reizendes, helles Kleid für Annie gewählt, dann bezahlt die Mutter das Ganze, und diese wichtige Angelegenheit ist glücklich erledigt.

„Ich muß noch einiges für das Haus kaufen, Kind, — mach du jetzt nur deinen Besuch und komm auch pünktlich zu Tisch, du weißt ja, Paul und Erna essen bei uns." —

Elisabeth eilt mit geteilten Gefühlen der Gegend zu, wo Fränkels wohnen. Es geht ein gutes Stück bergan und durch ein ärmliches Quartier hindurch, dann aber in eine freundliche, neuangelegte Straße mit hübschen Häusern hinter Vorgärtchen. Sie weiß durchaus nicht, in welchem Tone sie beginnen soll, — dankend natürlich, aber doch auch ja nicht zu vertraulich, — ach was, sie muß es dem Zufall überlassen. Dieser scheint ihr günstig, denn als sie eben die Thürklingel berührt, kommt Margarete selbst hinter ihr den kleinen Pfad herauf.

„Wie nett, daß Sie selbst kommen, das hatte ich nicht zu hoffen gewagt." —

„Ihre unerwartete Freundlichkeit" — beginnt Elisabeth.

„Hier hinein, bitte, dort sitzt Hanna mit einer Näherin in vollem Eifer und aller Unordnung, die häusliche Schneiderei mit sich bringt." —

„Ich sage ihr nachher noch guten Tag, dieser Besuch gilt allerdings zunächst nur Ihnen. Wie konnten Sie nur wissen, das mich dies Buch besonders interessieren würde?" —

„Thut es das? das ist mir sehr lieb. Ich habe zuweilen eine Art von Eingebung, die mich ahnen läßt, was dem oder jenem dienen könnte, die mich aber dann auch zwingt, danach zu thun. Gradezu ein moralischer Zwang."

Margarete sagt das lächelnd, aber Elisabeth bleibt sehr ernst.

„Eine Eingebung? das klingt ja etwas mittelalterlich. Aber in meinem Falle war sie jedenfalls im Recht." —

„Ihnen gegenüber will ich doch deutlicher reden. „Bittet, so wird euch gegeben," heißt es heut noch so gut wie vor Zeiten, und wenn ich so gern, so unaussprechlich gern Jemandem helfen möchte, der mir nicht so glücklich vorkommt, wie er sein sollte, so erfüllt der Herr eben Seine Verheißung, lenkt meine Gedanken und bringt mich dazu, allerlei zu thun, was mir selbst manchmal sonderbar erscheint." —

„Für mich haben Sie gebetet? Ja, sollte denn wirklich Gott unsere Gebete hören? Sie glauben das, — ich kann es nicht, wirklich nicht." —

„Dem Aufrichtigen läßt es Gott gelingen. Sollten Sie, wenn Sie Drummond ausgelesen haben, sich entschließen, noch einige meiner Lieblinge kennen zu lernen, so stehe ich jederzeit gern zu Diensten." —

„Es kann Ihnen doch eigentlich ganz gleichgültig sein, was ich denke." —

„Gewiß nicht, denken Sie, der Missionsbefehl bezieht sich nur auf die Heiden?" —

„Daran habe ich noch nie gedacht", sagt Elisabeth betroffen, „und hier bei uns denkt auch gewiß Niemand daran." —

„Hier? Aber, liebes Fräulein, grade hier sind so treue Beter und Arbeiter, — sollten Sie denn ganz außerhalb der christlichen Kreise leben?" —

„Nur Großmama versucht manchmal, von ernsten Dingen zu reden, — nicht, wenn die Herren dabei sind; Andacht und Kirche sind uns Allen mehr oder weniger lästige Pflichten, die abgemacht werden müssen, weil Mama und die Sitte es fordern, — das ist auch Alles. Von Großmama glaube ich allerdings, daß sie betet, davon spricht sie natürlich nicht." —

„Aber sicherlich hat ihre Mutter Sie doch selbst beten gelehrt?"—

„Morgens, Mittags und Abends kindliche Reime, bei denen sich Niemand etwas denkt." —

„Und im Konfirmanden-Unterricht? Bei Ihren vortrefflichen, gläubigen Predigern denke ich mir den doch wunderschön." —

„Ach nein, es war langweilig. Kam einmal ein Passus, der uns Alle interessiren konnte, so störten gewiß unartige Jungens, oder Andere hatten nicht gelernt, der Pastor wurde unangenehm, und meine Stimmung immer kritischer. Wir waren zu so sehr Vielen;

es blieb meistens bei mechanischem Lernen, was mir großes inneres Widerstreben einflößte. Am Konfirmationstag gab es Geschenke, Glückwünsche und Besuche von allen Seiten. Alle „frommen" Bücher legte ich natürlich schnell fort, — ich weiß aber gar nicht, wie ich dazu komme, Ihnen das Alles zu erzählen, ich habe noch nie davon gesprochen." —

„Bitte fahren Sie doch fort, nichts kann mir lieber sein." —

„Dann kam die Zeit in der Pension. Ich las alle Bücher, die ich bekommen konnte, lernte interessante Leute kennen, merkte erst, wie unaussprechlich eng und kleinlich der Kreis der Anschauungen und Interessen war, in den ich zurückkehren mußte, fing an, mit meinem Lieblingsvetter, dem Naturforscher, zu korrespondiren und lebe seitdem in einem hoffnungslosen, stetig sich erneuenden Kreislauf von unnötigen und unfruchtbaren Beschäftigungen, die wohl den Verstand schärfen, aber in meinem Stande und bei meinem Geschlecht weiß ich mit dem so geschärften Werkzeug nichts weiter anzufangen." —

„Gott weiß es aber", sagt Margarete lebhaft. „Es befähigt Sie z. B., den Drummond zu verstehen, den manche als zu schwer bei Seite legen, und wird Ihnen weiter dienlich sein, sobald Sie das „Werkzeug" wirklich als solches, nicht aber als Herrn betrachten." —

„Dr. Waeken, ein tüchtiger Philologe und mir auch ein guter Freund, scheint Drummond nicht recht ernst zu nehmen. Er lebt doch gewiß auch, was er predigt." —

„Allerdings, in selbstlosester Weise. Ihrer Schilderung zufolge werden Ihnen vielleicht die letzteren Essays über „Parasitismus" und „Halbparasitismus" den meisten Eindruck machen. Sie stimmen in ihrer ergreifenden Verdammung allen Scheins und aller auch unbewußten Heuchelei ganz mit Carlyle überein, der nur kein Heilmittel gegen die erkannten Schäden hatte." —

„Wollen Sie mich nicht auch einmal besuchen?" fragt Elisabeth ziemlich unvermittelt.

„Ich würde allerdings gern hören, ob Ihr Interesse bis zum Schluß vorgehalten, und welche Folgerungen Sie zu ziehen geneigt sind", antwortet Margarete freundlich, „Sie sind aber gewiß vielfach besetzt, um welche Zeit treffe ich Sie am besten?" —

„Meine ruhigsten Stunden sind morgens bis gegen elf." —

„Schön, da mache ich mich einmal los. Ich könnte nämlich nicht ohne alle häusliche Beschäftigung existieren und helfe hier an Hanna's Statt der lieben Mutter Fränkel, während Hanna die Zeit benutzt, einen längst ersehnten Kursus im Schneidern durchzumachen. Ihre heutige Arbeit hier ist eine notwendige Ausnahme."

„So bleiben Sie für längere Zeit noch hier?" —

„Ja, und ich genieße es sehr, viel für mich lesen und nachdenken zu können und an Fränkels anregendem Verkehr, an ihren Vereinen, Bibelnachmittagen u. s. w. teilzunehmen. Das christliche Leben tritt mir hier in so konzentrierter, vertiefter Form entgegen, wie das in der großen Unruhe meines Elternhauses nicht möglich ist. Ich war etwas abgespannt durch einen besonders vielseitigen Winter und soll hier noch etwas vegetieren."

Elisabeth muß nun aber eilig Abschied nehmen, die Wanduhr zeigt halb eins. Beflügelten Schrittes wandert sie bergab und tritt ins Haus, als die Eßglocke ertönt.

Schwager Paul hat einen Geschäftsfreund, den Sohn eines bedeutenden deutschen Hauses in Genua, im Logis, und derselbe ist natürlich mit zu Tisch gebeten. Der Gast ist recht unterhaltend; Erna sprudelt von Plänen, ihm freie Tage und Stunden vergnüglich zu gestalten, und Elisabeths Mitwirkung wird natürlich vorausgesetzt. Heut Abend ins Theater, — es ist zwar mäßig aber immerhin genießbar, — morgen früh vor dem Geschäft ein Ritt über die Berge, abends eine kleine Gesellschaft bei Erna, übermorgen ist Sonntag, da paßt wohl eine hübsche Wagentour zu dem alten Schloß am besten. Elisabeth bemüht sich, in gewohnter Weise einzustimmen, immer aber sagt etwas in ihr: „Wozu das Alles? wieviel Lärm um Nichts!" und der Gedanke an die Unterredung mit Margarete ist ihr durch den scharfen Kontrast ganz empfindlich. Den Eltern gefällt Herr Dorner offenbar sehr; er hat ein sehr gewandtes Wesen, weiß über Alles in angenehmer Weise zu reden und macht durchaus den Eindruck eines feinerzogenen

jungen Mannes. Naturgemäß wenden sich seine Bemerkungen meistens an Elisabeth, neben der er sitzt, und unbefangener Beobachtung wird es schnell offenbar, wie angenehm ihm diese Nachbarschaft erscheint.

VI.

Ernas Pläne sind bisher programmgemäß ausgeführt, es ist Sonntag Morgen. Wenn auch der Himmel grau ist, so regnet es doch nicht, und Elisabeth rüstet sich zu dem Ausflug. Sie muß sich gestehen, Walter Dorner ist ihr eine willkommene Ableitung für ihre Gedanken gewesen, die sie gar zu sehr einzuspinnen drohten. Er ist im Stande, mehrere ihrer Interessen zu teilen, die den hiesigen jungen Leuten meist stillen Abscheu erregen, er hat einiges von Shakespeare und manches Andere gelesen und spricht nicht ungern davon, er weiß das Volksleben in seinem Adoptiv-Vaterlande mit Wärme zu schildern, kurz, ist nicht nur ein wandelndes Lexikon von Geschäfts- und Vergnügens-Begriffen.

„Eigentlich nähme ich Euch lieber mit zur Kirche", sagt Mutter Wilkenhaus, „am Sonntag Morgen so in die Welt hinauszufahren." —

„Was thut man nicht aus Menschenliebe?" lächelt Elisabeth; sie sieht in dem zierlichen blauen Kostüm mit dem hellgestreiften seidenen Westchen und dem großen Hut besonders frisch und gut aus, küßt die Mutter und Annie mit ungewohnter Fröhlichkeit und eilt hinab, da der Wagen eben vorgefahren. Paul und Erna mit dem Gast sitzen bereits darin und bewillkommnen die Erwartete mit lauter Lustigkeit.

„Wirklich ausgeschlafen?" meint Walter, „es war doch schon heut früh, als ich die Ehre hatte, Sie heim zu geleiten." —

„Längst, ich habe schon mein Pensum absolviert." —

„Pensum?" —

„Was ist denn das neueste Steckenpferd?" — fragt Erna.

„Ich lese täglich einen bestimmten Abschnitt." —

„Zu einem besondern Zweck?" —

„Zu eigener Verbesserung," sagt Elisabeth leichthin.

„Bewunderungswürdig, gnädiges Fräulein. Und darf man fragen, was Ihnen dazu dienen mag?" —

„Augenblicklich Essays von Professor Drummond." —

„Das klingt ja ganz menschlich; ich hatte schon an irgend einen Kirchenvater gedacht." —

„Da kennen Sie Lise noch schlecht. Nicht wahr, du kleine Heidin?" —

„Unsere Damen lesen überhaupt nicht viel, — wenn aber, dann gewiß irgend ein frommes Büchlein, — Zuckerwasser für artige Kinder." —

„Leider kann ich mich nicht unter diese „artigen Kinder" zählen", sagt Elisabeth in hochmütigem Ton.

Inzwischen hat die kleine Gesellschaft viele Straßen durchrollt, endlich das Pflaster und die hohen, häßlichen Häuser der Arbeiter-Vorstadt hinter sich gelassen und fährt nun auf guter Chaussee die Hügelwelle hinan, die das langgestreckte, gewerbfleißige Thal von der übrigen Welt abschließt. Man zeigt dem Gast die bedeutendsten Gebäude, die aus der Vogelperspektive bequem zu übersehen sind, das Gespräch flattert hin und her. Der volle Klang der Kirchenglocken, den ein gefälliger Wind in schöner Harmonie emporträgt, giebt zu Bemerkungen über die Menge der Gottesdienste, über den musikalischen Sinn der leitenden Kreise, über das immer geringere religiöse Bedürfnis derselben Anlaß, die von den Herren und Elisabeth besprochen werden, während Erna sichtlich gelangweilt zu Anderem überzulenken versucht. Freilich treten bei dem letzteren Punkt große Meinungsverschiedenheiten zu Tage: Paul hält die wachsende Gleichgültigkeit gegen geistliche Dinge für die natürliche Folge der Neuzeit und ihrer ganz auf's Praktische gerichteten Erziehung, Walter sieht darin sogar einen Fortschritt gegen die oft blinde, verdummte

Gläubigkeit früherer Tage, und nur Elisabeth, erfüllt von Drummonds Lehren, deutet an, daß des Menschen Bestimmung doch eine höhere und dauerndere sein müsse, als die anderer Geschöpfe und es eigentlich ganz wunderbar sei, wenn er sich bei völliger Unklarheit darüber beruhigen könne.

„Ich dachte, du wärest als Hansens Schülerin überzeugte Materialistin," sagt Paul verwundert.

„Dazu fühl ich doch mein „Ich" zu lebhaft", erwidert Elisabeth.

„Und dieses „Ich" kann sich nicht damit begnügen, schön, gescheit und geliebt zu sein?" fragt Walter; „Sie sind auf dem besten Wege, sich sehr unnötiger Weise unglücklich zu machen." —

Ein inniger Blick begleitet diese Worte. Elisabeth fühlt sich etwas unbehaglich dabei und sagt lachend: „So weit möchte ichs doch nicht kommen lassen, hoffe auch noch, mit mir selbst fertig zu werden. — Ist es noch weit, Paul?" —

„Noch ein Stündchen. Wie finden Sie die Pferde, Dorner?" —

Der Himmel, der vorher sich aufzuklären schien, bezieht sich wieder mehr und mehr Wirklich, das war ein Regentropfen und da wieder. Schnell muß der Wagen geschlossen werden; Erna betupft zärtlich ihr Hütchen mit dem Batisttuch. Die Gegend beginnt sich mit grauem Nebel zu verhüllen, die schweren Tropfen schlagen klatschend auf und folgen sich schneller und schneller.

„Unausstehlich, die Aussicht ist hin, und kein vernünftiger Mensch wird da sein", seufzt die junge Frau. Auch Elisabeth findet die Lage unangenehm und wird unwillkürlich still. Herr Dorner gefällt ihr wirklich, aber —, nein, kein Gedanke daran! Sie muß sich mehr in acht nehmen. —

In der Ferne wird das Ziel der Fahrt, eine in der Erneuerung begriffene Burg sichtbar, zinnengekröntes Mauerwerk auf stattlichem Hügel, umgeben von den friedlichen Gäßchen eines kleinen, alten Städtchens. Noch immer regnet es leise und unverdrossen, und Erna sieht mit Betrübnis auf ihr hübsches, helles Kleid und den eleganten Spitzenumhang. Die Anhöhe ist gewonnen, die Chaussee führt längs der gewaltigen Mauer zum Thor. Drinnen nimmt die Restauration gastlich die Reisenden auf. Es ist just die rechte Zeit zu dem vorher bestellten Diner, das in dem schönen Saal mit seinen mächtigen Bogenfenstern schon einladend winkt. Wirt und Kellner fliegen hin und her, diese Gäste sind hier nicht zum erstenmale und offenbar gern gesehen. Zu den feinen Gerichten mundet der gute Wein, Paul kennt die richtigen „Marken" und ermuntert zur Thätigkeit in diesem Stück. Elisabeth ist von jeher abgesagte Feindin jeglicher Art von Übermaß, namentlich aber in Essen und Trinken; ihre mehr auf geistige Dinge gerichtete Natur begreift einfach nicht, was für eine Befriedigung in sinnlichem Genuß liegen kann. Sie ist deswegen aber schon soviel geneckt worden, daß sie längst ihre Gefühle für sich behält. Die Herren werden heiter, Walter bringt einen feurigen Trinkspruch auf das „ewig Weibliche", Paul erzählt Anekdoten, die manchmal recht häßliche Dinge berühren, Erna aber trotzdem nur herzliches Lachen entlocken. Noch einige andere Gesellschaften tafeln in dem weiten, sinnig geschmückten Raum, den Laute der Fröhlichkeit immer mehr erfüllen. Elisabeth ist ganz still geworden. Der furchtbare Ernst der Vergänglichkeit, des unabweisbaren Endes alles Sichtbaren überfällt sie, wie schon so manchmal, gleich einem Gewappneten. Alle diese lustig redenden, lachenden, glücklichen Leute, wo werden sie in wenigen Jahren sein? Das heut früh in Drummond gelesene Wort: „Was Fleisch ist, das ist Fleisch" mit seinen Folgerungen drängt sich ihr auf, zugleich aber durchzuckt sie wie eine Ahnung von unaussprechlicher Seligkeit der Gedanke: Ist seine Beweisführung für die Wirklichkeit eines „ewigen Lebens" nicht vielleicht ebenso wahr? Wird der, welcher in Beziehung zu Gott tritt, ihn erkennt, mit ihm übereinstimmt, wirklich ewiges Leben haben? Eine überwältigende Sehnsucht nach unvergänglichem Glück bewegt ihre ganze Seele. Einzelne Stellen ihrer Lektüre fallen ihr ein, und sie beschließt, den sehr inhaltsreichen Abschnitt vom „ewigen Leben" Abends noch einmal zu lesen.

Lautes Lachen ruft sie in die Gegenwart zurück. Als sie aufblickt, sieht sie Paul und Erna schon an der Thür des Saales, Walter aber, ihr den Arm bietend, vor sich

stehen. „Sie genossen wohl ein Mittagsschläfchen?" scherzt er, „Ihre Geschwister halten jetzt eine Besichtigung für notwendig." —

Er ist im Stillen betroffen über den Ausdruck ihres lieblichen Gesichts, — wie schade, daß sie so launig ist, ihr Ernst paßt so ganz und gar nicht zu seiner animierten Stimmung. Er fühlt, daß nichts, was er jetzt sagen könnte, sie interessieren würde und geleitet sie schweigend hinaus. Paul macht den Führer in den oberen Sälen; auf den Wartturm verzichtet Erna, ihrer Toilette halber, Elisabeth aber steigt flink hinauf und erreicht vor den Herren die Plattform. Sie hat sich zusammengenommen und macht in ihrem gewöhnlichen Ton auf die besonders schönen Partieen aufmerksam, das sich am Fuß des Berges hinschlängelnde Flüßchen, die dichten Baumgruppen, das malerische Oertchen im vollen Kranz blühender Obstbäume. Walter blickt gleichgiltig darüber weg, Paul meint, es werde gleich wieder regnen und schlägt eine Tasse Kaffee vor. Eine kleine Bowle folgt wie üblich, und als der Wagen vorfährt, ist die Heiterkeit noch erheblich gesteigert, Paul und Erna wetteifern in lustigen Geschichten und witzigen Schilderungen, allerdings meist auf Kosten anderer, Walter fängt an zu singen, und drängt Elisabeth einzustimmen. Sein Bariton klingt nicht übel, wenn er ihr nur nicht so nahe rücken und nicht so zärtliche Lieder wählen wollte. Der Nebel deckt Berg und Thal, feiner Regen rieselt hernieder, es wird dämmerig. Plötzlich halten die Pferde mit einem Ruck an und beginnen zu springen und sich zu bäumen. Erna kreischt laut auf und hält sich an Pauls Arm fest. Dieser lehnt sich aus dem Fenster, Walter aber ist schon hinausgesprungen, und Elisabeth sieht, wie er die Zügel vom Boden rafft und die Pferde zu beruhigen sucht.

„Johann, Esel, Sie sind betrunken", ruft Paul in großem Zorn.

„Um ein Haar hätten wir im Chausseegraben gelegen", sagt Walter, „die Pferde scheuten vor diesem Baum."

„Der Kerl darf uns nicht weiter fahren", jammert Erna, „sonst vergehe ich vor Angst." —

„Er scheint schon etwas ernüchtert", tröstet Walter, „immerhin setzt einer von uns sich besser zu ihm." —

„In dem Regen? — Unsinn, er wird jetzt schon aufpassen." —

Durch diesen kleinen Zwischenfall ist die Behaglichkeit gestört. Paul erzählt wahre Mordaffären von betrunkenen Dienstboten und Arbeitern, Erna horcht auf jeden Ton und ist bereit, aufzuschreien, wenn etwas passieren sollte, und Elisabeth sehnt sich von Herzen in die Stille ihres Stübchens. Nein, auch Herr Dorner, der ihr zuerst so gut gefallen hat, imponiert ihr nicht im geringsten, darüber ist sie sich ganz klar geworden. Er gehört, wie fast alle anderen Leute, zu denen, die satt und zufrieden sind und weitere Bedürfnisse nicht verstehen. Sie weiß, daß der Vater mit Behagen die Vorzüge des jungen Mannes erwogen und sein offenbares Wohlgefallen an ihr bemerkt hat und hofft, Walter an wirklich entscheidenden Schritten verhindern zu können. Vermutlich ist es auch nicht einmal so gefährlich, er hat gewiß schon mancher anderen ähnliches angedeutet. Endlich rasselt der Wagen wieder auf dem heimischen Pflaster, und Elisabeth verabschiedet sich, nicht ohne von Erna hören zu müssen, sie solle aber morgen ein fideleres Gesicht aufsetzen, sonst werde einem bange vor ihr.

„Fräulein Wilkenhaus weiß wohl, daß gerade der Wechsel Interesse erregt", sagt Walter und drückt Elisabeth's Hand. So, also er denkt sogar, sie sei koquett im ganz gewöhnlichen Sinn! Sie ist froh, daß sie nicht zu antworten braucht, Joseph öffnet den Schlag, und sie enteilt ungesäumt. Annie und Rudolf empfangen sie oben mit Ermahnungen, ihnen „alles" zu erzählen, Dr. Waeken guckt auch aus seinem Zimmer, um sie zu begrüßen, und Elisabeth verplaudert das Stündchen vor dem Abendessen mit den dreien. Beide Kinder sind erst eben heimgekommen, Rudolf von einem Freunde, Annie aus ihrem Kränzchen, beide haben selbst allerlei zu erzählen und bemerken Elisabeths etwas gedrückte Stimmung nicht. Der Doktor ist scharfsichtiger, behält aber seine Wahrnehmung für sich. Er hat in diesen Tagen mit allerlei Eifersuchtsgefühlen zu kämpfen gehabt. Seiner reinen, hochstrebenden Seele liegen selbstsüchtige Wünsche fern, aber er

hat sich eines gewissen Einflusses auf das junge Mädchen, das ihm manchen Blick in ihr anderen sorglich verborgenes Entbehren und Kämpfen gestattet, gefreut, und glaubt zu bemerken, daß Elisabeth sich ganz neuen Gedanken zuwendet. Ist der junge Fremde, der vom Glück so besonders Bevorzugte, dazu bestimmt, sie zu besitzen, zu entführen und nach seinem Gefallen ihr Leben zu gestalten? Der Augenschein kann trügen, Waeken hofft noch das Gegenteil. Aber was arbeitet denn in ihr, was furcht die glatte, schöne Stirn und trübt die lieben Augen?

„Haben Sie darin gelesen?" fragt sie, die Hand auf Margaretes Buch legend.

„Ja, und es liest sich allerdings interessant." —

„Wollen wir nachher zusammen weiter lesen?"

Ja, das will Edelt Waeken gern, sehr gern. Sieht er doch nun eine Gelegenheit vor sich, Elisabeth vor Schwärmerei und Leichtgläubigkeit zu warnen.

VII.

Ein höchst genußreicher Abend hat den unerquicklichen Tag beschlossen. Dr. Waeken und Elisabeth haben Drummonds Kapitel vom „ewigen Leben" langsam gelesen und mit Pausen und Austausch persönlicher Ansichten durchwebt. Überraschende, ganz neue Gesichtspunkte thun sich auf, überraschend ebensowohl für den Anhänger der Philosophie, als die Schülerin der Naturwissenschaften. Die Frage nach Leben ist zunächst keine philosophische, sondern eine der Lebenswissenschaft. „Und was lehrt diese? Daß, wenn ich das ewige Leben erben soll, ich eine Beziehung zum Ewigen pflegen müsse. Dies ist ein einfacher Lehrsatz, denn die Natur ist stets einfach. Ich nehme ihn an, und, die Natur verlassend, schicke ich mich dazu an, darnach zu handeln. Ich suche überall nach einem Faden, der zum Ewigen leite; ich durchstöbere die Litteratur nach einer Erklärung der Beziehung des Menschen zu Gott. Offenbar kann sie nur einer Quelle entstammen, und die Analogieen der Wissenschaft gestatten es, daß wir uns an diese wenden. Alles Wissen liegt in der Umgebung: wenn ich etwas über Mineralien zu wissen wünsche, so gehe ich zu den Mineralien; wenn über Blumen, so befrage ich diese, und sie thun mir Bescheid. Sie sprechen mit mir in ihrer eigenen Sprache und jedes für sich — nicht eins für das andere, was unmöglich ist. Will ich also etwas über den Menschen wissen, so begebe ich mich zu seinem Teile der Umgebung, und er erzählt mir von sich, nicht wie die Pflanze oder der Stein, denn er ist keines von beiden, sondern in seiner eigenen Weise. Und wünsche ich etwas von Gott zu erfahren, so wende ich mich zu seinem Teile der Umgebung, und er erzählt mir von sich, nicht wie ein Mensch, denn er ist kein Mensch, sondern wiederum in seiner eigenen Art. Und gerade so natürlich, wie die Blume und der Stein und der Mensch, jedes in seiner Weise, mir von sich erzählen, so auch er. Er läßt sich in der That sehr seltsamer Weise zu mir herab, mir die Dinge deutlich zu machen, und nimmt sogar eine Zeit lang die Gestalt eines Menschen an, damit ich ihn von meinem niedrigen Standpunkte aus um so besser erkennen könne, und des ist meine Gelegenheit, ihn kennen zu lernen. In dieser Menschwerdung macht sich Gott dem menschlichen Denken zugänglich — er eröffnet dem Menschen damit die Möglichkeit der Beziehung durch Jesum Christum. Und diese Beziehung und Umgebung suche ich eben. Er selbst versichert mich: „Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, daß du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen." Erkenne ich nun den tieferen Sinn, der in Jesum Christum, den du gesandt hast, liegt?" —

„Sehr geschickt, wirklich, höchst anziehend geschrieben", sagt der Doktor bedächtig, während Elisabeth, rasch weiter blätternd, im folgenden Aufsatz eine Stelle liest, die ihr heut früh aufgefallen: „Bis zu einem gewissen Punkte versieht die natürliche Umgebung die Bedürfnisse des Menschen, darüber hinaus verlacht sie ihn nur. Fast alles im Menschen, was ihn zum Menschen macht, liegt über diesen Punkt hinaus. — — Wo ist die Umgebung, welche diese vernünftige Seele vervollständige? Die Menschen finden entweder eine, — Eine, — oder bringen den Rest ihrer Tage damit hin, daß sie versuchen, ihre Augen zu schließen. Die Alternativen des geistigen Lebens sind Christentum

oder Agnostizismus. Der Agnostiker hat Recht, wenn er seine Unvollkommenheit ausposaunt. — Soll das unvollendete Selbst unvollendet bleiben?" —

„Dies ist genau mein Fall", sagt Elisabeth tief erregt, „ich will nicht bleiben, wie ich bin, ich will Gewißheit haben über Zweck und Ziel des Lebens." —

„Bisher haben Sie doch freiwillig den Agnostizismus Ihres Herrn Vetters dem Christentum vorgezogen, das Sie rings umgiebt." —

„Ich fange an mich zu fragen: Ist denn das noch Christentum? Hier wird es kurz geschildert als: Gemeinschaft mit Gott. Kommt es Ihnen vor, als wenn wir in „Gemeinschaft mit Gott" lebten?" —

„Giebt ihr Professor vielleicht auch an, wie man dazu gelangen kann? sagt Waeken nicht ganz ohne spöttische Beimischung.

„Sehen Sie, hier: „Wo begegnen sich der Organismus und die Umgebung? Wie benutzt das, was vollkommen wird, seine vervollkommnende Umgebung? Antwort: Gerade wie in der Natur. Die Bedingung ist einfache Empfänglichkeit. Und doch ist dies vielleicht die am wenigsten einfache aller Bedingungen. Sie ist nämlich so einfach, daß wir nicht nach ihr handeln mögen. Es giebt aber keine andere." —

„Empfänglichkeit", wiederholt der Doktor, „was denken Sie sich darunter?" —

„Sehnsucht nach Höherem, Erkenntnis der eigenen Schwäche." —

„Sie scheinen sich die Sache ernstlich zu überlegen, und ich muß gestehen, sie wird hier von ganz neuen Seiten beleuchtet. Aber ich muß das Buch erst ganz lesen und zwar, verzeihen Sie, ohne Sie, die Sie ein zu guter Leiter für diese Art von Elektrizität zu sein versprechen, um unparteiisch urteilen zu können." —

„Es handelt sich, meine ich, hier zunächst um die Bedürfnisfrage. Ich fühle einen Mangel und werde versuchen —"

„Zu dem „unbekannten" Gott zu beten?" fragt Waeken; „wäre das für Sie nicht eine feinere Art von Götzendienst?" —

„Vielleicht; dahin kann ich mich noch nicht bringen. Aber Sie müssen mir zugestehen, daß diese Beschäftigung nichts Einschläferndes für die Verstandeskräfte hat."

„Gewiß nicht, und insofern erwirkt Ihr neuer Meister sich ein reelles Verdienst um die Sache. — Wollen wir an Stelle unseres alten Kontrakts nicht lieber einen neuen machen. Sollten wir auch verschieden denken lernen, so soll doch unsere Freundschaft nicht darunter leiden?" —

„Aber, Doktor, — halt, Freundschaft bedeutet bei mir eigentlich Übereinstimmung in wichtigen Dingen. Ich glaube, wir werden doch eher versuchen müssen, diese immer wieder herzustellen. Beunruhigen wir uns einstweilen nicht darum." —

Elisabeth hält ihm die Hand hin, die er ernsthaft schüttelt; dann empfiehlt er sich, und jedes dieser beiden wahrhaftigen, suchenden Wesen denkt noch lange über das Gelesene und Besprochene nach.

„Also heut Nachmittag ist die Tennis-Partie?" fragt Frau Wilkenhaus am andern Morgen Elisabeth, die am Fenster das Wetter studiert. Es ist vielversprechend, der Himmel hell, die Sonne kämpft noch mit dem Nebel.

„Ja, Mama." —

„Warum bist du so trübe gestimmt, Kind?" —

„Trübe? — Nicht besonders. Du weißt ja, daß ich das ewige Ausgehen nicht liebe. Erna würde mir aber nie verzeihen, wenn ich sagte, was ich denke." —

„Das wäre auch nicht liebevoll. Man muß manches mitthun, was nicht eben eine Freude ist. Ich dachte aber, Tennis wäre eine deiner wenigen Liebhabereien." —

„Gewiß, mit dem Doktor und den Kindern, oder jedem, der mich versteht, — aber heut ist es mir kein Vergnügen." —

Die Mutter seufzt. Elisabeth ist gar so unberechenbar. Der junge Dorner scheint wieder nicht der Rechte.

Es klopft; Schwester Johanna, die tüchtige, energische Diakonisse des Bezirks, tritt ein, und Elisabeth will nach Gewohnheit sogleich entfliehen.

„Diesmal komme ich zum Teil zu Ihnen", sagt die Schwester lebhaft, „liebes Fräulein, ich möchte Sie bitten, in meinem Flickverein den Mädchen etwas vorzulesen, während ich mit anderen die Arbeiten besorge." —

„Wann ist denn der Verein?" —

„Montag Abends von 8 bis 10 Uhr." —

„Das wird Elisabeth nicht können", meint die Mutter, „sie kann sich doch nicht so binden, und ich muß gestehen, ich scheue auch sehr die Möglichkeit ansteckender Krankheiten." —

„Es ist ein guter Raum, und das kleine Werk gedeiht sichtlich, so daß ich mehr Hilfe haben muß. Fräulein Fränkel und Fräulein Bestli haben mir gleich solche zugesagt, aber sie genügen noch nicht." —

„Nun, solche Mädchen giebt es ja wohl auch noch mehr", sagt Frau Wilkenhaus.

„Vielleicht, aber sollte Fräulein Elisabeth nicht auch gern ihren ärmeren Schwestern dienen wollen?" —

„Ich verstehe mich wirklich nicht auf derartige Dienste", sagt Elisabeth abwehrend.

„Gilt denn für Sie gar nicht das Wort unseres Herrn: Was Ihr gethan habt einem dieser Geringsten, das habt Ihr mir gethan?" —

„Ihr Herr ist vielleicht nicht der meine", sagt Elisabeth schnell und gereizt. Die Schwester sieht sie traurig an, wendet sich dann zu Frau Wilkenhaus mit einer Schilderung besonderer Notstände, und Elisabeth verläßt eilig das Zimmer.

Sie sollte anderen fromme Geschichten vorlesen? Taktlose Zumutung! Freilich kann ja die Schwester nicht wissen, wie es in ihr aussieht, und sie denkt vermutlich, jeder Mensch ist zu allem so bereit wie sie selbst. Es ist doch übrigens wunderbar, daß solch eine Schwester Lust und Kraft dazu findet, alle eigenen Wünsche, ja das ganze Selbst hinzugeben, nur auf das Gebot des Herrn hin. Sie hat vermutlich innige „Beziehungen zur höchsten Umgebung" eröffnet und scheint sich sehr wohl dabei zu fühlen, denn wenn sie auch viel zu seufzen hat, ist das doch nie über ihre Arbeit oder ihre Entbehrungen, sondern nur über die Menge der Not, der sie mit allen Anstrengungen nicht abzuhelfen vermag. Fast thut es Elisabeth doch leid, die Bitte so wenig freundlich zurückgewiesen zu haben. Schwester Johanna könnte ihr gewiß zu manchem Aufschluß verhelfen, nach dem sie sich im Stillen sehnt, sie würde bei ihr auch andere getroffen haben, denen es ebenfalls Ernst mit dem Christentum ist; aber es könnte dann von ihr Verkehrtes geredet werden, — nein, sie möchte um alles keinen Schein erwecken, als wünsche sie „fromm" zu werden.

In wechselnden Stimmungen verbringt sie den Tag, bis sie um fünf Uhr im kleidsamen Flanellkostüm, die runde Mütze auf dem dunkeln Haar, den Schläger in der Hand in den Wagen steigt. — Sie hat versprochen, ihre Kousine Paula abzuholen. Der schöne Spielplatz des Klubs liegt oben auf dem Kamm des Berges, von dichtem Wald umschlossen, ganz in der Nähe eines großen Sommerlokals, in dem man an schönen Abenden gern gemeinsam soupiert. Erna und ihre Schwägerin Emmy empfangen die Beiden mit der Nachricht, die Herren würden nachkommen, und das Spiel beginnt. Die dabei nötige Anspannung der Kräfte, die lebhafte Bewegung thut Elisabeth gut, sie schüttelt alles ab, was sie den Tag hindurch belästigt und gequält hat und giebt sich dem Vergnügen hin, das in jeder Bethätigung besonderer Geschicklichkeit liegt. Reichliche Übung hat alle Beteiligten zu gewandten Spielern gemacht, es gilt, die ganze Aufmerksamkeit zu konzentrieren, um einen Vorteil zu erringen.

„Bravo, famos", ruft Walter Dorner, der mit Paul und zwei anderen Herren die letzten Schläge eines Spielgangs beobachtet hat. Lebhafte Begrüßungen folgen, Paul's Freunde sind den Damen bekannt, Dr. Klug ist ein junger strebsamer Arzt, Hans Herwig ein Fabrikant wie Paul selbst. Andere Gesellschaften nehmen allmählich die übrigen Spielplätze in Beschlag, hie und da fliegen Grüße und muntere Zurufe herüber und hinüber. Schnell ordnen sich die Paare. Walter bekennt, wenig gespielt zu haben, und Elisabeth muß sich dazu verstehen, als Partner seine Fehler auszugleichen. Die Art, wie er darum bittet, ist wirklich liebenswürdig, auch benutzt er jede sich ergebende Pause,



ihre Wünsche zu erraten, Bemerkungen über interessante Dinge zu machen oder auch ihr zuzuflüstern, bald seien diese unvergeßlichen Tage für ihn vorüber, — wird sie seiner freundlich gedenken? — Elisabeth pariert solche etwas elegisch klingenden Anspielungen mit scherzhaften Erwiederungen, und hütet sich, seinen Augen zu begegnen. Liegt doch in jeder deutlich werdenden Leidenschaft leicht etwas Magnetisches, Elisabeth aber fühlt, daß trotz des Anziehenden, das Walter wirklich für sie hat, er ihr nicht das geben könnte, was sie zu ihrem Glück bedarf. Drüben stehen Emmy und Dr. Klug, beides gleich vortreffliche Spieler, — es ist schnell offenbar, welche Partei gewinnen wird. Auch drüben wird geflüstert und gelacht; Emmy, ein hübsches Mädchen, etwas jünger als Elisabeth, scheint sehr vergnügt. Erna und Herr Herwig spielen gegen Paul und Paula. Letztere tritt nach einiger Zeit ganz eifrig zu Elisabeth.

„Ich begreife eigentlich nicht, warum Erna nicht einmal mit ihrem Mann spielt, es ist doch für mich natürlich langweilig.“ —

„Sollen wir vielleicht wechseln?“ fragt Elisabeth.

„Willst du wirklich?“ —

„Ja gewiß, warum nicht?“ —

„Aber Herr Dorner“ —

„Wird nicht gefragt.“ —

Elisabeth empfiehlt Walter lachend, sich um die Gunst seiner neuen Helferin zu bemühen und eilt zu den anderen hinüber. Wie kann Erna so vertraulich mit Herwig sein, — sie schwatzt auf ihn ein, sie blickt ihn so aufmerksam an, daß sie darüber einige Male ganz vergißt, den Ball zurückzuschlagen, sie lacht wirklich zu sehr über seine allerdings sehr komischen Gesten, mit denen er anderer Eigentümlichkeiten nachzuahmen versteht. Paul scheint sie nicht zu beachten, ärgert sich aber doch offenbar, wenigstens ist der Ton, in dem er Elisabeth vorwirft, seinen Freund schmählich verlassen zu haben, nicht sehr rücksichtsvoll. Diese spielt schweigend weiter, fühlt aber den unachtsamen Gegnern gegenüber kein besonderes Interesse am Spiel und ist ganz einverstanden, als Paul nach einiger Zeit Schluß vorschlägt und auffordert, auf einem kleinen Umweg das Restaurant zu erreichen. Dort wird bei den Klängen lustiger Militärmusik das Abendessen auf der schönen Veranda eingenommen, wieder fließt das perlende Naß. Langsam steigt der Mond herauf, Dr. Klug macht Emmy auf die, seine Klarheit bedrohenden weißen Wölkchen aufmerksam. Walter meint, hell oder dunkel, genußreich werde der Heimweg durch den schönen Wald jedenfalls werden. Er sitzt zwischen Elisabeth und Paula, wendet sich aber so ausschließlich zu ersterer, daß Paula schwankt, ob sie sich gekränkt oder belustigt fühlen soll, sich aber doch zu letzterem entschließt. Nicht alle finden den gehofften Genuß auf dem Gang bergab. Elisabeth hält Paulas Arm hartnäckig fest, so daß Walters Bestreben, sie schützend und vielleicht stützend zu geleiten, vereitelt wird. Erna und Herwig sind in einem endlosen Witzgefecht begriffen und denken nicht daran, sich um andere zu bekümmern. Paul sucht Walter zu beruhigen, der durch Elisabeths Zurückhaltung gereizt, behauptet, ernstlich unglücklich zu sein. Das letzte Paar ist so weit zurückgeblieben, daß Paul, ehe man in bewohnte Straßen einbiegt, mit Stentorstimme einen etwas mißtönenden Jodler erschallen läßt. Darauf werden die Nachzügler sichtbar, Emmy eilt dem Doktor voran auf Paul zu, hängt sich an seinen Arm und hat ihm offenbar Wichtiges mitzuteilen. Elisabeth errät leicht, um was es sich handelt, und kann nicht anders, als das junge Mädchen bedauern, das auf dem Gipfel irdischen Glückes zu sein glaubt. Der Doktor gilt als gutmütig und begabt, aber auch als leichtfertig und jähzornig; Emmys hübsches Persönchen und ihr reicher Vater sind wohl die Faktoren, aus denen sich seine Neigung zusammensetzt, und wenn diese sich nach einiger Zeit verflüchtigt hat, was dann? Dann giebt es eine Ehe, wie hundert andere, ohne inneren Kitt, ohne ernste Schranken der Selbstzucht und Selbstsucht. Elisabeth kennt ja Pauls Elternhaus, in dem sich alles in weit höherem Maße um Lebensgenuß dreht, als in dem ihren, und ahnt, daß Emmy schwerlich im stande sein wird, einen Mann wie Dr. Klug dauernd zu fesseln.

„Ob Emmy durchdringen wird?", flüstert Paula; „ihr Vater ist gewiß nicht erbaut von diesem Schwiegersohn." —

„Was kann er dagegen thun?" fragt Elisabeth.

„Na, du bist cool, Lise, wie immer. Und nun mach' doch den armen Dorner mal zufrieden, sieh nur sein verdrießliches Gesicht." —

Nun, das sieht Elisabeth freilich deutlich, aber es flößt ihr gar keine Lust ein, sich seinem Besitzer zu nähern, und schon atmet sie erleichtert auf, da sie die eigene Hausthür erblickt, als Dorner hastig an ihre Seite tritt und halblaut sagt: „Übermorgen reise ich. Vorher aber muß ich mein Schicksal kennen. Ich flehe Sie an, denken Sie meiner und erwägen Sie ihre Entscheidung." — Er preßt ihre Hand und wendet sich zu den anderen. Elisabeth ist sehr unangenehm überrascht. Das kann Kämpfe geben, die sie vermeiden möchte. Soll sie Paul bitten, Walter zu hindern? Aber er ist jetzt ohnehin durch Emmys Angelegenheit so beschäftigt. Erna wird nur lachen und sie necken, es geschehe ihr recht, und sie müsse lernen, mit ihren Anbetern selbst fertig zu werden. Wieder legt es sich ihr wie ein Alp auf das Herz, und sie sagt der eifrig hin- und herredenden Gesellschaft lebewohl und schlüpft in das Haus.

(Fortsetzung folgt.)





Die Begründung unserer christlichen Überzeugung.

Ein Referat

von

M. v. Nathusius.

Der Glaube der Christen soll ein bewußtes Glauben sein. Der Apostel Petrus fordert seine Gemeindeglieder auf: seid bereit zur Verantwortung gegen jedermann, der Grund fordert der Hoffnung, die in euch ist. Und Paulus spricht diese Fähigkeit, den Glauben vor jedermann verständig zu begründen, mit dem kurzen Worte aus: ich weiß, an wen ich glaube. Ist dieses deutliche Bewußtsein nicht vorhanden, so läßt der Christ sich wiegen und wägen durch allerlei Wind der Lehre und Täuscherei der Menschen. Ein Glaube, der nicht weiß, warum er glaubt, hält weder der ungläubigen Welt gegenüber Stand, noch im Tode. Darum wird die Forderung, die Gründe des Glaubens aussprechen und darlegen zu können, nicht nur an die Theologen gestellt oder einige literarisch und geschichtlich gebildete Christen, sondern es gehört das zu den einfachsten Elementen des Christentums für jedes lebendige Glied der Gemeinde. Der kirchliche Unterricht und die Konfirmation verdanken ihre Einführung eben der Einsicht, daß lebendiges und thätiges Christentum nur da möglich sein kann, wo der Glaube sich seiner Gründe bewußt ist.

Diese allgemeine Wahrheit dürfte von keiner Richtung in der Kirche geleugnet werden. Nur da bedarf es keiner Einsicht, wo man das Christentum überhaupt auflöst, es seines geschichtlichen Inhalts entkleidet und fromme Gefühle an dessen Stelle setzt. Jene Frau, die einmal sagte: wenn sie in die Kirche käme und nur die ersten Orgeltöne vernehme, fühle sie sich gleich so fromm, verzichtet darauf, den „Grund der Hoffnung" anzugeben, weil eben ein solcher nicht „in ihr ist." Aber selbst die römische Kirche, eine so geringe Rolle auch die Einsicht bei dem Glauben wenigstens der Laien in ihr spielt, würde doch grundsätzlich jene apostolische Forderung nicht ablehnen, wenn auch die ganze Antwort bei ihr nur lautet: ich weiß warum ich glaube, nämlich weil die Kirche mich so gelehrt hat.

Nun ist in der evangelischen Theologie der jüngsten Zeit die Frage vielfach behandelt, wie das Bewußtsein um die Gewißheit des Glaubens wissenschaftlich darzustellen und zu beschreiben sei, welche seelischen Regungen bei dem Akte des Glaubens mit vorkämen, inwieweit das Gefühl, oder die Einsicht auf Grund des klaren Denkens, oder der Wille mit seiner Zustimmung und Ablehnung dabei beteiligt seien. Wahrscheinlich machen diese Fragen einem einfältigen Christen viel weniger Kopfzerbrechen als dem wissenschaftlichen Theologen. Aber nicht nur für diesen, sondern in gewissem Umfang ist doch für jeden gebildeten Christen ein Nachdenken darüber, aus welchen geistigen Vorgängen sich sein Glauben zusammensetzt, wertvoll und notwendig. Ich ergreife deshalb die Gelegenheit,

daß eine Anzahl von theologischen Schriften aus den letzten Jahren in dieser Zeitschrift noch nicht besprochen sind, um die Frage nach der Begründung unserer christlichen Überzeugung hier ausführlicher zu behandeln.

Warum glaube ich an Gott, an die Erlösung durch Christus, warum stehe ich ein für die Wahrheit der christlichen Weltanschauung mit Schöpfung, wunderbarer Offenbarung, Gebetserhörung u. s. w.? Die Frage muß sich der Christ heutzutage schon darum stellen, weil er mit diesem Glauben gegen den Strom schwimmt, denn Millionen haben ihn nicht. Noch in der Reformationszeit standen die Leugner Gottes vereinzelt da. Der religiöse Glaube lag in der Strömung der Zeit und die Kirche hatte nicht die Aufgabe, einer großen ungläubigen Masse die Botschaft von Gott erst zu bringen, sondern es kam nur darauf an, den religiösen Glauben auf richtige Bahnen zu leiten. Es brauchte ein Grund des Glaubens nicht erst gelegt zu werden, sondern es mußte nur ein richtigerer und reinerer Grund des Glaubens aufgewiesen werden. Aber aus diesem Umstand geht schon hervor, daß die Frage nach der Begründung der christlichen Überzeugung gerade gegenüber der falschen Art derselben auf römischer Seite mit der Reformation eine neue Bedeutung gewinnen mußte. Und als dann mit dem vorigen Jahrhundert der Abfall in weiterem Umfange in die Kirche einzog, nahm die Frage mehr und mehr die Gestalt an, die sie heute hat.

Die nächste Antwort des einfältigen Christen möchte wohl lauten: ich glaube das Alles, weil es in der Bibel steht, und die Bibel ist Gottes Wort. Allein es leuchtet ein, daß das nur eine Verschiebung des fraglichen Punktes ist, ohne daß eine Lösung des Problems damit gegeben wäre. Denn es fragt sich sofort weiter: woher weißt du, daß die Bibel Wahrheit redet? wie bist du zu der Überzeugung gelangt, daß sie Gottes Wort ist? — Wir hören vielleicht die Antwort: weil sie mir persönlich den Eindruck der Wahrheit macht. — Gewiß; aber ist das schon eine genügende Begründung? Es darf doch nicht verkannt werden, daß in den heiligen Schriften Dinge berichtet werden, welche einem gebildeten Menschen der Gegenwart sehr auffallend, im höchsten Grade unwahrscheinlich sind. Wir, die wir solche Wunder nicht erleben, die wir daran gewöhnt sind, immer mehr die überraschendsten Erscheinungen ganz natürlich zu begreifen, die Gesetzmäßigkeit alles natürlichen Geschehens immer sicherer begründet zu sehen, — wir sollen es auf einmal für wahr halten, wenn Erzählungen, die fast 2000 Jahre zurückliegen, fortwährend von Wundern berichten, als verstände sich das ganz von selbst: um ein paar armer Hirten willen ist der ganze Nachthimmel voll vom Engelheere, man hört ihre Stimmen in menschlicher Sprache, man verkehrt mit Geistern fast wie mit seinesgleichen, es geht jemand auf dem Wasser ohne irgend welche künstliche Vorrichtungen, er nimmt fünf Stück Brot in die Hand und im Verteilen werden die Stücke garnicht alle, sondern nähren Tausende und nachher ist mehr übrig geblieben, als vorher da war; Blinde können sehen ohne jede Operation, ja man schickt nach einem Todesfall einfach einen Boten mit der Bitte, Jesus möchte den Toten wieder lebendig machen; und endlich wird Jesus selbst begraben, aber nach einigen Tagen ist das Grab geöffnet, seine Grabtücher sind durch Engelhände sorgsam zusammengewickelt und er selbst steht lebendig dabei, doch so, daß er eine ganz andere Art von Leben geworden ist, er erscheint in verschlossenen Räumen und doch kann man mit den Fingern seine Nägelmale berühren. Wir müssen doch sagen, daß es ein starkes Stück ist, wenn dem 19. Jahrhundert zugemutet wird, dies für wirklich geschichtliche Ereignisse zu halten, die auf unserer Erde an bestimmten Orten in einem Teil von Asien an bestimmten Tagen und Jahren sich zugetragen haben sollen. Und ich kann es nicht anders als Gedankenlosigkeit nennen, wenn jemand das Ungewöhnliche dieser Zumutung gar nicht empfindet, sondern dabei bleibt: ja, ich halte es für wahr, weil es mir den Eindruck der Wahrheit macht und auf das Gemüt so ansprechend wirkt. Auch Märchen können doch auf das Gemüt ansprechend wirken, auch Allegorieen können tiefen Eindruck machen — ohne darum für geschichtliche Wahrheit genommen werden zu müssen.

Dazu kommt noch ein weiteres. Die in der hl. Schrift gesammelten Bücher sind nicht alle von unbezweifelter Herkunft. Wir haben selbstverständlich kein einziges Buch mehr in dem Original des Verfassers; die unserer Untersuchung zugänglichen Abschriften



sind mehrere Jahrhundert später entstanden. Es sind alte Urkunden, die nur Gelehrte zu lesen verstehen. Diese Gelehrten haben dieselben untersucht wie andere alte Urkunden und sie haben die abweichendsten Ansichten darüber aufgestellt. Manche der Bücher sind als unecht angezweifelt, als viel spätere Erzeugnisse der dichtenden Sage, manche sogar sind von einigen als direkte fromme Täuschungen, also eigentlich Fälschungen angeklagt. Ganz besonders wird in neuerer Zeit das alte Testament angegriffen. Auch solche Gelehrte, welche dafür gelten, daß sie im Glauben an Christus stehen, sind mit der Behauptung aufgetreten, daß ihre unbefangene wissenschaftliche Forschung sie zu der Ansicht geführt habe, die fünf Bücher Mosis könnten nicht von Moses geschrieben sein, die Patriarchengeschichte behandele keine geschichtlichen sondern nur mythische Personen, das ganze sogenannte mosaische Gesetz sei erst nach dem Auftreten der Propheten entstanden 2c. Der gläubige Bibelleser aber weiß, von welcher Bedeutung für seinen Glauben auch das alte Testament ist, er muß in der Erschütterung von dessen Ansehen zugleich eine Erschütterung seines Glaubensgrundes erblicken. So wird also die Frage nach der Berechtigung der historischen Kritik und nach der Begründung seines Glaubens ihr gegenüber für ihn um so wichtiger.

Angesichts dieser Schwierigkeiten giebt es für den, der seines christlichen Glaubens gewiß bleiben will, theoretisch zunächst zwei Möglichkeiten: Entweder er spricht der Natur- und der Geschichtswissenschaft das Recht ab, ein entscheidendes Urteil über das göttliche Ansehen der heiligen Schrift und die geschichtliche Wirklichkeit der in ihr berichteten Thatsachen abzugeben, dann muß er auf eine ganz andersartige Begründung seines Glaubens ausgehen. Oder er erkennt der Wissenschaft jenes Recht zu, dann bleiben wieder zwei Möglichkeiten: entweder er muß die vorgebrachten wissenschaftlichen Beweise wissenschaftlich widerlegen, oder er muß sich auf den Standpunkt stellen, daß sein Christentum von jener geschichtlichen Wirklichkeit unabhängig sei. Dieser dreifachen Möglichkeit entsprechen drei verschiedene theologische Richtungen.

Der zuletzt beschriebene Weg ist derjenige, welchen die „modern-gläubigen“ Richtungen einschlagen, sowohl die ziemlich einheitliche Schule Ritschls, als auch die mannigfach gefärbten Schüler Wellhausens.*) Auf dieser Seite hören wir es in den verschiedensten Tonarten: das Urteil über Wesen und Wirklichkeit fällt gar nicht in das Gebiet des Glaubens; dieser hat es nur mit „Werturteilen“ zu thun, d. h. das Urteil, das ich im Glauben ausspreche: Jesus ist Gottes Sohn, hat gar nicht den Sinn, daß ich meine: er ist das wirklich, seinem Wesen, der geschichtlichen Wirklichkeit nach, sondern ich urteile damit nur: er hat für mich den Wert als Sohn Gottes. Alles Geschichtliche und Thatsächliche wird ruhig der Zurechtstellung der Wissenschaft überlassen, das Gebiet und das Interesse des Glaubens wird dadurch nicht berührt. Jesus mag todt im Grabe geblieben sein, für mich, für die christliche Gemeinde ist er „der Auferstandene“ d. h. die Ideen, die sich mit Auferstehen verbinden: Überwindung des Todes, unvertilgbare Lebenskraft 2c. sind

*) „Moderne“ Theologen sind wir in dem Sinn alle, daß wir die Verpflichtung der Theologie anerkennen, auf die Fragen des modernen profanen Geisteslebens einzugehen und die Antworten demgemäß zu gestalten, sodaß wir also die Gestaltung der christlichen Lehren, die wir aus der großen Epoche der Dogmatik des 17. Jahrh. übernommen haben, nicht mehr für genügend halten. Unter „moderner Theologie“ versteht man jetzt gewöhnlich die bestimmte Richtung, welche nicht nur die alten Lehrformen, sondern auch die Glaubenslehre selbst ändern will, daher der oben erwähnte Ausdruck „modern — gläubig.“ — Was Wellhausen betrifft, so steht er selbst konsequent und klar auf dem naturalistischen Standpunkte, der Ableitung der Religion auf die flache darwinistische Weise. Aber seine Schüler leben zum Teil in wunderlicher Verwirrung. Es giebt darunter solche, welche sich der Tragweite einer Anerkennung der Wellhausenschen Geschichtskonstruktion nicht bewußt sind. Das naivste Beispiel dafür bot vor einiger Zeit der bekannte Streit Meinholds in Bonn, der die Auflösung der Patriarchengeschichte in mythische Nebel geradezu zur Glaubenssache machte. Hierauf bezieht sich Prof. Lic. K. Müller (in Erlangen): Noch einmal Abergläubige und moderne Gläubige. Illustriert durch Meinholds Schrift: Wider den Kleinglauben. 1895. (Leipzig, G. Böhme) Mk. 0,75. — Den Thatbestand der beiderseitigen geschichtlichen Behauptungen hat damals P. Kirberg am kürzesten dargelegt: Der Riß im modernen Denken. Anmerkungen zur Schrift des Herrn Prof. Meinhold 2c. 1895. — Und vom Standpunkt der alten Inspirationslehre aus Prof. Beyer: Das A. T. im Lichte des Zeugnisses Christi. Flugschrift des Bibelbundes. (Berlin, Wiegand und Grieben.) 1897. Mk. 0,50. — Interessant die Entgegnung eines Rabbiners, Dr. Daniel Fink: Wider den Schulautoritätsglauben. Ein offenes Wort der Entgegnung auf die Schrift: Wider den Kleinglauben von Meinhold (Hannover, C. Meyer).

mir mit Jesu Person gewährleistet. Der Glaube ist ein Ergriffensein, ein Überwältigtsein durch Gott; dieser Akt, in dem ich so „überwältigt" bin, knüpft sich allerdings an die Predigt jener für geschichtlich angenommenen Thatsachen, aber er ist seinem Erfolg und Wesen nach unabhängig von dem Umstand, ob jene Thatsachen wahr sind.

Zum Teil wird sogar die Unmöglichkeit, dieselben für geschichtliche Wirklichkeit zu halten, ganz offen ausgesprochen. „Bei dem jetzigen Stand unserer Welterkenntnis kann man mit Wundern im gewöhnlichen Sinne nicht rechnen" und: „der Historiker ist nicht imstande, mit einem Wunder als einem sicher gegebenen geschichtlichen Ereignis zu rechnen; denn er hebt damit die Betrachtungsweise auf, auf welcher alle geschichtliche Forschung beruht." Wir haben es hier also mit dem reinen Rationalismus zu thun, der aus Vernunftgründen bestimmte geschichtliche Berichte von vornherein für unmöglich erklärt und darum den religiösen Glauben unabhängig von dieser Geschichte machen muß, ihn in das Gefühlsleben zurückverbannt und die hergebrachten Ausdrücke des alten Glaubens allegorisch umdeutet. Aber auch solche, welche im Gegensatz zum Rationalismus den Standpunkt der wunderbaren Gottesoffenbarung festhalten wollen, begegnen sich mit jenen in der Auffassung des Glaubens als einer bestimmten Gestaltung des Gefühlslebens (überwältigt sein), die, wenn sie nun einmal vorhanden ist, konstant bleibt, auch wenn ihr nachgewiesen würde, daß alle die Wundergeschichten, die wir die Heilsthatsachen nennen, vor allem die Auferstehung Christi, sich gar nicht wirklich zugetragen hätten. *)

Diese Theologen sind also der Meinung, den christlichen Glauben dadurch zu retten, daß sie ihn von den Resultaten der objektiven historischen Forschung unabhängig machen. Das Recht dieser letzteren, souverän über die Wahrheit der geschichtlichen Berichte des Christentums zu entscheiden, erkennen sie an; aber das Christentum sei durch jene Berichte nicht bedingt. Daß wir uns für eine so geartete „Rettung des Christentums" bedanken, bedarf keiner besonderen Versicherung. Es ist jedenfalls ein ganz anderes Christentum geworden als das des neuen Testaments. „Ist Christus nicht auferstanden, so ist euer Glaube eitel." Entgegnet man uns aber von jener Seite: auch wir glauben, daß er auferstanden ist, aber es ist dies nur ein Werturteil, daneben geht unsere wissenschaftlich begründete Überzeugung, daß sein Leichnam im Grabe geblieben oder gestohlen ist, — so wenden wir uns mit allen ehrlichen Gemütern voll Entrüstung ab von solcher Täuscherei und Spielerei mit heiligen Dingen. Will man dadurch den anderen Menschen zu dem „überwältigt und ergriffen werden von Gott" verhelfen, daß man ihnen predigt: Christus ist auferstanden, d. h. er ist im Tode geblieben? — Da wir nur von der Begründung der **christlichen** Überzeugung reden wollen, so gehört eine weitere Auseinandersetzung mit den Ritschlianern hier nicht her. Diese kurze Vorführung jenes Standpunktes soll nur dazu dienen, das Verständnis des Folgenden vorzubereiten. Es ist einmal treffend gesagt worden, daß man eine falsche Ansicht nur dann zu widerlegen imstande sei, wenn man das Maß der geschichtlichen Berechtigung, mit der sie ihrer Zeit aufgetreten ist, verstände. So sehen wir auch diese Gefühlstheologie in einem gewissen Rechte gegen diejenige Auffassung, mit der wir uns zweitens zu beschäftigen haben, die Auffassung der älteren Orthodoxie.

Ich habe diesen Standpunkt oben so beschrieben, daß man die Ansprüche der Natur- und der Geschichtswissenschaft an die Religion anerkennt, sowie auch die Verpflichtung, sie zu widerlegen. Man traut sich diese Widerlegung auch wirklich zu und unternimmt es somit, die Berechtignng oder gar die Notwendigkeit der biblisch-christlichen Überzeugung **wissenschaftlich** zu begründen. Neuerdings ist dieser Standpunkt mit Wärme und nicht ohne Geschick vertreten durch den Rostocker Theologen **E. König**, jetzt einer der gelehrtesten Vertreter der alttestamentlichen Wissenschaft. **) Das Wichtigste dabei ist, daß sich hiernach der Glaubensakt „von einer Wahrnehmung in der Denkwerkstätte aus vollzieht und vom Denken aus erst das Gefühl und den Willen beeinflusse." Der innere

*) **Die neue Wendung in der Theologie und die Aufgabe der Kirche.** Vortrag auf der Dresdener Pastoralkonferenz von Lic. **Winter**, Pfr. in Meißen. (Leipzig, Fr. Richter.) 1897.

) Seine hierhergehörigen Schriften sind aus dem Jahre 1891 u. 92: **Der Glaubensakt der Christen nach Begriff und Fundament, Mk. 3,—, und die Broschüre: **Die letzte Instanz des biblischen Glaubens.** (Beide bei G. Böhme in Leipzig.)



Gang ist so vorzustellen: ich überzeuge mich aus Gründen, daß die biblischen Schriftsteller die Wahrheit berichten, und dann gebe ich mich ihren Lehren und Forderungen auf Glauben hin. Eine Hauptaufgabe der Glaubenslehre muß dann darin bestehen, daß die Glaubwürdigkeit der Bibel in überzeugender Weise berichtet wird. Und so verfährt auch die orthodoxe Dogmatik des 17. Jahrhunderts und deren Nachfolger. Man zählt, die Gründe dafür auf, daß die Schriftsteller die Wahrheit berichten wollten, daß sie es auch konnten, man widerlegt die Einwände vonseiten der geschichtlichen Kritik ꝛc.

Es wird natürlich unsererseits nicht geleugnet, daß auf diesem Wege wirklich sehr Vieles zu erreichen, zu beweisen und zu widerlegen ist. Der Feldzug gegen das neue Testament, den David Strauß einst eröffnet, ist bereits siegreich seitens der Kirche beendigt. Ebenso wird der Feldzug Wellhausens gegen das alte Testament mit Gottes Hilfe enden. Die Geschichtlichkeit der biblischen Berichte wird von allen unbefangenen Forschern im Großen und Ganzen immer mehr anerkannt. Allein genügt diese Anerkennung zur Erzeugung des Glaubens? Werden nicht dem ungläubigen Forscher, der es anerkennt, daß die Korintherbriefe, noch nicht zwanzig Jahre nach Jesu Abscheiden, von Paulus geschrieben sind, immer noch Wege offen sein, um der Anerkennung zu entgehen, daß nun auch Jesu Leib wirklich nicht verwest sei? Und selbst, wenn dieses Fürwahrhalten erzwungen werden könnte, würde die darauf gebaute Schlußkette genügen, die folgendes besagt: die Bibel berichtet Wahrheit — folglich ist es auch wahr, daß Gott Sünde vergiebt — folglich kann ich den Anklagen des Gewissens gegenüber getrosten Mut haben? Ich glaube nicht, daß mit diesen Erwägungen „der Glaubensakt des Christen" richtig beschrieben ist. Und doch ist zu vermuten, daß viele unserer rechtgläubigen Christen der Meinung sind: ihr eigener Glaube beruhe auf dem Grunde, daß ihnen der Inhalt der Bibel als glaubwürdig und als unwiderlegt nachgewiesen sei, und daß sie deshalb auf die darin kundgegebenen göttlichen Gesinnungen trauen könnten. Sie bedenken dabei nicht, wie abhängig sie sich dabei selbst von den Ansichten der Gelehrten machen. Das Übergewicht gelehrter Theologie im kirchlichen Leben, das zum Schaden der Kirche im 17. Jahrhundert vorhanden war, hat seine theoretische Stütze in dieser Aufgabe, die man ihnen zuschrieb: den evangelischen Glauben durch ihre Gelehrsamkeit als wahr zu erweisen. Freilich wurde, weder damals von jenen, noch jetzt von König, übersehen, daß beim Glauben ein Zeugnis des heiligen Geistes nötig sei (testimonium Spiritus Sancti), aber dies tritt wesentlich als nachfolgende Besiegelung auf, wenn der Entschluß zum Glauben gefaßt ist, der auf der erlangten Einsicht in die Glaubhaftigkeit der Bibel sich gründet.

Die Leser verstehen nun hoffentlich, wie es gemeint ist, wenn oben davon die Rede war, daß solchen Ausführungen gegenüber die Reaktion der Ritschlschen Theologie eine gewisse Berechtigung hatte. Jene interesselose Überzeugung der älteren Orthodoxie ist eine kühle und sachliche. Es liegt ein berechtigtes Element darin, wenn statt dessen gefordert wurde anzuerkennen, daß das Urteil, das der Glaube ausspricht, auch den unendlichen Wert mit ausspricht, den der Gegenstand des Glaubens für mich hat. Es liegt ein berechtigtes Element darin, wenn zum Glauben als nötig gefordert wurde, ein persönliches Überwältigtwerden der Seele durch Gottes Wahrheit. Das Falsche an dieser Theologie ist nur, daß der objektive Glaubensinhalt dabei völlig preisgegeben wurde. Beiden bis jetzt behandelten Richtungen ist gemein, daß sie der menschlichen Wissenschaft das Recht zuerkennen, über die göttliche Autorität der hl. Schrift zu entscheiden. Die einen thun dies und machen dadurch den Glauben zu einer Sache des Intellekts, der nüchternen wissenschaftlichen Einsicht und der Richtigkeit gewisser Thatsachen, die andern thun es und ziehen dabei zwischen den betreffenden Berichten und dem religiösem Glauben eine Grenzlinie, welche den Glauben seines christlichen Charakters entkleidet. Wir können unsern Glauben weder darin treffend abgebildet finden, daß es heißt: ich habe mich von der Richtigkeit jener Berichte vernünftig überzeugt und gebe mich ihnen nun gläubig hin, noch darin, daß man sagt: ich bin infolge dieser Berichte so wunderbar erhoben, daß es mir ganz gleich ist, ob sie wahr sind, ich lebe nun in Gott.

So haben wir also den dritten Weg zu beschreiten, von dem es oben hieß: man spricht der Natur- und Geschichtswissenschaft das Recht ab, ein entscheidendes Urteil über das göttliche Ansehen der hl. Schrift und die geschichtliche Wirklichkeit der Heilsthatsachen abzugeben, ist dann aber verpflichtet, auf eine ganz andersartige Begründung des Glaubens auszugehen. Es versteht sich, daß sich auch auf diesem Wege noch wieder mannigfache Schattierungen finden, die hier keineswegs alle vorgeführt werden sollen; ich rede nicht von der Art, wie z. B. Frank den Glauben begründet in seinem Systeme der christlichen Gewißheit; auch nicht von der früheren Methode der sog. gläubigen Vermittlungstheologie, die ein ursprüngliches Gottesbewußtsein im Menschen konstruierte, das durch das Christentum geklärt und geläutert werden sollte. Es handelt sich hier um diejenige Darstellung der Begründung der Glaubensgewißheit, welche zuerst in konsequenter Weise von Beck gegeben ist, auf dessen Anregung eine Reihe von unter sich ganz unabhängigen und in originaler Weise vorgehenden Theologen zurückzuführen ist.

Am ausführlichsten hat sich von ihnen mit unserer Frage Julius Köstlin beschäftigt, schon vor dreißig Jahren in einem Werke über den Glauben, das jetzt neu bearbeitet erschienen ist, und dann besonders in der Schrift: Die Begründung unserer sittlich-religiösen Überzeugung.*) Er setzt sich auch direkt mit König auseinander und ist überhaupt wohl geeignet, in die geschichtliche Entwickelung unseres Problems und in den gegenwärtigen Stand der Frage verständnisvoll einzuführen. So viel ich dem früheren Köstlinschen Werke schon verdanke, und so herzlich ich jetzt besonders seiner „Begründung pp." zustimme, so muß ich gestehen, daß mir an manchen — und gerade den entscheidenden Stellen — die Darstellung noch nicht ganz bis zu Ende geführt zu sein scheint. — Ich nenne gleich hier nach Cremer mit seinen drei Vorträgen: Glaube, Schrift und heilige Geschichte, deren erster heißt: die Autorität der hl. Schrift, der 2. das Evangelium Jesu und das Evangelium von Jesus — der 3. der Glauben und die Heilsthatsachen.**) Besonders in dem zuletzt genannten scheint mir die klarste und zutreffendste Beschreibung des Glaubensaktes zu liegen. — Mit Benutzung dieser genannten Schriften werde ich den Weg in die christliche Glaubensüberzeugung zu beschreiben versuchen, auf den wir, nach Abwehr der vorangegangenen, uns notwendig begeben müßten. Ich mache nicht für jeden der hier gebrauchten Ausdrücke Cremer oder Köstlin verantwortlich, sondern hoffe nur, daß sich mancher Leser dieses Aufsatzes zum eingehenderen Studium dieser Frage an der Hand jener Schriften bewegen lassen wird.

Die christliche Überzeugung bezieht sich selbstverständlich nicht in erster Linie auf die Wirklichkeit gewisser allgemeiner Verhältnisse, z. B. daß dies und das dann und dann geschehen sei, daß die Welturſache so und so beschaffen sei, — sondern sie bezieht sich immer auf etwas, was meine persönliche Existenz erschüttert oder sichert. Luther erklärt deshalb den 2. Artikel: ich glaube, daß Jesus Christus sei mein Herr, der mich erlöst hat, auf daß ich sein eigen sei. Der Inhalt unserer christlichen Überzeugung ist also kurz gesagt dies, daß ich glaube, Gott sei mir unverdient um Christiwillen gnädig und schenke mir das Leben. Nach der früheren Dogmatik sollte der Christ zu dieser persönlichen Gewißheit gelangen durch die Einsicht in die Glaubwürdigkeit der Bibel im allgemeinen und durch den darauf folgenden Entschluß, deren allgemeine Aussagen auf sich zu beziehen; danach kommt dann die persönliche Versiegelung der Wahrheit im Gefühl durch den hl. Geist. Wir haben das Unthunliche dieses — zu intellektualistischen — Weges erkannt. Vielmehr ist der innere Vorgang dieser, daß an dem persönlichem Eindruck, den die heiligen Berichte auf mich machen, die Überzeugung entsteht, daß sie wahr sind und zwar nicht nur wirklich geschehen, sondern auch wahr in dem besonderen Sinne und mit der besonderen Bedeutung, mit der sie verkündigt werden. Wir haben also zu unterscheiden den persönlichen Eindruck und den daraus gezogenen Schluß: das was diesen

*) 1893. Berlin, Reuther und Reichard (2 Mk.). — Das andere heißt: Der Glaube und seine Bedeutung für Erkenntnis, Leben und Kirche, mit Rücksicht auf die Hauptfragen der Gegenwart; ebenda, 1895 (6 Mk.). —

**) Gütersloh, 1896. C. Bertelsmann. 106 S. —



Eindruck hervorrief, ist Wahrheit. (Die Ritschlsche Theologie unterscheidet beides nicht, sondern nennt eben jenen Eindruck = Glauben). Kann denn aber die Überzeugung von der geschichtlichen Wirklichkeit infolge solcher persönlichen Eindrücke entstehen? Ist nicht dazu eine verstandesmäßige Überzeugung nötig auf Grund der Untersuchung der Quellen u. s. w.? — Es giebt in der That einen zwiefachen Weg, auf welchem der Mensch zu dem Schluß genötigt wird, daß eine Sache wahr und wirklich sei. Der eine ist die Prüfung durch den Augenschein und der Verstandesschluß — der andere ist die Bewährung am Gewissen oder dem moralischen Sinn. Auf jenem ersten Wege kennt man zur Vergewisserung von den natürlichen und materiellen Dingen, auf dem anderen zu der über die moralischen Wahrheiten und die in das Jenseits weisenden Wirklichkeiten. (Köstlin, Überzeugung, S. 102.) Nun haben wir in der evangelischen Verkündigung allerdings geschichtliche Berichte, welche der wissenschaftlichen Prüfung unterliegen. Wenn wir uns aber daran erinnern, daß schon in der Profangeschichte die subjektive Anschauung und Stimmung des Forschers für die Auffassung der alten Berichte mit von Bedeutung ist, — wenn wir ferner erwägen, daß es sich bei diesen Berichten um Sein oder Nichtsein des sittlichen Menschen handelt, um Vergebung der Sünde oder Zorn Gottes, so werden wir zugeben müssen, daß es eine lediglich auf kritischer Verstandesprüfung beruhende Beurteilung und Überzeugung bei ihm nicht geben kann. Die Verkündigung wendet sich an unser Gewissen, d. h. sie stellt an uns eine im Augenblick zu vollziehende Forderung, eine Forderung, die wir nicht mit dem Verstande erst zu untersuchen und zu prüfen, sondern im Gewissen mit Ja oder Nein zu beantworten haben. Lehnen wir diese Forderung innerlich ab, so wird sich auch unser Geist niemals entschließen, jene Berichte für wahr zu halten. Beugen wir uns unter die Forderung, so erkennen wir damit — auch ohne daß er uns in dem Augenblicke zum Bewußtsein kommt — die Wahrheit der geschichtlichen Verkündigung an. Hier ist gar nichts anderes möglich: ein Ja des Willens und damit das Fürwahrhalten der Berichte, oder ein Nein des Willens und damit eine Leugnung ihrer geschichtlichen Wirklichkeit.

Welches ist denn nun die Forderung der christlichen Verkündigung? und warum hat sie eine solche entscheidende Macht auch über die Anerkennung geschichtlicher Ereignisse? — In der Verkündigung der Geschichte von Christus liegt die Botschaft: es giebt eine Rettung der verlornen Welt durch Gnade, und die Forderung: laß dich retten, indem du dich als einen Teil dieser verlornen Welt ansiehst, der die Gnade gilt. Cremer spricht (S. 98) von der unvergleichlichen inneren Nötigung sich zu beugen, die in der Verkündigung von Jesus Christus lag. „Gericht und rettungsloses Verderben, das war auch den Heiden nichts schlechthin Neues, nichts Unverständliches . . Jetzt aber: Gericht und Rettung! Es ist nicht nötig, seine Sünde zu vergessen, alles soll vergeben sein. Aber wer das faßt und fassen will, kann auch seine Sünde gar nicht vergessen. Im Gegenteil: es giebt keine stärkere Nötigung zur Beugung in der rückhaltlosen Anerkennung der Sünde und Schuld. Es giebt keine Macht, die uns so zwingt, selbst das Urteil Gottes wider uns und unsere Sünde auszusprechen und uns dem Gericht zu unterwerfen, als die in dieser Verkündigung uns berührt, mit uns handelt, um uns wirbt und uns einen Blick in ein ungeahntes Leben, in wirkliches Leben thun läßt." — Ist dieser inneren Nötigung durch den Willen Folge gegeben, so steht der Erkenntnis beides fest: ich bin nur durch Gnade geretteter Sünder und: Jesus Christus ist wahrhaftig auferstanden.

Wo liegt nun also der Anstoß zur Bildung der christlichen Überzeugung? Nicht in einer wissenschaftlichen Einsicht, nicht in der Erregung von bloßen Gefühlen, — sondern in der Stellung, welche unser Wille zu einer innerlich empfundenen Forderung einnimmt. Natürlich tritt diese Forderung in einer solchen Weise an uns heran, daß eine ganze Reihe von Erkenntnissen uns darin sich naht, über Gott, Welt, Geschichte, Christus u. s. w. —; wollten wir aber auf diese den Ton legen und jene Forderung so lange zurückstellen, bis wir uns über die Möglichkeit oder Richtigkeit jener Anschauungen über Gott, Welt, Geschichte, Christus u. s. w. wissenschaftlich, verstandesmäßig orientiert haben würden, so würden wir nie zur Erkenntnis, zur christlichen Überzeugung und Gewißheit gelangen.

Die Gewißheit ist unmittelbar gegeben mit unserem eigenen inneren Ja und für ewig ausgeschlossen mit dem eigenen inneren Nein. Nicht als ob demgemäß wir uns selbst gewiß machten; die Gewißheit liegt in der überzeugenden Kraft jener Forderung der Anerkennung an unser Gewissen, — nur daß wir derselben uns verschließen können durch unsere ablehnende sittliche Haltung: ich will mich nicht beugen, ich will kein gnadenbedürftiger Sünder sein, ich will von diesen Sünden mich nicht heilen lassen u. s. w. — Dies war die Stellung der Pharisäer, daß sie, ehe sie der Stimme der Wahrheit aus Jesu Worten sich beugten, eine verstandesmäßige Antwort auf ihr Bedenken haben wollten: kann der Messias aus Nazareth kommen? — kann er in solcher Gestalt auftreten? — kann er sich so zu unseren Satzungen stellen? Darauf wollte ihnen Jesus keine Antwort geben, obgleich er es gekonnt hätte; er ließ sie absichtlich in ihrem Irrtum bezüglich seiner Herkunft aus Nazareth — weil Glauben an ihn nur zustande kommen konnte mit völligem Verzicht auf diese Weisheitsfragen und durch den Gehorsam der Wahrheit.

Wird diese Begründung unseres Glaubens, diese Beschreibung seines Zustandekommens als richtig erkannt, so sind damit freilich weitaus nicht alle Fragen schon beantwortet. Im Gegenteil geht nun das Fragen erst recht an. Mögen die Leser sich auf alle ihre aufsteigenden Fragen in den genannten Schriften weitere Antworten holen. Ich mache hier nur noch zwei Anmerkungen. Erstlich leuchtet ein, daß die Inspirationslehre nun ein ganz anderes Gesicht bekommt als sie bei der früheren Orthodoxie hatte. Nach dieser wurde erst bewiesen, daß die Bibel inspiriertes Gotteswort sei und dann der Glaube daran begründet. Jetzt werden wir gerade in derjenigen inneren Erfahrung, die uns zum Glauben führte, innerlich gewiß darüber, daß wir es nicht mit Menschenwort, sondern mit Gotteswort zu thun haben. Dies ist mir also nicht Gotteswort, weil mir nachgewiesen ist, daß es auf eine bestimmte wunderbare Weise zu stande gekommen ist, sondern weil mir eine lebendige Persönlichkeit darin nahe tritt, die mich fort und fort als der Lebendige begleitet und im Umgang mit ihm sein Wort immer heller erschließt. Diese Persönlichkeit Jesu Christi ist darum der Maßstab für alle Unterscheidungen, die ich in der reichen Sammlung heiliger Schriften zu machen habe. Und alle Verbürgung ihrer Wahrheit liegt immer in dem Zusammenhang mit Christi Person und Werk.

Daraus ergiebt sich noch eine zweite Anmerkung. Unsere Beschreibung des Glaubensaktes darf nicht so verstanden werden, als ob derselbe einmal zu einer bestimmten Stunde stattfinde und dann nicht wieder. Es wäre dies etwas dem Methodismus entsprechendes. (Ähnlich Frank.) Sondern es sollten die psychologischen Elemente beschrieben werden, die sich immer zusammenfinden müssen, wo sich Glauben findet. Die christliche Überzeugung ist nicht eine ein für alle Mal fertige, wie die auf wissenschaftlichem Beweise ruhende, sondern die Gewißheit wird befestigt, die Erkenntnis wird vertieft und bereichert durch das Leben mit Christus, indem es fortgesetzter sittlicher Zustimmungen und Entscheidungen bedarf. Fehlen dieselben, fehlt die Bethätigung des Glaubens im Leben, so schwindet mehr und mehr die Frische des ersten Eindruckes und die Gewißheit wird eine hohle Form, die den Anfechtungen des Lebens nicht mehr gewachsen ist. Niemals darf sich die christliche Gewißheit — so wenig wie auf die Aussagen anderer, oder auf gelehrte Beweise — gründen auf eine längst vergangene eigene innere Erfahrung; sondern diese Erfahrung, in der mir zuerst Gottes Wahrheit sich aufdrängte und erschloß, wird fort und fort wieder hell und frisch erhalten. Nur so lange bleibt die christliche Überzeugung lebendig, als ich der Sünder bleibe, der Gnade bedarf, auf Gnade steht und in der Gnade wandelt.





Griechenlands natürliche Hülfsquellen und die Aussichten seiner Gläubiger.

Von

Spanuth-Pöhlde.

Am 13. Dezember 1893 brachte Trikupis in der griechischen Kammer einen Gesetzentwurf ein, wonach die Regierung ermächtigt wurde, mit den Inhabern der Goldanleihen Verhandlungen wegen Herabsetzung der Staatsschuld anzuknüpfen und einstweilen die Zinsen nur mit 30 Prozent in Gold oder 50 Prozent in Banknoten zu bezahlen. Dieses Gesetz wurde sechs Tage später angenommen und vom König trotz den Protesten der fremden Mächte sanktioniert. Damit war der Staatsbankrott erklärt. Seitdem aber haben sich die Dinge nicht gebessert, im Gegenteil, die pekuniäre Lage Griechenlands ist eher noch ungeordneter, diese finanzielle Nacht noch dunkler geworden, und wie wenig dementsprechend die Wehrkraft des Volkes vermag, das hat der jüngste Zusammenstoß mit der Türkei zur Genüge gezeigt.

Die Gründe dieser traurigen Erscheinung liegen nicht zum wenigsten in der mangelhaften Fruktifizierung der natürlichen Hülfsquellen des Landes; über den gegenwärtigen Stand derselben, sowie insbesondere über die Art ihrer Ausbeutung eine Übersicht zu geben, soll im Folgenden zunächst unsere Aufgabe sein.

Wir können die Beteiligung eines Landes an der Weltwirtschaft ungefähr wenigstens abschätzen, wenn wir die Summe des Außenhandels, der Einfuhr und Ausfuhr zusammengenommen, dividieren durch die Anzahl seiner Bevölkerung; jedoch dürfen in dieser Weise nur annähernd gleich große Staaten verglichen werden, da mit der Größe eines Gebietes, bei sonst gleichen Verhältnissen, aus leicht verständlichem Grunde der Außenhandel geringer werden muß. So können wir Griechenland nicht etwa mit dem vierzehnmal volkreicheren Italien vergleichen, wohl aber mit den anderen kleinen orientalischen Staaten. Von diesen wiesen im Jahre 1884 auf den Kopf der Bevölkerung einen Außenhandel auf: Serbien und Bulgarien von 38 M., Ägypten von 63 M., Rumänien von 72 M., Griechenland aber von 92 Mark.

Nach diesem für den hellenischen Staat günstigen Resultat, das er der vorzüglichen Lage des Landes inmitten eines belebten Meeres und seiner Aufgeschlossenheit durch zahlreiche Meeresbuchten und Straßen verdankt, dürfte man eine gewisse Wohlhabenheit seiner Bewohner erwarten. Dieses aber trifft für Griechenland nicht zu, weil die Ausfuhr stets hinter der Einfuhr zurückblieb, beide also nicht in dem richtigen Verhältnis standen. Der Handel aber hat die notorische Scheu des Griechen vor anstrengender Arbeit befördert, die mühelose Produktion begünstigt und zur Vernachlässigung anderer wichtiger Hülfsquellen des Landes geführt. Entscheidend beigetragen hat zu diesen Miß-

ständen das gänzlich verkehrte Steuersystem, welches von Anfang an in seiner ganzen Schwere Ackerbau und Viehzucht belastete, zur Produktion nicht ermunterte, Kapital aber und Industrie fast frei ausgehen ließ. Und doch müßte es, um die Arbeit des griechischen Volkes in die richtige Bahn zu lenken, gerade umgekehrt sein.

Es ist ein trauriger Anblick, zu sehen, wie oft die fruchtbarsten Landstriche, die noch im Mittelalter reich bebaut waren, jetzt vernachlässigt daliegen, und wenn auch zum Teil mit Getreide bepflanzt, doch lange nicht das sind, was sie sein könnten. Viele Gegenden sind verödet, weil sie durch die Entholzung der Bergabhänge im Laufe der Jahrhunderte die Kulturfähigkeit verloren haben, oder sind so versumpft, daß nur größere Unternehmungen sie der Nutzung wieder schenken könnten. Man schreibt den jetzigen Zustand hauptsächlich dem Umstande zu, daß das Land meist nicht Eigentum der Bauern ist, sondern Staatsdomäne, da es früher größtenteils im Besitz von Türken war. Die Bauern haben daher als bloße Pächter nicht das Interesse für die Kultur, das ein Eigentümer hat und das namentlich da notwendig ist, wo Verbesserungen und Einrichtungen getroffen werden sollen, die erst mit der Zeit lohnen. Dennoch verbleibt in Griechenland genug des fruchtbaren Bodens, das dem Anbau dienstbar gemacht werden könnte, die Meinung aber, daß zu einer vermehrten Kultivierung dort die Arbeitskräfte mangelten, erweist sich als irrig.

Griechenland umfaßte vor der Gebietserweiterung vom Jahre 1881 und ohne die jonischen Inseln im ganzen ein Areal von 47516 Quadratkilometer mit 1228000 Einwohnern nach der Zählung vom Jahre 1879. Das ergiebt auf das Quadratkilometer 26 Einwohner. Rechnet man aber das Verhältnis der Bevölkerung zu der bestellbaren Fläche aus, deren noch 47 Prozent unbebaut sind, so kommen auf das Quadratkilometer 61 Einwohner. Es ist ersichtlich, daß hier noch viele Arbeitskräfte in Unthätigkeit ruhen. Der ertragfähige Boden nun liegt, soweit der Kornbau in Betracht kommt, teils in den Händen sehr vieler Kleinbauern, die ihn, wie schon gesagt, lehensweise vom Eigentümer, dem Staate, erhalten, teils in denen einiger Großgrundbesitzer, die ihn nicht selbst bewirtschaften mögen, weil sie eine politische Laufbahn oder Handelsgeschäfte vorziehen, und deshalb ihre Ländereien in kleinen Losen ebenfalls an die Pächter abgeben. So bearbeitet jeder nur ein einziges Stückchen Landes und kann sich die Geräte und Einrichtungen, welche ihm von Vorteil sein würden, nicht beschaffen, weil sie im Verhältnis zum Areal zu kostspielig sind.

Während nun bei uns der Landwirt fast das ganze Jahr zu thun hat, bleibt dem griechischen Bauer nur die knappe Winter- und Frühlingszeit zur Bearbeitung seines kleinen Feldes. Von Ende Juni bis Ende Oktober liegt der Boden, von der glühenden Sonne in Stein verwandelt, vom Pfluge unverwundbar da. Der Landmann sitzt während dieser Zeit unthätig auf der luftigen Höhe seines Bergdorfes, schaut tagtäglich hinauf nach dem tiefblauen, ewig gleichen Himmel, ob nicht endlich ein Wölkchen den nahenden Herbst verkünde. Erst Ausgangs Oktober, wenn die ersten gewaltigen Herbstregen die Ackerrinde erweicht haben, treibt der Bauer seine Ochsen von der Weide hinab in's Thal, ladet dem eingefangenen Esel den Pflug auf den Rücken, und spannt, auf seinem Felde angelangt, beide davor. Der Pflug, in Wahrheit noch ein Haken, wie ihn Hesiod schon beschrieben hat, ist ohne Räder; der Baum des Pfluges bildet bis zum Kopfe der Zugtiere eine Stange, ist unbeweglich, und dadurch, daß er zwei ganz kleine Streichbretter hat, wirft er die Ackerkrume links und rechts in die Höhe. Die Egge, die Walze sind gänzlich unbekannte Werkzeuge. Der griechische Bauer nun hat die Gewohnheit, seinen Acker in dem einen Jahr zu bestellen und ihn dann im folgenden brach liegen zu lassen. So bebaut er also nur immer die Hälfte seines an sich schon geringen Pachtareals. Das Land ist daher vor der Bestellung von trocknem Unkraut überwuchert. Dahinein, auf den ungepflügten Boden, streut der Landmann sein Saatkorn, soweit sein Armwurf reicht, und dann erst pflügt er diesen besäeten Streifen um. Hierauf nimmt er wiederum eines Wurfes Breite vor, säet und pflügt wiederum und sofort, bis die ganze Feldbreite bestellt ist. Von Dünger ist natürlich keine Rede. Zur Zeit kennt Griechenland außer für Pferde keine Stallung, keine Einstreu, keinen Düngerwagen, ja, keinen Weg

dafür. Ein Feld mit regelrechten Düngerhaufen hat daselbst noch niemand gesehen. Das Wenige, was Pferde im Stall und Schafe in den Mandras oder Felsschluchten liefern, geht in Körbe auf Esel oder Maultiere verpackt, in die Gärten, Rebengelände und an die Melonen. Das Getreide sieht keinen Dünger, wohl aber, zumal der Mais regelrecht, manchmal Bewässerung. Am meisten wird Weizen gebaut, sodann Gerste und Hirse. Der Anbau von Roggen und Hafer ist ohne Belang.

Ende Mai, in den wärmeren Thälern noch früher, wird das Getreide mit der Sichel geschnitten. In manchen Gegenden läßt man die Hälfte des Strohes stehen, oder schneidet auch blos die Ähren ab, weniger in der Nähe der Städte, wo man das Stroh verkaufen kann. Die Frucht wird sogleich auf Eseln zur Dreschstelle gebracht, die gewöhnlich auf dem Felde gemeinschaftlich ist. Dort wird das Getreide durch Ochsen und Pferde ausgetreten. Es wird auf der geebneten Erde ein starker Pfahl eingerammt und an diesem ein starker Strick befestigt. Daran werden nun mehrere Tiere gebunden und dann treibt man sie über das auf dem Boden ausgebreitete Getreide im Kreise umher; indem sich nun der Strick um den Pfahl windet, beschreiben die Tiere immer engere Kreise und kommen zuletzt bis an den Pfahl. Hierauf werden sie nach der entgegengesetzten Richtung getrieben, sodaß sich der Strick wieder abwickelt und nach und nach alles Getreide ausgetreten wird. Ist dieses geschehen, so stellt der Bauer sich auf ein Brett, welches unten mit scharfen Eisen versehen ist und läßt sich von dem vorgespannten Vieh über das Stroh hinwegziehen; auf diese Weise wird dasjenige Stroh, welches von dem Vieh noch nicht ganz klein getreten ist, zerschnitten, weil es so am leichtesten als Fütterung verwertet werden kann.

Ist die Frucht auf diese Art ausgetreten, so wird sie vermittels des Windes, der regelmäßig des Nachmittags weht, gesäubert und gereinigt.

Wenn der griechische Landmann zur Ernte hinauszieht, begleitet ihn der „Ispraktor", der Steuererheber, mit einer militärischen Bedeckung. Ohne diese wichtige Persönlichkeit darf er seine Ernte nicht einbringen. Der Staat erhält von der reinen Frucht als Steuer den zehnten Teil; ist er Eigentümer, alsdann noch 15 Prozent als Pacht. Hat der Bauer die Frucht auf gepachtetem, privatem Boden bezogen, so zahlt er dem Eigentümer in den meisten Gegenden das Drittel, giebt aber der Eigentümer dem Bauer das Saatkorn und die Ochsen zum Pflügen, so bekommt er die Hälfte. Was der Bauer an Arbeitskraft und Meliorationskosten aufgewendet hat, ob dem einen das Land fünffältige Frucht bringt und dem andern zehnfältige, das ist dabei ganz gleichgültig: jeder hat Steuern und Abgaben gleichmäßig zu entrichten. Wer möchte aber unter solchen Umständen daran gehen, neue Flächen der Kultur zu erschließen, Bäume und Gestrüpp zu roden, Steine zu lesen und Terrassen zu häufen: alles mühevolle Arbeiten, von deren kümmerlichem Erstlingsertrage der Steuererheber und der Verpächter im gleichen Maße seinen Zehnten und seinen Pachtzins einstreichen wird, wie von dem fruchtbaren, in einem Vormittage bestellten Saatfelde des Nachbars.

Und welche Macht hat der Steuererheber, von dem es abhängt, ob der Bauer seine Ernte heute oder erst in acht Tagen einbringen darf! Der griechische Beamte unterscheidet sich in der That von dem türkischen in nichts: er hat keinen anderen Gedanken als den, die kurze Zeit seiner Amtswaltung dazu zu benutzen, sich zu bereichern und sorgenfrei zu stellen für den sicher eintretenden Fall, daß eine andere Partei zur Herrschaft gelangt, denn damit ist stets ein Beamtenwechsel von oben bis unten verbunden. Und so fließt denn auch die vom Schweiß des kleinen Bauern aufgebrachte Steuersumme keineswegs ungeschmälert in den Staatssäckel, und was schließlich glücklich hineingelangt, kommt auch noch nicht einmal dem Allgemeinen zu Gute, sondern wird zum großen Teil dazu verwandt, die politischen Parteigenossen zu befriedigen, um sich eine künftige Wiederwahl zu sichern.

Es ist selbstverständlich, daß unter solchen Zuständen die Arbeitslust des Landmanns, die man ihm im Gegensatz zu der anderen Bevölkerung nicht absprechen kann, ganz erheblich gedämpft und der Ackerbau auf ein Minimum beschränkt wird. Was für Ernten könnten erzielt werden, wenn man den benutzten Boden besser bestellte, wenn

man mit eiserner Pflugschar und durch mehrmaliges Pflügen den harten Boden auch in seinen tieferen Schichten lockerte, und die eingestreute Saat mit der Egge verteilte und eine rationelle Fruchtfolge einführte. Und wie viele und weitgedehnte Gefilde würden einen reichen Ertrag liefern, die fruchtbar an sich, aber unberührt vom Pflug seit Jahrhunderten unbebaut liegen!

Während die Gebirgsländer noch ihr eignes Brod erzeugen, bringen die tieferen Teile Griechenlands lange nicht genug für den eignen Bedarf hervor, weil hier ein jeder womöglich Korinthen baut. Der Korinthenbau ist nämlich aus mehreren Gründen ein weit gewinnbringenderer, als der Kornbau, und so kommt es, daß, wo der Boden ihn zuläßt, sowohl der Anbau der Brotfrüchte als auch der Viehzucht fast gänzlich verschwindet. Der Korinthenbau liegt hauptsächlich in den Händen der Großgrundbesitzer, aus denen sich die Mitglieder der Kammer rekrutieren. Dabei ist es nicht ausgeschlossen, daß sie auch an kleine Leute in einzelnen Arealen verpachten, wenn dieses mit Vorteil geschehen kann.

Vor nicht mehr als 50 Jahren bestand das Bruttosteuergesetz und seine Exekution durch den bei der Ernte anwesenden Steuererheber auch für den Wein- und Korinthenbau; wie leicht begreiflich ist, für diese noch mit viel schwereren Folgen, weil Traubenschnitt und Kelter noch weit abhängiger vom Wetter sind, als die Kornernte. Die korinthenbauenden Abgeordneten haben sich von dieser Last klüglich zu befreien gewußt, indem sie ein Gesetz durchbrachten, wonach der Wein und die Korinthe nach der Exportziffer besteuert wird, welche Steuer außerdem noch gewohnheitsmäßig der fremde Käufer zu tragen hat. Dem Kleinpächter aber, der des Vorteils halber und der geringern Arbeit wegen natürlich lieber Korinthenreben pflanzt, als hochbesteuertes Korn baut, kommt nur ein relativer Gewinn zu Gute, da er mit den Großhändlern direkte Verbindungen nicht haben kann und auf Agenten angewiesen ist, die ihm einen Preis dafür zahlen, welchen sie eben für gut befinden.

Das Minus nun an Zerealien in den korinthenbauenden Tiefländern muß durch die Einfuhr aus dem Auslande gedeckt werden. Die Getreideeinfuhr betrug in den achtziger Jahren bei schlechter Ernte über 50 Millionen Fr., fast die Hälfte der gesamten Einfuhr. Im Jahre 1888 fiel die Getreideeinfuhr nach einer guten Ernte auf 33 Millionen Fr. und im Jahre 1895 auf 27581000 Fr., etwa ein Drittel der gesamten Einfuhr, gegenüber einer Korinthenausfuhr von nur 21867000 Fr. und einer Gesamtausfuhr von 71156000 Fr.

Man hatte in Griechenland von der Annexion Thessaliens, welches ein vorzugsweise getreidebauendes Land ist und vor der Annexion beträchtliche Massen von Zerealien nach Griechenland ausführte, eine Umgestaltung dieses für Griechenland ungünstigen Verhältnisses erwartet. Diese Hoffnung erfüllte sich nicht. Seit Einverleibung Thessaliens, nachdem die türkischen Bauern meist ausgewandert waren, ohne daß aus Griechenland ein genügender Nachschub erfolgte, wurde diese Provinz ebenfalls ein Getreide einführendes Land. Der Gewinn des Korinthenbaues wird durch den Mangel an Korn wieder aufgehoben. In Wahrheit würde es erst ein Gewinn werden, wenn Griechenland sein Brod selbst hervorbringt und zu diesem Zwecke die brach und unbestellt liegenden Areale in Bereich der Kultur zöge, sodaß also der Korinthenbau der Getreideerzeugung nicht zu schaden brauchte.

Der Weinbau ist im ganzen Lande verbreitet, sowohl in den heißen Niederungen, wie in den kühleren Gebirgsgegenden; überall sind ihm die besten Grundstücke gewidmet. Das Produkt würde ein ausgezeichnetes sein, wenn es nicht auf höchst sorglose und unreine Art bereitet würde. Man keltert den Wein aus Mangel an Bottichen in Thongruben, und verwahrt ihn zum Teil noch heute, wie im Altertum, in Schläuchen aus Tierhäuten oder in Ledersäcken, wodurch derselbe für uns einen widerlichen Geschmack erhält.

Die Unsitte, den Wein zu harzen, war bei den alten Griechen im allgemeinen nicht gebräuchlich, nur die Bewohner von Euböa setzten, wie Plutarch berichtet, ihren Weinen Harz zu, um die Haltbarkeit zu vermehren. Dagegen findet sie sich schon im frühen Mittelalter bei den Byzantinern. Eine Gesandschaft, die 968 vom Kaiser Otto I. zum



Kaiser Nikephoros nach Konstantinopel geschickt wurde, führte in ihren Berichten unter den Leiden und Unbilden, die sie dort auszustehen gehabt hätte, nicht als geringstes den Wein mit an, der wegen seiner Vermischung mit Pech, Harz und Gyps ganz ungenießbar gewesen wäre.

Der Konsum an Wein im Lande ist ungemein groß, da er als alltägliches Getränk selbst vom ärmsten Manne aus dem Volke genossen wird. Aber exportiert können nur diejenigen Weine werden, welche nach europäischer Art zubereitet sind. Auf den Inseln hat sich die Bereitung von Exportweinen schon ziemlich verbreitet, während sie auf dem Festlande noch in den ersten Anfängen steht. Die Ausfuhr an Wein betrug im Jahre 1895 4476000 Fr., könnte aber bei richtiger Verwertung dieser Hülfsquelle leicht das sechsfache betragen.

In den Tiefländern und niedrigen Gebirgen des östlichen Griechenlands, bis zu einer Meereshöhe von 400 Meter, herrscht die Kultur der Olive vor. Öl und Oliven gehören zu den unentbehrlichsten Lebensmitteln des griechischen Volks und dennoch wird nur hier und da eine sorgfältige Pflege auf die Bäume verwandt. Im Jahre 1895 kamen für 1391000 Fr. Oliven und für 3183000 Fr. Öl zur Ausfuhr. Auch hier könnte die Ausfuhr bei weitem beträchtlicher sein, wenn nicht das griechische Produkt trotz der vorzüglichen Beschaffenheit der Früchte wegen der schlechten Behandlung weit hinter dem italienischen und französischen Öl an Güte zurückbliebe. Der kleine Bauer bringt seine Früchte zu einer Ölmühle primitivster Art. Ein Maultier oder Pferd dreht mit verbundenen Augen an dem langen Hebelarm einer an sein Joch gebundenen Stange den hohlen Mühlstein, der auf einem kugelförmigen, ruhenden Stein umläuft. Der in dieser Mühle gequetschte Olivenbrei wird dann mit siedendem Wasser übergossen und in starken Säcken unter eine Presse gebracht. Der ablaufende dunkelbraune Saft kommt darauf in offene Zuber, wo das leichtere Öl sich bald an der Oberfläche sammelt und abgeschöpft wird. Die Rückstände sind nur als Brennmaterial verwertbar und als solches sehr geschätzt, denn sie enthalten noch viel Öl, brennen deshalb mit heller Flamme und geben starke Hitze. Jedoch bestehen auch große Fabriken, die die Ölbereitung durchaus rationell mit Dampfkraft betreiben, bei alledem aber ist das produzierte Öl kein gutes Speiseöl und dient vorzugsweise nur zur Bereitung seiner Seifen. Würde man die Gewinnungsmethode verbessern, könnte Griechenland aus dem Olivenbau ganz andere Einnahmen erzielen.

Weit dem Ölbaum an Zahl nachstehend, wenn auch überall verbreitet, ist der Feigenbaum, da seine Frucht weniger stark im Lande konsumiert wird, als die Olive, so ist die Ausfuhr an Feigen dennoch nicht unbeträchtlich. Dieselbe geht vorwiegend nach Österreich-Ungarn und indirekt auch nach Deutschland.

Im südlichen Thessalien, im westlichen Mittelgriechenland und in der Gegend von Argos beschäftigt man sich hauptsächlich mit dem Anbau von Taback. Was unter den Namen des türkischen Tabacks in den Handel kommt, ist griechisches Produkt, denn trotz eines großen Konsums im Lande selbst, wurde schon seit Dezennien etwa für 2 Millionen Fr. Taback und fast nur nach der Türkei und nach Egypten exportiert. Wie viel Boden aber liegt in Thessalien noch unbenutzt, der gerade zum Tabacksbau so hervorragend sich eignen würde

Wo eine reiche Bewässerung möglich ist, gedeihen die Südfrüchte in Menge, vor allem die Zitrone und die Orange. Indessen ist der Bedarf an diesen Artikeln im Inlande sehr groß und darum die Ausfuhr nicht von Belang.

An Kocons und Rohseide wurde im Jahre 1895 für 1690000 Fr. exportiert. Die Seidenzucht, die zeitweise sehr vernachlässigt war, hat sich auf der Kultur der Maulbeerbäume besonders in Messenien neuerdings wieder etwas emporgearbeitet. Eine gewisse Menge einheimischer Seide wird auch in den Häusern der Landleute zu deren eignem Gebrauche verwebt, daneben aber noch ein großer Posten fertiger Seidengewebe vom Auslande bezogen.

Etwas Baumwolle, jedoch von geringer Qualität, wird in milderen Gegenden für den heimischen Bedarf erzeugt, z. B. auf der Insel Santorin und in dem großen

botanischen Garten bei Athen. Besser lohnt sich die Mohnkultur und der Anbau von indischem Hanf oder Haschisch, welche Produkte, lediglich für den Handel, als Narkotika in den Orient gehen.

Ziehen wir das Facit unserer bisherigen Betrachtung, so finden wir, daß die Griechen in ihren Leistungen hinsichtlich des Landbaues weit hinter der Möglichkeit zurückgeblieben sind, daß von einer wirklichen rationellen Ausbeutung nicht die Rede sein kann. Wir gaben das noch bestellbare, aber unbebaute Areal mit 47 Prozent an. Diese Ziffer ist noch sehr niedrig bemessen gegenüber den neueren englischen Consulatsberichten, die drei Fünftel alles ackerbaren Landes in Griechenland als unbestellt anführen.

Ganz ähnlich, wie mit dem Anbau der Zerealien, steht es mit der Viehzucht, die zwar in ganz Griechenland betrieben wird, aber doch für den Bedarf des Landes nicht genügt. Obenan steht das gemeine Schaf. Es liefert eine lange grobe Wolle, welche zu Tüchern, Teppichen, Matrazen und Polstern benutzt wird. Der Käse ist berühmt und dient dem Bergbewohner als Tauschmittel für solche Dinge, die er sich nicht selbst verfertigen kann. Dem Staate zahlt man für jedes Schaf eine bestimmte Steuer und außerdem pro Stück ein Weidegeld. Im Sommer suchen die Herden in den Gebirgen ihre Nahrung, und sind diese im Winter mit Schnee bedeckt, so treibt man sie in die Ebene hinab, wodurch sie stets in derselben Temperatur erhalten werden. Da Futterkräuter nicht gebaut werden, auch keine Stallfütterung bekannt ist, so kommt es manchmal vor, daß die Schafe wegen Mangel an Nahrung einer großen Sterblichkeit unterworfen sind.

In Gegenden, wo die Schafzucht keinen guten Fortgang hat, hält man Ziegen, die sich im Ertrage den Schafen gleich stellen. Das Schaf- und Ziegenfleisch gehört zu den am meisten üblichen Fleischspeisen, besonders gut ist das Fleisch der letzteren, weil sie nur von aromatischen Kräutern leben, die sie durch Hinanklimmen auf die höchsten Berge und selbst zwischen Klüften und Felsen erbeuten; sie verursachen indessen den Forsten bedeutenden Schaden.

Pferdezucht giebt es so gut wie gar keine. In den Reiseberichten liest man nur von „griechischen Kleppern“, die aber an sich dauerhaft und vor allem in den Gebirgen gangfest sind. Diese kleinen, nicht schönen, aber unermüdlichen Tiere klettern wie die Katzen; dazu bekommen sie den ganzen Tag über nichts zu fressen, außer wenn sich etwas Gras oder sonstige Weide am Wege darbietet. Abends wird ihnen, wenn das Quartier erreicht ist, wie im Alterthum, nicht Hafer, sondern Gerste und Stroh gegeben. Sie werden nicht wie in Europa beschlagen. Ihr Beschlag besteht aus einer runden Eisenplatte, welche die ganze Sohle des Hufes bedeckt und nur in der Mitte ein Loch hat, damit dem Hufe Luft zum Ausdünsten bleibe.

Esel und Maulesel dagegen werden häufig gezogen, doch kommen die letzteren auch aus der Türkei und stehen theurer als die Pferde im Preise. Der Esel erfreut sich in Griechenland einer weit größeren Anerkennung und Achtung als bei uns. Niemand wird sich dort beikommen lassen, dem Esel Mangel an Intelligenz vorzuwerfen. Der levantinische Esel ist von aufgeweckter Gemütsart, von rastloser Arbeitsfreudigkeit, hochgewachsen, meist von schön brauner Farbe, kurz, ganz unähnlich den verkümmerten, heimischen Vertretern der Spezies. Ein Sprichwort des Inhalts wie „vom Pferd auf den Esel kommen“, welches offenbar dem Ehrgefühl des Esels zu nahe tritt, ist in der gesamten griechischen Welt unbekannt und unerhört.

Auf der untersten Stufe steht jedenfalls die Rinderzucht, die allerdings durch den Mangel an ausgedehnten Wiesen weniger begünstigt wird, aber trotzdem in weit höherem Grade betrieben werden könnte und sollte. Geordnete Rindviehzucht kennt man nicht, besonders in Beziehung auf Milchwirtschaft; die Ochsen werden bloß zur Arbeit benutzt, wie die Kühe nur zur Zucht der Kälber. Sie bleiben das ganze Jahr hindurch im Walde oder auf unbebauten Plätzen, und sobald der Ochse seine Arbeit vollendet hat, wird er ebenfalls zur Weide getrieben.

Schweine giebt es, besonders in Arkadien häufig; das Fleisch kommt bloß im Winter auf den Tisch, da man seinen Genuß sonst für schädlich hält. Von Geflügel



halten sich die Griechen, außer Hühnern, vorzugsweise Truthähne, die viel gegessen werden und darin unsere Gänse zu ersetzen scheinen, welche dort weniger getroffen werden.

Während die Gebirgsgegenden ihren Bedarf, wie an Zerealien, so auch an Vieh decken, müssen die Tiefebenen und Küstengegenden durchweg ganz erhebliche Summen für die Einfuhr desselben aufwenden. Im Jahre 1895 belief sich die Einfuhrziffer für lebende Tiere auf 2279000 Fr., dazu kamen 2934000 Fr. für Häute, und für andere einschlägige Produkte, wie Garn und Wolle, der verhältnismäßig sehr hohe Betrag von 20331000 Fr. Schlechte Verkehrswege zwischen den viehzuchttreibenden Gebirgsgegenden und der Küste, irrationelle Behandlung der Tiere, die sich fast gänzlich selbst überlassen bleiben, dazu, um das Maß voll zu machen, die ganz unsinnige Viehsteuer, welche, wie von Schafen, so auch von den anderen Haustieren zu entrichten ist, dieses sind im Ganzen und Großen die Gründe, weshalb Griechenland für Viehzuchtsprodukte das viele Geld an das Ausland weggeben muß.

Nicht günstiger steht es mit dem Fischfang. Hier tritt die griechische Arbeitsscheu so recht zu Tage. Obwohl die griechischen Meere sehr fischreich sind und das Klima sowohl als auch die Küstengestaltung den Fischfang äußerst erleichtert, so mag sich doch niemand mit dieser Arbeit abgeben, und läßt dieses einträgliche Gewerbe lieber durch Ausländer, Italiener und Kreter, besorgen. An Booten fehlt es nicht, die Nachfrage nach Fischen ist bei den mehr als zweihundert Fasttagen im Jahre sicherlich nicht gering: dabei bezieht Griechenland etwa für 4 ½ Millionen Fr. an Fischereiprodukten von außen, während es vielmehr solche naturgemäß in viel beträchtlicherer Höhe dahin abgeben müßte.

Einigen Nutzen gewährt dagegen die Schwammfischerei. Die griechischen Schwämme zählen zu den besten ihrer Art; sie zeichnen sich durch schöne Farbe, Regelmäßigkeit ihrer Formen und besonders durch die Feinheit und Zähigkeit ihres Gewebes aus, sodaß einzelne Exemplare einen fast unglaublichen Preis erzielen.

Leider geschieht der Betrieb der Schwammfischerei ohne jede einsichtige Leitung und, wie alles in Griechenland, ohne wirtschaftliche Grundsätze, und der fortgesetzte Raubbau muß dazu führen, die unterseeischen Felder arm zu machen und zu verwüsten. Die Bewohner von Hydra, Spetzia, Aigina und Salamis sind es, welche dieses Gewerbe betreiben. Nur bei ruhiger See und nur an Stellen von nicht über zehn Meter Tiefe ist die Gewinnung von Schwämmen möglich, denn der Taucher muß seine Beute von oben erspähen können. Dann schießt er plötzlich kopfüber hinab auf den Grund, faßt mit der Linken den Schwamm und schneidet ihn mit einem, in seinem breiten Gürtel steckenden Messer ab. Der jährliche Ertrag ist ein sehr wechselnder und selbstverständlich fällt von diesem Gewinn nur ein äußerst minimaler Teil für die Taucher selbst ab.

Wie gering nun die Ausbeute in der Landwirtschaft, Viehzucht und Fischerei auch sein mag, es fehlt doch hier und da nicht ganz an System, wenn es auch noch so verkehrt und mangelhaft ist. Aber einfach unverständlich bleibt es, wie Griechenland mit seinen reichen Waldungen umgegangen ist, unbegreiflich, wie ein Volk, bloß um eines geringen augenblicklichen Vorteils willen, in so unverantwortlicher Weise gegen die kostbarsten Hülfsquellen seines Landes wüten kann und dadurch den eignen Wohlstand auf Menschenalter untergräbt.

Die griechische Waldverwüstung ist ein ganz besonderes Kapitel, recht dazu angethan, die staatswirtschaftliche Fähigkeit der Griechen in das gehörige Licht zu stellen. Wälder vermißt man in den meisten Teilen des Landes schwer, seit Jahrhunderten sind sie arg mitgenommen und fast unwiderbringlich vernichtet worden; man kann in einigen Gegenden tagelang reisen, ohne einen ordentlichen Baum zu Gesichte zu bekommen. Eigentliche Hochwälder trifft man, das nördliche Euböa ausgenommen, nur auf den Bergen.

Drei Ursachen sind es hauptsächlich, durch welche der Ruin der griechischen Wälder herbeigeführt ist. Zuerst die Ziegenherden, welche mit unersättlicher Gier grade den jungen saftigen Nachwuchs wegfressen und dadurch der Ergänzung der Wälder aus sich selbst Einhalt thun. Ferner die abscheuliche Unsitte, die Nadelbäume bis auf den Kern anzuhacken, um das nötige Harz zur Versetzung der Weine zu erhalten, wodurch diese nebenbei für Ausländer ganz ungenießbar werden. Als dritter Grund müssen die häufigen

Waldbrände bezeichnet werden, die oft in kurzer Zeit die ansehnlichsten Waldbestände vernichten. Das sind nun aber nicht Brände, durch Zufall oder Unvorsichtigkeit entstanden, sondern meistens durch Hirten veranlaßt, die, um neues Weideland zu gewinnen, absichtlich das erste beste Stück Wald anzünden, ganz unbekümmert um die schweren Nachteile, die ein solcher Vandalismus im Gefolge hat. Die Wälder sind die Behälter der Feuchtigkeit, mit ihrer Ausrottung muß der Quellenreichtum abnehmen und die Luft selbst trockener werden. Die Nachweisungen, wie die Fruchtbarkeit ganzer Länder durch die Vernichtung der Wälder gelitten hat, ließen sich ins Unendliche erbringen. Das gesamte Vorderasien, Persien mit eingerechnet, predigt diese Lehre. Und dieses gilt auch für ganze Landstriche in Griechenland. Dazu kommt aber, daß es jährlich für 4 bis 7 Millionen Fr. an Bauholz und anderen Forstprodukten einführen muß. Demgegenüber vermag es für wenig mehr als 1 1/4 Million Fr. Waldprodukte auszuführen, und zwar lediglich die Wallonen oder Knoppern der Walloneiche, welche in Europa zu Gerberei- und Färbereizwecken gesucht sind.

Der **Bergbau** hatte bis um die Mitte dieses Jahrhunderts nur geringe Ausdehnung, obwohl es, wie man schon aus dem Altertum wußte, an Eisen, Blei, Kupfer nicht fehlte. Die einzigen mineralischen Produkte von Wichtigkeit, welche man gewann, waren der berühmte Marmor von Paros, Eleusis und vom Pentelikon, vortrefflicher Meerschaum aus der Gegend von Theben, Smirgel von Naxos, Braunkohle von Euböa und Salz vorzüglich von Milos. Seit jedoch das antike Silberbleibergwerk am Laurion-gebirge mit Erfolg wieder aufgenommen wurde und eine weitere Prüfung der von den Alten bearbeiteten Minen ergab, daß die daliegenden Erzschlacken noch stark metallhaltig und die Minen selbst aus Mangel an passenden Werkzeugen nur sehr wenig tief ausgearbeitet waren, ist ein übergroßer Unternehmungsgeist — zeitweise wenigstens — auf montanem Gebiete erwacht.

Die Regierung wurde mit Gesuchen und Bergbaukonzessionen besonders zu Anfang der siebenziger Jahre bestürmt und 1873 hatten sich bereits einige zwanzig Aktiengesellschaften zur Ausbeutung der verschiedenen Bleiminen gebildet. Doch sind nur wenige derselben wirklich in Betrieb, da das griechische Bergwerksgesetz, an sich nicht übel, leider nicht streng und unparteiisch gehandhabt wird, und somit dem ausländischen Kapital Vorsicht geboten ist.

Die Angaben über die Bergwerksproduktion schwanken für eine Reihe von Jahren erheblich. Neuerdings scheint sich die Produktion wieder etwas zu heben und stetiger zu werden. Der Export an Erzen belief sich im Jahre 1893 auf 15 Millionen Fr., dagegen für das Jahr 1895 auf 18627000 Fr. Demgegenüber steht nun freilich wieder eine Einfuhr an Metallen und Mineralien, darunter wahrscheinlich Petroleum und Steinkohlen, von 5 1/2 Millionen Fr. Die Erze werden teils an Ort und Stelle in Hochöfen verhüttet, teils wegen Mangel an Kohlen zur Verhüttung nach Europa, vorzugsweise nach Belgien verschifft. Da die Bergwerke vorwiegend mit ausländischen Arbeitern betrieben werden, so fällt der Nutzen, den die Ausfuhrziffer vermuten läßt, nur zum geringsten Teile dem griechischen Staate zu.

Die fachmännischen Untersuchungen lassen es ohne Zweifel, daß Griechenland noch einen großen Reichtum an wertvollen Mineralien besitzt. Diese Hülfsquelle des Landes wird nicht annähernd zur Möglichkeit ausgebeutet und ist ihrem größeren Umfange nach noch unerschlossen. Einige Gegenden sind geologisch gänzlich unbekannt, z. B. der ganze Peloponnes, der bis zur Gegenwart der bergmännischen Erforschung erharrt. Es fehlen den Griechen die Kenntnisse, welche der Bergbau erheischt. Dazu kommt der Mangel an Wasserkraft und auch an guter Kohle, denn die beste griechische Pechkohle besitzt noch keine zwei Drittel des Heizwerts der englischen Steinkohle.

Eines der wesentlichsten Hemmnisse aber für die Ausbeutung des Montanbaues, wie für die Erschließung des Innern des Landes überhaupt, bleibt der nicht genug zu betonende Mißstand: der absolute Mangel an **Verbindungsmitteln**. Die ergiebigsten Marmorbrüche liegen still, weil der Transport unmöglich oder die Kosten desselben zu hoch sind. Auf der arkadischen Hochebene bei Tripolitza reift ausnahmsweise alljährlich



eine Fülle von Korn, weit mehr, als die dort lebende Bevölkerung gebraucht; ein nicht geringer Teil dieses Getreides verdirbt aus Mangel an Absatz. Sechs Meilen davon, in Argos, kauft man sein Brotkorn aus Triest oder Alexandria, lediglich weil durch das trennende Gebirge ein Weg nicht vorhanden ist, der einen Massentransport gestattete. Auf den Bergen wirft man die Häute fort und in der Ebene, unten im Lande, bezieht man sie von Außen. Zu Athen herrscht in der strengen Winterzeit — 4 Grad sind keine Seltenheit — oft der größte Mangel an Brennholz, während in den großen Waldungen der Gebirge eine Unmasse abgebrochener Äste und Stämme nutzlos am Boden verfaulen.

Ohne gute und gesicherte Verkehrswege kann kein Land auf die Dauer bestehen und gerade Griechenland bedarf solcher im höheren Maße, als viele andere Länder, weil bei seiner felsigen Beschaffenheit der Verkehr sehr erschwert wird und nach Beseitigung dieses Hemmnisses die verschiedenen Landschaften mit ihren Erzeugnissen sich gegenseitig ergänzen und unterstützen könnten. Trotz des offiziellen Bankrotts ist Griechenland durchaus nicht arm an Kapital, es ist jedoch unkontrollierbar und liegt in privater Hand. Man muß daher bedauern, daß keiner von den vielen fürstlich reichen Griechen, die ihr Vaterland mit so manchen Prachtbauten und reich dotierten Stiftungen beschenkt haben, bislang auf den Gedanken gekommen ist, statt dessen eine solide Fahrstraße, eine steinerne Brücke oder einen richtigen Kanalbau auszuführen zu lassen; er würde damit dem Lande die größte Wohlthat erwiesen haben. Vor etwa 40 Jahren sollen die Straßen selbst in Athen nicht einmal fahrbar gewesen sein, daher alles auf Eseln reiten mußte. Ein nicht unbeträchtlicher Fonds für Wegebau war zeitweise vorhanden, nur weiß niemand zu sagen, wohin eigentlich diese Gelder ihren Weg nahmen.

Erst neuerdings hat man endlich die Anlage von Fahrstraßen energisch in Angriff genommen und wenigstens zwischen den Hauptorten eine Verbindung hergestellt.

Wie verkehrt die Wirtschaftspolitik in Griechenland arbeitet, ersieht man aus dem Umstande, daß man sich eher mit der Herstellung von Dampfstraßen, als gewöhnlichen Wegen befaßte. Die erste Eisenbahn wurde im Jahre 1869 eröffnet, nämlich die 10 Kilometer lange Strecke von Athen nach Piräus. Seit 1881 sind dann mehrere Eisenbahnen hinzugekommen, die aber zum Teil nicht rentabel waren, weil die Voraussetzung der Rentabilität, die fahrbaren Straßen und die Verbindungen vom Innern des Landes aus fehlten. Am 1. Januar 1896 hatte das griechische Eisenbahnnetz eine Länge von 930 Kilometer, 727 Kilometer dagegen sollen im Bau begriffen oder doch beabsichtigt sein.

Bei der lebhaften Beteiligung der Griechen am Handel steht, wie nicht anders zu erwarten ist, die Schifffahrt in Blüte. Die Handelsmarine verfügte im Jahre 1895 über die verhältnismäßig ansehnliche Zahl von 1164 Segelschiffen und 112 Dampfern, zusammen 1276 Schiffen langer Fahrt.

Es erübrigt, noch einiges über die industrielle Thätigkeit Griechenlands zu sagen. Sie ist kaum nennenswert. Es sind einige Baumwollenspinnereien und Webereien, Seifen-, Papier- und Spirituosenfabriken, sowie Eisengießereien besonders im Piräus und Patras entstanden, aber der größte Teil der im Lande verbrauchten Fabrikate wird aus dem Auslande, namentlich aus England, Frankreich, Österreich und Deutschland bezogen. Griechenland kann übrigens anderen Industrieländern schwerlich jemals konkurrenzfähig an die Seite treten, weil die Vorbedingungen dazu fehlen. Zum Betriebe der Industrie gehört in erster Linie eine billige Beschaffung von Kraft. In Griechenland aber steht die mechanische sowohl als die menschliche Kraft im Preise zu hoch.

Zunächst fällt die Wasserkraft, die manchem unserer Gebirgsländer eine blühende Industrie ermöglicht, gänzlich fort, da die ohnehin spärlichen Quellen infolge der Waldverwüstungen größtenteils versiegt sind. Das wenige Wasser aber, welches noch vorhanden ist, hat man zur Bewässerung des Bodens nötiger. Aber auch die Beschaffung von Dampfkraft ist mit zu großen Kosten verbunden. Die griechische Kohle hat sich als sehr minderwertig erwiesen und auch Holz ist, wie wir sahen, ein gesuchter Artikel. Die Einfuhr aber von Steinkohlen erscheint angesichts der hohen Transportkosten nicht thunlich.

Schließlich fehlt auch die menschliche Kraft und das fällt am meisten in die Wagschale. Der Grieche ist an Arbeit nicht gewöhnt, hat zum Unterhalt wenig nötig, und lebt, wenn es sein muß, von Oliven und Kräutern. Läßt er sich aber zur Arbeit herbei, dann beansprucht er so hohe Löhne, die kein Fabrikant bezahlen kann, daher man auch zu allen größeren Unternehmungen ausländische Arbeiter herangezogen hat, die für den halben Lohn doppelt so viel Arbeit leisten, als der einheimische Grieche. Infolge des Mangels an Arbeitslust und Arbeitskraft sind manche in Gang gebrachte Fabriken wieder eingegangen und die von der Regierung beabsichtigte Errichtung einer Gewerbskolonie blieb nur ein Projekt.

Wenig günstig an sich schon ist der Industrie die eben berührte Bedürfnislosigkeit des griechischen Volkes. Die Bedürfnisse des Hirten beschränken sich oft allein auf die Waffen und höchstens noch auf den Käsekessel, während er Weber, Schuster, Schneider, Bäcker, Gerber selbst ersetzt. Nicht vielmehr hat der Bauer, wenn er auch neuerdings den Nutzen eiserner Geräte für die Landwirtschaft zu schätzen beginnt. Man kennt in Griechenland auf dem Lande noch keine Glasfenster, keine Stühle, keine Bänke; Öfen gab es vor 50 Jahren überhaupt noch nicht; die Haushaltungsgegenstände sind noch sehr primitiv, Messer und Gabeln ganz unbekannt, ebensowenig Betten oder dergleichen Bequemlichkeiten; ärmere Leute kommen nicht aus den Kleidern, sie schlafen darin. Anders steht es freilich in den Städten, wo man manchmal sogar Luxus antreffen kann. Aber in Wahrheit haben auch diese Leute nicht viele Bedürfnisse, sie heucheln dieselben oft nur, weil es zum guten Tone gehört. Damit hängt es zusammen, daß in Griechenland auch das Handwerk ziemlich beschränkt und bei weitem nicht das ist, was wir darunter verstehen. Am meisten sind noch Metall- und Lederwaren begehrt, die der Grieche allerdings mit Geschick zu verfertigen versteht; Kleidung, Teppiche und dergleichen webt man in den ländlichen Häusern selbst. Aus allen diesen Gründen wird es erklärlich, daß für eine unabsehbare Zeit an eine Entwicklung der Industrie nicht zu denken ist und die in der That hohen Schutzzölle zur Erhaltung der wenigen Fabriken das meiste thun müssen.

Eine zusammenfassende Übersicht nun der gegenwärtigen produktiven und merkantilen Verhältnisse geben folgende Tabellen:

Spezialhandel 1895. (In 1000 Fr.)

Einfuhr.

Getreide	27581	Getrockn. Fische, Caviar	4154	Reis	2110
Garn und Gewebe	20331	Metall- u. Steinarbeiten	3631	Glas- u. Töpferwaren	1231
Kohlen	7318	Häute	2934	Lebende Tiere	2279
Droguen u. Chemikalien	6914	Zucker	2909	Verschiedenes	10260
Metalle und Mineralien	5724	Papier	2522	Total 1895 = 106822	
Holz	4635	Kaffee	2289	„ 1894 = 109959	

Ausfuhr.

Korinthen	21867	Seide	1690
Erze	18627	Schwämme	1525
Wein	4476	Oliven	1391
Olivenöl	3183	Kognak	1273
Feigen	2884	Früchte	952
Wallonen	2346	Verschiedenes	8991
Tabak	2011	Total 1895 = 71216	
		„ 1894 = 74291	

Einfuhr und Ausfuhr für die Jahre 1889–1893

Jahr	Einfuhr (Millionen Fr.)	Ausfuhr (Millionen Fr.)
1889	132	107
1890	120	95
1891	140	107
1892	119	82
1893	91	88

Ausfuhr und Einfuhr stehen, wie schon eingangs bemerkt, nicht im richtigen Verhältnis. Für die Jahre 1889 bis 1895 ergiebt sich das beträchtliche Defizit von jährlich 28 Millionen Fr. im Durchschnitt, denn um soviel bleibt die Ausfuhr Griechenlands hinter der Einfuhr zurück. Dasselbe Verhältnis besteht übrigens auch für die früheren

Jahre, es sei denn, daß die Ausfuhrziffer der Korinthen infolge einer sehr guten Ernte sich besonders hoch beläuft, wie im Jahre 1888, wo dieselbe fast 53 Millionen Fr. betrug.

Daß ein Staat auf die Dauer bei diesen Wirtschaftsverhältnissen nicht bestehen kann, ist natürlich und hat sich an Griechenland gezeigt. Das Defizit der Ausfuhr wird nun freilich in etwas wieder wett gemacht durch die Gegenleistung der griechischen Handelsflotte, dadurch, daß sie den größten Teil des Durchgangshandels in der Levante vermittelt. Ein nicht unbeträchtliches Kontingent der Bevölkerung lebt von der Schifffahrt und griechische Seeleute, vorzugsweise Bewohner von den produktenarmen Inseln, findet man aller Orten. Die Rhedereien im Archipel und an den benachbarten Küsten sind fast allein in ihren Händen. Daneben kommt auch noch der eigentliche Zwischenhandel in Betracht sofern er unter den Inseln ziemlich lebhaft betrieben wird.

Beschäftigen wir uns nun noch kurz mit der Frage, wodurch der nationalökonomische Zustand Griechenlands gehoben werden kann. Nach ihrer Stellung in der Arbeitsgemeinschaft gliedern sich die Nationen in zwei große Gruppen: in solche, die sich vorzugsweise mit der Erzeugung von Rohstoffen befassen und dafür verarbeitete Produkte von auswärts beziehen, und solche, welche vorzugsweise Rohmaterialien durch ihre Arbeit veredeln und dagegen die sowohl für ihre Ernährung als für ihre Arbeit benötigten Rohstoffe einführen. Unsere Betrachtung führt zu dem Resultat, daß Griechenland, dem die Vorbedingungen zur Entwicklung einer nennenswerten Industrie versagt sind, lediglich auf die Produktion von Rohstoffen und deren Vertrieb im Handel angewiesen ist. Handel und Schifffahrt sind nun zwar schon das Element des Griechen: dahin aber muß das Bestreben sich zunächst richten, Urproduktion und Handelsthätigkeit wenigstens ins Gleichgewicht zu bringen.

Um den Kornbau und die Viehzucht zu fördern, wird die Aufhebung des drückenden Zoll- und Steuersystems vor allen Dingen geboten sein. Die schon durch Brachehalten allein bewirkte, seit wohl Jahrhunderten erzeugte Fruchtbarkeit des Bodens zeigt, daß derselbe in diesem Klima, welches keinen Stillstand in der Verwitterung das ganze Jahr durch kennt, leicht wieder auf einen Stand reichster Produktion gebracht werden könnte. An Dünger brauchte es nicht zu fehlen, hierin müßten Futterbau und geordnete Viehhaltung das Ihrige thun.

Gerade darin, daß der schlecht betriebene Ackerbau schlecht rentiert, liegt das Hauptübel aller ausgebrauchten Länder. Sie können sich keinen tüchtigen Bauernstand erhalten, zahlreich, stark vermögend, konservativ, sittlich, Recht und Gesetz achtend und voll Vaterlandsliebe dessen Unabhängigkeit vertheidigend. Deshalb läuft bei diesen durch langjährige Drangsale schlau gewordenen Völkern alles dem mühelos hohe Zinsen bringenden Handel nach und die richtige Proportion zwischen den Erwerbskategorien des Staates ist verloren. Man gewöhne daher den Bauer an rationellere Methoden der Bewirtschaftung des Bodens, gebe ihm die Möglichkeit, Meliorationen anzubringen, zu welchem Zwecke der ländliche Zinsfuß, der auf 20 bis 30 Prozent steht, ganz erheblich herabgesetzt werden müßte. Viel fruchtbares Land würde gewonnen und verderbliche Fieberherde vernichtet, wenn die Sümpfe entwässert und die Flüsse, soweit es solche noch giebt, reguliert würden.

Um der gräulichen Waldverwüstung gründlich abzuhelfen, bedarf es natürlich strenger Forstgesetze mit strenger Handhabung gegen alle, die sich in irgend einer unerlaubten Weise am Walde vergreifen, und um den Gesetzen auch den gehörigen Nachdruck zu verschaffen, muß vor allem für ein ausreichendes Forstpersonal gesorgt werden. Eine Beschränkung desselben aus finanziellen Gründen wäre eine sehr übel angebrachte Sparsamkeit. Aber die strengsten und wohlmeinendsten Maßregeln der Regierung müssen erfolglos bleiben, so lange nicht in allen Schichten der Bevölkerung ein lebendiges Gefühl von der Wichtigkeit des Waldes verbreitet ist.

Ferner muß die Summe der von Menschen geleisteten Arbeitskraft in Griechenland erhöht werden. Im allgemeinen arbeitet der Grieche, wie wir sahen, nicht mehr, als er zum Leben nötig hat, und da er hierzu nur wenig bedarf, so sind seine Leistungen auch dementsprechend. Die Bedürfnislosigkeit ist der Grund der Arbeitsscheu. Man muß

daher in Griechenland Bedürfnisse schaffen, um die Arbeitslust zu erhöhen. Bedürfnisbefriedigung schafft Gütererzeugung, lehrt die Nationalökonomie, und es ist der Griechen Stolz, jene Befriedigung auf ein Minimum zu beschränken! Bessere Wohnungen, bessere Ausstattung derselben, reinlichere Kleidung, kräftigere Kost — das sind Dinge, die man dem griechischen Volke mit gutem Gewissen gönnen darf. Wenigstens würde die Hebung des Handwerks dadurch erreicht, vielleicht auch eine Hausindustrie in Griechenland sich alsdann begründen lassen.

Um den Bergbau zu fördern und die noch im Innern der Erde begrabenen Schätze dem Lande zu gute kommen zu lassen, bedarf es tüchtiger Fachschulen, welche gründliche geologische Kenntnisse vermitteln. Einen Teil des für den Bau von neuen Eisenbahnen bestimmten Fonds verwende man zur Anlegung und Besserung der Fahrstraßen und sorge für Erleichterung des Verkehrs im Innern des Landes, damit dieses seine eignen Produkte verwerten kann. Sehr heilsam würde es wirken, wenn man solche Produkte, welche das Land selbst erzeugen kann, aber in großen Mengen dennoch importiert, mit hohem Schutzzoll belegte, während die Beziehung europäischer Industriewaren durch Herabsetzung der Zölle thunlichst erleichert werden müßte.

Aber selbst wenn alle diese Vorschläge zur Hebung Griechenlands befolgt würden, wird sich die Lage des Landes um nichts verbessern, wenn nicht mit dem Parteiwesen gründlich aufgeräumt wird. Dieser Krebsschaden hat die Entwickelung des Staates von Anfang an gestört, und solange er nicht beseitigt, solange in Griechenland morgen für Null und Nichtig erklärt werden kann, was heute beschlossen ist, bedeutet die Hoffnung auf eine Änderung der Dinge nur einen frommen Wunsch. Hand in Hand mit diesem Parteigeiste, verbunden mit unmäßigem Ehrgeize, geht, wie schon erwähnt, die üble Sucht, sich im Staatsdienst zu bereichern. Nach dem Zeugnis eines ernst denkenden Griechen giebt es in Griechenland wohl kaum eine Beamten- oder geistliche Stelle, die nicht erkauft wäre. Hier ist der wundeste Punkt am griechischen Staatskörper und hier die heilende Hand anzulegen, wird die erste Aufgabe einer zielbewußten Regierung sein.

An der Hebung des nationalen Wohlstandes Griechenlands sind nicht zuletzt alle diejenigen interessiert, welche ihr Geld in griechischen Werten angelegt haben, und deren giebt es gerade in Deutschland nicht wenige. Dank dem thatkräftigen Eingreifen der deutschen Regierung werden die Aussichten der Gläubiger durch Einrichtung einer Überwachung des griechischen Staatshaushaltes wesentlich gebessert. Nach Artikel 2 des Friedensvertrages erstreckt sich die europäische Finanzkontrolle der griechischen Staatseinnahmen nicht blos auf die zu kontrahierende Kriegsentschädigung, sondern auch auf die älteren hellenischen Schulden. Nach Anerbietung des neuen griechischen Finanzministers will Griechenland für seine älteren Anleihen 32 Prozent des ursprünglichen Zinsbetrages zahlen, für die durch besondere Sicherheit verbürgten Anleihen dagegen 38 Prozent. Nach den Vorschlägen der Gläubigerausschüsse sollten für die verbürgte Monopolanleihe 43 Prozent, für die übrigen Anleihen 32 Prozent des ursprünglichen Zinssatzes festgestellt werden. Voraussichtlich wird die griechische Regierung hinsichtlich der Tilgung und ferner für die Einlösung der bisher von ihr ausgestellten Gutscheine über die nicht gezahlten 70 Prozent Zugeständnisse machen müssen. Auch wäre es recht und billig, wenn die älteren Gläubiger an den künftigen Überschüssen des griechischen Staatshaushalts behufs Aufbesserung der Verzinsung und Tilgung beteiligt würden.

Der europäische Ausschuß der internationalen Finanzkontrolle wird ausreichende Befugnisse erhalten und gegenüber der griechischen Regierung möglichst selbständig und sicher gestellt werden. Nach dem Entwurf, wie ihn die unterrichtete Presse angiebt, ernennt, versetzt und entläßt er allein alle im Dienste des Staates stehenden Beamten jener Dienstzweige, die der internationalen Kontrole unterworfen sind. Die Kassen der Kontrolkommission sollen weder für Arreste, noch für Sequester oder dergleichen erreichbar sein, auch haben die bestehenden griechischen Gesetze auf dieselben keinerlei Wir-

kung. Die griechische Monopolgesellschaft untersteht gleichfalls der Kontrole, an welche sie alle Einnahmen abzuführen gehalten ist. In griechischen Diensten stehende Staats- oder Regierungsbeamten, welche eingezogene Gelder nicht an die Kontrole abführen, sind strafrechtlich haftbar und werden persönlich zur Verantwortung gezogen. Etwa dagegen erlassene gegenteilige Befehle oder Verordnungen und Gesetze oder sonstige Dispositionen der griechischen Regierung sind wirkungslos. Der über die verpfändete Höhe der Summe sich ergebende Überschuß der monatlichen Zoll- und Regieeinnahmen wird an das griechische Finanzministerium abgeführt, welches aus diesen Summen die Rückzahlungen in den vorgegangenen Jahren nicht ausgelooster Staatspapiere zu leisten hat. Bleibt der Finanzminister mit einer Zahlung im Rückstand, so hält die internationale Kontrolkommission ihre Überschüsse in der jeweiligen Höhe zurück. Von Wert ist die Einsetzung eines Schiedsgerichtes für den Fall von Streitigkeiten. Das Schiedsgericht soll entweder aus einem besonders beizuziehenden Rechtsverständigen einer der Großmächte oder aus drei Richtern bestehen, die von den Großmächten durch das Loos ernannt werden. Die Rechtssprüche dieses Schiedsgerichtes sind unanfechtbar. Alle Beschlüsse der Monopolgesellschaft unterliegen dem Veto bezw. der Zustimmung des den Verlauf der Sitzungen überwachenden Mitglieds der europäischen Kontrole. Alle Verträge, welche die griechische Regierung mit Zollpächtern oder industriellen Unternehmern eingeht, bedürfen der Zustimmung des internationalen Überwachungsausschusses. Diese europäische Überwachung, die ursprünglich von Deutschland als dauernd gedacht war, bleibt aufrecht erhalten, bis sämtliche Schulden Griechenlands getilgt sind. Die Kosten des Überwachungsausschusses trägt die griechische Regierung. Zahlstellen für die griechischen Gläubiger werden in Berlin, London, Paris und Frankfurt a. M. sein. Den Verkehr mit diesen Zahlstellen vermittelt allein der Überwachungsausschuß. Die Kommissionsgebühr beträgt ½ Prozent. Soweit der Entwurf, dessen Annahme hoffentlich ohne wesentliche Änderungen definitiv wird.

Gegen die Einführung dieser Kontrole ihres Haushaltes hat sich die griechische Regierung unter Englands Schutz gesträubt, solange es ging. Die Betrügerei der deutschen und französischen Staatsgläubiger hatte sich in Griechenland schon so hübsch eingebürgert, daß sie für eine unabänderliche Staatseinrichtung galt. Dem macht die Einrichtung der Finanzüberwachung ein Ende, vorausgesetzt, daß alle jene Bestimmungen auch wirklich ausgeführt werden. Daß es damit seine Schwierigkeit hat, bezweifelt niemand. Daher hält es auch so schwer, die neue Anleihe für die Deckung der Kriegsentschädigung zusammenzubringen. Die zunächst beteiligten Finanzkreise zögern und verlangen Garantieen, die außerhalb von Treu und Glauben Griechenlands liegen, etwa die Bürgschaft einer oder mehrerer Mächte, ohne Zweifel in der Besorgnis der Möglichkeit, daß sich eines Tages eine griechische Regierung finden könnte, welche alle jene Bestimmungen durchstreicht, die Mitglieder des Überwachungsausschusses verjagt und dem Protest der Mächte Trotz bietet, in der Hoffnung, daß diese sich über ernsthafte Zwangsmaßregeln gegen Griechenland nicht einigen werden. Die Griechen wissen aus Erfahrung, daß die Mächte den Orient als ein noli me tangere ansehen.

Obschon die Griechen im Frieden, der endgültig am 4. Dezember geschlossen ist, sehr glimpflich behandelt sind und statt 10 Millionen nur 4 Millionen türkischer Pfund als Kriegsentschädigung zu zahlen haben, dagegen an Gebiet fast nichts verlieren, so rief doch schon der Wortlaut des Präliminarvertrages in Athen allgemeine Bestürzung hervor. Die Erbitterung machte sich Luft in neuem Kriegsgeschrei, obwohl dem Lande alle Geld- und Machtmittel fehlen, und in der Sucht, Verräter zu finden, um ihnen die Schuld an dem nationalen Unglück aufbürden zu können. Die Niederlage würdig zu ertragen, scheint den Hellenen ganz unmöglich zu sein. Wie die Franzosen ihre Besiegung nicht auf die ungenügende Führung, sondern durchaus auf Verrat schieben wollten, so heißt es auch in Athen, daß das griechische Heer geradezu Wunder an Ausdauer und Heldenmut gethan habe, daß es sogar überall siegreich gewesen, daß aber die Feldherrn es geradezu verhinderten, von ihrem Vorteile auch den Nutzen zu ziehen. In Larissa, so berichtet ein Blatt, dauerte der Widerstand solange, daß die Pforte eben im Begriff war, Griechenland unter den günstigsten Bedingungen den Frieden anzubieten, als durch schändlichen

Verrat alles wieder zunichte gemacht wurde. Wer diesen Verrat hauptsächlich geübt hat, wird denn auch ganz deutlich zu verstehen gegeben, nämlich die königlichen Prinzen. In seiner Eitelkeit und Unvernunft will das Volk sich durchaus an etwas klammern, das da beweisen soll, die Nation selbst sei die tüchtigste und tapferste, die man sich nur denken könne. In Wahrheit jedoch existiert Griechenland nur Dank der Einmischung der Mächte, ohne die es nach dem letzten Kriege wieder ein Vilajet des ottomanischen Reichs geworden wäre und heute eine türkische Garnison in Athen hätte.

Daß sich die griechischen Gläubiger unter diesen Umständen nicht allzu großen Hoffnungen hingeben dürfen, liegt klar zu Tage, denn wenn irgend möglich, so werden die Griechen die Bevormundung illusorisch zu machen suchen. Dabei darf man nicht übersehen, daß die allgemeine und finanzielle Lage des Landes durch den Krieg sich erheblich verschlechtert hat, seine Leistungsfähigkeit zum allermindesten keine größere geworden ist. Vielfach herrscht Not; die Ernten sind nicht zur rechten Zeit eingekommen, in Thessalien, wo ja noch immer das meiste Getreide gebaut wird, sind sie zum größten Teil verdorben und so gehen namhafte Summen für Brotkorn in das Ausland. Im Oktober wurden im Zollamt Piräus vereinnahmt 2027585 Drachmen gegen 1120256 Drachmen im entsprechenden Monat des Vorjahres. Der beträchtliche Überschuß ergab sich jedoch in erster Linie aus dem vermehrten Import von Zerealien, von denen etwa 11 Millionen Oka (à 0,48 **kg**) gegenüber 4 ½ Millionen Oka im entsprechenden Monat des Vorjahres eingeführt wurden.

Wie schon angedeutet, bietet der Charakter der Neuhellenen keinerlei Garantien. Und was das Schlimmste ist, nirgends sieht man einen Ansatz zur Einkehr und Umkehr. Anstatt froh zu sein, daß man noch so gut weggekommen ist, ergeht man sich in Lamentationen und hält die Finanzkontrole für zu hart und darum für unmöglich, sie durchzuführen. Man will nichts leisten, nichts entbehren und verlangt von der Regierung, daß sie mit allen Mitteln versuche, den neuen Schlag, der Griechenland bedroht, abzuwehren. Man hofft auf England, das sich dem Vorschlage der Finanzüberwachung bekanntlich nur ungern angeschlossen hat, sei es, weil es sich in Griechenland nur um einen relativ geringfügigen Posten englischen Kapitals handelt, oder auch, daß es selbst gern die Angelegenheit in die Hand genommen hätte, um ein Geschäft dabei herauszuschlagen.

Es wird daher vieler Thatkraft und großer Energie bedürfen, um die Finanzkontrole wirklich durchzuführen und am Leben zu erhalten. Für Griechenland würde diese Vormundschaft sehr heilsam sein und ein vortreffliches Mittel werden, das Land zu den Werken des Friedens zu erziehen, was es nach den Leistungen des verflossenen Jahres sehr nötig hat. Das griechische Volk hat noch nicht begriffen, daß aller Reichtum der Nationen in letzter Linie auf Arbeit beruht. Nun wird man es wohl oder übel lernen müssen. Jede Drachme, die der griechische Bürger in Form von Zollaufschlägen zur Verzinsung und Tilgung der Staatsanleihen und Schulden beitragen muß, wird ihm in Erinnerung bringen, zu welcher Thorheit sich das Land unter dem Druck der „allgemeinen Volksbegeisterung“ hat hinreißen lassen, und daß es geratener ist, sich gegen künftige Begeisterungsanfälle mit einigem Mißtrauen zu wappnen.

An sich müssen wir den Ausgang des Krieges aufs tiefste beklagen. Griechenland ist dadurch um fünfzig Jahre zurückgebracht, die Türkei leider um soviel und noch mehr vorwärts. Am Ende des 19. Jahrhunderts haben wir das häßliche Schauspiel erlebt, daß abertausende von Christen mit scheußlicher Barbarei hingemordet wurden, haben wir erfahren müssen, daß die Türken in Wahrheit dieselben geblieben sind, zu deren Abwehr man einst den Agenden besondere Gebete einverleibte. Und das christliche Europa hat unthätig zugesehen, und beileibe nicht gewagt, den Barbaren ein energisches quos ego zuzurufen. Und warum nicht? Weil die hohe Politik es nicht zuläßt und der Weltfrieden gestört werden könnte. Vom christlichen Standpunkte aus halten wir dafür, daß der Preis des Friedens zu theuer gewesen ist; die Werte, die man einsetzte, sind überhaupt nicht vergleichbar. Die Türkei aber ist von dem Wohlwollen der christlichen

Mächte entzückt und das gemeine Volk fühlt sich in seinen muhamedanischen Anschauungen neu bestärkt, daher die alten Greulscenen sich jeden Tag wiederholen können.

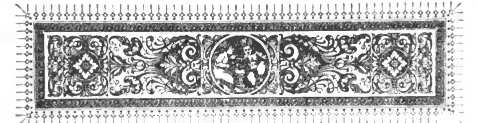
Von diesem Standpunkt aus ist es Griechenland nicht zu verzeihen, daß es in äußerst leichtsinniger Weise einen Krieg beginnt und gewissermaßen in einen Entscheidungskampf geht, ohne seiner Sache nach menschlicher Berechnung einigermaßen sicher zu sein. Es ist diesem Volke nicht zu verzeihen, daß es einen Kampf unternimmt, von dem so viel abhängt, ohne auch nur die nötigsten Dispositionen getroffen zu haben; es bleibt unerhört, daß es Torpedos mit Manöverköpfen in den Krieg schickte. Der Grieche hat seinen wahren Wert von neuem an den Tag gelegt und wiederum bestätigt, daß er noch weit entfernt davon ist, das ihm zugedachte „Erbe der Osmanen" anzutreten. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird er niemals so weit kommen. Kürzlich ist eine Broschüre erschienen, die den alten Gedanken eines groß-griechischen Reiches wieder aufnimmt. Wir kennen die Schrift nur aus einer Besprechung. Soviel wir uns entsinnen, war von dem jahrhunderte langem Druck die Rede, unter welchen sich die Griechen befunden hätten, daher man ihnen manches zugute halten müsse. Dasselbe sagen alle griechenfreundlichen Schriftsteller seit 1830, ohne daß die Griechen sich sonderlich zum bessern geändert hätten. Schweiger-Lerchenfeld, einer der besten Kenner des Orients sagt von ihnen: „Wer diese Rasse, die der wahren Kultur ebenso weit absteht, wie die osmanische, aus unmittelbarem Verkehr mit ihr kennen lernt, dem wird sich das beschämende Gefühl aufdrängen, daß der Idealismus unserer Zeit nie einen größeren Fehlgriff gethan hat, als sich für ein Volk zu erwärmen, das bar aller jener Eigenschaften ist, die es nur annähernd zu einem Faktor der staatlichen Gemeinschaften des Abendlandes machen könnten." Wenn wir uns auch diesem Urteile nicht anschließen, so können wir doch nicht leugnen, daß ein großes Körnchen Wahrheit darin steckt.

Aber ganz abgesehen von der Unfähigkeit der Griechen, auch der ausgeprägte Nationalitätsgeist der Balkanvölker ist dem großgriechischen Gedanken durchaus ungünstig. Dazu haben alle dort in Frage kommenden Völker vor den Griechen nicht den geringsten Respekt, ihnen aber von altersher das größte Mißtrauen entgegengebracht. Die Fürsten aus dem Fanar mit ihrer miserabelen Verwaltung — alle Civil- und Kirchenämter wurden unter ihnen verkauft — stehen noch in zu gutem Andenken bei ihnen. Alles, was darum auf griechische Prätensionen hindeutet, ist jenen Völkerstämmen auf das äußerste verhaßt.

Schließlich weisen wir noch auf ein Moment hin, das, wie überall, so auch auf das griechische Volksleben seine verderbliche Wirkung ausüben muß. Die Religion, die Grundlage jeder geordneten Staats- und Gesellschaftsordnung, verliert in Griechenland, vorzüglich in den städtischen Gebieten, von Jahr zu Jahr an Boden. Der leidenschaftliche und quecksilberne Grieche aber ermattet leicht in eben dem Maße, als die religiöse Widerstandskraft ihn nicht aufrecht erhält.

Selbsterkenntnis, Einkehr und Umkehr, das sind im letzten Sinne die Hauptbedingungen für die Wiedergeburt Griechenlands. Will es eine gedeihliche Entwickelung erstreben, so muß es die alten Bahnen, die es seit 1830 innegehalten hat, gänzlich verlassen und den Weg ernster Selbstzucht betreten.





Der Individualismus in der Natur.

Ein Beitrag zu einheitlicher Naturauffassung.

Von

Dr. E. Dennert.

Zu den beliebtesten Schlagwörtern der Naturwissenschaft gehört „Kraft und Stoff". Viele glauben damit die ganze Natur erklären zu können. Und doch sind beides nur Abstraktionen, deren wirkliche Existenz von anderer Seite geradezu bezweifelt wird. Thatsächlich ist die Kraft nur ein Etwas, das wir uns ohne eine Unterlage von Stoff, auf der es sich entfalten kann, gar nicht auszudenken im Stande sind. Und der Stoff — ja, mit ihm geht es im Grunde ganz ebenso; denn einen allgemeinen Stoff als solchen giebt es ebenso wenig wie die Gruppenbegriffe, nach denen der Botaniker seine Pflanzen, der Zoologe seine Tiere einteilt: die Gattungen, Familien u. s. w. — Wo immer sich uns eine „Kraft" offenbart, da geschieht es durch ihre Einwirkung auf den Stoff, und wo immer wir „Stoff" erkennen, da tritt er uns entgegen in einer ganz bestimmten Gestalt. — Die Natur ist nicht sowohl ein buntes Gewirr von Stoffen als vielmehr ein Reich unendlich mannigfaltiger Gestalten. Eine Gestaltlosigkeit giebt es im Grunde nicht, und wenn wir von ihr sprechen, so handelt es sich nicht um einen Mangel an Gestalt, sondern um einen Mangel an auffälligen Merkmalen, das Wesen gerade dieser Gestalt zu kennzeichnen.

Wir sprechen ohne Weiteres jedem festen Körper eine bestimmte Gestalt zu, von den Flüssigkeiten aber sagen wir, daß sie sich nach der Gestalt des Gefäßes richten und nun gar von luftförmigen Körpern, da ist die Versuchung noch größer von Gestaltlosigkeit zu reden; das kommt aber nur daher, daß wir ein bestimmtes Merkmal, das eben nur den festen Körpern zukommt, bei Flüssigkeiten und Luftarten wiedersuchen, nämlich die den festen Körpern eigentümliche Art der Raumerfüllung. Damit deckt sich aber der eigentliche Begriff „Gestalt" durchaus nicht. Wenn wir sagen, daß der Stoff immer nur in bestimmten Gestalten auftritt, so soll dies bedeuten, daß an den Stoff stets eine bestimmte Wesenheit geknüpft ist, von der er sich nun einmal nie losmachen kann: der Stoff ist, um es mit einem Fremdwort, aber einem sehr vielsagenden, zu benennen, individualisiert.

Jeder Naturkörper erscheint uns als ein „Individuum", d. h. als ein unteilbares Ganzes, unteilbar deshalb, weil man sein Wesen zerstören würde, wollte man etwas von ihm fortnehmen oder etwas zu ihm hinzufügen. Aber sonderbar! trotzdem man nichts von ihm fortnehmen kann, besteht es aus einzelnen Teilen, die an sich wieder indivi-

dualisiert sind, und obwohl man nichts hinzufügen darf, ist doch jedes Individuum an sich wieder Teil und Glied eines höheren Individuums, trotz aller seiner Selbständigkeit ist es einseitig und unvollständig und bedarf zu seiner vollen Bethätigung der Verbindung mit einer Mitwelt zu einem höheren Ganzen. Es leuchtet ein, daß diese Auffassung zu einer ganz besonderen Betrachtungsweise der Natur führen muß, zu einer höheren, will uns bedünken, als sie die gewöhnliche hergebrachte Alltagsweise darbietet: das Chaos der wirr durch einander lebenden Naturgestalten löst sich in ihrem Lichte als eine wunderbare Harmonie, als eine gesetzmäßige Einheit auf, die in ihrer Mannigfaltigkeit und freiheitlichen Ausgestallung im Einzelnen um so bewundernswerter ist, als jeder Teil, jedes einzelne Glied in sich wieder das Gepräge des Individuums zeigt.

Nach dem eben Gesagten können wir die Merkmale des Individualismus in der Natur kurz in die Werte zusammenfassen: gesetzmäßige Einheit und freiheitliche Mannigfaltigkeit. Darin scheint ein Widerspruch zu liegen: weil das Individuum als Ganzes eine gesetzmäßige Einheit darstellen soll, müssen seine Teile einen einseitigen Charakter haben, derart, daß sie der Ergänzung bedürfen und daß die Teile in ihrer Unselbständigkeit nach der Verbindung mit einander, eben zur Einheit des Ganzen, streben — weil aber andererseits das Individuum freiheitliche Mannigfaltigkeit besitzen soll, müssen seine Teile für sich Selbständigkeit bewahren und dürfen sich ihr Recht nicht verkümmern lassen. Dieser unstreitbare Widerspruch wird in erster Linie wohl dadurch gehoben, daß die Glieder des höheren Individuums an sich wieder Individuen, aber niederen Ranges sind und daß bei dem einen Individuum mehr die Einheitlichkeit des Ganzen, bei dem anderen mehr die Freiheit der Glieder hervortritt. Jedenfalls sehen wir, daß sich jener Widerspruch im Individualismus der Natur zu einer wundervollen Harmonie auflöst, so daß uns die ganze Natur als ein trotz aller Mannigfaltigkeit gesetzmäßiges Gewebe nebengeordneter und untergeordneter Individualitäten erscheint, so überaus kunstvoll, daß auch das schönste Gewebe von Menschenhand nur ein schwächliches Abbild jenes Naturgewebes ist und daß wir wohl berechtigt, ja gezwungen sind voll Andacht und Bewunderung des großen Webemeisters zu gedenken, der jenen Widerspruch in herrliche Harmonie auflöste.

Wir haben zunächst nur von dem Individualismus gesprochen, insofern er sich in der Ausgestaltung der Naturwesen offenbart, allein das ist nur eine Seite desselben und noch nicht das Wesentliche. Die Gestalt erhält erst ihren wahren Inhalt durch die an sie geknüpfte Aufgabe und wird erst verständlich, wenn man diese Aufgabe erkannt hat. Das ist leicht einzusehen! Wenn die Glieder eines Ganzen, eines Individuums, sich gegenseitig ergänzen sollen, so kann dies seinem tieferen Sinn nach nicht durch ein totes Nebeneinanderliegen, sondern nur durch eine lebendige Wechselbeziehung geschehen. Die eigentümliche Art, wie bei einer großen Zahl von Individuen, nämlich Menschen, Tieren und Pflanzen diese Wechselwirkung, besonders der Außenwelt gegenüber, stattfindet, nennen wir „Leben".

Auch in Bezug auf das Leben des Individuums lassen sich die beiden sich scheinbar widersprechenden Gesichtspunkte wie bei seiner Gestalt erkennen: einmal erfährt die Lebensaufgabe und Lebensfunktion des Individuums eine weitgehende Verteilung der Arbeit auf die einzelnen Glieder, wobei die Arbeit des einzelnen schließlich auch wieder so einseitig werden kann, daß sie der Ergänzung durch andere notwendig bedarf — andererseits aber werden alle diese Einzelarbeiten für das ganze Individuum geleistet, alle werden von einer Interessengemeinsamkeit beherrscht, welche trotz aller Eigenart der Glieder die Einheit des Individuums darthut. Dieses wunderbare Verhältnis drückt sich am besten in dem bekannten Wahlspruch aus: „Einer für alle und alle für einen!"

Wollen wir uns nun ein Bild von der Harmonie des Individualismus in der Natur machen, so werden wir hierbei zweierlei zu beachten haben: einmal daß wir von einer weit umfassenden Individualität zu immer engeren, in den weiteren aufgehenden Individuen fortschreiten müssen, sodann daß wir unter den koordinierten Gliedern einer weiteren Individualität gemeiniglich eine Stufenreihe finden werden, welche uns später

noch besonders zu denken geben wird. — Wie Gestalt und Leben ja innig vereint sind, so werden wir sie hierbei auch derart in der Einheit des Individuums betrachten.

Manches, was vielleicht in diesen vorstehenden Erörterungen nicht so ganz klar geworden ist, wird sich aufklären, wenn wir nunmehr dem Individualismus in der Natur genauer nachspüren.

Das umfassendste Individuum, das unserer unmittelbaren Beobachtung zugänglich ist, ist das Erdindividuum. Das höchste und umfassendste überhaupt ist es jedenfalls nicht, ist es doch selbst nur Glied einer höheren Gemeinschaft, nämlich unseres Sonnensystems und auch dieses wieder ist nur ein Teilindividuum, nämlich des Weltalls. Wir hätten also das Weltall als das höchste und wahrscheinlich auch vollkommenste irdische Individuum zu betrachten.

Das Weltall gehört jedenfalls zu jenen Individuen, bei denen die Freiheit der Glieder das hervorstechendste Merkmal ist, besteht es doch aus räumlich außerordentlich weit von einander entfernten Gliedern, den einzelnen Weltkörpersystemen, welche wie selten sonst die Teile eines Ganzen sich eine außerordentliche Selbständigkeit erhalten haben. Dieselbe offenbart sich natürlich in erster Linie in ihrer räumlichen Sonderung. Wie weit im Übrigen die Selbständigkeit und individuelle Ausbildung der Weltkörper und ihrer Systeme geht, entzieht sich natürlich zumeist der Beobachtung. Trotz jener weitgehenden Selbständigkeit seiner Glieder fehlt es nun aber dem Weltall durchaus nicht an der Einheitlichkeit. Dieselbe zeigt sich vor allem in dem es durchdringenden und seine Bewegungen beherrschenden Gesetz der Schwere. Erst mit seiner Entdeckung durch Newton konnte der Mensch das Weltall als ein Individuum erkennen. Wenn man es auch noch nicht genau weiß, so ist es doch wohl im höchsten Grade wahrscheinlich, daß sich das Weltall um ein Zentrum dreht.

Es ist nicht leicht zu entscheiden, welches die nächst niederen das Weltall zusammensetzenden Individuen sind, jedenfalls noch nicht die Sonnensysteme. Über den Wert von Annahmen sind die diesbezüglichen Ansichten noch nicht gekommen: vielleicht gehören wir zu einem Milchstraßensystem und vielleicht bilden ferne Sternhaufen und Nebelflecke ähnliche Systeme (Herschel). Daß dieselben ähnlich dem Weltall unsern beschränkten Sinnen immer noch unendlich erscheinen, geht zur Genüge aus dem Umstand hervor, daß das Licht, das doch 42000 Meilen in einer Sekunde zurücklegt, 14000 Jahre gebraucht um den Durchmesser dieses Milchstraßensystems zu durchlaufen. Es wäre müßig, der Individualität dieser Nebelflecksysteme nachzusinnen, sie wird sich uns kaum je auf dieser Erde offenbaren.

Schon etwas sichereren Boden betreten wir, wenn wir die nächst niederen Individuen des Weltalls, als welche wir die Sonnensysteme annehmen, betrachten. Die Individualität unseres Sonnensystems ist sicher begründet, und ebenso bestimmt ist, daß es andere ähnliche Systeme giebt, welche gleich dem unsern aus den einzelnen Weltkörpern bestehen. Auch hier ist die Selbständigkeit der Teilinduvidnen durch die räumliche Sonderung groß, auch im Übrigen zeigen sie allerhand Verschiedenheiten, die sich z. B. auf die Trabanten, deren Zahl und Ausbildung, sowie auf Masse und Dichtigkeit beziehen; wogegen die Einheit sich nicht nur in der Zugehörigkeit zu einem zentralen Sonnenkörper und der Bewegung um denselben nach dem Gravitationsgesetz, sondern auch in der einheitlichen stofflichen Zusammensetzung offenbart. Bekanntlich hat die sog. Spektralanalyse ergeben, daß die Stoffe, aus welchen unsere Erde besteht, sich auch auf den anderen Weltkörpern wiederfinden.

Was nun die Gliederung unseres Sonnensystems anbelangt, so ist dieselbe schon eine ziemlich weitgehende, abgesehen von unserm Zentralkörper, der Sonne, gehören zu ihm die großen Planeten, die Planetoieden, die Kometen und Meteoriten, die alle mehr oder weniger einen selbständigen Charakter haben. Das bezieht sich besonders auf die Achsendrehung, auf die Atmosphäre, auf Zahl und Art ihrer Trabanten, mit denen sie wieder für sich Individuen bilden.

Eine besonders weitgehende Freiheit besitzen von den genannten Teilindividuen die Kometen und Meteoriten.



Die Kometen haben ein von den Planeten verschiedenes Aussehen: ihr Kern ist den letzteren ähnlich, derselbe hat aber eine wolkenartige Hülle und oft besitzen sie einen oder mehrere von der Sonne abgewendete Schweife von nebelhaftem Aussehen. Sie haben zwar auch eine Eigenbewegung wie die Planeten, allein die größere Freiheit offenbart sich darin, daß sie sich nicht wie letztere im Tierkreis, sondern nach verschiedenen Richtungen auch in verschiedenem Tempo und nicht nur in elliptischen Bahnen wie die Planeten, sondern auch in parabolischen, bewegen, dieselben erleiden auch oft bei Annäherung eines Planeten Störungen und Änderungen. Auch in Bezug auf ihren sonstigen Charakter zeigen die Kometen eine größere Freiheit. Freilich ist man sich ja darüber noch sehr wenig im Klaren. Nach Schiaparelli sind die Kometen gewissermaßen Wolken, die aus lauter kleinen festen Himmelskörpern bestehen, danach haben sie also eine ganz andere Individualität wie die Planeten. In engster Beziehung zu ihnen stehen sehr wahrscheinlich die Meteoriten, d. h. jene kleinen Himmelskörper, welche man als „Sternschnuppen" oder „Feuerkugeln" am Himmel beobachtet. Übrigens darf man sie wohl nicht mehr als selbständige Teilindividuen des Sonnensystems betrachten, vielmehr stehen sie mit den Kometen offenbar in engerem Zusammenhang. Wenn nämlich die Kometenwolke in die Nähe der Sonne kommt, so kann letztere die kleinen Teilchen des Kometen anziehen, so daß dieselben sich in der Bahn zerstreuen, der Komet kann sich auf diese Weise in einen Metoritenschwarm auflösen. Kommt die Erde auf ihrer Bahn durch einen solchen, so zieht sie jene Körper an, letztere stürzen dann mit außerordentlicher Geschwindigkeit auf die Erde, werden dadurch glühend und zerspringen auch oftmals. So kann die größere Gliederung der Individualität bei den Kometen der Grund des eignen Untergangs werden.

Übrigens wird trotz der geschilderten Abweichung im individuellen Charakter der Kometen und Meteoriten die Zugehörigkeit derselben zum höheren Individuum des Sonnensystems gewahrt durch die demselben Gesetz folgende Bewegung und durch die Einheit des Stoffes.

Im Übrigen wissen wir von der individuellen Ausbildung der Einzelglieder des Sonnensystems nur wenig, wir wissen wohl, daß der Mond sehr hohe Gebirge, z. B. riesige Kraterberge, aber keine Atmosphäre und kein Wasser besitzt, daß die Sonne einen äußerst heißen festen oder flüssigen Kern und eine heiße Atmosphäre besitzt, in der z. B. viele unserer Metalle wie Eisen, Kupfer und Aluminium gasförmig vorkommen, wir wissen in Sonderheit, daß der Planet Mars viele Ähnlichkeiten mit der Erde hat, aber Einzelheiten sind uns unbekannt und werden es voraussichtlich bleiben, dahin gehört vor allem die dem Neugierigen so sehr nahe liegende Frage, ob es auf den anderen Himmelskörpern Pflanzen, Tiere und vor allem Menschen giebt wie auf der Erde. Die Frage nach der Singularität oder Pluralität der Welt, d. h. darnach ob die Menschen der Erde die einzigen vernünftigen Wesen der Welt sind oder nicht, ist von großen Männern erörtert worden, sie stammt daher gewiß nicht immer aus Neugier, allein beantworten werden wir sie nie, und daher erscheint sie müßig.

Aus den Regionen des Himmelsozeans wenden wir uns nun dem einzelnen Planeten zu und betrachten die Erde als Individuum. Damit betreten wir den Boden unmittelbarer Beobachtung, also ein wesentlich sichereres Gebiet. — Mehr als bei den bisher betrachteten Individuum tritt bei der Erde der Charakter der Einheitlichkeit in den Vordergrund, die räumliche Trennung der Teilindividuen ist hier nicht mehr so groß, vielmehr sind sie alle trotz ihrer relativen Selbständigkeit zu einem Ganzen verbunden, dessen Unteilbarkeit bedeutend mehr einleuchtet als bei den Individuen höherer Ordnung.

Doch werfen wir zunächst einen Blick auf die Mannigfaltigkeit in der Gliederung des Individuums, es läßt vor allem drei gewaltige Glieder erkennen: die Lufthülle, das Meer und die Landfesten. Die Anschauung früherer Zeiten wollte die Lufthülle nicht als einen Teil des Erdindividuums gelten lassen, man glaubte, daß der gesamte Weltraum von Luft erfüllt sei, und diese Ansicht war es auch besonders, welche sich dem Kopernikanischen System und der Lehre von der Drehung der Erde entgegensetzte; denn

man konnte sich nicht vorstellen, weshalb man diese Bewegung nicht wahrnehmen sollte und weshalb ein Vogel, der in der Luft fliegt, sein Nest wieder finden kann, müßte doch die Erde bei ihrer Bewegung schon weit fortgerückt sein. Heute wissen wir, daß die Erde eine ihr eigentümliche Lufthülle, die Atmosphäre, besitzt, welche durchaus einheitlich mit ihr verbunden ist und ihre Bewegung mitmacht, immerhin aber ihre besondere Individualität hat: sie hat ihre eigne chemische Zusammensetzung, welche sehr bedeutungsvoll in das Leben anderer Individualitäten des Erdkörpers eingreift, sie hat vermöge ihres Wassergehalts mannigfach wechselnde Wolkenbildungen, und ist durch ihre verschiedenartigen Niederschläge, wie Regen, Schnee, Hagel, Tau, Reif, durch ihre elektrischen Erscheinungen, durch die Änderungen des von ihr ausgeübten Druckes und durch die dadurch veranlaßten Strömungen, die wir Winde nennen, ein sehr bedeutsames Glied in dem Gesamtleben des Erdindividuums.

Der Erdkörper im engeren Sinn läßt zunächst Meere und Festländer unterscheiden, zwei scharf ausgeprägte Individualitäten, welche aber wieder in engster Wechselwirkung unter sich und mit der Lufthülle stehen. Ein einzelnes Beispiel wird dies erläutern. Wir gedenken an die Beeinflussung des Klimas durch das Meer. Wo weitausgedehnte Landmassen von einem großem Meer begrenzt werden, da finden am einzelnen Tag wie auch in einem Jahr verschiedene Erwärmungsverhältnisse durch die Sonne statt, die also hierbei als weiterer Faktor in das Individualleben der Erde eingreift: das Land wird stärker und schneller erwärmt als das Meer, und ebenso durch Zurückstrahlung die über dem Land lagernde Luft stärker als die über dem Meer, die Folge ist eine Luftauflockerung über dem Land, die Folge hiervon eine Luftströmung vom Meer zum Land; ist die Wärmewirkung der Sonne dagegen (also in der kalten Jahreszeit bezw. in der Nacht) eine geringere, so giebt jetzt das Land die Wärme schneller ab als das Meer, die über diesem lagernde Luft ist also wärmer und damit leichter, lockert sich auf und verursacht nun umgekehrt eine Luftströmung vom Land zum Meer. So entsteht z. B. an den Küsten der sog. Seewind am Tag, der Landwind bei Nacht, so entsteht aber auch der großartige Wechsel der Monsune in Südwest-Asien, der vom stillen Ozean weit nach Asien hinein wehende Sommermonsun und der umgekehrt wehende Wintermonsun. Dabei allein bleibt es aber nicht. Der warme Sommermonsun bringt vom indischen Ozean her reichlich Feuchtigkeit mit sich, welche sich über den südostasiatischen Ländern von Indien bis Japan wieder entladet und nun ihrerseits eine üppige Vegetation verursacht, diese aber wieder lockt ein reichhaltiges Tierleben an, und Pflanzen und Tiere laden den Menschen zu Niederlassungen ein, so daß auf diesem knappen Drittel der großen asiatischen Feste nicht weniger als $^{9}/_{10}$ der asiatischen Gesamtbevölkerung wohnt. — Das ist ein schönes Beispiel von der Wechselwirkung der Individualitäten, wie sie sich auch im großen Gesamtleben unsers Planeten abspielt.

Und nun das Meer für sich, welch ein gewaltiges Individuum stellt es dar! Wohl ist es durch die großen Inselfesten geteilt, wohl greift es hier und dort mit gewaltigen Armen in die Landmassen, diese auch wieder zerteilend und individualisierend, wohl umschlingt auch seinerseits das Land wieder große Meermassen und sondert sie als Rand- oder Mittelmeere von den großen Ozeanen ab, aber die Einheit der Wassermassen bleibt dabei gewahrt, ganz abgesehen von der stofflichen Zusammensetzung: mit ununterbrochener Benutzung der Meeresstraßen vermag der Mensch von Pol zu Pol zu reisen und seinen Planeten zu umwandern. Gewaltige Strömungen des Meeres, kalte wie warme, verbinden Ozean mit Ozean, sie treiben westindische Pflanzen weit nach Norden, so daß sie auf Spitzbergen landen, sie ermöglichen armen Schiffsbrüchigen durch Flaschenpost einen letzten Gruß zur Heimat zu senden und sie greifen oft, wie z. B. der vielgenannte Golfstrom tief in das Leben der Kontinente, ja der Menschen ein, indem sie die Küsten erwärmen und dadurch noch oft in solchen Breiten menschliche Ansiedelungen möglich machen, in denen sonst unwirtliche Eismassen starren.

Selbst beeinflußt von den Wirkungen einer fremden, es scheinbar gar nicht angehenden Individualität, nämlich des Mondes, hat das Meer in seiner merkwürdigen Erscheinung von Ebbe und Flut wieder den weittragendsten Einfluß auf das Land und



seine Bewohner, und indem es hier weite Länder überflutet oder ganze Inseln in seine Tiefe hinabreißt, dort wieder, sein Zerstörungswerk gut machend, mit geschäftiger Welle auferbauend arbeitet, wirkt es mit an der äußeren Umgestaltung des Erdkörpers im Ganzen.

Und welche Mannigfaltigkeit zeigt es selbst wieder! Nichts Eintönigeres scheint es dem Beobachter der ruhigen See zu geben als dieses ewige Einerlei von Wasser, Wasser und wieder Wasser, als dieses ewige Branden ewiger Wellen, und doch ein wilder Sturm und das leichtbewegte Element zeigt Berg und Thal und schäumender Gischt krönt die heulenden Wellen. Und unten tief! ja da fangen erst die Wunder an, dort sind dieselben Berg- und Thallandschaften wie auf dem Land, wenngleich in sanften von der nivellierenden Thätigkeit des Wassers bedingten Linien; aber ebenso tief könnten wir unten in das Wassermeer steigen wie oben in das Luftmeer. Und ziehen wir gen Norden, da ändert auch die Oberfläche ihre Eintönigkeit, und unter dem Einfluß fremder Individualitäten erstarrt das Wasser zu phantastischen Gebilden und entbietet dem vorwärts dringenden Menschen ein strenges: Bis hierher und nicht weiter!

Und in allen Zonen, unter dem kochenden Strahl der Äquatorialsonne bis hin zu jenen Eisgefilden, birgt das Meer in sich neue und vielgestaltige Individuen, ein zahlloses Heer von Lebewesen, denen es Heimstätte, Jagdgefielde und stilles Grab ist. — Hier mag nur angedeutet sein, was uns in viel schärferer Ausprägung das Land darbietet.

Trotz aller Mannigfaltigkeit nämlich, die uns so schon das Meer zeigt, steht es weit zurück hinter der bis ins Einzelnste sein zergliederten Gestaltung des Festlandindividuums. Ein Blick auf die Karte eines Erdteils zeigt sofort diese Mannigfaltigkeit, diese zunächst ganz freiheitlich erscheinende, dem tieferen Verständnis aber doch durchaus gesetzmäßige Gliederung in Ebene und Gebirge mit seinen hundertfachen Abstufungen, diese Zerklüftung des Küstenreliefs und diese Teilung des festen Landes durch zahlreiche Gewässer. Gerade die Verbindung von Wasser und Land zu engster Gemeinschaft macht so oft den individuellen Charakter des letzteren aus. — Und wie uns aus der Vogelperspektive der Landkarte ein ganzer Erdteil erscheint, so auch wieder jeder kleine Teil desselben, immer weiter geht die Gliederung, die gewaltigen Massengebirge werden zum Einzelberg und Einzelthal mit seinen Unebenheiten dritter und vierter Ordnung u. s. w., die großen Ströme nehmen die bescheideneren Formen des Flusses, des Baches, ja der aus dem Mutterschooß der Erde quillenden Quelle an, der zur Seite Felsblöcke und Steingeröll die Riesen des Hochgebirges vertreten; große Binnenseen, deren Wasser man nicht überblicken kann, werden zu kleineren Landseen, diese zum idyllischen Teich, bis wir schließlich an dem mit Regenwasser erfüllten kleinen Tümpel im Walde stehen, der dem an seinem Ufer wandernden Käferlein als ein unbegrenztes Weltmeer erscheint, oder an der Wasserrinne am Weg, an welcher die Ameise, die gern auf der anderen Seite sein möchten, ebenso ratlos steht wie der Mensch ohne Brücke und Fährmann an den Ufern des Rheins. Hier kann ich nur in kurzen Strichen zeichnen, was eine Welt der Mannigfaltigkeit in sich birgt, und was sich in immer engeren Individualitäten abstuft, bis wir bei dem Kleinleben der Erdscholle angelangt sind.

Und in allen diesen Verhältnissen der äußeren Bodengestaltung offenbart sich wieder jener innere Zusammhang der Teile, jene gegenseitige Abhängigkeit, welche das Wesen des Individuums so ganz besonders kennzeichnet: schreibt doch der Boden mit seinen Unebenheiten dem zu Thal fließenden Wasser den Weg vor, also daß man aus einem gegebenen Terrain einem Fluß das Bett vorweg konstruieren könnte; — und ist doch andererseits wieder die Bodengestaltung selbst das Ergebnis der mannigfachsten Wechselwirkungen zwischen Land-, Wasser- und Luftkräften. Hier haben die gewaltigen unterirdischen Naturkräfte ihre erschütternde Thätigkeit ausgeübt, aus der Esse Vulkans unten in der Tiefe quillt es empor, ganze Landschaften verschlingend und weite Striche mit einem Schlage umgestaltend. Dort wieder arbeitet die Luft mit ihren Kräften, Wärme und Kälte, Regen und Eis langsam aber sicher an dem harten, nach Jahrtausenden zählenden Felsgestein mechanisch wie chemisch, so daß es der Verwitterung anheim fällt. Und dann

wieder beginnt an solchen Stellen das fließende Wasser seine nagende Thätigkeit, die Erosion, nimmt die verwitternden und darum zerbröckelnden Massen mit sich und läßt das Feste stehen, so bildete es jene bizarren Erdpyramiden der Tyroler Alpen, andererseits viele Thäler von den sanften Böschungen des Hügellands und den romantischen Thälern unseres Mittelgebirges an bis zu den Kaňons, jenen abgrundtiefen Flußschluchten des Koloradogebiets Nordamerikas, und selbst unterirdisch schafft und arbeitet das Wasser und bewirkt z. B. in dem Kalkgebirge des Karstgebiets, jenes südöstlichsten Teils der Alpen eine unterirdische Landschaft, von der wir, die wir im rosigen Licht wandeln, uns keine Vorstellung machen können. Aber auch der Wind verrichtet solche Erosionsarbeit und trägt die Verwitterungsprodukte der Felsen thalabwärts, um sie am Fuß der Berge in Schutthalden anzusammeln, gerade so wie auch der Fluß die bei Ausarbeitung seines Bettes entstandenen Erosionsmassen bei ruhigerem Lauf wieder ablagert, ein Umstand, der wie beim Nil für das ganze umgebende Land von weittragendster Bedeutung wird, indem es dasselbe erst zum Kulturboden macht. Natürlich kann diese Wechselwirkung der Wasser- und Luftkräfte auf das Land den landschaftlichen Charakter des letzteren allgemach ganz umgestalten, vor allem werden einerseits durch das Wasser tiefe Thäler gegraben, andererseits durch den Wind, wo Wasser fehlt, die Gebirgshöhen erniedrigt und die Vertiefungen in den Thälern verebnet. Ein gutes Beispiel dafür liefert das mittelasiatische Hochland: die stark bewässerten Randgebirge des Himalaya und Tianschan sind durch Schluchten und tiefe Flußthäler zerrissen und ihre himmelanstrebenden Riesenberge überragen noch weit die Kammhöhe, hingegen sind die Gipfel der mehr im Inneren liegenden Gebirge wie des Karakorum und des Kuenlun wenig höher als die Kammlinie, und die Unebenheiten der benachbarten Hochflächen, nämlich Tibets im Süden und des Tarimbeckens im Norden, füllen sich mehr und mehr mit feinem, vom Wind herbeigetragenem Verwitterungsschutt jener Gebirge aus, und an Stelle einer früheren Hügellandschaft treten flache Mulden und Becken mit Sand- und Lößflächen; keine Wasserkraft stört hier im Allgemeinen die langsame Arbeit der Luftkräfte. Gedenken wir nun noch der Thätigkeit der Gletscher, der die Verwitternug lebhaft beschleunigenden Wirkung der Kälte und der oft großartigen Erosionsarbeit jener im Eise eingekitteten Felstrümmer, welche aus demselben noch teilweise hervorragend und mit dem Gletscher langsam zu Thal rutschend die Erde durchfurchen — so haben wir ein kleines Bild von der Wechselwirkung der den Erdkörper bildenden Teilindividuen und es wird uns klar, daß der jeweilige Charakter der Erdoberfläche wesentlich bedingt wird durch das Ineinander- und Zusammenarbeiten ihrer einzelnen Glieder, daß aber auch zugleich hiermit die mannigfaltige Ausgestaltung unbeschadet der bleibenden Einheit und deshalb die Vollkommenheit des Erdindividuums auf innigste zusammenhängt.

Wir waren bisher nur an der Oberfläche der Erde geblieben, wie viel tiefer wird unsere Einsicht in das wunderbare Spiel der Naturkräfte und = individuen, wenn wir in den Erdkörper hineinsteigen und seinen inneren Bau mit in den Bereich unserer Betrachtung ziehen, da offenbart sich eine ungeahnte Mannigfaltigkeit in der chemischen und morphologischen (d. h. Gestalt =) Ausbildung des Gesteins und der Schichten, daß wir voll Bewunderung vor diesem neuen Ausblick in die wechselvolle Kräftewirkung der Natur stehen.

Allein, das Naturgemälde, das ich hier entwerfe, kann nur in den allgemeinsten Umrissen gezeichnet sein, und daher wenden wir uns einer weiteren Äußerung des Individualismus der Natur zu. Wenn wir auf hoher Bergeswarte stehen und in die weiten Lande hinausblicken, so hängt unser Auge zunächst an den fernen Berglinien und der Geist nimmt in sich die Gesamtgestaltung der Landschaft auf, er sieht die Wellen der Erdoberfläche, hier vielleicht hohe Bergriesen, im Hochgebirge mit Gletschern bedeckt, dort lange Ketten von Bergen, hier tiefe Schluchten und dort Ebenen und Hochflächen, dazwischen die hellen Linien der Flußläufe und die Spiegel der Seeen im Gebirge und in der Niederung. Und wenn nun über dem allen das Luftmeer seine Farbenreize ausgießt und seine Wolkenschiffe sendet und die Sonne Berg und Thal in mannigfacher Abstufung von Licht und Farbe erscheinen läßt, dann mag man wohl wonnetrunken

sein über die Schönheit der Natur, allein auch die Sahara mit ihrem Tibesti-Gebirge kann ähnliche landschaftliche Reize besitzen und macht doch nicht denselben Eindruck; denn es fehlt ihr ein weiterer Faktor, der den Individualismus der Mittel- und Hochgebirgslandschaft mit bedingt, daß ist das lebendige Kleid der Pflanzen, die Stimme der Tierwelt, das sind die Stätten der Menschen, mit einem Wort, das Leben.

Die Welt des Lebens! damit treten wir in eine ganz neue Phase des Naturindividualismus, wir müssen sagen, in die interessanteste von allen, ein. Die Welt des Lebens zerfällt in drei große Individualreiche, das Reich der Pflanzen, der Tiere und der Menschen. In sich durchaus selbständig, räumlich und morphologisch durchaus von einander gesondert, sind sie doch wieder, gerade was ihren hervorstechendsten Charakter gegenüber der anderen Welt anbelangt, das Leben, von dieser und unter einander durchaus abhängig, so daß sie sich eben in dieser Unselbständigkeit als Glieder eines höheren Individuums, des Erdkörpers, erweisen. Was ist denn das Leben, das sie auszeichnet? Ja, das ist eine der Kardinalfragen der Natur, auf die wir immer noch die Antwort schuldig bleiben müssen, obwohl der Mensch seit Jahrhunderten, ja, seit Jahrtausenden darüber nachgrübelt.

Sagen wir ohne irgend einen Anspruch auf Lösung dieser Frage: **das Leben ist eine eigentümliche Außen- und Innenbewegung des betreffenden Wesens, durch welche es in Wechselbeziehung zu seiner Umgebung tritt.** Der Hauptsatz spricht die Aktivität und selbständige Handlung des Lebewesens, seine Individualität aus, der Nebensatz seine Abhängigkeit von der Außenwelt, seine Unselbständigkeit, seine Mitgliedschaft an einem höheren Individuum. Vielleicht zeigt sich nirgends der eigentümliche Individualismus der Natur so deutlich wie im Leben, im Organismus mit seiner wunderbaren Verkettung von Freiheit und Unselbständigkeit.

Doch nun, wie gliedern sich diese neuen Individuen in die große Individualität des Erdkörpers ein? Zunächst gedenken wir jener großartigen Wechselbeziehung zwischen der Lebewelt und dem Luftmeer, wobei wir auch sofort eine wichtige gegenseitige Abhängigkeit der Lebewesen von einander kennen lernen werden. Die Luft ist stets und überall ein Gemisch von etwa 4 Teilen Stickstoff und 1 Teil Sauerstoff, dabei noch geringe Mengen Kohlensäure. Diese Zusammensetzung könnte nebensächlich erscheinen, und doch bedingt sie das Leben der Organismen; denn jeder Organismus, sonderlich Tier und Mensch, bedarf zum Leben des Sauerstoffs, den er einatmet, Sauerstoff allein aber würde das Leben schnell wie ein Strohfeuer verzehren, die Mischung mit Stickstoff dagegen bewirkt die nötige Mäßigung dieses Vorgangs. — Nun wird Jemand fragen, weshalb ändert sich dabei nicht die prozentische Zusammensetzung der Luft, die Millionen von Lebewesen müßten doch allmählich den Sauerstoff verbrauchen, da tritt nun aber jene weitere Wechselbeziehung der Organismen unter einander in ihr Recht ein: Die Menschen und Tiere atmen Sauerstoff ein und Kohlensäure aus, die Pflanzen zeigen neben demselben Atmungsvorgang auch den entgegengesetzten, d. h. sie nehmen, um sich zu ernähren, Kohlensäure auf und geben Sauerstoff ab. Sie versehen also einerseits die Luft mit Sauerstoff, den die anderen Wesen gebrauchen, und nehmen andererseits aus der Luft die Kohlensäure auf, welche ihnen die anderen Organismen liefern, welche aber in größerer Menge in der Luft eben den anderen Wesen schädlich werden würde.

Das ist doch in der That eine wunderbare Beziehung! Neben der Luft ist auch das Wasser eine unerläßliche Vorbedingung für das organische Leben, wo es fehlt, herrscht Tod, wo es reichlich vorhanden ist, entfaltet sich ein reges Leben. In erster Linie sind es die feuchtwarmen Seewinde der Tropenküsten, welche eine gewaltige Vegetation erzeugen, den Urwald der außereuropäischen Erdteile, wo aber Pflanzen sind, da finden sich Tiere ein, welche von den Pflanzen leben und wieder andere, welche jene Tiere fressen und endlich auch Menschen, welche Pflanzen und Tiere als Nahrungsmittel benutzen. Das ist nun kein sehr freundliches Bild aus dem Leben der Natur, aber es liefert wieder ein treffendes Beispiel für die Verkettung des Lebens auf der Erde.

Und auch die Bodenverhältnisse und vor allem die klimatischen Verhältnisse spielen eine Rolle in der Welt des Lebens. Die Lebewesen verteilen sich darnach wiederum nach

bestimmten Gesetzen auf der Erdoberfläche, so daß man eine Tier- und Pflanzengeographie aufstellen konnte; da giebt es Pflanzen, welche Kalkboden lieben, andere, welche sich auf Sandboden ansiedeln, wieder andere, die salzigen Boden vorziehen u. s. w., und diese Pflanzen ziehen dann wieder bestimmte Tiere nach sich. Dies erklärt, daß es Charakterpflanzen für gewisse Landschaften giebt, so daß dann also auch die Pflanzenwelt bestimmend auf die Individualität der Erdoberfläche einwirkt. Sie thut das vielmehr als die Tierwelt, denn diese entzieht sich vermöge ihrer Ortsbewegung zumeist den Blicken und lebt nicht immer gesellig, die Pflanze aber ist, wie man sagt, an die Scholle gebunden und daher vermöge dieser größeren Abhängigkeit ein meist geselliges Wesen, viele Individuen gruppieren sich zu Wäldern und Wiesen, zu Heide und Feld und bestimmen mit den Charakterzug der Landschaft. Wie bezeichnend sind die Formen des Nadelwalds, wie ganz anders der Laubwald und wieder der Mischwald und das Gebüsch. Die Flora der Wiese ist eine andere wie die des Moors und des Feldes, und das hervorstechendste Merkmal der Heide ist die gleichnamige, die weiten kahlen Flächen mit freundlichen Blüten überziehende Pflanze. Und wenn wir vom Äquator zu den Polen reisen oder gleicherweise von dem Fuß eines Bergriesen im Hochgebirge bis zu seinem Gipfel, so treffen wir wieder auf einen charakteristischen Wechsel der Vegetation. Aus den Urwäldern der Äquatorialzone kommend mit ihren Bananen und Palmen, ihren Lianen und herrlichen Orchideen wandern wir zwischen baumartigen Farnen und Feigen der tropischen hindurch in die Myrten- und Lorbeervegetation der subtropischen Zone mit ihrem kurzen, schneefreien Winter, aber auch durch die Wüsten- und Steppenregion Afrikas und Asiens. Nun nehmen uns die immergrünen Laubwälder der wärmeren gemäßigten Zone auf und nach ihr der sommergrüne Laubwald der kalten gemäßigten Zone, wie ihn Deutschland uns bietet, gekennzeichnet durch den echten Winter, der dem Wald die Blätter raubt, und durch den bunten Wiesenteppich des Sommers. Noch weiter nach Norden betreten wir die wintergrünen Nadelholzwälder der subarktischen Zone, welche, in je höhere Breiten wir steigen, um so verkrüppeltere Formen zeigen, bis sie in der arktischen Zone in ihrer kümmerlichen Strauchform vorwiegen, aber bald auch vor weiten, nur mit Moos und Flechten bewachsenen Strecken endigen, und diese endlich sind in der Polarzone die einzige Zierde des wenige Wochen andauernden Sommers, um in dem langen Winter dem Eis Platz zu machen. Das mit diesen Zonen auch eine charakteristische Tierwelt verbunden sein wird und daß auch der Mensch sich danach richtet, liegt auf der Hand. Ganz ähnliche Verhältnisse beobachtet man bei Ersteigung eines Hochgipfels im Hochgebirge.

Die Pflanze ist in all' diesen Fällen mit ihrer Umgebung eng verkettet und verträgt durchaus nicht immer eine Verpflanzung in ein oft besser erscheinendes Gebiet: sie ist also ein notwendiger Bestandteil der betreffenden Landschaft geworden und weist in ihrer morphologischen und biologischen Eigenart die Charaktereigentümlichkeiten ihrer Heimat auf: das eigenartigste Beispiel dafür bieten die Pflanzen, welche in trockenen Gegenden leben und daher Schutzmittel gegen den übermäßigen Wasserverlust haben müssen, sie finden dieselben in haarigen und wachsartigen Überzügen der Oberhaut, in Kalkkrusten, in Zusammenfaltung oder in Verminderung der ausdünstenden Organe, d. h. der Blätter, die bis zum gänzlichen Verlust derselben bei vielen Kakteen fortschreiten kann, damit ist dann gewöhnlich noch die Ausbildung eines Wasserreservoirs in Gestalt eines stark verdickten Stengels verbunden.

Wenn wir vorhin von den verschiedenen Vegetationsgruppen sprachen, wie sie z. B. Wald, Wiese, Haide darbieten, so leiteten wir damit schon zu einer neuen, engeren Individualität über; denn wir bemerkten schon, daß mit den Pflanzen auch jedesmal bestimmte Tiere u. s. w. verbunden sind, wir dürfen die genannten Gruppen als Lebensgemeinschaften, als Genossenschaften ansprechen, die oft äußerst interessante Individuen darstellen. Es sind, wie schon angedeutet, ganz bestimmte Pflanzenarten, welche jene Gruppen zusammensetzen: der Nadelwald ist von anderen kleinen Pflanzen begleitet als der Laubwald, beide haben ein ganz bestimmtes Gefolge, und so ist es überall; und die in diesen Pflanzengemeinschaften hausenden Tierarten sind ihrer ganzen Individualität nach, oft wie hineingepaßt in die Umgebung: sie finden dort die ihnen am meisten zusagenden Schlupfwinkel



und Wohnungen, und sie können dort am bequemsten die Nahrung erlangen, auf welche sie angewiesen sind. Freundschaft und gegenseitige Unterstützung einerseits, erbitterter Kampf und gegenseitige Vernichtung andererseits, das sind die beiden scheinbar widersprechenden Prinzipien dieser Genossenschaften, durch deren Handhabung das allgemeine Gleichgewicht in ihnen gewahrt wird. Es ist selbstredend, daß auch Fluß und Teich ähnliche als Genossenschaften aufzufassende Teil-Individuen des Erdkörpers darstellen.

Hier gedenken wir auch jener wunderbaren Genossenschaften, ja Staaten kann man sagen, welche gewisse Tiere derselben Art mit einander bilden, die Bienen, Ameisen und Termiten. Hier wird das Merkmal enger Zusammengehörigkeit besonders klar, zugleich tritt auch schon das Prinzip der Arbeitsteilung mehr hervor als bei den bisher betrachteten Individuen, bei den Bienen teilt sich der Stock bekanntlich in Arbeiter und Drohnen, die von der Königin beherrscht werden, wahrscheinlich trennen sich auch die Arbeiter regelmäßig in solche, welche einsammeln und solche, welche im Stock bauen, die jungen Tiere dienen zuerst den letzteren als Gehilfen, ehe sie ausfliegen. Bei den Ameisen scheint die Arbeitsteilung noch etwas weiter zu gehen, wenigstens giebt es bei den Streifzügen derselben Anführer und Ordner und bei den Termiten sogar einen ausgebildeten Soldatenstand. Die mexikanischen Honigameisen besitzen neben den gewöhnlichen Arbeitern noch andere Formen mit starkem Hinterleib, diese bringen die Arbeiter in besondere Kammern ihres Baus und überfüttern sie derart mit Honig, daß sie ihnen als „lebende Honigtöpfe" dienen, aus deren Kropf sie sich füttern lassen. Die Amazonenameise schleppt die Arbeiter anderer Arten in ihr Nest und hält sie als Sklaven, läßt sich sogar von ihnen füttern. Mit dieser Teilung der Arbeit ist natürlich auch gewöhnlich eine besondere Organisation verbunden: so besitzen die Soldaten der Termiten starke Freßzangen, die Arbeiter nicht, die Amazonenameise hat überhaupt die Fähigkeit verloren, sich selbständig zu ernähren und müßte ohne ihre Sklaven verhungern.

Sehr bemerkenswert ist übrigens, daß diese Tiere oft noch andere mit ihnen gar nicht verwandte Spezies in ihren Reichsverband hineinziehen; so vor allem die Blattläuse, welche bekanntlich von den Ameisen als Kühe benutzt werden; auch sonst besitzen die Ameisen in ihrem Bau mancherlei Gastfreunde, besonders kleine Käfer, welche blind und hilflos sind und daher von den Ameisen gehegt und gepflegt werden, ihnen dafür aber auch gleich den Blattläusen einen ihnen sehr angenehmen Saft absondern.

Eine Individualität noch enger als die der genannten Tierstaaten, deren Glieder sich ja doch frei bewegen können, bilden die Tierstöcke, die Korallen und Schwämme; es sind gewissermaßen Gesellschaftsindividuen, entstanden durch fortgesetzte Teilung und Sprossung, dergestalt, daß die Teilindividuen in Verbindung bleiben, alle sind gleich und gleichwertig, jedes Teilindividuum sondert auf eigne Rechnung ein Gerüst aus Kalksalzen ab und ernährt sich auf eigne Faust, nützt dabei aber doch der Gesamtheit: denn die Gerüste bilden alle zusammen eine kompakte, schutzgewährende Masse und die Ernährungsflüssigkeit durchströmt gemeinsam alle Teile: ein Bild des Kommunistenstaats, in dem volle Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit herrscht. Indem diese Tiere in derselben Weise weiter wachsen, haben sie aber auch eine Bedeutung für den großen Haushalt der Natur, bilden sie doch Riffe und Inseln, oft so mächtig, daß Tiere und Pflanzen, ja selbst Menschen sich auf ihnen ansiedeln, und das Gerüst des Badeschwammes greift sogar als oft unentbehrliches Reinigungsmittel in das Kulturleben der modernen Menschheit ein. In ähnlicher Weise besteht die Infusorienerde, welche große Schichten bildet und die Kreide, welche Felsen und Klippen darstellen kann, aus den Resten zahlloser kleiner Tiere, die im Tode noch vereint sind.

Noch von einem ganz anderen Gesichtspunkt aus könnte man von Individuen innerhalb des Pflanzen- und Tierreichs sprechen, nämlich von dem des Systematikers, der die der äußeren Erscheinung nach ähnlichen Pflanzen und Tiere zu Gruppen vereinigt und der aus der Ähnlichkeit auf den Grad der Verwandtschaft schließt. Von diesem Gesichtspunkt aus werden die Lebewesen eingeteilt in Kreise, diese in Klassen, letztere in Ordnungen, die aus Familien bestehen, die Abteilungen der letzteren heißen Gattungen, die von Arten gebildet werden, und die Arten endlich setzen sich aus den Einzelwesen

zusammen, die man auch im gewöhnlichen Leben als Individuen bezeichnet. Auch auf diese Gruppenbegriffe kann man in mehr übertragenem Sinne den Ausdruck Individuen anwenden, wenngleich die räumliche Trennung dem zu widersprechen scheint.

In anderer Weise sondert sich das Menschengeschlecht in Individualitäten im strengen Sinn. Sehen wir von der Einteilung in Racen und große Völkerfamilien ab, welche den Charakter des Individuums deutlich an sich tragen, so finden wir entsprechend den Reichen auf der Landkarte das Menschengeschlecht in große und kleine Staaten geteilt, die in inniger Wechselbeziehung zu einander stehen, ihre Freiheit ängstlich zu wahren suchen und dabei doch ihre Unselbstständigkeit hier und da nicht verleugnen können. Und diese Staaten gliedern sich weiter, nehmen wir einmal ein europäisches Vorbild, in Provinzen, diese in Kreise und letztere in Ortschaften. Und die Ortschaften werden gebildet von jenen mannigfachen zusammengesetzten Betrieben, die jeder von uns vor Augen hat: Fabrik und Handelsgeschäft, Handwerkerbetrieb und Bauernhof, zu ihnen gehören wieder die Einzelfamilien, welche sich aus den Einzelwesen zusammensetzen; da sind wir also auch beim einzelnen Menschen angelangt. Hier, wo wir es mit vernünftigen Wesen zu thun haben, treten mehr als sonst jene oben angeführten Merkmale des Individuums auf, ohne daß sie aber in den bisher besprochenen Individuen fehlten, nämlich die Interessengemeinschaft und die Arbeitsteilung der Einzelglieder.

Gehen wir nun über zu den Teilindividuen aller dieser weiteren Gemeinschaften, also zur einzelnen Pflanze, zum Tier und zum Menschen, so drängt sich uns hier ähnlich wie beim Erdindividuum der individuelle Charakter ganz besonders auf. Das einzelne Naturwesen, von dem wir nunmehr sprechen wollen, ist ein einheitliches Ganzes, dem man nichts fortnehmen kann, ohne es zu schädigen, die gesetzmäßige Einheit, welche das Individuum kennzeichnet, springt in die Augen, die Interessengemeinschaft des Ganzen liegt auf der Hand. Und doch dabei welche Mannigfaltigkeit und Freiheit in der Ausbildung der einzelnen Teile, welche planmäßige Arbeitsteilung! Aber gerade in der Arbeitsteilung liegt wieder die Unselbständigkeit des Einzelgliedes und die Notwendigkeit begründet, daß es sich mit anderen ergänzt, eben zum Ganzen.

Beispiele werden das bewahrheiten!

Wir beginnen mit einigen Einzelwesen, welche das soeben Gesagte so recht schlagend darthun; es mag einmal ein Tier, dann eine Pflanze als Beispiel dienen.

Als Tier wählen wir die Röhrenquallen, wahre Wunder des Meeres! Schon äußerlich auffallend durch ihre prächtigen Farben, müssen sie bei genauerer Betrachtung noch mehr die Aufmerksamkeit jedes Naturfreundes erregen. Sie sind das schönste Muster streng ausgebildeter Individualitäten, nach ihren beiden hervorstechendsten Seiten, gesetzmäßige Einheit und freiheitliche Ausgestaltung der Teile, und inbezug auf das Leben: Interessengemeinschaft bei strenger Arbeitsteilung. An einer langen Röhre sitzt zu oberst eine Luftblase, welche den Zweck hat, das ganze Wesen im Wasser aufrecht zu halten, darunter folgen mehrere Schwimmglocken, welche Wasser einsaugen und wiederausstoßen, wodurch sich die ganze Qualle fortbewegen kann, unter ihnen liegen die Teilindividuen, welche die Ernährung besorgen, im Gegensatz zu allen anderen besitzen sie eine Mundöffnung und einem Magenschlauch, in welchem sie die Beute verarbeiten. Die Aufgabe dieselbe herbeizuschaffen haben dagegen lang hervorragende, oft verzweigte Fäden von z. T. lebhafterer Färbung, es sind gewissermaßen die Angelschnüre, welche der Stock auswirft, und damit nicht genug, sind auch noch andere Teilindividuen vorhanden, welche zur Wehr und zum Schutz dienen, und endlich solche, welche die Vermehrung und Erhaltung der Art besorgen. Im Ganzen haben wir also bei einer recht mannigfach ausgestatteten Röhrenqualle — nicht alle sind natürlich so — nicht weniger als sechs verschiedene Arten von Teilindividuen, die an sich morphologisch so stark gesondert sind, daß man sie fast als selbständig betrachten könnte, die aber doch so gesetzmäßig verbunden sind, daß man wieder das Ganze als ein Individuum ansehen muß: jedes Teilindividuum arbeitet in seiner Weise nicht nur für sich, sondern auch für das Ganze, und jene Ernährungsindividuen z. B. führen das Ergebnis ihrer Thätigkeit in die allgemeine Achsenröhre ab, von der aus jedes einzelne Individuum ernährt wird.

Als ein ähnliches, wenn auch viel einfacheres Beispiel aus der Pflanzenwelt, sei die Flechte genannt, jener niedrige Pflanzentypus, der in zahlreichen Arten die Rinde der Bäume, die Steine und auch den Erdboden unterzieht. Die eigentliche Natur dieser Wesen war den Forschern lange verborgen, bis man entdeckte, daß sie nicht einheitlich sind, sondern aus zwei ganz verschiedenen Wesen, einem Pilz und einer Alge bestehen, der Pilz stellt farblose Fäden dar, welche aus der Unterlage Wasser nebst Nährsalzen, oft auch wohl andere unrechtmäßig erworbene Nährstoffe aufsaugen, die Alge besteht dagegen aus grünen Zellkugeln, welche nach Art der anderen Blattgrün enthaltenden Pflanzen aus dem Wasser und der Kohlensäure der Luft die Baustoffe für den Aufbau der Flechte liefern. Ist so die Mannigfaltigkeit des Baus und die Arbeitsteilung gewahrt, so ist andererseits die Verknüpfung dieser Teilindividuen eine so enge, daß ja erst die letzten Jahrzehnte über diese eigenartigen Verhältnisse Aufklärung gebracht haben. Die enge Zusammengehörigkeit beider Teilindividuen offenbart sich wohl am besten in der Art ihrer Vermehrung, haben sie doch gemeinsame, die Blüten der höheren Pflanzen vertretende Organe, ganz nach Art gewisser Pilze, in denen die Sporen, d. h. jene kleinen Zellen, entstehen, aus denen sich eine neue Flechte bilden kann. Alge und Pilz befinden sich bei diesem Konsortium, wie man es geradezu nennt, sehr wohl und denken nicht an Trennung.

Beispiele dieser Art führen nun zu den zahllosen tierischen und pflanzlichen Individuen über, welche wir im gewöhnlichen Leben als solche zu bezeichnen am ersten geneigt sind. Hier wird das Individuum gleichbedeutend mit Organismus und die Teilindividuen werden zu Organen, zu Werkzeugen zum Leben. Diese Organe sind so eng miteinander verbunden, daß eine Lösung des Verbands den Untergang des Organs, ja unter Umständen auch des Gesamtindividuums zur Folge hat, das ist gewiß Interessengemeinschaft in höchster Potenz. Bei den Pflanzen freilich ist die Selbständigkeit der Organe oft eine viel größere, sintemalen man bei vielen kleine Zweige, ja bei einigen sogar einzelne Blätter und Blattteile ablösen und zu neuen Individuen heranwachsen lassen kann, in der Tierwelt ist das viel seltener, immerhin findet man auch ähnliches bei ihren niedrigsten Vertretern. Derartige Fälle genügen aber, um den individuellen Charakter der Einzelorgane zu beweisen.

Auf der Stufenleiter der Tier- und Pflanzenwelt emporsteigend offenbart sich uns eine immer reichere Mannigfaltigkeit in der Ausgestaltung und damit natürlich auch wieder Arbeitsteilung der Organe, die man bei den höchsten Organismen wieder erst zu Organ-systemen, die einer Lebensfunktion dienen, zusammenordnen kann. Überall arbeitet das einzelne Organ für das Ganze und, indem es für das Ganze arbeitet, wieder für sich selbst: einer für alle, alle für einen: die Hand ergreift die Nahrung und führt sie zum Munde, dieser zerkleinert sie und befördert sie zu den Werkstätten der Verdauung, woselbst sie nach mannigfacher Bearbeitung in den Speisesaft verwandelt wird —, diesen nehmen andere Organe besonderer Art auf, um ihn in das Blut überzuführen. Das Blut wird in den Atmungsorganen lebenskräftig gemacht und durch die Blutgefäße zu allen anderen Organen des Leibes geführt, um sie zu ernähren, auch in die entferntesten Winkelchen, und sei es die Spitze der kleinen Zehe, also auch zu der Hand, welche diese ganze Reihe von Lebensäußerungen und Aufgaben der Einzelorgane einleitete und die nun den Lohn ihrer guten That, aus ihr selbst entspringend, genießt.

Das ist so eines von vielen Beispielen, die uns das Wechselspiel der Organe im Organismus bietet.

Aber nun sind wir doch wohl bei den Organen am Ende der Teilung in Individuen angelangt! Ja, so dachte man früher, bis die mikroskopische Forschung, in dem 17. Jahrhundert beginnend, ganz unerwartete Aufschlüsse brachte. Wenn man einen Muskel zerlegt, so erhält man einzelne ihn zusammensetzende Fasern, die ihrerseits auch wieder aus Bündeln feinster Fäden bestehen; man kann sich denken, daß man dies wird fortsetzen können, aber ins Unendliche kann es doch nicht gehen. Die Entdeckung der Zelle brachte die Grenze.

Die Erkenntnis, daß alle Pflanzen und Tiere bis in ihre kleinsten Organe aus Zellen zusammengesetzt sind, brachte ein neues Licht für die Betrachtungsweise der Lebe-

wesen, bringt uns auch neue Ausblicke für den Individualismus in der Natur. Einmal schlingt sich damit ein neues gesetzmäßiges Band um alle jene Millionen von Wesen, welche da leben, andererseits vermehrt das Merkmal des zelligen Baues jene Mannigfaltigkeit der Erscheinungen, indem es für die Lebewesen ein neues Kennzeichen liefert, das sie von dem großen Heer unorganischer Gestalten, der Mineralien, trennt. Auch diese sind individualisiert, nämlich in der Krystallgestalt; aber während bei den Organismen sich der Individuationscharakter in einer möchlichst großen Zahl scharf von einander geschiedener, aber doch einseitiger und daher nach Gestalt und Lebensaufgabe eine Ergänzung fordernder Glieder besteht, herrscht bei dem Kristall mehr die Einförmigkeit, sein individueller Charakter zeigt sich mehr in der äußeren Gestalt, in Lage und Größe der Grenzflächen, Kanten und Winkel, in bezug auf diese ist er freilich scharf individualisiert und hierin läßt er auch trotz aller Einförmigkeit eine Mannigfaltigkeit und ein Formenreichtum erkennen, wie er uns in der beschreibenden Kristallographie in Erstaunen setzt. Aber im Innern ist der Kristall homogen, gleichartig, zusammengesetzt, während sich beim Organismus hier erst recht eigentlich die Wunder des Individualismus in der innigen Verknüpfung verschiedenartiger und doch von demselben einheitlichen Gesetz beherrschter Glieder anfangen. Hierin liegt der grundliegende Unterschied zwischen dem Mineralindividuum und dem Organismus. Das Individuationselement des letzteren ist also die Zelle.

Die Zelle ist ein Bläschen, dessen Wand einen bestimmt gestalteten schleimigen Inhalt, das Protoplasma, umschließt, in demselben erkennen wir eine dichtere Masse, den Zellkern. Daraus ersehen wir schon, daß auch bei der Zelle die Individuation noch nicht aufhört. Sie ist vielmehr bei aller Kleinheit wiederum ein Individuum für sich, das sich notwendig dem Verband der anderen Zellen zu Geweben, und dem Verband der Gewebe zu den Einzelorganen eingliedert und das an sich ergänzungsbedürftig ist wie jede ihrer Schwestern. Sie bewahrt sich aber auch wieder eine gewisse Selbständigkeit, was sich in der Verschiedenartigkeit der Ausbildung zeigt.

Nehmen wir einmal eine hochstehende Pflanze als Beispiel: Wie die Organe je nach ihrer Funktion verschiedenartige Gewebe aufweisen, so natürlich auch verschiedenartige Gewebselemente, d. h. Zellen. Hier sind Zellen, welche der Ernährung dienen und demgemäß gestaltet sind, dort andere, welche Wasser aus der Erde oder solche, welche Kohlensäure aus der Luft aufnehmen sollen, hier wieder andere, welche die Nährstoffe und das Wasser fortleiten, dort Zellen, welche der ganzen Pflanze die nötige Festigkeit verleihen sollen. Eine ganze Reihe verschiedenartig gestalteter Zellen übernimmt den Schutz der Pflanze, sei es gegen das Eindringen von Wasser und Luft an Stellen, welche diesen Agentien unzugänglich bleiben sollen, sei es gegen die Verdunstung des Wassers aus dem Innern, sei es gegen Hagelschlag oder ähnliche mechanische Einflüsse oder auch gegen den Angriff feindlicher Tiere. Ganz außerordentlich wird die Differentierung und Individuation in Gestalt und Arbeit in der Blütenregion, wobei dann doch wieder alles auf das eine einheitliche, gesetzmäßige Ziel hinaus läuft, im Schoß der Blüte die Samenkörner, d. h. also neue Pflanzenindividuen derselben Art zu schaffen.

Nicht ganz so offenbart sich der Zellenindividualismus in dem Tier. Bei der Pflanze bewahrt sich die Zelle viel mehr ihre Selbständigkeit, während sie beim Tier mehr oder weniger im Verband mit anderen untergeht. Immerhin ist auch beim Tier die Zelle das Individuationselement der Organe.

Und wie steht es nun mit der weiteren Gliederung der einzelnen Zelle? Bei einer vollkommenen Pflanzenzelle unterscheiden wir zunächst Zellwand und Zellinhalt, letzterer ist aber das wichtigere; denn die Wand kann fehlen: es giebt auch nackte Zellen. Die Wand ist je nach der Lebensaufgabe der Zelle sehr verschiedenartig, chemisch ist sie vom Inhalt im Prinzip verschieden, denn es fehlt ihrem Stoff, der Cellulose, der im Inhalt vorhandene Stickstoff. Aber auch der Inhalt differentiert sich mannigfach, seine Grundlage ist jene schleimige Masse, welche den Namen Protoplasma führt, aber daneben findet sich ein wässeriger Zellsaft, mannigfache Farbstoffe und vor allem die Blattgrünkörner, jene Protoplasmakörnchen, welche einen grünen Eisen, enthaltenden Farbstoff besitzen, der für die Ernährung der Pflanzen von so grundlegender Bedeutung ist; als Haupterzeugnis



des Ernährnngsvorgangs weist der Zellinhalt Stärkekörner und als Nebenprodukt mancherlei Kristalle auf.

Aber auch das Protoplasma für sich, der Protoplast oder die Energide, wie man das Protoplasma der Einzelzelle nennt, zeigt einen individuellen Charakter und eine weitere Teilung: es besitzt eine Grundmasse, in welchen Körnchen schwimmen und es läßt vor allem eine Masse von dichterer Beschaffenheit, den Zellkern, erkennen. Letzterer ist trotz seiner Kleinheit in den letzten beiden Jahrzehnten noch weiter zerlegt worden, und man ist dabei zu dem Resultat gekommen, daß auch er, der Zellkern, einen wunderbar komplizierten Bau besitzt. Diese einzelnen Teile des Zellinhalts haben nun natürlich nach dem Prinzip der Arbeitsteilung auch wieder verschiedene Aufgaben: so dienen, wie gesagt, die Blattgrünkörner dem Ernährungsvorgang, die Stärkekörner stellen einen Reservestoff dar, und der Zellkern spielt bei der Teilung der Zelle eine bedeutsame Rolle.

Sind wir denn nun bei dem, was wir von dem Bau der Zellwand und des Zellkerns bisher wissen bei einer Grenze angekommen? Hört hier die Individuation auf? — Es wäre thöricht, das bejahen zu wollen. Die diesbezügliche Forschung hängt zu eng mit unseren optischen Hilfsmitteln zusammen; es läßt sich deutlich verfolgen: in demselben Maße wie die Verbesserung des Mikroskopes fortschreitet, dringen wir tiefer ein in die Erkenntnis des innersten Baues der Tiere und Pflanzen, und in demselben Maße steigt die Zergliederungsfähigkeit der bisher als Elemente des Tier- und Pflanzenleibs betrachteten Teile, nimmt die Individuation, wenn auch in immer engeren Grenzen, ihren stetigen Fortgang. — Wir müssen uns also bescheiden gedulden.

Allein wo die Sinne uns nicht mehr Aufklärung schaffen, greifen wir zu Spekulationen; so auch hier. Es ist eine sonderbare Eigenschaft des organisierten Stoffes, die uns dabei als Wegweiser dient. Der organisierte Stoff ist nämlich quellbar, indem er Wasser in sich aufnimmt. Wenn man einen am Ende mit tierischer Blase geschlossenen und Wasser enthaltenden Cylinder in eine Zuckerlösung stellt, so wandert Wasser und Zucker durch die Blase hindurch, bis beide Flüssigkeiten gleich süß sind. Die Fähigkeit, Wasser aufzunehmen, ist die Imbibitionsfähigkeit, die Erscheinung, daß das Wasser samt darin aufgelösten Stoffen durch die Membran hindurch wandert, nennt man Diosmose. Diese Erscheinungen führten nun zu der Annahme, daß die organisierte Materie aus sehr kleinen Teilchen besteht, den Micellen, zwischen die sich die Wasserteilchen einlagern können. Auch das Wachstum der organisierten Materie erklärt man durch Einlagerung neuer Micellen zwischen die schon vorhandenen.

In bezug auf die Micellen gilt nun dasselbe wie für den physikalischen Stoff im allgemeinen. Auch der nicht organisierte Stoff zeigt nach der modernen wissenschaftlichen Anschauung eine weitergehende Individuation. Man nimmt an, daß man bei mechanischer Teilung des Stoffes schließlich auf nicht mehr mechanisch teilbare kleinste Teilchen kommt, welche man Moleküle nennt. Mit den Sinnen wahrnehmbar sind dieselben natürlich nicht; man spricht also z. B. von einem Molekül Zucker, von einem Molekül Kreide, von einem Molekül Wasser. Wieder sollte man denken, daß man hiermit an der Grenze der Teilbarkeit angekommen ist, und doch geht die wissenschaftliche Spekulation noch weiter. Die Chemie zerlegt den Stoff auch und kommt dabei schließlich auf Stoffe, die sie nicht weiter zerlegen kann, wobei es nun auf die Eigenschaften, nicht auf die Größe ankommt, solche nicht weiter zerlegbare Stoffe nennt die Chemie Elemente, wie z. B. die Metalle, den Sauerstoff, Wasserstoff, Kohlenstoff und Schwefel. Diese Stoffe sind also einfache chemische Individuen gegenüber den zusammengesetzten Körpern oder Verbindungen, wie z. B. Eisenrost, die verschiedenen Säuren und Salze und auch das Wasser. Bei der Analyse, d. h. chemischen Zerlegung der Verbindungen hat nun der Chemiker weiter gefunden, daß jede Verbindung, mag man von ihr eine größere oder kleinere Menge nehmen, nach ganz bestimmten Volumen- und Gewichtsverhältnissen der Elemente zusammengesetzt ist. Gilt dies von allen Mengen, dann auch von der allerkleinsten, die man etwa noch auf mechanischem Wege erhalten kann, d. h. von dem Molekül, also muß auch das Molekül aus den Elementen und zwar nach denselben Verhältnissen zusammengesetzt sein. Ein Beispiel mag es erklären.

Das Wasser, das wir als ein so hochbedeutungsvolles Teilindividium des Erdkörpers kennen lernten, besteht aus Wasserstoff und Sauerstoff als seinen chemischen Teilindividuen. Diese chemische Individuation ist übrigens eine der innigsten und eigenartigsten, die es giebt. Die Elemente, also hier Wasserstoff und Sauerstoff, haben ihren distinkten Charakter, der gar nicht zu verkennen ist, Wasserstoff und Sauerstoff z. B. sind beides Gase, letzterer unterhält die Verbrennung sehr lebhaft, ersterer brennt selbst. Vereinigt man sie nun auf chemischen Wege, so entsteht ein neues chemisches Individuum mit durchaus anderen Eigenschaften, in unserem Fall Wasser, also eine Flüssigkeit, welche die Flamme zum Erlöschen bringt. Die beiden Bestandteile geben also hier ihre Freiheit und Selbständigkeit völlig auf, also daß man in dem neuen Individuum nichts von den Teilindividuen entdecken kann, andererseits aber ist man doch im stande, die letzteren doch wieder aus diesem engen Verband auf chemischem Wege zu befreien, dabei kommen auch alle ihre in der vorherigen Verbindung verborgenen Eigenschaften wieder zum Vorschein. Bei der Zerlegung des Wassers erhält nun der Chemiker stets, mag er ein Hektoliter oder ein Liter oder ein Gramm oder noch weniger Wasser zerlegen — zwei Teile Wasserstoff und einen Teil Sauerstoff. Daraus folgert er dann weiter: mithin muß auch der kleinste, mechanisch mögliche Teil, also ein Molekül Wasser nach demselben Verhältnis, aus zwei Teilen Wasserstoff und einen Teil Sauerstoff bestehen. Das Molekül ist also zwar nicht mehr mechanisch, wohl aber noch chemisch teilbar, diese kleinsten Individuen der Chemie nennt man Atome. Es ist hier nicht der Ort, des näheren auf diese Lehre einzugehen: jedem wird sich sofort dieses und jenes philosophische Bedenken aufdrängen, das kann auch der Chemiker nicht leugnen, allein andererseits ist die Atomlehre so gut geeignet, die chemischen Prozesse und Erscheinungen zu erklären, sodaß heute jeder Naturforscher dieser genialen, wenn auch hypothetischen Lehre anhängt.

Fassen wir das zuletzt Gesagte zusammen, so erkennen wir, daß nach moderner Anschauung jeder Körper, sofern er ein physikalisches Individuum ist, aus Molekülen als den physikalisch-mechanischen Individualelementen, sofern er ein chemisches Individuum ist, aus Atomen als der chemischen Individualelementen besteht; ist der Körper obendrein noch organisiert, so besitzt er auch noch physiologische Individualelemente, nämlich die Micellen. Immer aber sind die Atome die letzten Individuen, auf die wir kommen; denn ein chemisches Individuum ist jeder Naturkörper vom Sandkorn und Wassertropfen hinauf bis zum Menschen.

Wir sind also mit dem chemischen Atome am Ende der Individuation, ob für alle Zeiten? Das muß die Zukunft lehren, die wir nicht mehr erleben werden. Vor der Hand können wir eine weitere Gliederung der Atome nicht ausdenken.

* * *

Wir aber haben damit unsere Wanderung beendet. Vom Weltall ausgehend, zogen wir die Grenzen des Individuums immer enger, bis wir zur Zelle des Organismus gelangten, aber nicht zufrieden mit den Sichtbaren, gingen wir noch weiter hinab zu den kleinsten Individuen, die wir nicht sehen, nur ausdenken können. In den nebelhaften, dem Menschen als Erdensohn stets unerreichbaren Höhen des Weltalls begannen wir, um in den ebenso nebelhaften, uns ebenso unerreichbaren Tiefen der Materie zu enden. Es ist bezeichnend, daß wir auf dem dazwischen liegenden Gebiet nur teilweise festen Boden unter den Füßen haben.

Und was ist nun das Gesamtergebnis unserer Untersuchung? — Oft hört man aussprechen, daß die Natur lediglich unter der Herrschaft der Kausalität, d. h. des ursächlichen Geschehens stehe, wir haben aus dem Naturgemälde, das ich vor Ihnen entrollte, gesehen, daß die Natur auch unter der Herrschaft anderer Prinzipien steht, vor allem des Individualismus. Wir sehen, daß es in der Natur kein Wesen giebt, welches nicht ein wichtiger unentbehrlicher Teil eines Individuums und nicht selbst wieder ein Individuum ist. Die ganze Natur ein gesetzmäßiges und harmonisches Individuationsgewebe, sowohl in bezug auf die Form als auch in bezug auf den Inhalt, den Lebenszweck, das ist kurz das Ergebnis unserer Betrachtung.



Dasselbe muß aber das größte Interesse jedes Gebildeten beanspruchen; läuft es doch schnurstracks jener Weltanschauung entgegen, welche auf lediglich mechanischem Wege, durch „Kraft und Stoff", die Welt erklären will und welche immer wieder stolz darauf pocht, daß sie alles kausaliter, ursächlich, erkennen könne; das wäre allenfalls möglich, wenn die Natur lediglich ein Über- und Untereinander von Erscheinungen böte, der Individualismus in der Natur zeigt aber, daß die letztere vielmehr einen durchgängigen Individuationscharakter nicht nur mit Über- und Unterordnung, sondern auch mit Neben- und vor allem Umordnung besitzt, hier ist alles und jedes ein notwendiges Glied des Ganzen, der Erklärung und Ergänzung durch sein Nebenindividuum bedürftig.

Eine solche Harmonie, wie sie der Individualismus der Natur offenbart, zu begreifen, ist dem unmöglich, der selbst als ein endliches und der Ergänzung bedürftiges Individuum mitten in der Natur steht, auch dann nicht, wenn sein Geist hinaufgreift bis an den gestirnten Himmel und hinab bis zu den Atomen des Stoffes.

Wollen wir nun diese Harmonie einfach als eine vorhandene hinnehmen? Das kann uns nicht befriedigen, wir erkennen, daß sie eine gewordene ist, geworden durch die Hand dessen, der die Welt umspannt und der sie auch erhält. Traurig der Mann, der in der Natur nur die Puppen eines mechanischen Theaters sieht, glücklich der, welcher in allem, im aufwirbelndem Staub wie im Menschenleben mit seiner Lust und seinem Leid, die höhere Einheit erkennt, die in einer allmächtigen Gotteshand liegt.





Die Militär-Strafprozeß-Vorlage.

Von
Dr. jur. **von Marck.**

Während das deutsche Heer in seinen verschiedenen Kontingenten und die kaiserliche Marine, was das materielle Strafrecht betrifft, nach einheitlichen Reichsgesetzen leben, nämlich nach dem bürgerlichen Strafgesetzbuch von 1871 („gemeine" Delikte des Soldaten) und nach dem Militärstrafgesetzbuch von 1872 (militärische Delikte), so ist das bisher nicht der Fall hinsichtlich des zu seiner Anwendung auf den einzelnen Straffall bestimmten Militärstrafprozeßrechtes. Hier gelten vielmehr drei verschiedene Systeme: für Bayern eine Militärstrafgerichtsordnung von 1869, für Württemberg die von 1818, für den ganzen Rest die preußische von 1845 (denn auch Sachsen hatte 1867 seine Militärstrafgerichtsordnung der letzteren nachgebildet).

Diese drei Systeme — oder sagen wir vielmehr zwei, da das württembergische auf ähnlichen Prinzipien beruht wie das norddeutsche — tragen, den Zeiten ihrer Entstehung entsprechend, einen sehr verschiedenen Charakter. Zweifellos ist das außerbayerische Recht in seinen prozessualen Formen veraltet, während das bayerische als das neueste in der Lage war, sich die grundlegende Umwälzung in den Prozeßprinzipien zu Nutze zu machen, wie sie in den vierziger Jahren, zumal nach 1848, sich durchrang. Aber auch hierüber hinaus zeigen sie grundlegende Verschiedenheiten im ganzen Geist und Wesen.

Im preußischen Recht erscheint die Militärstrafgerichtsbarkeit als Ausfluß der Kommandogewalt des obersten Kriegsherrn und seiner Delegierten; die Gerichtsgewalt ist an die Kommandogewalt, die Gerichtsverbände an die Kommandoverbände angeschlossen; der Kriegsherr ist oberste Instanz, auch letzte Rechtsquelle; die Befehlshaber stehen als Gerichtsherren im Mittelpunkte der Militärgerichtsverfassung; die Bestätigungsberechtigten vom Kriegsherrn an geben erst durch ihre Entschließung dem militärgerichtlichen Erkenntnis die Rechtsgültigkeit, können es aber auch der Aufhebung und damit die Sache einer neuen Aburteilung zuführen. Dabei sind die Gerichte nicht ständige, sondern werden nach gewissen Regeln von Fall zu Fall berufen und besetzt. Von Unabhängigkeitsgarantieen, wie sie im bürgerlichen Recht in Gestalt der Unabsetzbarkeit, der Unversetzbarkeit rc. der Richter zum Ausdruck kommen, wird nicht gesprochen, indem die allgemeine Pflicht, nur nach bestem Wissen und Gewissen und ohne Ansehen der Person zu urteilen, als allgemeine Staatsdiener- und als besondere militärische Berufspflicht betrachtet wird, auch so in den Richtereid mitaufgenommen ist. Im Verfahren gilt die Schriftlichkeit, wonach in der Untersuchung alles Beweismaterial zu Protokoll erhoben und in der Spruchsitzung den Richtern durch Vorlesen unterbreitet wird; ferner die Untersuchungs- oder Inquisitionsmaxime, wonach, ohne Klageerhebung durch eine staatsanwaltschaftliche Strafverfolgungsbehörde, die Gesamtheit der mit einem Straffalle verknüpften persönlichen und sachlichen Beziehungen von amtswegen ermittelt, der Beschuldigte nicht als Partei, sondern als Objekt behandelt wird.

Die Hauptverhandlung (Spruchsitzung) ist nicht öffentlich: wer in dem Verfahren nicht als Gerichtsperson oder als Prozeßbeteiligter etwas zu schaffen hat, ist eben auch nicht anwesend. Die Verteidigung durch einen Dritten ist zum Teil überhaupt nicht zulässig, zum Teil darf sie nicht durch andere als Militärpersonen geführt werden. Der Auditeur (und in der niederen Gerichtsbarkeit der untersuchungsführende Offizier) hat ebensowohl richterliche als staatsanwaltliche Funktionen, die ersteren hauptsächlich in der Untersuchung, die letzteren in der Spruchsitzung vermöge des einem Plaidoyer vergleichbaren „Vor- und Antrags“, nämlich des Resumés über die thatsächliche und rechtliche Lage, schließend mit dem Antrage, wie nach seiner Überzeugung zu erkennen sei; da er überall, gerade wie der bürgerliche Staatsanwalt, nicht bloß die zur Belastung, sondern auch die zur Entlastung diensamen Umstände zu berücksichtigen hat, kann man schließlich auch sagen, daß er noch das Amt eines Verteidigers hinzufüge. Die Abstimmung der erkennenden Richter erfolgt nach Richterklassen und nicht nach Personen. Endlich pflegt noch angeführt zu werden, daß eine gesetzliche Beweistheorie, also eine Bindung der Richter an Grundsätze, wonach etwas für erwiesen, für teilweise oder nicht erwiesen, ein Beweismittel für tauglich oder nicht tauglich zu erachten, herrsche; aber thatsächlich wird in der Praxis der Militärgerichte das Urteil ohne solche Beschränkung der freien Überzeugung gefällt. Ordentliche Rechtsmittel giebt es, wenigstens im Verfahren gegen Personen des Soldatenstandes, insofern nicht, als sie ersetzt werden durch die Bestätigung, die ihrerseits eine Nachprüfung des gesamten Untersuchungsmaterials und ein Gutachten von rechtsgelehrter Seite voraussetzt. — So sehr dies preußische Verfahren den militärdienstlichen Rücksichten Genüge thut, durch die Einheit der militärischen Autorität die Disziplin fördert, die Strafrechtspflege zu einer überaus prompten macht und endlich im Kriege ebenso glatt anwendbar ist wie im Frieden, so sehr liegt es andererseits auf der Hand, daß seine juristisch technischen Elemente überholt sind durch die neuere Entwicklung des Rechts und seiner Wissenschaft.

Im Gegensatz dazu kennzeichnet sich der bayerische Militärstrafprozeß durch engen Anschluß an das bürgerliche Recht, durch Scheidung in Vor- und Hauptverfahren, durch Mündlichkeit und Öffentlichkeit der Hauptverhandlung, durch freie aus der Gesamtheit der Ergebnisse derselben geschöpfte Beweiswürdigung, durch Überwiegen des im Auditoriat verkörperten Gelehrtenelements unter Zurückdrängung des militärischen Elements. Thatsächlich führt der Untersuchungsrichter in Unabhängigkeit von dem befehlshaberischen Gerichtsvorstande das Vorverfahren; Auditeure bezw. ein Kollegium solcher haben einen Teil der ergehenden Beschlüsse zu fassen, sie bilden wesentliche, auch in einer Mehrzahl von Personen auftretende Bestandteile des erkennenden Gerichtes. Von einem „Gerichtsherrn“ ist keine Rede; der militärische Vorsitzende in der Hauptverhandlung des Bezirksgerichts darf zwar repräsentieren und Disziplin üben, selbst aber nicht mitstimmen (ein Verhältnis, welches z. B. den gegenwärtigen bayerischen Kriegsminister einmal bestimmte, sich zur Beratung garnicht erst mit zurückzuziehen, da er dabei doch nichts zu sagen habe). Die Selbständigkeit der Auditeure ist garantiert wie die der bürgerlichen Richter. Die Ständigkeit der Gerichte beruht teils auf fester Anstellung, teils auf Berufung der Gerichtspersonen auf ganze Geschäftsjahre, bei der Geschworenenbank auf einem minutiösen Listenverfahren. Das Geschworenensystem entzieht, an sich und um der künftigen Ablehnungen willen, stets ein unverhältnißmäßig großes Personal dem Dienste, im Kriege stellt es oft die Bildung der Geschworenenbank überhaupt in Frage. Die unbeschränkte Zulässigkeit der ordentlichen Rechtsmittel ermöglicht es im Kriege oder in belagerten Plätzen, wo die höheren Gerichte oft unerreichbar bleiben, dem Beschuldigten, die Rechtskraft eines Urteils in infinitum hinauszuschieben. Die Gerichtsbarkeit läuft aus in ein wesentlich auditoriales Obergericht. Der Kriegsherr hat im Militärstrafprozeß kaum stärkere Rechtsstellung wie im bürgerlichen, hauptsächlich auf die Begnadigung beschränkt. — So vollkommen ein solches System den „modernen Prozeßprinzipien“ entspricht, so wenig ist es dem Geiste und den Formen nach militärisch; „im Kriege“, erklärte der jetzige bayerische Kriegsminister in der Abgeordnetenkammer, „versagt der Apparat.“

Schon diese Charakteristik und ihre Gegenüberstellung spricht für die Reformbedürftigkeit des gegenwärtigen Zustandes, und zwar, wenn auch aus durchaus verschiedenen Gründen, bezüglich jedes einzelnen der beiden Systeme. Es ist eitel Spiegelfechterei, wenn noch in ihrer Abgeordnetenkammer vom Oktober 1897 die Bayern behaupteten, sie könnten der reichsgesetzlichen Reform kühl gegenüberstehen, denn sie selber hätten ja einen guten Militärstrafprozeß. Aber Preußen kann mit seiner Militärstrafgerichtsordnung wie in früheren Jahren unbedenklich ins Feld rücken, in der bayerischen Armee aber würde hier, wie es sich schon in einem so überaus günstigen und niemals so wieder zu erwartenden Kriegsverlauf wie 1870/71 gezeigt hat, die Strafrechtspflege vielfach vereitelt werden, wo schleunigste strafrechtliche Repression am nötigsten ist. Keineswegs darf die Notwendigkeit der Reform bezüglich des preußischen Rechtes hergeleitet werden etwa aus schlechteren Ergebnissen desselben in der materiellen Gerechtigkeit der Urteile; die nichtbayerische Militärjustiz hat den Vergleich mit der modern gestalteten, auch des bürgerlichen Rechtes nach keiner Richtung zu scheuen; *) die bei der menschlichen Unvollkommenheit unvermeidlichen Fehlsprüche übersteigen dem Prozentsatze nach bei den ersteren gewiß nicht die der anderen; die preußischen und württembergischen Militärgerichtspersonen haben trotz der mangelnden Unabhängigkeitsgarantieen aus Pflicht- und Ehrgefühl gerichtet, wie sie es auch unter der Herrschaft des Reformgesetzes nicht besser würden thun können. Überhaupt bewährt sich auch hier der konservative Grundsatz, daß die handhabenden Personen mehr maßgebend sind als die gehandhabten Einrichtungen, die Charaktere wichtiger als ein Blatt Papier.

Aber allgemeine Gründe scheinen zu der Reform zu nötigen und auch die Bedenken gegen deren Thatsache und Augenblick (vgl. unten) zu überwiegen. Der Militärstrafprozeß ist immerhin ein besonderes Recht gegenüber dem allgemeinen (bürgerlichen); er darf von diesem nicht weiter als militärisch unumgänglich abweichen; nur so gedeiht eine Militärstrafrechtspflege, welche im Einklange bleibt mit den durch Wissenschaft und Gesetzgebung als zweckmäßig und den heutigen Verhältnissen entsprechend bezeichneten Rechtsgrundsätzen und darum das allgemeine Vertrauen in gleichem Maße genießt wie die bürgerliche Strafrechtspflege. Auch die wissenschaftliche Vorbildung und Tauglichkeit der Militärjustizbeamten, die nach §§ 74, 88 und 100 des Entwurfs einer Mil.-St.-G.-O. zum bürgerlichen Richteramt befähigt sein müssen und erzogen sind in dem allgemeinrechtlichen Studium, bedingt jene Übereinstimmung. Die Motive des Entwurfs halten sich mehr am Äußerlichen und Militärischen (S. 42): „der Umstand, daß die Angehörigen des deutschen Heeres, je nachdem sie dem einen oder anderen Kontingent angehören, nicht nur durch verschieden zusammengesetzte Militärgerichte, sondern auch in einem wesentlich verschiedenen Prozeßverfahren abgeurteilt werden, birgt die Gefahr in sich, in der Armee die Begriffe von militärischer Strafrechtspflege zu verwirren und das Gefühl der Zusammengehörigkeit in Frage zu stellen; besonders wirken diese Übelstände in den Orten mit gemischter Besatzung und bei den zahlreichen gemischten Heereseinrichtungen, vor allem aber im Felde, wo die verschiedenen Kontingente in den Heeresverbänden, auf den Etappenstraßen, in den Lazareten u. dgl. in viel größerem Maße als in Friedenszeiten vermischt sind." Uns scheint am wichtigsten die Rückwirkung einer einheitlichen Strafprozeßgesetzgebung auf den militärischen Geist des Ganzen; dieser muß ein einheitlicher sein, damit das ganze Heer wie eine stahlharte schneidige Waffe im Kriege von dem Willen des Bundesfeldherrn und der einzelnen Führer, welchen Kontingenten dieselben auch immer angehören mögen, gehandhabt werden können. Dazu trägt ein einheitliches erziehliches Recht wesent-

*) Vgl. von Marck, Der Militärstrafprozeß in Deutschland und seine Reform, Bd. I S. 140. Auch ehrliche Gegner erkennen das an, so früher Windthorst und neuerlich im Reichstage vom 9. Dezember 1896 der Zentrumsabgeordnete Fritzen (Verh. S. 22): „die Militärgerichte funktionieren durchaus nicht mangelhaft, es findet eine sehr sorgfältige Voruntersuchung statt und die Aburteilung ist im Großen und Ganzen gerecht und human; die Militärgerichtsbarkeit ist besser als ihr Ruf." Was will dagegen die Behauptung Bebels im Reichstage vom 12. Febr. 1897 (Verh S. 4651) sagen: „es ist ein Verfahren, in dem seiner ganzen Gestaltung nach nur in den seltensten Fällen die Wahrheit zu Tage gebracht werden kann?"

lich bei. Darum wurde schon bei Gründung des Norddeutschen Bundes, dann des Reiches (Art. 61 der Verfassung) das preußische Recht „ungesäumt" auf die Gesamtheit übertragen, nur Bayern und Württemberg ihr Militärstrafprozeß „zunächst, bis zur reichsgesetzlichen Regelung" belassen, diese selbst in § 39 des Reichsmilitärgesetzes von 1874 festgelegt.

Die Reformbestrebungen (vgl. von Marck I S. 170ff.) begannen vor fast einem Menschenalter, schon im Jahre 1862 im preußischen Abgeordnetenhause, wo unsere Liberalen das Bestehen einer Militärgerichtsbarkeit überhaupt anfochten unter der Behauptung, sie verstoße gegen den Verfassungsartikel: „alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich" und gegen den Grundsatz: „gleiches Recht für Alle." Sie wurden dann weiter gesponnen im Reichstage (zuerst des Norddeutschen Bundes), wo im März 1870 Politiker wie Lasker*) eine Reform „spätestens zugleich mit der (damals in Vorbereitung befindlichen) bürgerlichen Strafprozeßordnung" forderten, auf der Grundlage, daß das Militärstrafverfahren „mit den wesentlichen Formen des ordentlichen Strafprozesses umgeben" werde. An der Formel der „wesentlichen Formen" wurde nun während der ganzen Reformgeschichte festgehalten, und wir erkennen sie auch noch wieder in der Erklärung des heutigen Reichskanzlers vom Mai 1896, worin die Einbringung eines Entwurfs, und daß er auf den „modernen Grundlagen" aufgebaut sein werde, versprochen wurde. Bei der ausschließlich von liberaler, insbesondere demokratischer Seite, zum Teil auch von Zentrumsabgeordneten geführten Reformkampagne**) erschien den Drängern jedes Mittel recht; waren es in älterer Zeit die „Exzesse von Militär gegen Zivilpersonen", so waren es später die Soldatenmißhandlungen, sogar die Unsittlichkeit in der Armee; an allem sollte der preußische Militärstrafprozeß schuld, gegen alles sollte die Reform ein Heilmittel sein. Die Reformgeschichte spitzte sich zu einer Partei-Agitation zu. So wurden denn auch nicht die Gesamtheit der reformbedürftigen Punkte, sondern lediglich die zu Agitation geeigneten in den Vordergrund gestellt. Man forderte Selbständigkeit der Gerichte in Unabhängigkeitsgarantieen für Richter, wie wenn gegenwärtig die Auditeure ihres Amtes nur nach dem Willen eines militärischen Vorgesetzten walteten. Man forderte Ständigkeit der Gerichte, wie wenn der Gerichtsherr nur Personen zu Richtern wählte, die nach seinen Wünschen Recht sprächen. Man verurteilte die Untersuchungsmaxime, die doch nur ein wissenschaftlicher Gegensatz gegen eine neuere, nämlich die Anklageform ist (die Bezeichnung Inquisitionsmaxime ließ dabei im Hintergrunde die heilige Inquisition mit Folter und Scheiterhaufen erscheinen.) Man rief nach der Öffentlichkeit und bezeichnete das preußische nichtöffentliche Verfahren als Vehmgericht, unter dessen Hülle die ärgsten Rechtsbrüche verdeckt würden. Man nannte das Bestätigungsrecht „Kabinetsjustiz" und behauptete, ihm gegenüber seien die Erkenntnisse bloße Gutachten.

So kamen wirklich zwingende Reformgründe und praktische Gesichtspunkte zu kurz. Wer sprach damals von der doch thatsächlich dringenden Notwendigkeit der Gewährleistung einer einheitlichen Rechtsprechung durch ein an der Spitze stehendes Höchstgericht, wie es leider der heutige Entwurf selbst, wenigstens in seiner Erstreckung auf Bayern in Schwebe läßt (siehe unten)? Auch bezüglich der Disziplin, die im Gegenteil die Regierung und die konservativen Parteien stets betonten, finden wir bei den Drängern zwar hin und wieder eine Redensart, selbstverständlich sei sie zu schonen; aber sobald in einer einzelnen prozessualen Frage einmal die Probe auf das Exempel gemacht werden soll, bestreiten sie die Rückwirkung einer gewissen Regelung auf die Disziplin. Das liegt wesentlich an der einseitigen Auffassung von Begriff und Wesen der militärischen Disziplin; der Abgeordnete Richter fragte einst im Reichstage: „was heißt Disziplin?" gerade wie Pilatus einst fragte: „was ist Wahrheit?"; sonstige Redner verstanden darunter die Subordination, etwa noch

*) Als Kuriosum sei hier notiert, daß Lasker gegenüber dem konservativen, die Disziplin betonenden Redner auf das öffentliche französische Militärstrafverfahren hinwies, und als höchsten Trumpf ausspielte: „Vermißt Herr . . . etwas an der Disziplin des französischen Heeres?" — So geschehen wenige Monate vor dem großen Kriege.

**) Die Regierung ihrerseits erklärte, daß sie unablässig an der Arbeit sei, die Reform des bürgerlichen Strafrechts abwarte, daß (so erklärte 1892 der heutige preußische Kriegsminister) schon mehrere Entwürfe ausgearbeitet gewesen seien, ohne Anklang zu finden ꝛc.

die Achtungserweisung gegen Vorgesetzte. Da ergiebt sich denn leicht ihr Einwand: „Wie soll die Disziplin geschädigt werden, wenn die Hauptverhandlung öffentlich erfolgt?" Ja freilich, um deswillen werden die Soldaten dem Kommando „das Gewehr über!" nicht minder Folge leisten, sie werden auch vor dem Vorgesetzten nicht minder stramm stehen. Aber jener Begriff von Disziplin ist eben zu eng; vielmehr ist darunter zu verstehen „das durch die militärische Erziehung zur anderen Natur gewordene, schließlich nicht bloß gehorsamende, sondern freiwillige und selbstthätige Aufgehen in die gesamten Berufspflichten und jede auch die kleinste Dienstobliegenheit, mag sie befohlen sein oder nicht, kontroliert werden können oder nicht" (v. Marck I S. 368 ff.). Sie ist etwas Geistiges, eine Charaktereigenschaft, erzielt durch mehrjährige Übung unter Mitwirkung der gesamten, den Soldaten umgebenden Verhältnisse. Darum und zumal bei der jetzigen kurzen Dienstzeit muß das gesamte Leben des Soldaten und jede militärische Einrichtung in der Richtung auf die Disziplin geformt sein; kein Bestandteil auch des militärischen Rechts darf als ein fremder Körper im Organismus sich darstellen; jeder einzelne muß vielmehr an der Erziehung zur Disziplin mitwirken. Und das gilt ganz besonders vom Militärstrafrecht und -Strafprozeß; stellten sie ein Ausnahmegebiet dar, so würde dies eine schwache Stelle im Bau bilden, durch welche die Wasser der Destruktion, zuerst vielleicht unmerklich, aber je länger desto mehr in das Heer eindringen, die Festigkeit seines inneren Gefüges erschüttern und mit der vollen Wirkung zu Tage treten da, wo die Disziplin sich am meisten bewähren soll, im Kriege, dem Kriege gegen den äußeren oder inneren Feind.

Nach wechselvoller Reformgeschichte ist nun am 30. November 1897 der Entwurf erstens einer Militärstrafgerichtsordnung, zweitens eines Einführungsgesetzes dazu, drittens eines Gesetzes betreffend die Dienstvergehen der richterlichen Militärjustizbeamten und die unfreiwillige Versetzung derselben in eine andere Stelle oder in den Ruhestand dem Reichstage vorgelegt, alle drei versehen mit ausführlichen Motiven. Das letzte Gesetz betrifft die einheitliche Rechtsstellung der gedachten Beamten, ist einesteils eine Ergänzung der diesen gewährleisteten Unabhängigkeit, bezweckt aber auch andererseits die Erhaltung der Würde und des Ansehens des Militärrichteramtes, im allgemeinen in Anlehnung an das Reichsbeamtengesetz vom 31. März 1873. Unser Hauptinteresse konzentriert sich auf die Mil.-St.-G.-O. — Der konservative Mann tritt der Reform nicht leichten Herzens gegenüber. Was bringt der Entwurf? In welcher Gestalt wird er aus dem Reichstage hervorgehen? Was giebt man dagegen auf? Die preußische Mil.-St.-G.-O. hat jedenfalls das Heer auf einer Siegeslaufbahn ohnegleichen begleitet, hat zu seiner Vorbereitung in tadelloser Disziplin und damit zu den Erfolgen das ihrige beigetragen. Und schließlich, wenn die gegenwärtige Reichstagsmajorität den Entwurf im Ganzen zu Fall bringt, ist nicht dann der allgemeine politische Schaden größer als die — übrigens vielleicht anderweitig zu verbessernden — Unzuträglichkeiten des gegenwärtigen Rechtszustandes?

Doch zunächst heißt es den Entwurf prüfen.

Als Leitmotiv bezeichnet die Thronrede, daß er „unter möglichster Anlehnung an den bürgerlichen Strafprozeß den für die Erhaltung der Mannszucht unbedingt notwendigen Forderungen Genüge leisten", oder, wie die Motive S. 43 sich ausdrücken, mit jener Anlehnung „die im Interesse der militärischen Disziplin an die militärische Strafrechtspflege unabweisbar zu stellenden Anforderungen vereinigen" solle. Das ist grundsätzlich auch unser Standpunkt (vgl. v. Marck I. S. 308 ff.) Der konservative Mann fügt dem allerdings noch die thunlichste Erhaltung der Rechtsstellung des Königlichen Kriegsherrn*) hinzu. In gewisser Beziehung schließt die Disziplin schon jene Rechtsstellung ein, insofern sie ihre stärkste Wurzel hat in der obersten aller Soldatenpflichten, der hingebenden Treue gegen den Kriegsherrn. Daß das neue Recht an der Kriegsherrlichkeit schon an sich manches abbröckelt, ergiebt von vornherein der Umstand, daß es nicht ihre volle prozessuale Machtbefugnis, die wir oben am preußischen Militär-

*) Der Abgeordnete Richter freilich bezeichnete im Reichstage vom 7. Dez. 1897 den Begriff des Kriegsherrn selbst als einen „mystischen".

strafprozeß kennzeichneten, aufrecht erhält, wohl auch nicht ganz erhalten kann (vgl. von Marck II. S. 26, 40,52). Um so mehr ist es konservative Pflicht, nicht mehr davon abnehmen zu lassen, als unumgänglich notwendig.

Die allgemeine Signatur des Entwurfes geht dahin, daß die Militärgerichts-Verfassung im Wesentlichen dem preußischen System entnommen ist, das Verfahren dem bayerischen bezw. bürgerlichen.

In der Gerichtsverfassung nun unterstellt, was zunächst den Umfang der Militärgerichtsbarkeit betrifft, der Entwurf, in der persönlichen Beziehung, der Militärgerichtsbarkeit in vollem Maße die Angehörigen des aktiven Heeres und der aktiven Marine, dazu auch noch einige andere Personen, wenn und so lange sie dazu in unmittelbarer Beziehung stehen (§ 1 ff.) Hier wird zu Anfechtungen voraussichtlich*) Anlaß geben, die Einbeziehung auch der zur Disposition gestellten Offiziere, hinsichtlich deren im Reichstage früher Bestrebungen auftraten, sie ebenso wie die verabschiedeten Offiziere der Zivilgerichtsbarkeit zuzuweisen. Von diesen unterscheiden sie sich aber wesentlich dadurch, daß sie rechtlich und thatsächlich, wenn sie auch kein aktives Kommando mehr bekleiden, dennoch zur Verfügung des Kriegsherrn stehen und jeden Augenblick, vornehmlich im Kriegsfalle, zu einem Kommando berufen werden können. Die Personen des Beurlaubtenstandes (§ 2 Ziff. 1) sind, so lange sie zum Dienste einberufen sind, aktive Militärpersonen; außerhalb dieser Zeit sollen sie der Militärgerichtsbarkeit nur unterstehen wegen Zuwiderhandlungen gegen die auf sie Anwendung findenden Vorschriften der Militärstrafgesetze; dazu die dem Beurlaubtenstande angehörenden Offiziere ꝛc. wegen Zweikampfes und der damit zusammenhängenden Delikte. Eine dem bisherigen Recht unbekannte Einrichtung hat der Entwurf dem belgischen Militärstrafprozeß nachgebildet, indem § 8 die Militärgerichtsbarkeit auf frühere Soldaten noch bis zu zwei Jahre nach beendigtem Kontrolverhältnis ausdehnt wegen gewisser Racheakte, die sie gegen frühere Vorgesetzte verüben. In der That darf der Soldat seinen Dienst nicht mit dem Hintergedanken thun, daß er sich wegen erlittener (wirklicher oder vermeintlicher) Unbill später an seinem Vorgesetzten rächen werde, und dieser muß gegen solche Eventualität thunlichst geschützt werden.

Hinsichtlich des sachlichen Umfanges sind auch die gemeinen Delikte (vgl. oben S. 65) der Militärgerichtsbarkeit unterstellt, die frühere Reichstags-Bestrebungen vor die Civilgerichte verweisen wollten (vgl. von Marck I. S. 363 ff., II. S. 87 ff.) Vom Standpunkte der militärischen Erziehung ist aber der Unterschied zwischen gemeinen und militärischen Delikten oft kein wesentlicher. Mit Recht sagen hier die Motive S. 47, daß dies eine „Kardinalfrage sei von durchaus grundsätzlicher Bedeutung." Sie fügen S. 45 hinzu: „Die militärische Disziplin steht und fällt mit der unbedingten, jede fremde Einwirkung ausschließenden Autorität der Kommandogewalt." Diesem Satz ist auch insoweit Rechnung getragen, als die nach bisherigem preußischen wie bayerischen Recht geltende Abzweigung mancher bürgerlichrechtlichen Übertretungen, insbesondere der gegen Polizei- und Finanzgesetze und dgl. fallen gelassen worden ist.

Im Mittelpunkte der gesamten Militärgerichtsverfassung steht nach preußischem Vorbilde der Gerichtsherr als der für die Erhaltung der Disziplin nach allen ihren Richtungen verantwortliche Befehlshaber. Seine Kommandogewalt ist denn auch in § 22 als Zuständigkeitsprinzip erklärt: „der Gerichtsherr hat die Gerichtsbarkeit über die zu seinem Befehlsbereich gehörenden Personen." Dem Gerichtsherrn sind in der niederen Gerichtsbarkeit Gerichtsoffiziere, in der höheren richterliche Militärjustizbeamte als Organe zugeteilt. Unter diese verteilt er die Geschäfte nach dem Prinzip, daß in derselben Strafsache nicht Staatsanwalts-, Untersuchungs-, Spruchrichter- und Verteidiger-Amt dieselbe Person treffen. In diesem Organismus findet also eine Funktions-, keine Behördentrennung statt (vgl. von Marck II. S. 280 ff., 456 ff., 570 ff.). Im Vorverfahren hat er zwar nicht selbst an den Untersuchungshandlungen teilzunehmen (§ 160),

*) Diese und manche unserer folgenden Annahmen über die Aufnahme des Entwurfs sind, wenn der Leser dies Heft vor Augen bekommt, durch die Ereignisse überholt.

sodaß der Untersuchungsführer in seiner richterlichen Thätigkeit unbeeinflußt bleibt, dieser selbst hat aber den Anordnungen jenes auch bei abweichender Ansicht zu entsprechen, in welch letzterem Falle ein gewisser Instanzenzug an das Reichsmilitärgericht geht (§ 91). An den erkennenden Gerichten nimmt der Gerichtsherr niemals teil. Bezüglich dieser spricht § 15 den Grundsatz aus: „sie sind unabhängig und nur dem Gesetz unterworfen." Im Übrigen hat der Gerichtsherr gewisse Verfügungen, die sich als unmittelbarer Ausfluß der Kommandogewalt darstellen, nämlich die einstweilige Enthebung vom Dienste, die Verhaftung, die Einleitung oder Einstellung des Verfahrens, und die Verfügung der Anklageerhebung zu erlassen. Bei anderen Zwischenentscheidungen wirkt er zusammen mit den zugeteilten Personen, die, zum Zeichen der Mitverantwortlichkeit für die Gesetzlichkeit der ersteren, auch mitzeichnen. Der Gerichtsherr ist also zu einem kleineren Teile für Maßnahmen zuständig, die das bürgerliche Recht einem Gerichte außerhalb der Hauptverhandlung (dem Amtsrichter, der beschließenden Strafkammer der Landgerichte u. s. w.) vorbehält, zum hauptsächlichsten Teile ist er, wie die bürgerliche Staatsanwaltschaft, Strafverfolgungs- und Strafvollstreckungsbehörde. Eine besondere Militärstaatsanwaltschaft findet hierneben keinen Raum und ist daher auch nur bei dem Reichsmilitärgericht vorgesehen (bei welchem es einen Gerichtsherrn nicht giebt); hier allerdings wird eine aus nicht richterlichen Militärjustizbeamten bestehende Militäranwaltschaft eingerichtet (§§ 97 ff.).

Die an der Ausübung der niederen Militärgerichtsbarkeit teilnehmenden Gerichtsoffiziere werden aus den Subalternoffizieren des gerichtsherrlichen Befehlsbereiches ausgewählt; die Motive S. 73 nehmen für sie eine Art von juristischer Vorbildung in Aussicht. Ihre Einfügung in das System, die von liberaler Seite voraussichtlich bekämpft werden wird, rechtfertigt sich aber durch die Einfachheit der Strafsachen niederer Gerichtsbarkeit, ferner durch ihre allzeitige Verfügbarkeit; sie bringen für späteres Richteramt ein bereits erfahrenes Element in die Militärjustiz und sind jedenfalls im Kriege und an Bord fahrender Schiffe unentbehrlich.

Ganz anders ist die Stellung der richterlichen Militärjustizbeamten: Kriegsgerichtsräte und Oberkriegsgerichtsräte; ihnen teilt der Entwurf im Wesentlichen die Unabhängigkeitsgarantieen des bürgerlichen Rechtes zu, im höchsten Maße den Senatspräsidenten und Räten beim Reichsmilitärgericht (§§ 75, 88, 90).

Erkennende Gerichte der niederen Gerichtsbarkeit, nur berufen für die erste Instanz, angeschlossen an Gerichtsherren vom Typus des Regimentskommandeurs (§ 16 ff.), sind denn nun die Standgerichte, bestehend aus 3 Richtern vom Stabsoffizier als Vorsitzenden bis zum Premierlieutenant als zweiten Beisitzer, ohne Zuziehung eines Juristen; ihnen fallen mindere Delikte, lediglich von Mannschaften, anheim; die Ehrenstrafen der Degradation und der Versetzung in die zweite Klasse des Soldatenstandes können sie gegen Unteroffiziere nicht erkennen, auch reicht ihre Zuständigkeit über ein gewisses Strafmaß nicht hinaus.

Die Kriegsgerichte (§§ 46 ff.), angeschlossen an Gerichtsherren der höheren Gerichtsbarkeit mit dem Typus des Divisionskommandeurs, bestehend aus 5 Richtern, nämlich einem Kriegsgerichtsrate und vier in ihrer Charge nach der des Angeklagten sich richtenden Offizieren, sind zuständig in erster Instanz für die nicht zur Zuständigkeit der Standgerichte gehörenden Strafsachen, außerdem aber in zweiter Instanz für das Rechtsmittel der Berufung gegen standgerichtliche Urteile.

Darüber stehen, typisch angeschlossen an den Korpskommandeur, die Oberkriegsgerichte (§§ 60 ff.), bestehend aus 7 Richtern, nämlich 2 Oberkriegsgerichtsräten und 5 in ähnlicher Weise wie bei den Kriegsgerichten abgestuften Offizieren, als lediglich zweitinstanzliche Gerichte für Berufungen gegen erstinstanzliche Urteile der Kriegsgerichte.

Bis dahin wird die Gerichtsbarkeit ausgeübt von Seiten der selbständig gebliebenen (4 königlichen) Kontingente.

Für die Ständigkeit (vgl. von Marck II. S. 375 ff.) all dieser Gerichte ist dadurch gesorgt, daß einesteils der Gerichtsherr und die ihm zugeordneten Organe einen dauernden Stamm bilden, als ferner die zu den erkennenden Gerichten gehörenden Offiziere

auf ganze Geschäftsjahre berufen werden, als endlich beim Reichsgericht die juristischen Mitglieder auf Lebenszeit ernannt sind.

Oberster Gerichtshof für die gesamte bewaffnete Macht des Reiches ist das Reichsmilitärgericht (§§ 65 ff.) mit dem Sitze in Berlin, bestehend aus einem General als Präsidenten, der jedoch an der Rechtsprechung nicht teilnimmt, und aus der erforderlichen Anzahl von Räten und Offizieren von mindestens dem Rang eines Stabsoffiziers, eingeteilt in verschiedene Senate, die in der Besetzung von 4 militärischen und 3 juristischen Mitgliedern entscheiden, berufen lediglich zur Herbeiführung und Erhaltung einer einheitlichen Rechtsprechung durch gleichmäßige Auslegung und Anwendung der Gesetze, einschließlich militärdienstlicher Vorschriften und Grundsätze, in der Hauptsache für das diesen Zwecken dienende Rechtsmittel der Revision gegen Urteile der Oberkriegsgerichte (§§ 381 ff.). In der Mehrzahl der Fälle wird, falls die Revision nicht verworfen wird, Zurückverweisung an die kontingentlichen Gerichte der Vorinstanz erfolgen, die dann bei ihrer eignen Entscheidung an die rechtliche Auffassung des obersten Gerichts gebunden sind. Bei diesen einesteils segensreichen, anderenteils nur beschränkten Aufgaben des Reichsmilitärgerichtes ist es um so bedauerlicher, daß noch keine Einigung mit Bayern darüber hat erzielt werden können, daß auch dessen Armee dem Reichsmilitärgericht unterstellt werde, vielmehr in § 33 des Einführungsgesetzes diese Frage besonderer Regelung vorbehalten ist. In einer neueren Schrift*) ist nachgewiesen, daß das Reservatrecht Bayerns, welches natürlich bündnisgetreu anzuerkennen und zu berücksichtigen sein würde, seinen Anspruch auf ein eigenes Obergericht nicht rechtfertigt. Bestände ein solches neben dem Reichsmilitärgericht, so würden beide „Konkurrenzanstalten" werden, die sich nach verschiedener Richtung entwickeln und nicht nur nicht die Einheitlichkeit der Rechtsanwendung herbeiführen, sondern die Divergenz und das parteiagitatorische Ausspielen des einen gegen das andere verewigen würden. Der auf Einheitlichkeit des Geistes im Heere abzielende Zweck der ganzen Reform würde dadurch stark beeinträchtigt.

Soweit die Gerichtsverfassung. Kürzer können wir uns fassen hinsichtlich des Verfahrens, weil dieses, wie erwähnt, im Wesentlichen die Grundsätze des bürgerlichen Rechts: Anklageform, Mündlichkeit, Öffentlichkeit, freie Beweiswürdigung, Abstimmung nach Virilstimmen u. s. w. sich angeeignet hat.

Im Hauptverfahren, welches eingeleitet wird durch eine auf Verfügung des Gerichtsherrn ergehende Anklageschrift des mit dem Staatsanwaltsamte im erkennenden Gerichte betrauten Offiziers oder Kriegsgerichtsrats, begegnet uns zunächst eine interessante Gestaltung der Verteidigung (§§ 322 ff.), bezüglich deren der Entwurf eine Mittellinie inne hält zwischen den Beschränkungen des preußischen Militärstrafprozesses und der absoluten Freiheit des bürgerlichen Rechts. Im Gegensatz zu diesem, welches das in jeder Lage des Verfahrens erlaubt, darf der Angeklagte erst nach Anklageerhebung eines Verteidigers sich bedienen. Die Motive erklären es (S. 220) für „unverträglich mit den militärischen Verhältnissen, insbesondere mit der Stellung des Gerichtsherrn, schon im Laufe des Ermittelungsverfahrens die Einmischung eines Verteidigers zuzulassen." Für die vor Standgerichte gehörigen Sachen läßt der Entwurf eine Verteidigung überhaupt nicht zu. Im Übrigen aber finden wir eine dankenswerte Berücksichtigung des Umstandes, daß manche Verteidiger agitatorisch ihres Amtes walten und damit die Disziplin zu schädigen vermögen; Rechtsanwälte sind nämlich grundsätzlich nur bei bürgerlichen Verbrechen und Vergehen, allgemein dagegen aktive Offiziere und obere Militärbeamte einschließlich der Kriegsgerichtsräte zugelassen; die Zulassung der Rechtsanwälte zum Auftreten vor Militärgerichten erfolgt hinsichtlich der Kriegs- und Oberkriegsgerichte durch die Militärjustizverwaltung, hinsichtlich des Reichsmilitärgerichts durch dessen Präsidenten.

Von ganz besonderer Wichtigkeit ist die Regelung der Öffentlichkeitsfrage (§§ 269 ff.). Fremde Rechte und manche Vorschläge in der Reformlitteratur enthielten nur eine beschränkte Form der Öffentlichkeit, vermöge deren nicht Jedermann („Volks-

*) von Marck, Das oberste bayerische Gericht, 1897 bei Mittler und Sohn (33 Seiten).

öffentlichkeit"), sondern nur gewisse zur Funktion besonders geeignete Personenklassen, die durch die Öffentlichkeit weder selbst gefährdet würden noch ihrerseits gefährlich wären, Zutritt haben sollten („Berufenen-, insbesondere Militäröffentlichkeit"). Eine solche Regelung hätte den Vorzug gehabt, daß Ausschließungen der Öffentlichkeit selten notwendig werden würden. Der Entwurf hat sich auf den Standpunkt des bürgerlichen Rechts gestellt und den Satz proklamiert: „Die Hauptverhandlung ist öffentlich." Er hat aber nicht verkannt, wie große Gefahren daraus für das innere Gefüge des Heeres entstehen können. In der That, wenn der angeklagte Offizier in eine Situation gebracht wird, die mit seiner sonstigen Ehrenstellung unvereinbar ist, wenn der angeklagte Soldat in der anwesenden Zuhörerschaft, zumal von Parteigenossen, und in der dahinter stehenden Presse eine Macht erblickt, die gleich oder stärker ist als die militärische Ordnung und als die Richter, die zugleich seine Vorgesetzten sind, wenn er, der „sein Heil und sein Teil" von den Heeresgenossen nehmen soll, auf die draußen rechnet, die oft genug Feinde des Heeres sind, so kann die Disziplin nicht nur des Einzelnen, sondern der ganzen Heergemeinde, die all das im Wege Rechtens sich abspielen sieht, aufs Tiefste erschüttert werden. Der Entwurf sucht ein Heilmittel einesteils in dem generellen Ausschluß von Militärpersonen niedern Ranges als der Angeklagte (§ 274), anderenteils in einer Ausdehnung der Ausschließungsgründe. Nach § 270 kann die Öffentlichkeit nicht bloß, wie im bürgerlichen Recht, bei Gefährdung der öffentlichen Ordnung und der Sittlichkeit, sondern auch bei Gefährdung „militärdienstlicher Interessen" ausgeschlossen werden. Dieser Begriff ist recht weit und ist z. B. in den Ausführungsbestimmungen zur bayerischen Militärstrafgerichtsordnung dahin deklariert, daß die „militärische Standeswürde und das Ansehen des Standes" keinerlei Beeinträchtigung erfahren dürfte. Zu den militärdienstlichen Interessen gehört in erster Linie die Disziplin; die für deren Handhabung erforderlichen Bestimmungen erläßt nach § 8 des Reichsmilitärgesetzes der Kaiser. Demzufolge fügt der Entwurf in Abs. 2 des § 270 die wichtige Bestimmung hinzu, daß der Kaiser bestimme, „unter welchen Voraussetzungen und in welchen Formen der Ausschluß der Öffentlichkeit aus Gründen der Disziplin zu erfolgen habe." Wenn ferner nach bürgerlichem Recht die Öffentlichkeit wegen Gefährdung der Staatssicherheit ausgeschlossen ist, kann den anwesenden Personen die Geheimhaltung auferlegt werden; dann darf auch bei Strafe die Presse, die gefährlichste Vermittlerin aller Übelstände der Öffentlichkeit, darüber nichts bringen; der Entwurf stellt in § 273 der Gefährdung der Staatssicherheit die Gefährdung der militärdienstlichen Interessen gleich. Es frägt sich, ob nicht eine von einem vorgängigen Ausschließungsbeschlusse unabhängig gestellte Geheimhaltung nebst ihren Folgen für die Presse, nach dem Vorbilde des französischen Rechts, empfehlenswert wäre. Überhaupt wird in den künftigen Beratungen von konservativer Seite gerade den Gefahren der Öffentlichkeit besondere Sorgfalt zuzuwenden sein, vielleicht über die Vorschläge des Entwurfs hinaus.

Als ordentliche Rechtsmittel gegen militärgerichtliche Urteile kennt der Entwurf die Berufung und die Revision, erstere den gesamten Inhalt des Urteils sowohl nach der thatsächlichen als nach der rechtlichen Seite hin, letztere nur die rechtliche Seite, die Gesetzesverletzungen in dem auf vor. Seite bezeichneten weiten Sinne, begreifend. Die Berufung ist über das bürgerliche Recht hinaus nicht blos gegen Urteile der niederen Gerichtsbarkeit (Standgerichte, im bürgerlichen Recht Schöffengerichte), gegeben, sondern auch gegen Urteile in der höheren Gerichtsbarkeit, nämlich der Kriegsgerichte, während im bürgerlichen Recht gegen die Urteile der Strafkammern und Geschworenengerichte nur die Revision zugelassen ist. Wie schon erwähnt, entscheidet über Berufungen gegen kriegsgerichtliche Urteile das Oberkriegsgericht, gegen dessen Urteile geht die Revision an das Reichsmilitärgericht.

Nun kommen wir zu dem Punkte, in welchem uns der Entwurf am wenigsten den auf Seite 69 f. aufgestellten Forderungen zu genügen scheint. Im Anschluß an die Titel über die eben erwähnten ordentlichen Rechtsmittel handelt er im 4. Titel des II. Teiles von der „Bestätigung der im ordentlichen Verfahren ergangenen Urteile"; und im 5. Titel von der „Bestätigung und Aufhebung der Urteile der Feldgerichte und der Bord-

gerichte". Im Kriege nämlich und in vom Feinde bedrohten Festungen, sowie an Bord fahrender Kriegsschiffe (vgl. §§ 5 und 6 des Entwurfs eines Einführungsgesetzes), sind Berufung und Revision unanwendbar, weil sie das Verfahren verschleppen, auch die Obergerichte schwer erreichbar sind. Da sollen nun die ordentlichen Rechtsmittel allgemein ersetzt werden durch die Bestätigung im preußisch-rechtlichen Sinne (vgl. oben S. 66), wonach unter Nachprüfung und Begutachtung des Falles der Bestätigungsberechtigte, vom allerhöchsten Kriegsherrn bis zu gewissen Befehlshabern herab, durch seine Entschließung bestimmt, ob das Urteil pure zu bestätigen oder in Ausübung des eignen bezw. übertragenen Begnadigungsrechtes zu mildern oder endlich aufzuheben und in der Sache erneut zu erkennen sei (§§ 403 ff.). Diese Einrichtung ist durchaus zu billigen. Nun aber die Kehrseite der Medaille. Nach § 400—402 des Entwurfs erlangen die im „ordentlichen", d. h. im Friedensverfahren und bei der Marine an heimischem Land ergehenden Urteile die Rechtskraft durch Erschöpfung oder Nichtbenutzung der ordentlichen Rechtsmittel. Daß alsdann die Strafvollstreckung und insbesondere der Befehl dazu durch die Kommandogewalt erfolge, versteht sich unter den militärischen Verhältnissen von selbst und ist auch vom Entwurf im 7. Titel (§§ 434 ff.) nicht anders gedacht wie denn auch im bürgerlichen Recht die Staatsanwaltschaft Vollstreckungsbehörde ist. Nun fügt der Entwurf in § 400 die Bestimmung ein, daß die „nicht mehr anfechtbaren Urteile mit einer „„Bestätigungsordre"" zu versehen seien, durch welche zum Ausdruck zu bringen, daß das Urteil rechtskräftig geworden und, soweit es auf Verurteilung lautet, zu vollstrecken sei." Daß der Entwurf diese Einrichtung als Bestätigung bezeichnet, ist nur ein Spiel mit Worten; in Wirklichkeit kommt sie gleich der im bürgerlichen Recht vom Gerichtsschreiber zu erteilenden Bescheinigung der Vollstreckbarkeit (§ 483 der Strafprozeßordnung); in Wirklichkeit bedeutet jene „Bestätigungsordre", da ihr die Aufhebungsmöglichkeit nicht zur Seite steht, nur, daß von dem Begnadigungsrechte kein Gebrauch gemacht werde. Die Möglichkeit, ganz oder teilweise (durch Milderung) begnadigt zu werden, steht aber jedem Staatsbürger offen; hier besteht nur der Unterschied, daß die Begnadigung im bürgerlichen Recht durch ein Gesuch, im militärischen nach dem Entwurf durch die amtswegige Unterbreitung angeregt wird. Daß auf diese Art sogenannter Bestätigung, wie die Motive S. 170 behaupten, „militärischerseits der größte Wert gelegt werde, weil sie zur Stärkung und Befestigung der persönlichen Beziehungen zu dem Inhaber der kriegsherrlichen Gewalt beitrage", muß bestritten werden. Solche Wirkung würde nur eintreten bei einem Bestätigungsrechte preußischer Art. Gerade darum bedauern wir, daß es dem Entwurfe nicht gelungen ist, wenigstens bei gewissen Kategorieen von Strafsachen und Angeklagten — vornehmlich bei Offizieren und etwa allgemein in Kapitalsachen, bei Hochverrat, Landesverrat und einigen spezifisch militärischen Delikten, wo die Auffassung der höchsten Kommandogewalt über das militärische höhere Interesse sich gleichberechtigt neben den prozessualen Rechtsmitteln geltend zu machen hätte — einen Rest des alten Bestätigungsrechtes, natürlich mit weiteren Beschränkungen und anderen Modalitäten zu erhalten (vgl. von Marck II S. 342 ff). Die innere Unwahrheit der §§ 400—402 des Entwurfs tritt nun auch in der Systematik desselben zu Tage; in Wahrheit gehörten diese Bestimmungen an die Spitze des Titels von der Strafvollstreckung.

Abgesehen von diesem Punkte und einigen anderen Bedenken von minderer Bedeutung meinen wir, daß im Großen und Ganzen der Entwurf seinem Ziele, die juristischen mit den militärischen Gesichtspunkten zu versöhnen und zu verschmelzen, gerecht geworden ist. Zweifellos ist er eine tüchtige, wohldurchdachte und einheitliche Arbeit, welcher liberale Abänderungsversuche nur zum Schaden gereichen könnten. Hoffen wir, daß die Parteien im Reichstage ihre Sonderinteressen zurücktreten lassen vor den Rücksichten auf das Wohl des gesamten Heeres und Vaterlandes, daß sie, wie die Thronrede sich ausdrückt, dem Reformbestreben der Regierung eine „verständnisvolle", — d. h. in Geist und Wesen nicht blos des allgemeinen Rechts, sondern auch des Heerwesens eindringende — „Mitwirkung gewähren werden".



Monatsschau.

Politik.

Es ist lange her, seit wir den letzten deutschen Erfolg auf dem Gebiet unserer auswärtigen Politik verzeichnen durften; bis auf die kolonialen Erwerbungen des Jahres 1884 müssen wir zurückgehen, um uns einer stolz gehobenen Empfindung zu erinnern. Der Sansibar-Vertrag vom 1. Juli 1890, der die erste „That“ des Herrn von Marschall darstellt, die Handelsverträge, unser allzu bescheidenes Auftreten in China, das wenig glückliche Eingreifen in die orientalischen Wirren, die Bevorzugung der Engländer in Südwest-Afrika, — lauter Dinge, die ebenfalls auf der Rechnung des jetzigen Botschafters in Konstantinopel stehen, mußten den Eindruck verstärken, dem Graf Limburg-Stirum und Herr von Leipziger im Reichstage erst jüngst Worte geliehen haben: Daß unsere auswärtige Politik sich seit Jahren nicht mehr auf ihrer früheren Höhe befunden habe. Glücklicherweise aber durften sie hinzufügen, daß sie zu der jetzigen Leitung dieser Politik besseres Vertrauen hätten, und man hoffen dürfe, Deutschland bald wieder den Rang einnehmen zu sehen, der ihm unter den Großmächten gebührt. Das ist aber einzig und allein auf die Ersetzung des Herrn von Marschall durch Herrn von Bülow zurückzuführen, dessen Amtsthätigkeit mit einer selbständigen That, der Besetzung der Bucht von Kiau-Tschau, begonnen hat und dem es überdies vergönnt gewesen ist, sich auch im Reichstage auf sehr geschickte Weise einzuführen. Während es Herr von Marschall bei seiner ganzen, fast siebenjährigen Amtsführung, nicht über den „Minister der Linken“ hinauszubringen vermochte, hat Herr von Bülow durch die Art seines Auftretens, die Festigkeit und Mäßigung zu vereinen wußte, im Nu das Wohlgefallen aller Parteien gewonnen, oder es doch wenigstens dahin gebracht, die Sozialdemokraten und Freisinnigen so ziemlich zu isolieren. Wir stehen ja freilich erst an der Schwelle unserer neuen ostasiatischen Politik, und wollen den Tag deshalb nicht vor dem Abend loben. Soweit sich diese Politik aber bis jetzt übersehen läßt, trägt sie alle Merkmale fachmännischer Umsicht an sich, läßt sie nichts von dem „Dilettantenhaften“ erkennen, das man bei dem Amtsvorgänger des jetzigen Staatssekretärs fast nie vermißte. Mit einem plötzlichen Einfall, der ja eben dilettantisch gewesen wäre, haben wir es hier offenbar nicht zu thun, sondern mit einer lange vorbereiteten, und in allen Einzelheiten sorgfältig geprüften „Aktion“, die den übrigen Mächten sicherlich nicht so überraschend gekommen ist, als sie dem großen Publikum naturgemäß erscheinen mußte und deshalb auch Gewähr dafür bietet, daß sie, wenn in demselben Geiste fortgefahren wird, ohne ernstliche Störungen verläuft. Mit Verstimmungen mußte natürlich gerechnet werden: angenehm fühlt sich keine Macht durch die Erfolge einer anderen berührt, mögen sich die amtlichen Beziehungen noch so freundschaftlich gestalten. Von dahin bis zur Einmischung ist aber ein weiter Weg, und dieser Weg wird um so seltener betreten werden, je ruhiger und un-

befangener sich der handelnde Teil benimmt, je weniger ängstlich er darnach schielt, was die s. g. „öffentliche Meinung“? dazu sagen möchte. Daß diese „öffentliche Meinung“ sich namentlich in England sehr aufgeregt zeigen würde, ließ sich von vornherein erwarten, wie es nicht minder selbstverständlich war, daß die Besetzung der Kiau-Tschau Bucht die maßlose politische Eifersucht Japan's auf das Äußerste verletzte und von seinem Großmachtsdünkel als empfindliche Demütigung aufgefaßt wurde. In noch ungleich höherem Grade freilich hat die in der zweiten Hälfte des Dezember stattgehabte Besetzung von Port Arthur durch die Russen in diesem Sinne gewirkt; denn dieses ist der eigentliche Zukunftsgegner Japans im fernen Osten. Von Deutschland braucht es trotz alledem keine erhebliche Beeinträchtigung seiner dortigen Machtstellung zu befürchten; wir werden von Kiau-Tschau aus keine Eroberungen machen, während jedes Kind in Japan weiß oder doch glaubt, daß Rußlands letztes Ziel in der Beherrschung der nördlichen Hälfte des Stillen Ozean's besteht, sodaß Zusammenstöße hier unvermeidlich scheinen, daher auch der an Fanatismus grenzende Haß, mit dem man in Japan alles Russische verfolgt. Nicht minder groß übrigens sind die Bestürzung und der Zorn, die der Vorstoß Rußlands in Großbritannien erregt, wenn dieser Vorstoß dort auch schwerlich ganz unerwartet kommt. Das Suchen der Russen nach einem eisfreien chinesischen Hafen war längst bekannt; nur darüber konnten Zweifel bestehen, welchen sie sich aussuchen würden. Daß die Wahl gerade auf Port Arthur gefallen ist, muß die Britten aber doppelt unangenehm berühren, weil dieser Hafen von den Chinesen mit allem notwendigen Kriegszubehör vollständig ausgerüstet worden ist, sodaß sich die Russen fast „kostenfrei in die Wolle setzen“ können. Zu dem jüngsten Mißerfolg in Korea nun noch dieser — das muß den Engländern bitter schmecken. Von einer „Niederlage“ zu reden, wäre bei alledem verfrüht. Die nächste Zukunft schon wird voraussichtlich lehren, daß sie sich auch ihrerseits in China schadlos zu halten wissen; von darauf bezüglichen Verhandlungen ist ja schon längst die Rede; überdies aber fehlt es den Britten schon jetzt an geeigneten Standorten nicht. Dann aber kommen diese im Vergleich zu der verfügbaren Seemacht, der sie als Stütze dienen, doch nur in zweiter Reihe. In dieser Hinsicht ist England seinen Mitbewerbern aber noch immer weit überlegen, jedenfalls wird es die Russen, im Bunde mit Japan, stets leicht im Schach halten können; selbst wenn sie ihren Einfluß in Korea dauernd noch mehr verstärkten. Wie dem aber auch sein möge, uns kommt das Vorgehen Rußlands im Hinblick auf die englische Mißgunst, jedenfalls zugute; so zwar, daß man geneigt sein könnte an eine Verabredung beider Mächte zu glauben, mit der dann natürlich auch Frankreich einverstanden wäre, so wenig willkommen ihm die deutsche Machterweiterung auch ist. Daß Österreich-Ungarn und Italien, als nähere Verbündete keinen Einspruch erheben würden, stand ohnehin von vornherein schon fest, und würde sich überdies gegenstandslos erweisen. —

Am 28. November v. Js. hat das Ministerium Badeni der Straßenerregung weichend, seine Entlassung genommen, und damit die „polnische Ära“ in Zisleithanien anscheinend ihren Abschluß erreicht. Daß es der österreichischen „Staatsraison“ nach einer neuen Probe dieser Art gelüsten sollte, läßt sich in der That kaum glauben. Eine alte Erfahrung hat sich hier wiederholt: Die Polen lassen sich als Werkzeuge außerordentlich gut verwenden; wo sie aber zur Leitung berufen werden, verstehen sie nirgend Maß zu halten; ihr Temperament geht regelmäßig mit ihnen durch. Das hat sich 1863 in Warschau gezeigt, und nun wieder in Wien, wenn schon in anderen Formen. Graf Badeni glaubte das Deutschtum ohne jede Rücksicht behandeln zu dürfen, um sich so eine sichere slavisch-klerikale Mehrheit zu bilden, und schoß dabei — durch seine Sprachenverordnungen — weit über das Ziel hinaus; womit er allerdings, wie zugegeben werden muß, vielfach auch uns Deutsche selber überraschte. Einen so wuchtigen Widerstand hatten wir von unsern Stammesgenossen nicht erwartet. Als er zur Thatsache geworden war, hätte Graf Badeni allerdings nicht mehr einlenken können ohne sich die unversöhnliche Feindschaft aller nicht polnischen Slaven zuzuziehen, und damit politisch aus dem Regen in die Traufe zu kommen. Das war aber kein Grund, die parlamentarische Lage sich dermaßen zuspitzen zu lassen, daß schließlich die Polizei

einschreiten mußte, um in dem wüsten Knäuel von brutalen Handgreiflichkeiten und Beschimpfungen gemeinster Art Ordnung zu schaffen, während die Erregung draußen dermaßen wuchs, daß dem Mann an der Spitze der Regierung das Herz entfiel, und er keinen Ausweg sah, als die Flinte ins Korn zu werfen. Das richtige wäre gewesen, den Reichsrat gleich nach den ersten Skandalszenen zu schließen, weil es schon damals keinem Zweifel unterlag, daß es nicht möglich sein würde, das Ausgleichsprovisorium rechtzeitig, d. h. bis zum 1. Dezember d. J. durchzubringen. Keinesfalls aber durfte es der slavisch-klerikalen Mehrheit gestattet werden, dem Hause, unter Mißachtung jedweder gesetzlicher Form, eine neue Geschäftsordnung aufzudrängen. Bei der furchtbaren Erregung die auf der Linken herrschte, konnte diese an sich vielleicht richtige Maßregel nur zu neuen, zehnfach ärgeren Ausbrüchen führen, und das hat sie ja auch in dem Maß gethan, daß die deutschen Gesichtspunkte, von denen sich die Linke ursprünglich leiten ließ, ganz zurücktraten, um ausgesprochen revolutionär anarchistischen Bestrebungen Platz zu machen. Diese haben denn auch zuletzt den Reigen geführt; vor dem Sturz Badenis in Wien, Graz ꝛc.; nachher in Prag und in vielen anderen böhmisch-tschechischen Städten, wo sich die ganze bestialische Rohheit des slavischen Wesens zeigte, so daß das Standrecht verkündigt werden mußte. Seitdem ist äußere Ruhe eingetreten; allein Graf Badeni hat seinem Nachfolger, dem Herrn von Gautsch, den „gordischen Knoten“ als Erbschaft hinterlassen. Alle Versuche, die der neue Ministerpräsident, gleich nach seinem Amtsantritt unternahm, um eine Verständigung über die Sprachenverordnung herbeizuführen, sind an der fanatischen Hartköpfigkeit der Tschechen gescheitert, weil diese, auch in den reindeutschen böhmischen Landesteilen, auf Zweisprachigkeit der Beamten bestanden. So wäre ihnen auch dieses Gebiet für die Zukunft ausgeliefert; damit aber konnten sich die Deutschen unter keinen Umständen zufrieden geben. Einstweilen also bleibt es wie es ist; d. h. die Tschechen behalten Recht, die Regierung wagt nichts Ernstliches gegen sie zu unternehmen. Der dreißigjährige Krieg hat einst in Prag begonnen, das vermag man in Wien offenbar noch immer nicht zu vergessen; aus grauer Ferne winkt vielleicht auch die Erinnerung an die Hussiten-Kriege noch herüber. Jedenfalls herrscht der unbestimmte Eindruck vor, daß es ein furchtbar gefährliches Ding sei, den tschechischen Fanatismus wach zu rufen. Da glaubt man sich denn doch noch eher auf das Staatsgefühl der Deutschen verlassen zu dürfen, und fährt deshalb fort diese zurückzusetzen. Daß der Reichsrat inzwischen auf unbestimmte Zeit vertagt worden ist, und daß Herr von Gautsch auf Grund des § 14 der Verfassung bis auf weiteres absolut regiert, um wenigstens eine äußere Möglichkeit für den Ausgleich mit Ungarn zu schaffen, ändert daran nichts; auf dem Verwaltungswege läßt es sich sogar noch leichter machen.

Ob freilich aus dem Ausgleich etwas wird, muß trotz alledem höchst zweifelhaft erscheinen; denn die ungarische Unabhängigkeitspartei bereitet sich aus Gründen, die mit der Sache selbst nicht das Mindeste zu thun haben, darauf vor, den heftigsten Widerstand zu leisten; und bis zum 1. Januar 1898 der äußersten zulässigen Frist, wird dieser Widerstand nicht gebrochen werden können. Dann müßte das zwischen beiden Reichshälften bestehende Zollbündniß außer Kraft treten, davor aber scheut man hier wie dort dermaßen zurück, daß sich jedenfalls eine Form finden wird, um das Bündnis bis auf weiteres aufrecht zu erhalten. Wenn nicht, dann müßte das politisch wie wirtschaftlich unabsehbare Folgen haben.

In Paris ist die kriegsgerichtliche Untersuchung gegen den Major Esterhazy eingeleitet worden, und die einzige Hoffnung der Dreifußpartei beruht jetzt darauf, daß sich bei der Untersuchung gegen Esterhazy die Unschuld des „Gefangenen auf der Teufelsinsel“ herausstellen werde. Möglich ist dies ja immerhin; für wahrscheinlich wird man es, bei dem gegenwärtigen Stande der öffentlichen Meinung in Frankreich, aber nicht halten dürfen. Diese hat sich im Lauf der Zeit immer mehr gegen Dreifuß gekehrt, weil die Gegenpartei es versteht, Dreifuß, der bündigsten Widerlegungen ungeachtet, als „deutschen Spion“ erscheinen zu lassen, und frech genug ist, sogar den Kaiser persönlich in die Sache hereinzuziehen. Der Regierung ist das im höchsten Grade peinlich; allein der wüsten Pariser Preßwirtschaft gegenüber, hat sie keine Macht, und zittert davor, den

Chauvinismus allzusehr zu reizen. Der s. g. Volksstimmung gegenüber, hält das parlamentarische Wesen eben nirgends Stand, und kein französischer Minister will mehr, als sich auf seinem Platz behaupten.

In Italien hat sich das Ministerium Rudini, nachdem es ohne äußerlich ersichtliche Gründe seine Entlassung genommen, mit Hinzuziehung der Linken unter Zanardelli „rekonstituiert"; ob seine Aussichten dadurch aber besser geworden sind, läßt sich bezweifeln. Jedenfalls hat es sich an dem einflußreichen Gioletti, der selbst nach der höchsten Macht strebt, einen gefährlichen Gegner geschaffen. Zur Aburteilung Crispi's ist endlich ein parlamentarischer Ausschuß gebildet worden. Daß er sich aber seiner Aufgabe ernstlich annehmen werde, will bis jetzt noch niemand glauben.

Der Reichstag ist vom 30. November bis zum 17. Dezember versammelt gewesen, und in dieser Zeit hat sich, genau genommen, Alles um die Flottenfrage gedreht. Dürfen wir darin ein Anzeichen erblicken, daß die Nation sich endlich auf die „größeren Ziele" zu besinnen beginnt, mit denen nicht nur der Mensch, sondern auch die Völker „wachsen", oder beweist es uns, daß die Deutschen hoffnungslose „Kleinmeister" sind, die sich noch immer über, anderswo längst entschiedene Fragen, streiten, und damit unendlich viel kostbare Zeit verlieren, die sie doch garnicht zu verlieren haben; denn der Mitbewerb in der rauhen Welt draußen wird von Jahr zu Jahr stärker und kleidet sich in immer unbarmherzigere Formen. Die gemütlichen „Landratten" in Mittel- und Süddeutschland sehen das nicht so, obwohl auch sie sich längst nicht mehr so behaglich fühlen, wie ehedem; wer aber Gelegenheit hat, das Weltgetriebe aus der Nähe zu sehen, der braucht gute Nerven, um vor seiner schauerlichen Härte und Rücksichtslosigkeit nicht zu erschrecken. Soviel ist gewiß: wir stehen jetzt in der letzten Stunde. Wenn sich der Reichstag nicht entschließen könnte die Flottenvorlage im Wesentlichen so anzunehmen, wie sie ist, und wie sie von dem Marinesekretär Tirpitz mit der Einfachheit des Meisters vertreten wurde, — dann müßten wir in der Achtung der Umwelt zu viel verlieren, als daß wir das Versäumte jemals wieder einzuholen vermöchten. Auch im äußerlichsten Sinne des Worts ist es die höchste Zeit mit dem geplanten Ausbau einzusetzen, denn angesichts der fieberhaften Hast, mit der sich Engländer, Russen, Franzosen seit Jahren um die Verstärkung ihrer Seestreitkräfte bemühen, während wir selbst notwendige Ersatzbauten unterlassen, muß sich der ohnehin vorhandene Abstand reißend schnell vergrößern. Bis zu einem gewissen Grade wenigstens scheint der Reichstag dafür jetzt Verständnis zu gewinnen; aus der Rede des Abg. Dr. Lieber ließ sich das, aller übervorsichtigen Einschränkungen ungeachtet, entnehmen. Auch die „Freis. Vereinigung" und selbst die Polen scheinen mit sich reden lassen zu wollen, und nur die Sozialdemokraten und die „Freis. Volkspartei" so wie die süddeutschen Demokraten in ihrer haßerfüllten Beschränktheit unerschüttert zu bleiben. Allein, verlassen kann man sich darauf doch nicht. Mögen im ausschlaggebenden Zentrum die flottenfreundlichen Elemente immerhin überwiegen, so steht ihnen doch eine sehr starke feindliche Strömung entgegen, während sie selbst nicht etwa nationalen Empfindungen folgen, sondern einzig und allein von kühlen Zweckmäßigkeitserwägungen geleitet werden. Daß diese aber leicht wechseln können, ist in der Natur der Sache selbst begründet, und kann so lange nicht für ausgeschlossen gelten, als die Zentrumspresse fortfährt, eine nörgelnde, wenig wohlwollende Sprache zu führen, und fast unausgesetzt nur die Bedenken zu betonen, die einer Flottenverstärkung entgegen stehen sollen. Nach den klaren und nüchternen Auseinandersetzungen des Admiral Tirpitz kann diese selbst ja nicht mehr als „uferlos" verschrieen werden. Dafür sucht man dieses „Brandmal" jetzt der ostasiatischen Unternehmung anzuheften, obwohl auch deren Ziele, genau bezeichnet, vor uns liegen. Was sich in einigen Jahrzehnten daraus entwickeln wird, kann natürlich Niemand wissen; vor der Hand aber wollen wir weiter nichts, als uns in China einen durchaus nötigen Stützpunkt für unser dortiges Geschwader schaffen. Wo soll denn da das „Uferlose" stecken? Diese ultramontane und freisinnige Angst, daß Deutschland sich auch einmal große Ziele stecken könnte, ist zu erbärmlich, und wir dürfen uns deshalb wahrlich nicht darüber wundern, oder gar entrüsten, daß die Nachbarn ringsum dieses Ofenhockertum

laut verspotten; denn gerade diese Stimmungen machen sich äußerlich besonders breit, und spielen deshalb in der Auffassung des Auslandes eine weit größere Rolle, als das, was die national gesinnten Blätter sagen. Konservative und Nationalliberale gehen hier wesentlich zusammen, wenn auch aus Gründen recht verschiedener Art. In den Kreisen der Landwirtschaft ist man für die Flottenverstärkung an und für sich nicht übermäßig eingenommen, weil die Interessen des Berufs davon keine Förderung zu erwarten haben, während gerade das die Flottenbegeisterung der Nationalliberalen spornt, die sich als Vertreter des Großgewerbes nicht geringen Vorteil versprechen. Die Landwirtschaft ist aber von jeher zu patriotisch gesinnt, um ihre Haltung von derartigen Bedenken beeinflussen zu lassen. Wie immer, wird sie auch diesmal der Pflicht gehorchen, nicht dem „inneren Triebe". Gerade dadurch aber sind Preußen und Deutschland groß geworden, nicht indem sie den begeisterten Wallungen des Augenblicks folgten. Diese halten der brutalen Wirklichkeit nicht Stand; ein sicheres Pflichtbewußtsein aber fürchtet nichts, auch nicht den Tod. Dieses Pflichtbewußtsein aber ist in der eisernen Zucht unseres Heeres geschult, dessen Überlieferungen vor Allem die Konservativen zu pflegen wissen, und das ihnen natürlich noch mehr am Herzen liegt, als die junge Flotte. Für des Reiches Schutz in nahen und in weiten Meeren, für sein Ansehen und seine Größe hat auch sie zu sorgen, und deshalb wird unsere Partei ihr immer geben, was sie braucht.

Von der ersten Beratung des Reichsvoranschlages ist nicht viel zu sagen, obwohl sie fast eine Woche in Anspruch nahm, ja man möchte sagen: gerade deshalb. Je ungenierter sich die Oppositionsredner bei der schwachen Besetzung des Hauses gehen lassen konnten, desto weiter schweiften sie auf das Gebiet einer ganz unsachlichen Kritik hinüber, die lediglich dazu bestimmt war, den Gesinnungsgenossen draußen Feuerungsmaterial zu liefern, für die Sache selbst aber nicht die geringste Bedeutung hatte, ja sie in den meisten Fällen nicht einmal streifte. Darauf wäre jedoch weniger Wert zu legen; was uns ganz unangebracht erscheint, ist die übermäßige Beflissenheit, mit der jede Bebelsche und Richtersche Äußerung regierungsseitig behandelt wurde. Nichts wurde unwiderlegt gelassen, zur außerordentlichen Befriedigung der Redner selbst, die so immer neue Gelegenheit fanden, alles mögliche an den Mann zu bringen, während die amtlichen Entgegnungen in den stenographischen Berichten begraben blieben. Was die Zeitungen bringen sind meist kurze Auszüge, und wird überdies oft genug skrupellos entstellt. Der angestrebte Zweck, so löblich er ist, wird also keinesfalls erreicht; wohl aber der Eindruck erzeugt, daß die Freisinnigen und Sozialdemokraten sehr gefährliche Leute seien, und das eben sollte vermieden werden. Beide Parteien, auch die Sozialdemokratie, haben ihren Höhepunkt im innerlichen Sinne überschritten. Der Hauptsache nach leben sie jetzt von der Uneinigkeit der Gegner, und der allzu großen Beachtung, die man ihnen amtlich schenkt. Eine zielbewußte nationale und soziale Politik könnte sie ohne große Mühe überwinden.

Über den letzten Beratungsgegenstand, die Militär-Strafprozeßordnung, ist weniger geredet worden, als nach den endlosen Preßerörterungen zu erwarten war, die sich der Gegenstand hatte gefallen lassen müssen. Zum Teil mag sich das aus dem „Ferienfieber" der Reichsboten erklären, die durchaus nach Hause wollten; noch mehr aber wohl daraus, daß es sich hier denn doch um eine Frage handelte, der mit allgemeinen Redensarten nicht gut beizukommen war, und die deshalb der fachmännischen Auseinandersetzung überlassen bleiben mußte; d. h. die Juristen waren so ziemlich unter sich. Das Beste und Sachlichste hat ein alter Offizier, der Abg. von Puttkamer-Plauth gesagt, dessen Ausführungen, ohne auf der Linken zu überzeugen, doch offenbar einen gewissen Eindruck machten. Mit Recht entnahmen die Gegner daraus, daß die Konservativen der Vorlage nicht nur sehr kühl gegenüber stehen, sondern auch entschlossen sind, keinerlei Zugeständnisse zu machen, die sie der Zucht im Heere für nachteilig halten. Wenn die Regierung fest bleibt, d. h. sich auch ihrerseits von dem Boden der Vorlage nicht nach links abdrängen läßt, werden sie ihre Mitarbeit bei alledem nicht versagen, dem Entwurf aber keine Thräne nachweinen, wenn er schließlich dennoch fällt. Bei der Verbohrtheit des doktrinären Radikalismus, wie er weit bis in die Reihen des Zentrums

hinein alles beherrscht, darf letzteres vor der Hand als ziemlich wahrscheinlich gelten. Wenn die Empfindlichkeit des bayrischen Partikularismus aber geschont wird, kann es trotzdem auch anders kommen; denn das Zentrum als führende Partei, möchte für sein Leben gern etwas zu Stande bringen, und so seine „Regierungsfähigkeit" beweisen.

23. Dezember 1897. E. Frh. von Ungern-Sternberg.

Sozialpolitik.

In der Sitzung des Reichstages am 6. Dezember hat der Staatssekretär des Innern Graf von Posadowsky-Wehner erklärt, die Regierungen dächten nicht daran, einen Stillstand in der Sozialpolitik und in dem von zwei Kaiserlichen Herren festgesetzten Programm herbeiführen zu wollen. Diese Erklärung wird von allen Freunden gesunder Sozialpolitik mit Freunden begrüßt werden. In der Sitzung vom 13. Dezember hat sich der Herr Staatssekretär über die Art des Vorgehens auf sozialem Gebiet weiter ausgelassen. Er hat gesagt, sozialpolitische Maßnahmen hätten ihre Grenze, man könne nicht alle Erwerbszweige polizeilich reglementieren, nicht in den Gang jedes Betriebes mit staatlicher Hand eingreifen und zwar schon deshalb nicht, weil es ganz unmöglich sei, alle zur Erzwingung der gegebenen Vorschriften benötigten Kontrollinstanzen zu schaffen; endlich hat er ausgeführt, daß unter einer Überfülle von Gesetzen die Verwaltung schwer leide, weil zu einer intensiven gründlichen Verwaltung garnicht mehr die Zeit bliebe. Mit alle dem hat der Herr Staatssekretär das richtige getroffen, aber auch einen sehr wunden Punkt berührt. Wir befinden uns schreienden Notständen gegenüber, welche weite Schichten unseres Volkslebens verderben und vergiften. Der Schaden frißt immer weiter, die Notwendigkeit einer Abhülfe wird immer größer. Und dennoch! Mit Gesetzen ist Abhülfe nicht zu schaffen, wenigstens nicht allein; und wenn Gesetze helfen sollen, dann müssen sie ausgeführt werden, dann genügt es nicht, wenn, wie der Herr Staatssekretär sich ausdrückt, ein Gesetz mehr im Reichsgesetzblatt steht. Wie die Theorie in die Praxis, der Buchstabe in das Leben, so müssen die Gesetzesparagraphen in die Wirklichkeit übersetzt werden. Wie verhältnismäßig selten geschieht das, wie oft nur gewissermaßen zum Schein, wie oft überhaupt nicht. Das muß jeder Beamte, der ehrlich sein will, eingestehen. Der Berichterstatter führte einmal in seinem früheren Verwaltungsbezirk eine strengere Kontrolle ein, als bisher üblich gewesen war und zwar in bezug auf die Beobachtung der in der Schulverwaltung geltenden Ordnungen. Zunächst wurden diese Ordnungen in Erinnerung gebracht, dann wurde aber ihre Befolgung auch an Ort und Stelle geprüft, wenn nötig die betreffende Unterbehörde, wegen der Nichtbefolgung, zur Verantwortung gezogen. Darob erhob sich im ganzen Bezirk lebhafter Unwille, ja es wurde eine Beschwerde an den Minister gerichtet, deren Hauptinhalt war, daß Neuerungen eingeführt seien, die auf die Verhältnisse des Bezirks nicht paßten. In ihrem Berichte konnte die Regierung aber nachweisen, daß sie auch nicht eine einzige neue Verordnung erlassen, sondern nur die Befolgung der von dem Konsistorium, an dessen Stelle sie kürzlich getreten war, vorgeschriebenen Ordnungen verlangt hatte. Hierauf großes Erstaunen bei den Beschwerdeführern. Aber einwenden konnten sie nichts. Sie hatten alle Vorschriften säuberlich in ihren Akten; aber sie kannten und deshalb befolgten sie sie nicht.

Wie oft hört man nach Gesetzen schreien, die längst vorhanden, aber mangels energischer Durchführung tote Buchstaben geblieben sind. Die modernen Geschäfts- und Verkehrs-Verhältnisse haben eine so gänzliche Umgestaltung herbeigeführt, daß unser bureaukratisches Amtstempo mit dem praktischen Leben schon längst nicht mehr Schritt zu halten vermag. Das ist aber ein großer Übelstand! Gesetzt, ein Fabrikant hat die erforderlichen Rohstoffe, die Maschinen zu ihrer Verarbeitung, die Modelle und Zeichnungen zur Herstellung der Muster und auch die erforderliche Zahl an Arbeitern zur Bedienung

der Maschinen, es fehlen ihm aber die Werkmeister und Beamten, welche die Modelle und Zeichnungen studiert haben und danach die Anleitung für die Bearbeitung zu geben wissen, so vermag er nichts auszurichten. Ein Gesetz richtig zu verstehen und auszulegen ist oft recht schwer. Man muß dazu die ursprüngliche Regierungsvorlage, ihre Begründung, die Kommissionsberichte, die gestellten Abänderungsanträge und schließlich die Sitzungsprotokolle über die 3 Lesungen im Plenum des Reichstages studieren. Zu diesem Studium hat der Lokalbeamte meist keine Zeit und, je tüchtiger er ist, desto weniger. Will er seinen Bezirk richtig verwalten, so muß er mit eigenen Augen an Ort und Stelle nach dem Rechten sehen und den Wünschen und Beschwerden der Bevölkerung sein Ohr schenken. Dazu kommt der Wust der laufenden schriftlichen Tagesarbeit.

Gesetzt aber, der Lokalbeamte kennt und versteht das Gesetz recht und will nun zu seiner Ausführung schreiten, wo findet er die Organe, welche ihm hülfreich zur Seite stehen? Der Herr Staatssekretär weist mit Recht darauf hin, daß viel drückender als die materiellen Opfer diejenige persönliche Arbeisleistung ist, welche die besitzenden Klassen im Interesse der Durchführung der sogenannten Sozialgesetzgebung zu leisten haben. Das gilt aber nicht nur von der Sozialgesetzgebung, sondern in ganz gleichem Maß auf allen übrigen Gebieten. Es ist ja etwas wunderschönes um die Selbstverwaltung; wird sie aber zu weit getrieben, so führt sie zum Gegenteil dessen, was man mit ihr bezweckt. Die Zeit des Beamten gehört völlig der Erfüllung der ihm auferlegten Pflichten; reicht sie nicht aus, so müssen ihm Hülfskräfte beigegeben werden. Bei der Selbstverwaltung kann man, wenn man die erforderliche Auswahl hat, die Arbeit so verteilen, daß der Eine dies, der Andere jenes Amt erhält. Wie soll mans aber machen, wenn, wie vielfach auf dem Lande der Fall, die Zahl der Ämter größer ist als diejenige der zu ihrer Verwaltung qualifizierten Personen? Die liberale Presse und speziell die Nationalsozialen eifern gegen den Großgrundbesitz. Sie wollen das Land unter die Masse verteilen. Ob sie sich wohl schon einmal klar gemacht haben, wieviel Arbeit gerade der Großgrundbesitz auf dem Gebiet der Selbstverwaltung leistet? Wenn sie ein einziges Mal die Verhältnisse in Distrikten studieren wollten, in denen nur kleine Besitzer vorhanden sind, so würden sie anders urteilen. In einem großen Kirchspiel meines Kreises war keine einzige zum Standesbeamten passende Persönlichkeit vorhanden und zwar deshalb nicht, weil Niemand orthographisch schreiben konnte, der Mann, der schließlich ernannt wurde, schrieb immer Heinerikke statt Henriette und alle Belehrung blieb fruchtlos.

Was hat das mit der sozialen Frage zu thun, wird der Leser fragen? Sehr viel; denn wenn wir weder Beamten- noch Selbstverwaltungskräfte in genügender Zahl haben, so können uns auch die besten Gesetze nicht helfen!

Wer soll denn helfen? Wir selbst müssen es thun. Nicht durch Gesetz und Zwang kann uns geholfen werden, sondern durch eine Erneuerung von Innen heraus. Aber davon sind wir meist weit ab. Im allgemeinen vermag der liebe deutsche Staatsbürger nichts anderes zu leisten, als entweder nach der Polizei zu schreien oder auf sie zu schelten. Daß man hundertmal nicht nur selbst handeln könnte, sondern auch handeln müßte, wenn man das Herz auf dem rechten Fleck und den richtigen Verstand hätte, daran denken die Allerwenigsten. Selbst auf dem Gebiet der freien Vereinsthätigkeit preßt man sich zu allermeist durch Statuten in einen Schraubstock ein, welcher die freie Bewegung hemmt. Sich selbst überlassen ist der deutsche Bürger oft noch bureaukratischer als die Bureaukratie, ganz ebenso wie der Demokrat, welcher zur Herrschaft kommt, den Aristokraten an Autokratie zu übertreffen pflegt.

Wirklich gelöst kann die soziale Frage nur werden, wenn man sich entschließt, Religion, Sitte, Zucht, Ehre, Menschlichkeit an Stelle des Gesetzes und des Reglements zu setzen. Je mehr man nach dem Gesetz schreit, desto schwächer ist es meist mit dem Evangelium bestellt. Gegen religiösen und sittlichen Verfall kann kein Gesetz — kein politisches System helfen. Das sollten sich in erster Linie die Nationalsozialen gesagt sein lassen. Wenn ein Arbeitgeber von seinen Arbeitnehmern eine Arbeitsdauer verlangt, welche ihnen eine menschliche Existenz, wirkliches Familienleben, geistige Fortbildung unmöglich macht, wenn Kinder im

zarten Alter zur Arbeit so herangezogen werden, daß ihre Kindheit aufhört Kindheit zu sein, daß sie die Last des Lebens bereits in Jahren tragen müssen, wo Freiheit und Spiel ihr Recht ist, wenn Mütter ihrer natürlichen Bestimmung entzogen werden, wenn der Lohn für junge Mädchen so gering ist, daß die Existenz nur durch Preisgebung der sittlichen Ehre gewonnen werden kann, wenn Hausbesitzer feuchte, gegen die Witterung ungeschützte luft- und lichtlose Räume als menschliche Wohnungen zu teuerem Preis vermieten, und wenn der, der so handelt als ein geachteter Mann unter seinen Mitbürgern dasteht, so ist eben das Rechtsgefühl tief gesunken. Das Gesetz hat aber zur Voraussetzung seines Wirkens, daß es der Ausdruck des Rechtsgefühls ist, es steht zu diesem in demselben Verhältnis wie die Sprache zum Gedanken. Ohne die Rechtsüberzeugung als Quelle und Grund ist und bleibt es ein toter Buchstabe. Wer um eigenen Gewinns willen unmenschlich an anderen handelt, den muß das öffentliche Rechtsgefühl mit einem solchen Maße von Verachtung strafen, daß er unter seinen Mitbürgern nicht leben kann. In den ersten Zeiten der Republik hatten die Römer den Censor, einen Beamten, welcher absolute Macht hatte, jeden Verstoß gegen die Sitte mit Strafe zu belegen. Unserm modernen Leben fehlt in erster Linie das sittliche Gefühl.

Ich habe schon früher hervorgehoben, daß das Margarinegesetz ein Beweis von Sittenschwäche ist. Es schadet einem Kaufmann in der Achtung seiner Mitmenschen und Mitgewerbsgenossen nicht, wenn er eine Ware für etwas anderes ausgiebt und verkauft, als was sie wirklich ist. Wird er abgefaßt, so zahlt er seine Strafe, aber er bleibt mehr oder minder derselbe Mann. Auf der anderen Seite sind unsere Gesetze, wenn es sich um den Schutz des Eigentums handelt, drakonisch streng. Der Mensch, der, weil seine Familie sich in äußerster Not befindet, fremdes Eigentum angreift, wird rigoros bestraft, wer dagegen fremde Not gewissenlos ausbeutet, bleibt, wenn er nicht gerade Geld für Wucherzinsen ausgeliehen hat, in tausenden von Fällen straffrei. Ein Vertrag, welcher ein Vermögungsobjekt von über 150 Mark zum Gegenstande hat, ist ungiltig, wenn er nicht in schriftlicher Form abgeschlossen wird. Der Arbeitsvertrag, welcher über Wohl und Wehe einer ganzen Familie entscheidet, bleibt von der gesetzlichen Vorschrift unberührt.

Viel wichtiger als die materielle ist aber überall die ethische Seite der sozialen Frage. Darauf, ob ein Mensch ungesund wohnt, ungenügend ernährt, durch zu große Ausdehnung der Arbeitszeit überanstrengt wird, kommt es weit weniger an, so wichtig es auch immer ist, als darauf, daß er sittlich verkommt, nur daß allerdings zu allermeist die materiellen mit den sittlichen Notständen im engsten Causalzusammenhange stehen. Die halbwüchsigen Knaben und Mädchen, welche in unserer Zeit vom Lande in die Stadt und in die Fabrikdistrikte hineinströmen, finden dort verhältnismäßig guten Verdienst, sie können weit besser leben, als wenn sie später eine Familie zu ernähren haben; aber sie sind gänzlich aufsichtslos und unterliegen den Versuchungen und Verführungen ihres Alters derart, daß sie an den Folgen ihrer ausschweifenden Jugendjahre körperlich und geistig ihr ganzes Leben hindurch zu tragen haben.

Der Herr Staatssekretär hat vollständig recht, wenn er sagt, es läßt sich nicht alles reglementieren. Es ist ganz unmöglich 100000 Reglements zu schaffen und vor allem alle Paragraphen dieser Reglements durchzuführen, d. h. darauf zu achten, daß sie wirklich gehalten werden. Aber dennoch muß etwas geschehen, wenn unser Volksleben nicht gänzlich zerrüttet werden soll. Die Sozialdemokratie mit ihren Millionen von Anhängern, welche Gott, Königtum, Obrigkeit, Gesetz, Eigentum, Familie leugnen, muß uns, auch wenn wir uns nicht vor ihr fürchten, doch immer mahnend vor Augen stehen. Wir, die bürgerliche Gesellschaft, der die Sozialdemokratie so feindlich gegenübersteht, sind wenigstens heute noch im Besitz der Macht. Wir regieren den Staat, die Kirche, die Schule, Handel und Gewerbe; in unserer Hand liegt Gesetzgebung und Verwaltung, somit tragen wir auch die Verantwortung. Wir dürfen nie vergessen, daß, wenn breite Massen des Volks sich einer Partei wie der sozialdemokratischen zuwenden können, unser System, unsere staatliche Arbeit, oder welchen Namen wir sonst wählen wollen, nicht richtig sein kann, daß wir die bessernde Hand anlegen müssen, mit einem Wort, daß wir der Reform bedürfen.

Diese Reform muß im Ganzen in Angriff genommen werden. Man kann einen See nicht mit Eimern ausschöpfen und ebensowenig ein großes Feuer mit Eimern voll Wasser ausgießen. Will man den See trocken legen, so muß man das Wasser ableiten, und will man eines großen Brandes Herr werden, so muß man mittelst Dampfspritzen große Wassermassen in die Flammen schleudern. Zu alledem bedarf es aber einer einheitlichen planmäßigen Leitung. Um diese Gedanken zu erwägen, sind am 8. Dezember in Berlin die Vertreter von über 40 deutschen Centralvereinen auf dem Gebiet der Fürsorgethätigkeit und zwar auf Einladung der Centralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen unter dem Vorsitz des Staatssekretärs a. D. Herzog zusammengetreten. Es soll erstrebt werden, daß die Kongresse, Jahresversammlungen u. s. w. nicht planlos hier und dort, oft an den entgegengesetzten Enden des Reiches, so kurz aufeinanderfolgend anberaumt werden, daß die Teilnahme am einen, diejenige am anderen ausschließt; es soll ferner eine Centralauskunftsstelle eingerichtet werden, an die sich jeder Ortsverein wenden kann, wenn er zwischen einem seiner Pfleglinge und dessen in der Ferne wohnenden Familie die gelöste Verbindung wieder anknüpfen will und dazu der Mitwirkung und Beihilfe des am Heimatsort des Pfleglings befindlichen gleichartigen Vereins bedarf, ingleichen wenn er einen Pflegling, an dem er lange und nicht ohne Erfolg gearbeitet hat, der aber doch noch nicht fest auf seinen Füßen steht und in die Ferne verzieht, mit seiner Fürsorge an den neuen Wohnort folgen will. Es soll drittens aber auch in Erwägung gezogen werden, wie man die Forderungen, welche die Vereinsthätigkeit an Gesetzgebung und Verwaltung zu stellen hat, in ein ganzes zusammenfassen kann und endlich, wie sich die einzelnen Zweige der Fürsorgethätigkeit gegenseitig helfen und fördern können. Der soziale Körper ein Ganzes, die Heilung eines einzelnen kranken Gliedes, wenn andere Glieder krank bleiben, kein durchschlagender Erfolg. Die Wechselwirkung der Einzelkrankheiten der einzelnen Glieder aufeinander und auf den ganzen Körper ein wichtiges Moment für die Heilthätigkeit im ganzen wie im einzelnen und daraus folgend die Notwendigkeit, daß die Leiter der Einzelthätigkeit von Zeit zu Zeit beraten, wie sie sich gegenseitig und wie sie gemeinsam dem ganzen helfen können. Das sind die Grundgedanken, welche zu dieser Konferenz geführt haben, die periodisch wiederholt werden soll. Vorläufig ist um weitere Leitung und Vorbereitung der Sache der Vorstand der Centralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen ersucht und derselben ein Ausschuß von 3 Mitgliedern der Konferenz zugesellt worden.

23. Dezember 1897. C. von Massow.

Kolonialpolitik.

Der Monat Dezember hat allen Deutschen, denen die Größe und der Ruhm der Nation am Herzen liegen, neue Hoffnnngen und neuen Mut gegeben. Das Wort des Kaisers im alten Schlosse zu Kiel: „Reichsgewalt bedeutet Seegewalt und Seegewalt und Reichsgewalt bedingen sich gegenseitig so, daß die eine ohne die andere nicht bestehen kann“ — dieses Wort läßt keinen Zweifel darüber, daß der Träger der Reichsgewalt den festen Willen hat, die Seeinteressen des Reiches mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln thatkräftig zu vertreten, zu schützen und zu fördern. Aber nicht nur diese Geist und Leben sprühende Rede des Kaisers hat manchen treugesinnten Deutschen aufatmen lassen. Mit Freude und Genugthuung hat die mit Umsicht und Geschick durchgeführte Besetzung von Kiau-Tschu auf der Halbinsel Shantung alle die erfüllt, welche mit Sorge und Schmerz sahen, wie unser Ansehen im Auslande schrittweise verloren ging. Durch das Eingreifen in Ostasien hat auch der koloniale Gedanke Nahrung gefunden. Zwar würde es verfrüht sein, schon jetzt an die Besitznahme des Hafens von Kiau-Tschu Hoffnungen auf die Entstehung einer Kolonie auf der Halbinsel Shantung zu knüpfen oder zu erwarten, daß aus Kiau-Tschu selbst ein zweites Hongkong

wird und auf der Halbinsel binnen kurzem mit deutschem Kapital Eisenbahnen, Kanäle, Bergwerke u. s. w. entstehen — aber die That unserer Regierung hat doch gezeigt, daß ein frischerer Wind das Schiff unserer Politik treibt. Die Geschichte der letzten 8—10 Jahre hat uns bittere Lehren gegeben. Der Sansibarvertrag, die Wituangelegenheit u. s. w. mußten das Ausland in dem Glauben befestigen, daß es uns entweder an Willen oder an Macht fehle, unser gutes Recht zu wahren. Da hat denn die Besitznahme von Kiau-Tschu und im gewissen Grade auch die Rede des Kaisers in Kiel eine gute Wirkung gethan. Zwar sind von der englischen Presse vergeblich Anstrengungen gemacht, beides in's Lächerliche zu ziehen, aber selbst aus ihren Äußerungen, wie auch aus denen französischer und russischer Blätter geht hervor, daß man die Bedeutung des deutschen Vorgehens in Ostasien nicht verkennt und sich vor der Macht der Thatsachen beugt.

Auf solche kommt es aber allein in der großen Politik an und sie lassen sich nur vollbringen, wenn die erforderlichen Machtmittel vorhanden sind. Im Dezemberheft der Monatsschrift ist gezeigt, wieviel uns fehlt, um zur See kraftvoll auftreten zu können. Die Marinevorlage der Regierung fordert nur das, was unumgänglich notwendig ist, um uns, wie der Kaiser in Kiel sagte, in unseren überseeischen Aufgaben bethätigen zu können. Der Reichstag ist jetzt an der Reihe zu handeln und es muß sich zeigen, ob er das Interesse des Reiches wahren oder sich auf den Standpunkt der Negation stellen, ob er große nationale Fragen im nationalen Sinne oder geleitet durch Parteiinteressen entscheiden will. Die öffentliche Meinung spricht sich, wie es scheint, mehr und mehr für die Mehrung der Flotte aus. Die auf den 13. Januar nach Berlin von bedeutenden Vertretern des Handelsstandes u. s. w. zusammenberufene Versammlung wird hoffentlich keinen Zweifel darüber lassen, daß Handel, Industrie und Gewerbe auf den Schutz unserer überseeischen Interessen durch eine brauchbare Flotte Wert legen und die Regierung in bezug darauf unterstützen wollen. Auch die Glückwünsche der katholischen Erzbischöfe an den Prinzen Heinrich bei Gelegenheit seiner Abfahrt in Kiel mögen in diesem Sinne gedeutet werden. Möchten die deutsch gesinnten Zeitungen die Zeit bis zum Zusammentreten des Reichstages benutzen, um unaufhörlich darauf hinzuweisen, daß für unsere Weltmachtstellung und unseren Welthandel so ziemlich alles auf dem Spiel steht, wenn die für den Ausbau unserer Kriegsmarine erforderlichen Mittel nicht bewilligt werden.

Auch für unsere Kolonieen gilt das Wort, daß jede überseeische Unternehmung verfallen muß, wie einst die Macht der Hansa, wenn ihr der Schutz des Reiches fehlt. Nur langsam hat sich das Reich während der letzten 27 Jahre aus dem Zustande kontinentaler Eingeengtheit herausgearbeitet, selbst Rückschritte haben nicht gefehlt. Eine der wichtigsten, wenn nicht die wichtigste That dieser hinter uns liegenden Zeit war die unter Kaiser Wilhelm I. durch Fürst Bismarck erfolgte Erwerbung von Kolonieen — sie bedeutete einen Bruch mit der Anschauung, daß der Deutsche im Auslande nur dazu da sei, für andere Nationen zu schaffen und zu arbeiten. Nur schwer haben sich die anderen seefahrenden Völker, insbesondere England, in den Gedanken finden können, Deutschland als gleichberechtigten Nebenbuhler in den Ländern jenseits des Meeres zu sehen, die Akten unserer Kolonialabteilung wissen von der Gegnerschaft Englands zu erzählen. Noch bedenklicher aber als der Widerstand des Auslandes erwies sich der teils spießbürgerliche, teils vaterlandslose Geist einzelner Parteien des Reichstages; man forderte von den Kolonieen schon Erträge, ehe die eigentliche Nutzbarmachung begonnen hatte. Mit welcher Kleinlichkeit stritt und haderte man um Summen, die im Budget der anderen Welthandel treibenden Mächte bedeutungslos sind und der Diskussion in den Parlamenten Englands und Frankreichs überhaupt nicht wert erachtet werden. Noch heute balanciert der gesamte deutsche Kolonial-Etat in Einnahme und Ausgabe mit nur etwa 12 Millionen Mark, der ganze Reichszuschuß beläuft sich auf etwa 9 Millionen Mark. Gewiß würde es besser sein, wenn sich die Kolonieen selbst erhielten und ohne Unterstützung des Reiches fertig würden, aber kann man eine solche Leistung schon jetzt verlangen, wo noch alles in den Kolonieen im Werden ist und gewissermaßen erst die Grundsteine für den Ausbau gelegt werden?

Das hinter uns liegende Jahr 1897 ist ja der Entwickelung der deutschen Kolonieen und insbesondere der Förderung des kolonialen Interesses im ganzen günstig gewesen, wenn es auch an Rückschlägen nicht gefehlt hat. Zu letzteren ist das Auftreten der noch nicht ganz beseitigten Rinderpest in Südwestafrika und der Abschluß des Togo-Vertrags zu rechnen, der wenigstens in manchen kolonialen Kreisen nicht befriedigt hat. Indeß ebenso wie aus den durch die Rinderpest geschaffenen Verhältnissen für die Kolonie das Gute gekommen ist, daß das Reich die Erbauung einer Eisenbahn selbst in die Hand genommen und damit ein Werk begonnen hat, das von unberechenbarem Vorteil für ganz Südwestafrika werden muß — so mag auch der Togovertrag, insbesondere die Erwerbung des Monodreiecks zur schnelleren Erschließung des Togogebietes führen und Vorteile nach sich ziehen.

Der von der Regierung dem Reichstage vorgelegte Etat für die Schutzgebiete ist von dem des laufenden Jahres in manchen Einzelheiten verschieden. Togo bedarf auch für das kommende Jahr keinen Reichszuschuß, es erhält sich selbst. Ostafrika behauptet den „Ruhm“, auch fürderhin die größte Hülfe in Anspruch zu nehmen, nämlich 3805200 Mark, aber es ist doch ein, wenn auch schwaches Zeichen der Besserung, daß die Regierung glaubt, den Zuschuß des Reiches um eine halbe Million Mark gegen das laufende Jahr verringern zu dürfen. Es liegt das hauptsächlich daran, daß die Einnahmen, sowohl die aus Zöllen wie aus andern Abgaben, den Vorschlägen des Gouvernements entsprechend, höher angesetzt werden konnten und daß aus der direkten Besteuerung der Eingeborenen in Zukunft Einnahmen zu erwarten sind. Von Einzelheiten der Änderungen innerhalb der Verwaltung mag erwähnt werden, daß Förster angestellt werden sollen, um im Flußgebiet des Rufidschi eine geregelte Waldwirtschaft einzurichten. Interessant ist, daß in den Etat 72000 Mark, d. h. für jeden Monat 6000 Mark eingestellt sind, um den Betrieb der Usambarabahn sicherzustellen. Im Reichstage äußerte der Abgeordnete Fritzen (Zentrum) gewisse Bedenken wegen dieser Position und erklärte den Etat deshalb für prüfungsbedürftig. Hr. von Richthofen antwortete, bezüglich dieser Bahn seien die technischen Vorbereitunger für eine etwaige „Sanierung“ noch nicht genügend vorgeschritten, die Regierung könne deshalb mit einer definitiven Vorlage noch nicht kommen. Die Ostafrikanische Gesellschaft habe es abgelehnt, für die Unterhaltung des Baues weitere Mittel aufzubringen, die Regierung sei, um die Bahn nicht vollständig verfallen zu lassen, in die Bresche gesprungen und habe schon seit Juli 1897 monatlich 6000 Mark an die Bahngesellschaft gezahlt. Er hoffe, bis zum Zusammentreten der Budgetkommission, also im Laufe des Januar, in der Lage zu sein, über die Gestaltung des Unternehmens Vorschläge zu machen. Es wäre in der That ein Jammer, wenn die erste deutsche Eisenbahn auf afrikanischem Boden zu Grunde gehen sollte, weil es an Geld fehlt, um sie durch die Weiterführung bis Korogwe rentabel zu machen. Insofern kann man es der Regierung Dank wissen, daß sie geholfen hat. Aber man sollte doch meinen, daß die zahlreichen und mit bedeutendem Kapital in Usambara arbeitenden Pflanzergesellschaften etwas zur Erhaltung der Bahn, die doch hauptsächlich ihren Unternehmungen zu gute kommt, beitragen müßten. Hoffentlich gelingt es, die „Sanierung“ des verkrachten Bahnunternehmens schnell ins Werk zu setzen.

Über Südwest-Afrika bezw. den Etat dieses Schutzgebiets ergoß der Abgeordnete Richter die ganze Schale seines Zornes. Richtig ist, daß der Zuschuß des Reiches hier von etwa 3 Millionen Mark auf 4 1/2 Millionen erhöht worden ist, einmal um die Fortführung der Eisenbahn und des Telegraphen von Swakopmund nach Windhuk zu ermöglichen und dann mit dem Hafenbau in Swakopmund beginnen zu können; daneben kommen auch noch Beihilfen für Farmer in Betracht, welche durch die Rinderpest geschädigt sind, Gelder zur Hebung der Pferde- und Viehzucht u. dgl. mehr. Herr Richter, mit der ihm eignen besonderen Kenntnis des Landes, meinte zwar, was eine Eisenbahn in einem Lande solle, wo es weder Holz, Wasser und Mineralien gäbe? Die Hauptsache für ihn ist aber zweifellos der „offenbare Bruch des Etatsrechts“, dessen die Regierung sich seiner Ansicht nach schuldig gemacht haben soll, als sie den Bau der Bahn begann, ohne den

Reichstag zu befragen. Das hatte man nun freilich vorher schon in der „Freisinnigen Zeitung" gelesen und die Ausführungen Herrn Richters ließen das Haus denn auch ziemlich kalt. Ein Redner des Zentrums wünschte Aufklärung, ob der Eisenbahnbau wirklich keinen Aufschub zugelassen hätte und äußerte Zweifel über die Notwendigkeit von Hafenanlagen in Swakopmund; der Umschlag in einem solchen Küstenplatze müsse doch einigermaßen im Verhältnis zu den Kosten stehen. Ich glaube, daß die Ansichten beider Redner durchaus falsch sind. In einer Kolonie wie z. B. Kamerun wird man selbstverständlich noch keine Eisenbahn ins Innere bauen, weil die Pflanzungen und der Handel sich auf das Küstengebiet, wenigstens vorläufig, noch beschränken. In Südwestafrika ist aber an der Küste so gut wie nichts zu holen, wenn man von den Guanolagern absieht, während gerade das viele hundert Kilometer von der Küste entfernte Innere entwickelungsfähig ist und einer Eisenbahn bedarf. Die Eisenbahn erhält erst Wert, wenn die Ent- und Beladung der Seeschiffe in Swakopmund leicht von statten gehen kann und für diesen Zweck sind Hafenbauten notwendig. Eins bedingt das andere: baut man eine Eisenbahn, so muß auch der Anfangspunkt an der Küste mit guten Landungseinrichtungen ausgestattet werden. Mit dem Bau der Bahn ist seit Mitte Oktober begonnen; die erste Teilstrecke bis Nonidas ist schon eröffnet, im Frühjahr 1898 werden die ersten 80 km dem Betriebe (hoffentlich mit Lokomotiven) übergeben sein, und der Etat fordert eine weitere Million Mark, um die Bahn bis Otjimbingue zu führen (165 Kilometer von der Küste). Für die Herstellung eines Hafens in Swakopmund verlangt der Etat 250000 Mk. Die Form, in der die letztere Forderung ausgesprochen ist, läßt gewisse Zweifel zu. In den Erläuterungen ist nämlich gesagt, mit dieser Summe sollten spezielle Pläne ausgearbeitet und der Bau begonnen werden. Vermutlich wird man in der Budget-Kommission Auskunft verlangen, wie hoch die Gesamtkosten für den Hafenbau veranschlagt sind.

Von den Einzelheiten des Etats für Kamerun mag nur erwähnt werden, daß beabsichtigt ist, die bisher aus 200 farbigen Mannschaften bestehende Schutztruppe auf 300 Köpfe zu bringen, um den Gouverneur in den Stand zu setzen, die Schutzgewalt in angemessener Weise zum Ausdruck zu bringen und dadurch auch auf eine weitere Bethätigung des sich im Schutzgebiete regenden Unternehmungsgeistes hinzuwirken. „Kamerun berechtigt", so heißt es in den Erläuterungen zum Etat, „in seiner Weiterentwickelung als Plantagengebiet zu den besten Hoffnungen. Erfolge in dieser Hinsicht sind aber in erster Linie von der Gewährleistung eines durch Bedrohungen seitens unruhiger eingeborener Elemente ungestört bleibenden Betriebes abhängig." Ob diese hundert Mann viel helfen werden? Die geplante Verstärkung gehört jedenfalls zu den „kleinen Mitteln", mit denen nichts durchgreifendes erreicht wird.

Überblickt man den Kolonial-Etat im Ganzen, so ergiebt sich, daß er einzelne Ansätze zu einer thatkräftigeren Kolonialpolitik enthält. Wir finden diese namentlich in den Forderungen für die Eisenbahnen in Ost- und Südwestafrika, sowie in dem Plan, den Hafen in Swakopmund auszubauen. Dagegen vermißt man eine Position zur Verbesserung der Landungsverhältnisse in Togo, welche zur Zeit denkbar schlecht sind. Die Gegner der Kolonialpolitik werden voraussichtlich in der Kommission und im Plenum des Reichstages den Versuch machen, den Weiterbau der Usambarabahn bis Korogwe bezw. der südwestafrikanischen Bahn bis Otjimbingue zu hintertreiben; es ist aber zu hoffen, daß dieser Ansturm scheitert und Herr von Richthofen im Hause genügende Unterstützung findet, um als Sieger aus dem Kampfe hervorzugehen, dessen Vorpostengefecht er am 13. Dezember bei Gelegenheit der ersten Beratung des Etats mit Geschick und Erfolg geführt hat. Die Kolonialpolitik muß entweder energisch betrieben werden oder garnicht — ein Mittelding giebt es nicht, und es wird Sache der kolonialfreundlichen Parteien des Reichstages sein, diesen Standpunkt zu betonen.

Freilich gehört zur Durchführung einer klaren und thatkräftigen Politik auch die Einheitlichkeit und Kontinuität der Leitung, und von diesem Gesichtspunkte aus ist es zu bedauern, daß der zum Unterstaatssekretär ernannte Direktor der Kolonial-Abteilung, obwohl er letztere Stellung erst seit einem dreiviertel Jahr bekleidet, die

Leitung derselben voraussichtlich aufgeben wird, wenn auch bestimmte Mitteilungen hierüber noch nicht veröffentlicht sind. Zu seiner Unterstützung in der Leitung der Kolonialabteilung ist ihm der General-Konsul Schmidt-Leda beigegeben, dem koloniale Angelegenheiten insofern nicht ganz fremd sind, als er als Mitglied der internationalen Kommission in der zweiten Hälfte des 80er Jahrzehnts an Ort und Stelle bei der Festsetzung der Grenzen des Sultanats Sansibar mitgewirkt und zeitweise auch das deutsche Konsulat in Apia (Samoa) verwaltet hat. Ob man in ihm den zukünftigen Leiter der Kolonialabteilung zu sehen hat, muß abgewartet werden. Er steht seit 1879 im Dienste des Auswärtigen Amtes und gilt als hervorragend tüchtiger Beamter. Die Vertretung des Kolonial-Etats in der Budget-Kommission bezw. in den späteren Lesungen im Plenum des Reichstages wird jedenfalls noch Herrn von Richthofen zufallen. —

Auch im Jahre 1898 steht die Kolonialpolitik vor wichtigen Aufgaben. Die Besserung der Verkehrsmittel innerhalb der Schutzgebiete, die Feststellung, ob auch in Ost-Afrika, besonders in Uhehe, Landstrecken vorhanden sind, welche sich zur Besiedelung eignen, die Förderung der Pflanzer-Unternehmungen und sonstiger Versuche zur Ausnutzung der Bodenschätze 2c., die Besteuerung und Strafrechtspflege der Eingeborenen sind nur ein Teil dieser Aufgaben. Neben ihnen verlangen die Missionsgesellschaften Schutz und Freiheit der Bewegung, auch die Versorgung der evangelischen Deutschen mit Geistlichen, der Bau evangelischer Kirchen, zunächst in Dar-es-Salam, die Pflege des Schulwesens, die sittliche Hebung der Eingeborenen müssen in noch stärkerer Weise wie bisher in betracht gezogen werden. Wie bedeutungsvoll schließlich das Jahr 1898 für die Bestrebungen werden kann, welche sich auf die Verminderung der Branntweineinfuhr in West-Afrika richten, ist in diesen Berichten schon oft hervorgehoben, auch im Kolonialrat hat man gewiß die Gelegenheit der letzten Tagung nicht vorübergehen lassen, ohne auf diesen dunkelsten Punkt europäischer Politik Afrika gegenüber hinzuweisen. Die Ereignisse der letzten Wochen und Monate haben die Herzen aller, die an Deutschlands Kraft glauben und seine Größe wünschen, höher schlagen lassen. Möchten diese Hoffnungen nicht zu Schanden werden! Möchte auch im Jahre 1898 der Reichsadler seine Flügel kräftig schwingen und alles das festhalten, was er mit seinen Fängen gepackt hat. Möchten aber auch alle die, welche unter dem stolzen Wappenbilde des Reiches in den Kolonieen im Namen des Kaisers Gewalt und Recht üben sollen, nicht vergessen, was sie ihrer Stellung vor Gott und Menschen schuldig sind.

27. Dezember 1897. Ulrich von Hassell.

Kirche.

Wir müssen unseren Lesern noch einmal die unerquickliche Angelegenheit der Synode Gladenbach in Hessen-Nassau in Erinnerung bringen. Auf der in Wiesbaden am 3. Dezember 1897 abgehaltenen Bezirkssynode hat der Präsident des Konsistoriums eine darauf bezügliche Erklärung verlesen, welche uns zum Abdrucke zugesandt ist. Dieselbe lautet:

Geschehen Wiesbaden, den 3. Dezember 1897.

Usw. usw. usw.

Vor Eintritt in die Tagesordnung erbat sich der Herr Königliche Bevollmächtigte das Wort und verlas folgende Erklärung:

„Nach Beschluß des Königlichen Konsistoriums habe ich hier eine Erklärung abzugeben in einer Angelegenheit, die in letzter Zeit in den öffentlichen Blättern, in kirchlichen sowohl wie in den Tageszeitungen, vielfach erörtert worden ist und sich unter gänzlicher Verschiebung des Ausgangspunktes allmählich zu einer regelrechten Hetze gegen das Königliche Konsistorium ausgestaltet hat: ich meine den Beschluß der Gladenbacher Kreis-

synode vom Jahre 1896 wegen der Pfingstpürsche des Herrn Regierungspräsidenten und den darauf erteilten Bescheid der Kirchenbehörde. Obgleich manche der erschienenen Artikel direkte Beleidigungen des Königlichen Konsistoriums enthielten, ja einige sich sogar nicht scheuten, die Integrität von Mitgliedern dieser Behörde anzutasten, indem sie ihnen verwerfliche Motive für ihre Beschlußfassung unterlegten, hat das Königliche Konsistorium doch für richtig gehalten, zunächst auf diese Angriffe nicht zu antworten, sondern den bevorstehenden Zusammentritt der siebenten ordentlichen Bezirkssynode abzuwarten, hier die Sachlage öffentlich richtig zu stellen und danach seine weiteren Beschlüsse zu fassen. Ich muß deshalb auch die Bitte aussprechen, daß meine Erklärung, welche ich schriftlich überreichen werde, wörtlich dem Protokolle einverleibt wird.

Auf Antrag des Pfarrers Gros in Hartenrod hatte die Gladenbacher Kreissynode im Jahre 1896 mit Majorität folgende Resolution angenommen: „Die Kreissynode nimmt mit Bedauern davon Kenntnis, daß der höchste Beamte des Bezirks, Herr Regierungspräsident von Tepper-Laski, am ersten heiligen Pfingsttage dieses Jahres im Walde zwischen Battenfeld und Dodenau gejagt hat. Sie tadelt dies um so ernster, als vor 2 Jahren sowohl die Kreissynode Biedenkopf wie auch unsere Bezirkssynode ihre Mißbilligung über dieselbe Pfingstentheiligung des Herrn Regierungspräsidenten aussprechen mußten. Die Wiederholung desselben Ärgernisses müssen wir für eine bewußte Verachtung der öffentlich zum Ausdruck gekommenen religiösen Gefühle der Bevölkerung halten."

In dem darauf erlassenen Synodalbescheide vom 29. Dezember 1896 bemerkte das Königliche Konsistorium: „Zu dem von der Synode angenommenen Antrag des Pfarrers Gros erinnern wir, daß im dortigen Kreise die Ausübung der Jagd an Sonn- und Festtagen nicht durchaus untersagt ist, sondern nur Jagden mit Treibern vor beendigtem Nachmittagsgottesdienste. cf. Großherzl. Hessische landesherrliche Verordnung vom 2. April 1841 Art. 229. —

Hierdurch ist für uns diese Sache erledigt.

Im übrigen müssen wir es ernstlich tadeln, daß die Synode in einer über das Maß der sachlichen Kritik hinausgehenden ungehörigen Weise die Handlungen des ersten Beamten unseres Bezirks einer Beurteilung unterzogen hat."

Dieser Bescheid des Königlichen Konsistoriums ist nach seiner Verlesung auf der diesjährigen Gladenbacher Kreissynode ohne Mitteilung der zu seinem Verständnis erforderlichen Vorgänge in öffentliche Blätter, und zwar, soweit es hat festgestellt werden können, mit zuerst in die Naumann'sche „Zeit" gebracht worden und hat die Grundlage für alle späteren Angriffe gegen die Kirchenbehörde gebildet. Es ist ohne weiteres zuzugeben, daß der Wortlaut des Bescheides kein glücklicher ist; er hätte vorsichtiger gefaßt sein sollen und wäre sorgfältiger abgefaßt worden, wenn es hätte vorausgesetzt werden können, daß er in seiner Kürze und Nacktheit der öffentlichen Kritik unterbreitet werden würde, während er in Wirklichkeit doch nur für die mit allen Vorgängen vertraute Kreissynode bestimmt war. Wer nur den Bescheid liest, ohne die Thatsachen zu kennen, muß allerdings zu der Auffassung kommen: die Kirchenbehörde habe erklärt: Weil kein Polizeigesetz verletzt wurde, sei für sie die Sache erledigt, und ein solcher Standpunkt würde die schärfste Verurteilung verdienen, die darum aber noch immer nicht beleidigend zu sein brauchte. Um nun die richtige Meinung des Königlichen Konsistoriums darzulegen, bin ich leider gezwungen, für alle Diejenigen, welche mit den Vorgängen nicht vertraut sind, zunächst auf diese einzugehen.

Der Herr Regierungspräsident hatte während der beiden Pfingsttage des Jahres 1894 sich in den von allen menschlichen Wohnungen weit entfernten Forsthäusern Kleudelburg im Kirchspiel Dodenau und Elbrighausen im Kirchspiel Bromskirchen aufgehalten und in den zugehörigen Waldrevieren teils allein, teils in Begleitung des Landrats von Heimburg und der beiden Forstbeamten Pürschgänge unternommen. Diese Thatsache wurde auf der Biedenkopfer Kreissynode des Jahres 1894 als bedauerliche Störung der Sonntagsruhe zur Sprache gebracht; jedoch ist die Synode über den Antrag des Pfarrers Balzer, über das Vorkommnis ihr schmerzliches Bedauern auszusprechen, auf Antrag des Pfarrers Matthaeus mit großer Majorität zur Tagesordnung übergegangen.

Als im November 1894 die sechste ordentliche Bezirkssynode zusammengetreten war, wurde auch hier die Angelegenheit zur Sprache gebracht. Die Protokolle ergeben nur die Annahme eines Antrages (I 4 zu S. 14/15 pos. 15) der Berichts-Kommission, dessen bezügliche Stelle folgendermaßen lautet: „Gleichwohl soll nach Mitteilung von Synodalen aus den betreffenden Bezirken am Pfingstfeste d. Js. im Kreise Biedenkopf und am Buß- und Bettage im Dekanate Weilburg“ (hier von einem Jagdpächter aus Selters) „durch das Abhalten von Jagden großes Ärgernis gegeben worden sein. Die Kommission ist der Ansicht, daß die Bezirkssynode darüber nicht mit Stillschweigen weggehen kann, und beantragt: „Hochwürdige Synode wolle Königliches Konsistorium ersuchen, zu veranlassen, daß amtliche Ermittelungen über die fraglichen Vorkommnisse angestellt und eventuell Maßregeln zur Verhütung derartiger Sonntagsentheiligung getroffen werden.“

Hier ist zunächst festzustellen, daß die in dem von der Gladenbacher Kreissynode angenommenen Antrage Gros enthaltene Behauptung, daß die Kreissynode Biedenkopf wie auch die Bezirkssynode ihre Mißbilligung über die Pfingstjagd des Herrn Regierungspräsidenten ausgesprochen hätten, thatsächlich falsch ist.

Das Königliche Konsistorium nahm aus dem Antrage der Bezirkssynode Veranlassung, nähere Nachforschungen anzustellen, und wurde durch die Berichte der Pfarrer Balzer-Bromskirchen und Pfarrius-Dodenau, sowie des Dekans Schneider der berichtete Sachverhalt festgestellt. Hierauf richtete das Königliche Konsistorium unter dem 10. August 1895 folgendes Schreiben an den Bezirkssynodalvorstand:

Wiesbaden, den 10. August 1895.
C. No. 2086.

„Nach den gedruckten Verhandlungen der 6. ordentlichen Bezirkssynode soll am Pfingstfest v. J. im Kreise Biedenkopf und am Buß- und Bettage im Dekanat Weilburg durch Abhalten von Jagden großes Ärgerniß gegeben worden sein (a. a. O. S. 202) und hat die Bezirkssynode einen darauf bezüglichen Antrag ihrer Kommission zur Prüfung der Berichte des Synodalausschusses angenommen (a. a. O. S. 60). Dieser Antrag geht aber dahin, uns zu ersuchen, zu veranlassen, daß amtliche Ermittelungen über die fraglichen Vorkommnisse angestellt und eventl. Maßregeln zur Verhütung derartiger Sonntagsentheiligung getroffen würden.

Diesem Antrag entsprechend, haben wir der Sache dienstlich nachgeforscht und benachrichtigen hiermit Euer Hochwürden, daß die angegebenen Thatsachen allerdings bestätigt gefunden worden sind. Eine strafrechtliche Verfolgung derselben ist jedoch ausgeschlossen, da nach dem für den vormals Großherzoglich Hessischen Kreis Biedenkopf geltenden Polizeistrafgesetz vom 30. Oktober 1855 nur Jagden mit Treiben bis nach beendigtem Nachmittagsgottesdienst verboten sind und die für das Dekanat Weilburg maßgebende Jagdpolizeiverordnung für unsern übrigen Regierungsbezirk vom 12. Januar 1877 nur das Jagen während der in den betreffenden Kirchspielen üblichen Stunden des öffentlichen Gottesdienstes an Sonn- und Festtagen, sowie die Abhaltung von Treibjagden an diesen Tagen untersagt, und da nach den von uns eingezogenen Berichten anzunehmen ist, daß die qu. Jagden nicht in diesen verbotenen Stunden abgehalten worden und keine Treibjagden gewesen sind.

Aber wenn auch Jagden außerhalb der Stunden des sonn- und festtäglichen Gottesdienstes nicht untersagt sind, so werden solche doch immerhin den Gemeinden, in deren Bezirk sie gehalten werden, im Lichte einer Störung der Sonntagsruhe erscheinen und ihnen Ärgernis geben, weswegen auf Verhütung solcher Vorkommnisse möglichst hinzuwirken ist. Hierfür sind aber die erforderlichen Direktive in unserer Verfügung vom 21. Februar l. Js. C. No. 593 (Kirchl. Amtsbl. S. 14 betr. Sonntagsheiligung) schon mitgegeben, und weisen wir auf letztere in der Erwartung hin, daß unsre Geistlichen auch schon von sich aus eine entsprechende seelsorgerliche Einwirkung auf Jagdpächter und Jagdteilnehmer zur Einstellung aller Jagden an Sonn- und Festtagen zu dem, „was ihres Amtes ist“, rechnen und ihre Pflicht furchtlos thun werden. Sollte das jedoch irgendwo



versäumt werden, so würden wir es im Anzeigefall an der nötigen Remedur nicht fehlen lassen.

Zu einer generellen Verfügung nach der beregten Seite hin scheint uns zur Zeit ebensowenig ein Anlaß vorhanden zu sein, als zur Beantragung einer gesetzgeberischen Änderung des beanstandeten Punktes der bestehenden Jagdpolizeiverordnung bei der höheren Instanz.

Königliches Konsistorium.
(Unterschrift.)

An den Vorsitzenden der Bezirkssynode, Herrn Dekan Professor D. Maurer, Hochwürden in Herborn."

Aus diesem Schreiben ergiebt sich mit voller Klarheit der Standpunkt, den das Königliche Konsistorium zur Frage der Sonntagsjagd einnimmt, und den es auch heute noch festhält. Inzwischen hatte der Herr Regierungspräsident sich während der Pfingsttage 1895 wieder im Forsthause Kleudelburg aufgehalten und wiederholte diesen Besuch auch Pfingsten 1896, um nach seiner eigenen Angabe in dem an die Kreissynodalvorstände der Synoden Biedenkopf und Gladenbach gerichteten Schreiben vom 17. August 1897 auf der obengenannten, mitten im Walde fern von jeder anderen Wohnstätte belegenen Försterei einige Tage der Ruhe und Erholung von anstrengendem Dienst zu suchen und von dort aus täglich, zumeist während der Abendstunden, auf einsamen Waldpfaden, teils allein, teils von einem Förster begleitet, Pürschgänge zu unternehmen.

Dieses sind die Thatsachen, welche dem Beschluß der Gladenbacher Kreissynode vorausgegangen waren, und es wird nun zu verstehen sein, daß das Königliche Konsistorium mit den Worten „hierdurch ist für uns diese Sache erledigt", nur hat aussprechen wollen, daß es aus dem fraglichen Vorkommnis keine Veranlassung zu weiteren Schritten entnehmen könne, nachdem es bereits auf Grund des Antrages der Bezirkssynode sich einer eingehenden Prüfung der Sache unterzogen und entsprechenden Bescheid ertheilt hatte. — Die volle Bedeutung des Konsistorialbescheides kann aber erst dann verstanden werden, wenn der Beschluß der Kreissynode Gladenbach näher geprüft wird. Die Synode hat mit demselben in drei Punkten gefehlt:

Zunächst war die Kreissynode überhaupt nicht zuständig für die Behandlung des Antrages Gros, da die Jagd garnicht in ihrem Bezirke, sondern im Bezirke der Kreissynode Biedenkopf, immerhin noch einige Meilen von ihrer nördlichsten Grenze entfernt, ausgeübt worden war. Die Kreissynoden haben ihre Aufgaben zu sehen in der Erwägung und Beachtung der kirchlichen und sittlichen Zustände ihres Bezirks; wohin sollte das führen, wenn die Kreissynoden sich auch um die einzelnen Schäden, welche in anderen Kreissynodalbezirken hervortreten, bekümmern wollten.

Aber wenn nun auch die Kreissynode zur Behandlung der Angelegenheit zuständig gewesen wäre, so hätte sie zweitens ihren Tadel doch nicht gegen die einzelne Person richten dürfen. Die Synoden sind nicht dazu da, den Sünder zu strafen, sondern die Sünde; die Sorge um die einzelne Person ist dem Seelsorger zu überlassen. Es ist ja verständlich, daß die Synode einen gewissen Reiz darin sah, grade dem höchsten Beamten des Bezirks gegenüber von ihrer Überzeugungstreue und ihrem Glaubensmut Zeugnis abzulegen, und es ist wohl möglich, daß sich in der Majorität, welche den Antrag annahm, Stimmen befunden haben, die nur deshalb für den Antrag lauteten, damit ihnen nicht nachgesagt werden könne, daß sie aus Furcht vor der Person sich ablehnend verhalten hätten. Und doch hätte grade die hohe Stellung der Person die Synode doppelt vorsichtig machen sollen. Auch die Kirche hat in unserer jetzigen Zeit, die alle Autorität zu untergraben sucht, dringende Veranlassung, diesem Treiben entgegenzutreten. Und wo ist es denn bisher überhaupt vorgekommen, daß eine Synode einem der vielen Sonntagsjäger persönlich ihre Mißbilligung zu erkennen gegeben hat? Hätte die Gladenbacher Synode die Angelegenheit in der Weise behandelt, daß sie es als einen Schaden unserer Sonntagsordnung bezeichnet hätte, daß sie das Jagen am Sonntag nicht überhaupt ver-

biete; hätte sie dies durch einzelne Beispiele erläutert und einen Antrag auf Abänderung der Sonntagsordnung angenommen, so wäre nichts hiergegen einzuwenden gewesen und die Synode hätte innerhalb ihrer Zuständigkeit gehandelt.

Aber gesetzt auch den Fall, daß die Synode zuständig gewesen und daß es richtig, daß sie ihren Beschluß gegen die Person richtete, so hätte dies drittens doch niemals in beleidigender Form geschehen dürfen. Der Vorwurf der bewußten Verachtung der religiösen Gefühle der Bevölkerung enthält zweifellos eine Beleidigung und diese mußte als ungehörig bezeichnet werden. Auch dieses Wort haben einige Zeitungsschreiber nicht verstehen wollen, und die allgemeine evangelische lutherische Kirchenzeitung hat einen von vielen anderen Zeitungen nachgedruckten Artikel gebracht, in welchem das „ungehörig" darauf bezogen wird, daß der Tadel gegen den ersten Beamten des Bezirks gerichtet gewesen sei. Nur die Kreissynode selbst hat dieses Wort richtig verstanden, wie dies aus der in dem diesjährigen Synodalprotokoll enthaltenen Bemerkung des Herrn Vorsitzenden hervorgeht. Damit, daß das Königliche Konsistorium aber seinerseits der Kreissynode einen Tadel aussprach und den Beschluß nicht zur Kenntnis des Herrn Regierungspräsidenten brachte, hat es allen Mitgliedern der Synode, welche für den Antrag gestimmt hatten, einen Dienst erwiesen. Hätte es den Beschluß dem Herrn Regierungspräsidenten mitgeteilt, so würde dieser unzweifelhaft gegen die betreffenden Mitglieder der Kreissynode eine Beleidigungsklage angestrengt haben, die wohl mit Sicherheit zur Bestrafung derselben geführt hätte. Noch jetzt, nachdem der Herr Regierungspräsident durch die Zeitungen von dem Wortlaute des Beschlusses Kenntnis erhalten, hatte er die bestimmte Absicht, einen Strafantrag wegen Beleidigung zu stellen, und nur auf Bitten des Herrn Generalsuperintendenten D. Ernst und auf meine Bitten hat er davon Abstand genommen, nachdem ich versprochen hatte, diesen Umstand hier in der Bezirkssynode öffentlich mitzuteilen. Ich habe hiermit dieses Versprechen erfüllt.

Es ist sehr bedauerlich, daß die Kreissynode Gladenbach sich durch den Antrag des Pfarrers Gros zu einer so unüberlegten Beschlußfassung hat hinreißen lassen, und daß nicht vielmehr der Herr Vorsitzende den nicht auf der Tagesordnung stehenden und deshalb wohl überraschend wirkenden Antrag einfach als unzulässig zurückgewiesen hat. Es ist noch bedauerlicher, daß der Pfarrverein unseres Konsistorialbezirks auf den bloßen Vortrag desselben Pfarrers Gros hin, und ohne sich von der Vollständigkeit der vorgebrachten Thatsachen zu überzeugen und sie genauer zu prüfen, der Kreissynode Gladenbach für ihren Beschluß seinen Dank ausgesprochen und damit öffentlich gegen seine Kirchenbehörde Stellung genommen hat. Die Sache gewinnt schließlich ein noch anderes Aussehen, wenn die Naumann'sche „Hilfe" dem Pfarrer Gros in Nr. 45 des laufenden Jahrgangs bezeugt, „daß er mit den andern Nationalsozialen des Kreises Biedenkopf gegen die Wiederwahl des Regierungspräsidenten von Tepper-Laski zum Landtage thätig ist."

Nachdem auf diese Weise das Kgl. Konsistorium das Verfehlte und Mißverständliche seines Erlasses vom 29. Dez. 1896 selbst anerkannt hat und nachdem ich von dem Bescheide desselben d. d. 10. August 1895 Kenntnis erhalten habe, stehe ich nicht an, den Satz aus dem Oktoberheft dieser Zeitschrift von der in jenem Bescheide von 1896 liegenden Entwürdigung der evangelischen Kirche, sowie die darauf bezügliche Stelle im Novemberbericht („der würdelose Satz" pp.) hiermit ausdrücklich zurückzunehmen. Das Kgl. Konsistorium hat in demselben eine Beleidigung erblickt und sich dieserhalb mit der Schriftleitung bezw. dem Unterzeichneten in Verbindung gesetzt. Ich konstatiere deshalb, daß es mir fern gelegen hat, Persönlichkeiten anzugreifen und daß ich nur die Absicht hatte, zu einer in den Zeitungen viel besprochenen kirchlichen Angelegenheit Stellung zu nehmen. Daß ich dabei die Auffassung jenes Bescheides teilte, welche nach der Ausdrucksweise des Kgl. Konsistoriums selbst „die schärfste Verurteilung verdient", kann bei der Lage der Sache schwerlich Wunder nehmen. Es ist erfreulich, daß wir jetzt von dem Kgl. Konsistorium die richtige Auslegung hören, daß es nämlich aus dem Vorkommnis keine Veranlassung zu weiteren Schritten habe entnehmen können.



Im übrigen überlasse ich es den Lesern, zu der heute mitgeteilten Erklärung des Konsistoriums Stellung zu nehmen und kann meinerseits nicht leugnen, daß mir manches in dem Verfahren der Kgl. Behörde befremdlich erscheint. Mit Übergehung geringerer Punkte bemerke ich nur, daß es befremdlich ist, daß in dem Bescheide von 1896 auf den von 1895 in keiner Weise hingedeutet ist, wodurch jedes Mißverständnis der Worte „hierdurch ist für uns diese Sache erledigt" — ausgeschlossen gewesen sein würde. Das Befremdlichste aber ist das Verhalten des Konsistoriums gegenüber dem Herrn Regierungspräsidenten. Im November 1894 bittet die Bezirkssynode um amtliche Ermittelungen über den ersten Fall; im August 1895 teilt die Behörde das Ergebnis dieser Ermittelungen mit; der Regierungspräsident erfährt aber weder damals etwas von diesen seine Person betreffenden amtlichen Ermittelungen, noch in den ganzen folgenden Monaten, so daß er ahnungslos noch 1896 seine Pfingst-Pürschen wiederholt und erst — wie er in der von uns im Novemberheft abgedruckten Erklärung sagt — im Sommer 1896 von der ganzen Geschichte erfährt. Mir scheint, daß, um „auf Verhütung solcher Vorkommnisse möglichst hinzuwirken", die Mitteilung an den Herrn Regierungspräsidenten, daß sein Verhalten der Gesamtvertretung der Nassauischen Gemeinden, nämlich der Bezirkssynode anstößig gewesen sei, ein sehr einfaches Mittel gewesen sein würde. Doch ich verzichte auf weitere Klarstellungen und eingehendere Verhandlungen über diese Angelegenheit um so lieber, als sie sich ursprünglich nur auf einen kleinen Kreis bezog und nur für diesen alle betreffenden Erklärungen bestimmt waren, während sie in das weitere Gebiet der Öffentlichkeit gekommen sind durch Tendenzen, deren Verwerflichkeit bereits in unserem Novemberheft deutlich genug bezeichnet ist.

Nun bleibt heute freilich nicht der genügende Raum, um die alle Gemüter beschäftigenden Verhandlungen der preußischen Generalsynode hinreichend zu berichten und zu beleuchten. Anstatt die eingreifenden Vorlagen und Erklärungen, welche sie beschäftigt haben, hier in dürftiger Weise kurz abzuthun, spare ich lieber einen eingehenden Artikel für das Februarheft auf und bemerke heute über den allgemeinen Charakter dieser vierten ordentlichen Tagung nur folgendes:

Das erste, was man immer mit Dank gegen Gott bei der Betrachtung einer so großen Versammlung aus so verschiedenen Gegenden hervorheben muß, ist, daß wir in einer Zeit leben, in der das biblische Christentum wieder eine Macht geworden ist. Die überwältigende Majorität der zur Generalsynode versammelten Männer lebendige, überzeugte gläubige Christen — das war vor fünfzig Jahren anders. Freilich giebt es noch mancherlei theologische und kirchliche Richtungen. Und man hat nun der diesmaligen Generalsynode von rechts und links den Vorwurf gemacht, sie habe die Gegensätze verwischt, sei von falscher Friedensliebe und diplomatischem Kompromittieren beherrscht gewesen, was sich für eine kirchliche Versammlung nicht schicke. Allein bei den Verhandlungen über die sachlich wichtigen Vorlagen, die Evangelisation, das Vorbereitungs- und das Gehaltsgesetz, kamen die Ansichten in ihrer vollen Klarheit, auch mit allen dabei vorliegenden Differenzen, zum Ausdruck. Doch es giebt Leute, und zu ihnen gehören mit wenigen Ausnahmen die Zeitungsschreiber, denen es bei allen öffentlichen Dingen weniger auf ruhige Förderung sachlicher Zwecke als auf pikante Zwischenfälle, geharnischte Erklärungen und dergl. ankommt. So oft ich über Synoden zu berichten gehabt habe, habe ich hervorgehoben, daß sie keine Pastoralkonferenzen sind, sondern Organe der Kirchenleitung, welchen wesentlich praktische Aufgaben zufallen. Und solche sind diesmal in ganz hervorragendem Maße und, wie zu hoffen steht, in fruchtbringender Weise gelöst, wenn auch manches noch nicht erreicht ist, manches andere noch dunkel bleibt und der Erfahrung der Zukunft bedarf. Grundsätzliche Erklärungen über Fragen des christlichen und kirchlichen Lebens, welche die Zeit bewegen, liegen zwar keineswegs außerhalb der Aufgabe der Generalsynode, aber sie werden desto wirksamer sein, je sparsamer und je besonnener sie sind. Zu solchen Erklärungen lagen diesmal mehrere Veranlassungen vor. Die erste war die Canisius-Enzyklika des Papstes. Und ich dächte, daß eine würdigere und treffendere Antwort

darauf als die von der Generalsynode erteilte, nicht gewünscht werden kann. Die Mahnung an den Papst, endlich das Evangelium freizugeben, von der Gesamtvertretung des größten Kirchenkörpers des Landes, in dem zuerst aus Luthers Munde diese Mahnung an den Bischof von Rom erklang, war die beste Antwort auf die Schmähungen, die von Rom aus über diesen Luther und die Kirchen der Reformation ergangen sind.

Eine zweite Veranlassung boten die Klagen über das Duellwesen, welche in den letzten Jahren in verstärktem Maße in die Öffentlichkeit gedrungen waren. Mit der darauf bezüglichen Erklärung der Generalsynode ist man am wenigsten zufrieden. Die Frage ist aber eine so verwickelte, daß ich sie im nächsten Hefte ausführlich besprechen muß. Jetzt bemerke ich nur, daß es sich auch hier um eine doppelte Möglichkeit handelte: entweder die Duellfreunde (wie ich kurz diejenigen nennen will, welche in der gegenwärtigen Lage das Duell noch nicht ganz entbehren zu können meinen) möglichst zu ärgern und dazu könnte ja keine Erklärung „entschieden“ genug sein; oder auf diejenigen, von deren Entschlüssen eine Abstellung des Duellunfugs abhängig ist, möglichst einzuwirken; daß zu letzterem Zweck die mildere Form der Generalsynodalerklärung in besonderem Maße geeignet war, ist bei Sachkennern zweifellos. Wenn aber Stimmen laut geworden sind, daß die Erklärung der 14 Dissidenten (v. Maltzan u. Gen.) nicht unwidersprochen hätte bleiben dürfen, so kann ich es nur als ein Glück ansehen, daß es zu keiner öffentlichen Diskussion darüber gekommen ist, sodaß nicht all das völlig Unzureichende, womit ich in Berlin in Privatgesprächen jenen Standpunkt habe bestreiten hören, zu Tage gefördert worden ist. Ich nehme mit voller Überzeugung an dem Kampfe gegen das Duell teil, aber eben darum bin ich Gegner der in Berlin versammelten Duellgegner und behaupte, daß die Ansichten in den kirchlichen Kreisen darüber zumeist noch nicht reif sind; sie werden auch nicht reifen, wenn man sie an lärmenden Zeitungsartikeln bildet, anstatt an gründlicher Versenkung in die Sache.

Die dritte Gelegenheit boten die sozialen Erlasse des evangelischen Oberkirchenrats. Die Haltung der Synode in dieser Angelegenheit beklage auch ich schmerzlich. Allein die Beweggründe der Majorität, welche den zufällig meinen Namen tragenden Antrag verwarf, waren gespalten und z. T. ganz persönlicher Art. Wir dürfen den Mut nicht verlieren und dürfen weiter die Hoffnung hegen, daß die evangelische Landeskirche mit ihrem Zeugnis aus dem öffentlichen Leben nicht verdrängt werden wird, trotzdem eine geringe Majorität in ihrer Gesamtvertretung, unter momentan verwirrenden Einflüssen, den Eindruck hervorgebracht hat, als ob es künftig so kommen solle. Diese Einflüsse waren aber keine von außen kommenden — die Andeutungen im „Volk“ über eine „Ära Stumm“ für die Landeskirche verfehlen vollkommen das Ziel —, sondern sie gingen wesentlich von Stimmungen und Verstimmungen aus über Vorkommnisse in der Synode selbst. Wir hoffen, daß die Abstimmung vom 15. Dezember schon heute manchem leid ist, der mit zu dem Resultate beigetragen hat, und daß der Herr üble Folgen davon verhüten wolle.

Greifswald, 27. Dezember 1897. D. M. von Nathusius.

Aufruf.

Ein Hauptfehler, und zugleich eine der gefährlichsten Erscheinungen unserer Zeit, ist die Gleichgültigkeit, die entsetzliche Indolenz in allen denjenigen Dingen, welche nicht das eigene liebe „Ich“ unmittelbar berühren. Es fehlt uns so vielfach der nötige Ernst für die wichtigsten Dinge des öffentlichen Lebens. Ernste Gespräche hört man in der heutigen Gesellschaft nur sehr selten, und schlägt wirklich einmal einer diesen Ton an, so wird er entweder ausgelacht oder man geht mit einem dazwischen geworfenen schlechten Witze zur Tagesordnung über. Den meisten Menschen ist es überhaupt unbequem, über ernstere Fragen nachzudenken. Das „Nach uns die Sündflut“ ist die Losung.

Am größten aber ist die Gleichgültigkeit auf dem religiös-sittlichen Gebiete. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß bis jetzt noch nichts Ernstliches geschehen ist, um einer



Korruption Einhalt zu thun, welche sich in immer dreisterer Weise bei uns breit macht, ich meine die Korruption der Bühne — selbstredend mit gewissen Einschränkungen. Geschrieben ist ja freilich schon sehr viel über diesen faulen Punkt in unserem modernen Leben, und manche warnende Stimme ist laut geworden, aber was kümmert sich die Bühnenwelt um derartige patriotische Mahnungen? Es ist nicht besser, sondern von Jahr zu Jahr schlimmer geworden.

Man sucht sogar den Spieß umzudrehen, indem man dem verderbten Publikum die Schuld giebt, daß solche liederliche Stücke mit Vorliebe besucht. Dem Geschmack des Publikums müsse man Rechnung tragen, so sagt man. Nichts verkehrter als das! Wer hat denn diese Schundware seit etwa 20 Jahren aus Frankreich importiert, das Publikum oder die Herren Theater-Direktoren? Letztere sind jedenfalls die Hauptschuldigen, die Anstifter, sie haben den Geschmack des Publikums systematisch verdorben, und nun soll das Publikum an allem Schuld sein!

Nein, es giebt nur eine Möglichkeit, hier Wandel zu schaffen, das ist: strengere Zensur! Diese auf gesetzlichem Wege zu erlangen, ist der Zweck dieses Aufrufs.

Ich wende mich daher an das patriotische Gefühl aller Deutschen im ganzen Reiche, im besonderen an die alten Kriegskameraden aus dem letzten Feldzuge: Soll denn alles, was wir dort mit unserem Blute so mühsam erkämpft haben, wieder verloren gehen in der moralischen Versumpftheit, der wir zweifellos mit Riesenschritten entgegensteuern?

Was war es denn, das uns hauptsächlich zu unseren Siegen verholfen hat? Nächst der guten Führung war es die Tapferkeit und das Pflichtgefühl unserer Soldaten, und diese Tugenden entspringen wieder aus höheren sittlichen Eigenschaften, welche den Menschen erst zu einem wirklich guten Soldaten machen, und gerade hierin waren wir den Franzosen überlegen.

Was soll nun daraus werden, wenn unserer Jugend heute auf der Bühne ganz ernsthaft bewiesen wird, daß es überhaupt keine Ehre giebt oder kein Gewissen, keine Pietät gegen Eltern und Vaterhaus, oder daß es heute zum guten Ton gehört, wenn Männer ihre Frauen, Frauen ihre Männer betrügen, gute Freunde gegenseitig ihre Frauen verführen u. s. w. (siehe mehr oder weniger alle französischen Bühnen-Erzeugnisse und Romane älteren und neueren Datums)? Dazu kommen noch diese schamlosen Aufführungen der sogenannten Spezialitäten-Theater, die Ausstellung obscöner Bilder in den Schaufenstern, die Verbreitung billiger Kolportage-Schund-Romane, in denen alles, was uns bisher heilig war, heruntergerissen wird u. s. w. u. s. w. Durch dies alles wird seit Jahrzehnten systematisch an der Demoralisierung unserer Jugend gearbeitet und leider mit großem Erfolg, das ist unverkennbar.

Jeder denkende Mensch muß einsehen, daß es so nicht weiter gehen kann; denn sonst haben wir binnen kurzem dieselbe scheußliche Maitressenwirtschaft, wie wir sie in unseren Nachbarländern sehen, mit ihrem das ganze Volksleben verwüstenden Einfluß. Die Heiligkeit und das Glück der Ehe wird zerstört, das Familienleben, die Pietät gegen Eltern und Vaterhaus untergraben und mit ihr all die guten und edlen Eigenschaften, auf die wir Deutschen bisher so stolz waren. Das ganze Volk wird entnervt und verweichlicht und ist eines idealistischen Aufschwunges gar nicht mehr fähig. Wie wird es dann werden, wenn der Feind vor unseren Thoren steht?!

Und damit wende ich mich auch an den Patriotismus der deutschen Frauen und Mütter, in deren Händen die erste Erziehung unserer Jugend ruht, die ihre Kleinen zuerst beten lehren und ihnen das erste Gefühl der Keuschheit, der Treue, der Vaterlandsliebe in ihre junge Seele hauchen, um sie gegen die späteren Stürme des Lebens zu schützen. Die Chancen hierfür werden aber immer geringer werden, wenn es nicht gelingt, allen gewissenlosen Sittenverderbern das Handwerk zu legen. Aber rasch und gründlich muß dies geschehen, und zwar nicht durch Reden und Klagen, sondern durch eine Petition an die Kaiserin, die naturgemäße Beschützerin der deutschen Frauenehre und der guten deutschen Sitte.

Ich fordere daher hiermit alle Gleichgesinnten aus allen Ständen auf, ihre Zustimmung mit deutlicher Namensunterschrift an meine Adresse: Hannover, Marienstraße 14,

einzusenden, mit der Erlaubniß, von ihrer Unterschrift für die Petition Gebrauch machen zu dürfen.

Alle patriotisch gesinnten Blätter, die es ernst mit dieser hochwichtigen Sache meinen, werden gebeten, diesen Aufruf in ihre Spalten aufzunehmen.

Wie wir vernehmen, wird die vorstehend erwähnte Petition im Laufe des Januar an S. M. den Kaiser gesendet und J. M. der Kaiserin eine Abschrift vorgelegt werden.

Rittmeister v. Alten-Goltern.

Dem 2. **Bericht** über die Thätigkeit des **Deutschen Hilfsbundes für Armenien** (Komitee Frankfurt a. M.) 1. April — 1. Oktober 1897 entnehmen wir:

Ein Wort an unsere Freunde!

„In der letzten Vorstandssitzung des deutschen Hilfsbundes (Zentrale Frankfurt a. M.), die am 22. Oktober in Barmen stattfand, wurde es nochmals zum Ausdruck gebracht, daß wir von der ferneren Unterstützung der Hungernden und Obdachlosen, denen bisher der größere Teil der uns zugeflossenen Liebesgaben zu gute kam, im allgemeinen unsererseits absehen und fortan uns ausschließlich der Fürsorge für die Waisenkinder widmen wollen. Unsere Unterstützung der Notleidenden wird fortan darin bestehen, daß wir ihnen Arbeit zu verschaffen suchen, indem wir die von ihnen angefertigten Stickereien 2c. in Deutschland verkaufen. Es werden also alle Freunde unseres Werkes gebeten, uns Gaben für den bestimmten Zweck zukommen zu lassen, daß wir die von uns begründeten Waisenhäuser unterhalten und erweitern, wenn irgend möglich noch weitere einrichten können. Wir haben nun ein Waisenhaus in Bebek am Bosporus, und zwei in Charput-Mesereh am Euphrat. Es ist als ob die Namen dieser Orte schon eine gute Vorbedeutung seien; Bebek bedeutet „Kindlein", Mesereh „Erntefeld". Außer diesen 3 Waisenhäusern sind noch 2 Waisenhäuser von uns übernommen, die von der amerikanischen Mission eingerichtet sind, je eins in Wan und eins in Marasch. Die Fürsorge für das Waisenhaus in Wan hat der elsässische Zweigverein, das in Marasch der nassauische Zweigverein übernommen, während das rheinische Komitee sein Interesse besonders Bebek, das westfälische Mesereh zugewandt hat.

Die Zahl der Kinder in diesen Häusern ist folgende:

in Bebek	90
„ Charput-Mesereh	202
„ Wan	50
„ Marasch	50
zusammen	392

Es werden aber demnächst in Mesereh noch 50, in Bebek noch 12 aufgenommen, so daß dann die Zahl 454 beträgt. Eine kleine Zahl, wenn wir an die tausende denken, die noch unversorgt sind, wir wollen daher noch an einem anderen Platz Einrichtungen zur Aufnahme einer weiteren Anzahl treffen und vertrauen, daß uns die Mittel dazu zufließen werden. Es sind bisher für 215 Kinder Pflegeeltern gefunden, außerdem hat das westfälische Komitee (Pastor Siebold in Bethel) 65 Kinder übernommen und die Vereine in Nassau und Elsaß, wie schon gesagt, je 50. Aber wir bitten dringend die Leser dieses Berichtes, durch Uebernahme eines jährlichen Pflegegeldes von 150 Mk. uns die Aufnahme weiterer Kinder zu ermöglichen....

Es kommt uns nicht nur darauf an, die Waisenkinder notdürftig unterzubringen, sondern ihnen auch, soweit es möglich ist, eine liebevolle Pflege und gründliche Erziehung zu teil werden zu lassen, damit die in den Waisenhäusern erzogenen Kinder zur inneren, sittlich-religiösen Erneuerung des armenischen Volkes mithelfen können. Daher haben wir Lehrer und Lehrerinnen in Deutschland geworben, die die Leitung und den Unterricht in den Waisenhäusern haben. So sind von uns bereits 10 Helfer und Helfe-



rinnen ausgesandt, außer Herrn Dr. med. Haerle und Herrn Max Zimmer, die nur in dem Unterstützungswerk bisher thätig waren. Neben ihnen arbeiten eine Anzahl armenischer Lehrer und Lehrerinnen, sodaß in den Waisenhäusern Bebek und Mesereh im Ganzen 40 Angestellte sind.

Herr Max Zimmer sagte bei seiner Rückkehr aus Charput:

„Durch unsere Fürsorge für die Waisen wird nicht allein direkt für diese Kinder gesorgt, sondern auch den einzelnen Ortschaften, in denen die Kinder herumbettelten, eine große Last abgenommen. Diese Waisen schliefen meist, wo sie irgend einen Unterschlupf fanden, und bettelten von Haus zu Haus. Ich fand z. B. einen 13jährigen Jungen, der mit einem 10jährigen Mädchen eine „Heirat" eingegangen war; er hatte nämlich noch zwei ganz kleine Geschwister, für die er sorgen mußte, da die Eltern tot waren; nun mußte das 10jährige Mädchen für diese kleinen Kinder sorgen, und er suchte unterdes etwas zusammenzubetteln. Die Arbeit an den Waisenkindern ist die dankbarste und schönste. Das Schwere, das die Kinder durchgemacht haben, macht sie außerordentlich empfänglich für Liebe. Sie sind sehr anschmiegend. Aber das erste Erfordernis für alle, die an den Waisenhäusern mithelfen wollen, ist, daß sie ein Herz voll Liebe haben. Wir wollen den Kindern keine hohe Bildung geben, wie sie solche vielfach in den Schulen der Amerikaner erhalten; was vor allem fehlt, sind tüchtige Handwerker. So haben wir in Mesereh für die älteren Knaben Werkstätten eingerichtet, in denen sie Schuhmacherei, Schreinerei, Schneiderei erlernen."

Alle diejenigen, welchen das Hilfswerk für Armenien am Herzen liegt, finden wichtige und interessante Mitteilungen über die einzelnen Waisenhäuser, ihre Kosten, die aufgenommenen Kinder, die Lehrer, Helfer und Helferinnen in dem oben erwähnten zweiten Bericht, welcher durch den Sekretär, Herrn J. Lohmann, Pastor zu Schildesche in Westf., zu beziehen ist. (Preis 25 Pfg.)

Herr Otto Ammon, Verfasser des im Dezemberheft 1897, S. 1330 besprochenen Werkes „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen" sendet uns nachstehende Mitteilung:

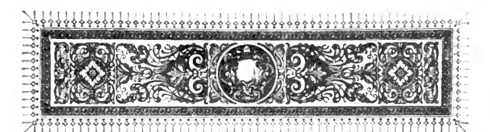
„Ihr Herr Kritiker wundert sich mit vollem Recht darüber, daß ich die Philosophie als „Entstehungsgeschichte des menschlichen Geistes" bezeichnet haben soll. Ich habe mich selbst über diesen Unsinn erstaunt, von dem ich nicht begreifen konnte, wie er in das Buch kam. Es ist natürlich ein Druckfehler und soll „Entwickelungsgeschichte" heißen, nämlich „Entwickelungsgeschichte des menschlichen Geistes und seiner naturwissenschaftlichen und metaphysischen Vorstellungen." In der ersten Auflage heißt es ganz richtig: „Entwickelungsgeschichte." Obwohl die zweite Auflage von dem Druck der ersten abgesetzt wurde und nur wenig Änderungen stattfanden — an dieser Stelle keine — so ist doch dieser Satzfehler unterlaufen, der bei der Korrektur nicht bemerkt wurde.

Ich wäre Ihnen dankbar, wenn Sie in einer kurzen Notiz von dieser Mitteilung Gebrauch machen wollten. Für Druckfehler kann kein Verfasser haftbar sein.

Mit vorzüglicher Hochachtung ganz ergebenster

Otto Ammon."





Neue Schriften.

1. Politik.

— **Unternehmergewinn und Arbeitslohn.** Rede gehalten in Bochum auf der Versammlung des Gewerkvereins christlicher Bergarbeiter für den Oberbergamtsbezirk Dortmund von Dr. Adolph Wagner, o. Professor an der Universität Berlin. (Göttingen. 1897. Vandenhoeck u. Ruprecht.) 19 S. Pr. Mk. 0,40.

— **Die Stellung der Studenten zu den sozialpolitischen Aufgaben der Zeit.** Vortrag gehalten am 15. Januar 1897 zur Eröffnung der Thätigkeit des sozialwissenschaftlichen Vereins von Studierenden an der Universität München, von Dr. Lujo Brentano, Professor an der Universität München. (München 1897. C. H. Beck.) 23 S. 40 Pf.

— **Neue Beiträge zur nationalen Wohnungsreform** von Alb. Schäffle und Paul Lechler. 2. Aufl. (Berlin. E. Hofmann & Co.) IV u. 62 S. 75 Pf. (in Partieen billiger).

Wir haben diese Meinungsäußerungen dreier hervorragender Nationalökonomen zusammengestellt, nicht weil sie denselben Gegenstand behandeln, sondern weil sie jede für sich und alle drei zusammen geeignet sind, ein richtiges Bild von den viel geschmähten, aber leider noch viel zu wenig beherzigten Gedanken der „Kathedersozialisten" zu geben. Zu den gefährlichen Vertretern dieser Schule werden sowohl Wagner als Brentano und Schäffle gerechnet, aber wie verschieden sind sie untereinander, und wie maßvoll sind sie in ihren Behauptungen, wie eindringend sind ihre Untersuchungen, wie wohl erwogen ihre Vorschläge. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß wenige Männer Zeit und Lust haben, ausführliche sozialpolitische Werke zu studieren: möchten viele wenigstens diese Brochüren zur Hand nehmen und sich durch den Augenschein von den Thatsachen überzeugen, z. B. wie grundlos die fanatische Hetze gewesen ist, die seinerzeit die freikonservative und nationalliberale Presse gegen Wagner wegen seiner Bochumer Rede veranstaltet hat. Brentano bespricht in geistreicher und treffender Darstellung den Grund, weshalb sich die heutige Jugend vom „alten Liberalismus" abwendet als von einer den Aufgaben der Zeit nicht gewachsenen Weltanschauung, und stellt dieser Jugend für ihre Studien und später für ihre praktische Arbeit das Ziel, die wahren Interessen des Ganzen in den sich widersprechenden Sonderinteressen zu erkennen und zu vertreten. Die Schrift von A. Schäffle und P. Lechler ist eine eingehende und umsichtige Antikritik, eine Antwort auf die zahlreichen Besprechungen ihrer früheren Schrift „Nationale Wohnungsreform." Ihr großangelegter Plan einer allgemeinen Wohnungsreform durch eine Pfandbriefanstalt, Baugenossenschaften und Baukommissionen auf dem Boden der bestehenden Staats- und Gesellschaftsordnung steht wenigstens auf der Tagesordnung, wenn seine Annahme auch nicht über Nacht zu erwarten ist. Die Schrift eignet sich zu gemeinsamer Lesung und Besprechung in Vereinen, Kränzchen, Klubs u. s. w., die sozialpolitische Interessen pflegen. Wi.

— **Die Interessenkämpfe der Industrie, des Handels, der Landwirtschaft, der Klein-, Mittel- und Großstädte.** Wirtschaftsgeschichtliche Studien und Betrachtungen von Dr. Karl Walcker, Privatdozenten der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig u. s. w. (Zittau, Pahl'sche Buchhandlung (A. Haase.) 1897. VI u. 117 S.

Keine Darstellung der „Interessenkämpfe", sondern eine Materialiensammlung zu einer solchen. Geschichtliches und anekdotisches Material, Urteile über Zeitfragen und über Bücher, Notizen über ihre Verfasser, über Vereine, Gesetze, Theorieen, universa et quaedam alia! Für Goldwährung und gegen die „großen" agrarischen Mittel, für Abänderung des Reichstagswahlrechts und gegen den Antisemitismus, immer aber für den Kapitalismus. Neben zweckmäßigen Reformen, wie der in

Baden bewährten Verlegung der Fabriken in ländliche Bezirke, Anlegung von Kleinbahnen und Tarifherabsetzung im Interesse der Landwirtschaft laufen Vorschläge her, wie Anwendung der Künstlerparagraphen der Wehrordnung auf besonders tüchtige ländliche Arbeiter. Die Darstellung ist in unerquicklicher Weise ungleich, bald aphoristisch wie in einem Leitfaden für Vorlesungen, bald breit und ausführlich über Kleinigkeiten. Häufig sind Anekdoten, Zeitungsnachrichten und derlei eingeflochten, die nicht beweisen, was sie beweisen sollen, und überhaupt gar nichts beweisen. Über die Polenfrage sagt der Verfasser, ein Deutscher dürfe darin keine „schwächliche, unpatriotische Haltung“ einnehmen, „aber eine unnütze, die Germanisierungsarbeit erschwerende Schroffheit wäre auch vom Übel.“ Dann folgen einige Anekdoten, die nicht gehauen und nicht gestochen sind. Weiter heißt es: „Auch das Verbot der polnischen Sprache in der Kirche und Schule (!) wie im Geschäftsverkehr (!!) ist von Alldeutschen und anderen mit Recht empfohlen worden.“ Endlich sagt der Verf.: „Die preußischen und österreichischen Polen werden allmählich vom Zauber der deutschen Kulturüberlegenheit angezogen, germanisiert werden.“ Es ist schwer, einen solchen Gallimathias ernst zu nehmen, aber das muß man doch wohl gegenüber einem Verfasser zahlreicher dickleibiger wissenschaftlicher Werke. Wir verstehen die Veröffentlichung dieser Schrift nicht. Wi.

— Eine Wanderfahrt durch die deutschen Ansiedelungsgebiete in Posen und Westpreußen, von Heinrich Sohnrey. Mit Photographieen, Bauplänen und Karten. (Berlin. Th. Schoenfeldt. 1897.) VIII u. 208 S. Pr. Mk. 3,—.

Ein Augenzeuge und keineswegs ein voreingenommener berichtet uns hier in der günstigsten Weise über das viel angefeindete, nationalpolitisch und sozialpolitisch hoch bedeutsame Werk der Ansiedelungskommission. Sohnrey ist, wie er selbst sagt, als „Pessimist“ in das Ansiedelungsgebiet gegangen, sucht auch in keiner Weise die anfangs gemachten Fehler, die vorhandenen Mängel und Mißstände zu verschleiern, ist aber „als Optimist — trotz diesem und jenem — wieder herausgekommen.“ Seine Darstellung ruht auf eigener Anschauung und Erkundigung bei den Ansiedlern und auf amtlichem Material. Er beschreibt zuerst die Aufgaben, die Organisation und das Verfahren der Ansiedelungskommission, die Rentenguts- und Pachtverträge; dann den Hausbau, insbesondere die volkstümlichen Bauweisen, in denen sich, wenn man sie frei schalten läßt, der Stammescharakter der Ansiedler in einer erfreulichen Lebendigkeit ausprägt. Pläne und Bilder veranschaulichen den Text. Die Dorfanlage, Kirche und Schule, Gemeindeverfassung werden besprochen und dann folgen die Abschnitte, in denen sich Sohnrey auf seinem eigensten Gebiet bewegt, und die den ganzen Reiz seiner schriftstellerischen Kunst zeigen! Herkunft und Charakteristik der Ansiedler, die wirtschaftliche Entwicklung der Ansiedelungen und ihre nationalpolitische Bedeutung. Köstliche Genrebildchen, wie die Schilderung einer badischen Ansiedlerfamilie, wechseln mit charakteristischen Einzelzügen in reicher Fülle. Die ganze „Rübenbauerprotzigkeit“ der Magdeburger Börde spricht sich in dem Worte jenes „schweren“ Sachsen aus, der dem Ortsgeistlichen antwortete: „Eh, von der Kirche halte ich nicht viel; wenn nur die Rüben gut wachsen.“ (Das erinnert an Schall's geflügeltes Wort von der Rübe auf dem Kirchturm statt des Kreuzes!) Aber auch der ansprechenden kernigen Bauerngestalten finden sich eine ganze Reihe und der Leser scheidet mit dem Eindruck, daß hier ein Jungdeutschland erblüht, das die gebrachten und auch zu bringenden Opfer reich zu belohnen verspricht. Das „evangelische Priesterseminar“ (S. 104) ist wohl nur ein lapsus calami. Wi.

2. Kirche.

— Theologische Rundschau. Herausgegeben von Lic. W. Bousset, Professor in Göttingen. I. Jahrgang. Erstes Heft. Freiburg i. B. Leipzig und Tübingen. Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck.) 1897. S. 46. Preis Mk. 6,— für 12 Hefte.

Die neue Zeitschrift hat sich die Aufgabe gestellt, „die große Kluft, die sich allmählich zwischen der theologischen Wissenschaft und dem praktischen Amt aufgethan hat, soweit als möglich zu überbrücken.“ „Weder das Theologische Litteraturblatt, noch die Theologische Litteraturzeitung, noch auch der Theologische Jahresbericht können dem hier vorliegenden Bedürfnis genügen.“ Um ihr Ziel der Verständigung zu erreichen, bringt die Theologische Rundschau an ihrer Spitze einen Artikel über den gegenwärtigen Stand der neutestamentlichen Einleitungswissenschaft. Er macht den Eindruck, daß die „Kritik“ auf der ganzen Linie in einem gewissen Rückzug begriffen sei. „Man hat mehr und mehr erkannt, daß die Tradition der Kirche über das Neue Testament jedenfalls nicht den Charakter tendenziöser Fälschung trägt, daß sie im Großen und Ganzen zuverlässig ist.“ Das hat nun bekanntlich Harnack bereits ausgesprochen. Der übrige Inhalt sowohl wie die Mehrzahl der Mitarbeiter weisen auch darauf hin, daß die neue Zeitschrift den Harnackschen Kreisen nahe steht. Zur Ausbreitung der Ideen dieser Kreise giebt es bereits der Organe übergenug, so daß von einer Lücke, welche noch auszufüllen wäre, kaum die Rede sein kann. Vielleicht hat aber das Buch Gustav Ecke's: „Die theologische Schule Albrecht Ritschls“ zu dem Versuche eingeladen, durch eine Zeitschrift, welche durch Berücksichtigung der kirchlichen Bedürfnisse mit den positiven Kreisen Fühlung zu finden sucht, der modernen Theologie weitere Kreise günstig zu stimmen.

Was in der evangelischen Kirche Deutschlands not thäte, wäre eine Kirchenzeitung im großen Stil, die wöchentlich über alle Erscheinungen des kirchlichen Lebens im In- und Auslande orientierte. Auch die am meisten verbreiteten deutschen Kirchenzeitungen besitzen weder die Mittel, diesem Bedürfnisse zu genügen und sich im In- wie Auslande einen Stab tüchtiger Mitarbeiter zu halten, welche die wichtigen Vorgänge innerhalb der Kirche übersichtlich und sachkundig zur Darstellung brächten, noch stehen sie im Dienste der ganzen Kirche, da sie bestimmte Richtungen fördern wollen. Wenn man die Reichhaltigkeit einiger amerikanischer und englischer Kirchenzeitungen betrachtet, kann man

wohl zu der Frage kommen, warum sich in Deutschland nicht die Mittel zu einer kirchlichen Wochenschrift großen Stils finden. Hoffen wir, daß der Herr den rechten Mann sende, welcher die Zersplitterung der kirchlichen Kräfte beseitige und in diesem Punkte die Bäche kirchlichen Lebens in ein einheitliches Bett leite. s.

— John Bunyans Reise eines Christen nach der seligen Ewigkeit. (Basel. Jäger & Kober. C. F. Spittlers Nachf. 1897.) 224 S. kl. 8°.

Bunyans „Reise eines Christen nach der seligen Ewigkeit" ist eines der verbreitetsten Andachtsbücher der evangelischen Christenheit. Es wird von solchen Seelen, welche unter dem Drucke schwerer geistlicher Anfechtungen der Stärkung und des Trostes bedürfen, immer wieder mit Segen gebraucht werden. Ist doch sein Inhalt dem Kampfe um die Seligkeit entnommen, welchen der fromme Kesselflicker von Bedford neben seinem äußeren elenden Leben mit den geistlichen Feinden führte. Nicht was er ersonnen, sondern was er geschaut hat — manches, wie z. B. der Traum, welchen der Mann im Hause des Auslegers erzählt, ist Bunyan selbst im Traume gegeben worden — hat er in der Zeit seines zwölfjährigen schweren Kerkers seinem Buche einverleibt. Selbstverständlich bedarf es zum Verständnis eines solchen Buches einer ausführlichen Darstellung des inneren Entwicklungsganges des Verfassers. Dieselbe wird auch in der vorliegenden Übersetzung von Bunyans Reise eines Christen in der vorangestellten Selbstbiographie Bunyans (aus J. A. Kanne's: „Leben und aus dem Leben merkwürdiger und erweckter Christen) gegeben. Was hier geboten wird, ist jeder erweckten Seele nützlich. Es führt in die Tiefe der evangelischen Erfahrung von der sündentilgenden Macht des Glaubens an Christi Verdienst. Die Formen sind verschieden, aber das wesentliche, wie es unser Luther erfahren hat, bleibt auch bei dem Bedforder Kesselflicker und gewaltigen Volksprediger. Auch was er erzählt von den Verirrungen, in welche er gezogen werden sollte und in welche andere fromme Männer seiner Zeit gerieten (darunter auch der arme Mann, der ihm zuerst von der hl. Schrift und dem Dienste Gottes so verlockend gesprochen und zur Änderung seines Lebens gebracht hatte), ist lehrhaft. Der Name, unter welchem die Bücher erschienen, welche die Lehre ausbreiteten, daß die Vollkommenen thun dürften, was sie wollten, ohne mit etwas zu sündigen, hätte freilich Erklärung bedurft. Sie werden auch in der deutschen Selbstbiographie, Bücher von Rantern, genannt. Man könnte an Schriften aus dem Kreise der auch Ranters, d. i. Schreier genannten Primitiv-Methodisten denken, wenn diese Sekte nicht erst 1810 entstanden und Bunyan nicht schon 1688 gestorben wäre. Die äußeren Lebensverhältnisse Bunyans hätten eine eingehendere Darstellung gefordert, als sie seine für ganz andere Leser entstandene Selbstbiographie bietet. Wir hören nichts, als daß bei seiner Verheiratung sie nur 2 Löffel und eine Schüssel besaßen und daß er 12 Jahre im Kerker saß. Das Leben eines Kesselflickers zu Cromwells Zeit, der sich aus tiefer Armut und Verkommenheit kraft seiner geistlichen Erweckung zu einem bedeutenden Prediger und Schriftsteller hervorarbeitet, verdient einmal eine eingehende Biographie. In England selbst hat kein geringerer als Thomas Babington Macaulay, der berühmte Geschichtschreiber, auf Bunyan's eigentümliche und hervorragende Bedeutung aufmerksam gemacht, und er ist seitdem (1830) in wachsendem Maße zu einer populären Persönlichkeit geworden. Auch in Deutschland, woselbst die erste deutsche Übersetzung schon 1685, also noch bei seinen Lebenszeiten erschien, verdient er eine gut geschriebene Biographie auf Grund der kirchlichen und politischen Zeitverhältnisse. Der erbauliche und erweckliche Wert seines Werkes ist natürlich auch ohne dies groß. F.

— Gustav Benz. Die christliche Bruderliebe. Ein Vortrag. (Basel. Jäger & Kober. C. F. Spittler's Nachfolger.) 1897. 22 S. kl. 8°.

Es ist ein schöner Vortrag, der uns evangel. Christen dazu anleiten will, die Kirche nicht nur als einen Omnibus zu betrachten, in den man jeden Sonntag einmal steigt, sich neben den und jenen setzt, wie's gerade kommt, ein Stündchen mitfährt und dann wieder aussteigt und sich um die übrigen Passagiere weiter nicht mehr kümmert. — Jerusalem ist gebaut, daß eine Stadt sei, da man zusammenkommen soll, nicht nur äußerlich dem Leibe nach auf den Kirchenbänken, wo man so leiblich nebeneinander und untereinander sitzt, sondern auch mit dem Herzen und wo man zusammenkommen kann und muß." (S. 13) Er weist mit Recht darauf hin, daß die rechte christliche Liebe eine Gabe des hl. Geistes ist und daß es ganz vergeblich ist, sie „anzupreisen." Sie muß Gegenliebe sein gegen, der uns geliebt hat. Diese Gegenliebe verläßt uns auch dann nicht, wenn uns die Menschen verlassen und uns Verbitterung droht. Der Verf. des bekannten Andachtsbuches, Joh. Fried. Starke (der „starke Fritz", wie ihn die Bauern im Odenwalde nannten), konnte in solcher Lage sagen: Solus cum Solo (ich bin allein mit dem Einen): das genügt. Um die reformatorische Lehre von der christlichen Liebe zu verstehen, muß auch die Lehre vom Berufe herbeigezogen werden. Das bewahrt vor einem Allerweltshelfenwollen. Luthers Ethik im kleinen: die Haustafel ist in diesem Stücke sehr viel wert, besonders mit dem kleinen Verslein:

Ein jeder lerne sein Lektion
So wird es wol im Hause ston.

F.

— Das Leben im Basler Missionshaus. Von J. Haller. (Basel, Missionsbuchhandlung.) 1897. 44 S. Preis Mk. 0,15.

„Prospekt gratis!" liest man bei den Anzeigen zahlreicher Erziehungs- und Bildungsanstalten, und wer solche Blätter sich bestellt, kann sich auf reichliche Anpreisungen aller Art gefaßt machen, und die Wahl wird ihm dadurch nicht leicht werden. Auch das Baseler Missionshaus sendet in dem genannten Büchlein solchen Prospekt aus, der Inhalt unterscheidet sich aber sehr vorteilhaft von dem seiner weltlichen Genossen. Man erhält klare Einsicht in die Einrichtungen und Ordnungen des Missionshauses, wie in das Leben seiner Zöglinge. Es werden auch nicht nur die Lichtseiten in freundlichen Farben ausgemalt, sondern der Ernst des

Berufes, auf den alles gerichtet ist, und die Wichtigkeit und Schwierigkeit der Arbeit, die auf denselben vorbereitet, treten deutlich hervor. Wer von Gott in die Missionsarbeit gewiesen wird und dabei seinen Blick auf das gesegnete Baseler Haus richtet, der kann an diesem Büchlein sich prüfen und „die Kosten überschlagen, ob er es habe hinauszuführen." Und wer anderen Rat geben soll, möge an demselben nicht vorübergehen. Wt.

— Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel vom 28. Juni bis 2. Juli 1897. (Basel, Missionsbuchhandlung.) 114 S. Preis Mk. 0,80.

P. Gerber erzählt S. 88 dieses Berichts: in seiner früheren Gemeinde hätten die Leute von ihm gesagt: „man spürt es ihnen immer an den nächsten Sonntagen an, daß Sie in Basel gewesen sind." Diese Wirkung der Feste kann man sich schon gefallen lassen und wenn der Festbericht etwas ähnliches im Leser hervorruft, dann thut er ihm einen guten Dienst. Ob ein Bericht über die Baseler Feste das vermag, wird davon abhängen, ob er genügend ausführlich ist, um von den dort gebotenen reichen Gaben weiter geben zu können. Nichts ist überflüssiger als die „übersichtlichen" Berichte, wie so viele Blätter sie ihren Lesern zu bieten schuldig zu sein meinen. Dieser Baseler Festbericht ist umfangreich ohne Überfüllung, dadurch gehaltvoll, darum zu empfehlen. Wt.

— Die Mitarbeit der Gebildeten an der inneren Mission. Vortrag bei der 22. Jahresversammlung des Provinzialvereins für innere Mission in Westpreußen gehalten in Graudenz am 17. Juni 1897 von H. Bauer. (Danzig, Evang. Vereinsbuchhandlung.) 1897. 40 S. Preis Mk. 0,60.

Der Verf. meint: es muß so geschrieben sein, daß man noch beim Lesen das Knacken des Schreibtisches unter der Faust des Schreibers hört. Auf diesen Vortrag wird dieser etwas groteske Maßstab nicht angewandt werden sollen. Hier muß es wohl heißen: es muß so geschrieben sein, daß uns beim Lesen die kraftvolle Stimme im Ohr klingt. Das ist in der That der Fall. Es sind eindringliche Worte, nicht gerade immer sorgfältig abgezirkelte Sätze. Mit der Freiheit des Redners wirft der Verf. gern ein zündendes Wort des Augenblicks unter die Menge. Man thut darum gut, diesen Vortrag vorzulesen, um den Inhalt auf sich wirken zu lassen. Zuerst wird die Notwendigkeit der Mitarbeit Gebildeter begründet, besonders auch durch die Schuld an den Übelständen sittlich-religiöser Art. Um sie zu gewinnen, sind manche Hindernisse zu überwinden. In Bildern, aus den verschiedensten Lebensverhältnissen gewonnen, wird geschildert, wie die Mitarbeit zu geschehen hat. Eine Erschöpfung des schwierigen und wichtigen Themas ist im Rahmen eines Vortrages nicht zu erwarten, aber Anregung vermag er in reichem Maße zu bieten. Möchte das kräftige Wort in weite Kreise dringen und zünden! Wt.

— Die Bibel in der Volksschule. Ein Beitrag zur Schulbibelfrage von Dr. Richard Pfeiffer, evang. Pfarrer in Sulzbach. (München, C. H. Beck.) 1897. 38 S.

Der Verf. ist ein junger Geistlicher Bayerns und will in dieser Schrift für seine Landeskirche die Schulbibelfrage anregen. Zunächst hat er außer acht gelassen, daß die Sache neben der Kirche doch auch wohl die Schule angeht; er hätte sich darum besser der theologischen und gelehrten Wendungen enthalten. In sachlicher Beziehung will der erste Teil den Nachweis bringen, wie unser Volk in die Bibel eingeführt werden müsse. Die Hauptsache muß die Schule thun. Der Weg aber ist mit einem guten Bibellesеplan noch nicht gefunden. „Das wunderbare Band geistiger Einheit und trotz aller Einheit doch auch zugleich einer stetig fortschreitenden Entwicklung der religiösen Erkenntnis, welches die Bücher der hl. Schrift von der Genesis bis zur Apokalypse untereinander verbindet, bleibt verborgen . . ." Aber das ist ja ein rein theologischer Gedanke, der nicht in die Volksschule gehört. Auch das verstehe ich nicht, daß die Bibellesepläne die Bibel in einzelne Blätter zerreißen, thut das nicht die Schulbibel auch? Da wäre es ja das einfachste, man druckte eine Bibel, in welcher alles für die Schule Verwendbare gesperrt erscheint, um die Kinder gleich auf das zu weisen, was sie angeht, und zugleich sie in das Ganze einzuführen. Aber freilich das Hauptargument gegen die Vollbibel in der Schule bleibt dabei unberücksichtigt. Das ist die offene Sprache der Bibel über die Dinge des geschlechtlichen Lebens. In diesem Punkte stehe ich durchaus auf seiten des Verf. und ich weiß nicht, wie man sich diesem Bedenken entziehen kann. Als schlimmsten Schaden sehe ich dabei an, daß die Jugend sich an dem Buche versündigt, das ihm die Quelle des Lebens sein soll, und durch solchen Mißbrauch alle Ehrfurcht verliert. Dem muß man wehren, so gut man kann. Ich frage mich oft, woher es kommt, daß viele für solche Gefahr unserer Jugend blind sind und sie entschieden bestreiten. Sollte ich mich irren, wenn ich glaube beobachtet zu haben, daß es zumeist ältere sind, deren eigene Jugend in weiter Ferne liegt und die auch mit der Jugend nicht mehr im engsten Verkehr stehen? Will man denn in der Warnung der Pädagogen vor der Vollbibel in der Schule immer nur widerchristliche Absichten wittern? Soweit die Schrift diese Frage wieder von neuem anregt, ist sie zu empfehlen, die praktischen Vorschläge für die Schulbibel sind beachtenswert. Wt.

— Evangelische Zeugnisse aus dem Psalter. Fünfzig Predigten über Psalmtexte, nach dem Gange des Kirchenjahres ausgewählt von Arnold Kluckhuhn. (Leipzig. Richter.) 343 S.

Die Predigten sind von Prof. Oettli in Greifswalde bevorwortet, das beweist schon, aus welchem Geiste sie gehalten sind, und wird ihnen zur besten Empfehlung dienen. Wir heben einige Sätze aus diesem Vorworte heraus: „Der Verf. ist mit Glück bestrebt gewesen, das alttestamentliche Wort zunächst auf dem Boden seines Ursprungs zu erfassen in seiner zeitgeschichtlichen Bestimmtheit und Begrenzung — eine gerade bei diesem Buche freilich sehr schwierige und oft nur vermutungsweise zu lösende Aufgabe, — dann aber auch es in die Beleuchtung der neutestamentlichen Erfüllungszeit zu stellen und in mannigfaltiger Anwendung für die

Bedürfnisse der Gegenwart fruchtbar zu machen. So sind diese Predigten reich an schriftmäßiger Lehre, Mahnung und Tröstung; ihre schlichte, aber edle Haltung macht sie auch zu gemeinsamer häuslicher Erbauung geeignet." Daß der Verf. wirklich im Glauben des Wortes Gottes steht und predigt, wird man am besten aus seiner Behandlung der eigentlich messianischen Psalmen, z. B. 2 und 22, ersehen. Sie sind ihm, ohne daß er erst viel vermittelnde Redensarten darüber macht, wirklich direkte Weissagungen auf den menschgewordenen Gottessohn und auf sein heilig Leiden und Sterben. Wenn der Verf. das Wort des seligen Beck in Tübingen anführt: „Wer den Schatz der Wahrheit finden will im Acker Gottes, darf nicht nur spazieren gehen und sich unterhalten wollen, sondern graben muß er und den Schweiß im Angesicht sich nicht verdrießen lassen", so wird man ihm das Zeugnis geben müssen, daß er sich bei seinen Predigtstunden nach dem Worte auch gerichtet hat.
J. P.

— Die erweckliche Predigt, ein Bedürfnis unserer Zeit von Dr. Wilhelm Martius. (Zeitfragen des christl. Volkslebens XXII. 5.) Pr. Mk. 0,80.

Vor einigen Jahren erschienen mehrere Brochüren, welche die Frage behandelten, warum unsere Predigten so wenig Erfolg hätten? und jetzt erscheinen Brochüren, welche die Frage stellen, wie wir unseren Predigten einen Erfolg sichern können. Also die Kirche verzagt noch nicht an der Kraft ihrer bekehrenden Predigt, sie fragt nur immer wieder, wie sie diese ihre Waffe recht zu führen habe. Das vorliegende Heft handelt von der Erweckungspredigt, doch nicht im methodistischen Sinne als von einer gewaltsam aufrüttelnden, aber auch ebenso schnell oft wieder verfliegenden Wirkung auf das psychische Leben, sondern im gesund kirchlichen Sinne, wonach die Erweckung durch die Erleuchtung geschieht und wonach der Erweckte weiter geführt werden muß, daß er die Kleider des Heils je mehr und mehr im Glauben anzieht. Prediger und Hörer werden aus dem Hefte Belehrung und Veranlassung zu weiterem Nachdenken schöpfen können. J. P.

— Das christliche Persönlichkeitsideal oder der Kern der christlichen Ethik auf psychologischer Grundlage. Ein Versuch. Von E. Kretschmer Pfr. (Leipzig, Dörffling & Franke.) 1897. Pr. Mk. 1,60. 96 S.

Es sind wohlgemeinte Ausführungen, die uns der Verf. bietet, deren Wert weniger in der Tiefe der Auffassung als in der Klarheit der Gruppierung seines Stoffes, weniger in neuen und anregenden Gedanken, als in nüchterner und sachgemäßer Beleuchtung von Schriftstellen liegt. Nach einer kurzen Charakterisierung des „christlich Guten" als höchsten Gutes und der Quellen seiner Erkenntnis, nämlich des Vorbildes von der Lehre Christi, des Wortes der Apostel und der Worte des alten Bundes versucht der Verf. eine psychologische Grundlegung des Persönlichkeitsideals zu geben, welche freilich, ohne in die Tiefe zu dringen, sich lediglich an der Oberfläche hält. In der systematischen Darstellung handelt der Verf. von dem Verhältnis der Persönlichkeit zu Gott, zum Nebenmenschen, zur eigenen Person und zur Natur. Es fehlt dieser Darstellung der evang. Tiefblick und darum auch die evang. Plerophorie. Das Wesen der christlichen Persönlichkeit nährt sich nach dem Verf. nicht aus den Kräften der zukünftigen Welt, nicht aus der Versöhnung oder Wiedergeburt. Die christliche Ethik erscheint lediglich als der Reflex einer nova lex. Es ist merkwürdig, daß in den ethischen Gedanken der Gegenwart so wenig ursprüngliche aus der Höhe geborene Kraft liegt und daß sie in Gefahr steht, von den Wegen, welche Harleß und andere dem ethischen Denken gezeigt haben, sich immer weiter zu entfernen. Aber vielleicht wollte der Verf. seine besten Gedanken zurückhalten und wollte sich lediglich auf eine formale Behandlung beschränken. Wir sind um so mehr geneigt, das zu glauben, als seine Darstellungen von einem durchaus positiven Geiste durchweht sind. St.

3. Geschichte.

— Anti-Janssen. Von Lic. theol. Mücke, Pfarrer in Sperenberg. I. Band: Vorhalle. Papst Leo XIII. und Ignaz von Döllinger, der größte katholische Theologe aller Jahrhunderte und siegreiche Vorkämpfer apostolischer Kircheneinigung gegen die beiden Extreme des absolutistisch-römischen Infallibilismus und des theoretisch-praktischen Materialismus der Zeit. Ein neuer Janus oder Zeitspiegel des wahren und falschen Katholizismus. Erste bis dreizehnte Lieferung. Dritte Auflage. (Berlin-Schöneberg. Edwin Runge.) 1895—1897. S. 624. Jede Lieferung Mk. 0,60.

Mit der Waffenrüstung eines gelehrten positiven Theologen bekämpft Mücke die Irrtümer der römisch-katholischen Kirche. Die Papstbulle vom 20. Juni 1894, welche die Orientalen zur Unterwerfung unter den Vatikan auffordert, sowie der anläßlich der Trierer Rockausstellung geförderte Papstkult finden hier eine eingehende kritische Beurteilung. Janssen und Pastor gegenüber, die die kirchlichen Zustände vor der Reformation möglichst rosig zeichnen, wird hier das „pestilenzialische Verderben des römischen Stuhles" unter Alexander VI., Julius II. und Leo X. geschildert. In den letzten Heften wird die Jesuitenfrage nach allen Seiten mit großer Erudition erörtert. Der Verfasser will die skandalösen Ordensmysterien Loyolas entschleiern, die hier zum erstenmale urkundlich aus den Ordensbüchern aufgedeckt wurden und die Zulassung der Jesuiten in jedem Rechtsstaate unmöglich machten. Auf die Vollendung dieses weitschichtig angelegten Werkes darf man gespannt sein. s.

— Briefe an Bunsen von römischen Kardinälen und Prälaten, deutschen Bischöfen und anderen Katholiken aus den Jahren 1818—1837 mit Erläuterungen herausgegeben von Fr. Heinrich Reusch, Theologie-Professor in Bonn. (Leipzig, Verlag von Friedrich Jansa.) 1897. S. 252.

Die meisten dieser Briefe hat Professor Dr. Nippold zu Jena in seiner Biographie Bunsens bereits benutzt und die Briefe des Erzbischofs Spiegel zum größeren Teile in dem Schriftchen „Die vertrauten Briefe des Erzbischofs Spiegel von Köln", Barmen 1889, drucken lassen. Eine

vollständige Veröffentlichung der Briefe erscheint aber dem Verfasser und dem Professor Nippold wegen ihrer interessanten Beiträge zur Kirchengeschichte damaliger Zeit dankenswert. Um sie in dieser Beziehung nutzbar zu machen, hat Professor Reusch biographische Notizen über die Korrespondenten und Erläuterungen zu den Briefen beigefügt. Diese fesseln in hohem Grade das Interesse jedes Historikers und Theologen wegen ihres sachkundigen und zuverlässigen Charakters. Dasselbe gilt auch von der 42 Seiten langen Einleitung, in welcher die Abhandlung über die gemischten Ehen S. XXXVI—XLII auch für heute von größter Bedeutung ist. Wir halten es für ein Unglück, daß Bunsen 1828 die vier rheinisch-westfälischen Bischöfe veranlaßte, sich wegen der Mischehenfrage an den Papst zu wenden. Auch können wir in das dem Erzbischof Spiegel vielfach gezollte Lob nicht einstimmen. Er war allerdings kein ultramontaner Katholik, aber wie seine Briefe zeigen, der evangelischen Kirche durchaus nicht günstig gesinnt. Um Ablässe und sonstige spezifisch römische Sonderbarkeiten für die Erzdiözese Köln zu ergattern, bediente er sich der freundschaftlichen Dienste des Protestanten Bunsen. Spiegel hat in vielen Dingen, ohne es zu wissen und zu wollen, dem Ultramontanismus die Wege geebnet. Seine Klagen über den unerträglichen Geschäftsgang des Ministeriums, die antikatholische Stimmung zu Berlin und anderes werden der ultramontanen Presse ebenso willkommen sein, wie seine Schilderungen des geistlichen Denunziantenwesens und des traurigen Zustandes der Kölner Erzdiözese ihr heute unbequem sind. Die Bemerkungen über den Bischofseid S. 71, die päpstliche Brandbulle gegen Preußens König S. 122, die Konvention vom 19. Juni 1834 S. 156, die obrigkeitliche Unterdrückung der Reformbestrebungen Theiners S. 207, über evangelischen Gottesdienst in Rom S. 76, Papstunfehlbarkeit S. 60 und Exjesuiten S. 91, sowie vieles andere nötigen den Leser zur größten Dankbarkeit gegen den verdienstvollen Herausgeber.

— **Deutsche Erbfehler und ihr Einfluß auf die Geschicke des deutschen Volkes.** Von v. Mueller, Oberst a. D. Erster Band. Basel. 1897. (F. E. Perthes aus Gotha.) Bd. I, S. 376.

Die Idee ist originell, die deutsche Geschichte einmal unter den Rubren „Erbfehler" darzustellen. Niemand freilich ist es unbekannt, daß die Geschichte unserem Volke zuruft: seid einig — denn bei uns hieß es und heißt es: So viel Köpfe, so viel Sinne! Das bringt noch immer Unsegen. Der Erbfehler der Untreue ist unseres Erachtens nicht zu beklagen bei dem deutschen Volk, dessen Treue allerdings an dem Fürsten hing. Die Definition der Treue als Anhänglichkeit an das Volkstum ist nicht die deutsche. Zugeben müssen wir freilich, daß weder in der Anhänglichkeit an den Fürsten noch in der an das Volk unser deutsches Volk in seiner Geschichte brilliert hat. Wenn wir offen unser Urteil über das vorliegende Buch geben sollen, so können wir uns nur freuen der warmen patriotischen und urdeutschen Gesinnung; können aber nur bedauern, daß nicht in einer Brochüre der Ertrag gegeben wird statt der in Aussicht gestellten Bände. F.

— **Geschichte der Hugenotten oder die Reformation in Frankreich.** Erzählt von Helene Berthold. (Berlin N. Deutsche evangelische Buch- und Traktat-Gesellschaft. Ackerstraße 142.) VII und 132 S. kl. 8°. 1892.

Das von Frauenhand geschriebene Büchlein enthält natürlich keine neuen Forschungen; nur was dem Geschichtskenner bekannt ist, ist in schöner, einfacher und jedem verständlicher Form aufs neue in die Erinnerung der heutigen, so gern in bequemer Ruhe dahin lebenden evangelisch-deutschen Glieder unseres Volkes gebracht. Können doch so viele sich gar nicht vorstellen, daß man um des Glaubens willen etwas mehr opfern kann, als etwa einen kleinen Beitrag an Geld. Wir hätten gewünscht, daß neben der Opferwilligkeit bis zur Darangabe des Lebens auch die religiöse Klarheit und der sittliche Ernst in Calvins Lager und die dafür gegen den Libertinismus geführten Kämpfe geschildert worden wären. Auch würden wir — schon um römisch-katholischerseits nicht der einseitigen Darstellung mit einem Schein Rechtens beschuldigt zu werden — die hugenottischen Verschuldungen nicht umgangen haben. Und wo einmal darauf hingewiesen wird, z. B. S. 79, geschieht es zu unbestimmt. Die entsetzliche Verrohung erzeugte auf beiden Seiten Greulthaten. Auch die Darstellung der Hinrichtung Servets ist zu sehr bemüht, die Calvin dabei treffende Schuld zu verhüllen. Das Todesurteil Servets zu beantragen — kam Calvin nicht zu. Und man soll nicht mit Entschuldigungsmitteln kämpfen, welche an jenes römisch-kath. „die Kirche vergießt kein Blut" erinnern, wobei der Verurteilte dem weltlichen Gericht überlassen wird. Einen Bösewicht kann man Servet auch nicht nennen; wenn auch einen Irrlehrer. Doch abgesehen von solchen Irrungen dürfen wir das Büchlein als eine gute Volksschrift empfehlen. F.

— **Kämpfe und Siege des Christentums in der germanischen Welt.** Von Gerhard Uhlhorn, Dr. theol., Abt zu Loccum. (Stuttgart. D. Gundert. 1898. 346 S. kl. 8°. Mk. 3,—.

Alles was Uhlhorn uns heimbringt aus seinen, sagen wir künstlerisch-theologischen Spaziergängen durch die christliche Welt ist durch schöne Zeichnung und belebte Landschaft ausgezeichnet. Wir haben es da nicht zu thun mit der stupiden Gelehrsamkeit, welche das Erforschte in der sterilen Weise eines Oberzöllners niederschreibt, der seine Rechnung zusammenstellt, noch mit der einseitigen Darstellung, welche nur Befreundetes zu würdigen weiß: nein es stellt sich uns jede Periode auf den verschiedenen Gebieten, welche ihr eigentümlich sind, und zwar nicht in kürzeren oder längeren Beschreibungen, nein in markanten Beweisen dar. Das Wesen der kirchlichen Zustände lernen wir kennen aus Personen und geschaffenen Einrichtungen, die charakteristisch sind. So haben wir ihn kennen gelernt in seinem: „Kampf des Christentums mit dem Heidentum", dessen fünfte Auflage wahrlich bezeugt, daß es weite Kreise anzieht. So ist er uns entgegen getreten in dem Werke: „Die christliche Liebesthätigkeit" als ein Zeuge für

Christum im eminentesten Maße, ohne doch irgendwie einseitig zu sein. So ist auch das hier vorliegende Werk veranlagt. Wir können es auf das allerwärmste empfehlen, nicht weil es neue Erträgnisse der Forschung uns bietet, sondern um der Art willen, wie das Erforschte dargeboten, zergliedert, verwandt ist und um der Form willen, in welche alles gegossen ist. So wird es zu einem der schönsten Erzeugnisse der kirchengeschichtlichen Litteratur, welches wir seit Neanders Kirchengeschichte in Händen gehabt. Dabei ist die Verbindung mit dem jeweiligen staatlichen und sozialen Leben, in welches die Kirche eintrat, so herbeigezogen, daß man nicht ungerecht wird in seinem Urteile und aus einer Zeit, in welcher der Saft des edlen christlichen Auges noch wenig in den Wildling eingedrungen war, schon Früchte des christlichen Lebens in weiten Kreisen fordert. Aber Uhlhorns Buch zeigt auch, daß der Saftzufluß zu dem edlen Auge wieder unterbunden wurde und welche Störungen dadurch eintraten, ehe Luthers machtvolle That die Banden sprengte. Mögen in unser Zeit und Christenheit weder die Mächte von rechts noch von links es vermögen, die Kraft des Evangeliums in dem Leben unseres Volkes zu hemmen. F.

— Moltke's Militärische Werke. I. Militärische Korrespondenz. III. Teil. III. Abteilung. — Moltke's Militärische Korrespondenz. Aus den Dienstvorschriften des Krieges 1870/71. Herausgegeben vom Großen Generalstabe, Abteilung für Kriegsgeschichte. III. Abteilung. Waffenstillstand und Friede. Mk. 5. (Berlin. E. S. Mittler.)

Das vorliegende Heft der vom großen Generalstabe herausgegebenen Korrespondenz des Feldmarschalls überschreitet in seinem Inhalte insofern die Grenzen, welche sich die früheren gesteckt, als in ihm nicht wie in den letzteren nur Schriftstücke des Feldmarschalls aufgenommen sind; sondern alle Verträge und Erlasse, welche sich auf die Zeit des Waffenstillstandes und der Friedensverhandlungen beziehen, auch wenn sie nicht die Unterschrift des Grafen Moltke tragen, so naheliegend auch seine Mitwirkung bei ihrer Abfassung ist. — So wird dies Heft in gewissem Sinne zu einer bisher fehlenden Geschichte der Zeit vor und nach dem Waffenstillstande bis zum endgültigen Friedensschluß. Jedenfalls bietet es aber einem künftigen Geschichtsschreiber sehr wichtige, bisher noch fehlende Materialien für sein Werk.

Das letztere beginnt mit dem vom Grafen M. ausgearbeiteten Entwurf der Spezialbestimmungen über den zwischen Deutschland und Frankreich abzuschließenden Waffenstillstand und dem Abkommen, welches die Verhältnisse von Paris regelte. — Wenn wir auf diese Arbeit des Feldmarschalls und auf die zahlreichen Ausführungsbestimmungen, welche derselben angeschlossen sind, blicken, so haben wir neuen Grund, die Klarheit des Geistes und die peinliche Sorgfalt, auch in der Berücksichtigung der Einzelheiten, welche aber doch für das Ganze von hervorragendem Werte sind, zu bewundern. Unwillkürlich werden wir schmerzlich daran erinnert, daß es heutzutage eine Reihe von Schriftstellern giebt, welche — ohne jede eingehende Kenntnis des Kriegswesens und der Kriegführung — aber ausgestattet mit einer Reihe funkensprühender „Zitate“ u. s. w. sich bemühen, die Leistungen unseres großen Schlachtendenkers im Lichte ihres Geistes als möglichst minderwertig erscheinen zu lassen, — „Zivil-Strategen“ — nannte sie treffend ein geistreicher Mitarbeiter der Kreuzzeitung. — Für denjenigen, welcher ihre Schriften einmal ernsthaft mit denjenigen der Vertreter unserer Militärlitteratur, wie Scherff, Verdy, Boguslawski, Schlichting und anderer, vergleicht, wird das Urteil über den Wert dieser Leistungen nicht schwierig werden. — Wir würden keine Worte über diese, übrigens anscheinend allgemein verurteilte Erscheinung verlieren, wenn sie nicht dem uns Deutschen feindlichen Auslande und allen Elementen unseres Vaterlandes, welche der Entwickelung desselben während der letzten Jahrzehnte feindlich gegenüberstehen und des Reiches Herrlichkeit gerne mit der Misere früherer Kleinstaaterei vertauschen möchten, zur aufrichtigen Freude gereichte. —

Es würde uns zu weit führen, wenn wir auch nur ein annäherndes Bild des reichen Inhaltes geben wollten. Wir beschränken uns darauf, unter Bezugnahme auf unsere allgemeine Charakterisierung dieses Teiles der Schriften Moltke's noch einmal auf die Bedeutung derselben für die Geschichtsschreibung jener großen Zeit hinzuweisen. v. Z.

4. Lebensbeschreibungen.

— D. Paul Eber. Von D. Georg Buchwald. (Leipzig. Bernhard Richter'sche Buchhandlung 1897.) S. VI und 187. Mk. 0,80.

Zu den treuesten Mitarbeitern Luthers und Melanchthons gehört Paul Eber. In Kitzingen am Main in Franken stand sein Geburtshaus. Nachdem er in seiner Vaterstadt und in Ansbach Schulunterricht genossen hatte, wurde er in Nürnberg von Melanchthons Freunde Joachim Camerarius mit den Universitätsstudien bekannt gemacht und zog im 21. Lebensjahre 1532 nach Wittenberg. Fünf Jahre später konnte er als Magister an der Heranbildung der Wittenberger Studenten mitwirken. 1542 war er Dekan der Universität. Bei dem ersten Reformationsfeste in Leipzig, 10. Oktober 1543, vertrat er Luthers Stelle. In den Wirren nach Luthers Tode stand er Melanchthon treu zur Seite. Nach Johann Forsters Tode wurde Eber von den Professoren unter Zustimmung des Kurfürsten am 19. Dezember 1556 ein theologischer Lehrstuhl übergeben, während er bisher Philologie betrieben hatte. Seit dieser Zeit predigte er auch und begleitete Melanchthon zum Religionsgespräche in Worms. Als Johannes Bugenhagen am 21. April 1558 gestorben war, wurde Paul Eber Stadtpfarrer und Generalsuperintendent des Kurkreises. Gegen 1000 Geistliche hat er in der Wittenberger Stadtkirche ordiniert. Er starb am 10. Dezember 1569. Das Einzelne ist von dem gründlichen Kenner der Reformationszeit, D. Georg Buchwalb, volkstümlich erzählt. Für Schulbibliotheken ist das Büchlein sehr passend. Reifere Kinder wie Erwachsene können aus demselben viel lernen. Für Reformationsfeste bietet es eine erbauliche und belehrende Lektüre. s.

— Beate Paulus, oder Was eine Mutter kann, eine selbsterlebte Familiengeschichte heraus-

gegeben von Philipp Paulus. 3. Aufl. (Stuttgart. Chr. Belser.) Geb. Mk. 3,—.

Ein Buch, das in keinem Pfarrhause, in keinem Christenhause fehlen sollte. In schlichter, den Stempel der Wahrheit tragender Weise zeichnet es das Bild einer Mutter, einer Pfarrfrau, einer Beterin, bei der nicht nur Pfarrfrauen und Hausmütter, sondern Christen und Christinnen jeden Alters auf die hohe Schule gehen können. Daß der Glaube eine Welt- und Herzenüberwindende Macht ist, ja daß er, wie der Herr es ihm zugesichert, auch Berge von Hindernissen versetzen kann, davon giebt das Leben der Beate Paulus ein lautredendes Zeugniß. Wie Jakob, der Erzvater, hat diese fromme Mutter Nächte lang im Gebet mit Gott gerungen und ist obgelegen. Ihr Glaube überwand nicht nur die Welt zu ihren Füßen, mit kühner Hand griff er, gestützt auf Gottes Verheißungen, hinein in die Wolken und ließ nicht ab, bis er dem Herrn des Himmels die Hülfe abgewann, die versagt zu sein schien. Wohl selten ist eine Pfarrfrau, eine Mutter von 12 Kindern, wieder und wieder in so schwierige Lage versetzt worden, wohl selten hat sie heißere Ängste und Nöte durchgemacht, aber größer noch sind die Erfahrungen von der Wundergüte Gottes, die ihr auf diesem Wege der Anfechtungen geschenkt wurden. Nicht nur Kind und Kindeskind der frommen Frau, auch der Leser dieses Lebenslaufes muß Gott darüber preisen, in welcher herrlichen Weise er den nicht wankenden Glauben seiner Magd belohnt und ihr Rufen aus der Tiefe so überaus gnädig erhört hat. Unwillkürlich tritt einem, wenn man diesem Lebensgange nachsinnt, das Pnielwort ins Gedächtniß und man möchte es als Überschrift darüber setzen: „Du hast mit Gott und mit Menschen gekämpft und bist obgelegen" (1 Mos. 22, 28.)

Zwei hervorragenden württembergischen Pfarrfamilien entsprossen, Tochter des ausgezeichneten Pfarrers Ph. Matth. Hahn, und Enkelin des bekannten Pfarrers Flattich, hat Beate das Erbteil ihrer gottgesalbten Väter voll angetreten und mit diesem kostbaren Pfunde zum Segen nachfolgender Geschlechter treu und mit freudigem Eifer gewuchert. Die heilige Einfalt, mit der sie sich auch in den dunkelsten Stunden an Gott hielt, ohne daß ihr Vertrauen je wankte, wurzelte in den Verheißungen der Bibel. Schon in zarter Jugend hatte sie gelernt sich auf diesen Felsengrund unentwegt zu stützen und von hier aus wuchs ihr die Kraft zum Gebet. Sie wurde eine Beterin, wie es ihrer nicht viele giebt. Für Dorf und Gemeinde, Vaterland und König, Kirche und Mission, Nachbarn und Freunde, Amt und Haus suchte sie im Gebetskämmerlein den göttlichen Segen. Als echte Hauspriesterin trug sie vor allem das Seelenheil ihrer Kinder unablässig auf betendem Herzen und durfte es endlich von allen erleben, daß sie nicht nur wohl geartete und tüchtige Menschen wurden, sondern sich auch ganz dem Herrn ergaben.

So nahm ihr an Prüfungen reicher Pilgerlauf ein überhaus herrliches Ende. „Um den Abend wird es licht sein" (Sach. 14, 7.). Dies Wort erfüllte sich buchstäblich an ihr. In hellem Abendroth strahlte der Himmel, den am Mittag ihres Lebens so schwere und viele Wolken umdüstert hatten. — Mit Verwunderung sahen es die Zeitgenossen. Als die drei ältesten Söhne der seit Jahren verwitweten und ganz mittellosen Pfarrerin, dann auch die drei jüngsten zum Studium in Tübingen nachrückten, äußerte ein Freund: „Eins ist mir unbegreiflich. Die Gebrüder Paulus studieren alle ohne Geld." Auch für Andere war dies eine ganz unerklärliche Erscheinung und wirklich wäre es nie möglich gewesen, wenn die Mutter nicht, wie ihr Biograph sehr treffend sagt: „Den an ihrer Seite gehabt hätte, der den Hauptschlüssel zu allen Kasten in der Welt besitzt." Sie selbst schrieb gerade zu einer Zeit bittersten Mangels einst in ihr Tagebuch: „Die Vorsorge Gottes ist mir lieber und größer als alle Ehre und Bequemlichkeit, der ich teilhaftig werden könnte." Und ein anderes mal: „Ich wußte mir keinen Rat und mußte zu Gott sagen: Du hast den König David aus aller seiner Not wieder erlöst und so vielen Andern auch wieder aus ihrer Not geholfen, wo ist denn nun dein Wort der Wahrheit? Wo ist deine Verheißung? Ich kann mich doch nur an dein Wort halten, sonst an nichts. Dann fiel mir ein, wenn nur unsere Vereinigung mit Christo gemacht sei, dann sei unser Glück gemacht und es fehle uns an nichts, wenn es gleich jetzt überall fehle, weil wir dereinst an aller Ehre und Freude Anteil haben, die alle Zungen im Himmel, auf Erden und unter der Erden ihm erweisen, wie bald werde da alles vergessen sein, wovon wir jetzt meinen, daß es nicht durchzumachen sei! Und dies heiterte mich wieder auf." —

Das Buch geht jetzt in der dritten Auflage aus und wird sicherlich aufs neue ein Segen sein und seine Kraft an jedem beweisen, der für ein schlichtes Wahrheitszeugniß zugänglich ist. Die wunderbaren Durchhülfen Gottes im äußern wie im innern Leben, von denen es rühmen darf, müssen dem Leser das Herz stärken und ihn zu der Freudigkeit des Glaubens erwecken, welche alles von Gott erbittet. Lz.

— Tersteegens Geistliche Lieder. Mit einer Lebensgeschichte des Dichters und seiner Dichtung. Von W. Nelle, Pfarrer u. Superintendent in Hamm i. W. (Gütersloh. C. Bertelsmann) 1897. X u. 443 S. kl. 8°. 5 Mk. geb. 6 Mk. Desselben: G. Tersteegens Lieder. Textausgabe. (Gütersloh. C. Bertelsmann 1897.) VIII u. 214 S. kl. 8°. Mk. 1,20, geb. Mk. 1,80

„Können die Frommen so Etwas schreiben", hat Friedrich der Große zu Oberkonsistorialrat Hecker gesagt, als dieser ihm „die Gedanken über die Werke des Weltweisen zu Sans-Souci" von Tersteegen übergeben und er sie aufmerksam gelesen hatte. Auch der, der die Lieder Tersteegens allein liest, von seinen Bänden von seelsorgerlichen Briefen, welche leider der Pastorenwelt so wenig bekannt und pastoral so hoch wichtig sind, gar nichts weiß — was sollte auch der Rationalismus und der Ritschlianismus damit machen — wird sich über die Maße verwundern, daß der „Bandwirker von Mühlheim" (— er ist in Mörs geboren, aber dort in Mühlheim war später das Zentrum seiner Wirksamkeit —) solches schaffen konnte. Es sind das schon eminente, dichterische Leistungen. Die Wenigsten wissen freilich, daß dieser Bandwirker auch vermöge der allgemeinen und theologischen

Studien, welche er nicht auf staatlich anerkannter Universität, sondern auf der Hochschule, welche die Fischer am galiläischen Meere zu Menschenfischer heranbildete und den Teppichwirker Paulus zu einem auserwählten Werkzeuge Gottes machte, getrieben hat: ein hervorragender Zeuge Christi gewesen ist. Soweit er aus dieser Schule nicht Schätze gesammelt hat, hat er unter saurer Mühe gelernt und konnte deshalb wohl von sich sagen, daß er „ein Theologus" sei. Als solcher hat ihn auch Oberkonsistorialrat Hecker, der in seinen Angelegenheiten die Untersuchung führte, anerkannt und mit hoher Achtung von seinem reichen Wissen, herrlichen Gemüte und unermüdlichen Arbeiten Zeugnis gegeben. Der zweihundertjährige Geburtstag dieses Mannes (25. November 1697 wurde er geboren) erinnert daran, daß wir in der evangelischen Christenheit uns dieses Mannes rühmen dürfen, in erster Linie die reformierte Kirche und deren fromme Kreise in Rheinland-Westfalen, in welchen sein Wirken noch in gutem Andenken steht, wie Schreiber dieser Zeilen bei Anwesenheit zu Predigten auf der Wupperthaler Festwoche erfahren konnte. Aber auch in lutherischen Kirchengebieten sind Tersteegens Lieder tief eingedrungen und kann man von seiner Seelenführung viel lernen. Daß in solchen reichbegabten und außergewöhnlichen Geistern auch absonderliche Dinge nicht fehlen, bei Tersteegen besonders in der Zeit seiner Abgeschiedenheit, wird keinen erfahrenen Mann erstaunen. Es ist aber ein schönes Zeugnis, daß er immer einfältiger und nüchterner wurde und immer mehr allen Besonderheiten Valet sagte. Von seinen Liedern kann man erfahrenen Christen nur sagen: Komm und lies. In allen landeskirchlichen Gesangbüchern Deutschlands haben etliche Eingang gefunden, wenn sie auch den subjektiven Charakter der pietistischen Mystik tragen. Der Wohlklang ihrer Sprache, die Mannigfaltigkeit ihrer Versmaße, die Tiefe des Inhalts macht sie des Studiums wert. Daß auch Tersteegen sich längere Zeit mit Jakob Böhme beschäftigte, hat seinem mystischen Denken nur Nutzen gebracht. Wir wünschten, daß es heute junge Theologen gebe, welche sich mit innerer Betheiligung des Philosophus teutonicus bemächtigten und ihn verarbeiteten. Wenig bekannt ist, daß Tersteegen auch eine innige Liebe zu Israel in seinem Herzen trug und dieses bei jeder Gelegenheit bewies. Er, der zu seiner Seelenführung auch zu einer großen Praxis als Leibesarzt und Armenpfleger gekommen war, wozu ihm die Geldmittel reichlich zuflossen, nahm sich auf allen diesen Gebieten auch der Juden in ehrlicher Liebe an, durfte aber auch erfahren, daß dieser Weg zu den Herzen führt. Als er einmal schwer krank war, „hielten die Juden eine Betstunde für ihn", ein Faktum, welches die Biographie Nelles nur als ein „on dit" berichtet, welches Schreiber dieser Zeilen aber ein uralter Herr in Barmen erzählte, welcher, jetzt längst tot, mit der Wirksamkeit Tersteegens sehr genau bekannt war. Das reiche Liebesleben, welches Tersteegens Seele, Schriften und Lieder durchwebt, nimmt auch an der Verheißung Teil: die Liebe höret nimmer auf; es wirkt auch nach Tersteegens Tod fort und bewegt die Seelen. Mögen darum viele sein, welche sich an der schöngeschriebenen und sehr umfassenden Lebensbeschreibung Tersteegens in dem erstangeführten Werke Nelles erfreuen; und möge die Textausgabe seiner Lieder weiten Kreisen zum Segen werden. Die ihrer Gaben bewußte und doch so bescheidene Natur des „Bandwirkers zu Mühlheim" und großen Theologus mysticus, macht ihn, der nicht umherreiste, sondern sich aufsuchen ließ, auch zu einem Lehrer aller derer, die ohne eine feste Grenze ihres Berufes, die Belebung der Kirche sich zur Aufgabe stellen.

F.

5. Litteraturwissenschaft.

— Gerhart Hauptmann. Von Adolf Bartels. (Weimar. Verlag von Emil Felber.) 1897. Pr. 2,80 Mk.

Es ist nicht zu leugnen, daß Gerhart Hauptmann, der Dichter der Weber und des Hannele, einer der bedeutendsten unter den Dichtern der jüngeren Generation ist. Neben dem auf reinen Bühneneffekt ausgehenden Sudermann erscheint der junge Schlesier zweifellos als das stärkere Talent. Sudermann ist ein größerer Techniker, aber Hauptmann ist ein größerer Dichter. Das vorliegende Buch ist eine sehr sorgfältige, eingehende Arbeit, die die Beachtung aller Litteraturfreunde verdient. In einer Richtung sind wir allerdings mit dem Verfasser nicht einverstanden. Während wir in der Abkehr des Dichters von dem rohen Naturalismus der Stücke „Vor Sonnenaufgang" und „die Weber" zu dem an poetischer Schönheiten reichen „Hannele" und der „versunkenen Glocke" einen durch die natürliche Entwicklung gegebenen Fortschritt erblicken, ist Bartels anderer Meinung. Er sieht gerade in den Webern weitaus das beste Werk und in den beiden anderen Stücken gewissermaßen nur einen Mißgriff des Dichters, der sich darin auf ein seiner Begabung fern liegendes Gebiet begeben habe. Über den Geschmack ist nicht zu streiten. Trotz aller Mängel, die dem „Hannele" sowohl als auch der „versunkenen Glocke" anhaften, steckt in ihnen so viel echte Poesie, wie sie eben nur ein wirklicher Dichter von sich geben kann. Ob sie oder irgend ein anderes schon vorhandenes Werk den Höhepunkt seiner Entwicklung und seiner Leistungsfähigkeit bezeichnen, muß die Zukunft lehren. Ein abschließendes Urteil ist darüber im Augenblick nicht abzugeben.

Dem Verfasser erscheint Hauptmann als der erste deutsche Dichter der Gegenwart. Dieser Umstand hat die vorliegende Schrift veranlaßt. Er will ihm seine Stellung weder bestreiten noch sichern, sondern vor allem sein Bild über das Gewoge des Tagestreibens emporheben, um dann ein Urteil über die Persönlichkeit und das Talent zu gewinnen.

Mit seinem „Vor Sonnenaufgang", jenem Werke, das selbst in dem gewiß nicht prüden Berlin verständige Leute durch den Schmutz abstieß, der darin einen sehr üblen Geruch entwickelte, zeigte sich H. als der Naturalist comme il faut. Bartels führt die Entstehung des Stückes auf Einflüsse zurück, die H. von Tolstois „Macht der Finsternis" und Zolas bekannten Romanen „L'assommoir" und „La terre" empfing. Auch für die meisten anderen Stücke weiß Bartels das „Patenstück" nachzuweisen, wenn ihm auch der Stoff vielfach persönlich angehört. Als Vorzüge des „Vor Sonnenaufgang" sieht Bartels eine „bestimmte

innere und äußere Wahrheit" und eine bei allem Doktrinarismus vorhandene „energische Vergegenständlichung des Milieus und der deutschen Litteratur" an, die seit dem Aufbauen des theoretischen Naturalismus noch nicht dagewesen sei. Als Patenstück zu H.'s „Friedensfest", jener unerquicklichen Darstellung einer zänkischen und innerlich auseinandergekommenen Familie am Weihnachtsabend, bezeichnet Bartels Ibsens „Gespenster" und in zweiter Linie Striedbergs „Vater". Überaus zutreffend ist seine Bemerkung über die Ähnlichkeit des Stückes mit den vielverrufenen Schicksalsdramen, da die Vererbung mit der nämlichen Willkühr wie dort das sogenannte Schicksal auftritt. Der größte Teil des Geschehens im Friedensfest liegt in der Vergangenheit; ebenso die Ursachen des Geschehens. So muß alles durch Erzählung nahegebracht werden und der Zuschauer sieht eigentlich nur die Schlußkatastrophe. Auf das Friedensfest folgten die „Einsamen Menschen", gewissermaßen eine selbständige Vorgeschichte des Friedensfestes, zu der Ibsens Rösmarholm anregend gewirkt haben mag. Wir stimmen vollständig mit dem Verfasser des Buches überein, der den Helden dieses Dramas einen Jammerlappen nennt, einen dramatischen Helden, der uns anekelt, ein Kerl, mit dem „Gemütstatterich" behaftet, eitel, reizbar, nervös, sentimental und unglaublich widerwärtig. Für die Entwicklungsstufe des Dichters bezeichnet das Stück nach Bartels Ansicht insofern einen bedeutsamen Abschnitt, als seine Lebensdarstellung fertig erscheint, wenn auch nur im Rahmen der Schwächen, die seinem Talente ankleben. In den Webern sieht dann, wie schon erwähnt, Bartels den Höhepunkt. Die Wirkung in den Webern hängt weder von den Charakteren, noch von der Handlung, soweit von einer solchen die Rede sein kann, ab, sondern von der Darstellung der Zustände, vom Detail. B. bezeichnet das Stück insofern mit Recht als ein reines Milieudrama, als ein Drama des Nebeneinander. Das unvermeidliche Patenwerk sieht er in Zolas Roman „Germinal", der bekannten Schilderung des Aufstandes der Bergarbeiter. Trotz dieser Abhängigkeit meint B., daß mit den Webern die Herrschaft des ausländischen Naturalismus in der deutschen Litteratur überwunden sei, daß der „intime" Naturalismus den „brutalen" abgelöst habe. Wir können uns dieser Ansicht nicht anschließen und finden den Naturalismus der Weber noch immer reichlich brutal. Richtig ist, daß die Weber eine neue dramatische Form bezeichnen, der geschlossenen Handlung des alten Dramas mit seinen Helden als Mittelpunkt tritt das Milieudrama gegenüber, den großen Formen der klassischen Tragödie die Mosaikarbeit des modernen Naturalisten. Es scheint uns, daß diejenigen recht behalten, welche in dieser neuen Dramengattung die Auflösung aller dichterischen und dramatischen Form sehen. Bartels empfindet denn auch, daß es trotz aller Vortrefflichkeit doch irgendwo hapert, und so will er denn das neue Drama dem alten auch nicht gleichstellen, sondern nur als eine Nebenform, als eine Zwischenform zwischen Drama und Roman angesehen wissen. Immerhin ist ihm Hauptmann durch die Weber unter die Weltdichter emporgewachsen. Sie sind ihm das Hauptstück der „modernen, sozialen Anklagelitteratur" und haben die „herrschende Gesellschaft ihrer Zeit mitten ins Herz getroffen." Daß die Weber ein revolutionäres Stück ersten Ranges sind, daß sie, ähnlich wie Beaumarchais' Figaro, Empörung in jeder Zelle atmen, ist ohne weiteres zuzugeben.

Der „College Crampton", die Geschichte des verbummelten Professors an der Kunstakademie wird als „naturalistisches Charaktergemälde" bezeichnet, in dem nicht wie in den Webern eine soziale, sondern eine psychologische Aufgabe gelöst wird. Formloser als andere Dramen Hauptmanns ist die Komödie der „Biberpelz", einer Hauptmannschen Bearbeitung von Kleists zerbrochenem Krug. Eine zungenfertige, „mit allen Hunden gehetzte" Waschfrau, die alle Welt und auch den Amtsvorsteher — eine fast unmögliche Figur — belügt und betrügt, steht im Mittelpunkte des Interesses. In Hannele gab uns Hauptmann dann, allerdings vermischt mit derb naturalistischen Szenen, ein Stückchen echte Poesie, die Herr Bartels mit kritischer Sonde untersucht, und bei der er allerlei Schnitzer konstatiert, die aber meines Erachtens der poetischen Gesamtwirkung keinen Abbruch thun. Daß das Stück die Abkehr vom konsequenten Naturalismus bedeutet, kann auch er nicht leugnen.

Das Drama des Bauernkriegs „Florian Geyer" erlebte bekanntlich auf der Bühne eine völlige Niederlage. Der Versuch eines naturalistischen Dramas historischen Stils langweilte die Zuhörer über die Maßen. Das Archäologische überwog, das frische Leben fehlte und die gequälte Buchsprache der Zeit blieb völlig unverständlich. Die „versunkene Glocke", das beste Werk des Dichters, hatte dafür einen unbestrittenen Erfolg. Es ist in gewissem Sinne eine Tragödie des partiellen Genies, in der neben vielem, was trotz aller geistreichen und geistlosen Erklärungen unklar bleibt, wirkliche duftige Poesie zu finden ist, aus welchem Grunde die Gegner des konsequenten Naturalismus, zu denen auch wir gehören, sie mit Freude begrüßten. Bartels zählt nicht zu ihnen. Darin aber stimmen wir ihm bedingungslos bei, daß von der ganzen Rede Heinrichs dem Pfarrer gegenüber nach Abzug des wesenlosen Bilderprunkes nichts übrig bleibt als folgender Gedankengang: „Das Christentum, das uns von der Natur abgeführt hat, muß zu Gunsten eines selbstherrlichen Menschentums und schönheitsseligen Pantheismus überwunden werden. Ganz das Nämliche hat schon Heinrich Heine gepredigt, nur nannte man's damals geradezu „Emanzipation des Fleisches." Alles in allem ein interessantes Buch, eine tüchtige Arbeit, die allen Litteraturfreunden willkommen sein wird. r.

6. Poesie.

— Unsere Lieblinge. Ein Liederbuch für Väter und Mütter von Gustav Weck. Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage. (Leipzig, Th. Knaur.)

Wer Kinder hat und besonders noch junge Kinder, dem wird beim Durchblättern dieser Verse, die beiläufig gesagt, nicht zum Singen, sondern nur zum Lesen bestimmt sind, warm ums Herz werden, denn die helle Vaterfreude leuchtet daraus hervor. Auch scheinen die einfachen Gedichte, obgleich sie sich weder durch Originalität der Gedanken, noch durch poetischen Schwung auszeichnen, ihren Freundeskreis gefunden

zu haben, da sie in zweiter Auflage erscheinen. So kann man dem Büchlein nur wünschen, daß es wieder einen fröhlichen Lauf nehme und daß recht viele Eltern imstande sein möchten, in den als so „unschuldsfroh und engelrein" besungenen Lieblingen das kleine Völkchen in der eigenen Kinderstube wiederzuerkennen. Ernst und Scherz klingen in lebendigem Wechsel aus diesen „Liedern" wieder und ein warmer Herzenston geht hindurch, der wohlthuend berührt. Druck und Ausstattung des Buches ist entsprechend, der Preis Mk. 2,— ist mäßig. Lz.

— Aus heiligem Quell. Gedichte von Stephanie von Goßlar. Berlin, 1896. (Verlag d. christl. Zeitschriftenvereins) 139 S. — Gedichte mit einem frommen Titel — aus einem christlichen Verlag — was ist davon zu erwarten? Ich könnte es wohl begreifen, wenn dies die Gedanken mancher Leser wären. Allein der einzige Punkt, an dem sich in etwas derartige Erwartungen bei diesem Buche bestätigen, ist vielleicht das Papier. Unwillkürlich vergleicht man die etwas einfache Ausstattung mit der reichen Fülle des vortrefflichen Inhalts, der sich auf diesen Blättern (Herrn Sup. Blach in Düsseldorf gewidmet) findet. Hier ist tiefe Empfindung und gesundes Christentum mit wahrhaft praktischer Anschauung, einer zumeist vollendeten Form und einer häufig recht originellen Auffassung verbunden. Ich wüßte kaum Einzelnes als besonders schön hervorzuheben. Der Inhalt bewegt sich auf dem Gebiete des Kirchenjahres, der Jahreszeiten, besonderer Erlebnisse, der Natur, der Stimmung u. s. w. Wunderschön ist das Lied zum Geburtstag der Kaiserin — das erste weiße Haar — Alte Augen; originell und tief das Hündlein; ferner: für Kirchgänger, im Gotteshause (worin die verschiedenen Erwartungen beschrieben werden, die an den Prediger gestellt werden), Glockenblumen u. s. w., u. s. w. Zur Probe setze ich eins hierher, ohne damit sagen zu wollen, daß es nicht noch andere, schönere in der Sammlung gäbe. Das heißt: In der Fremde.

Und muß ich meinen Wanderstab
Von Ort zu Orte tragen,
Wo keinen treuen Freund ich hab'
So will ich doch nicht klagen;
Denn, fühle ich mich fremd, allein
In Freuden oder Sorgen,
Tret in ein Gotteshaus ich ein,
So bin ich wohlgeborgen.
Und ob es steht am Meeresstrand
Umtönt von Wogenrauschen, —
Im Haidekraut und armem Sand,
Wo dunkle Kiefern lauschen, —
Ob es gesprengt in Felsgestein,
Lebendgen Quell umschließet,
Ob es vom Berg im Sonnenschein
Weithin den Wandrer grüßet —
Ist es ein hoher Säulenbau
Geweiht seit wenig Jahren,
Ist es ein Kirchlein altersgrau,
Das Sturm und Drang erfahren:
In diesen Hafen lenk ich ein
Aus allem Weltgebrause,
In meines Gottes Haus allein
Da bin ich recht „zu Hause"!

M. v. N.

— Friedrich Rückerts Werke in sechs Bänden. Herausgegeben von Prof. Dr. Conrad Beyer. Mit litterarischen Anmerkungen, Rückerts Porträt, zwei Gedichten in Originalhandschrift und einer Einleitung: Friedrich Rückerts Leben und Bedeutung. 6 Bde. (Leipzig, Gustav Fock). Pr. Mk. 4,80

Sind dreißig Jahre seit dem Tode eines berühmten Schriftstellers verstrichen, so schießen die Neudrucke seiner Werke wie Pilze aus der Erde hervor. Der Volksfreund wird alle die billigen Volksgaben nicht immer mit gleicher Freude begrüßen. Wen kann es erfreuen, daß z. B. die sämtlichen Werke Heinrich Heines bis in die Bauernstuben dringen? Anders wird man die Sache ansehen, wenn es sich um Dichter handelt, deren sittliche Stellung zu keinem Bedenken Anlaß giebt. Da freut man sich, daß seine Werke Allgemeingut werden und dem Herzen des Volks näher kommen können. In diesem Sinne begrüßen wir die neuen Ausgaben der Werke Friedrich Rückerts, des kerndeutschen Dichters. Die erste der billigen Volksausgaben, welche mir zu Gesicht kommt, ist die von Gustav Fock in Leipzig in seiner Sammlung „Neuer Leipziger Klassikerausgaben." Zunächst verdient erwähnt zu werden, daß die Herausgabe in berufene Hände gelegt ist. Prof. C. Beyer hat sich schon durch eine Rückert-Biographie bekannt gemacht, ja er kann von sich sagen, daß er sein Strebens- und Lebensziel dem Rückertkultus geweiht hat. Darin liegt zwar eine große Überschwenglichkeit, doch gewinnen wir dabei das Vertrauen, daß uns hier eine mit liebevollem Verständnis getroffene Auswahl geboten wird. Mit Recht sind die Dramen und einiges andere weggelassen. Die Ausstattung ist für den angegebenen niedrigen Preis gut, der Druck, wenn auch nicht sehr groß, doch klar. Wem das Papier nicht gut genug ist, muß zu der teureren der Velin-Ausgabe (geb. 9 Mk. 50 Pf.) greifen. Die vorliegende ist eine gute empfehlenswerte Volksausgabe. Wt.

7. Unterhaltungslitteratur.

— Pygmalion, Novellen von Wilh. Hegeler (Berlin W. F. Fontane & Comp.) 1898. Pr. Mk. 2,—.

Solche Schriften mögen wir nicht, wenn sie auch viele Erregung der Sinnenlust bringen. Es ist keine Kraft dabei, die Versuchung abzuweisen. Solch ein Büchlein ist eine traurige Gabe. Daß auch, wie drinnen erzählt ist, Diener Gottes fallen und Alte aus ihrer Schar sehr schwach werden, hat noch niemand bestritten. Ob aber solche Leute, die zu diesem Unfug ihr Ja und Amen sprechen, besonders berufen sind, auf die Wunde ihre Hand zu legen, bezweifeln wir. Wir denken: es giebt leichtfertige Patrone auf allen Gebieten — und bei vorliegenden Novellen ist der Verfasser auch ein solcher. F.

— The Manxman by Hall Caine. (Leipzig, B. Tauchnitz 1897.) 2 Bände. Pr. jedes Bandes Mk. 1,60.

Der Verf. ist 1853 in der Grafschaft Cheshire geboren, wollte ursprünglich Architekt werden, wendete sich aber 1873 der journalistischen Lauf-

bahn zu und hat seitdem eine Reihe Bücher geschrieben, teils wissenschaftlicher, teils belletristischer Art; er hat die halbe Welt durchreist, wohnt aber in der Regel auf seinem Landgut Greena Castle auf der Insel Man. Sein Name wird in letzter Zeit in englischen Zeitungen viel genannt, oft lobend, oft mit starkem Widerspruch; aber aus allen Beurteilungen geht doch hervor, daß er von seinen Landsleuten, wie auch in Nord-Amerika für einen bedeutenden Schriftsteller gehalten wird, an dessen Büchern, auch an dem vor kurzen erschienenen „The Christian" man nicht so ohne weiteres vorübergehen kann. „The Manxman" ist 1894 in London herausgekommen, hat in England und Nord-Amerika große Verbreitung gefunden und ist vor kurzem auch ins Deutsche übertragen. Der Roman spielt auf der Insel Man, deren besondere staatliche Einrichtungen und Sitten der Verf. als Hindergrund seiner Erzählung mit Geschick verwertet, auch einzelne Brocken des „Manx" der keltischen Ursprache der Bevölkerung sind eingestreut; ein Teil des Erfolges des „Manxman" in England ist jedenfalls der fremdartigen Umgebung zuzuschreiben, in der sich die Personen des Romans bewegen. Im übrigen ist das Buch ein durchaus moderner Roman, in dem sich alles um die Liebe zwischen Mann und Weib dreht, und zwar die Liebe, welche als verzehrendes Feuer, nicht als heiligende, läuternde Macht sich geltend macht; modern auch insofern, als der Naturalismus gründlich zu seinem Recht kommt und schließlich auch modern, weil in dem ganzen Buche mit nebensächlichen Ausnahmen keine wahrhaft edle, liebenswerte, sittlich starke Persönlichkeit vorkommt. Die eigentliche Heldin des Buches, Kate Cregeen, Tochter eines methodistisch gerichteten Mühlen- und Gasthofbesitzers, ist ein schönes und begabtes, aber auch kokettes und liederliches Mädchen, das in der Abwesenheit ihres Bräutigams sich dem Freunde desselben an den Hals wirft, ihn mit allen, dem Weibe zu Gebot stehenden Mitteln zur Sünde zwingt und kurz darauf ihren wieder zurückkehrenden Verlobten Peter heiratet. Später brennt sie ihrem Manne durch, läuft zu ihrem Geliebten, verläßt diesen, versucht sich zu töbten, wird in's Gefängnis geworfen und erreicht schließlich zum Lohn für alles die Vereinigung mit dem Manne ihrer Wahl. Die Sache wird dadurch pikant, daß der letztere, Philip Christian, zum obersten Richter „deemster" der Insel Man gewählt wird, in den Augen des Volkes ein unantastbarer Charakter, eine hervorragende Persönlichkeit, aber durch Kate von Heimlichkeit zu Heimlichkeit getrieben, doch eigentlich nur ein Schwächling und ein innerlich elender, gebrochener Mann ist. Möglich wird die ganze Geschichte nur deshalb, weil Kates Mann Peter ein wahrer Ausbund von Gutmütigkeit ist, der den Edelmut schließlich so weit treibt, daß er sich aus Liebe für Philip von Kate scheiden läßt und in die weite Welt hinauszieht. Schon aus dieser kurzen Übersicht ergiebt sich, daß der Roman mit allerlei aufregenden Szenen gespickt ist und der „Menschheit ganzer Jammer" darin eine Rolle spielt; wo es not thut, werden die Elemente herangezogen, um den Eindruck zu verstärken. Das Christentum ist hauptsächlich durch zwei Personen vertreten: durch ein altes, wahrhaft christlich denkendes und handelndes Fräulein und durch den Vater Kates, einem methodistischen Stundenhalter voll frommer Reden, aber im Herzen ein Heuchler und Schurke ersten Ranges. Die fortwährende Verwendung von Bibelworten durch diese Karrikatur eines Christen wirkt höchst abstoßend und macht das Lesen des Buches nicht immer zu einer leichten Aufgabe. —

Hall Caine ist zweifellos ein Schriftsteller von Begabung; an seinem „Manxman" hat man trotzdem keine Freude, weil die Absicht, sensationell zu schreiben, zu stark hervortritt und die von ihm berührten Fragen nicht in befriedigender Weise gelöst werden. Wer die moderne englische Litteratur kennen lernen will, darf indeß den „Manxman" nicht bei Seite lassen. Trotz des Mißerfolges, den im Gegensatz zum „Manxman" sein neuester Roman „The Christian" in England gehabt zu haben scheint, halte ich es nicht für ausgeschlossen, daß Hall Caine in Zukunft noch wirklich bedeutende Bücher hervorbringen kann. v. H.

— Dürre Blätter. Zweiter Band von Heinrich Hansjakob. 3. durchgesehene Auflage. (Heidelberg. Weiß.) 297 S. Mk. 3,—.

Der erste Band dieser „dürren Blätter" hat im Jahrg. 1889 S. 1001 eine eingehende Besprechung gefunden, welcher ich mich im Wesentlichen anschließen kann; zwar manches „dürre" Blatt, welches hätte ausgeschieden werden können, aber dazwischen so viel treffende Bemerkungen und originale Gedanken, daß ich mit immer steigendem Interesse gelesen habe, ohne mich an der ultramontanen Färbung des Buches viel zu stoßen. Ich muß so manches Buch aus ungläubiger Feder lesen, in dem die großen Thaten Gottes entweder mit kalter Gleichgültigkeit oder mit wegwerfendem Hohne behandelt werden, wer will mich da tadeln, wenn ich sage, daß ich dem römischen Priester mich doch näher verwandt fühle, der doch die großen Grundglaubenswahrheiten mit mir gemeinsam bekennt. Wunderschön ist die Schilderung eines Ausfluges nach Ravensburg am Bodensee (S. 90 ff.) und sehr treffend ist das Urteil über „Homo sum" von Ebers S. 122 ff.

— Aus kranken Tagen. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. 2. Auflage. (Heidelberg. Weiß.) 287 S. 3,60 Mk.

Der Verf. hat ein schwaches Nervensystem, er ist „erblich belastet". Er litt an Schlaflosigkeit und kam allmählich so weit herunter, daß tiefe Melancholie und „Zwangsvorstellungen" ihn quälten. Da entschloß er sich kurz und ging aus freien Stücken in die berühmte badische Irrenheilanstalt Illenau im Schwarzwald. Sein Tagebuch aus Illenau von Neujahr bis Ostern 1894 hat er nun veröffentlicht und man kann ihm dafür danken, daß er es gethan hat. Nicht bloß, daß alles, was er schreibt interessant ist, er verfolgt auch mit seinem Buche einen lobenswerten Zweck. Er will den Nervenleidenden — und wie groß ist ihre Zahl in unsrer Zeit — die Scheu nehmen, rechtzeitig eine für sie geeignete Heilanstalt aufzusuchen, er dringt darauf, daß man auch im größeren Publikum das Vorurteil gegen Anstalten wie Illenau u. s. w. schwinden lasse. Ganz gesunde Nerven hat er auch in Illenau nicht wieder bekommen, aber ein Segen ist ihm doch der Aufenthalt geworden: „Illenau, das gefürchtete, geflohene, verabscheute, das infamierende, war mir in den Tagen des Sturmes der rettende

Hafen. Es nahm mich auf in einer Zeit, da ich nicht wußte, an welcher Klippe ein von Schwermut und Zwangsvorstellungen geplagtes Lebensschifflein scheitern würde. Es wurde dem durch heißen Wüstensand gejagten Wanderer zur Oase des Friedens, wo er die erste Ruhe, wo er Trost und Hülfe fand in der höchsten geistigleiblichen Not. Mag manches Wort des römisch-katholischen Priesters uns fremd klingen, ein gutes, beherzigenswertes Buch ist es doch und mit Freuden will ich es zur Lektüre empfehlen. J. P.

— Jugendgenossen. Roman von Karl Manno (E. v. Lemcke). 3 Bde. (Berlin, Janke.) 12 Mark.

Wir wollen gerne anerkennen, daß der Roman mit Talent geschrieben ist. Namentlich die Schilderung des Jungenlebens in der norddeutschen Seestadt ist voll urwüchsigen Humors. Ref. kann da etwas aus Erfahrung mitsprechen, die Jungens und ihr Jargon kamen ihm sehr bekannt vor. Später geht es mit Harald Winfried ins bunte Leben hinein und man windet sich oft nur schwer durch die Fülle der Gestalten hindurch. Aber schließlich fragt man doch: wozu das Alles? Auf dem Gymnasium wurden wir gelehrt, in jeder Dichtung eine Idee zu suchen: ja, haben die meisten modernen Romane überhaupt noch eine Idee, einen Zweck, warum sie geschrieben werden? ist da neben dem „delectare volunt" auch noch ein „docere"? Wenn man diese drei Bände gelesen hat, hat man einen weiteren Nutzen davon gehabt, als den, eine unausgefüllte Stunde mit ganz talentvollem Geplauder sich haben anfüllen zu lassen? Ich wüßte kein Wort, welches haftete und zu weiterem Denken dem Leser anregen könnte. Schließlich doch weiter nichts als Futter für die Leihbibliotheken. In dem Buche eines geistvollen Katholiken (Hansjakob) las ich folgenden Satz: „Man wird nie finden, daß ernste, denkende Männer und tüchtige Hausfrauen den Roman lesen und lieben. Man kann auf die Leser der Romane und auf diese selbst am treffendsten das Sprichwort anwenden: „Sage mir, mit wem du umgehst, und ich sage dir, wer du bist. Nach der Lektüre kann man die Menschen vortrefflich taxieren, und nach den Menschen, die sie lesen, auch die Bücher selbst." Vielleicht ist das zu viel gesagt, denn es hat allezeit auch Romane für ernste Leute gegeben, aber auf den Durchschnittsroman gesehen, hat Hansjakob Recht, und mehr als ein Durchschnittsroman, wenn auch ein leidlich talentvoller, ist auch „Jugendgenossen" nicht. J. P.

— Wahrheit und Träume von Jonathan. Aus dem Holländischen übersetzt von Pfarrer Dr. O. Kohlschmidt. (Leipzig, Jansa.) XIV und 214 S. Eleg. geb. 3 Mk. 60.

Der Jansasche Verlag hat uns die Bekanntschaft mit dem trefflichen Holländer Koetsveld vermittelt und er führt nun fort und lehrt uns auch Hollands Humoristen Hasebroek (1812—1896), der unter dem Namen Jonathan schrieb, kennen. Aus einer größeren Anzahl von Skizzen sind hier 12 übersetzt und mit einer instruktiven Vorrede des Dr. Zuidema in Utrecht eingeleitet. Zu ihrer Charakterisierung läßt sich vielleicht folgendes sagen. Der Verf., ein alter Junggeselle, sieht aus dem stillen Frieden seines einsamen Stübchens die Dinge an sich vorübergehen, nicht die großen welterschütternden Ereignisse, sondern die Dinge des alltäglichen Lebens. Die tägliche Zeitung, seine alte Wanduhr, sein Album, das erste Blatt seiner Familienbibel, worauf die Namen seiner Vorväter stehen, das und noch manches andere fesselt seinen Blick und giebt ihm gute Gedanken, bald voll gutmütigen Humors, bald voll tiefen Ernstes, und was er so denkt, das weiß er, liebenswürdig plaudernd, mitzuteilen. Es sind immer nachdenkliche Worte einer Seele, die den Frieden gefunden und gelernt hat, die Dinge sub specie aeternitatis, im Lichte der Ewigkeit anzuschauen. Unter den Deutschen erinnert er am meisten an Claudius, unter den Engländern an Charles Lamb (1775—1834). Jedenfalls ist es der Mühe wert, hin und wieder einmal eine dieser freundlichen Skizzen zu lesen, man kommt wirklich auf allerlei gute Gedanken dabei. — Wie bei vielen neueren Büchern ist auch bei diesem der Einband geschmackvoll. Der alte Jonathan blickt sinnend auf seine alte Wanduhr, über welcher der Spruch steht: una ex his hora mortis, „eine unter diesen Stunden ist die Stunde deines Todes." J. P.

— Fern von Madrid. Roman von Joachim von Dürow. (Dresden und Leipzig. Carl Reißner.) 1897.

Wir haben vor kurzem an dieser Stelle desselben Verfassers „Ahn und Enkel" besprochen. Die ihm nachzurühmenden Vorzüge weist auch der vorliegende Roman auf: scharfe Charakteristik der Figuren, knapper Stil, anschauliche Darstellung neben einer gründlichen Kenntnis des Bodens, auf dem die Dinge vor sich gehen. Es ist nicht viel Handlung da, aber der Verfasser fesselt darum nicht weniger durch die naturwahre Zeichnung. Die Geschichte spielt in Mecklenburg. Der Jagdjunker Kurt v. Ellern übernimmt das etwas vernachlässigte Gut Silchow, das unter seiner Leitung wieder in die Höhe kommt. Er fühlt sich wohl auf dem heimatlichen Erde, fern von der Hofluft, „fern von Madrid", in der Stille seiner Wälder, inmitten seiner Arbeit. Aber seine stolze kühle Braut Heliane, die infolge fast fortwährender Reisen das Haften an der Scholle nicht kennt und sich fast als Kosmopolitin fühlt, teilt die Neigungen ihres Bräutigams nicht. Sie bedarf Großstadtluft, das Treiben des Hofes, der Gesellschaft, den Parfüm der Salons. Schließlich sehen sie beiden ein, daß sie nicht für einander passen. Heliane giebt Kurt frei in einem Augenblick, wo er in der Tochter des Gutsnachbars, Karla von Warkendorf, bereits diejenige gefunden hat, die zu ihm paßt, wenn das vorerst auch unausgesprochen bleibt. Kurt v. Ellern hat einen Freund, den Professor von Hagendorf, der als Archivar an den Hof berufen ist. In diesen verliebt sich Heliane und lernt in und durch die Liebe zu ihm erst recht weiblich empfinden. Als nach kurzem Glück der Professor in Italien bei einer Ausgrabung verunglückt, widmet sie sich einzig ihrem Kinde und den Werken barmherziger Liebe. Kurt v. Ellern führt die Gutsnachbarin heim. Das alles ist, wie man sieht, sehr wenig bedeutende Handlung, das Motiv ein ziemlich alltägliches, aber das Wie der Ausführung erhebt das Buch hoch über die litterarische Dutzend-

waare. Der kleine Justizrat Wollrath und die Mutter des Professors von Hagendorf sind wahre Kabinetsstücke feiner Charakterzeichnung. — r.

— Heimat und Fremde. Eine Erzählung aus dem Volk von Helene Dalmer. (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) 1897. Pr. Mk. 1,20, Geb. Mk. 2,—.

Eine ebenso lehrreiche als anmutige Erzählung, der man namentlich auf dem Lande die weiteste Verbreitung wünschen möchte, da sie sehr geeignet ist, dem unbedachten Drängen der Dorfbewohner in die große Stadt entgegenzuwirken. Die Verfasserin ist wohlvertraut mit ländlichen Verhältnissen sowohl als mit der Lage der Großstadtbewohner, und zeichnet mit feiner Menschenkenntnis und tiefem Verständnis die Folgen, die dem leichtsinnigen Ortswechsel oft schon auf dem Fuße folgen. Das Buch giebt einen in die Augen springenden Anschauungsunterricht über das Psalmwort: „Bleibe im Lande und nähre dich redlich", oder man könnte es auch eine volkstümlich gehaltene, mit lebensvollen Beispielen durchwirkte Predigt nennen über den Text: „Es ist ein großer Gewinn, wer gottselig ist und läßt ihm genügen" (1. Tim. 6, 6).

Als ein besonderer Vorzug der Erzählung ist hervorzuheben, daß sie durchaus praktisch ist und daß nur durch Thatsachen, nicht durch Worte oder Betrachtungen gepredigt wird, daß sie aber der guten Lehren, die der wärmsten Beherzigung wert sind, eigentlich auf jedem Blatte giebt. Recht eigentlich ist es darum ein Beitrag zur Volkserziehung, der hier in höchst ansprechender Form geboten wird und dessen Verbreitung sicher gute Frucht tragen wird. Jung und Alt, Reich und Arm, Dörfler und Städter kann daraus lernen und wird mit lebhaftem Interesse das darin gegebene Bild christlichen Familienlebens anschauen. Es ist warm zu empfehlen. Lz.

— Die Gräfin. Von Emil Frommel. Sechste durchgesehene Auflage. (Barmen, Verlag von Hugo Klein, Julius Pertz). 62 S. kl. 8°. Mk. 1,—, geb. Mk. 2,—.

Eine Erzählung von Emil Frommel und sechste Auflage ist eine doppelte Empfehlung. Der Name des Verfassers, der nun in der Ewigkeit Weihnachten feiert, hat in den gläubigen Kreisen einen guten Klang; er stellt sich an die Seite eines Glaubrecht und Caspari; und eine sechste Auflage erlebt heutzutage, da es von Jedem, Männlein und Fräulein, das die Feder führen kann heißt: es dichtet, resp. schreibt Erzählungen, auch nur selten ein Büchlein. Leider am ehesten sind es noch die religion- und sittenverderbenden Schriften, welche Massenverbreitung finden. Darum freut man sich doppelt, wenn es ein so durch und durch gutes und edeles und dazu auch in Sprache und Form ausgezeichnetes Werkchen ist, wie das vorliegende, dem diese Ehre zukommt. Es erzählt uns aus der Zeit der französischen Revolution durch den Mund der Großmutter die Geschichte eines Mädchens aus gräflichem Hause. Wer selbst eine betagte Großmutter hatte, die das Erzählen verstand, wird Frommel zustimmen: „Alte Leute können ein lebendiges Geschichtsbuch sein mit vielen bunten Bildern und Seiten, in welchen man gern liest. Freilich müssen sie nicht bloß gelebt sondern auch erlebt haben, und vor allem müssen Gemüt, Augen und Ohren offen gewesen sein. Denn es giebt auch alte Leute, aus denen man nichts herauskriegt, weil nichts drin sitzt. Wer aber so seine 70 bis 80 Jahre gelebt hat, und besonders in einer Zeit, wo's drunter und drüber ging, der kann auch ein Stücklein nicht bloß erzählen von den Menschenkindern, sondern von dem lebendigen Gott, der seine Meisterhand in allem hat und schließlich den Sieg behält. Man muß nur warten können in der Welt." Und dazu die wunderbar humoristische Beschreibung der erzählenden Großmutter: „Ich sehe sie noch sitzen in der schneeweißen, gefalteten Haube, mit dem alten, freundlichen Gesicht darunter, aus dem die hellen, braunen Augen unter den vielen Falten herausschauten, wie die Sterne unter zerrissenen Wolken. Wenn's so recht gut durchwärmt war in der Stube, und auf dem „Häuserle" das alte Unschlitt zusammenbrannte und ihr kranker Fuß auf dem weichen Schemel gut ausruhte, da konnte sie ihre Geschichten am besten erzählen." Da sieht man doch, daß Frommels Vater ein Maler war. Das Mädchen aus gräflichem Hause wird durch einen Diener zu deutschen Bauersleuten geflüchtet, heiratet einen Schreiner und ist glücklich mit dem braven Mann, bis die gräfliche Mutter es auffindet und weil es von dem Mann nicht lassen will, das junge Ehepaar reich macht. Da wird der Reichtum zum Verderben: sie gehen unter und würden ganz verdorben sein, wenn nicht die Wiederumkehrenden in ihrem früheren Häuschen Gottes Gnade und Segen gefunden hätten. Wie bei allem, was Frommel schrieb, findet sich in der Geschichte auch manche Perle aus dem Lebensstrom eingewoben und mancher Silberblick des Glaubens eingefügt. Solche Geschichten sieht man gern in immer neuen Auflagen ausgehen. F.

— Unterwegs. Neue Erzählungen. Von Emil Frommel. Zweite Auflage. (Barmen, Hugo Klein, Julius Pertz.) 136 S. 8°. 1897. Pr. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

„Blumen, die unterwegs nur aufgeblüht sind" — hat E. Frommel beim ersten Ausgehenlassen (1890) diese Erzählungen genannt. Jetzt gehört er selbst zu dem Gras, das der Mäher abgehauen hat, und sein Sohn Carl hat die neue Auflage besorgt. Er hat recht, wenn er meint, daß dies Büchlein allen denen, welche noch unterwegs sind und deren Herz und Auge aufgethan ist, die Dinge dieser Zeit im Licht der Ewigkeit zu schauen, eine Erquickung sein werde. Die Geschichte des Nagelschmiedes von Finsterbronn zeigt uns die alte Geschichte, die ewig neu bleibt: daß gegenüber verrohten und gesunkenen Menschen die Liebe mit der That, wie sie es dort auch beim verlorenen Sohn gewesen, die größte Macht zu retten sei. Und wie's der Herr vergilt, erweist sich an des Helfers Sohn, dem des geretteten Nagelschmied's Sohn in Amerika wieder in die Höhe hilft. Wenn die „Heimatlosen", von denen Frommel uns erzählt, auch nicht Glaubrechts Heimatlose sind, so finds doch mancherlei Leute, die heimatlos uns ihr Elend zeigen; von denen wir mit Frommel wünschen, daß sie nur die rechte Heimat finden möchten. Bei solchen Geschichten, wie aus denen, die er bei seinem

Gasteiner Aufenthalt mit dem Kaiser erzählt, kann man ersehen, wie die Kunst das trockne Material belebt, wie der Österreicher, von dem er erzählt, sein Pfeifen mit dem Munde so zu gestalten wußte, daß selbst der Kaiser es lobte. F.

— Hie gut Württemberg allweg! Ein litterarisches Jahrbuch aus Schwaben. Erster Band. (Heilbronn, Eugen Salzer 1898.) Pr. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,50.

Der Reinertrag dieses Bandes ist für die Hagelbeschädigten Württembergs und Badens bestimmt. Der Inhalt setzt sich aus Arbeiten schwäbischer Verfasser zusammen — ein bunter Strauß von Erzählungen, Gedichten, Erinnerungen an schwäbische Dichter u. s. w., geschichtlichen und biographischen Arbeiten u. dgl. mehr. Mit der seit langem bekannten Christoterpe hat das Jahrbuch eine gewisse Ähnlichkeit in der ganzen Anordnung, aber der christliche Charakter der Christoterpe ist hier weniger ausgeprägt. Es ist sehr viel Schönes in dem Salzerschen Jahrbuch, besonders die humoristischen Stücke sind ganz allerliebst. Daß hier und da schwäbischer Dialekt verwendet wird, schadet nichts, auch der Norddeutsche liest sich schnell hinein. Am wenigsten gefällt uns die Plauderei von Isolde Kurz: „Es und ich" — sie ist gesucht geistreich und wird hoffentlich nicht viele Leser zu der von der Verfasserin bekundeten Absicht bringen, sich nach dem Tode verbrennen zu lassen. Hoffentlich folgen diesem ersten Jahrgange noch viele andere. v. H.

8. Verschiedenes.

— Das Kind, der Weise und der Teufel von Coulson Kernahan. Aus dem Englischen übersetzt von C. R. (Leipzig, Jansa.) 63 S. eleg. geb. Mk. 1,—.

Ein kurzes, aber sehr ernstes und inhaltreiches Schriftchen. Visionen sind es: die Welt in ihren Fürsten und Weisen erklärt Christum für einen Betrüger, von dem sie sich nicht länger will narren lassen, und setzt ihn ab. Gott aber spricht: „euer Wunsch soll erfüllt werden, denn ich, der Herr kann geben und auch wieder nehmen — es giebt also keinen Christus mehr." So blicken wir in die Zeit hinein, von welcher Daniel 9, 26 spricht, daß Christus ausgerottet und nichts mehr sein wird. Denn in der christuslosen Welt werden auch noch Menschen sich abquälen über den Rätseln des Lebens, aber eine Antwort auf ihre Fragen werden sie nicht finden, sondern (2. Thessalonicher 2, 10, 11) Gott wird ihnen kräftige Irrtümer senden, daß sie der Lüge glauben müssen, weil sie die Liebe zur Wahrheit nicht angenommen haben, daß sie selig würden. Auch von ihrem Gewissen geängstete Sünder wird es geben, denen die Weisheit dieser Welt den Glauben an den sündenvergebenden Heiland nimmt, ohne ihnen etwas dafür geben zu können, was sie vor Verzweiflung und Hölle rettet. Und arme leidende Menschen wird es geben, die aber nicht mehr beten können und in der Nacht ihrer Trostlosigkeit untergehen müssen. „Und auf Erden saßen die Weisen und freuten sich über ihre Weisheit, und daß sie dadurch für immer die Religion der Trübsal vernichtet hatten. Und im Reich der Finsternis saß Satan und spottete über die Weisen; denn obgleich er selber sehr weise ist, so wußte er auch, daß gar manches kleine Kind weiser sei als er und sie." J. P.

— Gewissenszeugnis eines Duellanten gegen das Duell von einem Schleswig-Holsteinischen Kampfgenossen 1848/51. (Stettin, Joh. Burmeisters Buchhandlung). 1897. 52 S. Preis Mk. 1,—.

Der unbekannte Verfasser erzählt uns von seiner Seelenangst, die er bei einem aufgenötigten Duell ausgestanden habe, während er mit größter Kaltblütigkeit im Kriege von 1848—51 mitgefochten habe. Die gewaltsame Pazifikation Schleswig-Holsteins durch Preußen und Österreich, die Auslieferung an dänisches Willkürregiment und düstere Blicke in eine trostlose Zukunft hätten sein Gemüt soweit verbittert, daß er auch mit österreichischen Offizieren Duellhändel begann. Dagegen habe er später dem Duellantrage eines Grafen keine Folge gegeben. Er knüpft daran Erörterungen der Duellsucht mancher Studenten und rühmt die Ehrenfestigkeit vieler Offiziere gegenüber dieser Unsitte. Ganz einfach klar und vollständig setzt er auseinander, daß das Duell der Logik, der Religion und Moral widerstreitet. Es unterliegt keinem Zweifel, daß das Büchlein mit seinen Schilderungen studentischer und militärischer Verhältnisse manchem Musensohne und Offiziere eine angenehme und belehrende Lektüre sein wird. s.

— Über geistige Heimatlosigkeit in der deutschen Gegenwart. Von D. L. Wiese. (Berlin, Wiegandt und Grieben.) 1897. 29 S.

Eine kleine, äußerst inhaltvolle und gehaltreiche Schrift, in der der hochverehrte Hr. Verf. aus dem reichen Schatze seiner Erfahrungen wertvolle Mitteilungen in klassischer Form und edler Sprache macht. Heimatlosigkeit ist ein böses Wort, aber leider ein heutzutage schon sehr bekannter Begriff, nicht nur inbezug auf die Wohnstätte, sondern auch als Friedlosigkeit im modernen Geistesleben. Als einziges Heilmittel weist der Verf. auf die christliche Zuversicht, auf die ewig unwandelbare Wahrheit des Wortes hin: „Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende". Einige Bemerkungen über die zur Zeit verwirrten Verhältnisse unserer höheren Schulen schließen das sehr lesenswerte Schriftchen: sie sind deshalb von besonderer Bedeutung, weil sie aus der langen Erfahrung des um das Schulwesen so hoch verdienten Hr. Verf. stammen. v. H.

— Die Moral im öffentlichen und privaten Leben. Aus dem Französischen. (Leipzig, Theod. Thomas.) 1897. S. 64.

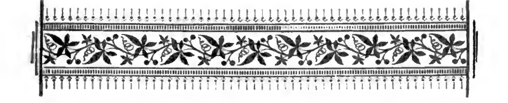
Die Schrift handelt von der Erziehung, den Frauen und vom häuslichen und individuellen Glück. Der Übersetzer gehört zur Egidy' oder Lehmann-Hohenberg'schen Gefolgschaft, deren großer Prophet Dühring ist. Er nennt sich Johann Ummingen zu Hall in Tyrol, wo von dem Evangelium, das daselbst Urban Rhegius im Reformationszeitalter eine Zeit lang gepredigt hat, nicht viel mehr bekannt zu sein scheint. Es genügt zur Charakteristik des Übersetzers folgende Anmerkung auf S. 22 niedriger zu hängen: „Ein in More

erzogenes oder einer solchen fähiges Volk wird nämlich nicht Gesetze notwendig haben, wie solche Moses z. B. den Juden zu geben sich genötigt sah, wie „Du sollst nicht töten ꝛc." Verfasser und Übersetzer staunen anbetend die Weisheit Rousseau's an. Damit soll nicht gesagt sein, daß sich nicht wie bei diesem so auch im vorliegenden Büchlein manche gesunde Gedanken finden, und daß wir nicht selbstverständlich das Dringen auf Moralität nur billigen können. Nur erscheint uns die Arbeit für Sittlichkeit, welche der Religion feindlich gegenübertritt und jene auf sich selbst oder die Natur stellen will, als eine Don Quixoterie oder Sisyphos-Anstrengung. s.

— Vor der Flut. Sechs Briefe zur Politik der deutschen Gegenwart von Otto Mittelstädt. (Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1897.) S. 146. Pr. Mk. 2,—.

Otto Mittelstädt ist Reichsgerichtsrat a. D. und hat in Montreux Muße, seine Gedanken über die Fragen der Gegenwart in geistreichen Wortspielen zum Besten zu geben. Seine Briefe sind deshalb von Interesse, weil sie zeigen, daß die Gedanken hoher Gerichtsherren zuweilen um ähnliche Centren kreisen, in denen Schopenhauer, Nietzsche und Compagnie sich bewegen. Der Herr Reichsgerichtsrat ist zwar monarchisch gesinnt, aber er sieht die Monarchie im vollen Übergange zur Demokratie und weissagt allen bestehenden Ordnungen den Untergang. Für ihn giebt es nur ein Rettungsmittel, und das ist der Krieg, welcher, siegreich geführt, der Monarchie die eingebüßte Macht über die demokratischen Zeitströmungen zurückgeben könnte. Noch abstoßender als seine politischen Betrachtungen sind seine religiösen. Auf der einen Seite für Erhaltung der Religion und Sitte plaidieren, Papismus und Sozialdemokratie als Gegner brandmarken, und auf der anderen Seite die Unmöglichkeit der Erhaltung historischen Christentums proklamieren und vor der römischen Hierarchie, sowie den sozialdemokratischen Führern tiefe Verbeugungen machen, ist nicht nachahmungswert. Leider begegnet man derartigen Anschauungen in Gerichtskreisen öfter. Wenn die Herren ihren monarchischen und konservativen Sinn mit einem solchen Pessimismus für vereinbar halten, wie er sich in diesem Buche breit macht, so wollen wir mit ihnen darüber nicht rechten. Aber wenn Mittelstädt S. 99—100 und sonst zu verstehen giebt, daß ein moderner Mensch nur aus äußeren Gründen sich zum historischen Christentum bekennen könne, so muß eine derartige Insinuation mit Entrüstung zurückgewiesen werden. Für seine Behauptung, daß die folgerichtig durchgeführte Entwickelung der Christologie sich allein in der päpstlichen Kirche finde, verdient er den Segen Leos XIII. Die evangelische Kirche ist nach Mittelstädt nur eine „Geschichte des Kampfes und der Gegenbewegung gegen das historische Christentum" (S. 101). Wie mögen sich die Gelehrten der „Germania" freuen, daß der Papst für die Schmähungen der Canisius-Enzyklika sich auch auf einen evangelisch-getauften Reichsgerichtsrat berufen könne! s.





Durch die Brandung.

Erzählung aus der Gegenwart

von

H. Bredt. (Fortsetzung.)

VIII.

Elisabeth hat ihre Mutter in ihre Absicht eingeweiht, Walter Dorner, wenn er wirklich kommen sollte, abzuweisen. Frau Wilkenhaus gerät in große Aufregung; einerseits weiß sie, daß ihr Mann gerade diese Partie für die eigenwillige, wählerische Tochter besonders passend findet, andererseits hat sie die Empfindung, er sei gewiß nicht aus einer Familie, die „sich zur Kirche hält", in ihren Augen ein unersetzlicher Mangel, wenn sie auch keine besondere Wirkungen dieses Kirchenbesuches auf das Leben nennen könnte oder fordern würde.

„Du weißt, wie ich das bei Ernas Verlobung beklagte. Seit sie verheiratet ist, geht sie höchstens an den Festtagen einmal mit uns." —

„Ach, Mama, darauf kommt es vielleicht nicht hauptsächlich an. Man kann zur Kirche gehen und sehr wenig an Gott denken." —

„Man steht aber doch wenigstens unter dem Schall seines Wortes." —

Diese Phrase hat Elisabeth seit ihrer Kindheit so oft gehört, daß sie ihr keinen Eindruck macht, indessen ist ihr heute der Mutter Befürchtung dienlich.

„Herr Dorner ist schwerlich ein eifriger Kirchengänger", sagt sie ernsthaft.

„Willst du ihn denn persönlich empfangen?" —

„Könntest du es nicht für mich thun?" —

„Ich? — Was denkst du? — Nein, Kind, — fühle nur mal, wie mein Herz schlägt bei dem bloßen Gedanken, — ich rege mich zu sehr auf, du sollst sehen, ich habe nachher mein Kopfweh." —

„Dann muß ich es wohl selbst thun", sagt Elisabeth ergeben, „schreiben kann ich doch nicht, ehe er sich ausgesprochen hat." —

„Fräulein Elisabeth, eine Dame —"

„Dame? Jetzt, um neun Uhr?" —

„Sie sagte, sie werde erwartet. Soll ich sie hinaufführen?" —

Elisabeth schüttelt ungeduldig den Kopf und geht in das Besuchszimmer.

„Komme ich ungelegen, so sagen Sie es mir offen", bittet Margarete Mäander.

„Sehr gelegen", sagt Elisabeth überrascht, aber herzlich, und führt ihren Besuch mit sich die Treppe hinauf, in ihr behagliches Zimmer.

„Also hier studieren Sie? Das glaube ich, — nein, wie gemütlich; Aha, da liegt ja schon der Drummond. Und eine Bibel daneben?" —

„Ich habe manchmal eine Stelle nachgeschlagen, deren Zusammenhang ich nicht kannte."

„Immer hübsch gründlich. Ja, das lehrt Carlyle." —

„Das und die Wahrheit suchen und lieben." —



„Gewiß. Merken Sie nicht, wie wunderbar Gott Sie führt?“ —

„Gott?“ —

„Ohne Zweifel. Sein ist unser Wollen und Vollbringen, er wirkt in uns nach seinem Wohlgefallen.“ —

„Das habe ich schon gelesen —“

„Aber noch nicht erfahren? Nur Geduld, Sie werden noch klarer sehen. Dies ist Ihr Pult und dort das Ihrer Schwester? Zu nett, — und hier die vielen Bücher!“ —

„Die Sie freilich nicht alle als gute bezeichnen würden.“ —

„Wer weiß, was Sie später selbst so nennen werden“, sagt Margarete freundlich, „und was für herrliche Bilder zum täglichen Genuß! Dieser Defregger ist auch einer meiner Lieblinge, und die italienische Landschaft ist köstlich, — Original? — wunderschön! — Und diese große Photographie der Grablegung von Rafael, ich wundere mich eigentlich über den klassischen Geschmack, den ich in dieser Stadt kaum gesucht hätte.“ —

„Papa ist ein großer Kunstkenner und hat vieles selbst aus Italien mitgebracht“, sagt Elisabeth etwas gleichgiltig.

„Verzeihen Sie diese Besichtigung; ich liebe es so, die Umgebung der Menschen zu kennen.“ —

„Um daraus auf seine „Beziehungen“ zu schließen?“ fragt Elisabeth lächelnd und läßt sich neben Margarete auf dem kleinen Polstersopha nieder.

„Sie scheinen diejenigen zu der höchsten, einzigen Umgebung schon eröffnet zu haben“, sagt Margarete, liebevoll die Bibel berührend.

„Kaum, und doch muß ich gestehen, daß ich es möchte. Trotz Drummond's Belehrung weiß ich aber nicht ganz, wie ich es machen soll.“ —

„Darf ich Ihnen aus eigener Erfahrung einen Rat geben?“ —

„Ja, gerne.“ —

„Bitte, lesen Sie täglich ein Stück eines Evangeliums, aber so, wie Gottes Wort gelesen sein will —“

„Was meinen Sie damit?“

„Ich meine, wenig auf einmal, langsam und unter stetem Bitten um Gottes Hilfe zum rechten Erkennen des Sinnes. Hierzu gehört außerdem öfteres Gebet um die Gabe des heiligen Geistes, ohne welchen niemand Jesum seinen Herrn nennen, niemand ihn erkennen kann.“ —

„Glauben Sie denn wirklich, daß der heilige Geist in Menschen kommt, in uns Menschen des neunzehnten Jahrhunderts?“ —

„Das glaube ich, und das weiß ich. Bitten Sie nur, er ist Ihnen so gut ganz sicher verheißen, wie mir oder anderen.“ —

„Würde solch ein Gebet nicht schon Glauben voraussetzen, somit für mich doch Heuchelei sein?“ —

„Vielleicht nennt der Herr Ihr Wünschen und Bitten schon Glauben, wenn Sie selbst das auch noch nicht thun. Bitten Sie nur um alles, was Sie nötig zu haben meinen, und was Ihnen Menschen nicht geben können, — Sie werden noch erstaunen, wie viel es werden wird.“ —

„Beten Sie zu festen Stunden?“ —

„Auch, aber doch viel mehr bei jeder Gelegenheit. Ich finde das so natürlich.“ —

„Natürlich?“ —

„Ja, wirklich. Doch denken Sie an die Beschreibung des Wachstums bei Drummond. Das kommt von selbst, — Sie müssen nur wollen, alles andere können nicht Sie, sondern muß Gott thun.“ —

„Das kommt mir so schwächlich vor.“ —

„Wie jedem natürlichen Menschen. Mir war es ein schrecklicher Gedanke, — jetzt ist es mir der liebste.“ —

„Sehr merkwürdig“, sagt Elisabeth. „Wissen Sie, lesen möchte ich allerdings jeden Tag, denn ich habe gemerkt, daß ich durch das viele mechanische Hören und Lernen fast

nichts von der Bibel wirklich kenne und verstehe, aber das Gebet kommt mir ganz unmöglich vor; ich kann mir nicht denken, daß es Jemand hört." —

„Schön, so lassen Sie es, bis Sie das Bedürfnis fühlen", sagt Margarete, „aber natürlich giebt Gott seine Gaben nur solchen, die darum bitten." —

„Was soll ich denn zuerst lesen?" —

„Nehmen Sie den Matthäus und überschlagen Sie ruhig den Anfang, den Stammbaum, der später von mehr Interesse ist. Wenn Sie künftig einen Brief dazu nehmen möchten, so empfehle ich Ihnen zunächst den an die Epheser." —

„Galater, Epheser, Philipper, Kolosser", sagt Elisabeth, „ich weiß nicht im Geringsten, was darin stehen mag." —

„So werden Sie noch manchen Genuß davon haben." —

„Wenn ich so mit Ihnen von diesen Dingen rede, ist mir so wohl, — Sie glauben nicht, wie das Leben sich immerzu um Kleinigkeiten oder Äußerlichkeiten dreht und oberflächlich macht." —

„Das muß es aber doch nicht, wenn auch die Gefahr dazu in jedem Leben vorhanden ist. Vielleicht ist es für Sie durch die Verhältnisse etwas schwieriger, zu der Sehnsucht nach bleibenden, göttlichen Dingen zu gelangen —"

„Oh nein, die empfinde ich täglich", sagt Elisabeth schnell.

„Das ist der rechte Anfang, — was stört Sie denn besonders?" —

„Ich fühle mich so allein damit, — Niemand würde sie verstehen." —

„Das meinen Sie nur, — Ihre liebe Großmama, Schwester Johanna, Fränkels, — und dann die Kinder! Sollte denn Ihr Schwesterchen nicht gern mit Ihnen lesen?" —

„Ich glaube, sie ist ganz froh, daß das Lernen für die Konfirmation zu Ende ist und bezweifele, daß sie gern über diese Dinge nachdenken wird." —

„Sie thun ihr hoffentlich Unrecht. Ich würde es jedenfalls versuchen." —

„Ich möchte, ich hätte eine Freundin wie Sie", sagt Elisabeth.

„Was hindert Sie, mich als solche zu betrachten? Sie haben doch gemerkt, wie lieb ich Sie haben muß; wenn Sie das ein wenig erwiedern können —"

„Zu rechter Freundschaft gehört doch Übereinstimmung", sagt Elisabeth zögernd.

„Nun, wenn Sie noch ein selbstgerechtes und sattes Weltkind wären, würde mein Gefühl für Sie auch ein anderes sein. So sehe ich in Ihnen schon das, was Sie werden sollen, ein Kind und Erbe meines Gottes und damit ein Schwesterherz für mich." —

Wer könnte so liebevollen Worten wiederstehen, zumal wenn sie von einem warmen Blick aus schönen, ernsten Augen und einer leisen, liebkosenden Berührung der Hand begleitet werden! Elisabeths Herz empfindet das Gefühl eines plötzlich empfangenen Glückes. Reden kann sie nicht, aber eine herzliche Umarmung besiegelt den geschlossenen Bund.

„Fräulein Elisabeth, Herr Dorner wünscht Sie zu sprechen", meldet Joseph.

„Einen Augenblick. — Ich gehe einer sehr peinlichen Unterredung entgegen, er wird mich bestürmen, mich mit ihm zu verloben. — Nein, ich thue es nicht, aber er thut mir leid, und ich weiß gar nicht, was ich ihm sagen soll." —

„Wenn Sie glaubten, was ich glaube, könnte ich Ihnen mit Bestimmtheit sagen: der Herr wird Ihnen helfen, die rechten Worte zu finden. Allein denke ich mir das auch nicht leicht. Können Sie denn nicht ausweichen? — Weisen Sie ihn doch ab und bitten Sie ihn um schriftliche Auseinandersetzung, wenn eine solche überhaupt nötig ist." —

„Sie wäre gar nicht nötig. Meinen Sie wirklich?" —

„Natürlich, Sie brauchen sich doch nicht quälen zu lassen. Der Betreffende müßte doch eigentlich wissen, daß Sie ihn nicht lieben." —

Margarete nimmt Abschied, mit dem Versprechen baldiger längerer Zusammenkunft. Die folgende Scene wird allerdings sehr peinlich für Elisabeth. Walter, immer gewohnt, alles nach seinem Wunsch gehen zu sehen, hat Elisabeths Zurückhaltung als kluges Mittel angesehen, seine Leidenschaft auf den Siedepunkt zu bringen und sich fest vorgenommen, ihre „reizende Sprödigkeit" heut zu entwaffnen. Er kann nicht glauben, daß sie im Ernst seinen Antrag ausschlagen wird, — weiß er doch zu bestimmt, wie

willkommen er fast jeder anderen wäre. Zudem hat er heut früh Vater Wilkenhaus auf seinem Comptoir aufgesucht und dessen freudige Erlaubnis erhalten, die Neigung seiner Tochter zu gewinnen, sich somit „unsterblich blamiert“, wenn er sein Ziel nicht erreichen sollte. So bittet er denn in allen Tonarten, bittet zuletzt sogar um eine Probezeit, — aber Elisabeth, die sich heimlich geängstigt, ob sie ihm auch wirklich widerstehen könne, fühlt sich seltsam ruhig und fest. Sie hört immerfort eine leise Stimme Margaretes Worte wiederholen: „der Herr wird Ihnen helfen“ und findet zu ihrer eigenen Verwunderung den rechten Ausdruck zu der unumwundenen Erklärung, die schließlich notwendig wird, da Walter keine andere verstehen will. Nun schlägt sein Flehen in zornige Vorwürfe um, die Elisabeth ruhig zurückweist, und denen sie sich alsbald mit kurzem Abschiedswort entzieht.

Einen Augenblick sucht sie die Stille ihres Zimmers auf. Welcher Kontrast in der selbstlosen Liebe, die sie vorhin hier oben überströmte, zu der eben erfahrenen, sehr irdischen Leidenschaft. Sie kühlt die heißen Wangen und fast könnte sie sagen: Gott sei Dank, daß es vorüber ist, aber wie wird Papa es aufnehmen? Kaum hat sie der Mutter Bericht abgestattet, als Erna hereintritt.

„Na, das muß ich sagen! Dorner ist ganz fassungslos; er glaubte so fest, du wärest wie andere Menschen, hoffte sicher, du würdest das Los, das er dir bot, zu schätzen wissen! Es ist auch für uns recht ärgerlich. Paul sah schon die intimste Geschäftsverbindung mit großen Vorteilen voraus, ich lachte ihn freilich damit aus und behauptete, dir nicht so viel Vernunft zuzutrauen. Er ist wütend, Dorner dito, und ich habe beide bestimmt, gleich heut Abend abzureisen, trotz Emmy's heut erklärter Verlobung. Wir kommen ja bald wieder.“ — „Heute Abend? — Du wolltest ja Paul begleiten?“ sagt Frau Wilkenhaus aufgeregt. „Ja gewiß, ich bin auch ganz gerüstet. Die Leute sind schon am Packen, ich bringe euch die Kinder nach dem Kaffee.“ — „Da müssen wir uns doch erst einrichten. — Elisabeth, klingele. — Weiß Papa schon von der Sache?“ —

„Paul ging eben zu ihm. Ich habe jetzt keine Zeit mehr, wie ihr denken könnt.“ — Sehr unruhig geht der Tag dahin. Elisabeth sieht sich genötigt, die Mutter zu vertreten, die durch die mannigfachen Erregungen so angegriffen ist, daß sie sich legen muß. Zu allgemeiner Erleichterung hat Herr Wilkenhaus sich mit einem etwas spöttischen Achselzucken und: „des Menschen Wille ist sein Himmelreich“ begnügt, dagegen Erna's Mitreise sehr überflüssig gefunden. Die Kinder sind vergnügt in dem großen Fremdenzimmer; Lutz plaudert: „Mama teita, Puff — puff, — bringt Lutz was mit, — Lutz sehr lieb, nich, Tante Libeth?“ — Elisabeth hat sich bisher herzlich wenig um die Kleinen gekümmert und im Stillen über ihrer Mutter „Affenliebe“ gespöttelt. Heut findet sie Lutz amüsant und das Baby reizend; sie erbietet sich sogar, das Kleine zu nehmen, während die Wärterin ordnet und das Abendbrot zurüstet, und freut sich über das vertrauensvolle Anschmiegen des lieblichen Geschöpfchens. Annie ist von Natur kinderlieb und weiß allerliebst mit Lutz zu spielen, — sie sieht ganz verwundert auf Elisabeth und fragt schließlich: „Aber deine Studien, Lies?“ — „Dies ist auch ein Studium.“ —

„Ich bin so froh, daß wir die kleinen Schätze mal allein für uns haben.“ —

Die Geschwister haben eiligen Abschied genommen, Dorner fährt ein großes Stück mit ihnen zusammen, und Erna's letzte Worte sind: „Langweilig, natürlich wird er nur über sein Schicksal seufzen!“ —

IX.

„Da erhalte ich eben ein etwas sonderbares Telegramm“, sagt Herr Wilkenhaus acht Tage später, gegen 10 Uhr ins Zimmer seiner Frau tretend, die mit Elisabeth irgend eine Beratung hält.

„Paul scheint nicht wohl und Erna sehr beunruhigt.“ — Die Mutter sitzt in atemloser Spannung, Elisabeth blickt über des Vaters Schulter in den Zettel.

„Gleich kommen. Paul sterbend. Verzweifelnd. Erna. Bayrischer Hof. München."

„Du weißt ja, wie Erna ist", sagt er in beruhigendem Ton, während Elisabeth unter ihren zitternden Händen seine Stuhllehne erbeben fühlt. „Ich werde doch wohl am besten diesen Mittag hinfahren." — „Um Gottes Willen, Karl, was schreibt sie denn eigentlich?" —

„Es ist auf alle Fälle günstig, daß sie schon in München sind. Laß Joseph meinen Handkoffer packen, ich muß zum Herrn Bruder Wiener. — Elisabeth, höre — er zieht die Tochter zur Thür und flüstert: „Teile es ihr mit, Kind, aber schonend, — ich fürchte —"

„Sag' mir, Kind", bittet die Mutter, „es ist gewiß etwas schlimmes, Papa schien so erregt, und du bist ganz blaß." —

„Wir wissen ja nichts bestimmtes", sagt Elisabeth ausweichend, „sie scheint Paul für sehr krank zu halten und bittet Papa zu kommen." —

„Gott wird uns das doch nicht anthun", jammert Frau Wilkenhaus, „denke doch, wie schrecklich, — bei Erna's Jugend, — und nun auf der Reise! — Hoffentlich hat sie doch eine Pflegerin, daß sie sich ja nicht überanstrengt. Papa soll gleich noch einmal telegraphieren." —

„Ja gewiß, Mama, — ich will jetzt nur eben Joseph Bescheid sagen." —

Elisabeth ist ganz froh, zu entwischen und sich sammeln zu können, nachdem sie des Vaters Auftrag ausgeführt. Ist es denn möglich? Paul, der junge, lebenslustige, gesunde Mann im Vollgefühl der Kraft, soll sich schon der Grenze nahen, die jeder vor sich weiß, aber so gern noch recht weit entfernt denkt?

Wenn es **nicht** mit dem Tod zu Ende ist, wie wird es mit Paul werden? Er hat keine Beziehungen zum Ewigen gepflegt, die Organe dafür verkümmern lassen, — was kann für ihn „Seligkeit" für eine Bedeutung haben? —

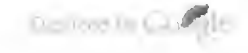
Herr Wilkenhaus kehrt mit der Nachricht zurück, Herr Wiener, Pauls Vater, werde ihn begleiten, eilt noch einmal ins Geschäft, um dort das Nötigste zu ordnen und sucht dann seine Frau nach Kräften zu beruhigen. Wer weiß, was irgend ein Dummkopf Erna in den Kopf gesetzt hat? Paul ist ja ein so durchaus gesunder Kerl, er wird sich schon durchbeißen. Kopf oben. — Im letzten Moment, ehe er in den Wagen steigt, kommt ein Brief Ernas und Elisabeth liest ihm auf dem Weg zum Bahnhof die Hauptsachen daraus vor, da er nicht ohne Brille sehen kann.

„Seit gestern Abend sind wir hier. Paul fühlte sich schon vorgestern in Wien nicht wohl und bat mich, den Aufenthalt abzukürzen. Es war sehr schade, wir amüsierten uns köstlich. Paul bekam auf der Reise furchtbare Kopfschmerzen. Er ist heute liegen geblieben und ich langweile mich gewaltig. Wäre nur jemand mit uns hier, dann könnte ich doch etwas besehen. Hoffentlich ist Paul nachher besser.

Mittags. Er kam mir vorhin so komisch vor, daß ich zum Doktor schickte, der wird die dumme Geschichte wohl etwas beschleunigen können. Der Hotelier kam eben selbst zu mir, fragte nach Paul und ging auch mit zu ihm. — Denkt nur, der Doktor sagt, Paul wäre sehr krank. Es ist zu dumm; ich wollte, wir wären zu Hause. Einer von Euch kommt vielleicht her, ich kann doch nicht gut allein bleiben. Der Doktor fragte, ob ich schon Jemanden gepflegt, schon die Nacht gewacht hätte. Er schickt gleich eine Schwester. Es ist mir ganz lieb, denn die kalten Umschläge, die ich jetzt legen muß, sind unangenehm zu machen — meine Finger sehen schon ganz wie die einer Waschfrau aus. Der Doktor sagte mir nicht, was es eigentlich ist. Paul spricht die ganze Zeit allerlei Zeug, ich sage immer, er solle doch still sein." — Der Brief endet mit der erneuten Bitte, Papa oder Elisabeth möchte doch zu ihr kommen.

„Wann ist das geschrieben? Montag? Und heut ist Mittwoch. Weißt du, Kind, so fängt Gehirnentzündung an. Gott gebe, daß wir ihn noch lebend treffen; Wiener ist natürlich in großer Aufregung, es wird eine nette Tour werden." —

Frau Wiener und Emmy begrüßen Elisabeth auf dem Perron, und letztere tauscht Erna's Brief gegen ein eben eingelaufenes Telegramm aus: „Zustand ernst, noch Hoffnung. Professor Herder konsultierend zugezogen. Dr. Heim."



„Unsere armen Kinder. Wer hätte das gedacht? Wie erträgt es denn Ihre liebe Mama?" —

„Danke, Mama regt sich ja immer sehr auf —"

„Grade wie mein Mann. Ich bin sehr froh, daß unsere Herren zusammen reisen. Ihr Papa ist so resolut, das thut jedem wohl." —

Elisabeths Kopf brennt, als sie allein nach Hause fährt. Sie fürchtet sich vor den nächsten Tagen, vor der Nervenschwäche ihrer Mutter, vor Ernas Jammer, — wie kann sie so gefühllos sein? Sie, die einen so scharfen Blick für die Selbstsucht Anderer hat, ist sie selbst etwa weniger selbstsüchtig? Ach nein, aber sie möchte es wenigstens nicht sein; das Bild dessen, der umherging und wohlthat, Alle heilte und holdselige Worte sprach, beginnt, lockend und mahnend, auch zu ihr zu reden. Sie liest täglich gern von Ihm; manches Wort dringt ihr mit nie geahnter Gewalt ins Herz und bleibt ihr oft tagelang in Gedanken.

Spät abends, lange nachdem sie die Mutter bewogen, einen Versuch zum Schlafen zu machen, nachdem auch Dr. Waeken und Annie, die einige Zeit bei ihr gesessen, zur Ruhe gegangen, klopft Joseph und bringt wieder ein Telegramm. Elisabeth ist es einen Augenblick zu Mute, als stünde ihr Puls still, — es kann eigentlich nur das Schlimmste sein.

„Herr Wiener sanft entschlafen. Frau Wiener ganz apathisch. Sorge für Alles. Dr. Heim."

Was nun thun? Mutter und Kinder wecken? die Nachricht noch zu Wieners schicken? Ja, dies wird wohl nötig sein, aber Ersteres verneint Elisabeth energisch, — es kann ja nichts helfen. So weist sie Joseph an, die Unglücksbotschaft weiter zu befördern und legt sich nieder. Eine Stunde nach der andern verrinnt in ernstem Sinnen. Sie fragt nicht mehr, wie einst: „Warum leben wir?" Heute heißt es in ihr: „Der Tod ist der Sünde Sold, — wie erlange ich ewiges Leben?" Und immer wieder irren dazwischen die Gedanken zu dem trostlosen Sterbebett in der Ferne, zu Erna, die vielleicht jetzt erst ganz erkennt, was sie besessen und verloren. Sie hat heut Morgen gelesen: „Kommt her zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken." Könnte sie nur **kommen**, mühselig und beladen fühlt sie sich genug und wäre so gern erquickt. Aber immer noch erheben sich Zweifel und Einwendungen. Könnte sie doch für Erna beten, — sie, beten? — Ein deutliches Etwas mahnt: „Bittet, so wird euch gegeben," das hat sie erst neulich gelesen; daß es ihr einfällt ist nicht wunderbar. Wen soll sie bitten? Jesus meint natürlich den himmlischen Vater, wie er Gott so gern nennt. Das ist sicher, er selbst war überzeugt, daß Gott ihn höre. — Die Natur gewinnt die Oberhand über Grübelei und Kummer, ein unruhiger Schlaf wischt beides für kurze Zeit hinweg. Das erste Tageslicht verscheucht ihn wieder, und Elisabeth nimmt seufzend ihre Bürden von Neuem auf. Der einzige Lichtblick an diesem traurigen Morgen ist der Besuch der lieben Großmama, der Einzigen, die der in Thränen zerfließenden, um ihr Kind jammernden Mutter sagen kann, auch ihr sollen ja **alle** Dinge zum Besten dienen, wenn sie nur Gott liebe. Frau Wilkenhaus hält dies offenbar für gefühllos und schluchzt leise weiter. Annie spielt mit den Kindern, Rudolf hilft Elisabeth, die Liste zum Ansagen des Todesfalles aufzustellen. Ein Telegramm des Vaters besagt, er reise nach Tische mit Erna ab und hoffe morgen früh mit ihr zu Hause zu sein. Wiener eskortiere die Leiche, Samstag nachmittag solle das Begräbnis stattfinden. Elisabeth muß Hugo benachrichtigen, Anzeigen schreiben, der Mutter beim Aussuchen von Trauerzeug, Hüten, Schmuck, Uhrketten, Taschentüchern, Papier u. dgl. helfen und nachmittags beginnt schon eine kleine Völkerwanderung von teilnehmenden, fragenden, überraschten Verwandten, die sie empfangen muß, da niemand sonst es vermag. Ganz entsetzlich klingen ihr schließlich die oft wiederholten Phrasen, es ist ihr physisch und psychisch eine Qual, sie zu hören und geduldig zu beantworten. O, nur einen Tropfen, der „erquicken" könnte! Wohl wird der Name Gottes zuweilen genannt, aber in demselben Ton und dem gleichen Satz, in dem Pauls Vorzüge gerühmt und er und Erna beklagt werden; man merkt meistens, daß der Sprecher dabei keineswegs an einen lebendig gegenwärtigen Gott denkt. Abends

besteht Frau Wilkenhaus darauf, in Ernas Wohnung zu fahren und dort „nach dem Rechten zu sehen", sie will selbst diese ersten Tage ganz bei ihr zubringen.

„Sollen denn die Kinder nicht morgen früh gleich da sein?" fragt Elisabeth.

„Ach, die bleiben jetzt besser bei uns. Wir werden ja sehen, wie Erna darüber denkt." —

Die zugestellten Fensterblenden wecken der Mutter Thränen von Reuem; Elisabeth kann nicht weinen. Die Mägde haben alles in schönster Ordnung, beide fragen eifrig nach Nachrichten und gehen mit durch die verödeten Zimmer. Frau Wilkenhaus ermannt sich soweit, die günstigste Aufstellung des Sarges zu planen und zu überlegen, wie viel Meter Flor annähernd nötig sein werden, um die Wände zu drapieren, wie bei dem letzten großen Begräbnis. Elisabeths Gedanken weilen bei dem Herrn dieses Hauses, der die Räume mit fröhlichen Lauten zu erfüllen liebte, jetzt als ein stiller Gast noch einmal darin einkehren und sie dann für immer verlassen wird. Sie hat heute mindestens zehnmal seine Gutmütigkeit, seinen Geschäftseifer, seine geselligen Talente rühmen hören, — was hilft ihm das alles vor Gottes Angesicht, wenn es einen Gott giebt! Und sollte Jesus lügen? —

Erna ist angekommen; die Mutter beobachtet sie voll inniger Teilnahme und Sorge; sie spricht nicht, weint nicht, läßt sich auf ihr Ruhebett legen, weist jede Stärkung zurück, scheint die Kinder garnicht zu vermissen, — es ist vollkommen unnatürlich. Im Laufe des Nachmittags kommt Elisabeth mit Lutz, dem sie gesagt hat, Papa sei nicht da und Mama sehr traurig, und läßt den Kleinen vor sich her in die verdunkelte Stube schlüpfen.

„Nimm ihn fort," sagt Erna mit einem Anflug von Ungeduld, aber die Worte bringen Thränen, und ein erschütternder Schmerzensausbruch erfolgt, der sich bis zu krampfhaften Tönen und Bewegungen steigert. Jammer um ihre Verlassenheit, Selbstanklagen, bittere, hadernde Worte gegen das grausame Schicksal sprudeln aus dem trostlosen Herzen empor, das die lebendige Quelle verlassen und sich selbst löcherichte Brunnen gegraben hat. Frau Wilkenhaus versucht, ihr zuzureden, sucht nach passenden Schriftworten und findet sie nicht gleich, und weiß keinen Rat. Endlich schickt sie nach dem Arzt, der Erna mit einer Dosis Morphium ins Bett schickt und sie selbst auf das Sopha beordert, da sie sich weigert, das Zimmer zu verlassen.

„Sie könnte sich ein Leid anthun," flüstert die Mutter, „sie war vorhin wie von Sinnen." —

„Hysterisch, — nichts weiter. Kein Wunder nach solchem Erlebnis," tröstet der langjährige Hausarzt der Familie.

Elisabeth hat den armen kleinen Jungen, der kläglich „Mama, Mama!" ruft, schnell hinuntergetragen, dann aber angstvoll im Vorzimmer gelauscht, um nötigenfalls der Mutter beistehen zu können. Erna's entsetzliche Worte zeigen ihr Umfang und Tiefe eines Unglücks, das weder oberflächliche Trostworte noch Morphium heilen werden.

Eine sehr stattliche Versammlung ist bereit, die sterblichen Überreste Paul Wiener's zu Grabe zu geleiten, Flur und Zimmer sind passend dekoriert, eine Flut kostbarer Blumen und Palmenzweige verbirgt den Sarg und bedeckt die Wände. Durch die Ritzen der Blenden fallen grelle Sonnenstrahlen auf einzelne weiße Blüten. Die Damen der Familie scharen sich um die Mütter und Schwestern; Erna liegt oben, unfähig zu denken oder aufzustehen, Frau Schäfer, die Wärterin, steht manchmal kopfschüttelnd neben ihrem Lager. Eine Schar jüngerer Herren gesellt sich den ohnehin zahlreichen männlichen Verwandten zu, Mitglieder eines Kränzchens und verschiedener Vereinigungen, denen Paul angehört, sie stehen in Gruppen bei einander, und man merkt ihnen den leisen Wunsch an, der Pastor möge es nicht gar zu lang machen.

Dieser tritt zur bestimmten Zeit neben den Blumenhügel. Mutter Wilkenhaus wünschte, nach der Väter Sitte möge ein gemeinsam gesungener Choralvers die Feier einleiten, aber sie ist überstimmt worden, die Kirchenmelodieen sind nicht jedem geläufig. Ein geschulter Chor singt also hinter der Szene: „Wie sie so sanft ruhn, alle die Seligen." Dann beginnt der Prediger, ein Mann in mittleren Jahren, von dessen gebräuntem Gesicht die weiße Stirn sich auffällig abhebt. Die dunklen Augen blicken scharf und ernst,

die Stimme klingt sanft, als er wundervoll ausgewählte Schriftstellen als Einleitung verliest und mit der zum Text bestimmten endet: „Der Tod ist der Sünden Sold, aber die Gabe Gottes ist das ewige Leben, in Christo Jesu, unseren Herrn.“ Wie Hammerschläge dringen die längst bekannten Worte, leise, langsam und eindringlich gesprochen, an Elisabeths bewegtes Herz. Andere sind enttäuscht und wundern sich, wie der Mann gerade diese Stelle heut verwerten wird. Er erwähnt die erschütternde Veranlassung des Beisammenseins kurz in liebevoller Weise, läßt dieselbe dann beiseite, schildert „der Sünden Sold“ und mit besonderem Nachdruck die „Gabe Gottes“ und schließt mit der ernsten Aufforderung, das Heil in Christo Jesu zu ergreifen, heute, jetzt, solange es noch Zeit sei. Dann ein warmes Gebet für die junge Witwe, die vaterlosen Kleinen, die beraubten Eltern. Der Chor singt den figurierten Choral Bachs: „Wenn ich einmal soll scheiden“, Damen schluchzen, Vater Wilkenhaus reicht dem Pastor dankend die Hand. Nun kommen die Träger, voran die eigenen Leute, Diener, Gärtner, Meister der Fabrik; der empfindliche Moment, da der Sarg seiner duftenden Hüllen entkleidet und aufgehoben wird, ist, dank der guten Anordnung, rasch vorüber. Die Thür zum Damenzimmer schließt sich, und die Herren warten auf den Ruf, der Jedem seinen Platz in einem der vielen Wagen zuweist.

Elisabeth hat durstig die Worte des Redners eingesogen, es ist ihr, als würde zu ihr allein gesprochen. Hat nicht die erste Hälfte des Textspruches sie unbarmherzig diese Tage verfolgt? Wie einfach klingt die Lösung: Gabe Gottes, — freies Geschenk, — sie soll wirklich nichts thun, als sich beschenken lassen. Drummond, Margarete — Alle haben ihr ja schon dasselbe gesagt, sie hat sich gesträubt, es kam ihr unlogisch, unwürdig vor. Heute aber treten beide Hälften des ernsten Wortes durch die Beleuchtung des eben Erlebten in ein neues, schärferes Licht: ohne die Gabe Gottes bleibt der Tod Sieger, ist es mit diesem unbefriedigenden Dasein zu Ende und keine Hoffnung auf ewige Weiterentwickelung, Seligkeit, ewiges Leben. Entweder — oder!

Um sie herum flüstert es mehr oder minder aufgeregt, während einige der Kousinen, neugierig die Blenden ein wenig öffnend, den sich ordnenden Zug betrachten und halblaut Bemerkungen darüber machen. Frau Wilkenhaus ist gleich nach der Feier zu Erna hinauf geeilt; Lutz sitzt still und artig auf Großmama Wiener's Schoß, die trotz ihrer Thränen an dem immer lauter werdenden Gespräch teilnimmt. Man begreift den Pastor nicht, — das war doch keine Leichenrede! Von dem armen Paul war sozusagen garnicht die Rede, kein Wort von allen seinen guten Seiten, — nur eine richtige Predigt! — Ob sie ihren Zweck erreicht hat?!

X.

Es stellt sich bald heraus, daß Erna Stille und frische Luft bedarf, um ihre stark erschütterten Nerven wieder zur Ruhe zu bringen, und die Mutter zieht mit ihr und den Kindern auf das kleine Gut nahe der Stadt, das zu zeitweiligem Aufenthalt eingerichtet ist, während Elisabeth die Sorge für den Haushalt und Geschwister naturgemäß zufällt. Ersterer geht freilich, wie Frau Wilkenhaus so gern rühmt, „wie von selbst“, Rudolf ist bei Herrn Doktor gut aufgehoben, aber Annie, deren Vertraute Elisabeth ja ohnedies gewesen, schmiegt sich ihr jetzt besonders innig an. Das schmerzliche Ereignis der letzten Zeit hat auf die leichtbewegliche Seele des jungen Mädchens tiefen Eindruck gemacht, sie erinnert sich jetzt gerne an den Teil ihres Konfirmandenunterrichts, der vom ewigen Leben und den letzten Dingen überhaupt gehandelt und versucht hie und da davon zu reden. Elisabeth ermuntert sie dazu, statt wie früher sich achselzuckend abzuwenden. Daneben nimmt sie teil an allen Schulgeschichten, an den ersten Gedichten, den „reizenden“ Büchern, der zwischen Klavierspiel und Blumenzeichnen pendelnden Neigung, einer schwärmerisch angehauchten Freundschaft und was sonst das fünfzehnjährige Herz bewegt, das glücklicherweise an überspannten Albernheiten und Eitelkeiten wenig Gefallen findet. Muß sie auch ihre ringenden, zweifelnden, sehnenden Gedanken sorgfältig zurückhalten, so sind ihr doch die flüchtigen Spuren kindlichen Gottvertrauens erquickend. Eines Abends findet

sie den Mut, Annie zu bitten, mit ihr zu lesen, „freilich nicht wie sonst, — ganz langsam und wenn du kannst, bitte, daß Gott es dir wirklich klar macht." Es ist schüchtern herausgekommen, Annie aber fühlt sich geschmeichelt und nimmt den Vorschlag mit Begeisterung auf.

„Dann schreibe ich Jenny, was wir grade lesen, sie thut es gewiß auch gern und wir finden uns so täglich einmal zusammen."

Ein Kondolenzbesuch Margaretes hat Elisabeth sehr wohlgethan. Versteht diese doch, wie niemand sonst, welchen Weg ihre Gedanken nehmen, kann sie sich bei dieser doch so rückhaltlos aussprechen, ohne entweder für gottlos oder richtend gehalten zu werden, und macht diese sie doch so taktvoll auf alle die großen Segnungen aufmerksam, die sie besitzt, ohne ihren tiefen Mangel zu verkennen oder zu verschleiern. Manche Stunde bringt sie auch still bei der Großmama zu, die, ohne von ihren Kämpfen zu wissen, annimmt, Paul's schnelles Ende habe Elisabeths Interesse auf ernste Dinge gelenkt und sich bestrebt, dasselbe durch Lektüre und Gespräch zu nähren.

Sehr unangenehm wird dies Stillleben durch eine Mitteilung des Vaters unterbrochen. Er hat naturgemäß sich an der Ordnung von Ernas Verhältnissen beteiligt und dabei überraschende Entdeckungen gemacht. Paul ist bei seiner Heirat als jüngster Associé in das väterliche Geschäft getreten und hat einen angemessenen Anteil erhalten. Leider aber haben die jungen Eheleute weit über ihre Mittel gelebt, täglich laufen noch größere unbezahlte Rechnungen ein und erfordern unerquickliche Erörterungen. Natürlich sind beide Väter geneigt, die Extravaganzen nicht dem eignen Kinde zuzutrauen. Beide einigen sich nach langen Beratungen, die Bestreitung von Ernas Haushalt gemeinsam zu übernehmen, den Herr Wilkenhaus zu regeln verspricht. Dieser schüttet sein Herz Elisabeth aus, erzählt Beispiele von thörichtem Luxus, von leichtsinnigen Anschaffungen, die er in Pauls Büchern gefunden, wettert über die Genußsucht der heutigen Jugend und denkt nicht daran, daß seine Erziehung gewiß nichts gethan hat, um sie zu zügeln. Elisabeth betrübt diese neue Wendung in Ernas Dasein: gewiß wird sie Alles sehr reichlich bekommen, was sie irgend braucht, aber doch den Unterschied fühlen. Zunächst freilich scheint die Mutter garnicht daran zu denken, sich wieder von ihr und den Enkelchen zu trennen und hat bei jedem Besuch der Ihrigen neue Aufträge hinsichtlich der für dieselben einzurichtenden Räume. Einige Wochen haben genügt, Erna einen Teil der alten Spannkraft wiederzugeben, in ihren eigenen Augen: „die schrecklichsten Wochen, die ich je erlebt, voll der tödlichsten Langeweile, Mama immer bestrebt, mich stille zu halten, — ach ja, Elisabeth, ich habe wirklich viel durchgemacht. Man sieht es mir wohl recht an?" —

Wirklich hat das nie frisch, sondern mehr pikant zu nennende Gesicht einen schlafferen Ausdruck und zeigt Schatten und Fältchen, die es entschieden älter erscheinen lassen, als früher. So siedelt denn Anfang Juni der kleine Haushalt zunächst in den großen über; Ernas Köchin findet gleich eine passende Stelle, ihr Hausmädchen wird zur Hilfe behalten. Frau Wilkenhaus ordnet leicht die vermehrte Arbeit; Erna ist als Besuch zu betrachten und dieser Aufenthalt ein passender Übergangszustand. Dieser Gedanke ist für Elisabeth ein stiller Trost, denn sie kann mit dem besten Willen Erna durchaus nicht liebenswürdiger finden, als vor dem schweren Schlag, der sie getroffen. Im Gegenteil, sie zeigt bei jeder Gelegenheit, daß sie, die durch ein hartes „Schicksal" ungerecht Beraubte, von allen Seiten größte Rücksicht auf alle Wünsche als geringe Entschädigung erwartet und kann sehr unangenehme Bemerkungen machen, wenn sie sich irgend beeinträchtigt fühlt. Das giebt namentlich manche aufregende Szene mit Annie, die weder Geduld noch Verständnis genug besitzt, Ernas Ansprüche ungerecht und selbstsüchtig findet und das manchmal merken läßt. Dann regt Erna sich auf, die Mutter nimmt deren Partei, Annie kommt zornig weinend zu Elisabeth, die ihr meistens im Grunde zustimmen muß und immer nur zu Mitleid und Schweigen ermuntern kann.

Eine seit vorigem Jahre verheiratete Freundin bittet Elisabeth in dieser Zeit herzlich, für einige Wochen zu ihr aufs Land zu kommen. Sie schwankt zuerst, aber die Mutter redet ihr zu, die Stille des Landlebens lockt sie; Else ist ihr als Mädchen immer lieb gewesen, wenn sie auch nie viel geistiges Streben besaß, — es soll ja nicht für lange

sein. Sie nimmt warmen Abschied von Margarete, die ihr gern einige Bücher mitgiebt und sie zum Schreiben ermuntert, läßt sich von Annie versprechen, sich nicht mit Erna zu zanken und treu für sich weiterzulesen und fährt eines schönen Morgens dem großen Gute Richard Breitens, Breitenhof, zu. An der kleinen Station erwartet Else sie mit einem leichten, offenen Wagen; sie ist seit Weihnachten nicht zu Hause gewesen und hat viel zu fragen. Sie betrachten einander auch im Stillen und finden allerlei Veränderungen.

„Richard ist viel fort, — ich freue mich sehr, dich hier zu haben." —

„Fort?" —

„Nun ja, er hat Sitzungen, geht auf Jagd u. dgl. Ich bin viel allein und sorge daher meistens, daß ich Besuch im Hause habe, da der Verkehr hier nur mäßig ist." —

„Begleitest du deinen Mann auf die Felder?" —

„Er reitet, und zuerst ritt ich mit ihm. Das war reizend. Aber seit einigen Monaten darf ich nicht mehr reiten." —

Sie fahren von der Landstraße ab durch eine Allee alter, wundervoller Platanen, deren Zweige hoch oben das schönste, regelmäßige Kreuzgewölbe bilden, durch das offene Thor in den Park und vor das Haus, ein großes, älteres Gebäude mit verschiedenen Anbauten. Elisabeth wird in einem hübschen Erkerzimmer einquartiert und mit der Geographie des Hauses bekannt gemacht. Sie packt aus, da sie es nicht liebt, fremde Jungfern damit zu betrauen, ordnet ihre Toilette und ist eben bereit, als der Ton eines Gong in den Speisesaal ruft. Richard Breiten ist ihr aus Else's Verlobungszeit bekannt; er ist ein Kind der Provinzial-Hauptstadt, hat dieses Gut von einem kinderlosen Onkel als Fideikommiß geerbt, Else bei gemeinsamen Bekannten kennen gelernt, und schnell heimgeführt. Er ist ein etwas beleibter Mann mit rosigem Gesicht, hellen, leicht humoristisch zwinkernden Augen, der den Gast seiner Frau artig begrüßt. Es entgeht Elisabeth im Laufe der Mahlzeit nicht, daß er gewohnt scheint, Else zu necken und sie wie ein Kind oder ein niedliches Spielzeug zu behandeln, und sie nimmt das hin, als müßte es so sein und geht auf jeden Scherz freundlich ein.

„Nun helfen Sie mir, Fräulein Wilkenhaus, gegen diesen kleinen Trotzkopf", sagt er lachend, während Elses Gesicht diese Bezeichnung deutlich Lügen straft, „meine Frau findet erstens das Landleben langweilig und zweitens dies ehrwürdige Haus nicht modern genug. Ist das nicht ketzerisch?" —

„Es ist freilich sehr eintönig", sagt Else, „und das, was dich interessiert, ist mir leider meistens sehr gleichgiltig. Ich habe ja immer eine gewisse Scheu vor Tieren gehabt." —

„Ja, das weiß ich noch", lächelt Elisabeth, „aber ich dachte, die hättest du dir abgewöhnt." —

„Das geht nicht so. Nur die Pferde sind mir erträglich, dagegen ist Richards Liebling da, der dreiste Tom, mir geradezu unausstehlich." —

„Aber die Pflanzen?" —

„Ich verstehe so gar nichts davon, daß ich mich nicht dafür begeistern kann." —

„Das ist freilich schlimm", meint Elisabeth, „aber so viel läßt sich doch gewiß leicht lernen, um sich daran freuen zu können." —

„Bravo, feuern Sie die faule Kleine nur ein bischen an, das hoffe ich von ihrer mir gerühmten Energie." —

„Nun, so ganz faul bin ich doch nicht", sagt Else schelmisch.

„Natürlich, sie stickt und häkelt die wunderbarsten Kunstwerke und liest —, na, ich sage Ihnen, ich käme nicht durch den zehnten Teil der Bücher in der dreifachen Zeit. Da hast du ein Rechenexempel, Herzchen, doch die liebst du nun wieder nicht." —

Richard verabschiedet sich, höflich von Elisabeth, liebevoll von Else; er muß auf ein entlegenes Vorwerk, verspricht aber, zur rechten Zeit zurück zu sein, um dem Gast die austretenden Rehe am Waldsaum zeigen zu helfen.

Elisabeth fühlt sich merkwürdig schnell heimisch. Richards frische, natürliche Art berührt sie angenehm, Else muß glücklich mit ihm sein. Allerdings wundert sich Elisabeth,

sie in den Stunden des Alleinseins oft schlaff und unlustig zu finden, sie sehnt sich offenbar nach Abwechselung und Geselligkeit und spricht tagelang von Möglichkeiten und Gelegenheiten dazu. Die Hausordnung giebt Elisabeth erwünschte ruhige Zeit, ihre verschiedenen neuen Studien zu betreiben: bis zehn Uhr ist Else mit häuslichen Dingen beschäftigt und überläßt ihre Gäste gern sich selbst, und nach Tische zerstreut man sich wieder bis zur Kaffeestunde um vier. Elisabeth kann somit außer dem täglichen Bibelkapitel Margaretes Bücher wirklich genießen: Godet's „Etudes bibliques", Biographieen bedeutender Christenmenschen und Bettex' „Naturwissenschaft und Christentum." Letzteres begeistert sie förmlich, da es gerade dazu geeignet ist, die immer noch störend auftauchenden Zweifel an der biblischen Anschauung, von Entstehung der Welt, Erschaffung des Menschen und endlicher Bestimmung desselben zu entkräften. Der geistvolle Verfasser zeigt so umfassende eigene Kenntnisse von Resultaten und Zielen der modernen Wissenschaft, daß es auch einem geübten Verstande nicht schwer fällt, seine Konsequenzen anzuerkennen. Er beweist unwiderleglich, daß die sogenannten exakten Wissenschaften, die sich so gern damit brüsten, ihren Jüngern nur begreifliche, faßliche Dinge zu bieten, ganz ebenso von Hypothesen, Voraussetzungen ausgehen, die geglaubt werden müssen, wie das Christentum dies thut. Eine möglichst unparteiische Vergleichung des Lesers kann kaum anders als zu Gunsten des geoffenbarten, allmächtigen Gottes ausfallen, wenigstens, wenn dieser Leser sich schon an den Sätzen der sogenannten Wissenschaft müde gearbeitet und von ihren Folgerungen unbefriedigt abgewandt hat. Die Wissenschaft, wie jede Kraft und alles Große, ist von Gott. Ihre Errungenschaften, wie alle Weiterentwickelungen, verherrlichen seine Größe, statt sie zu untergraben. Das treffende Gleichnis Bettex' von den Eintagsfliegen, die am warmen Sommerabend die Möglichkeit der Eisbildung auf ihrem Tümpel bestreiten, begleitet Elisabeth tagelang. Sie muß endlich wirklich Vetter Hans das Buch zuschicken, obgleich er damals ihren warmen Erguß über Drummond mit einem wahren Meisterstück seiner Satyre erwiedert hat. Auch Wicherns Lebensbeschreibung macht ihr einen tiefen Eindruck; sie findet solche Selbsthingabe großartig und hätte kaum geglaubt, daß unsere kleinliche Gegenwart solche Gestalten hervorbringen könnte. Und doch giebt alles dies nur den warmgefärbten Hintergrund, von dem sich immer deutlicher und herrlicher ein Bild abhebt, das Johannes uns mit so feinen Zügen und liebevoller Feder gezeichnet hat, das Bild des lehrenden, helfenden, duldenden und siegenden Heilandes.

Vor Tische bietet ein Gang der Freundinnen in Garten und Feld, Abends meistens eine weitere Ausfahrt Elisabeth viel Genuß und Anregung. War es ihr, die durch ihre Vorstudien die Lebensbedingungen vieler Pflanzen und Tiere theoretisch kennen gelernt, von jeher eine Freude, deren Entwickelung und Gebahren zu beobachten, wozu hier jeder Schritt lockende Gelegenheit bietet, so fällt ihr jetzt beständig ein sinniges Gleichnis oder eins jener tausende von Wundern auf, wofür Drummond ihr den Sinn erschlossen, den Bettex noch geschärft. Sie erkennt mit Entzücken, wie auch die unbeseelte Natur dazu dient, die einfachen und doch so wundervollen Gedanken der Bibel zu illustrieren und die ihren von alltäglichen zu ewigen Dingen empor zu lenken. Leider ist Else ganz unbekannt mit allem Schönen und Interessanten um sie her, lächelt nur über Elisabeths Versuche, ihrem Verständnis nachzuhelfen und erklärt, zu dumm dafür zu sein, so daß jeder Versuch einer wirklichen Unterhaltung meistens in dem gewöhnlichen Geplauder über unwichtige Dinge endet. Nimmt Richard Teil an den Ausflügen, so entspinnt sich zuweilen ein kleiner Streit, doch da er gerne von seinen Kenntnissen mitteilt und Elisabeth immer bereit ist, Neues zu lernen, verstehen sich Beide ganz gut miteinander. Von religiösen Dingen ist nie die Rede, der Sonntag diesmal ausgefüllt durch Besuch entfernter Nachbarn, die den ganzen Tag bleiben.

Eines Morgens findet Elisabeth Else wider Gewohnheit lebhaft erregt und diese gesteht auf Befragen, sich geärgert zu haben.

„Unser hiesiger Pastor ist sonst ein ganz vernünftiger Mensch, aber er denkt, er könnte mir alle seine Armen zur Versorgung schicken, und dabei sind die zum Teil so unverschämt, daß ich zuweilen die Geduld verliere. Gestern erst habe ich einer Witwe



einen großen Korb Kartoffeln geben lassen, nun bittet heute schon wieder die Frau eines kranken Mannes um Essen für ihn, aber etwas feiner, als sie es hätten, er könnte nicht alles mehr essen. Soll ich für so einen, — er ist immer nur Tagelöhner gewesen, — vielleicht Pastete und Pudding machen lassen?" —

„Was hat er denn für eine Krankheit?" fragt Elisabeth und erstaunt selbst über ihr Interesse daran. Würde sie denn nicht ähnlich denken, wie Else? Nein, dazu ist sie doch zu sehr ihrer Mutter Kind, das merkt sie.

„Ich weiß nicht, ich glaube, Krebs oder so etwas Gräßliches." —

Elisabeth überkommt plötzlich ein nie gekanntes Mitleid mit der nie geschauten Not. Hat sie nicht neulich erst vom reichen Mann gelesen, der den kranken Lazarus nur liegen ließ und dafür Pein litt. Wie mit Feuerschrift steht es vor ihrem inneren Auge: das bist du. Else ist nur der Spiegel ihres eigenen herzlosen, selbstsüchtigen Wesens; woher sollte diese auch anders denken? Und doch, ist denn das Evangelium nicht auch für Else da?

„Was hast du, Lise? — Dir können unsere lästigen Völker hier doch vollends gleichgiltig sein." —

„Jesus dachte anders darüber", sagt Elisabeth halb verlegen.

„Jesus?" — Else ist aufs Höchste erstaunt und sieht Elisabeth ganz verdutzt an.

„Du hast gewiß auch lange nicht von ihm gelesen? Ich thue es erst seit Kurzem." —

„Wie sonderbar. Ich denke mir das langweilig." —

„Das that ich auch; es ist aber sehr interessant, und man lernt über viele Dinge nachdenken." —

„Nun, du hast auch eben erst so Trauriges erlebt, aber für mich fände ich es zu komisch." —

Elisabeth fühlt, daß Else sie für überspannt hält. „Du kennst die Leute wohl nicht selbst?" fragt sie ablenkend.

„Den Mann wohl, er hat hier im Garten gearbeitet; in die Hütten kann ich doch nicht gut gehen." —

„Ich habe es auch nie gethan, aber gerade in letzter Zeit gelesen, daß Andere so viel Freude davon gehabt haben, daß ich es ganz gern mal versuchen möchte." —

„Bist du eigentlich mit Richard im Complot?" lächelt Else. „Seine Tante, die früher hier lebte, hat sich immer viel um die Leute bekümmert und sie dadurch wohl so verwöhnt; er hat sie sehr verehrt und stellt sie mir manchmal zum Muster auf. Ich würde aber gar nicht wissen, was ich sagen sollte und die armen Menschen nur verlegen machen." —

„Könnten wir dem Mann nicht etwas bringen, was für ihn paßt? Dann brauchen wir nicht viel zu sprechen." —

„Du, Lise, von dir hätte ich das nun gar nicht gedacht. Deine Mama hat ja öfters der meinen geklagt, du lebtest für nichts als deine gelehrten Bücher." —

„Ich lerne aber jetzt, daß das Leben aus vielen wichtigeren Dingen besteht." —

„Die Frau sah schrecklich abgerissen aus", sagt Else vorwurfsvoll.

„Sie hat sich vielleicht lange nichts kaufen können." —

„Richard giebt einen Teil des Lohnes weiter, das weiß ich." —

„Doktor und Apotheker sollen ja so teuer sein. Ob sie wohl Kinder haben?" —

„Ich weiß es wirklich nicht." —

„Bei uns hätte sicher eine Schwester schon den Fall untersucht. Die giebt es hier wohl nicht?" —

„Richard meint, es lohne sich kaum; das Dorf ist ja sehr klein." —

„Sollen wir Beide mal Schwester spielen? Nur zum Versuch?" —

Elisabeth fühlt sich unwiderstehlich dazu getrieben, so zu reden, sie weiß selbst nicht genau, warum. Else ist gutmütig und jedem starken Einfluß zugänglich, zudem weiß sie, daß ihr Mann dies für recht halten wird, und schließlich, — wenn es ihr nicht gefällt, ist es eben einmal und nicht wieder.

„Aber wann? Nach dem Kaffee will Richard ja mit uns auf die Waldhöhe fahren.“ —

„Vor dem Kaffee?“ —

„Dann ruhen wir doch.“ —

„Heute mal nur bis drei, statt bis vier, nicht wahr?“ —

Wirklich finden sich um drei Uhr beide Damen auf dem ungewohnten Wege, Else wollte den Diener das Körbchen tragen lassen, Elisabeth aber empfindet das Unpassende darin und nimmt es selbst. Durch ein Gärtchen mit Gemüse geht es in das ihnen bezeichnete Häuschen, eine steile Treppe hinauf, eine Frau beeifert sich, die richtige Thür zu zeigen. Elisabeth sieht, wie Else ängstlich ihr Foulardkleid zusammennimmt, um nirgends anzustreifen und eine Miene macht, als kehrte sie lieber wieder um, geht entschlossen voran, klopft an und tritt ein. In der Stube steht die Frau am Waschfaß, am Boden krabbeln zwei kleine Kinder, auf dem Ofen kocht der Wasserkessel, durch die weit geöffneten Fenster zieht Dampf und Dunst in Wolken hinaus.

„Wo ist Ihr Mann?“ fragt Elisabeth etwas schüchtern. Die Frau trocknet eilig die Hände und fährt mit der Schürze über zwei Stühle.

„Bitte, nehmen Sie doch Platz. Er liegt da nebenan in der Kammer.“

„Die gnädige Frau hat Ihnen dies für ihn mitgebracht“, sagt Elisabeth wieder, da Else nicht spricht und sich nur still und staunend umsieht.

„Vielen Dank. Ach, der schöne Braten und hier das Kompot, das wird ihm gut thun. Sie glauben nicht, wie schwer es mir wird zu bitten, ich habe lange in der Stadt gedient, und mein Mann war immer ordentlich und fleißig. Aber jetzt —“ Die Frau wischt schnell ein paar Thränen ab; Elisabeth beugt sich zu dem Jungen, der neugierig ihr Kleid befühlt und fragt nach seinem Alter.

„Zwei Jahre seit dem Mai. Denken Sie nur das Unglück, Fräulein, er ist blind.“ —

„Blind?“ ruft Else, „seit wann? Ganz blind?“ —

„Seit der Geburt, gnädige Frau, er hat einen Schimmer, aber nicht mehr. Was daraus werden soll, weiß nur der Herr, ich nicht. Mein Mann schilt, wenn ich darüber jammere und spricht von den Vögeln und den Lilien, — ich möchte ja auch gern getrost sein, aber —.“ Diesmal ist es nicht die Frau allein, die Thränen zu verbergen sucht; Else ist tief ergriffen, tritt ihr näher und fragt halblaut: „Wann erwarten Sie das Kleine?“ —

„Anfang Oktober, gnädige Frau.“ —

„Gerade wie ich“, und Else wird zum ersten Male der ungeheuere Unterschied klar, der zwischen Reich und Arm vom ersten Tage an besteht.

„Gott gebe nur, daß es nicht auch blind ist“, sagt die Frau, „mein Gretchen hat so klare Augen und kann Mutter auch schon tüchtig helfen.“ Gretchen, vielleicht vier Jahre alt, hört stolz die liebevollen Worte und guckt ein bischen mehr hinter der Mutter Schürze hervor.

„Nun müssen wir wohl wieder gehen“, sagt Elisabeth.

„Ich komme aber bald wieder“, verspricht Else.

„Ach, gnädige Frau, es thut schon gut, wenn man sich einmal aussprechen darf. Ich habe mich sehr gefreut. Komm, Otto, laß die Damen, — er faßt immer Alles an, entschuldigen Sie, bitte.“ —

Elisabeth geht schweigend, in tiefen Gedanken neben Else, deren kindlichere Natur, ganz aus der gewohnten Gleichgiltigkeit gerissen, sich bereits in allerlei Plänen ergeht, wie den Leuten zu helfen wäre. Beim Kaffee überschüttet sie Richard mit einer Schilderung dessen, was sie gesehen und gehört, und er nickt ihr freundlich zu.

„Wirst mal sehen, auf die Weise findest du es nächstens hier nicht mehr so langweilig, und was meinst du, ist dies Haus, dies Zimmer nicht doch schön genug für uns?“ —

„Es ist merkwürdig, ich habe es noch nie so reizend, so wunderhübsch gefunden, als heute“, sagt Else und schaut sich zufrieden um. Du hast bisher noch nicht gewußt,



Else, daß Vergleich nach oben begehrlich und unglücklich macht, Vergleich nach unten aber dankbar und fröhlich, — heut lernst du das aus Erfahrung."

„Und Fräulein Wilkenhaus ist ganz still?" wendet sich Richard zu Elisabeth.

„Ich schäme mich", sagt sie leise.

„Oho, warum denn?" —

„Daß ich bisher Alles ruhig hingenommen, als müßte es so sein, mir nie den unnötigsten Wunsch versagt, nie solchen armen Wesen geholfen, kurz, gedankenlos hingelebt, wie der reiche Mann im Evangelium und dabei noch gedacht, wie viel gescheiter ich doch sei, als andere Leute." — Elisabeth spricht mit gewohnter Energie, Richard und Else sehen sie etwas verblüfft an, aber Ersterer faßt sich schnell.

„Ehrlich gesprochen, liebes Fräulein. Frauchen dir und mir ist es auch nicht viel anders gegangen, aber gut Ding, was sich bessert. Wie kamen Sie auf die schöne Idee, die so ganz nach meiner seligen Tante Sinn war?"

„Ich hatte schon längst Lust, selbst einen Blick in solch eine Stube zu werfen, scheute zu Hause schwächlicherweise den Kommentar anderer Leute und freute mich, Else begleiten zu dürfen." —

„Wo kriege ich nur schnell ein Kleid für Frau Weller her? Wie geflickt war ihres und daneben schon wieder gerissen! Richard, bitte, fahre uns, statt auf die Waldhöhe, nach Friedberg hinein, — wir wollen dich nicht lange aufhalten." —

„Wer macht es dir denn? Ich wollte, ich hätte nähen gelernt." —

Else erzählt von einer Witwe im Dorf, die für ihre Weihnachtsbescherung genäht hat.

„Sollen wir ihr vielleicht morgen das Zeug selbst hinbringen?" fragt Elisabeth.

„Ja gerne, dann sehen wir auch, wie es dort aussieht." —

Noch bist du nur neugierig, Else, aber gehe nur hin, die Liebe wird schon kommen. Richard fährt gutwillig über das abscheuliche Kieselpflaster des Städtchens, besteht auch darauf, beim Einkauf zu helfen und sprudelt so von Witz und guter Laune, daß sämtliche Beteiligte nicht aus dem Lachen kommen. Dem Kleiderstoff gesellt sich noch Hemden- und Bettzeug, und Elisabeth kauft zwei fertige Kinderkleidchen, „zu ihrem Privatvergnügen", wie sie sagt.

Die übrige Zeit von Elisabeths Bleiben geht nur allzu schnell dahin, da fast jeder Tag einen Besuch von neuem Interesse mit sich bringt, der Gesprächsstoff nicht leicht mehr ausgeht und immer etwas zu beraten, bestellen und beschaffen ist. Das gemeinsame Thun vereinigt die Freundinnen inniger, als Elisabeth dies je gedacht; eine entdeckt in der andern so viel Hingebung, Freundlichkeit, Eifer, daß jede die andere höher achtet als sich selbst, und auf solchem Grunde gedeiht das edle Pflänzchen echter Freundschaft am fröhlichsten. Elisabeth zeigt Else nach vielen vertraulichen Unterhaltungen auf deren schüchterne Bitte, was und wie sie in ihrem lieben Evangelium zu lesen pflegt, Else meint, bitten falle ihr nicht schwer, sie wolle es gern versuchen, und Elisabeth gewinnt Freudigkeit, es auch in aller Stille zu beginnen, zumal die sie täglich umwehende Lebensluft aus Jesu und der Seinen Worten sie längst mit Sehnsucht erfüllt hat, von dem heiligen Geist selbst gelehrt und geleitet zu werden. Was sie sich selbst erfleht, wünscht sie auch vielen Andern, ja sie schließt sogar ihre neuen Freunde im Dorf darin ein. Vor dem Abschied bittet Else sie, wenn ihr Gott ein Kindchen schenken wolle, dessen Patentante zu werden, und Elisabeth verspricht das gern, — hat sie doch jetzt in Wahrheit den Wunsch, Andere zu Gott führen zu helfen. Es wird ihr ganz schwer, von all den liebgewordenen Menschen und der stillen Schönheit der Natur mit ihren beredten Zeugnissen von der Größe Gottes zu scheiden, und sie fährt nicht leichten Herzens der staubigen Stadt und dem Gewühl der Ansprüche und Meinungen entgegen.

XI.

Mannigfach sind die Begrüßungen, die Elisabeth bei der Ankunft im Elternhaus erfährt. Die Mutter kommt ihr abgespannt vor, sie klagt über Unruhe und freut sich,

daß sie nun nicht mehr allein zwischen Erna und Annie Frieden zu halten hat, Erna erkundigt sich lebhaft nach Allem, was Elisabeth etwa von Vergnügen erlebte, und hebt die Augen zum Himmel in sprachloser Verwunderung, als diese kurz und etwas verlegen einiges von dem erzählt, was sie noch immer teilnehmend beschäftigt. Annie benutzt das erste Alleinsein zu einem Strom von Klagen über Ernas Launen, zur Mitteilung des Entschlusses, sich nun gar nicht mehr um dieselbe kümmern zu wollen, und zu einem Freudenausbruch, ihre Lieblingsschwester wieder zu haben. Dr. Wacken empfängt Elisabeth mit forschenden Freundesblick; der ernste, freundliche Ausdruck ihrer Augen scheint ihn zu überraschen und er benutzt die erste Gelegenheit zu der etwas ironischen Frage: „Alle Rätsel gelöst?" —

„Ach nein, — aber doch einige, — und ich weiß jetzt, daß die völlige Lösung eben die letzte Weiterentwickelung sein wird, darauf wir hoffen dürfen." —

Der Doktor schüttelt leise den Kopf; über sein kluges, schmales Gesicht geht ein fast unmerkliches Lächeln, aber er sagt nichts weiter, und Elisabeth fühlt, daß er sie nicht beunruhigen möchte. Früher wäre das ihrem Stolze unerträglich gewesen, jetzt ahnt sie, daß es nicht anders sein kann. Doch schreckt sie das nicht zurück, ihm, wie früher, von ihrer Lektüre und deren Wirkungen zu erzählen. Ja, auf ihre neuesten Errungenschaften hin fordert sie ihn mutig zu einem Kampf heraus, in dem beide Parteien bald alle Geistes- und Seelenkräfte anspannen müssen, um nicht geschlagen zu werden. Elisabeth fühlt sich zuvor wunderbar gestärkt; immer fällt ihr das rechte Wort, das passende Zitat ein, — wirft der Doktor ihr eine Theorie entgegen, die ihm unwiderleglich dünkt, so schweigt sie nicht mehr einverstanden, wie einst, sie hat gewiß einen unerwarteten Schleuderstein bei der Hand, der ihm wenigstens zu denken giebt. Natürlich spielt sich dies Alles in vielen kleinen Plauderstunden innerhalb der nächsten Wochen ab, wie sie Bewohnern des gleichen Hauses sich ungesucht bieten. Das alte Freundschaftsband scheint einstweilen noch halten zu wollen. Ein anderes dagegen zeigt sich weniger beständig.

Ein Brief von Hans ist nicht eben ermunternd, ja, es fehlt nicht ganz an gradezu verletzenden Äußerungen über das „leichtgläubige Frauengemüt", „Mangel an Logik" und dgl. darin. Obgleich es sie betrübt, gesteht sie mit ihrem gewöhnlichen Gerechtigkeitsgefühl ihm zu, daß er nicht wohl anders urteilen kann, aber diese ungewollte Kluft wird schwerlich wieder zu überbrücken sein.

Wie lieblich ist dagegen das Wiedersehen mit Margarete, die Elisabeth am zweiten Tage mit wirklicher Sehnsucht aufsucht. „Ich brauche nicht zu fragen, ob der Landaufenthalt Ihnen gut gethan, Sie sehen ja prächtig frisch aus."

„Hätte ich Sie nicht kennen gelernt", sagt Elisabeth aus Herzensgrund, der kleineren Freundin liebevoll in die Augen blickend.

„So hätte der treue Herr Ihnen Jemand anders geschickt. Er sucht uns und weiß uns zu finden." —

Elisabeth erzählt von ihrem Lesen, von den Armen in Breitenhof, von Else und Richard, — Margarete versteht Alles so gut, lockt immer mehr Mitteilungen aus ihr heraus und ermuntert sie so liebevoll, sich zuweilen Hanna und ihr anzuschließen, oder, als Elisabeth hierzu etwas zweifelhaft aussieht, sich wenigstens öfters freimütig auszusprechen.

„In vierzehn Tagen ist mein Urlaub zu Ende", sagt sie, „lassen Sie mich die Beruhigung mitnehmen, zu wissen, daß Sie nicht in Gefahr sind, in den alten, selbstgenügsamen Zustand zurückzugeraten. Der beste aller Lehrer ist Ihnen freilich immer nah und leicht erreichbar, indessen ist doch manchmal ein menschlicher, brüderlicher Rat oder Zuspruch recht nützlich."

„Ich glaube kaum, das ich das möchte", erwidert Elisabeth, „mit Ihnen machte sich das Alles so wunderbar und natürlich, suchen möchte ich es nicht." —

„Die Naturen sind verschieden", giebt Margarete zu, „mir schreiben werden Sie aber, nicht wahr? Wenn Sie nur auf des Herrn Führung achten, wird Ihnen schon alles Nötige zu Teil werden. Sollten Sie doch einmal Lust verspüren, etwa am Bibel-



kränzchen teilzunehmen, so sagen Sie es nur Hanna." — „Wollen Sie mir auch zuweilen ein Buch nennen, was ich lesen soll?" —

„Ganz gewiß. Aber wir wollen nicht nur lesen, wir müssen auch das Gelesene bethätigen. Gestatten Sie mir eine dreiste Bemerkung: Sie haben zu wenig wirkliche Arbeit, die erst das Leben köstlich macht." — „Das empfinde ich schon lange." —

„Wenn Sie wirklich im eignen Haus keine finden können, muß ich Ihnen raten, sich sonst welche zu suchen, aber wirkliche Arbeit, die müde macht und Befriedigung gewährt." —

„In Breitenhof kam mir der Gedanke, noch nähen zu lernen, — es ist doch lästig, es nicht zu können." —

„Jede Frau sollte natürlich etwas davon verstehen. Indessen meinte ich eigentlich nicht Handarbeit, sondern Hilfe im Hause, die gesunde Bewegung mit sich bringt." — „Die müssen wir freilich bei Lawn-tennis, Radfahren und Ähnlichem künstlich suchen." —

„Ja, weil die Erziehung eben unnatürlich ist und wirkt. Helfen Sie doch in einer Krippe oder Kinderschule oder auch in der Armenpflege und bei Kranken, überall ist ja weit mehr Arbeit, als die Schwestern allein bewältigen können, und Sie haben es doch schon gemerkt, wie segensreich es ist, etwas für Andere zu thun." —

„Ich fürchte aber die Schwierigkeiten", sagt Elisabeth ehrlich. „Mama wird ganz gewiß immer einen Besuch oder dgl. notwendig finden, wenn ich gehen möchte und mich zu Kranken überhaupt schwerlich hinlassen, Alle werden mich wunderlich und verschroben finden." —

„Sie aber werden Nutzen und Freude davon haben; natürlich muß Ihre Mutter damit einverstanden sein, und ich meine, sie wird sich noch an Ihrer Thätigkeit freuen lernen." —

„Ich habe mich immer etwas schroff gegen Schwestern und solche Leute verhalten." —

„Um so mehr werden diese sich Ihrer freuen, besonders wenn Sie nicht nur aus Humanität, sondern auf Befehl des Herrn kommen." —

„Das wage ich noch nicht von mir zu sagen." —

„Und doch hat, wie Sie mir erzählen, Sein Wort Sie zu dem ersten Versuch bewogen." — „Dürfen wir eigentlich das Gelesene als speziell zu uns gesagt ansehen?" —

„Sicherlich, so weit wir uns innerlich davon getroffen fühlen. Das eben ist ja die wunderbare, geheimnisvolle Arbeit des heiligen Geistes an den Herzen; er wirkt durch das Wort." —

„Warum aber nicht an allen Menschen? Diese Frage hat mich in letzter Zeit oft beschäftigt." —

„Weil Viele Ihm ausweichen oder so voll von irdischen Gedanken sind, daß die himmlischen keinen Raum haben." —

„Bitte, raten Sie mir noch in einem Stück: wenn mir spöttisch oder gar feindlich wegen meiner sich ändernden Ansichten begegnet wird, soll ich still sein oder kämpfen?" —

„Was gegen mich persönlich geht, würde ich geduldig hinnehmen, denn der Anlaß dazu kann in meiner Unvollkommenheit, in menschlichen Schwächen liegen, — Angriffe auf heilige Dinge müssen ernst und möglichst sanft zurückgewiesen werden." —

„Sie sind in Allem so merkwürdig sicher, so unabhängig von Anderen; ich möchte, ich könnte auch so meinen Weg gehen."

„Sie irren, ich habe mich genau nach meiner Eltern Wünschen zu richten, allerdings sind dieselben den meinen selten zuwider. Sie haben aber doch auch bis jetzt so viele Freiheit genossen, so viele Stunden ganz zu Ihren Liebhabereien benutzen dürfen." — „Ich glaube, daß die schrecklichen Worte: „Usus", „Sitte der guten Gesellschaft" bei Ihnen nicht die bedeutende Rolle spielen, wie hier. Wollte ich bis zum lichten Morgen in einer Gesellschaft junger Leute tanzen oder spielen, so würde niemand etwas darin finden, bei den Dingen, die Sie mir raten, sehe ich viel Widerspruch und Achselzucken voraus." —

„Natürlich dürfen sie durchaus keine Ihrer Pflichten vernachlässigen, müssen im Gegenteil suchen, den Ihren mehr zu sein als früher, aber einige der sonst der Privat-

lektüre u. dergl. gewidmeten Stunden können Sie gewiß ohne Aufsehen zu Anderem benutzen.“ —

Das muß Elisabeth zugeben und geht, wieder neue, wichtige Vorsätze im Herzen bewegend, heim. Gleich am nächsten Morgen findet sie, was sie gesucht, auf die einfachste Weise. Gertrud, der Mutter Jungfer, ist in der Nacht erkrankt; Erna rät, sie gleich ins Krankenhaus zu bringen und eine Aushülfe zu nehmen, Elisabeth aber merkt den Fingerzeig und erbietet sich so freundlich die kleineren Dienste Gertruds selbst zu versehen, daß Frau Wilkenhaus ganz gerührt wird.

„Aber du hast dich bisher so garnicht um alle diese Sachen bekümmert, weißt du denn, —“

„Laß mich mal machen, Mutterchen. Wenn ich meinen Verstand brauche und Gertrud zuweilen frage, geht es sicher sehr gut.“ —

Und es geht allerdings; die Zimmer werden pünktlich abgestäubt, der Damen Sachen nachgesehen, gereinigt und Kleinigkeiten geflickt, Elisabeth wird ganz mutig auf dem bisher unbekannten Terrain; sie hilft ihrer Mutter beim Ankleiden und Frisieren, sie hilft aber auch Gertrud anders betten, macht ihr Umschläge und giebt ihr die Medizin. Glücklicherweise ist die Krankheit weder gefährlich noch ansteckend, die Kranke ist höchst überrascht durch die Geduld und Freundlichkeit ihres Fräuleins und Elisabeth glücklich im selbsterwählten Joch der Liebe. Denn das Joch merkt sie doch bisweilen, wenn die Mutter ihre Ungeduld bei einer kleinen Ungeschicklichkeit nicht verbergen kann, wenn eine Arbeit ihr gar zu langweilig vorkommen will, wenn Erna ihre „Neigung zu niederen Dingen“ belächelt, aber jedesmal fällt ihr gewiß ein passendes Wort ein, das sie neu belebt und zum Ausharren stärkt: „Was ihr gethan habt einem dieser Geringsten, das habt ihr Mir gethan“, — „haltet euch herunter zu den Niedrigen“, — „du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst.“

Natürlich besteht Frau Wilkenhaus darauf, alles, was mehr Zeit und Kräfte erfordert, wie Putzen, Nähen und Bügeln durch Andere thun zu lassen, aber grade die Kleinigkeiten bringen oft so viel Ärger mit sich und wollen mit Aufmerksamkeit gethan werden. Der Mutter überschwengliche Anerkennung ihrer Dienstwilligkeit macht Elisabeth manchmal halb verlegen, halb ärgerlich. Sollte ihr Thun nicht vielmehr selbstverständlich sein? In den weiteren Familienkreis dringt glücklicherweise nicht viel davon; nur die Großmama erfährt den genauen Sachverhalt und nickt Elisabeth freundlich zu:

„Recht, Lisbeth, „fleißig sein bringt Vieles ein“, und „Geben ist seliger als Nehmen“, was noch mehr von Liebe und Zeit als vom Geld allein gilt. Kommst mir so verändert vor, Kind, — vergnügter und natürlicher, — ich freue mich für dich, daß du dich so tummeln lernst.“ —

Elisabeth hat während Gertruds Krankheit schnell gemerkt, daß diese ein ernstgesinntes Mädchen ist. Das zeigen die starkgebrauchte Bibel auf ihrem Tischchen, der schöne Spruch über ihrem Bett, den die Augen gern andächtig suchen, die unwillkürlichen Gebetsworte in Schmerzen. Als letztere nachlassen, redet Elisabeth zuweilen mit ihr und erfährt u. a., daß sie gerade jetzt doppelt schmerzlich empfindet, stillhalten zu müssen, weil Prediger Bestli diese Woche hindurch in einer der Kirchen allabendlich Ansprachen hält, deren einige sie so herzlich gern gehört hätte.

„Früher war ich ein armes, leichtsinniges Weltkind, Fräulein,“ sagt Gertrud, „aber unsere alte Büglerin nahm mich mal mit zu Herrn Bestli. Der redete, daß es mir durch und durch ging und ich erst merkte, wie abscheulich ich eigentlich war, und wie nötig ich den Heiland hatte. Er machte mir aber auch Mut, zu Jesu zu kommen, und seitdem bin ich so glücklich. Unsere Madam ist ja so gut, sie läßt mich öfters abends in eine Bibelstunde gehen.“ —

„Wir hatten gestern morgen auch in der Kirche eine besonders schöne Predigt,“ sagt Elisabeth.

„Ja, es sind hier ja so viele tüchtige Pastoren, aber Herr Bestli ist wirklich einzig, den sollten Sie mal hören. Leider gehen so wenige vornehme Leute hin.“ —

Elisabeth steht das edle, liebewarme Antlitz der Frau des so Gerühmten hell vor der Seele; die Schilderung Gertruds klingt lockend, aber sie weiß, daß sie damit den Ihren nicht kommen darf: abends, in ein Gedränge von ungebildeten Menschen? — entschieden unpassend. —

Auf einem Gang in die Stadt sieht sie in dem Fenster eines Buchladens zufällig neben einem schönen Bilde, das ihre Aufmerksamkeit erregt, auf einigen kleinen Büchern den Namen „Bestli," geht hinein und kauft eines derselben in der Absicht, es durchzusehen und dann Gertrud eine Freude damit zu machen. Aber aus diesem Durchsehen wird ein ernstliches Studium. Es stehen kurze Betrachtungen einzelner Schriftstellen darin, in eigenartigem Tone: einfach, eindringlich, überzeugend. Eine Stelle bewegt sie unwiderstehlich, das Buch hinzulegen, und dem innigem Gebet um Vergebung ihrer Sünden hinzuzufügen: „Ich komme zu dir Herr Jesu, schenke mir dich und nimm mich ganz." — Wie lang sie in diesem lautlosen, heißen Flehen geblieben, weiß sie nicht, aber als sie sich wieder auf die Wirklichkeit besinnt, hat sie im Innern eine deutliche Stimme vernommen: „dir sind deine Sünden vergeben, gehe hin in Frieden", sie fühlt sich als Gottes liebes Kind und des guten Hirten Schäflein, frei, glücklich, selig!

Als Gertrud, dankbar für die erfahrene Liebe, ihre Arbeit wieder übernimmt, hat Elisabeth sich so daran gewöhnt, die ersten Morgenstunden in nutzbarer Thätigkeit zu verbringen, daß sie sich entschließt, Margarete's Rat weiter zu befolgen. Es ist nur nicht leicht, die Mutter zur Erlaubnis zu bewegen, sich zur Hilfe anbieten zu dürfen, ja diese bittet sie sogar dringend, wenigstens bis zur Rückkehr aus der Sommerfrische damit zu warten. Dann wird Erna wieder ihren Haushalt beginnen und braucht nicht grade Alles zu erfahren, — vielleicht rechnet die Mutter auch im Stillen darauf, daß im Winter Geselligkeit und Kunstgenüsse Elisabeth die jetzigen Pläne etwas verleiden werden. Sobald der Kinder Ferien beginnen, werden Frau Wilkenhaus und Elisabeth mit ihnen und Gertrud auf eine der kleinsten ostfriesischen Inseln ins Seebad gehen, Erna mit ihren Kleinen muß der Einladung ihrer Schwiegereltern auf deren Villa folgen. Der Vater will eine Seereise nach Norwegen machen und nach kurzem Aufenthalt in Helgoland die Seinen abholen. Rudolf freut sich auf die Kleinheit der Insel, auf die mikroskopischen Präparate, die Elisabeth mit ihm machen will, auf die „Jungens", die ohne Zweifel auch dort zu finden sein werden, kurzum, sieht sein Schicksal glücklicherweise in rosigerem Lichte. Eine behagliche Wohnung ist schon längst gemietet, Herr Dr. Waeken, den sein Weg ohnehin nach Norden führt, übernimmt freundlich das Amt des Reisemarschalls, so ist für Alles aufs Beste gesorgt.

Elisabeth hat von Margarete Abschied genommen. Sind es wirklich kaum fünf Monate, seit sie dieselbe kennen gelernt? Beide wissen, daß jede der anderen liebend gedenken, jede für die andere herzlich beten wird. Margarete hat mit Freuden in Elisabeths erstem Brief die schüchterne Andeutung des Wendepunkts in ihrem Leben gelesen und verstanden; jetzt kann sie den geliebten Schützling vollends unbesorgt der Führung des Herrn überlassen; sie dringt auf nichts Äußeres weiter und fordert sie nur auf: „stark zu werden durch Seinen Geist an dem inwendigen Menschen, daß Christus wohne durch den Glauben in ihrem Herzen." Das wird Elisabeths liebste Bitte.

XII.

Glühend liegt die Sonne am Augustnachmittag auf dem blauen Wasser, auf dem gelben Sand und der zackigen Düne, ganz schwach zeigt sich die Schaumlinie der Brandung, die bunten Fähnchen an den Bambusstangen der Zelte und Sandburgen flattern kaum, vom leisesten Lüftchen bewegt. Nicht weit vom buntgemalten Holzhäuschen mit der rührenden Inschrift: „Milchhalle" stehen einige Strandkörbe innerhalb einer Umwallung aus Sand, — eine der unzähligen kleinen Niederlassungen, die für eine Spanne Zeit den Inhabern als Wohnzimmer dienen. Elisabeth sitzt in einem derselben, Annie zu zu ihren Füßen im Sande, beide die weiße Strandmütze auf dem Kopf, absatzlose leichte Schuhe an den Füßen.

„Wo ist Rudolf eigentlich?“ unterbricht Annie ein längeres Schweigen.
„Er macht mit den Hamburgern einen großen Drachen.“ —
„Du, Lis, kanntest du den Herrn bei der Table d'hôte, der dich nachher grüßte?“ —
„Er ließ sich mir durch Dr. Waeken vorstellen, — auch Mama.“ —
„Gehört das Kind, mit dem er immer geht, eigentlich ihm?“ —
„Ja, ich glaube.“ —
„Hat er denn keine Frau?“ —
„Ich glaube, sie ist vor einigen Jahren gestorben.“ —
„Kannte der Doktor ihn schon früher?“ —
„Ja, es war wenigstens eine warme Begrüßung und großes Bedauern, daß Dr. Waeken grade abreisen wollte.“ —
„Es ist zu schade, daß er fort ist.“ —
„Sehr schade, aber seine Mutter wartete gewiß sehnlich auf ihn.“ —
„Still, hörst du nicht etwas weinen?“ —
„Vielleicht eins der Kölner Judenkinder im Zelt hinter uns. Es ist mir zu heiß, ich kann mich wirklich nicht rühren.“ —
„Laß mich doch einmal nachsehen.“ —
Unter starkem Protest Annies tritt Elisabeth aus dem schützenden Schatten.
„Annie, sieh doch das reizende Bildchen,“ ruft sie zurück.
Vor ihr steht ein vielleicht fünfjähriges Mädelchen, unter dem großen, weißen Sonnenhut hängen lange blonde Locken hervor, das Kleidchen ist vorn naßgespritzt, die bloßen Füßchen stapfen müde im tiefen Sand, die Händchen halten einen kleinen Eimer mit Sandförmchen, und die Augen schauen ängstlich und suchend um sich, während dicke Thränen über die Bäckchen laufen.
„Was ist dir denn, mein Herzchen?“ fragt Elisabeth und beugt sich zu dem Kinde.
„Minna ist fort und Papa, und böse Jungens machten mich so bange. Sieh mal, das reine Kleid, ganz naß!“ —
„Wie heißt du denn?“ —
„Hänschen.“ —
„Lies, ist das nicht — hu, da kommt er selbst!“ —
Ein großer Mann mit starkem, krausem Vollbart tritt zu der kleinen Gruppe.
„Hat mein Hänschen sich zu Ihnen geflüchtet?“ fragt er, den weichen Filzhut lüftend, während die Kleine sich an seine Hand hängt.
„Sie ist wohl der Bonne fortgelaufen?“ — meint Elisabeth.
„Leider versteht sie das Kind nicht richtig zu behandeln, das zeigt sich mir hier täglich deutlicher,“ sagt er seufzend, und eine Falte macht die schöne, breite Stirn sehr ernst.
„Wir dürfen die Damen aber nicht belästigen, — marsch Hänschen!“ —
„Soll ich vielleicht manchmal mit ihr spielen?“ fragt Annie. Hänschen thut ihrem kinderliebenden Gemüt so leid.
„Sehr freundlich, mein gnädiges Fräulein.“ —
„Es ist meine Schwester, Herr von Damm,“ sagt Elisabeth lächelnd.
„Sehr freundlich,“ wiederholt er etwas zerstreut und sieht Annie an, wie sie nachher behauptet: „ordentlich prüfend.“ Offenbar ist er nicht gewohnt, sein Kleinod so ohne Weiteres unbekannten Händen anzuvertrauen. Hänschen aber läßt die väterliche Hand los und läuft zu Elisabeth, die ihr besonders zu gefallen scheint.
„Minna is so dumm, sie mag nich mal Backofen bauen, — du doch, nich wahr, Tante?“ —
„Ich kann das nun leider nicht,“ sagt Elisabeth freundlich, „aber Annie hier um so besser.“ —
„Ja? — sollen wir mal?“ —
„Lassen Sie uns Hänschen ein wenig, bitte. Vielleicht schicken Sie die Bonne her, damit sie das Kind mitnehmen kann, wenn wir uns nachher Mama widmen müssen.“ —

Elisabeths ernsthafte Art scheint Herrn von Damm zu imponieren. Er entschließt sich, ihr den Willen zu thun und verschwindet mit höflichem Gruß und elastischen Schritten.

„Er ist ganz gewiß Offizier gewesen," sagt Annie, ihm nachblickend. „Wo wohnst du denn, Hänschen? In einer Stadt?" —

„Tante Lene wohnt in der Stadt," antwortet Hänschen, ganz vertieft in den Bau des ersehnten Backofens, „wir wohnen im Schloß." —

„Hast du auch noch Geschwister?" —

„Einmal sollte der Storch ein Brüderchen bringen, aber es ist keins gekommen." —

„Aber kleine Freundinnen?" —

„Eva und Grete kommen zum Spielen in den Garten, aber Minna sagt immer, es sind schmutzige Bauernkinder." —

„Das sind sie doch gewiß nicht?" —

„Sie binden immer reine Schürzen vor," versetzt die Kleine mit Nachdruck, „nachher sind die schmutzig, — meine aber auch. — Denn schilt Minna." —

„Wo ist denn deine Mama?" —

„Beim lieben Heiland, — dahin hat sie auch das Brüderchen mitgenommen." —

„Wer erzählt dir vom Heiland?" fragt Elisabeth, sich zum erstenmal an dem Geplauder beteiligend. Wie süß und natürlich klingt der teure Name von den Kinderlippen.

„Papa", sagt Hänschen, ganz erstaunt über die Frage, die ihr dumm vorzukommen scheint, „Papa hat ihn doch lieb und ich auch." —

„Glückliches Kind", denkt Elisabeth.

Nun kommt Minna etwas atemlos an, ein noch junges, frisch aussehendes Mädchen mit großem Hut und zierlichem, weißen Schürzchen. Elisabeth bedeutet sie, sich in den zweiten Strandkorb zu setzen; sie zieht eine kleine Häkelarbeit hervor und beobachtet darüber weg neugierig Annies Spiel mit ihrem Pflegling.

„Wie sieht sie nur wieder aus, gnädiges Fräulein," klagt Minna, ermutigt durch eine ihr geltende freundliche Bemerkung Elisabeths über Alter und Gesundheit der Kleinen. „Immer naß und zerzaust, — ich thue, was ich kann, aber glauben Sie, daß der gnädige Herr jemals darüber schilt? Fällt ihm gar nicht ein, und auf mich hört sie nicht." —

„Das würde ich ihr doch beibringen," sagt Elisabeth.

„Ja, aber denken gnädiges Fräulein nur, ihre alte Amme wohnt im Dorf, die setzt ihr in den Kopf, sie könnte machen, was sie wollte und lernt ihre Gören ordentlich an, ihr ja allen Willen zu thun." —

Minna sieht wirklich bekümmert aus, und Elisabeth interessiert die Schwierigkeit der Lage.

„Herr v. Damm bestärkt das doch sicherlich nicht." —

„Er weiß das Alles natürlich nicht, und die gnädige Frau Großmama, die manchmal nach Allem sieht, hält die größten Stücke auf die Frau." —

Elisabeth denkt schweigend nach.

„Könnten Sie nicht die Kleine dazu bringen, Ihnen aus Liebe zu gehorchen?" —

„Sie ist entsetzlich eigensinnig; gewöhnlich ist ihr nichts recht, was ich sage." —

Elisabeth merkt aus dem etwas gereizten Ton, daß die Liebe keine große Rolle zwischen Bonne und Kind spielt. Armes, kleines Ding!

Hänschen ist inzwischen glückselig über die reizenden Sandkuchen, die Annie aus ihren Förmchen hervorgehen läßt; sie streut eifrig Zucker darauf, spielt Käufer, teilt davon aus, kurz, ist so allerliebst und vergnügt, daß die Schwestern hoffen, sie noch oft erfreuen zu dürfen. Für jetzt ist der Spaß wohl zu Ende; Frau Wilkenhaus kommt langsam, auf Gertrud gestützt, am Strand entlang, und Elisabeth beeilt sich, deren Stelle einzunehmen.

„Gertrud, gehen Sie doch zuweilen mit diesem jungen Mädchen, sie ist bei Herrn v. Damms Kind und klagt darüber. Reden Sie ihr zum Guten, Sie verstehen das ja" —

Um diese Zeit läßt die Hitze nach, eine köstlich frische Brise bringt Erquickung, und Frau Wilkenhaus, die bis jetzt in der Veranda Siesta gehalten, geht gern ein wenig auf und ab. Elisabeth erzählt von dem kleinen Gast, und die Mutter erkundigt sich nach Allem, was sie weiß, und macht die Bemerkung, Herr v. Damm scheine sehr an der Kleinen zu hängen. Dann aber hat sie selbst Briefe von Erna und ihrer Schwägerin Henny mitzuteilen. Erstere klagt über mancherlei Anforderungen ihrer energischen Schwiegermutter und Emmys Gefühllosigkeit, die nie merke, wie ihr bräutliches Glück Erna an ihre Einsamkeit erinnert und sie schmerzlich berührt. Wäre Erna selbst eine Andere, so würde sie sich neidlos mitfreuen können, — die Muter freilich geht ganz auf ihre Gedanken ein und Erna wird in ihren Augen zu einer wahren Märtyrerin. Elisabeth kann nicht viel darüber sagen, sie mag der Mutter nicht wehe thun und weiß doch, daß Ernas unbegrenzte Selbstsucht die Hauptquelle dieses Unglücks ist. In der Tante Brief giebt eine Andeutung, Großmamas Befinden sei nicht ganz wie gewöhnlich, doch wisse der Arzt noch keinen besondern Grund dafür, Frau Wilkenhaus Anlaß zu Besorgniß, die Elisabeth ihr einstweilen auszureden versucht.

Inzwischen ist Rudolf mit zwei andern Knaben und einem prachtvollen Meisterwerk von Drachen erschienen, und Annie nimmt eifrig an der Feierlichkeit des ersten Steigenlassens Teil, das der Abendwind schön begünstigt.

„Sie scheint wirklich noch ein rechtes Kind," sagt Herbert von Damm zu der Frau seines Freundes, Hauptmann von der Halden, der er von Hänschens Eroberung erzählt hat.

„Gott Lob, daß es doch noch natürliche Mädels giebt", erwiedert diese, „sie hat übrigens einen prachtvollen Zopf, sehen Sie nur, wie er hinter ihr dreinfliegt." —

„Die ältere Schwester hat etwas sehr Gehaltenes im Wesen," fährt Herbert fort, „sie sieht aus, als könnte man sich mit ihr unterhalten." —

„Gehört dazu ein besonderes Aussehen?" —

„Nun, Sie wissen doch sicherlich, was ich meine," lächelt Herbert, „mir ist bei vielen Menschen einfach ein Aussprechen unmöglich." —

„Mir auch. Gehen wir noch zum Loog?" —

„Mir wird es zu spät; Hänschen muß bald zu Bett." —

„Auf Wiedersehen denn beim Abendbrot." —

Das Ehepaar geht langsam davon, der Hauptmann in loser Joppe, einen kleinen Eimer schlenkernd, seine Frau, zart und schlank, lebhaft auf ihn einredend und hie und da eine Muschel auflesend. Herbert blickt ihnen einen Augenblick nach, dann wendet er sich zu der Kleinen, die, wie gewöhnlich, an seiner Hand hängt, und zeigt ihr das gewaltige Schiff, das dort in der duftigen Ferne nach Westen fährt, eine große, bläuliche Qualle, die das Meer auf dem Strande vergessen, und Rudolfs Windvogel hoch über der Düne in der blauen Luft.

„Da is die nette Tante, ich will ihr „gute Nacht" sagen," meint Hänschen.

„Na ja, das kannst du, aber komm dann gleich wieder zu Papa."

Elisabeth begrüßt die Kleine liebevoll, und Frau Wilkenhaus, deren mütterliches Herz leicht gerührt wird, findet sie sehr niedlich.

„Jetzt muß ich ins Bett, aber Papa erzählt mir noch eine Geschichte. Kommst du morgen wieder her?" —

„Gewiß, — sieh, Hänschen, diese Strandkörbe sind die unsern, du kannst sie an den drei Fahnen kennen, da findest du uns." —

Herbert grüßt nur von Weitem, aber er bemerkt wohl, wie sorglich Elisabeth die Mutter führt, und sieht noch im Weitergehen, wie Annie und Rudolf auf sie zuspringen, um von den Abenteuern des Drachen zu berichten. In tiefen Gedanken ersteigt er die Holztreppe am Damenpfad und steht auf der Spitze der Düne still. Dort das blaue Meer mit dem sich leise kräuselnden weißen Schaum und darüber der in abendlich bunte Tinten getauchte Himmel, beide in ihrer Endlosigkeit an die Ewigkeit erinnernd, grade unter ihm das Gewimmel der kleinen Menschenwerke, winzig, bunt, vergänglich. Herbert ertappt sich auf der Bemühung, eine gewisse weiße Mütze zu erspähen, wendet sich hastig um und vertieft sich alsbald in die von Hänschen lebhaft geforderte „Geschichte." —



Ein wundervoller Abend folgt dem schönen Tage: das Nachtessen ist auf der Veranda eingenommen; Frau Wilkenhaus liegt mit der Zeitung auf dem etwas harten Sopha, Elisabeth schiebt ihr ein Kissen unter und breitet die Decke über die Füße.

„Du verwöhnst mich, Kind," sagt die Mutter.

„Mit mehr Recht, als du uns früher verwöhntest", giebt Elisabeth fröhlich zurück.

„Ich weiß nicht, wie du an Alles denken kannst, früher —"

„Früher war ich recht selbstsüchtig und häßlich, — ach, Mutterchen, ich muß auch noch ganz, ganz anders werden, aber ich verzage nicht mehr daran." —

„Ich wollte, Erna lernte sich besser schicken, sie liegt mir schwer auf dem Herzen," seufzt die Mutter.

„Ich wollte, sie lernte, was ich gelernt habe, und täglich weiter lerne." —

„Was denn, Kind?" —

„In Jesu Gottes Liebe erkennen und Ihn wieder lieben."

Überrascht blickt die Mutter in Elisabeths ernstes Gesicht mit den leuchtenden Augen.

„Ich dachte, — ich fürchtete immer —"

„Gott hat mich freundlich geführt, Mutterchen, ich möchte mich Ihm so gern dankbar beweisen." —

Am nächsten Mittag finden Wilkenhaus ihre Plätze an der Table d'hôte durch die Abreise einer Gesellschaft verändert; neben Elisabeth sitzt Herr v. Damm, gegenüber neben Annie Frau v. d. Halden. Herbert macht die Damen mit einander bekannt und stellt auch den Hauptmann vor. Seine Vermutung, mit Elisabeth müsse man sich unterhalten können, bestätigt sich, wenn auch das Gespräch, wie natürlich, sich zunächst um einfache, naheliegende Gegenstände bewegt, um Häuschen, das Leben auf dem Lande, das herrliche Wetter. Die junge Frau wirft manchmal eine Bemerkung dazwischen, sie scheint Elisabeths Nachbar mit schwesterlicher Vertraulichkeit zu behandeln und neckt ihn zuweilen, was er sehr gleichmütig hinnimmt. Elisabeth behält den Eindruck, Herr v. Damm habe wunderschöne, blaue Augen, die mit dem braunen Haar und Bart eigentümlich harmonieren, er sei etwas schüchtern und jedenfalls kein Gesellschaftsmensch. Sie hat noch manchmal Gelegenheit, diesen Eindruck zu vervollständigen.

(Schluß folgt.)





Aus einem „Wetterwinkel" vergangener Tage.

Stimmungsbild aus den russischen Ostseeprovinzen.

Von *** *** ***

Jeder Deutsche muß sich des Aufschwungs unserer jungen Kolonialpolitik freuen — wenn er aber zugleich ein Balte oder ein siebenbürger Sachse ist, wird er diese Freude nicht ganz ungemischt empfinden. Denn neben dem neuen Gewinn, der zum Teil ohnehin recht problematisch erscheint, steht der Verlust an altem Besitz, mag er immerhin im staatsrechtlichen Sinne nicht so heißen, sondern nur im nationalen. Die Kosten aber haben unsere mittelalterlichen Siedler an der nördlichen Ostsee und am Rande der Karpathen zu tragen. Seit der Wiedererstehung des Reiches hat das Deutschtum, nachdem es dort sieben Jahrhunderte überdauert, größere Einbußen erlitten, als ihm diese ganze lange Zeit gebracht, und kein Anzeichen deutet darauf hin, daß dem fortschreitenden Verfall je wieder Einhalt geboten werden könnte. Selbst die schwächlichen Beweise von Teilnahme, wie sie in den ersten Jahren der nationalen Verfolgung durch Magyaren und Russen bemerkbar wurden, sind, wie es in solchen Fällen immer geht, der Gewöhnung zum Opfer gefallen, nur der „Allg. Deutsche Schulverein zum Schutze des Deutschtums im Auslande" erwärmt sich noch für die Sachsen; den Balten hat auch er nie viel Sympathie erwiesen. Weil man in ihnen, obwohl keineswegs mit Recht, Vertreter des feudal-aristokratischen Prinzips erblickt, sind sie bei uns von jeher mit ausgesprochener Ungunst behandelt worden, während man den sächsischen „Bürgern und Bauern", die überdies für kirchlich-freisinnig gelten, in weiteren Kreisen eine gewisse Teilnahme nicht versagt, ohne sich übrigens auch für sie in Ungelegenheiten zu stürzen. So lange Deutschland ein „geographischer Begriff" war, mochte dieses Vorwiegen des parteipolitischen Moments über das nationale, bis zu einem gewissen Grade erklärlich scheinen. Heute jedoch, wo dieses nationale Moment sozusagen zum Stichwort geworden ist, darf es wohl befremden, daß die herkömmliche Auffassung des Verhältnisses zu den alten Siedelungen außerhalb der jetzigen Grenzen des Reiches, der Hauptsache nach, dasselbe bleibt, ja sich unter dem Einfluß der Theorie vom „abgeschlossenen Nationalstaat" in gewissem Sinne sogar zurück entwickelt: die, dem Nationalstaat nicht angehörigen Deutschen, werden nicht selten sogar als unbequeme Störenfriede betrachtet, denen man es hier und da selbst gönnt, daß ihnen die fremden Gewalthaber tüchtig zu Leibe gehen. Die Balten wenigstens müssen das erfahren. Ganz ungeniert giebt ihnen dieser und jener zu verstehen, mit der Russifizierung geschehe ihnen Recht; sie hätten gar keinen Grund, sich darüber zu beklagen. Zum mindesten aber bekommen sie zu hören, daß Deutschland anderen nicht verübeln dürfe, was es in Elsaß, Posen, Nordschleswig u. s. w. selber thue. Wird dem entgegen gehalten, daß es durchaus nicht das Gleiche sei, wenn Deutschland als Kulturstaat ersten Ranges darauf hält, daß Polen, Elsaß-Lothringer, Dänen u. s. w.

Deutsch lernen, oder wenn Russen und Magyaren ihre uns abgeborgte Gesittung und ihre halbbarbarische, nur innerhalb der eigenen Grenzen verstandene Sprache, den Trägern einer höheren Bildung aufzwingen wollen — so bleibt das meist unverstanden und wird nicht recht gewürdigt. Die unter fremdem Szepter lebenden Deutschen gelten eben vielfach als unbequeme Mahner, von denen man am liebsten nichts mehr hören möchte. Wie viel an dem dabei verloren geht, was wir mit zu den größten Kulturleistungen des Deutschtums zählen dürfen, wird übersehen, weil man die Geschichte unserer mittelalterlichen Siedelungspolitik nicht kennt. Es ist nur zu wahr, daß der deutsche Osten und seine Entwickelung über Königsberg hinaus bei uns zu den unbekanntesten Gebieten gerechnet werden muß, auf dem sich nicht einmal die Fachleute zu Hause fühlen. Die Schule und die Universität haben hier gleichviel versehen. Selbst von der weltgeschichtlichen Bedeutung der Kämpfe, die Livland von der Mitte des sechzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erfüllen, weiß man in Deutschland wenig. Daß drei Großmächte Polen, Schweden und Rußland hier mehr als 1 ½ Jahrhunderte hindurch um die Herrschaft im Osten gerungen, und zwei davon sich bei diesen Ringen verblutet haben, während die dritte auf Baltischem Boden die Grundlage ihrer heutigen Weltstellung legen sollte — das Alles schwebt den meisten Zeitgenossen nur undeutlich vor. Die Balten aber wissen es, und auch das haben sie nicht vergessen, daß das Reich, dem Livland von Anbeginn seines staatlichen Daseins, d. h. seit dem dreizehnten Jahrhundert, als vollberechtigtes Mitglied angehörte, in seiner furchtbarsten Not, als es bald von den Russen, bald von den Polen überflutet wurde, ihm niemals die geringste Hüfte zu teil hat werden lassen, wie es ihm auch jetzt wieder jede moralische Unterstützung kalt verweigert. Auf diese könnte es um so mehr Anspruch erheben, als es seinen Söhnen nicht in den Sinn kommt, etwas anderes zu verlangen. Nur wenige Schwärmer unter ihnen haben sich je darüber getäuscht, daß das neue Reich nicht in der Lage sei, der russischen Vergewaltigung mit Mitteln äußerer Art zu wehren. Gerade der Mann, dem Deutschland vor allem seine Wiedererstehung dankt, hat sich in diesem Stücke stets sehr zurückhaltend gezeigt, und wie hätte er es Angesichts der sehr schwierigen Lage, wie sie in der Unversöhnlichkeit Frankreichs begründet ist, verantworten können, Deutschland auch die Todfeindschaft Rußlands zuzuziehen? Der ungeheuren Mehrheit der Balten ist es um so weniger in den Sinn gekommen, derartige Zumutungen zu stellen, als es ihnen stets klar sein mußte, daß die geographische Lage der drei Provinzen deren gewaltsame Trennung von Rußland im wirtschaftlichen Sinne ebenso unthunlich erscheinen läßt, als es sie im politisch-militärischen auf das Äußerste erschwert. Dabei aber bleiben sie allerdings, daß die Anerkennung dieser Thatsache auf deutscher Seite mit etwas mehr subjektivem Wohlwollen verbunden sein könnte, als man sie vielfach findet, und daß es nicht zu den notwendigen Beigaben des Verzichts gehört, demselben eine grundsätzliche Färbung zu verleihen, indem man dem nationalen Widersacher Beifall spendet. Daß dies erkältend wirkt, wen darf es wundern?

In der That läßt sich nicht verkennen, daß die warme, ja begeisterte Stimmung, die der Aufschwung Deutschlands seit 1866 in den drei Provinzen hervorgerufen hatte, seit etwa einem Jahrzehnt, namentlich bei dem jüngeren Geschlecht, einer kühl kritischen Auffassung Platz gemacht hat, die mehr und mehr zur inneren Entfremdung wird, wenn schon die äußeren Beziehungen zwischen Balten und Reichsdeutschen seit der Vernichtung des deutschen Bildungswesens an der Ostsee begreiflicher Weise zugenommen haben. Während die baltische Jugend der höheren Stände früher, d. h. bis etwa 1887, fast ausschließlich in Dorpat (jetzt Jurjew) studierte, findet sie sich seitdem zum guten Teil wieder, wie im vorigen Jahrhundert, auf den Hochschulen Deutschlands, ja zum Teil sogar auf dessen Gymnasien zusammen. Allein die Sympathie, wie in alten Tagen, wird dadurch nicht mehr geweckt. Die Wirkungen der Russifizierung werden im Ganzen wie im Einzelnen zu schwer empfunden, als daß die Gleichgiltigkeit, mit der man diesen Vorgängen in Deutschland gegenüber steht, nicht eine gewisse Bitterkeit erzeugen müßte. So kommen die jungen Balten ohne jenes gute Vorurteil nach Deutschland, das sie sonst zu begleiten pflegte, und so weit man sieht, nehmen sie keine veränderten Anschauungen

nach Hause mit. Daß eine nicht geringe Anzahl von Landsleuten in Deutschland, wenn auch nach schwerer Mühe und oft verzweifeltem Ringen, eine neue Heimat gefunden haben, wird dabei weder übersehen, noch unterschätzt. Diese günstigen Eindrücke werden aber durch manche unangenehme Erfahrungen, die anderen nicht erspart geblieben sind, vielfach aufgewogen, so daß die Gesamtstimmung w. g. eher kalt als warm zu nennen wäre. Dazu paßt es auch, daß die jüngeren Balten sich jetzt mit stets wachsender Vorliebe als solche bezeichnen, während man früher darauf hielt, schlechtweg deutsch genannt zu werden. Manche allerdings sind im nationalen Sinne ganz gleichgiltig geworden, während eine kleine Minderheit sich dem Russentum vorbehaltlos ergiebt. An mildernden Umständen sehen wir es übrigens auch da nicht gänzlich fehlen. Die Vernichtung des deutschen Unterrichtswesens läßt den weniger bemittelten Eltern keine andere Wahl, als ihre Söhne, denen, außer dem Beamtentum und dem Heer, keine Laufbahn offen steht, auf russische Lehranstalten, meist nach Petersburg zu geben. Dort geraten sie naturgemäß häufig unter Einflüsse, die sie dem heimisch-deutschen Wesen langsam, aber sicher entfremden; und das Ende ist, daß sie für Russen gelten wollen und sich als solche fühlen. Nur das evangelische Bekenntnis wird fast nie geopfert, wenn auch die griechisch-orthodoxe Staatskirche auf dem Wege der Mischehen einige Eroberungen macht, die in den meisten Fällen übrigens ganz äußerliche bleiben. Wenn die Beteiligten der eigenen Umgebung nicht entrissen werden, behalten sie ihr evangelisches Bewußtsein meist so vollständig bei, daß man ihre Zugehörigkeit zur griechischen Kirche gar nicht merkt. Führt sie das Schicksal aber in das Innere des Reiches, so geht ihnen das deutsche Wesen fast immer bald verloren, und man sieht sie auch in Sprache und Sitte Russen werden. Nur wenige Familien giebt es, die nicht solche abtrünnige Mitglieder zählen. Unter den Verhältnissen der Gegenwart nimmt dieses Renegatentum natürlich zu. Wenn es ehedem nur vergleichsweise wenige waren, die die Heimat verließen, um im Innern als Beamte, Offiziere, Ärzte, Landwirte, Techniker u. s. w. ihr Fortkommen zu suchen, so sehen sich jetzt sehr viele förmlich dazu gezwungen, weil die Plätze, auf die sie herkömmlich rechnen durften, von dem gierigen russischen Tschinownikttum besetzt worden sind, das die Russifizierung nur in diesem Sinne versteht, gerade deshalb aber um so eifriger betreibt und fördert. Übrigens ist auch die Menge derer bedeutend angewachsen, die nicht nach Deutschland gegangen sind, sondern sich über die weite Erde haben zerstreuen müssen. Das kommt nun zwar auch anders wo nicht selten vor und wäre deshalb an sich nicht vorzugsweise zu bedauern. Der Unterschied ist indessen der, daß es nicht überall infolge eines nationalen Zusammenbruchs geschieht wie hier. So angesehen kann die Lage in den Ostsee-Provinzen — mutatis mutandis — mit der in Frankreich nach Aufhebung des Edikts von Nantes verglichen werden, die genau 200 Jahre vor der baltischen Krisis (1685 und 1885) stattgefunden. An die Stelle der Religionsverfolgung ist hier die nationale getreten, und an dem Maßstab unserer Tage gemessen, hat sie sich kaum weniger hart und rücksichtslos gezeigt und in den weitesten Kreisen des baltischen Deutschtums wie eine Sprengbombe gewirkt. Furchtbar schwer ist vor allem der Prediger-, Beamten- und Lehrerstand betroffen worden; denn bei der Ersetzung der Deutschen durch Russen hat man keine persönliche Schonung walten lassen; die Geistlichen aber haben sich Jahre lang einer amtlichen Mißhandlung ausgesetzt gesehen, die sie um so härter empfinden mußten, je weniger sie häufig in der Lage waren, die Verletzung der Reichsgesetze zu vermeiden, die man an ihnen mit unerbittlicher Strenge strafte. Die kühle Gelassenheit, mit der die evangelische Welt ringsum dieses Schauspiel mit angesehen, hat auch ihrerseits nicht wenig dazu beigetragen, die Balten zu verstimmen, und auf ihre Sympathieen abkühlend einzuwirken. Der rühmlichen Ausnahmen ist um so wärmer gedacht worden, allein sie reichen nicht aus, um den Eindruck der Regel wesentlich zu mildern. Den Knall und Fall entlassenen Beamten und Lehrern konnte von außen freilich nicht geholfen werden, weder durch Teilnahme, noch mit materiellen Mitteln. Einzelne haben in Deutschland Anstellungen gefunden; in gewissem Sinn hat auch ihr Loos dazu beigetragen, die Spannung zu erhöhen, weil man in den Ostsee-Provinzen die schmerzliche Empfindung nicht los werden kann — ob mit Recht, wollen wir hier nicht untersuchen

— daß bei wärmerem Eintreten Deutschlands für die gemeinsame Sache der Sprache, Gesittung und Religion das Russentum sich doch vielleicht zu einer gewissen Zurückhaltung hätte bestimmen lassen. Vor nunmehr zwölf Jahren, als die Russifizierung im großen Stil begann, wäre es Zeit gewesen, die Probe zu machen. Damals hat man es unterlassen; denn „korrekt" wie wir sind, glaubten wir uns in die „inneren" Angelegenheiten des Nachbarreichs nicht einmischen zu dürfen. Eine formelle Einmischung hat ja aber auch kein Mensch verlangt, sondern nur eine entschiedenere Stellungnahme im moralischen Sinne, als wir sie thatsächlich erlebt; denn so angesehen können Sprache, Gesittung und Religion nicht als innere Angelegenheiten gelten. Sie sind Gemeingut der Nation und müssen als solche behandelt werden. Der Philister aber weiß hier nicht zu unterscheiden, und selbst wenn er es verstände, würde er sich nicht die Mühe geben, es zu thun. In dem vorliegenden Falle ist es unterlassen worden, das Verhängnis hat seinen Lauf genommen. Jetzt denkt in den Ostsee-Provinzen niemand mehr daran, daß das Versäumte in irgend welcher Art wieder gut gemacht werden könnte. Die Partie ist endgiltig verloren, das Deutschtum im Nordosten auf den Aussterbeetat gesetzt. Wenn man sich erinnert, daß dies mit der staatlichen Wiedererstehung des deutschen Volks zusammen fällt, so wird man die Gefühle der Balten vielleicht auch bei uns verstehen lernen.

Wenn nach dieser wahrhaftigen, aber allerdings nicht durchweg schmeichelhaft klingenden Einleitung noch jemand wünschen sollte, Näheres über den gegenwärtigen Stand der Dinge an der russischen Ostsee zu erfahren, so sei ihm gesagt, daß die drei Provinzen zusammen einen Flächenraum von ungefähr 1700 deutschen Quadratmeilen einnehmen, auf denen eine Bevölkerung von etwa drei Millionen Menschen wohnt. Diese besteht zu etwa 88 vom 100 aus Letten (Kurland und Süd-Livland) und Esthen (Nord-Livland und Esthland), während sich der Rest zum weitaus größeren Teil auf Deutsche, im kleineren auf Russen verteilt. Dies sollten bekannte Dinge sein; erfahrungsmäßig sind sie es indessen nicht, und deshalb dürfen wir sie hier wiederholen. Auf das zahlenmäßige Übergewicht der Ureinwohner begründet sich die der russisch-chauvinistischen Presse geläufige, aber auch amtlich gebrauchte Bezeichnung der drei Provinzen als: „Lettisch-Esthnisches Gebiet." Zeitweilig hat man sogar daran gedacht, die althergebrachte Einteilung förmlich aufzuheben, und auf der erwähnten Grundlage zwei neue Gouvernements zu bilden. Dies scheint jedoch aufgegeben worden zu sein, nachdem die vor einigen Jahren durchgeführte Namensänderung der Städte Dorpat und Dünaburg in Jurjew und Dwinsk, eine Vorstellung von den Kosten und sonstigen Unzuträglichkeiten gegeben, die dadurch verursacht werden würden. Vielleicht möchte man auch den Letten und Esthen nicht zu weit entgegen kommen. Mit der Zurückdrängung des deutschen Elementes sind diese zwar sehr einverstanden; die Russifizierung gefällt ihnen dagegen keineswegs. Wie die Finnen, träumen sie zum Teil von der Errichtung eines eigenen „Nationalstaates", wobei sich Letten und Esthen als alte Widersacher freilich sofort in die Haare geraten würden. Daß die Deutschen ihnen das Christentum und damit alles gebracht haben, was sie an Gesittung ihr eigen nennen, wiegt den Letten und Esthen ebenso leicht, als den Stammverwandten der letzteren im Norden des Finnischen Meerbusens, die heute alles ausbieten, um das schwedische Element der Bedeutung zu entkleiden, die ihm geschichtlich gebührt. In dem einen wie in dem anderen Falle beruft man sich auf das Übergewicht der Zahl, und will auf die Gegengründe der alten Kulturträger nicht hören. Während es den Finnen aber, Dank der Mehrheit, die sie in zwei Ständen des Landtags, dem Priester- und Bauernstand, schon besitzen, möglicher Weise gelingt, ihre Gegner auf verfassungsmäßigem Wege zu überwinden, kann die Agitation der Letten und Esthen schlechterdings nur den Erfolg haben, die Herrschaft des Russentums auf Kosten der Deutschen und auf eigene Kosten vollends zu befestigen und zu einer endgiltigen zu gestalten. Daß diese Einsicht unter ihnen sich Bahn zu brechen oder doch langsam aufzudämmern beginnt, läßt sich übrigens nicht verkennen; wir kommen darauf noch zurück. Einstweilen fühlt sich das kleine Häuflein der Deutschen (etwa 250,000 Köpfe) von der doppelten Mehrheit, die sie umgiebt (nach der neuesten Volkszählung mehr als hundert

Millionen Russen und etwa zwei Millionen Letten und Esthen), schier erdrückt. Sie können keine Bewegung machen, ohne nach beiden Seiten anzustoßen. Selbst die Glaubensgemeinschaft, die sie als Evangelische mit den Ureinwohnern verbindet, wird durch deren nationale Sonderbestrebungen vielfach beeinträchtigt und gestört. Überdies darf nicht verschwiegen werden, daß die Deutschen unter sich nicht durchweg so einig sind, als es angesichts der allen drohenden Gefahr erwartet werden dürfte. Der überall, wo unsere Stammesgenossen wohnen, klaffende Zwiespalt zwischen Adel und Bürgertum, lebt bis zu einem gewissen Grade noch immer fort. Besonders in Kurland besteht zwischen Junkern und Literaten wenig Sympathie. Dabei ist das baltische Bewußtsein nicht gleichmäßig genug entwickelt, was sich vielleicht daraus mit erklärt, daß der größere Teil der heutigen deutschen Bevölkerung nicht mehr dem alten Grundstocke der mittelalterlichen Siedler angehört, sondern von reichsdeutschen Einwanderern des vorigen Jahrhunderts stammt, die meist aus Norddeutschland kamen. Nur die sogenannten herrmeisterlichen Adelsgeschlechter (die vor 1561 angesessen waren), und eine Anzahl städtischer Patrizierfamilien, gehören, genau genommen, dem Urbaltentum an, das sich seiner überwiegend niedersächsischen Herkunft rühmt. In der zweiten (polnisch-schwedischen Periode 1561—1710) sind nicht wenige skandinavische Familien eingewandert, zu denen sich in russischer Zeit auch manche Franzosen, Italiener und sonstige Ausländer gesellen. Jedenfalls überwiegen die neueren Elemente die alten mithin weit, ohne daß dabei freilich im einzelnen ein Unterschied in der Wärme des Heimatsgefühls nachzuweisen wäre. Wohl aber tritt dieser zwischen den Stammesdeutschen und dem nach und nach germanisierten Teil des kleineren Bürgertums hervor, zu dem viele Handwerker und geringere Kaufleute gehören, die die Vergewaltigung durch das Russentum deshalb nicht selten nur recht schwach empfinden.

Dieser Stand der Dinge läßt sich nur geschichtlich erklären. Wie die Kriege der „Weißen und Rothen Rose“ den altenglischen Adel bis auf einen vergleichsweise geringen Rest vernichtet haben, so sind die 250jährigen Kriege, welche auf den Zusammenbruch des livländischen Ordensstaates, 1561, folgten, dem altbaltischen Stamm in Stadt und Land verhängnisvoll geworden. Nach dem nordischen Kriege, der an Furchtbarkeit alles sonst Erlebte übertrifft, war von der Gesamtbevölkerung Liv- und Esthlands nur etwa $^1/_{10}$ übrig geblieben, während Deutschland aus dem Dreißigjährigen Kriege immerhin noch mit $^1/_3$ hervorgehen konnte. Die Einbuße, die nicht zum Wenigsten auch die höheren Stände traf, ist bis zum heutigen Tage nicht ganz ausgeglichen worden. Livland, das beim Ausgang des Mittelalters etwa 40 Städte besaß, hat deren heute kaum ein halbes Dutzend, die, außer Riga und Dorpat, sämtlich den dürftigsten Eindruck machen. In Esthland tritt die Zurückgebliebenheit der städtischen Entwickelung noch stärker hervor. Eine Ausnahme macht nur Reval, das gegenwärtig etwa 64,000 Einwohner zählt, auch hier aber ist von Fortschritt und Blüte nicht viel zu spüren. Kurland endlich hat nur Judennester aufzuweisen, auch der Anblick der Hauptstadt Mitau vermag diesen Eindruck kaum zu verwischen. Libau aber trägt einen zu ausgesprochen internationalen Zug, als daß es zu den Städten mit politischem Charakter gerechnet werden könnte. Auch die Landbevölkerung hat die Zahl von 1561 noch nicht wieder erreicht, wenn sie im Übrigen auch verhältnismäßig wohlhabend ist, und sich so angesehen, neben jede andere im mittleren Europa stellen dürfte.

Aus alledem ist nicht selten gefolgert worden, daß das Deutschtum an der nördlichen Ostsee kein wirkliches Heimatrecht besitze, wie man ihm ja auch daraus einen Vorwurf zu machen pflegt, daß es die Ureinwohner zur Zeit seiner unbestrittenen Herrschaft nicht nach dem Beispiele des Deutschordens in Preußen zu germanisieren verstanden habe. Beides ist indessen falsch. Ungeachtet aller Schwächen, die wir nicht verschweigen, hat sich das Deutschtum in den baltischen Landen doch mächtig und wurzelecht genug erwiesen, um ihrer Geschichte seit sieben Jahrhunderten seinen Charakter aufzuprägen. In diesem Sinn ist das Land allerdings deutsch geworden, und bis zum Zusammenbruch von 1885 auch geblieben; denn deutsche Sprache und Gesittung haben auch unter russischen Szepter das öffentliche Leben bis dahin beherrscht; im privaten Verkehr aber gelten sie noch jetzt, obwohl Rußland sie amtlich nicht mehr kennt. Daß die Germa-

nisierung der Ureinwohner nicht hat vollendet werden können, muß jeder Kenner der baltischen Geschichte nicht nur erklärlich, sondern sogar selbstverständlich finden. Die Deutschen haben von Anbeginn der Eroberung bis zur Unterwerfung des Landes durch Peter den Großen, d. h. in einem Zeitraum von 500 Jahren, in einem unausgesetzten, erbarmungslosen Kampf ums Dasein gestanden, der es ihnen unmöglich machte, ihre Kräfte so ausdauernd und zielbewußt im zivilisatorischen Sinne zu bethätigen, wie es eine Aufgabe dieser Art verlangt. Überdies aber ist der Zuzug aus Deutschland zu keiner Zeit stark genug gewesen, um dieser Thätigkeit den nötigen Rückhalt zu bieten. Was sich von Rittern, Bürgern und Bauern nach Nordosten wandte, blieb zum weitaus größten Teil in dem näheren Preußen sitzen. Nach dem Sturz der Ordensherrschaft haben Polen, Schweden und Russen mit gutem Bedacht dafür gesorgt, daß jede planmäßige Germanisierungsarbeit aufhören mußte. In dieser Hinsicht war schon das sechszehnte Jahrhundert bei weitem nicht mehr so naiv, als man gewöhnlich meint. Solange Polen in Livland herrschte (bis 1629) gab es sich unter Führung der Jesuiten alle Mühe, das Land nicht nur katholisch zu machen, sondern auch zu polonisieren. Unter Gustav Adolf und seinen Nachfolgern unternahm Schweden in seiner Art das Gleiche. Rußland allerdings hat sich bis zum Jahr 1885 systematischen Eingreifens in diesem Sinne enthalten, gleichwohl aber streng darauf gesehen, daß sich die lettisch-esthnische Bevölkerung dem Einfluß des Deutschtums nicht unbehindert hingeben konnte. Übrigens war schon durch die Umstände dafür gesorgt, daß die „Bäume nicht in den Himmel wuchsen.“ Die grauenhaften Verwüstungen des Nordischen Krieges hatten Deutsche wie Ureinwohner derartig zurückgeworfen, eine solche Erschöpfung aller Kräfte hinterlassen, daß es mehr als eines halben Jahrhunderts bedurfte, um einen neuen materiellen und geistigen Aufschwung möglich zu machen. Genau genommen hat es damit sogar bis zur Mitte dieses Jahrhunderts gedauert. Einerseits rief der Krimkrieg mit seinen hohen Preisen eine ungeahnte Blüte der Landwirtschaft hervor; andererseits fing die, mit der Wiederherstellung der Universität Dorpat (1802) Hand in Hand gehende Entwickelung des gesamten Unterrichtswesens an, in ihrer Wirkung auf das geistige Leben fühlbar zu werden. Beides zusammen mündete unter der Führung des deutschen Großgrundbesitzes in einer agrarischen Bewegung aus, die dank der damit verbundenen Förderung des Volksunterrichts, bei ungestörtem Fortgang wohl hätte germanisierend wirken können. Wie die baltischen Ritterschaften zu Anfang des Jahrhunderts der Hauptsache nach aus eigenem Antrieb für die Aufhebung der Leibeigenschaft gesorgt, so ist etwa vierzig Jahre später von ihnen die Umwandelung des bäuerlichen Pachtsystems in freies Eigentum ausgegangen, während sie es sich gleichzeitig unter eifrigster Mitwirkung der evangelischen Geistlichkeit angelegen sein ließen, die Bildung des Landvolks durch, auf eigene Kosten errichtete, Seminare, Parochial- und Volksschulen zu heben. So günstig sich das Alles aber auch anzulassen schien: das Verhängnis, das das baltische Land nie zu einer ungestörten Entwickelung hat kommen lassen, trat wieder dazwischen, um endlich alles zu nichte zu machen. Zweierlei kam dabei vornehmlich zusammen: die liberale Strömung, welche Rußland bald nach Beendigung des Krimkrieges durchzog und die immer stärker werdende Entwickelung des Nationalitätsprinzips in allen Landen. In Rußland hatten es Katkow und seine panslavistisch angehauchten Mitarbeiter, unter dem Eindruck des polnischen Aufstandes von 1863 zuerst mächtig geweckt, um die Spitze bald darauf auch gegen die „baltischen Separatisten“ zu kehren, wie sie die Deutschen ohne jeden Grund von Berechtigung nannten. Dies aber konnte der Aufmerksamkeit der wohlhabend und dadurch zum Teil übermütig gewordenen Letten und Esthen nicht entgehen. Der nationale „Haber“ begann auch sie zu „stechen“; bald fanden sich auch Berufspolitiker in ihren Reihen, die die Hetze gegen die Deutschen zu einer einträglichen Lebensaufgabe machten, und von dem heimlichen Wohlwollen der Reichsbehörden unterstützt, gerade in der Zeit am eifrigsten zu wühlen anfingen, wo Letten und Esthen allen Grund hatten, den Deutschen ganz besonders zu danken; denn unter ihrer fürsorgenden Hand blühte alles sichtlich auf, und die Zukunft schien sich hoffnungsfreudig anzulassen. Gerade das aber durfte von den Feinden des Deutschtums nicht geduldet werden, und wieder waren

es die Ereignisse selbst, die ihnen die besten Handhaben zur Einmischung boten. Die preußischen Erfolge von 1866 machten, wie alle Welt, so auch die Russen, die ihre Nachbarn nach sich selbst beurteilten, sehr besorgt. Man glaubte sich gegen versteckte Annektionsabsichten in Berlin rüsten zu müssen und begann auch die Deutschen in den Ostseeprovinzen mit mißtrauischen Augen anzusehen. Schon im Jahr 1867 wurden, dieser Stimmung folgend, allerhand Maßnahmen ergriffen, die die Russifizierung schrittweise vorbereiten sollten, sich zunächst aber auf die Einführung der russischen Sprache in den baltischen Reichsbehörden beschränkten. Im Großen und Ganzen blieb das Deutsche nicht nur auf dem Gebiete des gesamten Unterrichtswesens unangefochten, sondern behielt seine maßgebende Stellung auch für die Sprache der Selbstverwaltungskörperschaften, d. h. des Gerichts- und ländlichen Polizeiwesens, bei. Daran ist denn auch im Laufe der folgenden 18 Jahre nicht mehr gerüttelt worden; zwar wurde die städtisch-mittelalterliche Ratsverfassung 1870 nach russischem Muster umgestaltet, auf Kosten der deutschen Sprache geschah dies indessen nicht, und auch sonst, w. g., konnte sich Alexander II., der kein national-russischer Chauvinist war und die Loyalität der Balten sehr wohl zu schätzen wußte, zu einschneidenden Änderungen nicht entschließen, so laut und drohend dies auch von der öffentlichen Meinung in Rußland unter dem Beifall der lettisch-esthnischen Agitatoren daheim gefordert wurde. So blieb das Deutschtum, obwohl von innen wie von Außen unausgesetzt angefochten, bis zu Anfang der 80er Jahre der Hauptsache nach doch im Besitze seiner Stellung und der damit verbundenen Rechte, wenn es ihm auch nicht beschieden war, die Landeseinrichtungen im zeitgemäßen Sinne fortzubilden. In dieser Richtung ließ sich in Petersburg garnichts erreichen; selbst den volksfreundlichsten Vorschlägen der Ritterschaften blieb die Bestätigung hartnäckig versagt, weil man im Hinblick auf künftige Pläne keine Annäherung zwischen Deutschen und Ureinwohnern wollte, vielmehr im Einvernehmen mit der heimischen Propaganda darauf bedacht war, Zwietracht zu säen und diese mit allen Mitteln zu erhalten.

Mit dem Tode Alexanders II. sollte für diese Pläne die Zeit des Reifens kommen. Die von seinem Nachfolger auf Betrieb der Slavophilen angeordnete Senatorenrevision für Liv- und Kurland, die dem späteren Justizminister Manassein übertragen wurde, und über $1\frac{1}{2}$ Jahre währte, bot diesem Gelegenheit, in seinem amtlichen Bericht ein so tendenziös entstelltes Bild der baltischen Zustände zu entwerfen, daß dem Kaiser, wenn er seinem Beauftragten anders Glauben schenken wollte, in der That nichts übrig blieb, als mit starker Hand reformiereend einzugreifen. Und da er nicht zu den „Halben“ gehörte, so ist es ihm in der That gelungen, mit einem Machtwort das Gebäude umzustürzen, an dem Jahrhunderte gebaut und eine Selbstverwaltung zu vernichten, die sogar unter ihren teilweise veralteten Formen noch im Segen wirkte, leicht aber auch zur Heranziehung der Letten und Esthen hätte entwickelt werden können, um so ein einheitliches, alle Elemente der Bevölkerung umfassendes Gebilde zu werden. Darauf allein waren die Absichten der baltischen Führer gerichtet; weiter sind ihre Wünsche niemals gegangen und haben sich von dem Gedanken der fleckenlosesten Staatstreue zu keiner Zeit entfernt. Was hätten sie sich auch Besseres wünschen können, als ihre Eigenart unter dem Schutze einer Großmacht ersten Ranges zu pflegen? Das aber wollten weder die russischen noch die lettisch-esthnischen Hetzer verstehen; und die Staatsraison gab ihnen nur zu willig nach, denn auch sie konnte sich unter Pobodonoszews geistiger Leitung weder von der Furcht vor deutschen Eroberungsabsichten, noch von dem Hasse gegen alles Evangelische befreien, wie er in diesem Schicksalsmanne vor Allem lebte. In höchst bezeichnender Weise trat dies in den Maßnahmen hervor, die sich gleichzeitig gegen die Selbstverwaltung, die lutherische Landeskirche und die Herrschaft der deutschen Sprache in den Behörden wie in dem Bildungswesen kehrten. Überall wurde kurzweg das Reichsrecht eingeführt, während sich die Kirche zu einer geduldeten Stellung herabdrücken lassen mußte, gleichzeitig aber eine förmliche Pastorenhetze begann, die sich dadurch, wie schon gesagt, um so unerträglicher gestalten mußte, als die Pastoren in den meisten Fällen garnicht wissen konnten, wodurch sie gegen das russische Kirchengesetz gefehlt; denn für die Beurkundung der kirchlichen Zugehörigkeit sind allein die s. g. „Matrikbücher“ der



Popen, nicht die evangelischen Kirchenbücher maßgebend, sodaß sich in Gegenden mit konfessionell gemischter Bevölkerung, nicht mit Bestimmtheit sagen läßt, wer als griechisch-orthodox gilt und wer nicht. Dies hat im Laufe der Jahre zu unzähligen Anklagen und zu ebenso viel Verurteilungen geführt, wobei die Pastoren mit Amtsentsetzung, Gefängnis und selbst Verbannung büßen mußten. Sie haben ihr hartes Loos, ohne Ausnahme darf man sagen, mit großer Mannhaftigkeit ertragen und der Würde ihres Amtes nie etwas vergeben. Bei längerer Fortdauer der Verfolgung hätte die Kirche aber doch verwaisen müssen, ihre Versorgung war oft bis zum Unsäglichen erschwert. Da starb Alexander III. am 1. November 1894 und damit hat das Pobodonoszewsche System, wenn auch keineswegs grundsätzlich, so doch thatsächlich, gerade auf dem kirchlichen Gebiet, eine gewisse Milderung erfahren. Seit dem allgemeinen Gnadenerlaß des neuen Zaren haben Pastorenprozesse nicht mehr stattgefunden. Zum Teil hängt das sicherlich damit zusammen, daß nach neuerer Bestimmung jedesmal ein besonderer Ausschuß gehört werden muß, ehe es dem Staatsanwalt gestattet ist, zur Erhebung der Anklage zu schreiten. In diesem Ausschuß ist auch die evangelische Kirche vertreten, und daß diese trotz mancher Schwäche, die sich in den obersten Stellen, d. h. in St. Petersburg selbst, den staatskirchlichen Anforderungen gegenüber mitunter zeigt, nicht geneigt sein kann noch ist, der Mißhandlung ihrer eigenen Organe in den Ostsee-Provinzen Vorschub zu leisten, versteht sich von selbst. Übrigens lassen sich auch noch andere Gründe denken, die den Leiter der „h. Synod“ veranlaßt haben mögen, ein wenig einzulenken. Ist der thatsächliche Erfolg der bald nach der Thronbesteigung Alexander III. wieder aufgenommenen griechisch-orthodoxen Propaganda in den Ostsee-Provinzen schon an und für sich nichts weniger als befriedigend gewesen, so hat ihr die Pastorenverfolgung offen ersichtlich nur geschadet. Die s. g. Bekehrungen, die in den 40er Jahren etwa 150000 Letten und Esthen der Staatskirche zugeführt, haben dieser seit 1883 einen Gewinn von nur wenigen Tausenden gebracht, unter denen sich überwiegend die schlechtesten Elemente der Bevölkerung befinden. Die alten Lockmittel rein materieller Art verfangen eben nicht mehr, seit die Bauern wohlhabender und einsichtiger geworden. Sie wissen den Wert der nie gehaltenen russischen Versprechungen jetzt richtig einzuschätzen; überdies aber werden sie sich des nationalen Gegensatzes gegen das Russentum mehr und mehr bewußt, je deutlicher es sich zeigt, daß sie, wie wir gesehen, für ihre eigenen Bestrebungen in diesem Sinn von oben nichts zu erwarten haben. Gleichzeitig können sie sich aber auch nicht verhehlen, daß die Russifizierung, auch vom staatsbürgerlichen Standpunkt, um es so auszudrücken, sehr dazu beigetragen hat, ihre Lage zu] verschlechtern. Die an Stelle der alten Selbstverwaltung getretenen Reichsbehörden, namentlich die Landpolizei und die Gerichte, kosten viel und leisten nicht annähernd das, was die früheren Einrichtungen boten, obwohl diese namentlich in Esthland unendlich wohlfeil waren, d. h. durchweg den Charakter des Ehrenamtes trugen. Der heutigen Kreispolizei steht ein umfassender Apparat zu Gebot, während sich die alten, vom Adel gewählten „Ordnungs- und Hackenrichter“ mit dem Einsatz ihrer bloßen Autorität behelfen mußten; und doch war die Sicherheit im Lande vor 1885 ungleich größer als jetzt, wo Morde, Brandstiftungen und schwere Diebstähle sich häufen und die Anordnungen der Behörde der größten Richtachtung begegnen. Das Gerichtsverfahren, wenn es zweckmäßiger gehandhabt würde, wäre an sich vielleicht nicht so übel; nur müßte eben von sach- und sprachkundigen Männern Recht gesprochen werden, nicht von Russen und Polen. Diese glauben sich in der Verbannung, weil sie weder die Verhältnisse des Landes kennen, noch sich mit dessen Bewohnern zu verständigen vermögen und deshalb genötigt sind, sich gänzlich unbrauchbarer Dolmetscher zu bedienen, die ihrer mangelhaften Sprachkenntnisse wegen den Gang der Verhandlungen oft völlig entstellt wieder geben, die Zeugenaussagen in das Gegenteil verfälschen, ohne daß irgend etwas versucht würde, um diesen schreienden Mißständen abzuhelfen. Die Folge muß ein Formalismus sein, den man sich nicht üppiger entwickelt denken könnte. Weil die Richter von den Dingen selber, mit denen sie zu thun haben, nichts verstehen, sieht man sie sich mit verbohrter Ängstlichkeit an den Buchstaben des Gesetzes klammern; und so kommt täglich eine Unmasse von Erkenntnissen zustande, die

die Bevölkerung nicht nur reizen und verstimmen, sondern auch ihre Spottlust bis zum Äußersten entfesseln. Und doch sendet das Reich anerkanntermaßen das Beste, was es an Menschenmaterial besitzt. Über Bestechlichkeit läßt sich, soweit uns bekannt, nicht klagen. Das Privatleben der Beamten, sowenig es deutsch-baltischen Begriffen entspricht, gehört nicht hierher und kann füglich übergangen werden. Wohl aber gehört hierher die Frage, weshalb Rußland diese seine besten Kräfte in Stellungen verbraucht, wo sie nichts leisten können, und aus denen sie sich darum bald wegsehnen müssen, statt sich der reichlich vorhandenen inländischen Kräfte zu bedienen. Dies darf aber eben nicht sein; nur ausnahmsweise, wo es garnicht anders geht, wie z. B. bei den Posten der s. g. Oberbauerrichter, die die in lettischer und esthnischer Sprache verhandelnden Gemeindegerichte zu überwachen haben — werden teilweise wenigstens Balten verwendet. Sonst kann man sie nur im Innern des Reiches brauchen, wie die Polen ja auch nur außerhalb ihres eigenen Gebiets Anstellung finden; dort allerdings trifft man sie, gleich den Balten, recht häufig an. Denn weder Deutsche noch Polen kann man in Rußland entbehren: so sehr übertreffen sie an Leistungsfähigkeit den s. g. herrschenden Stamm in jeder Richtung. Um so schmerzlicher aber muß es sie berühren, sich gerade da, wo sie ihr Bestes zu bieten vermöchten, zur Unthätigkeit verdammt zu sehen, während auf dem Heimatboden ganz ungeeignete Kräfte „sinnlos walten.“

Noch ungleich mehr als bei Rechtspflege und Polizei tritt dies auf den Gebieten hervor, die berufen sind, die idealen Seiten des Daseins zu pflegen, im gesamten Bildungswesen und in der Kirche, mit allem was sie berühren und umfassen. Die Pastorenverfolgung zwar hat aufgehört, wie wir schon sagten, um hoffentlich nicht wieder zu beginnen; aber leichter und aussichtsvoller ist die Lage des Luthertums an der Ostsee darum doch nicht geworden; denn die höhere Auffassung seines Wesens und seiner Bedeutung hängt hier mit den Geschicken des Deutschtums zu eng zusammen, als daß nicht beides miteinander leiden müßte. Das Deutschtum ist seit mehr als drei Jahrhunderten Säule und Träger des evangelischen Lebens in den drei Landen gewesen; nur deutsche Verkündiger des göttlichen Worts haben sie in dieser langen Zeit gekannt, und es heißt dem Predigerstande nur Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn man ihm nachrühmt, daß er nicht nur in den letzten bösen Tagen, deren wir schon erwähnt, sondern immerdar, soweit die Erinnerung reicht, eine besonders glänzende Seite des baltischen Wesens gebildet habe; alles in allem vielleicht die glänzendste, die es überhaupt besitzt. Ohne die rastlos treue Arbeit, welche die Geistlichkeit in der Seelsorge und nicht zum Wenigsten auch in der Volksschule geleistet, die sie nahezu als ihr Werk betrachten darf, würden die lettisch-esthnischen Massen dem griechisch-orthodoxen Ansturm vor einem halben Jahrhundert wahrscheinlich nicht widerstanden haben, während dieser Ansturm so, wenn auch unter nicht geringen Verlusten, abgeschlagen werden konnte, um auch späteren Versuchungen siegreich zu widerstehen. Dieser Einfluß der Geistlichkeit, der vor Allem in ihrer positiv gläubigen Gesinnung wurzelt, ist aber doch auch zum guten Teil davon mit bedingt, daß der deutsche Pastor sicher ist, in seinem Wirken von dem deutschen Edelmann und Bürger unterstützt zu werden, daß er mit ihnen zusammen eine Klasse bildet, die sich der Bauer seit Jahrhunderten gewöhnt hat zu achten, und auch jetzt noch achtet, obwohl er sie ihrer einstmals herrschenden Stellung entkleidet sieht und das Recht hätte, sie als seinesgleichen zu betrachten. Wie aber, wenn sich dieser althergebrachte Stand der Dinge ändert, wenn Elemente in den geistlichen Stand einzudringen beginnen, die ihm geschichtlich bisher fremd geblieben sind, und nach Herkunft, Bildung und Lebensanschauung etwas ganz Neues bringen? Diese Gefahr liegt aber jetzt sehr nah; zu nah, um noch länger übersehen zu werden. Die nationale Strömung unter den Letten und Esthen drängt naturgemäß nach oben; sie sucht die leitenden Stellungen im Lande zu erobern, teils im bewußten Gegensatz gegen das Deutschtum, teils von jenem dunklen Instinkt getrieben, der die niederen Schichten in aller Herren Länder jetzt bewegt und auf Bahnen treibt, die sie am wenigsten abzusehen vermögen. Dank dem vorzüglichen deutschen Bildungswesen des Landes waren schon lange vor der Russifizierung nicht wenige wohlhabende Bauern dazu gelangt, ihre Söhne studieren und einen gelehrten Beruf ergreifen zu lassen; sie wurden aber damals



noch mit vollem Bewußtsein zu Deutschen, um ganz in der herrschenden Klasse aufzugehen und deren Anschauungen in der Kirche wie im Staate zu vertreten. So sehr dies aber auch von deutscher Seite willkommen geheißen wurde, so wenig konnte man sich mit der Hervorkehrung des nationalen Moments bei Letten und Esthen befreunden, wie es sich seit den siebziger Jahren auch auf diesem Gebiete regte, um bald genug einen scharf ausgesprochenen Gegensatz gegen alles Deutsche zu erzeugen. Auch der geistliche Stand ist davon innerlich wie äußerlich nicht unberührt geblieben. Nicht mehr ganz selten kommt es vor, daß die bäuerlichen Gemeinden das ihnen gemeinsam mit den Gütern zustehende Recht der Predigerwahl dazu benutzen, um einen Nationalen auf den Schild zu heben, während sie sich deutscher Kandidaten durch wüste Skandalszenen zu entledigen suchen. Auf diese Weise nimmt die Zahl der Geistlichen lettischer und esthnischer Herkunft auf dem Lande wenigstens allmählich zu. Damit aber sieht man auch eine Denkweise um sich greifen, die zu den überlieferten Anschauungen des baltischen Pastorenstandes weder kirchlich noch politisch paßt; eine dem idealen abgewandte materielle und dabei radikale Richtung, die in letzterem Sinne sich mit manchem begegnet, was wir jetzt auch in Deutschland nur zu häufig sehen. Dem Deutschtum stehen diese nationalen Pastoren, wenn auch meist nicht öffentlich, so doch innerlich unfreundlich gegenüber und tragen jedenfalls nicht dazu bei, die Beziehungen zwischen Gutsherrn und Bauern zu verbessern, während sie letzteren, als ihren Stammesgenossen gegenüber, nicht die kirchliche und soziale Autorität besitzen, die dem Pastor deutscher Herkunft fast durchweg gehört; auch jetzt noch gehört, wo eine jahrelange, ja jahrzehntelange Hetze russischen und lettisch-esthnischen Ursprungs alles gethan hat, um das Gefühl der Pietät in den ländlichen Massen zu untergraben. Über die Stellung der nationalen Pastoren zum Russentum läßt sich zur Zeit noch wenig sagen, daß sie aber nicht geneigt sind noch sein können, die alten baltischen Anschauungen gleich ihren deutschen Amtsbrüdern zu vertreten, steht wohl fest.

Noch von einer anderen Seite her muß die Zukunft des geistlichen Standes in einem sehr trüben Licht erscheinen. Gerade sie, das versteht sich von selbst und braucht kaum näher begründet zu werden, hängt mit dem allgemeinen Stande des Bildungswesens besonders eng zusammen und läßt sich davon um so weniger trennen, je höhere Anforderungen man in dieser Hinsicht bisher gewohnt war, an sie zu stellen. Mit dem allgemeinen Zusammenbruch des Deutschtums im öffentlich rechtlichen Sinn des Worts sind aber auch, wie schon kurz berührt, die Grundlagen des Unterrichts und Wissens so vollständig verschoben worden, daß man sagen muß: es ist kein Stein auf dem anderen geblieben. Von der zweiten Hälfte der achtziger Jahre an ist auf Grund eines neuen Schulgesetzes, das das Russische für die einzig zulässige Unterrichtssprache erklärt, systematisch auf die Verdrängung des Deutschen aus allen baltischen Lehranstalten, hohen, mittleren und niederen, mit einer raffinierten Ausdauer hingearbeitet worden, die ihrer formalen Umsicht und Geschicklichkeit willen alle Anerkennung verdient. Nicht plötzlich und unvermittelt, sondern ganz langsam Schritt für Schritt, hat der damalige Kurator des Rigaschen Lehrbezirks, Geheimrat Kapustin, die deutschen Lehrkräfte von der Hochschule in Dorpat, den Staatsgymnasien, Kreis- und Stadtschulen verdrängt, um sie durch Russen zu ersetzen, die aus dem Innern des Reichs herangezogen werden mußten. Gleichzeitig wurde die Russifizierung sämtlicher Privatanstalten verlangt, und deren Durchführung mit unerbittlicher Folgerichtigkeit betrieben, so daß sie sich jetzt selbst schon auf die höheren Töchterschulen erstreckt, wenn diesen zum Teil auch noch gestattet wird, deutsche Parallelklassen zu führen. Die meisten Privatanstalten haben sich dem Zwang gefügt; die vier ritterschaftlichen Landesgymnasien jedoch sind geschlossen worden, weil man sich nicht überwinden konnte, die Verantwortung für die Zerstörung des deutschen Bildungswesens mit zu übernehmen, und weil man es für unmöglich hielt, geeignete russische Lehrer zu finden. Aus demselben Grunde haben die Ritterschaften auch darauf verzichtet, die von ihnen begründeten Volksschulseminare ferner zu erhalten; obwohl diese es nicht mit der Ausbildung deutscher, sondern lettischer und esthnischer Lehrkräfte zu thun hatten, wie sie in der Volksschule sonst ausschließlich wirkten. Das neue Gesetz verlangt, daß auch hier nur russisch unterrichtet werde und der Staat sorgt selbst, so

gut er kann, daß es geschieht. So gut er kann — denn thatsächlich verstehen die von ihm ausgebildeten Lehrer vom Russischen nicht viel mehr als die Kinder, die sie zu unterrichten haben; in den Volksschulen wird also so gut wie nichts gelernt, und die früher, vergleichsweise vorzügliche Bildung der unteren Klassen in Stadt und Land geht reißend zurück, um sich nach einigen Jahrzehnten vielleicht nicht viel über die im Innern des Reichs übliche Stufe zu erheben. Ganz ähnlich — mutatis mutandis — gestalten sich die Dinge auf der jetzt Jurjew genannten Hochschule Dorpat und den Mittelschulen. Die eine wie die anderen, die ehedem nicht nur Gutes, sondern vielfach Glänzendes geleistet, sind binnen wenigen Jahren unter den russischen Gesamtdurchschnitt herab gesunken, was der letzte Jahresbericht der Unterrichtsverwaltung höhnisch betont, obwohl er es selbst allein verschuldet. Namentlich die Hochschule mit den zahllosen russischen und polnischen Juden, die sie jetzt durchwimmeln, ist unter den Händen ebenso roher als unwissender russischer Professoren zum Kinderspott geworden. Das deutsch-baltische, ja selbst das lettische Element, zieht sich mehr und mehr zurück; aus dem Innern des Reichs aber strömt es in unheimlicher Fülle zu; voran w. g. die schlechteste und unsauberste Sorte von Juden, die in Jurjew zu 25 vom 100 der gesamten Studentenschaft zugelassen werden; überall anderswo ist ihre Zahl auf 5 vom 100 beschränkt. Nur das baltische Jurjew und das sibirische T o m s k dürfen „ehrenvolle“ Ausnahmen bilden. Im ersteren Fall ist die Absicht völlig klar: man will Dorpat systematisch zu Grunde richten, es seines alten Nimbus ganz und gar entkleiden. Man hat, wie sich nicht leugnen läßt, diesen Zweck schon jetzt erreicht. Eine elendere Fratze seines besseren Selbst als dieses Jurjew läßt sich garnicht denken. Die Zahl der Studenten ist von fast 2000, die sie um die Mitte der achtziger Jahre etwa erreicht, auf ungefähr die Hälfte zurück gegangen; hier aber sieht man Russen und Juden schon jetzt die Mehrheit bilden. Was aus dem einst blühenden s t u d e n t i s c h e n Leben unter diesen Umständen teils schon geworden ist, teils immer mehr zu werden verspricht, braucht man dem halbwegs Kundigen nicht erst zu schildern. Die a l t e n studentischen Körperschaften, die auf eine Geschichte von $^3/_4$ eines Jahrhunderts zurückblicken können, bestehen zwar noch: zwei von ihnen haben ihre Jubelfeier erst kürzlich glanzvoll begangen, allein sie schleichen nur als Schatten der Vergangenheit einher und vermögen nicht mehr die kräftige Zucht zu üben, durch die sich Dorpat von allen Hochschulen deutscher Zunge sonst sehr zu seinem Vorteile unterschied. Die ganze Studentenschaft war hier verfassungsmäßig eingegliedert und gehorchte widerspruchslos einem und demselben Gesetz der Ehre, das u. A. auch förmliche, sehr fein ausgebildete Ehrengerichte kennt; noch besteht es ja zu Recht, wenn auch ohne das alte Übergewicht und ohne die alte Macht. Diese Ehrengerichte, die schon in den vierziger Jahren begründet wurden, sind einiger Bemerkungen gerade jetzt, wo man sich mit der Frage des Zweikampfs und seiner Verhütung so viel befaßt, wohl wert. Jeder Korporations-Konvent ernennt drei Ehrenrichter, die in jedem einzelnen Fall ohne Berufung entscheiden, dabei aber verpflichtet sind, stets auf Zurücknahme der Beleidigung zu erkennen, wenn der eine Teil erklärt, daß es gegen seine Überzeugung sei, mit der Waffe Genugthuung zu geben. Anderen Falls wird dem Beleidigten die Wahl zwischen der Waffe und Zurücknahme der Beleidigung gelassen. Ein Duellzwang also besteht in keinem Fall; daraus muß wiederum folgen, daß die s. g. Gewissensfreiheit in Dorpat unbedingt anerkannt wird und das Ansehen des Betreffenden nicht im geringsten schädigt. Namentlich bei den Theologen ist das nicht der Fall, wenn sie der studentische Geist auch nicht gerade voraussetzt und verlangt. Die Einrichtung hat sich seit mehr als einem halben Jahrhundert bewährt und zahllose unnötige Zweikämpfe verhindert. Auch so freilich sind sie noch immer häufig genug; zu häufig, muß man vom christlichen Standpunkt sagen; zum Mindesten aber wird doch jede Gewissensbeugung vermieden und Niemand kann sich darüber beklagen, daß er gezwungen wäre etwas zu thun, was seinem besseren Wollen und Wissen widerspricht. Eine bessere Lösung der außerordentlich schwierigen Frage ist uns jedenfalls nicht bekannt. Der in einer bestimmten gesellschaftlichen Schicht lebende Geist läßt sich nie ganz unterdrücken, wohl aber können seine Erscheinungsformen beeinflußt und gemildert werden; dies ist hier in hervorragendem Maß geschehen.

Nach diesem Lichtblick aus der Vergangenheit kehren wir in die Nacht der Gegenwart zurück, die nichts erleuchtet. Das Vortragswesen in Jurjew ist, wie wir gesehen, nach und nach ganz russisch geworden. Eine Ausnahme macht allein die theologische Fakultät, und dabei wird es wohl auch bleiben, weil man im h. Synod befürchtet, daß die Russifizierung der theologischen Wissenschaft das Stundisten Sektenwesen fördern könnte. Daß die Theologen vor den übrigen Studenten bis zu einem gewissen Grade bevorzugt werden, wird Niemand leugnen; bei Licht besehen aber ist ihr Vorzug nicht so groß, als es erscheint; denn nicht auf die Vortragssprache allein kommt es hier an, sondern doch vor allem auch auf den Inhalt des Vorgetragenen. Noch stehen einige alte Säulen der Fakultät ja aufrecht da; binnen wenigen Jahren aber werden sie verschwunden sein, und was denn? An brauchbarem Nachwuchs fehlt es gänzlich; denn Berufungen aus Deutschland finden nicht mehr statt, weil sie nicht mehr stattfinden dürfen; ebenso wenig haben geeignete baltische Theologen Aussicht, zugelassen zu werden. Den Standpunkt der hier, wie überall, allein maßgebenden Regierung aber kennzeichnet hinlänglich die Berufung eines evangelischen Tschechen, der seine Aufgabe im Sinn der slavisch-nationalen Propaganda auffaßt und nicht in dem der evangelischen Theologie von der er überdies, gutem Vernehmen nach, fast nichts versteht. Wie soll sich die künftige Ausbildung der baltischen Geistlichen hiernach gestalten? Zum kümmerlichsten Brodstudium muß sie notwendig werden; eben das aber kann auf die besseren baltischen Geister nur abschreckend wirken, während es das lettisch-esthnische Element entsprechend lockt. Die Gefahr, daß dieses sich immer mehr in den Vordergrund drängt und nach und nach den ausschlaggebenden Einfluß gewinnt, erscheint also auch von diesem Gesichtspunkt aus sehr groß und drohend, und Niemand weiß, wie sie abgewendet werden könnte, so lange die jetzt geltenden Bestimmungen nicht aufgehoben werden, d. h. so lange es bei der Unmöglichkeit jedes Zuzuges aus Deutschland bleibt. Dafür aber wird, menschlichem Ermessen nach, die russische Staatsraison schon sorgen, mag sie sich äußerlich immerhin etwas gelinder zeigen, als bisher. Abneigung und Mißtrauen gegen alles Deutsche bleiben eben doch bestehen und werden voraussichtlich niemals schwinden; auch das größte deutsche Entgegenkommen ändert daran nichts, sondert dient nur dazu, die Neigung zur Gewaltthätigkeit drüben, jenseit des Nimen, zu verstärken.

Natürlich sind es nicht die Theologen allein, die unter diesem Stande der Dinge leiden: alles was deutsch ist, alles was im Lande nach Bildung und Gesittung strebt, wird davon mit betroffen, wenn auch nicht durchweg in demselben Maß. Landwirth, Ärzte, Rechsbeflissene u. s. w. haben es der besonderen Natur ihres Berufs wegen immerhin leichter, sich die nötige Fachbildung anzueignen, als der Nachwuchs des geistlichen Standes dies vermag. Allein auch sie müssen dem Kommenden mit schwerer Sorge entgegen sehen; denn die Ausschließung der baltischen Deutschen von jeder öffentlichen Laufbahn auf dem eigenen Boden bringt auf allen diesen Gebieten einen unnatürlich gesteigerten Mitbewerb hervor, den der immer fühlbarer werdende Zudrang der Nationalen auch hier noch sehr verstärkt. Namentlich in den wenigen größeren Städten wimmelt es schon jetzt von lettischen und esthnischen Ärzten, sowie von Rechtsanwälten meist recht zweifelhaften Schlages, die aber gerade deshalb großen Zulauf haben und von ihren Stammesgenossen, deren Art und Weise sie gut kennen, sehr bevorzugt werden. In der Landwirthschaft macht sich in gewissem Sinn dasselbe geltend. Alles drängt sich nach Verwalterposten (mit den deutschen Gutsinspektoren gleich bedeutend) und muß bei den immer schlechter werdenden Zeiten mit immer niedriger werdendem Gehalt vorlieb nehmen. Daß Viele unter diesen Umständen im Innern des Reichs Beschäftigung suchen, oder sich über die weite Welt zerstreuen, haben wir schon gesehen. Das Überangebot von leitenden Kräften wird dadurch aber kaum merklich vermindert; wohl aber beginnt es der Landwirtschaft an den bisher noch reichlich vorhandenen Handarbeitern zu fehlen, da diese teils in die städtischen Fabriken gehen, teils sich zur Auswanderung nach Sibirien verleiten lassen, oder unter Benutzung des billigen Zonentarifs der russischen Eisenbahnen zur besten Arbeitszeit nach dem Süden ziehen, um gleich unseren „Sachsengängern“ im Spätherbst, wenn es wenig zu thun giebt, zurück zu kehren. Hier wächst also eine neue

Schwierigkeit heran, die die Lage der deutschen Gutsbesitzer vielleicht bald noch schlimmer macht, als sie sich ohnehin schon zeigt, um später wohl auch die Bauern kaum weniger hart zu treffen. Wenn aber die weniger bemittelten Herren auf dem Lande in doppelt angestrengter Arbeit eine Art Gegengewicht gegen den Verlust ihrer Thätigkeit in der Selbstverwaltung finden, und sich dabei durch freiwillige Einschränkung der Lebenshaltung stählen, so läßt sich leider nicht verkennen, daß ein Teil der wohlhabenden oder gar reichen Minderheit des Adels sich in Ermangelung anderer ausreichender Beschäftigung zu sehr einem recht junkerhaften Sport ergiebt, der seit einigen Jahren eine früher ungeahnte Ausdehnung gewonnen hat und offenbar immer noch mehr gewinnt. Pferderennen, Segelregatten, Radfahren, lauter Dinge die man sonst kaum dem Namen nach kannte, spielen in gewissen Kreisen jetzt eine viel zu große Rolle und drohen den Sinn für das Bessere zu ersticken. Glücklicherweise steht dem auf der anderen Seite aber freilich auch ein Aufschwung der idealen Interessen, namentlich hinsichtlich des Studiums der Vergangenheit gegenüber, wie man ihn in den Tagen der Ruhe und Sicherheit kaum zu hoffen wagte. Die baltische Geschichts- und Altertumsforschung hat seit einigen Jahren vielfach Hervorragendes, ja selbst Glänzendes geleistet, und dabei durch eifriges Sammeln des Quellenmaterials den Raum für noch Besseres bereitet. Freilich aber bleibt das Alles auf die drei Provinzen selbst beschränkt, in Deutschland scheinen sich nicht einmal die Fachleute darum zu kümmern, während die baltische Bildung trotz aller trennenden Momente der geistigen Entwickelung des Mutterlandes voll reger Teilnahme folgt und nichts an sich vorüber gehen läßt, was wert ist beachtet zu werden. Auch diese Richtung freilich hat mit gewissen materialistischen Gegenströmungen zu kämpfen, wie sie sich beim Emporblühen des Geschäftslebens regelmäßig zeigen, und so auch das deutschbaltische Städtepublikum nicht unberührt lassen können. In **Riga** zumal, das sich unter dem Schutze des russischen Zolltarifs rasch zu einer Industriestadt ersten Rangs entwickelt und nahe daran ist, seine Einwohnerzahl auf 300,000 zu bringen, wird die Gefahr internationaler geschäftlicher Gleichgültigkeit gegen die höheren Interessen der eigenen Sache nicht unbeachtet bleiben dürfen, will man ihr anders noch rechtzeitig steuern. Heute hat der baltische Idealismus in den Kreisen der alteingesessenen Bürgerschaft, trotz vieler durch Auswanderung herbeigeführter Verluste, noch einen festen Halt. Riga ist Jahrhunderte lang ein Musterbild kernhafter deutscher Selbstverwaltung gewesen, und bis zu diesem Tage hat es sich darin seinen Ruhm bewahrt. Allein der unablässige Zustrom fremder, teils russischer, teils international weltbürgerlicher Elemente, dem leider auch nicht wenige Reichsdeutsche angehören, wie sich diese überhaupt im Lande selbst noch weniger baltenfreundlich zeigen, als außerhalb desselben — droht den Schwerpunkt mit der Zeit doch in dem oben angedeuteten Sinne zu verschieben und die Leiter der russischen Politik geben sich begreiflicher Weise alle Mühe, die so sich anbahnende Wandelung zu befördern. Bei seiner Reise durch die Ostsee-Provinzen im Sommer dieses Jahres hat der auf dem wirtschaftlichen Gebiet ausschlaggebende Mann, Finanzminister **Witte**, sehr deutlich zu verstehen gegeben, daß er Riga als den südlichen Endpunkt der großen **sibirischen Bahn** betrachte und daß kein baltischer Kaufmann etwas besseres thun könne, als so bald als möglich dorthin überzusiedeln. So überschwänglich die an diesen Bahnbau geknüpften Hoffnungen nun auch erscheinen: derartige Äußerungen aus solchem Munde verfehlen ihre Wirkung denn doch nicht leicht; denn keinesfalls läßt sich ja verkennen, daß die russische Regierung, im Gegensatz zu ihrer früheren Methode, jetzt bestrebt ist, wenigstens die handels- und gewerbliche Entwickelung der baltischen Städte thunlichst zu fördern; immer freilich mit dem Hintergedanken, damit vor Allem der Russifizirung zu dienen. Doch das wird von denen, die den Vorteil davon haben oder zu haben glauben, nur zu leicht übersehen, oder könnte wenigstens in Zukunft übersehen werden. Dieses Überwiegen und Überwuchern der geschäftlichen Rücksichten ist ja überhaupt die große moderne Gefahr, der das Ideale in aller Welt mehr und mehr erliegt.

Wie sollten die auf das russische Hinterland ganz angewiesenen baltischen Handelsstädte, — das dürfen wir wiederholt betonen, davon unberührt bleiben können, zumal sie sich von der Tarif- und Finanzpolitik eines mit nahezu selbstherrlicher Gewalt aus-

gerüsteten Mannes wie Witte, völlig abhängig wissen? Der russische Finanzminister, dem kein parlamentarischer Faktor einschränkend zur Seite steht wie in den Ländern des Westens, nimmt kraft der ihm gesetzlich zustehenden Amtsgewalt, so lange er das Vertrauen des Zaren besitzt, in der That eine Stellung ein, mit der nichts Anderes auf der Welt verglichen werden könnte. Mit dieser Macht hat das Deutschtum in den Ostsee-Provinzen, im Sinn seines wirtschaftlichen Daseins, täglich als einer ebenso unwiderstehlichen wie in ihren einzelnen Entschließungen willkürlichen Macht zu rechnen. Ein Federstrich kann hier Leben oder Tod bedeuten. Ist es ein Wunder, wenn sich da eine gewisse Neigung zur Vorsicht entwickelt, auch wo Niemand daran denkt, sich innerlich selber aufzugeben? Daß dies noch heute von der Mehrzahl der baltischen Deutschen gilt, haben wir schon oben angedeutet; der Druck, der kirchlich, national und wirtschaftlich auf ihnen lastet, ist aber furchtbar schwer, und nur die gewissermaßen historische Gewöhnung, fortwährend auf dem qui vive zu stehen, macht es erklärlich, daß sie ihre Lage mit einem gewissen Gleichmut ertragen und der Uneingeweihte nicht selten den Eindruck der Gleichgültigkeit erhält. Die Erfahrung wenigstens werden Außenstehende fast regelmäßig machen, daß die Unterhaltung sich nur vorübergehend auf das Gebiet der s. g. Landespolitik und der Beziehungen zum Reich verirrt; Klagen und Seufzen werden sie jetzt, wo die Zeit des ersten Schreckens vorüber ist, noch weniger hören. Der Strom des deutschen baltischen Lebens beginnt sich eben ein neues Bett zu graben; daß er je wieder in das alte zurück geleitet werden könnte, diese Hoffnung wird von Niemandem mehr gehegt und der Verzicht muß hier wie überall bis zu einem gewissen Grad beruhigend wirken. Dem älteren Geschlecht wird der Vergleich zwischen dem was war, und dem was ist, freilich immer wieder aufsteigen müssen und unendliches Bedauern wird sich in der Stille daran knüpfen. Ein Idealzustand war auch das alte nicht; so lange man ihn besaß, wurde er, wie das Menschliche überhaupt, nicht so empfunden. Dem Rückblickenden aber hebt er sich von der Gegenwart doch mächtig ab und dieser Eindruck verspricht, je länger je mehr, sich noch zu verstärken. Alles in Allem ist die Zeit der sechsziger und siebziger Jahre für das deutsche baltische Leben eine Zeit wunderbaren Aufleuchtens gewesen, vor dem letzten tiefen Dunkel, das 1885 darauf folgte, nicht aber für das Deutschtum allein; das darf man kühnlich sagen. Auch die esthnisch-lettische Bevölkerung hat an der Blüte Teil genommen, ohne daß ihr das damals freilich zum Bewußtsein gekommen wäre. Auch jetzt sehen es wohl nur die besseren Elemente ein, während die Masse trotz des Unbehagens, ja der tiefgehenden Unzufriedenheit, mit der die ungewohnte Herrschaft des russischen Beamtentums sie erfüllt, doch nicht wieder unter die Leitung der deutschen Herren zurückkehren möchte, sondern die thatsächliche Ungebundenheit der Gegenwart in ihrer Art genießt, obwohl sie die alte Zucht und Ordnung ehrlicher Weise nicht als Druck empfinden konnte. Die Besseren aber wissen doch, was sie verloren haben und beklagen es mit den deutschen Herren tief. Wer sie kennt, mag es aus ihrem eigenen Munde hören; dem Fremden freilich verraten sie es nicht leicht; denn mißtrauisch sind sie allesamt in hohem Grade und vor den Tücken des russischen Beamtentums fürchten sie sich, obwohl sie weder vor den Personen noch vor der Sache Achtung haben und dies oft in sehr drastischer Weise zeigen. Ihre nationalen Hoffnungen, wie sie in den sechsziger und siebziger Jahren lebendig waren, haben die Letten und Esthen jetzt wohl aufgeben müssen, und auch das verstimmt sie innerlich nicht wenig: weit mehr, als den Russen lieb sein kann, die jetzt die Erfahrung machen müssen, daß die Letten und Esthen, wenn sie sich auch aus praktischen Gründen gegen die Erlernung der Staatssprache nicht grundsätzlich ablehnend verhalten, doch keineswegs geneigt sind, die eigene Sprache, mit der daran haftenden Eigenart zu opfern, noch weniger aber, wie schon gesagt, auf dem kirchlichen Gebiet das gewünschte Entgegenkommen zeigen. Dagegen kann man hier und da die Wahrnehmung machen, daß die eine Zeit lang ganz verpönte Neigung zum Deutschlernen sich unter ihnen wieder verstärkt, obwohl es dessen in der Öffentlichkeit jetzt nicht mehr bedarf und schon ein Blick auf die Firmenschilder und Straßenbezeichnungen lehrt, daß eine 700jährige Vergangenheit ihr Recht verloren. Als Kultursprache aber bleibt das Deutsche doch was es ist, und Viele begreifen, daß

sie den Zusammenhang mit dieser Kultursprache nicht aufgeben dürfen, wollen sie nicht auch auf den mit der europäischen Gesamtkultur verzichten; davor aber haben sie, wenn sie nach Osten blicken, ein, wenn auch oft unbestimmtes instinktives Grauen. Das Russische, so nötig sie es innerhalb der Reichsgrenzen auch haben, bedeutet jenseit Wirballen nichts, hat für Verkehr und Verständigung keinen Wert und stempelt den, der sich damit behelfen muß, in seinen eigenen Augen zum Barbaren. An dieser Thatsache wird der russische Chauvinismus auf die Dauer ebenso gut scheitern, als der der Magyaren, er wird der deutschen Sprache und des deutschen Wesens nie ganz Herr zu werden vermögen, obwohl er nicht einmal den Reichsdeutschen in Rußland gestattet, ihre Kinder in der Muttersprache zu unterrichten! Von unserer Seite ist nichts geschehen, um diese völlig unverständliche Unbill abzuwehren, und so hat es dabei natürlich sein Bewenden. Allein der Zweck wird, wie wir gesehen, doch nicht erreicht. Noch heute ist die private Verbreitung des Deutschen in den Ostsee-Provinzen dieselbe die sie war, im mündlichen Verkehr wenigstens ist kein Unterschied zu merken. Wie schädlich aber freilich, das wurde schon betont, die russische Schule mit ihrer gewollten Vernachlässigung des schriftlichen Ausdruckes wirkt, kann in vollem Maße erst die Zukunft lehren. Im Verein mit der schamlosen Fälschung der Geschichte und Erdkunde, wie diese Schule sie neben trauriger Oberflächlichkeit in der Behandlung der klassischen Sprachen betreibt, kann dies nur zu einer völlig unfruchtbaren Zwitterbildung führen, bei der das russische Ideal ebenso schlecht weg kommt, wie das deutsche; denn nicht einmal eine gründliche Kenntnis der Staatssprache wird dabei erlangt, obwohl dies das einzige Ziel der gegenwärtigen Unterrichtsmethode bildet; das Ziel, dem man alles Andere unbedenklich opfert, obwohl einsichtige Russen selbst offen zugegeben haben, daß damit ein gewaltiger Kulturrückschritt verbunden sein müsse.

Wer wird den größten Schaden davon haben? In erster Reihe und vor allem natürlich die unmittelbar Betroffenen selbst, die sich plötzlich an dem Ende ihres Weges sehen, wo sich die beste Aussicht auf eine ungeahnte günstige Entwicklung zu eröffnen schien; die nun damit vorlieb nehmen müssen, in den Kreis einer völlig fremdartigen Ideenwelt zu gehören, die sie nicht verstehen, und von der sie ihrerseits nicht verstanden werden, die sie aber dennoch fest hält wie mit eisernen Klammern. Denn die russische Staatsraison mit ihrem unerbittlich starren Formalismus macht alles gleich und duldet keine Besonderheiten. Neben ihr muß der alte Procrustes als bloßer Weisenknabe erscheinen. Sie kennt nichts als sich selbst und die byzantinische Schablone, die wir in ihren Heiligenbildern noch heute verkörpert sehen. In dem Zwang dieser Schablone muß jede Leistungsfähigkeit auf die Dauer ersticken. Was das bedeutet, wird Rußland aber auch an seinem eigenen Leibe zu erfahren haben. Zu seinen besten und brauchbarsten Offizieren, Beamten, Gelehrten haben seit fast zwei Jahrhunderten die gehört, die aus den baltischen Landen kamen; mit einer Gesinnung und Bildung ausgerüstet kamen, die nicht russisch und griechisch orthodox, sondern baltisch und evangelisch war, und die sich dem Reich doch im höchsten Grade nutzbar zu machen wußte, so nutzbar, daß dieses Reich fast alles, was es gut hat, und was sich bewährt, den Deutschen und zum guten Teil den baltischen Deutschen verdankt, die an loyaler Hingabe an seine Interessen kaum ihres Gleichen finden. Heute hat sich die subjektive Empfindung der Balten dem Russentum gegenüber zwar geändert: aus der naiv wohlwollenden Anschauung früherer Tage, ist eine kritisch ablehnende geworden; allein die Ergebenheit gegen das Kaiserhaus ist dieselbe geblieben, die sie war, und wird es immer bleiben. Alles in Allem haben sie doch nur hier Schutz gegen den moskovitischen Chauvinismus zu erwarten. Trotz der schweren Erfahrungen, die die Balten unter Alexander III. gemacht, darf man das sagen. Ohne den Kaiser würden sie heute wahrscheinlich zerstoben sein in alle Winde. Aber freilich, wird diese Ergebenheit unter den oben gekennzeichneten Umständen sich mit der alten Leistungsfähigkeit vereinen lassen? Wenn die Balten das beste ihrer deutschen Bildung verlieren, ohne Russen zu werden, im Denken und im Fühlen — dann werden sie den Fluch aller Halbheit mit sich herum tragen, die als solche nichts Rechtes ist und auch nichts Rechtes kann. An solchen Naturen ist im russischen Rußland Überfluß vorhanden.



Ein schwächlicher Dilettantismus ist Trumpf und frivole Gleichgültigkeit gegen die Pflicht regiert die Stunde. In den maßgebenden Kreisen erkennt man das sehr wohl und sucht sich deshalb wieder mehr und mehr mit den gewissenhafteren deutschen Kräften zu helfen. Noch kann man sie finden; denn noch wirkt die bessere Vergangenheit in gewissem Sinne fort. Seit dem tragischen Umschwung an der Ostsee sind ja kaum 12 Jahre verflossen. Wenn aber das gegenwärtige System aufrecht erhalten wird und ein paar Jahrzehnte mehr hinter uns liegen, wird man sie, wenn nicht alles trügt, vergeblich suchen; dann aber wird Rußland vollends dem Einfluß der polnisch-jüdischen „Intelligenz“ verfallen, die schon jetzt in der Stille Alles an sich reißt, und ihre Macht, man kann fast sagen, von Tag zu Tage erweitert. Für die Fortdauer der guten Beziehungen zwischen Rußland und dem deutschen Reich liegt darin aber eine größere Gefahr, als man bei uns wohl meistens ahnt, weil man diese, im geheimen wirkenden Kräfte eben nicht sieht und weil sie amtlich Niemand kennt. Denn diese polnischen Juden und jüdischen Polen sind die eigentlichen Unruhstifter und Hetzer; in ungleich höherem Maß als von den gewöhnlich indolenten Russen wird der Haß gegen alles Deutsche von dieser Seite wach erhalten und geschürt. Unter den Leitern der großen russischen Blätter finden sich nur wenige Polen, unter ihren ungekannten Mitarbeitern aber sehr viele; was von ihnen kommt, wird der Kenner fast in jedem einzelnen Fall mit ziemlicher Sicherheit festzustellen vermögen. In Deutschland freilich sind diese Kenner sehr selten, und wenn sie ihre Stimme öffentlich erheben, um auf die wahre Ursache des Deutschenhasses im Osten hinzuweisen, so schweigt man sie beharrlich tot. Von diesen Dingen soll überhaupt nicht geredet werden; zu der offiziellen Freundschaft paßt das nicht. Daß darin eine unmittelbare, oder auch nur in absehbarer Zeit, bevorstehende Gefahr liege, soll ja auch nicht behauptet werden. Noch ist der polnisch-jüdische Einfluß in Rußland bei Weitem nicht, was er sein möchte; das hat das Scheitern des jüngsten Warschauer Versöhnungsversuchs wieder einmal gezeigt und schwerlich wird es die letzte Enttäuschung bleiben. Bei alledem hatte man es diesmal schon ziemlich weit gebracht; zu weit jedenfalls, um die Hoffnung auf „bessere Zeiten“ aufzugeben. Was weiter geschieht, muß abgewartet werden. Jedenfalls sind die unversöhnlichen Widersacher Deutschlands an der Newa rastlos am Werke und bohren fort, so gut sie irgend können.

Daß sie es aber können, daß ihr Einfluß, wie wir gesehen, in der Stille wächst, das hängt mit der Unterdrückung des Deutschtums an der Ostsee in Wahrheit sehr eng zusammen, wenn es auch unmöglich wäre, dies nach allen Regeln der Kunst zu beweisen.

Ja, im alten „Wetterwinkel“ ist es still geworden; da rollt und grollt es nicht mehr, wie in den alten Tagen, da Gustav Adolf mit den Polen kämpfte und Peter der Große mit Karl XII. blutig rang. Seine schicksalsvolle Bedeutung hat er darum aber noch nicht ganz verloren. In einem anderen, man möchte fast sagen, passiven Sinn, wirkt sein Geschick auf das der Welt ringsum ihn her noch immer ein!





Stammbuchblätter.

Ein Stück Kultur- und Kirchengeschichte.

Von

F. Büttner (Belgard).

Πάντα ῥεῖ, Alles ist im Fluß begriffen. Das haben schon die Griechen gewußt. Wir lassen diese Wahrheit gelten, sobald es sich um die Modekleider der Damen und die Modephilosophie der Männer handelt — auf geistlichem Gebiet nicht! Und doch gilt sie hier nicht minder. Für diesen Wechsel und Wandel der Anschauungen und Urteile auf geistlichem Gebiet enthält wohl kein Zeitalter so lehrreiche Beispiele als das vorige Jahrhundert. Wie hat nicht bloß das geistige sondern auch das geistliche Leben zwischen 1700 und 1800 seine Physiognomie geändert. Am Ende des 17. Jahrhunderts beschäftigt die Frage des rechten Glaubens und der rechten Gottseligkeit alle Welt. Der Kampf zwischen Orthodoxie und Pietismus ist heftig entbrannt und vom Schlachtruf der Kämpfer wiederhallt das deutsche Land. Beim Anbruch des 19. saec. dagegen sind die Glaubensfragen zum alten Eisen geworfen. Die Gebildeten suchen in Ästhetik und Philosophie ihre geistige Nahrung, aber nicht mehr in der Schrift. Dem großen Haufen aber predigt ein nüchterner, wasserklarer Rationalismus das Evangelium der Vernunft. Zu Anfang des Jahrhunderts repräsentieren Männer wie Spener, Valentin Ernst Löscher, Franke das kirchlich-religiöse Leben, am Ende desselben sind Tieftrunk, Teller, Löffler, Gabler — nomina omina — Repräsentanten der Kirchenlehre und des kirchlichen Geistes. Schroffere Gegensätze sind kaum zu denken. Welcher Weg hat von der lutherischen Orthodoxie zum rationalismus vulgaris geführt?

Vor mir liegt das Stammbuch eines meiner Ahnen aus dem vorigen Jahrhundert. Auf seinen vergilbten Blättern steht manch golden Wort, manch hochberühmter Name, der heute noch fortklingt und fortlebt im Gedächtnis der Menschen. Die Einzeichnungen sind in hebräischer, griechischer, lateinischer, deutscher, französischer, portugiesischer und polnischer Sprache und Schrift eingetragen. Das läßt an sich schon den Besitzer, den Diakonus Muthmann in Driesen N./M. als einen Mann von mehr als gewöhnlicher Bildung erkennen. Die Eintragungen reichen vom Jahre 1721 bis 1768, die meisten stammen aus den Jahren 1722—24. In unserer Zeit, wo es zum guten Ton gehört, daß ein leidlich gebildeter Mann überall gewesen ist, wo es was zu schauen giebt, erregt es keine Verwunderung, wenn man vernimmt, daß ein cand. theol. das deutsche Land von Ost nach West und von Nord nach Süd durchreist hat. Wenn aber im Jahre 1722 ein stud. theol. ein „in Polen, Ungarn, Mähren, Böhmen, Österreich, Sachsen, im Reich, Schweitz und Würtemberg wohlversuchter Mann“ genannt wird und wenn derselbe nachmals binnen zwei Jahren das ganze evangelische Deutschland durchwandert, so ist das entschieden ein ungewöhnlicher Fall. Zur Erklärung mag dienen, daß besagter stud. theol.

Michael Muthmann, nachmals seit Herbst 1724 Diakonus zu Driesen N./M. mit seinem Bruder Johann Muthmann als Kollektant für die evangelische Jesuskirche zu Teschen in Österreichisch-Schlesien die evangelischen Lande durchzogen hat. An der auf Karl XII. Fürsprache und Vermittlung zu Teschen gegründeten Gnadenkirche war Johann Muthmann als Pastor angestellt. Der schwedische Name hatte von Gustav Adolphs Zeiten her im evangelischen Deutschland einen guten Klang. Deshalb hatten sich die schwer geplagten schlesischen Protestanten an Karl XII. um Schutz und Fürsprache gewandt. Mag man über den Schwedenkönig denken wie man will, eins wird man ihm lassen müssen, er hat sich seiner Glaubensgenossen warm angenommen und wußte die politische Lage zu ihren Gunsten trefflich zu nutzen. Unter dem Drang der Verhältnisse — im Westen tobte der spanische Erbfolgekrieg, von Norden her drohten die schwedischen Waffen, im Osten waren die Türken zu fürchten — verstand sich Joseph I. zu den Vorschlägen des Schwedenkönigs. Durch den ins schwedische Lager geschickten Johann Wenzel Grafen Wratislaw von Mitrawitz kam am 22. VIII. 1707 die Altranstädter Konvention zustande, welche den Protestanten neben andern Freiheiten den Bau von sechs Gnadenkirchen gestattete. In Hirschberg, Landshut, Freystadt, Sagan, Militsch und Teschen sollten diese Kirchen erbaut werden. Übrigens darf niemand meinen, daß nur schwedischer Großmut und dem Machtwort Karls XII. diese Erlaubnis zu danken gewesen sei. Die Gnadenkirchen mußten teuer erkauft werden. Zu dem „geldfressenden, spanischen Successionskrieg" brauchte der Kaiser Geld, Geld und wieder Geld. Deshalb ward die Erlaubnis zum Bau der Gnadenkirchen für schweres Geld erteilt: Hirschberg gab 100000 Gulden Darlehen und 3000 Dukaten Geschenk; Landshut 80000 Gulden Darlehen und 12000 Gulden Geschenk; Freystadt 80000 Gulden Darlehen und 10000 Gulden Geschenk; Sagan 50000 Gulden Darlehen und 10000 Gulden Geschenk; Militsch 15000 Gulden Geschenk; Teschen 10000 Gulden Geschenk. Aber für diese Summen war nichts weiter als die Erlaubnis zum Bau erworben. Nun mußte Grund und Boden und Baumaterial angekauft werden. Den Teschenern kostete der Bauplatz für ihre Jesuskirche allein 2000 Gulden. Es mußten deshalb an die Opferfreudigkeit der evangelischen Christen Schlesiens Forderungen gestellt werden, die uns ganz unerhört vorkommen. Wie klagen doch unsere Gemeinden über die Unzahl von Kollekten, bei welchen sich die Mehrzahl mit Pfennigen, wenn es hochkommt mit einem Reichsnickel abfindet. Damals aber galt es durch freie Liebesgaben die Mittel zum Bau der Kirchen, Schulen und Pfarrhäuser, sowie das Gehalt für die erwählten Geistlichen aufzubringen. Zwar belief sich die Seelenzahl der Gemeinde nach Angabe des Pastor primarius Steinmetz um 1720 auf 40000 Seelen. Aber wenn darunter auch eine Anzahl wohlbemittelter Personen sich befand, wenn auch schlesische Magnaten die Promnitz, Henkel, Sunnegh, Bludowsky, Tenczin, Lobeck, Tschammer, Wilamowsky u. a. verhältnismäßig große Gaben beisteuerten, so überstiegen die Anforderungen doch die Mittel der Gemeinde. Zwar ward schon am 24. Mai 1709 der Kirchplatz feierlich geweiht. Der k. k. Kommissar Georg Ludwig Graf von Zinzendorf und Pottendorf teilte die den Protestanten Oberschlesiens zu teil gewordene Begnadigung einer großen Versammlung aus allen Ständen mit. Die Gemeinde stimmte das „Allein Gott in der Höh sei Ehr" und „Herr Gott dich loben wir" an. Darauf hielt der erste nach Teschen berufene Prediger, Johann Muthmann, früher Diakonus zu Cronstadt, ein „noch junger, aber gar gelehrter und feuriger Mann", die Einweihungsrede über Nah. 2, 1: „Siehe, auf den Bergen kommen Füße eines guten Boten, der da Friede predigt: „Halte deine Feiertage Juda und bezahle deine Gelübde."

Wohl war, seit die Kunde von der kaiserlichen Bewilligung einer Gnadenkirche bekannt geworden war, vorher schon hie und da auf dem Lande ein Gottesdienst gehalten worden z. B. von dem schwedischen Feldprediger Weiher. Aber der erste gesetzliche und öffentliche evangelische Gottesdienst war doch der von Muthmann gehaltene. Vergegenwärtigen wir uns, daß seit unvordenklichen Zeiten der Hunger und Durst nach dem Wort des Lebens ungestillt geblieben war, so läßt sich ermessen, welchen Eindruck dieser erste freie Gottesdienst auf die Teilnehmer machen mußte. Wenigen Predigern ists vergönnt gewesen zu einer solchen, heilverlangenden Gemeinde zu reden. Auf dem geweihten

Grundstück ward nun eilends ein Notkirchlein aus Balken und Brettern errichtet, denn zum eigentlichen Kirchbau fehlten die Mittel. Auch die Schule mußte sich notdürftig behelfen. Erst 1711 wurde ein eigenes Schulhaus mit acht Zimmern erbaut. Aber auch das war nur ein Holzbau. Es fehlten eben die Mittel. Denn die Gemeindeglieder waren wohl hör- und lernbegierig, aber gänzlich außer stande, den großen Anforderungen, welche an sie gestellt wurden, zu genügen. Nach 10 Jahren fand Steinmetz noch statt der Kirche einen Bretterschuppen, der nicht einmal vor den Unbilden der Witterung Schutz gewährte. Wenn das Dach ausgebessert war, so rissen am nächsten Sonntag die von fern gekommenen polnischen Landleute den Bretterbelag ab, um von außen auf Leitern zu den Dachbalken zu gelangen, dort saßen sie und hörten der Predigt zu, denn das Notkirchlein faßte die Scharen der Hörer nicht.

Doch nicht nur die Armut der Gemeinde war Ursache, daß der Bau der Kirche und Schule nicht von statten ging. Die weltliche Obrigkeit bereitete den Evangelischen Schwierigkeiten über Schwierigkeiten. Zwar Karl XII. erklärte 1710 von Bender aus, daß der Kaiser nicht nur alles im Altranstädter Vertrage Ausbedungene den Protestanten erfüllt „sondern zu ihrem Trost ein Mehreres gewährt habe.“ Doch muß er in der Hinsicht falsch oder doch schlecht berichtet gewesen sein, denn mit dem Ausgange des spanischen Erbfolgekriegs glaubte der Kaiser Gunst und Freundschaft der protestantischen Völker und Fürsten nicht mehr nötig zu haben. So gingen denn die Dinge in Schlesien wieder bald ihren gewohnten Gang, d. h. die kaiserlichen Beamten thaten alles, was in ihrer Macht stand, den Protestanten das Leben zu erschweren und zu verbittern. Ein Beispiel für Viele. An der Schule zu Teschen war ein cand. theol. Mevius als Konrektor angestellt. Er hatte die zum Unterricht nötigen Bibeln, Katechismen, Gesang- und Gebetbücher aus Breslau kommen lassen. Bei der Ankunft in Teschen wurden die Bücher konfisziert und auf dem Markt am Pranger verbrannt und Mevius aus der Stadt verbannt. Erst als die Kirchenvorsteher an die vorgesetzte Behörde appellierten, ward ihnen die Erlaubnis, die nötigen Schul- und Kirchenbücher ungefährdet einführen zu dürfen. Dafür suchten die Behörden die Besetzung der Pfarrstellen möglichst zu verhindern. Außer Muthmann waren noch vier Prediger für die zu erbauende Jesuskirche zu Teschen gewählt. Nach dem Exekutionsrezeß bedurfte die Wahl der kaiserlichen Bestätigung. Dieselbe ward nicht nur versagt, sondern durch kaiserlichen Erlaß ward verboten, Ausländer zu den Predigtstellen zu berufen. Es war das eine feine, jesuitische List, wodurch die abgedrungenen Zugeständnisse soweit wie möglich zurückgenommen wurden. Denn in kaiserlichen Landen war aus begreiflichen Gründen die Zahl der evangelischen Theologen nicht groß. Zur Zeit aber wurden für die den Evangelischen zurückgegebenen Kirchen viel Geistliche gefordert. Freilich wollen andere den kaiserlichen Erlaß auf Intriguen etlicher evangelischer Geistlichen Schlesiens zurückführen, welche die Stellen für sich begehrten. Wir werden sehen, daß es an solchen selbstsüchtigen Intriguen nicht gefehlt hat. Doch scheint mir schwer glaublich, daß ihr Einfluß bis zum Kaiserhof gereicht, und stark genug gewesen sei, solchen Erlaß hervorzurufen. Wenn aber je evangelische Geistliche die Urheber desselben gewesen sind, so wurde die Maßregel doch nur ergriffen, um den Protestanten Teschens neue Schwierigkeiten zu bereiten. So waltete längere Zeit Muthmann allein an der übergroßen Gemeinde des Predigtamts. Wohl war er ein feuriger, rühriger, thatkräftiger Mann, der sich nicht schonte; aber die geistige Versorgung einer 40000 Seelen zählenden Diasporagemeinde überstieg bei weitem seine Kräfte. Endlich gelang es den Kirchenvorstehern für drei ihrer Kandidaten kaiserliche Bestätigung zu erlangen. In Christian Hentschel, Gottfried Schmidt und Georg Wilhelm von Kloch erhielt Muthmann endlich die ersehnten Amtsgenossen. Leider starb der besonders bei der polnischen Gemeinde beliebte Kloch schon 1719. An seine Stelle wurde durch Vermittlung des frommen Grafen Henkel von Oderberg Steinmetz aus Töpplìwoda berufen. Dort war durch den frommen, eifrigen, schlagfertigen, mit ungewöhnlicher Lehrgabe ausgerüsteten Mann eine große Bewegung hervorgerufen. Er war ebenso wie Muthmann von pietistischem Geist beseelt und schlug in seinen Predigten einen bisher in Schlesien nie gehörten Ton an. Statt langer, gelehrter Vorträge, worin die Orthodoxie ihren Ruhm suchte, verkündete er einfach

und schlicht, aber mit der Beredtsamkeit, die ein gläubig Herz verleiht, die Gnade Gottes in Christo und drang energisch auf Bekehrung. Daneben ließ er es an Hausbesuchen nicht fehlen, „wiewohl es viel Gebet und Flehen kostete, hierin die rechte Zeit zu treffen und die Besuche auch so einzurichten, daß dadurch das Vertrauen und der Zweck erhalten wurde." Zu dem echt pietistischen Mittel der Konventikel hat sich Steinmetz erst nach langem Schwanken entschlossen. Mit gutem Grund. Denn die Hausversammlungen zu gemeinsamer Andacht galten als das sicherste Zeichen des Pietismus. Derselbe hatte aber an der katholischen Obrigkeit in Österreich einen nicht minder bittern Feind, als an der lutherischen Orthodoxie. Seit 1712 ward er in Schlesien durch amtliche Erlasse verfolgt. Deshalb hatte Steinmetz Bedenken getragen, den als ketzerisch verschrieenen Weg einzuschlagen. Endlich aber gab er dem Drängen der erweckten Gemeindeglieder nach. Wie an anderen Orten bewährte sich das neue Mittel erbaulicher Hauptversammlungen auch in Töpplîwoda. Die große 10000 Seelen zählende verwilderte Diasporagemeinde erhielt bald ein anderes Aussehen. Charakteristisch für den Umschwung ist die Klage eines der vielen Schankwirte im Kirchdorf. Der beschwerte sich einem Fremden gegenüber darüber, daß ihm die Ortsinsassen keinen Verdienst mehr zutrügen und daran sei allein der Pastor schuld. Die übrigen Wirte gehörten selbst bald zu den Erweckten. Die Tanz- und Spielhäuser verwandelten sich in Bethäuser. Wie üblich zeigten sich auch hier die mit jeder großen Erweckung verbundenen Ausschreitungen. Verzückungen und Gesichte stellten sich ein. Da war Steinmetz nüchtern und besonnen genug, dem sich einnistenden Unwesen zu steuern. Er erklärte, wenn dergleichen Gesichte von Gott kämen, ließen sie einen Schluß auf den argen Herzenszustand der Betreffenden thun. Denn der Herr wende nicht außerordentliche Mittel an, wo die ordentlichen Gnadenmittel recht beachtet würden.

Selbstverständlich ließen es die Feinde des Evangeliums nicht an Feindschaft, Verläumdung und Verdächtigungen fehlen. Aber aus einer durch den katholischen Landeshauptmann zu Münsterberg angestellten Untersuchung ging Steinmetz glänzend gerechtfertigt hervor. Der billig denkende Mann hatte einen so günstigen Eindruck von der Person und Wirksamkeit des evangelischen Pastors gewonnen, daß er fortan neue Anschuldigungen gegen ihn kurz abzuweisen pflegte: Laßt ihn doch beten.

Der von Freund und Feind vielgenannte Mann hatte die Aufmerksamkeit der Kirchenvorsteher in Teschen auf sich gezogen. Den bewährten Geistlichen suchten sie als Pastor primarius an die Jesuskirche zu ziehen. Trotz aller Bitten seiner Gemeindeglieder in Töpplîwoda war Steinmetz nicht abgeneigt, dem Ruf Folge zu leisten. Die Kirchenvorsteher waren zu großen Opfern bereit. Sie beschlossen sogar, da Steinmetz der polnischen Sprache nicht mächtig war, die Anstellung eines besonderen polnisch redenden Geistlichen. Noch unentschlossen kehrte Steinmetz von einem Besuch in Teschen zurück, da erhielt er von dort ein anonymes Schreiben, das ihm an der neuen Gemeinde nur Leiden und Verfolgungen in Aussicht stellte und ihn beschwor zu bleiben, wo er sei. Unwissentlich, jedenfalls wider die Absicht des Absenders, war der Brief mit einem Petschaft gesiegelt, das die Inschrift trug: Fürchte dich vor der keinem, was du leiden wirst (Apoc. 2, 10). Das machte auf Steinmetz tiefen Eindruck, und gab bei dem schwankenden Mann den Ausschlag für die Annahme der Stelle.

Mit Freuden ward er von dem treuen, geistesverwandten Muthmann in Teschen willkommen geheißen. Mit Neid im Herzen und scheelen Blicken sahen Hentschel und Schmidt ihn in die erste Pfarrstelle berufen, auf die jeder von ihnen sich im Geheimen Hoffnung gemacht hatte. Sie beide waren die Absender des anonymen Briefes gewesen. Feindselig und gehässig suchten sie um jeden Preis den unwillkommenen Eindringling zu verdrängen. Jedes Mittel däuchte ihnen dazu recht und jeder Bundesgenosse war ihnen willkommen. Zuförderst freilich befanden sie sich in schwieriger Lage. Denn in die Stelle des polnischen Predigers ward gleichfalls ein Gesinnungsgenosse von Muthmann und Steinmetz, Sassadius mit Namen berufen. Mit wahrem Feuereifer gingen die drei Männer an die Arbeit. Der Erfolg blieb nicht aus. Bald regte sich überall in der

großen Gemeinde neues Glaubensleben. Die Gottesdienste waren überfüllt. Zu den Katechisationen und Versammlungen im Schulhause drängten sich Hörer. Selbst Katholiken wagten es, sich zu beteiligen. Denn allerdings war solche Beteiligung ein Wagnis. War doch bald nach dem Altranstädter Vertrage das Gebot ausgegangen, daß alle katholisch Geborne und zur protestantischen Kirche Übergetretenen binnen sechs Wochen zur katholischen Kirche zurückträten. Ungehorsam ward mit Landesverweisung und Konfiskation des Vermögens bestraft. Ja, man zwang selbst solche Evangelischen, deren Eltern und Großeltern katholisch gewesen waren, zum Übertritt, Wiederstrebende wurden eingekerkert. Bei strenger Strafe ward den evangelischen Geistlichen untersagt bei Katholiken irgend welche Amtshandlungen vorzunehmen, mußten sie doch selbst in Diasporagemeinden Anzeige bei den katholischen Geistlichen erstatten, wenn sie bei ihren eigenen Konfessionsgenossen Amtshandlungen vorzunehmen oder Seelsorge zu üben hatten. Die Gebühren für vollzogene Amtshandlungen in einer Diasporagemeinde standen rechtlich dem katholischen Geistlichen zu. Dieser zum Schaden der evangelischen Geistlichkeit ersonnene Gesetzesparagraph erwies sich in der That vielfach als ein Segen für sie. Denn so gestattete um des schändlichen Gewinnstes willen mancher katholische Geistliche dem evangelischen Pastor die sonst zweifelsohne verweigerte Amtshandlung. Daß aber solche Gesetzgebung den Fanatikern der römischen Kirche Mittel und Wege bot, den evangelischen Geistlichen ihr Amt zu erschweren, leuchtet ein. Sie habens den Geistlichen der Jesuskirche gegenüber nicht an Anfechtungen fehlen lassen. Muthmann war schon, bevor Steinmetz nach Teschen berufen ward, mit der katholischen Obrigkeit in Konflikt geraten, weil er eine zur evangelischen Kirche Übergetretene heiraten wollte. Auch war Muthmann von dem zum Missionar Oberschlesiens ernannten Jesuiten Tempes schon 1713 verklagt worden, weil er an evangelische Soldaten einen Traktat, Günthers Himmelsweg, verteilt habe. Diesmal gelang es Muthmann sich zu rechtfertigen. Aber im nächsten Jahre erschien eine neue Anklage wider ihn, „was gestalten der Lutherische Prädikant Johann Muthmann sich nicht entblödet Zeit seynes hier zu Teschen seyns, der auf der Schanze Jablunkau stehenden Garnison und unter derselben befindlichen lutherischen Konfessionsverwandten verschiedene skabiöse und die Güte Gottes wie auch seine heilige Christlich-katholische Religion höchst verletzende Bücher zu derselben ewigen Verderben höchst verbotener Weise zu kommunicieren." Das denunzierte Buch war „die Postilla oder Auslegung der Evangelien auf alle Sonntage und führnehmsten Feste durchs gantze Jahr für die jungen Christen, Knaben und Mägdelein, in Fragestücke verfasset, Authore Joanne Srangenberg im Jahre Christi 1660." Ob die allerdings harten und rohen Ausdrücke, welche die Anklageschrift nennt, diesen Charakter gewonnen haben, weil sie aus dem Zusammenhang gerissen sind, oder ob das ganze Buch in dieser Tonart gehalten, vermag ich nicht zu entscheiden, weil ein Exemplar des verschollenen Werks nicht aufzufinden ist. Doch muß die Anklage nicht zu gravierender Natur gewesen sein. Wenigstens gelang es Muthmann auch diesmal, gerechtfertigt aus dem Prozeß hervorzugehen. Seine Wirksamkeit erlitt keine Störung; vielmehr wird er den Evangelischen mit dem Glanz des Martyriums verklärt erschienen sein.

Unter so bewandten Umständen fanden Hentschel und Schmidt an der katholischen Geistlichkeit und Obrigkeit willkommene Bundesgenossen gegen ihren Gegner Steinmetz. Daß wie vielfach in damaligen Zeiten, persönliche Feindschaft sich in den Deckmantel religiöser Bedenken hüllte, kann den nicht befremden, welcher die gehässigen Streitigkeiten zwischen Orthodoxie und Pietismus kennt. Wir wollens gern glauben, daß die Gegner sich selbst vorzulügen suchten, es sei Eifer um des Herrn Haus und die rechte Lehre, welche sie gegen Steinmetz in Harnisch brachte. Wo aber lutherische Orthodoxie die Jesuiten zu Hilfe rief, um pietistische Gegner zu verdrängen, kann sie es unmöglich mit ganz ruhigem, reinem Gewissen gethan haben. So aber geschah in Teschen. Mit den Jesuiten waren Steinmetz und Muthmanns Feinde im Bunde. Ihnen lieferten sie das Material zur Anklage, welche der Fiskal Battik im Jahre 1722 gegen jene erhob. Angeklagt wurden sie der seelengefährlichen Häresie des Pietismus halber, ferner weil sie Konventikel abgehalten, endlich klagte der bei Katholiken und Protestanten gleich berüchtigte

Dechant Schwider über Eingriff in seine pfarramtlichen Rechte, d. h. wegen Vollziehung von Amtshandlungen bei den Evangelischen seiner Parochie.

Noch führte die Anklage keine Verurteilung herbei. Nur die Abhaltung der Hausversammlungen ward bei einer Strafe von 100 Dukaten untersagt. Im Übrigen fällte das Oberamt zu Breslau, bei welchem schon vorher von den protestantischen Ständen Oberschlesiens gegen dies Verfahren Protest eingelegt war, die Entscheidung, daß die Angeklagten des Pietismus für überführt nicht zu erachten seien. Doch ward dem Fiskal Battik der Auftrag, die Verdächtigen fortan genau im Auge zu behalten.

Um einigermaßen sich vor der evangelischen Welt zu rechtfertigen, wandten sich Hentschel und Schmidt an die theologische Fakultät zu Wittenberg, mit der Frage, ob ihren Amtsbrüdern das Zeugnis lutherischer Rechtgläubigkeit ausgestellt werden könne. Das Gutachten lautete dahin, daß falls die eingesandten Berichte gegründet wären, die Beschuldigten für rechtgläubig nicht angesehen werden könnten. Diesem, Ende 1723 veröffentlichten Gutachten stellten die Kirchenvorsteher von Teschen im Frühjahr 1724 das von der Jenenser Fakultät veröffentlichte Gutachten gegenüber, welches die Beklagten von jeder Schuld freisprach. Auch der litterarisch bedeutendste Gegner des Pietismus, Löscher, dessen Entscheidung man anrief, erklärte sich dahin, daß „man bei denen in der Teschenischen Kirche und Schule nach Beschaffenheit der dortigen Gemeinde eingeführten Anstalten, insonderheit aber in den katechetischen Erklärungen des N. T. und dergleichen Wiederholungen der Predigt nichts befunden, was der evangelisch-lutherischen Religion, ihren symbolischen Büchern und insonderheit der unveränderten augsburgischen Konfession, noch auch den Anstalten anderer Evangelischen, sonderlich auch der dresdenschen Kirchengemeinde zuwider wäre; daß also Steinmetz, Muthmann und Sassadius nach ihren Erklärungen über die ihnen zur Last gelegten Lehrabweichungen für Irrlehrer nicht zu halten seien."

Aber die Gegner ruhten nicht. Auf Hentschel und Schmidt als Hauptbelastungszeugen sich berufend, erhob der Fiskal Battik 1726 aufs Neue Anklage, welche die Verurteilung der drei Angeklagten zur Zahlung von 300 Dukaten zur Folge hatte. Vergeblich appellierten die Verurteilten an den Kaiser. Dort wogen die Beschuldigungen des Fiskals schwerer. Der hatte in seiner Anklageschrift geschrieben, „die Prädikanten hätten, wie Jedermann in Teschen bekannt, nicht allein das einfältige Bauernvolk, das so leicht zu verführen ist, sondern Bürger und Standespersonen durch Winkelandachten und ihre verführerische Scheinheiligkeit dergestallt eingenommen, daß ihnen schon fast Jedermann anhänge, ihre factiones approbiere und sich besonders zu den Konventikeln halte" — daß viele katholische Christen auf Irrwege geraten und in Apostasie verfallen, daß auch viele Kinder von beiderseits katholischen Eltern zu diesem Irrtum verleitet worden." Daraufhin ward die Appellation der Angeklagten verworfen und denselben bei Strafe der Amtsentsetzung die Abhaltung von Konventikeln verboten. Damit hatten die Gegner das Heft in Händen. Als Steinmetz auf einer Reise in Schweidnitz bei seinem evangelischen Gastfreunde in Gegenwart von 7—8 Personen ein Schriftwort ausgelegt und das Abendgebet gesprochen, wurde über ihn und seine gleichgesinnten Kollegen die Amtsentsetzung verhängt.

Vergeblich waren alle Schritte, die zu ihren Gunsten gethan wurden. Umsonst hatte Graf Zinzendorf, ein warmer Freund von Steinmetz und Muthmann, sich an den Beichtvater des Kaisers gewendet und um seine Fürsprache zu gunsten der verurteilten Geistlichen gebeten. Am 21. Januar 1730 ward das letzte Urteil gesprochen, dahin lautend, „daß Steinmetz als Urheber eines ohne landesfürstlichen Konsens erbauten Schulhauses und weil er nicht nur zu Schweidnitz mit andern Prädikanten korrespondiert sondern auch zu Teschen mit seinen Kollegen Muthmann und Sassadius Konventikel abgehalten aus allen kaiserlichen Erblanden binnen einer sechsmonatlichen Frist abgeschafft werden sollte." Damit standen die mit den Jesuiten verbündeten Kollegen von Muthmann, Steinmetz und Sassadius am Ziel. Zwar mochte Schmidt und Hentschel allmählich vor dieser Bundesgenossenschaft ein Grauen gekommen sein. Sie hatten wenigstens, bevor die Entscheidung gefallen war, die Klage über pietistische Irrtümer zurückgezogen. Auch widerriefen noch vor Ablauf des Prozesses Hentschel und sein Schwiegersohn die Beschuldigung wegen

verbotener Konventikel. Aber nun wars zu spät. Sie hatten mit ihrem Haß, Neid und Eifersucht nur den Jesuiten gedient. Frohlockend verzeichnete ein Jesuitenpater am 5. März 1730 im Tagebuch der Teschener Jesuitenresidenz den errungenen Sieg.

Wohl hatte die evangelische Gemeinde Grund über den Verlust ihrer treuen Seelsorger zu klagen; denn vom Tage ihrer Amtsentsetzung datiert ein lange Zeit währender Verfall der Gemeinde. Weder Kirche noch Schule haben bis Ende des Jahrhunderts dieselbe Blüte erlangt wie zur Zeit von Steinmetz und Muthmann. Natürlich regte sich gegen die von jeher wenig beliebten Prediger Hentschel und Schmidt, deren Agitation gegen die entsetzten Kollegen allgemein bekannt war, gerade bei den besten Gemeindegliedern lebhafte Entrüstung. Ein Teil der Gemeinde besuchte fortan ihre Gottesdienste nicht mehr. Gerade jetzt werden sich die Konventikel gebildet haben, zu deren Veranstaltern und Schützern man Steinmetz und Muthmann hatte stempeln wollen. Die Kirchenvorsteher, welche entschieden auf Seiten der Verurteilten gestanden hatten, erhielten vom Kaiserhof Vorwürfe, „daß sie denen drei Predigern zu viel eingeräumt, zu Ihren nicht erlaubten, ja sogar in den Statum publicum civilem mit einschlagenden Unternehmungen conniviret und Sie noch dazu vertreten, auch Ihnen aller Orten das Wort geredet."

Zur Strafe dafür ward unter anderem auch das Wahl- und Präsentationsrecht der Vorsteher durch kaiserlichen Befehl vom 10. März 1730 beschränkt. Fortan sollten die Bewerber sich unmittelbar bei Hofe zu melden haben. Trotz aller Abmachungen ließ sich Hentschel nicht abhalten, seine beiden Söhne für die erledigten Pfarrstellen in Vorschlag zu bringen. Daß er den bekannten Dank vom Hause Österreich erfuhr, läßt sich voraussehen. Ebenso aber ließ sich voraussehen, daß dies schamlose Benehmen eines evangelischen Geistlichen der Sache des Evangeliums in katholischen Kreisen schweren Schaden zufügte. Die Gegner ließen sich natürlich die Gelegenheit nicht entgehen, für ihre Sache aus diesem unwürdigen Verhalten Kapital zu schlagen. Welch Gegensatz doch zwischen dem gehorsamen Jesuitenpater, der auf Wort und Wink seines Ordens gehorchte und ging, wo man ihn hinschickte, ohne zu fragen: Was wird mir dafür? — und diesem lutherischen Pastor, der mit Haß und Neid seine Kollegen jahrelang verfolgt und nicht ruht, bis er sie gestürzt hat, und dann eilt, seine Söhne als lachende Erben in die erledigten Stellen zu befördern. Volle vier Jahre zog man am Kaiserhof die Besetzung der Pfarrstellen in Teschen hin. Wer da weiß, welche Folgen für unsere Gemeinden das Gnadenjahr, währenddessen die Witwe die Einkünfte genießt, während die Amtsgeschäfte von den Geistlichen der Synode versehen werden, zu haben pflegt, kann sich eine annähernde Vorstellung davon machen, welcher Schaden der jungen evangelischen Gemeinde zu Teschen in diesen vier Jahren erwuchs. Der Feinde Weizen blühte in diesen Jahren und die Jesuiten fischten fleißig im Trüben. Für sie wars ja eine prächtige Zeit: eine durch Parteikämpfe zerrüttete, unübersehbare Gemeinde, an ihrer Spitze Seelenhirten, die sich selbst, aber nicht die Herde weideten und beim größten Teile der Gemeinde alles Vertrauen verscherzt hatten — wie hätten da die Jesuiten nicht glänzende Geschäfte machen sollen.

Den drei vertriebenen Predigern ward in katholischen Landen noch eine letzte Freude beschert. Der Dragoner, welcher sie über die Grenze bringen sollte, war von Hause aus ein rauher und roher Patron. Aber die würdige Haltung der Vertriebenen machte auf sein hartes Herz einen mächtigen Eindruck. Was er vollends von ihnen hörte, die herzbewegende Weise, in welcher sie mit ihm redeten, ergriff ihn tief. Von durchschlagender Wirkung war ein Gebet, dessen heimlicher Zeuge er war und in welchem seiner mit inbrünstiger Fürbitte gedacht wurde. Er nahm seinen Abschied und trat zur evangelischen Kirche über.

Wir wollen die Vertriebenen auf ihren weiteren Wegen nicht begleiten, sondern erwähnen nur kurz, daß Muthmann als Hofdiakon in Saalfeld, später als Pastor in Pößneg, Sassadius als Pastor in Strausfurt, Steinmetz als Abt in Kloster Bergen einen neuen gesegneten Wirkungskreis fanden. Der Letztere, jedenfalls der bedeutendste der drei, starb am 10. Juli 1762, ein letzter großer Vertreter des älteren Pietismus.

Als solcher hat er auch bei den Großen der Erde Anklang gefunden. Friedrich der Große, der ihn wegen seiner Gelehrsamkeit schätzte, besuchte einst die Schulanstalten zu Bergen und äußerte im Allgemeinen seine Befriedigung, nur eins fand er auszusetzen: „Der Gang ist zu plump; Er muß seinen Schülern einen Tanzmeister halten, daß ichs übers Jahr also finde!" Aber Schüler tanzen lehren lassen, vertrug sich nicht mit Steinmetz Grundsätzen. Im nächsten Jahr kam der König wieder, vom alten Dessauer begleitet. Er fragte nach dem Tanzmeister. Der Abt aber antwortete: „Ich habe keinen angeschafft und werde solange keinen anschaffen, als es Ew. Majestät gefällt, mich in diesem Amt zu lassen; dem ein Tanzmeister in einer Schule ist wider mein Gewissen." Der König kehrte sich unwillig ab. Der alte Dessauer bemerkte seinen Zorn und sprach: „Ew. Majestät, lassen Sie diesen alten, ehrlichen Mann. Es werden wenige Siege sein, die er nicht auf den Knieen für Ew. Majestät erbeten hätte. Mir hat er einmal in einer Predigt so bange gemacht in meinem Herzen, daß ichs mein lebenlang nicht vergessen werde." Auch aus Goethes Mund ist uns ein Wort zu Steinmetz Ehren aufbewahrt. Als Goethe im Jahre 1805 bei einem Besuch Magdeburgs vom Fürstenwall Kloster Bergen vor sich liegen sah, wies er seine Begleiter darauf hin mit den Worten: „Dort wirkte Abt Steinmetz, vielleicht einseitig, doch redlich und kräftig und es bedarf die Welt in ihrer unfrommen Einseitigkeit auch solcher Licht- und Wärmequellen, um nicht durchaus im egoistischen Irrsal zu erfrieren und zu verdürsten."

Die Erschütterungen, von welchen die Gemeinde zu Teschen betroffen wurde, wirkten auch auf die finanzielle Lage derselben lähmend und hemmend. Die Verweisung von Steinmetz und Muthmann war auch in dieser Hinsicht ein unersetzlicher Verlust. Weil sie von der Gemeinde geliebt wurden, durften sie an die Opferwilligkeit der Gemeindeglieder hohe Anforderungen stellen. Der Fortgang des Kirchenbaus, die Errichtung der beiden Schulgebäude, der Bau der Pastorenwohnungen, die Gründung der Steinmetzischen Stiftung ist zum größten Teil den Bemühungen, dem Eifer und der Thatkraft der beiden Männer zuzuschreiben. Freilich konnten sie von ihrer Gemeinde nicht das Unmögliche fordern. Aber sie wußten stets neue Wege einzuschlagen und neue Quellen zu erschließen, um die notwendigen Ausgaben zu bestreiten. Zu dem Zweck unternahm Muthmann eine Kollektenreise ins Reich, um für die bedrängten Glaubensgenossen in der Diaspora Gaben zu sammeln. Was der Gustav Adolfverein systematisch zum Segen der evangelischen Diaspora thut, das hat Muthmann durch den Drang der Umstände gezwungen im ersten Viertel des 18 saec. meines Wissens als der erste unternommen. Welch ein Blick in das kirchliche Leben des vorigen Jahrhunderts wäre uns aufgethan, besäßen wir über diese Kollektenreise ein Tagebuch von Muthmanns Hand ebenso eingehend, wie uns 20 Jahre später der Wernigeroder Hofprediger Lau eins hinterlassen hat über seine Reise mit dem Erbgrafen Stolberg.

Einen sehr dürftigen Ersatz bietet das Stammbuch seines Bruders Michael Muthmann, welcher als stud. theol. seinen im Reich schon bekannten Bruder Johannes auf dieser „beschwerlichen Kollektenreise" begleitete. Da fehlt ja freilich der anschauliche Bericht des Augenzeugen über die Männer, mit denen ers zu thun hatte, über die Verhältnisse, die er kennen gelernt. Aber so ein Stammbuch ist dem Geschichtskundigen doch mehr als eine Sammlung von berühmten und unberühmten Namen. Sonderlich in diesem Buch spiegelt sich getreulich der Gang der geistlich-religiösen Entwicklung, welchen die evangelische Kirche im vorigen Jahrhundert gegangen.

Des zum Beweise führe ich ein paar Blätter des Stammbuchs dem geneigten Leser vor;

*) Pietatem amo, colo, urgeo, inculco.
Pietesmum odi, fugio, detestor.

So schrieb nicht etwa Abraham Calov oder Schellwig, die geschwornen Todfeinde des Pietismus, sondern das schrieb fünf Jahre vor seinem Tode 1724 Gottlieb Wernsdorf, Professor der Theologie zu Wittenberg. Wer das Wort liest, der wird sich nicht

*) Frömmigkeit liebe, pflege, betreibe und schärfe ich ein. Den Pietismus hasse, fliehe und verabscheue ich.

wundern, daß dies von Schmidt und Hentschel eingeholte Gutachten über Steinmetz und Muthmann so abfällig lautete. Denn die theologische Fakultät zu Wittenberg, deren anerkanntes Haupt Wernsdorf damals war, glaubte es der cathedra Lutheri schuldig zu sein, die dogmatischen Überlieferungen der Orthodoxie kleinlich und peinlich festzuhalten. Deshalb mochte der sonst keineswegs fanatisch gesinnte Wernsdorf das scharfe, schneidende Wort dem jungen Theologen mit dem in Wittenberg der pietistischen Ketzerei verdächtigen Namen ins Stammbuch geschrieben haben. Denn Wernsdorf gehörte sonst keineswegs zu den rücksichtslosen Eiferern vom Schlage Schellwigs. Er war viel mehr als er eingestehen wollte, jedenfalls auch als er selbst wußte, vom Geist des Pietismus angeweht. Daß er auch andre Meinung hören und tragen konnte, beweist sein Verhältnis zu Zinzendorf, der als 18jähriger Jüngling in Wittenberg Jura studierte und in seinem oft übersprudelnden, nicht allzeit durch Besonnenheit gezügelten Feuereifer, weit über Speners maßvolle Ruhe und Klarheit hinausging. Es wird ausdrücklich bezeugt, daß Wernsdorf „die Ausbrüche Zinzendorfschen Eifers mit viel Nachsicht hingehen ließ." Mußte doch der 50jährige Professor den blutjungen Studenten sich berühmen hören, „er habe die gute Intention, die theologische Fakultät zu Wittenberg zu Pietisten zu machen." (Man sieht, es wollte schon damals das Ei klüger sein als die Henne. An Schülern, welche ihre Lehrer belehren wollten, hat es auch zu unsrer Vorväter Zeiten nicht gefehlt.) In der That zeigte sich Wernsdorf nicht abgeneigt, auf eine Vermittlung zwischen Wittenberg und Halle, welche Zinzendorf in überschwenglichem Jugendmut herbeiführen zu können meinte, einzugehen, doch mußte Zinzendorf auf ausdrücklichen Befehl seiner Mutter von dem Versuch abstehen. (Spangenberg, Leben Zinzendorfs I.) —

Das Wort des Stammbuchs scheint Reimann Recht zu geben, welcher in seinem catalogus I 1093 an Wernsdorf den allzu scharfen und bittern, zu Zeiten gehässigen Sinn, der beim Wortwechsel in bissigen Schmähreden sich ergießt, rügt. Auch sein Verhalten in dem Pietistenstreit zu Teschen scheint dem Recht zu geben. Ebenso scheinen seine von den Studenten so gefürchteten Strafpredigten, welche jeder von Studierenden begangenen Leichtfertigkeit zu folgen pflegten, für eine gewisse Schroffheit und Bitterkeit des Mannes zu sprechen. Liest man dagegen, daß ihn seine Hörer nicht nur „Vater Wernsdorf" nannten, sondern ihn auch als Vater liebten, liest man, welchen Einfluß er auf den jungen Zinzendorf geübt, in welchem damals mehr und mehr der Gedanke an den geistlichen Stand reifte, dessen Ideal damals war, ein Dorfpfarrer zu werden, so will das zu dem Bilde eines Eiferers für lutherische Orthodoxie wenig passen. Er war sonder Zweifel Parteimann in dem großen Geisterkampf und als solcher geneigt, beim Gegner mehr Schatten als Licht und bei der eigenen Partei mehr Licht als Schatten zu sehen. Solche Leute als beschränkte Köpfe, die ihre Zeit nicht verstehen, als unduldsame, bornierte Fanatiker zu verdammen, ist ja freilich ebenso leicht als üblich. Aber die solch Urteil sprechen, verfallen selbst in den Fehler, den sie Andern Schuld geben. Haben denn die Vorfechter lutherischer Orthodoxie so gar Unrecht gehabt, wenn sie vom aufkommenden Pietismus Gefahr für die Kirche und die rechte Lehre besorgten? Mir scheint, der Verlauf der Geschichte hat klar genug die Entscheidung gegeben. Der Pietismus mit seiner Hervorkehrung und Betonung der Subjektivität war der Vorläufer des Rationalismus. Von der lutherischen Orthodoxie zum Rationalismus führt nur eine Brücke, der Pietismus. Mögen immerhin die Eiferer für die Orthodoxie über das Ziel hinausgeschossen und das Kind mit dem Bade ausgeschüttet haben, wenn sie an der durch Spener geweckten und durch Francke geförderten Bewegung kein gutes Haar lassen wollten, das haben sie richtig erkannt, daß der Pietismus nicht eitel Heil und Segen für die Kirche und die Gemeinde mit sich bringe. „Man muß", schreibt Tholuck (Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs) „die Standhaftigkeit der Männer achten, welche sich auch jetzt noch um das von allen Seiten einstürzende Gebäude der Orthodoxie scharten und dem Einsturz Einhalt zu thun bestrebt waren, da an dem von der Zeit gebotenen Umbau Teil zu nehmen, ihr Gewissen ihnen verbot." Nicht den ersten unter diesen Männern dürfen wir Wernsdorf nennen, der Ruhm gebührt ohne Zweifel dem ungleich größeren Valentin Ernst Löscher, dem Propheten aus Kursachsen, wie man den gewal-

tigen Bußprediger des sächsischen Königshofs genannt hat. Aber den nächsten Platz nach Löscher werden wir unter den damaligen Vorkämpfern der Orthodoxie Wernsdorf einräumen müssen.

Wie hatte sich doch zur Zeit, als der stud. theol. Muthmann als Kollektant für die Jesuskirche zu Teschen an Wernsdorfs Thüre klopfte, die Physiognomie des Kampfes zwischen Orthodoxie und Pietismus geändert. Immer mehr ist die Orthodoxie in die Defensive gedrängt worden. Von den ererbten Gütern geben die Verteidiger zwar nichts auf, aber die frühere ferocia hat einer elegischen Stimmung Raum gemacht. Zu den Tugenden eines Theologen zählt Löscher ausdrücklich modestia und studium pacis und Wernsdorf schreibt über evangelische Milde. Denn das Losungswort der Zeit ist Duldsamkeit und Verträglichkeit. Grade die beiden Hauptwortführer lutherischer Orthodoxie waren von Speners Geist mehr erfaßt, als der damalige Hauptkämpe des Pietismus, der von allen am wenigsten den Geist besaß, welcher Halle zu einer Gottesstadt machte." Joachim Lange sei der Schellwig der Pietisten, Valentin Löscher der Spener der Orthodoxen, ging damals die Rede. „Mit Joachim Lange verglichen, erscheinen Löscher und Wernsdorf als Vertreter christlicher und gründlicher Polemik", urteilt Tholuck (Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs 309.) Je mehr der Pietismus sich des Sieges bemächtigte, um so mehr traten seine häßlichen, schwachen Seiten zu Tage. An Unduldsamkeit, Rechthaberei, Engherzigkeit und Verketzerungssucht giebt ein Lange und Hernschmid den orthodoxen Eiferern Calov und Schellwig nicht das mindeste nach. An Gelehrsamkeit und Gründlichkeit dagegen stehen die Wortführer des Pietismus um 1720 hinter denen der Orthodoxie ganz erheblich zurück. Dieser waren noch einmal in Löscher und Wernsdorf ein paar würdige Vertreter geschenkt worden, welche freilich dem Pietismus den Sieg nicht mehr entreißen konnten.

Ἀγωνίζεσθε (kämpfet) so hat am 18. Juni 1722 August Hermann Francke dem stud. theol. Muthmann ins Stammbuch geschrieben. Die kriegerische, kampfesfreudige Stimmung, welche aus dieser Losung spricht, will schlecht passen zu dem Bilde des Waisenhausvaters, welchen uns Rietschel in seinem Standbild Franckes dargestellt hat. Bei allem Ruhm, welcher dem anmutigen lieblich ernsten Bilde gebührt, den ganzen Franke hat uns der Meister nicht zur Darstellung gebracht. Die mitleidige Liebe, welche das Verlorne sucht und des Schwachen wartet, das feste, fröhliche Gottvertrauen, welches auf den Herrn harrt und darum wie auf Adlersflügeln sich aufwärts schwingt, hat er uns vor Augen gestellt; aber nicht den feurigen, kampfesdurstigen und siegesgewissen Geist, der Francke beseelte. Denn der Mann, welcher in der Vorstellung vieler Leute nur als ein engbrüstiger, ängstlicher, bleichwangiger und blutarmer Hypochonder lebt, ist ein kühner Kämpfer gewesen, ein Rufer im Streit. Über dem frommen, sorgenden Waisenvater vergessen die meisten den mutigen, energischen Vorfechter einer neuen Richtung des Glaubens und Lebens, den Entdecker und Pfadfinder auf pädagogischem Gebiet, der gegen altergebrachte und eingewurzelte Sitten, Regeln und Irrtümer Sturm lief, und gegen eine Welt voll Feinde seines Gottes und Heilandes froh und voll den Kampf geführt hat. In ihm ist ganz und gar nichts von der Ängstlichkeit und Bedächtigkeit Speners, sondern ein frischer, freudiger Mut schwellt seine Seele. Das ängstliche Abwägen und Bedenken ist nie seine Sache gewesen. Glaubenskühn greift er jede Sache an. Wenn er ein paar Thaler in seiner Armenbüchse findet, ist er sofort entschlossen, damit etwas Rechtes, Großes anzufangen. Insofern bildet er zu dem bedächtigen Spener die trefflichste Ergänzung. Wie oft hat der feurige Jünger den kühleren, ruhigeren Meister vorwärts zu drängen gesucht. Wie oft hat der große, ruhige, aber zweifelsohne allzu ängstlich bedachtsame Meister den ungestüm vorwärts drängenden und deshalb oft vorschnellen Feuergeist des Jüngers zügeln müssen. Francke ist im Unterschied zu Spener eine aktive, durch und durch männliche Natur. Was er für Recht erkennt, vertritt er mit vollster Entschiedenheit, so daß sein Auftreten oft rücksichtslos wird. Er fragt nach dem Urteil der Welt garnichts. „Was der Hof vertragen kann oder nicht, schreibt er an Spener als dieser zur Vorsicht mahnt, dient nicht zu meinem Reglement, noch wird sich ein wahrer Knecht Gottes danach richten. Es hat unser gnädigster Landesherr und

seine Gewaltigen mehr Segen von mir als ich von ihnen habe. Ja auch im Leiblichen bin ich gewiß, daß das Land mehr Nutzen und Segen an mir gehabt, als ich des Leiblichen genossen. Können mich Menschen nicht mehr vertragen, so ist's zu ihrem eignen Schaden." In demselben Schreiben giebt Francke dem Verdruß, welchen ihm Speners Ängstlichkeit bereitete, einen für ihn und sein Verhältnis zu seinem geistlichen Vater charakteristischen Ausdruck. Er schreibt: Mein teuerster Vater halte mir ein Wort zu gute, wie wohl ich ihn ehre, als ein Kind seinen Vater und daher schuldig bin in Niedrigkeit und Demut zu reden. Wenn er solche ängstliche und sorgliche Briefe schreibt, wie fast allezeit geschieht, wenn sich nur etwa vor Menschenaugen eine geringe Gefahr zeigt, wundre ich mich nicht, daß solche, die ohnedem noch mehrerem Regiment der Vernunft unterworfen sind und mehr sich mit der Vernunft nach Menschen, als mit dem Glauben nach Gott richten, dadurch sehr verhindert werden, daß sie nicht das Wort des Herrn mit freudigem Glauben treiben. Ich meines Orts kann nicht leugnen, daß ich dergleichen herzliche Briefe manchmal mit Furcht gelesen, weil ich dadurch nachmals eine Niederschlagung der Kräfte des Glaubens und dessen Freudigkeit inne worden und an mir zu thun gehabt, daß meine Seele sich wieder in Lauterkeit in Gottes Regiment einergebe. „Trefflich charakteristisch ist daher für diesen Mann die mit energischen Schriftzügen geschriebene Losung: Ἀγωνίζεσθε.

Franckes äußere Lebensgeschichte und sein innerer Entwicklungsgang bedürfen hier keiner näheren Ausführung, da sie zur Genüge bekannt sind. Nach Speners Tod war er das von Freund und Feind anerkannte Haupt der Pietisten. Nach harten Kämpfen war die vom Königshof begünstigte Richtung wenigstens in preußischen Landen zum Siege über die Orthodoxie gelangt. Zwar hatte sich gegen Ende der Regierungszeit Friedrichs I. in Berlin eine starke Bewegung gegen die Hallenser geltend gemacht. Zwei Minister, die den Pietismus begünstigt hatten, waren gestürzt. Baron Canstein mußte all seinen weitreichenden Einfluß aufbieten, um Francke, gegen den des heißblütigen Kronprinzen Zorn erregt war, zu verteidigen. Die Gegner der Pietisten wollten für die Gemütskrankheit der Königin Francke und seinen Gesinnungsgenossen Pastor Porst in Berlin verantwortlich machen. In Berlin erzählte man sich damals, daß die Ordre, Porst nach Spandau zu bringen, schon ausgefertigt sei. Aber der Sturm ging vorüber. Bald konnte Canstein an Francke melden, „er brauche vorerst nicht zu fürchten, daß seine Anstalten bei der großen Veränderung sollten Anstoß leiden." Bald gab sich Friedrich Wilhelm I. als offenbarer Gönner der Pietisten kund. Die beiden Männer, der preußische König und der hallische Professor, hatten bei aller Verschiedenheit doch genug gemeinsame Interessen und Charakterzüge, um aneinander Wohlgefallen zu finden. Die praktische Frömmigkeit, als deren Vertreter Francke und die neue Universität galten, behagte dem durchaus aufs Praktische gerichteten Sinn des Königs. Daß Francke und seine Schüler vielfach in den Kreisen der Gelehrten verächtlich angesehen und als Banausen verspottet wurden, konnte den Mann in den Augen des stolzen, höhnischen Verächters unfruchtbarer Gelehrsamkeit nur wert machen. Die Fürsorge für den kleinen Mann und die Armen, welche man in Halle predigte und übte, erfreute des Königs landesväterliches Herz. Die pädagogischen Neuerungen, welche Francke einführte, kamen den Wünschen und Ideen des Königs entgegen, welchem die fürs praktische Leben zustutzende Volksschul- und Seminarbildung nötiger und förderlicher schien als die abstrakte Wissenschaft der Gelehrtenschule. Daß durch Franckes Namen und Wirken angezogen die Studenten nach Halle strömten, sodaß die neugegründete, preußische Universität die altberühmten sächsischen Hochschulen Leipzig, Wittenberg und Jena verdunkelte, konnte dem reizbaren Preußenstolz des Königs nur wohl thun. Auch war der von Hause aus nüchterne, prosaische, praktische, gesunde Menschenverstand Franckes dem Könige geistverwandt. Dazu kam schließlich, daß trotzdem Spener und Francke stets der Wahrheit getreu betonten, daß sie fest auf dem Boden der lutherischen Bekenntnisschriften ständen, doch in der That der Pietismus die Grenzlinien zwischen Luthertum und reformierter Kirche mehr und mehr verwischte und die Lehrunterschiede beider als nebensächlich und unwesentlich erscheinen ließ. Auch in der Hinsicht haben Speners und Franckes orthodoxe Gegner richtig gesehen, richtiger wenigstens

als die Wortführer des Pietismus. Aber was der Orthodoxen Bedenken und Abscheu erregte, war Friedrich Wilhelm sehr willkommen. Denn dieser interkonfessionelle Geist des Pietismus begegnete sich mit den seit Johann Siegismund im Hohenzollernhause erblichen Unionsideen. Schon unter Friedrich I. waren Unionsgedanken in Preußen viel und heftig verhandelt worden. In dem vom Domprediger Winkler zu Magdeburg herausgegebenen, von Wellmer verfaßten arcanum regium ward zum Zweck der Union empfohlen: „Es sei nichts besser, als daß man die Verordnung erlasse, es sollten alle Landeskinder zu Halle und sonst auf keiner anderen Univiversität, besonders nicht in Wittenberg studieren. Auf diese Weise würde man nach und nach friedfertige Leute ins Amt bekommen, bei denen der König selbst thun könne, was er wolle und nicht sorgen dürfe, ob die Leute in der Religion einig seien." (Engelhardt, Löscher 101) Zwar war damals ein Edikt dieses Inhalts nicht erlassen. Zu laut war der Widerspruch der Lutheraner, als deren gewichtigster Wortführer Löscher gegen das arcanum regium in die Schranken trat. Doch erschien geraume Zeit später (1729) ein Erlaß Friedrich Wilhelm I., welcher verordnete, daß kein lutherischer Theologe in preußischen Landen angestellt werden solle, der nicht zwei Jahre in Halle studiert und von der Fakultät ein Zeugnis seines Gnadenstandes erhalten habe, eine Verordnung, welche 1736 aufs neue in Erinnerung gebracht wurde. Ausdrücklich schärft der neue Erlaß ein, „daß keinem, wes Standes oder Würde er sein möchte, welcher dem zuwider in Wittenberg denen studiis obgelegen, einiger Pardon oder Dispensation widerfahren solle." (Nicolovius, Erinnerungen an die Kurfürsten zu Brandenburg.)

In welchem Ansehen Francke bei Friedrich Wilhelm I. stand, beweist am besten eine Resolution des Königs an die Hofprediger Jablonsky und Noltenius. Die hatten gebeten, daß ihren Söhnen Erlaubnis erteilt werde in England zu studieren, „damit sie desto geschickter werden Ew. Kgl. Majestät künftig in Kirch und Schule gefällige zum Frieden abzielende Dienste zu leisten". Darauf erhielten sie folgenden Bescheid: Ich kann ihnen nicht erlauben, ihre Söhne außer Landes zu schicken, und sie den Sünden der Welt überlassen, weil in England keine Orthodoxie der Religion statuiret wird und es ein Sünden-Land wäre. Besser wäre die Jugend auf Frankfurt und Halle zu senden und dorten zu braven, tüchtigen theologos zu machen. Es sei ja eine Schande, daß nur die Herren Lutheraner die Hülle und Fülle von braven, ehrlichen, tüchtigen Gottesdienern hätten, auch ihre Predigten viel erbaulicher und herzrührender wären, als es leider bei unsern Reformierten hierselbst wäre. Wenn es Prediger wären, als Noltenius, Cochius so wären sie ein miraculum mundi, da bei den Lutheranern von hundert gewiß 80 excellent und die andern 20 doch passable wären, und sie die Englischen Spitzfindigkeiten und Spinozische Dinge nicht hätten, sondern ihre Predigten so wie der sel. Francke einzurichten halten simpel deutlich, vernehmlich, daß die Gelehrten und Ungelehrten es verstehen und sich zu Nutze machen könnten. Also wäre ja meine ganze Hoffnung, die ich hatte auf das Joachimsthalsche Gymnasium gelegt, dahin, daß in demselben so sollte etablieret sein, wie das Waisenhaus oder paedagogium in Halle, da alle die praeceptores und lauter reformierte Kandidaten kommen, die an den Sonn- und Wochentagen in Berlin auch auf dem Lande herum predigen müssen, um sich zu perfectionieren. — — Also mein decisum ist, können wir in Halle nicht gute lutherische Prediger haben, sonder Geld zu geben, also sollen die Herren dahin Vorschläge thun, und ich an Geld nicht werde fehlen lassen. Zur Fortpflanzung Gottes Reichs und seines Worts muß man nicht die Kinder außer Land sondern auf hiesige Schulen und Universitäten schicken, da ich solchen, das Dahinreisen nicht versagen werde. (Nicolovius, Erinnerungen.) Diese beiden Erlasse bezeichnen den vollkommenen Sieg und die Herrschaft des Pietismus in preußischen Landen. Doch hat die Gunst der Fürsten und Gewaltigen dem Pietismus ebenso wenig wie vorher oder nachher einer kirchlichen Richtung und Partei Gewinn und Segen gebracht. Ein Gesetz das lebendig machen könnte, hat selbst unser Herr Gott nicht gegeben, geschweige denn ein König dieser Erde und stammte er auch aus dem erlauchten Hohenzollernhaus. So gut das Gesetz gemeint war, konnte es doch nur Unheil stiften, weil es die Heuchelei groß zog. Jeder Theologe, der in Preußen Anstellung begehrte, mußte sich seine Bekehrung

und Frömmigkeit in Halle attestieren lassen. Kein Wunder, daß sich aller Orten Leute fanden, welche den Schein gottseligen Wesens hatten, aber seine Kraft verleugneten. Kein Wunder, daß andre durch bewußte Heuchelei und Lüge solche Zeugnisse erschlichen, um in Amt und Brot zu kommen. Dazu kam noch als erschwerender Umstand, daß die zweite Generation des Pietismus wieder des alten Homer Wort von den Söhnen und Enkeln, die schlechter sind als die Väter, glänzend rechtfertigte.

Zur Zeit als Muthmann in Halle weilte, waren die Studenten noch nicht durch königliche Kabinetsordre nach Halle gezwungen. Aber Franckes und seiner Kollegen Ruf und Namen zogen aus allen Gegenden des deutschen Reichs die Theologen herbei. Muthmanns Stammbuch könnte den Beweis liefern. Weitaus die meisten Eintragungen sind zu Halle geschehen, wo nach Beendigung der Kollektenreise der Besitzer sein Studium vollendet zu haben scheint. Mag immerhin die Angabe übertrieben sein, daß Halle damals über 2000 Studenten gezählt habe — nach Tholuck (Geschichte des Rationalismus) sind nie viel über 1000 Studierende dort gewesen — mag immerhin Joachim Lange, Franckes Kollege, der gern den Mund etwas voll nimmt, sich etwas hyperbolisch ausgedrückt haben, wenn er schreibt: „An unsrer Friedrichsuniversität haben wir soviele studiosi theologiae als die studiosi der Fakultäten insgesamt auf zwei Universitäten, wo man uns so beneidet und verlästert.“ Soviel ist gewiß, was auch die orthodoxen Gegner sagen mochten: der Zug der Zeit ging nach Halle. Nach Kahnis (Innrer Gang des deutschen Protestantismus I) betrug im Todesjahr Franckes die Zahl der theologischen Inskriptionen 316. Wesentlich höher dürfte sie nie gewesen sein.

Manch heiße Fehde auf kirchlichem und wissenschaftlichen Gebiet hat Francke auszufechten gehabt, ehe er die von ihm vertretene Richtung als Siegerin sehen durfte. Nicht allewege hat er das Rechte getroffen. Ist seine Absicht zweifelsohne immer eine gute gewesen, so sind die Waffen, mit welchen er focht, nicht allezeit zu loben. Gar zu einseitig, ja fanatisch möchte ich sagen, von der Wahrheit und Richtigkeit der von ihm vertretenen Richtung überzeugt, ist er seinen Gegner nicht immer gerecht geworden. Den schlagendsten Beweis dafür liefern die von Tholuck (Geist der lutherischen Theologen Wittenbergs) angeführten Schreiben, welche Francke und Herrnschmidt nach den resultatlosen dreitägigen Verhandlungen zu Merseburg an Löscher richteten. „Es blickt, so urteilt Tholuck, auf Franckes Seite ein gewisses Gefühl der Superiorität hindurch, von dem man in den Randbemerkungen des Gegners eher das Gegenteil spürt. Des Bewußtseins voll, vom Herrn zu einer großen praktischen Aufgabe berufen zu sein, vermag er so wenig sich in das Interesse seines Gegenparts zu versetzen, daß ihm die aufrichtigen und nicht ganz ungegründeten theoretischen Bedenken desselben nur als unnütze Quengeleien erscheinen.

Auch auf pädagogischem Gebiet, wo unsers Erachtens Franckes Hauptverdienste liegen, that es ihm Not, nicht nur selbst im Kampf seinen Mann zu stehen, sondern auch seinen jungen Freunden und Verehrern die Losung Ἀγωνίζεσθε zuzurufen. Er ist ein Pädagoge im größten Stil gewesen und es giebt nach Luther überhaupt nur zwei, die ihm zur Seite gestellt werden dürfen: Amos Comenius und Pestalozzi Die deutsche Volksschule, von welcher Luther prophetisch geredet, haben Francke und seine Schüler ins Leben gerufen. Das erste Volksschullehrerseminar ist Franckes Gründung. Die gesetzliche Einführung der allgemeinen Schulpflicht in dem aufblühenden und wegen seiner trefflichen Schuleinrichtungen bald vielgerühmten preußischen Staat ist das Werk seiner Schüler und Anhänger. Wer die Leiden und Nöte eines Kreis- und Lokalschulinspektors, seine Verhandlungen und Kämpfe mit den Patronen und Gemeindegliedern kennt, wenn sichs um Schulbauten und Anstellung eines neuen Lehrers handelt, der kann sich eine annähernde Vorstellung machen von den Nöten und Kämpfen, welche Franckes Jüngern bei ihren Schulgründungen blühten. Weissagend hatte ers Muthmann ins Stammbuch gesetzt: Ἀγωνίζεσθε.

Seinem pietistischen Standpunkt getreu bezeichnete Francke eine lebendige Erkenntnis Gottes und ein rechtschaffenes, thätiges Christentum als höchstes Ziel aller Erziehung. Aber die Erkenntnis dieses höchsten Ziels machte ihn nicht gleichgiltig gegen die andern, welche von der Schule auch zu erstreben, aber zu jenem höchsten in lebendige Beziehung

zu setzen sind. „Lehrstoff und Lehrmethode haben durch den Pietismus wesentliche und heilsame Reformen erfahren. Die Lehrstoffe sind dem Bedürfnis einer neuen Zeit entsprechend erweitert. In der Volksschule sind neben Lesen und Schreiben die Muttersprache und neben dem Katechismus die biblische Geschichte als besondre Unterrichtsgegenstände eingeführt, in den höheren Schulen Realien und neuere Sprachen. Die Realschule ist die Schöpfung des Pietismus. In der Methode hat er das von Baco und Comenius entdeckte Fundament alles Unterrichts, die Anschauung mit Konseqnenz zur Geltung gebracht. Die dialogische oder katechetische Lehrform, „die Seele des Unterrichts" hat er in denselben eingeführt und in ihm der Wiederholung, der mater studiorum, eine dominierende Stellung angewiesen, welche sie heute bedauerlicher Weise nicht mehr einnimmt.

Können wir uns bei Franckes Verdiensten um die Pädagogik, weil sie allgemein bekannt sind, kurz fassen, so bedarf vollends seine Gründung des Waisenhauses und der hallischen Anstalten nur der Erwähnung; denn durch sie ist Franckes Name in den weitesten Kreisen des Volks bekannt geworden. Der geringe Mann, der mit dem Wort Pietist gar keine oder die arge Vorstellung der Heuchelei und Scheinheiligkeit verbindet, der von den Verdiensten Franckes um Theologie und Pädagogik, Kirche und Schule nichts gehört hat, schaut in bewundernder Liebe auf zu dem frommen Mann, dem die Liebe zu den Verlassenen und Elenden das Herz gewonnen. Wer den Gebäudekomplex der Franckeschen Stiftungen in Halle, wer das Leben, das sich dort regt und von dort ausgegangen ist, auch nur einigermaßen kennt, der muß sich sagen, daß ohne Mühe und heiße Kämpfe so Großes sich nimmer hat erreichen lassen. — Niemals hat die Gründung einer Anstalt christlicher Barmherzigkeit so gewaltigen Eindruck gemacht, wie die des hallischen Waisenhauses. Hier bot sich den Zeitgenossen etwas ganz Neues, Unerhörtes dar. Zwar Waisenhäuser hatte es früher auch schon gegeben, aber das waren Stiftungen, welche auf alten Besitz fundiert waren, Stiftungen einzelner, welche die zum Unterhalt nötigen Mittel anwiesen oder städtische Anstalten, welche von der Kommune unterhalten wurden. Hier aber geschah das Seltsame, daß ein vermögensloser Pastor und Professor im Vertrauen auf die Hilfe Gottes und die Liebe zum Nächsten eine Anstalt im größten Stil gründete, ohne „daß ein fixum oder fundus da war", und daß diese Anstalt von einem Kreise Gleichgesinnter durch freie Liebesgaben unterhalten ward. Damit hat Francke für das ganze moderne Anstaltswesen und für die ganze vielverzweigte Liebesarbeit der Gegenwart Bahn gebrochen.

Es läßt sich denken, daß dies neue, beispiellose Unterfangen viel Kopfschütteln erregte und viele Feinde fand. Das Gehässigste und Gemeinste leistete in dieser Beziehung eine 1709 in Greifswald unter dem Titel „das durch die geschäftige Martham seinen Unterhalt und Reichtum suchende Waisenhaus in Halle" erschienene Schrift. Der fanatische Pietistenfeind Mayer in Hamburg hatte sie warm befürwortet. Das Waisenshaus, hieß es dort, sei eigentlich ein Kaufhaus zur Bereicherung seines Gründers. Die Kinder würden auf das Schändlichste ausgenutzt und brächten durch ihre Arbeit dem Hause mehr Gewinn als ihr Unterhalt koste. Dasselbe gelte von dem Freitisch der Studierenden, welche durch Unterrichtgeben mehr verdienen müßten, als ihre Speisung betrage; denn sie würden elend und dürftig gefüttert, genössen übrigens diese Freigebigkeit nur, damit Franckes Wohlthätigkeit in aller Welt könne ausposaunt werden, und sich die Silberlinge bei denen leichtgläubigen Menschen regen möchten und zur Musterung nach Glaucha marschieren, damit das Waisenhaus möchte gelobt werden und niemand nachrechne, wo das große Geld, das die Kaufmannschaft einbringt, hinkäme. Daraus erhelle die große Listigkeit und Scheinheiligkeit dieser so ästimierten Frommen."

Es läßt sich nicht leugnen, wird auch den, der weiß, daß das Reich Gottes durch unvollkommene Menschen gebaut wird, nicht befremden, daß es auch bei Francke „gemenschelt" hat. So ganz unrecht hatte Löscher nicht, wenn er meinte, daß was von Halle über das Waisenhaus geschrieben werde, einer Ausposaunung sehr nahe komme. Gewiß hat Francke für sein Werk Reklame gemacht. Freilich, wir sind auf diesem Gebiet an Ärgeres gewöhnt. Vor Wohlthätigkeitsbazaren, Lotterie, Konzerten und Bällen, Schneeballkollekten und wie die Wege alle heißen, auf welchen äußere und innere Mission und

Armenpflege in unsern Tagen die nötigen Mittel zu gewinnen suchen, wäre Francke sicherlich zurückgeschreckt. Seinem frommen Pietistensinn hätte solche Verweltlichung als ein Greuel erscheinen müssen. In dieser Hinsicht sind wir erschrecklich gelehrig gewesen und des Heilands Wort: Die Kinder dieser Welt sind klüger als die Kinder des Lichts in ihrem Geschlecht, scheint hier nicht mehr zutreffend. Gewiß, Klappern gehört zum Handwerk. Aber Gott bewahre uns vor dem handwerksmäßigen Treiben der Liebesarbeit in der Kirche. In der Hinsicht dachte die verschrieene lutherische Orthodoxie nobler und geistlicher als der Pietismus, geschweige denn als die Gegenwart. Wie scharf rügt Löscher das Anpreisen und Herausstreichen der Medikamente, welche der, als Dichter herrlicher Lieder bekannte Medikus des Waisenhauses, Richter, in ausgiebigem Maße betrieb. Befremblich deucht uns, daß es Anstoß erregte, wenn Francke in den „Fußtapfen des lebendigen Gottes“ alle Gaben, die bei ihm einliefen, aufzählte. Aber denkt nicht auch hier die Orthodoxie, welche das rügte, biblischer als der Pietismus, geschweige denn als die Gegenwart, welche das Wort von der linken Hand, die nicht wissen soll, was die rechte thut, ganz vergessen zu haben scheint? Kein Zweifel, die Gaben fließen williger und reichlicher, wenn der Geber namentlich genannt oder doch für seinen Bekanntenkreis deutlich gekennzeichnet wird. Ob aber der dadurch angerichtete, geistliche Schade nicht schwerer wiegt, als der erworbene Vorteil, bliebe noch erst zu entscheiden. Freilich die Art, wie Francke von den eingegangenen Gaben, als Beweisen der Gebetserhörung redete, hat auch für unsern Sinn etwas verletzendes. Sicherlich, ihm lag es fern, sich damit rühmen zu wollen. Er wollte dadurch dem Unglauben zur Beschämung, dem Glauben zur Stärkung beweisen, daß wir einen lebendigen Gott haben, der Gebete erhört. Aber gesunder Frömmigkeit steht es nicht an, dergleichen Verfahren öffentlich zur Schau zu stellen und an die große Glocke zu hängen. Denn das Beste, wie das Schwerste im Glaubensleben gehört ins Kämmerlein, nicht vor die Leute.

Auch darin hat Löscher Recht, daß man durch die Errichtung des Waisenhauses die irrige Lehre der Interessenten und Anhänger desselben autorisieren und gleichsam mit dem göttlichen Siegel verwahren wolle. Es ist etwas Wahres an dem Vorwurf, daß das hallische Waisenhaus eine Parteisache sei. Zwar Francke hat das von Hause aus nicht beabsichtigt; auch ists nicht sein und seiner Mitarbeiter Verschulden allein, daß es so gekommen ist. Vielmehr lagen hier Verhältnisse vor, welche zu überwinden der Pietismus nicht kräftig genug war. Überblickt man das Verzeichnis der Gaben für das Waisenhaus in der VI. Fortsetzung der Berichte, so sind es „hohe Standespersonen, gräfliche Personen, Standespersonen, adlige Personen, Minister, Gesandte, hohe Offiziere, die das meiste geben; Gaben von Bürgern und Bauern finden sich nur vereinzelt. Es ist kein gesundes, gutes Zeichen, daß die kleinen Gaben einen so geringen Teil der Beihilfe bilden. Denn große Beiträge einzelner Personen oder enger Kreise mögen zur Begründung einer Anstalt hinreichen, ihr auch wohl einige Zeit das Leben fristen, aber eine umfassende Liebesthätigkeit üben, wie sie die alte Kirche, wie sie die Gegenwart kennt, ist nur möglich, wenn weite Kreise ins Interesse gezogen werden und zahlreiche, kleine Gaben zuströmen. Alle großen Gaben sind zu zufällig, die kleinen fließen stetiger, regelmäßiger. Wer sich aber auf große Gaben angewiesen sieht, muß um die Protektion der Großen werben. So gut bürgerlich der Pietismus zunächst aussieht, — es handelt sich hier vornehmlich um die norddeutsche Ausgestaltung desselben, daß er im Süden andere Charakterzüge trägt, werden wir in der Folge sehen — er ist doch im letzten Grunde aristokratisch. Bei aller Demut, welche die Pietisten im Herzen gelegentlich auch zur Schau tragen, fühlen sie sich doch als die wahren Kinder des lebendigen Gottes, als der Adel im Reich Christi. Bei aller Rührigkeit Propaganda zu machen, zieht sich doch der Pietismus immer wieder auf sich selbst zurück. In dem kleinen Kreise der Erweckten, den mit Unrecht so übel verschrieenen Konventikeln, lebt er sein wahres Leben. Aber die Erweckten haben auch das gleiche Bewußtsein, daß sie andrer Art und andren Geistes sind, als die übrigen Christen. Das giebt sich nach außen hin kund durch eine abwehrende, ausschließende Stellung anderen gegenüber. Bezeichnend sind dafür die Erfahrungen, welche der junge Goethe mit den Frankfurter Erweckten machte. Es war

daher ein Zug der Wahlverwandtschaft, welcher den Adel zum Pietismus zog. Die Hallenser waren für das Entgegenkommen des hohen Adels durchaus nicht unempfänglich. Es klingt doch ein Gefühl stolzer Genugthuung durch die Notiz des Waisenhauses, welche meldet, daß sich am 3. XII. 1714 sieben Grafen hätten melden lassen.

Eine kirchliche Richtung mit so scharf ausgeprägten aristokratischen Neigungen mochte auf einen Teil des Volks Anziehungskraft üben und dort mit Segen wirken, aber die weiten breiten Schichten des geringen Volks versagten sich ihr je länger je mehr. Volkstümlich im wahren Sinne des Worts ist der Pietismus in Norddeutschland wenigstens nie geworden. Dazu war nach Bengels treffendem Ausdruck „die Hallenser Art zu kurz geraten.“ Das pietistische Christentum ist nach allen Seiten hin zu eng. Breite Schichten des Volks erfassen kann nur ein Christentum, das sich auch im gewöhnlichen Leben bethätigen läßt. Vom Hallenser Pietismus mit seiner Stellung zu den Mitteldingen läßt sich das nicht sagen. Denn ihm ist die Frömmigkeit nicht das allbeherrschende Lebensprinzip, sondern alleiniger Lebenszweck und Lebensinhalt. Deshalb hat er zum Staat, zur Wissenschaft, zur Kunst nie die rechte Stellung gewonnen. Er steht all diesen Dingen kühl und fremd, vornehm ablehnend, wo nicht gar feindlich gegenüber. Daß ihnen an und für sich eine Berechtigung zukomme, daß in ihnen ebenso wie in der Kirche Gottesgedanken und Ordnungen zum Ausdruck kommen, ist Francke und seinen Anhängern nie klar geworden. „Der Pietismus,“ urteilt Uhlhorn, „hat für die sozialen Lebensinteressen keinen Sinn. Trotz seiner Neigung, überall einzugreifen, bleibt er auf allen sozialen Gebieten unfruchtbar. Er hat stark dazu beigetragen, die Bedeutung der Kirche für diese Lebensinteressen abzuschwächen und auch die Liebesthätigkeit, speziell die Gemeindearmenpflege in die Hände des Staats zu bringen.“ Dazu kam noch, daß der Hallenser Pietismus dem individuellen Charakter seines Stifters zu sehr Rechnung trug. Francke war einer von den Männern, welchen die Arbeit Erholung ist. Aber mit dem Maßstab darf man nicht alle Welt messen. Daß er Gleiches von allen verlangte, darin spiegelt sich die falsche Stellung, welche der durch ihn vertretene Pietismus zu den weltlichen Dingen einnahm. Wenn man auch in Erwägung zieht, daß damals Tanz, Spiel und andre Volksvergnügungen in wüstes Wesen ausgeartet waren, so muß man doch sagen, daß man in Halle die rechte Stellung dazu nicht gefunden hat. Denn statt hier reformierend vorzugehen und dem Volk edle, unanstößige Erholungen und Spiele zu bieten, — eine freilich auch in der Gegenwart kaum in Angriff genommene, geschweige denn gelöste Frage — ward auch harmloses Spiel als Sünde verworfen. „Das Spielen,“ so lautet die Vorschrift für das Waisenhaus, „ist den Kindern in allen Schulen zu verbieten, aber auf evangelische Weise, daß man ihnen von dessen Eitelkeit und Thorheit vorstellt und wie dadurch die Gemüter von Gott, dem ewigen Gut abgezogen und zu ihrer Seelen Schaden zerstreut werden, in gleichen, worin sie eine wahre Lust und Freude finden können, nämlich in dem Herrn Jesu, seiner Liebe, Freundlichkeit, Süßigkeit und allen Heilsgütern.“ Erholung und Unterhaltung meinte man nur auf geistlichem Gebiet suchen zu müssen. Selbst für die Freistunden war deshalb geistliche Lektüre verordnet. Die Kinder wurden im Sommer in den Garten oder aufs Feld geführt, aber nicht zu fröhlichem Spiel, sondern es ward das IV. Buch aus Arnds wahrem Christentum vorgelesen und wenige Historien aus Welleri Kreuzesschule. Wie weit war doch dies Christentum verschieden von dem frischen, fröhlichen, gesunden Sinn Luthers. Wie herzlich, kindlich hatte der zu Kindern zu reden verstanden und wie wußte er ihnen den Himmel auszumalen. Dafür fehlte der Hallenser Art jede Spur von Verständnis. Vergleicht man das fröhliche Leben in einer unsrer heutigen Kinderanstalten, ihre Feste und Freudentage mit dem Waisenhause, so wird man fühlen, wie eng der Pietismus dachte. Ob freilich die Gegenwart nicht nach der andern Seite hin die rechte Grenze überschreitet, däucht mich eine Frage, die wohl Beachtung verdiente.

Jedenfalls bildeten Franckes Stiftungen so wie sie waren mit all ihren Vorzügen und Schwächen das leuchtende Vorbild für die ungezählten Waisenhäuser und Rettungsanstalten, welche schon zu seinen Lebzeiten aller Orten, wo seine Schüler vom Geist des Meisters erfüllt ihre Arbeit begannen, erbaut wurden. Daß es den Schülern wie dem

Meister nicht an Kämpfen fehlte, hat uns die Geschichte des Waisenhauses und der Schule zu Teschen bewiesen. Francke wußte wohl weshalb er Muthmann ins Stammbuch schrieb Ἀγωνίζεσθε.

An Mitkämpfern hat es ihm nicht gefehlt. Eine Reihe der bekanntesten und berühmtesten Namen von Franckes Geist- und Gesinnungsgenossen weist das Stammbuch Muthmanns auf. Da findet sich von D. Paulus Antonius Hand des Ambrosius Wort:

In commune oramus laboramus
In commune patimur
et laudamus Dominum.

Unter dem 17. Juni 1722 steht von Hein. Michaelis mit gedrängter Schrift das Wort Μακαριος ὁ γρηγορων. (Selig ist, der da wachet.) Pietas vera religio est, steht mit kräftigen energischen Zügen von Joh. Porsts Hand geschrieben. Es ist derselbe Mann dessen schon oben Erwähnung geschah, in weiten Kreisen der evangelischen Christenheit als asketischer Schriftsteller bekannt, noch bekanner als Herausgeber eines vielverbreiteten, bis auf die neueste Zeit bei vielen Gemeinden in Gebrauch befindlichen Gesangbuchs. Auch der spätere Gießner Professor Joh. Jakob Rambach gehört hierher, weiteren Kreisen bekannt als Bearbeiter der Leidensgeschichte, am berühmtesten durch seine warmen, tief empfundenen auch durch Glätte der Form und edle Sprache sich auszeichnenden Kirchenlieder, von denen einzelne zum eisernen Bestand des evangelischen Liederschatzes gehören und nie veralten werden. Er schrieb das Bibelwort Matth. 9,2 Sey getrost (und gutes Muts) mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben. Darunter: Selig! Der diese Stimme aus dem Munde Christi gehört.

Nicht alle Namen von bekannten und berühmten Klang, welche zur Hallischen Schule gehören und in Muthmanns Stammbuch geschrieben stehen, sollen hier genannt werden. Aber an einem dürfen wir nicht vorübergehen, weil er als Hauptrepräsentant des späteren Pietismus anzusehen ist. Das ist der streitbare Joachim Lange, von dem man sagen darf: Er war wider jederman und jedermans Hand wider ihn. In ihm nimmt, nach Kahnis Urteil, der Pietismus etwas Enges, Methodistisches, Pedantisches an. Geboren am 26. X. 1670 zu Gardelegen in der Altmark, wo sein Vater Mauritius Lange Ratsverwandter und Senior des Ratskollegiums war, besuchte er die Gymnasien zu Quedlinburg und Magdeburg. Er hatte von früh auf der pietistischen Bewegung nahe gestanden. Als die ersten Bewegungen in Leipzig, wo bekanntlich der Name Pietismus zuerst auftauchte, zu Tage traten, stand der damalige Student Lange mit Francke im vertrautesten Umgange, und war lange sein Stubengenosse. Auch in Erfurt wohnte er lange Zeit in Franckes Hause. In Halle war er unter den ersten Hörern Franckes und Breithaupts. Als Kandidat war er Hauslehrer bei dem Geheimen Rat von Canitz in Berlin und genoß die väterliche, liebevolle Zuneigung und Fürsorge Speners. Von 1696–97 bekleidete er das Konrektorat in Cöslin, von wo er 1697 als Rektor des Friedrich-Werderschen Gymnasiums nach Berlin berufen ward. 1699 erhielt er das Pastorat auf der Friedrichsstadt. Als er 1709 als Professor der Theologie nach Halle berufen ward, ging ihm der Ruf der Gelehrsamkeit und Frömmigkeit voran. In der That übertraf er an Gelehrsamkeit auf theologischem und klassischem Gebiet weitaus die Mehrzahl der Pietisten, welche nur zu sehr das Wort jenes Leipziger Dozenten Carpzow rechtfertigten: Man habe zur Zeit recht fromme, aber auch sehr unwissende Studenten. (Kahnis). Selbst ein so für Spener und seine Jünger begeisterter und der lutherischen Orthodoxie abgeneigter Mann, wie Hoßbach, sieht sich zu dem Eingeständnis genötigt, daß in der Regel die Orthodoxen den Pietisten an Gelehrsamkeit überlegen gewesen seien (Hoßbach 2, 136.)

Deshalb ward der gelehrte Pietist Joachim Lange als rara avis gefeiert und als der streitbare Held seiner Partei angesehen. Im Jahre 1717 erhielt er die Doktorwürde der Theologie, ward später Senior der theologischen Fakultät und erster Professor, zugleich Direktor des theologischen Seminars. In den Gegnern des Pietismus sah er unbilliger Weise nur verstockte Männer, welche wider Wissen und Gewissen Gottes Sache

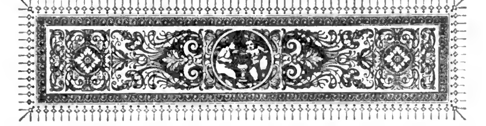


beschimpften und befehdeten. Für die ehrliche, große Persönlichkeit Löschers fehlte ihm jede Spur von Verständnis, vielleicht daß sein Gelehrtendünkel, der vor dem Größern sich nicht beugen wollte, unbewußt sich eingemischt und Lange die Feder geführt, wenn er seine gehässigen Streitschriften gegen den Propheten Kursachsens schrieb. Deshalb bat Löscher, als zwischen ihm und den Hallensern die Verhandlungen über ein Religionsgespräch hin und her gingen wiederholt, man möge nicht Lange zum Vertreter von Halle wählen. Denn er mache teils durch offenbare Unwahrheit, teils durch seine Wut die Sache immer nur ärger. Will man Löscher, der ja immerhin Partei in diesem Streit ist, eine objektive Beurteilung seines Gegners nicht zutrauen, so mag das schärfere Wort des Freiherrn von Wolff zur Charakteristik des Schelwig der Pietisten dienen: Auch Gott müßte seinen Prozeß verlieren, wolle er Dr. Lange zum Advokaten wählen. (Engelhardt, Löscher.) Auch der unparteiische milde Tholuck erklärt „Mit Joachim Lange verglichen, erscheinen Löscher und Wernsdorf als Vertreter christlicher und gründlicher Polemik.“ An Gelehrsamkeit zum mindesten Franke gleich, an Federgewandtheit und Streitlust ihn übertreffend, wohlerfahren in den rabulistischen Künsten der Streittheologie, war er nicht sowohl der ehrliche Verteidiger des Pietismus als der geschickte Advokat, welcher in den Mitteln seine Sache gut und die des Gegners schlecht zu machen nicht sehr wählerisch war. Den Sieg über die Orthodoxie hat er miterlebt und durfte sich rühmen, daß seine Feder nicht wenig dazu geholfen. Aber nicht lange sah er seine Sache triumphieren. In Halle selbst erwuchs ihm der gefährliche Gegner in der Wolffschen Philosophie. Bis in sein hohes Alter — er starb als 74jähriger Greis — hat er rüstig und rührig in Waffen gegen diesen neuen Feind gestanden. Aber als er 1744 zum Sterben kam, mußte er sich sagen, daß sich der Sieg entschieden den vom preußischen Königshof begünstigten Gegnern zuneigte. Zur Zeit als Muthmann als Student zu des gelehrten Pietisten Füßen saß, ließ sich derselbe von dem baldigen Niedergange seiner Partei — denn das war ihm die Sache des Pietismus — noch nichts träumen. Damals schrieb er dem jungen Verehrer das schöne Wort ins Stammbuch: In omnibus omnia Christus. Das Wort nimmt sich im Munde des streitsüchtigen, verdammungssüchtigen Mannes beinah so seltsam aus, wie das absprechende, wegwerfende Urteil über den Pietismus im Munde des frommen, gläubigen Wernsdorf. Wer Christenleben nur vom Hörensagen kennt, mag ihn deshalb einen Heuchler schelten. Wer aber des Widerstreits in der eignen Brust sich bewußt ist, weiß auch, daß der Herr an den Seinen viel Flecken und Fehler trägt, weiß, daß die Menschen nicht als eitel Heilige, sondern als arme Sünder ins Reich Gottes gehen. Wer Lange nicht bloß als Streittheologen sondern in seinen praktitchen erbaulichen Schriften kennen lernt, gewinnt freilich ein ganz ander Bild von ihm. Was er auf dem Gebiet der Polemik und Apologetik geleistet hat, ist vergangen und vergessen. Nur für den Kirchenhistoriker hat es noch Bedeutung. Dagegen haben seine asketischen und praktischen Schriften, vor allem sein großes exegetisches Werk „Licht und Recht“ bis auf den heutigen Tag ihren Wert.

Dem praktischen Theologen, dem Prediger, auch dem Seelsorger ist Langes Werk auch heute noch eine Fundgrube erbaulicher Gedanken und praktischer Schriftverwertung. Auch als Liederdichter hat Lange in dem Gesangbuch der Gemeinde Aufnahme gefunden. Und will man auch das Lied „Herr, wann willst du Zion bauen, Zion, die geliebte Stadt,“ nicht als vollwichtige, reine Poesie gelten lassen, so wird doch das zweite, der von ihm bekannten Lieder „O Jesu, süßes Licht, nun ist die Nacht vergangen“ seinen unvergänglichen Wert behalten. Wie tief, fromm und innig klingt seine Morgenbitte: „Mein Jesu, schmücke mich mit Weisheit und mit Liebe, mit Keuschheit und Geduld durch deines Geistes Triebe, auch mit der Demut mich vor allem kleide an, so bin ich wohlgeschmückt und köstlich angethan.“ Durch dieses Lied klingt derselbe Ton herzlicher inniger Gottseligkeit, wie durch sein Wort: In omnibus omnia Christus.

(Schluß folgt.)





Zur Entwicklungsgeschichte der deutschen Universitäten.

Von

Dr. Georg Frick.

So zahlreich in den letzten Jahren auch die Publikationen zur Geschichte unserer deutschen Universitäten gewesen sind, so dankenswerte, unumgänglich notwendige Vorarbeiten wir in ihnen erblicken, so können sie uns doch nicht über den Mangel einer zusammenfassenden Darstellung der Entwicklung unserer Hochschulen hinwegtäuschen. Diese wird erst gegeben sein mit der Vollendung von Georg Kaufmanns Geschichte der deutschen Universitäten, deren beide ersten Bände vorläufig nur bis zum Ausgang des Mittelalters führen. Bis dahin sind wir auf die Geschichten der Pädagogik angewiesen, die ja auch meist den Unterricht, wie er sich auf den Universitäten gestaltet hat, in den Kreis ihrer Darstellung einbeziehen, ihn aber doch im Wesentlichen nur vom Standpunkt der Fortbildung eben der pädagogischen Wissenschaft aus betrachten. Eine rühmliche Ausnahme macht Friedrich Paulsen, der in der zweiten Auflage seiner „Geschichte des gelehrten Unterrichts“ [1]) den Universitäten mehr noch als vorher sein Augenmerk zugewandt hat und uns so zum ersten Mal einen zusammenhängenden Überblick über die geschichtliche Entwicklung derselben giebt. Und zwar kommt es dem Verfasser nicht so sehr darauf an, Entstehung, Gründung und Ausbau der einzelnen Hochschulen darzulegen, obwohl auch hierzu das Material mit außerordentlicher Treue zusammengetragen ist, als vielmehr die leitenden Ideen, die im Lauf der ganzen Geschichte sich ihm ergaben, klar herauszustellen. Sie stehen im engsten Zusammenhang mit allen lebendigen Kräften unseres Volkslebens, mit Kirche und Staat, Schule und Wissenschaft, so daß diese Abschnitte zugleich ein gutes Stück deutscher Kulturgeschichte wiederspiegeln. Wir haben an anderer Stelle [2]) ausgeführt, warum wir nicht in allen Stücken den Ansichten des geistvollen Verfassers beipflichten können, aber gerade bei der Darstellung des akademischen Unterrichts tritt ein Teil jener Bedenken mehr zurück und der Leser folgt derselben, wenn auch nicht immer ohne Widerspruch, so doch mit ungeteiltem Interesse und reichstem inneren Gewinn. Auch für den Nichtpädagogen von Fach bietet das Paulsen'sche Werk viel des Anziehenden

[1]) Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht von Dr. Friedrich Paulsen. 2. Aufl. 2 Bde. Leipzig 1896/97.

[2]) Neue Preußische (Kreuz-)Zeitung, Nr. 445 vom 23. September 1897.

und Anregenden; mag er nun in großen Zügen die Wandlungen des deutschen Geisteslebens kennzeichnen oder an dem Bild einer einzelnen Hochschule den typischen Gang des akademischen Lebens und Unterrichts aufdecken, immer eröffnen sich die fruchtbarsten Ausblicke auf die inneren Zusammenhänge unserer Geschichte überhaupt. — Auch den Lesern dieser Blätter wird es nicht uninteressant sein, sich an der Hand Paulsens einige der Hauptpunkte in dieser Entwicklung kurz zu vergegenwärtigen.

Die ersten deutschen Universitäten entstanden in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts. Sie sind nicht in historischer Eigenart auf deutschem Boden erwachsen, sondern den ausländischen Universitäten, die schon längst von Deutschen besucht waren, nachgebildet. Namentlich war es die Pariser Universität, welche ein beliebtes Muster für die Neugründungen bot. Die Aufgabe und zugleich die Ursache ihrer Entstehung war das, was die bisherigen Unterrichtsanstalten des Landes nicht mehr in genügendem Maße zu leisten vermochten, in die Hand zu nehmen, nämlich den Klerus die Wissenschaften zu lehren. Es machte sich zu jener Zeit unter dem Einfluß der gewaltigen Veränderungen auf dem Gebiete der Wissenschaften ein großes Bedürfnis nach wissenschaftlich gebildeten Klerikern fühlbar. Ihm verdanken die Universitäten von Prag (1348), Wien (1365), Heidelberg (1386), Köln (1388), Erfurt (1392) und Leipzig (1409) ihre Entstehung, wobei für die Gründung Leipzigs noch die besonderen nationalen Gründe mitwirkten. Eine weitere Reihe von Gründungen fällt in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts, wo sich ein erneuter Zudrang zu den gelehrten Studien geltend machte im Zusammenhang mit der großen geistigen Bewegung des Humanismus, welche seit der Mitte des Jahrhunderts aus Italien über die Alpen einströmte. Gleichzeitig gab die Erfindung der Buchdruckerkunst den Bildungselementen weite Verbreitung, wie denn ihre schnelle Verwertung auch ein Beweis für das wachsende Bildungsbedürfnis war. Damit stieg die Nachfrage nach Personen mit gelehrter Bildung: überall wurden Theologen und Magister gesucht; aber auch neue Wissensgebiete thaten sich auf. Schon die zweite Hälfte des Mittelalters halte das System des Aristoteles wieder zugänglich gemacht, und ein weitschichtiger logischer Apparat diente seinem Verständnis. Auch das Recht war Gegenstand einer besonderen Wissenschaft geworden und von Süditalien her hatte die Medizin sich schrittweise ein Heimatsrecht auf den Universitäten erobert. Dazu brachte nun jetzt der Humanismus die eigentlich klassischen Studien zu Ehre und Ansehen, ja wollte in leidenschaftlicher Erregung sie zur alleinbesitzenden Herrin der Hochschulen machen. Als ein Ausfluß dieser zweiten Strömung sind Greifswald (1456), Freiburg (1457), Basel (1459), Tübingen (1477), Wittenberg (1502) entstanden.

Wie die mittelalterlichen Schulen, so erwuchsen auch die neuen Universitäten durchaus auf dem Boden der Kirche, ja teilweise gingen sie geradezu aus den Dom- und Klosterschulen hervor. Regelmäßig wurden sie in der älteren Zeit vom Papst formell begründet und durch eine Bulle mit der Befugnis zu lehren und die akademischen Grade zu erteilen ausgestattet. Ihre Einkünfte beruhten auf kirchlichen Benefizien, und wie die älteren Lehrer fast alle Kleriker waren, so waren es auch die Scholaren der oberen Fakultäten, die in der unteren, der Artistenfakultät, strebten, es zu werden. Demgemäß war auch die Lebensordnung der Lehrer wie Schüler in allen Stücken der klerikalen nachgebildet. Für die ersteren war das Cölibat selbstverständliche Voraussetzung: sie wohnten in Kollegien nach Art regulierter Kleriker zusammen; und auch die Scholaren wurden in den Kollegien oder Bursen in klösterlicher Zucht zusammengehalten. Erst seitdem die humanistischen Emanzipationsbestrebungen eintraten, wurde diese Ordnung allmählich durchlöchert.

Was die Gestaltung des eigentlichen Unterrichts anlangt, so gliederte derselbe sich nach den vier Fakultäten. Paulsen behandelt seiner Aufgabe entsprechend nur die philosophische Fakultät, die facultas artium. Doch wird man ihre Verfassung als typisch auch für die drei übrigen Fakultäten, die Theologie, Jurisprudenz und Medizin ansehen können, giebt sie doch als „niedere" Fakultät die Grundlage für die drei „oberen" ab. Denn jeder ankommende Scholar tritt zunächst in sie ein, daher ist sie, wiewohl dem Range nach die letzte, der Zahl nach bei weitem die stärkste. Sie hat die Aufgabe, die

mitgebrachten Schulkenntnisse — oft ja dürftigster Art — durch einen allgemeinwissenschaftlichen Kursus zu ergänzen. So ist sie denn mehr der oberen Klasse eines Gymnasiums unserer Zeit ähnlich, als der philosophischen Fakultät von heute; das paßt auch zu dem Alter der Schüler, das durchweg zwischen dem 15. und 20. Lebensjahre liegt. Daß unter diesen Umständen von akademischer Freiheit keine Rede sein konnte, ist nur natürlich. Die Scholaren wohnen mit den Magistern in den Häusern der Universität, neben den genannten Bursen, wo sie auch ihre Kost hatten, unter strenger Aufsicht und nach bestimmten Regeln zusammen. Das außerhalb Wohnen ist verboten und wird auch den Studenten der oberen Fakultäten nur ausnahmsweise gestattet. Zucht und Unterricht sind durchaus schulmäßig. Paulsen berichtet aus Köln, wie dort einmal ein Delinquent von sämtlichen Magistern der Universität, anhebend vom Dekan, durchkastigieret sei. Das läßt uns freilich klar sehen, wie weit die alte philosophische Fakultät von dem entfernt war, wozu sie sich heute entwickelt hat. Mit Recht will sie Paulsen den alten Fürstenschulen, wie Pforta, zur Zeit ihrer Blüte gleich stellen.

Den Hauptgegenstand der artistischen Fakultät, in der, wie in allen übrigen, die lateinische Sprache herrschte, bildete die Philosophie, die sich in Logik, Physik, Naturkunde und Psychologie, Metaphysik, Ethik und Politik gliederte. Überall wurden dem Unterricht die aristotelischen Bücher zu Grunde gelegt, natürlich in lateinischer Übersetzung. Der Unterricht befaßte zwei Kurse, für die jedesmal ein Mindestmaß von $1\frac{1}{2}$—2 Jahren vorgeschrieben war. Am Ende des ersten stand das Baccalaureat, am Ende des zweiten die Magisterwürde. Zu diesen Prüfungen wurde nur zugelassen, wer nachweisen konnte, daß er die vorschriftsmäßigen Vorlesungen gehört und sich an den dazugehörigen Übungen, vornehmlich Disputationen, beteiligt hatte. Doch machten nicht alle Hörer diesen Kursus bis zu Ende durch; sehr viele verließen die Universität schon als baccalaurei oder ohne akademischen Grad. Denn mit Ausnahme der akademischen Laufbahn war der Zugang zu den meisten Ämtern nicht durch gesetzliche Vorschrift an die Vollendung eines akademischen Kursus oder das Bestehen von Prüfungen geknüpft. Studium an der Universität oder ein akademischer Grad dienten mehr als Empfehlung, denn als Bedingung für ein Amt. Dagegen ging es zu den oberen Fakultäten in der Regel erst nach Erlangung der allgemein-wissenschaftlichen Vorbildung in der artistischen Fakultät. Jene sind deshalb an Lehrern und Hörern sehr viel schwächer als diese.

Charakteristisch für die Arbeit aller Fakultäten ist nun der rein unterrichtliche Zweck des Studiums überhaupt. Es handelt sich nicht um Fortbildung der Wissenschaft, auch nicht um Anleitung zu eigener wissenschaftlicher Bethätigung, sondern lediglich um Überlieferung des als allgemein gültig anerkannten Wissens. Denn der Umkreis der Wissenschaften lag fertig vor, ihn selbständig zu erweitern oder den Zuhörer zur Mitarbeit an ihm heranzuziehen, lag dem alten Lehrer fern. Wie er selbst sein Handwerk gelernt hatte und Meister geworden war, so sollte er jetzt das, was er empfangen hatte, wieder lehren und zwar wieder lehren in derselben, streng gebundenen Form, in der er gelehrt worden war. Darum gab es auch keine Spezialisten: ist die ganze Wissenschaft als ein abgeschlossenes System lernbar, so kann auch jeder sie ganz beherrschen und über alle Zweige derselben lehren. So kann es denn kommen, daß die einzelnen Fächer in der artistischen Fakultät durch das Los an die Magister verteilt werden, denn nicht alle Fächer sind gleich einträglich. Vielfach mochten daher die Lehrer ihren Stoff selbst nur notdürftig beherrschen und darum um so peinlicher wieder sich an das Hergebrachte halten. Auch war ein Wechsel in den Fakultäten selbst möglich. Gewöhnlich gingen die Magister, nachdem sie einige Jahre in der artistischen Fakultät gelehrt hatten, zu den höheren als den vornehmeren Fakultäten über.

Der eigentliche Unterricht war demnach sehr einfach: er beschränkte für die Dozenten sich darauf, den in den kanonischen Büchern enthaltenen Stoff den Studenten vorzulegen und zu erklären, und für die Studenten, den Inhalt derselben sich einzuprägen. Was für die Philosophie Aristoteles war, war für die Theologie die Heilige Schrift und die scholastischen Lehrsysteme, für die Medizin Hippokrates und Galenus, für die Jurisprudenz die kanonischen Rechtsbücher. Denn das Recht beschränkte sich zunächst noch auf

das Kirchenrecht. — Zu dieser rezeptiven Thätigkeit der Studenten bildeten ein gewisses Gegengewicht die Disputationen, die wir als einzige Form wissenschaftlicher Produktion auf den älteren Universitäten kennen. Sie haben die Aufgabe, auf Grund gewisser und feststehender Wahrheiten noch unentschiedene zur Entscheidung zu bringen. Freilich lag der Wert dieser Disputationen nicht in der dabei zu Tage geförderten Entscheidung — sie hatte wohl in den seltensten Fällen einen Fortschritt der Wissenschaft zu bedeuten — als in der damit verbundenen geistigen Schulung. Sie waren ohne Zweifel geeignet, eine große Sicherheit des Wissens und eine erstaunliche Geübtheit im schnellen Auffassen, Analysieren und Argumentieren hervorzurufen und so das zu geben, was wir unter dem Namen der formalen Bildung auch heute noch für unsere Schüler als notwendig erachten. Wer wollte freilich leugnen, daß durch solche Übungen auch die Neigung zur haarspaltenden Dialektik und gesuchter Spitzfindigkeit gefördert wurde. Es fehlt jener Zeit eben völlig die Richtung auf die anschaulich-sachliche Erkenntnis. Über allem Ausbauen und Ausklügeln des Systems kommen sie nicht dazu, dasselbe auf seine Zusammenstimmung mit der Wirklichkeit zu prüfen.

Einen lebendigen Anstoß erhielt dieses starre Unterrichtswesen durch den Humanismus. Von Italien als eine geistige Bewegung eindringend, fand er in Deutschland in außerordentlich gehobenen wirtschaftlichen Verhältnissen seinen günstigsten Boden. Mit dem raschen Wachstum der Städte in jener Zeit, mit der Zunahme materieller Kultur im Austausch des internationalen Verkehrs entstanden auch verfeinerte Lebensgewohnheiten und gesteigerte Bildungsbedürfnisse. Der Humanismus knüpft zunächst an das Altertum an; aber nicht nur die Form, die Sprache, nimmt sein Interesse in Anspruch, obwohl auch hierin die Humanisten häufig bis zur Einseitigkeit sich verlieren, sondern das ganze historische Leben sucht er zu erfassen. So wendet er sich von dem mittelalterlichen Scholastizismus den Thatsachen und ihrer Erkenntnis zu. Darin liegt auch der Grund für seine überraschende Verbreitung. In bewußter Reaktion gegen das Übermaß des Formalen, unter dem sie bisher gestanden, begeistert sich nun die Jugend für die thatsächlichen Erfahrungen des Lebens. Zunächst freilich gilt es dem neu erstehenden Altertum mit seiner unaussprechlichen Lebensfülle. Damit ist denn aber auch die wissenschaftliche Forschung für das Christentum und Mittelalter überhaupt geöffnet, und jene Grundlage gelegt, auf der die ganze wissenschaftliche Entwicklung der Neuzeit ruht.

Die Bewegung trug einen stürmischen, revolutionären Charakter. Sehr ergötzlich schildert Paulsen an einzelnen durchgeführten Beispielen, wie die Wanderlehrer von einer Universität zur anderen zogen und überall in häufig marktschreierischer, eitler Weise für die neuen Humanitätsbestrebungen Propaganda und für sich selbst Reklame zu machen suchten. Nicht immer wurde ihr Einbruch in die bestehende Lehrordnung gern gesehen; sie hatten um so mehr Anfeindungen zu bestehen, als sie von der größeren Freiheit und Entfaltung der Individualität nicht nur in wissenschaftlichen, sondern auch in privaten Dingen einen allzu ergiebigen Gebrauch machten und häufig genug durch ihren Lebenswandel Anlaß zu schweren Bedenken gaben. Auch mag der selbstgerechte Haß, den sie geflissentlich gegen alles Alte als verwerflich, schlecht, barbarisch zur Schau trugen, nicht wenig mitgeholfen haben, daß den Neuerern mit Mißtrauen begegnet wurde. Doch die Fülle und Lebenskraft der neuen Ideen, die Begeisterung der Jugend und die ernste treue Arbeit eines Erasmus, Reuchlin, Melanchthon, Agrikola u. a. verhalfen dem Humanismus zu einem Siegeszug ohnegleichen.

Was nun die Änderungen im akademischen Unterricht anlangt, so trat eben in erster Linie das Studium der Alten, namentlich auch der Griechen, in den Vordergrund. Schon dadurch, daß man auf bisher nicht übliche Schriften und Autoren zurückgriff, wurde in die herkömmliche Lehrordnung Bresche geschlagen und die Berechtigung selbständiger wissenschaftlicher Thätigkeit erstritten. Von dieser Freiheit haben die Sprachen den Hauptvorteil. Aber auch die Philosophie gewinnt dabei: sie wurde vom Joch der Autorität befreit, die Herrschaft des Aristoteles wurde gebrochen und mit ihr zugleich die Herrschaft der Theologie über die Philosophie erschüttert. In dem Zurückgehen auf die platonische Gedankenwelt kennzeichnete sich das Streben des modernen Geistes nach

selbständiger Erfassung der Wirklichkeit. Auch für die übrigen Wissenschaften bewirkte der Humanismus, daß man sich von den herkömmlichen Meinungen über die Dinge den Dingen selbst wieder zuwandte. Unmittelbar wirkte er freilich mehr reinigend, indem er wenigstens die wissenschaftliche Arbeit des Altertums in ihrer ursprünglichen Gestalt unabhängig von der mittelalterlichen Tradition wieder zugänglich machte.

Mit dieser Umwälzung auf dem Gebiete der gelehrten Studien traf nun die große reformatorische Bewegung der Kirche zusammen. Sie knüpft sich an die Namen Wittenberg und Luther an. An ihn schließen sich die Humanisten an, bieten ihm Bundesgenossenschaft an und drängen sich ihm fast auf. An Stelle der allgemeinen individuellen Freiheit als der Grundlage für Bildung und Humanität tritt nun der Ruf nach evangelischer Freiheit. Auch Luther ist den Weg der Humanisten gegangen: er hat sich zuerst von der Schulmeinung frei gemacht, von der Philosophie des Aristoteles und damit von den geltenden Autoritäten, zuletzt von der obersten kirchlichen Autorität und sich allein auf den Boden des göttlichen Wortes und der ihm darin verheißenen göttlichen Gnade gestellt. Damit aber ist er schon über den wesentlich naturalistisch gerichteten Humanismus hinausgegangen, aber mit jenem bleibt ihm gemeinsam der Kampf gegen die scholastische Theologie und Philosophie, gegen das kirchliche System mit Mönchtum und Cölibat, gegen Rom und das Undeutsche, in der römischen Kirchenpolitik. So konnte es zu einer Verbindung beider Richtungen kommen, die sich in dem Bündnis*) Luthers mit Hutten, des streitbarsten der Humanisten, am deutlichsten kennzeichnet. Aber es war doch kein gleiches Bündnis. Die Gewissensfragen der Theologie ließen die Fragen nach Bildung und Gelehrsamkeit zurücktreten; nicht nur auf die Gebildeten, unter denen bisher der Humanismus seine Stätte hatte, beschränkte sich Luthers Wirksamkeit. sie mußte vielmehr das ganze Volk in dem Innersten seiner Seele zu erschüttern. Damit vollzog sich auch schon der Bruch mit den alten Humanisten: Erasmus, Reuchlin, Mutian erkannten, was sie von Luther schied, daß dessen Auftreten ihrem Ideal, den Studien und schönen Wissenschaften, gefährlich werden müsse, und zogen sich deshalb von ihm zurück. Freilich die Jugend folgte der großen Persönlichkeit Luthers und der Andrang zu den Lehrstühlen Wittenbergs war zunächst gewaltig. Aber die leidenschaftlichen Kämpfe um Glaubenswahrheiten waren doch nicht der Boden, auf dem die gelehrten Studien gedeihen konnten. Die leidenschaftliche Erregung, die Luthers Schriften in das Volk warfen, entzogen der Poesie und den humanistischen Ideen ebenso rasch wieder die Teilnahme, wie diese emporgeglüht war. Die bald folgenden furchtbaren sozialen Erschütterungen, die im Bauernkriege ihren Ausdruck fanden, brachten die Universitäten auch äußerlich zu einem gewissen Stillstand. Und so hören wir denn bald überall klagen, daß Bildung und Wissenschaft wieder in die alte Barbarei zurückfielen; der Sieg, den der Humanismus in raschem Lauf schon errungen zu haben schien, war ihm eben durch seine Verbindung mit der Reformation mit ihren viel wichtigeren Kämpfen um evangelische Freiheit und kirchliche Einrichtungen wieder entrissen worden. Was das Schulwesen durch die Reformation gewann, verlor die humanistische Universität.

Freilich äußerlich nicht. Denn das ist für die neuen protestantischen Länder das Charakteristische, daß die Begründung von Universitäten jetzt für sie eine unabweisbare Forderung wird. An Stelle der einen katholischen Kirche mit dem ausschlaggebenden Oberhaupt sind jetzt einzelne, selbständige Landeskirchen getreten. Für diese brauchte das Kirchenregiment, also der Landesherr, theologische Fakultäten, denen die Feststellung der Lehre, die Vorbildung und Prüfung der neuen Prediger, die Aufsicht über das gesamte Kirchen- und Schulwesen zufiel. Wissenschaftliche Vorbildung der Geistlichen galt jetzt als um so notwendigere Bedingung, als ihnen die Weihe im katholischen Sinne fehlte, aber eben Vorbildung in der rechten Lehre des betreffenden Landes. Für diese Vorbildung hielt Melanchthon, der große Organisator der neuen Hochschulen, wohl an den alten humanistischen Zielen fest: Eloquenz, die durch philologische Studien gewonnen

*) Im Oktoberheft 1897 der A. K. M. S. 1216 hat Prof. von Nathusius darauf hingewiesen, daß Professor Paulsen das Verhältnis Luthers zu den Humanisten, insbesondere zu Hutten, falsch beurteilt und auffaßt. Die Schriftltg.



wird, und Philosophie, aber man merkt, wie sehr doch schließlich auch hier wieder das Interesse der Kirche das leitende wird. Dem landeskirchlichen Bedürfnis verdanken so ihren Ursprung die Universitäten Marburg (1529), Königsberg (1544), und Jena (1558).

Für die Neugründungen und Reorganisationen war meist das Wittenberger Vorbild maßgebend, und so blieb denn auch das äußere Schema der alten Universität erhalten. Die Universität hatte nach wie vor korporativen Charakter mit einem selbstgewählten Rektor an der Spitze. Auch blieb die Zahl der Fakultäten und die Abgrenzung ihrer Gebiete. Die artistische Fakultät bildete weiter die Unterstufe mit der Aufgabe, die Vorbildung für die oberen Fakultäten zu geben, während diesen die fachwissenschaftliche Vorbereitung für den praktischen Beruf zufiel. Nach dem Grunde ihres Entstehens und der ganzen Zeitströmung hatte die Theologie ein bedeutendes Übergewicht gewonnen. Der Zudrang zu diesem Studium steigerte sich um so mehr, je mehr von den Protestanten und dann auch von den Katholiken wissenschaftliche Vorbildung gefordert wurde. Ebenso gewann auch das juristische Studium an Ausdehnung in dem Maße, als sich die Staatsthätigkeit auf allen Gebieten erweiterte und die Rechtsprechung in die Hände gelehrter Richter überging. Hatte früher das Kirchenrecht die Kleriker angezogen, so waren es jetzt die künftigen Beamten und Richter, die durch das Studium des römischen Rechts sich die notwendige Fachbildung erwerben wollten. Im 16. Jahrhundert war noch die theologische Fakultät die wichtigste und angesehenste; seit der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde die juristische die vornehmste und allmählich auch die stärkste, während die medizinische überhaupt erst im 19. Jahrhundert eine freilich rasch steigende Bedeutung erlangte.

Die Reformation und die gleichzeitige Ausbildung und Entwicklung der landesherrlichen Gewalt in Deutschland machte nun aus den Universitäten auch Staatsanstalten. Die päpstliche Errichtungsbulle, die Dotation der Lehrer mit Pfründen, kurz der ganze kirchliche Charakter kam in Wegfall. Die Erstarkung des staatlichen Regiments bewirkte auch eine Beschränkung der körperschaftlichen Selbstverwaltung. Der Landesherr gewann ein nachhaltiges Interesse an dem Erziehungs- und Unterrichtswesen seiner Unterthanen und suchte durch Verordnungen die äußere Verfassung und den inneren Bau desselben nach seinem Willen zu regeln. Hiermit hing zusammen, daß der einheitliche Charakter der Universitäten, der sich aufbaute auf der Einheit der Wissenschaft und des geistigen Lebens in Deutschland überhaupt, stark erschüttert wurde. Er war, begünstigt durch die eine Kirche, die internationale Sprache, die Freizügigkeit der Professoren und Studenten vor der Reformation thatsächlich vorhanden gewesen. Die jetzigen Staatsanstalten aber waren in erster Linie Landesuniversitäten, also auch Teile der jedesmaligen Landeskirche; cuius regio, eius religio wurde auch für die Universitäten maßgebend. Je strenger die verschiedenen Konfessionen sich voneinander sonderten, um so mehr suchte man sich der Rechtgläubigkeit der Lehrer und Schüler durch Verpflichtung auf die betreffenden Bekenntnisschriften zu versichern. Auch wurde vielfach den Landeskindern untersagt, auf fremden Universitäten, mindestens auf den in der Lehre nicht reinen, zu studieren; ein Grund mehr für jedes kleinste Territorium eine eigene Universität zu ersehnen, um den Bedarf der heimischen Gelehrten aus dieser decken zu können.

Der Unterrichtsbetrieb selbst hat keine wesentlichen Änderungen erfahren. So wenig als auf den mittelalterlichen Universitäten handelt es sich auf den protestantischen des 16. Jahrhunderts um freie wissenschaftliche Forschung und Anleitung dazu. Sie wird erst eine Errungenschaft der modernen Universität. Bis in das 17. Jahrhundert herrscht noch das Prinzip der gebundenen Lehrform. Am meisten gilt das von der theologischen und philosophischen oder artistischen Fakultät. Doch besteht auch für die Juristen und Mediziner der Unterricht wesentlich in der Überlieferung eines in kanonischen Büchern gegebenen Lehrstoffes. Für die beiden ersteren ist ausdrücklich die Lehre bestimmt. In der Theologie geben die heiligen Bücher den Bestand und die landeskirchlichen anerkannten Symbole die Norm der Auslegung. In der Philosophie hat das aristotelische System den Humanismus überdauert; es herrscht in einer Form, die mit der kirchlichen Überzeugung in Übereinstimmung gebracht ist. Freilich erlitt dieser einseitige Schematismus dadurch

eine Einbuße, daß es keine einheitliche Kirche und kirchliche Lebensnorm mehr gab, daß in jedem Lande andere Autoritäten galten, die den Einzelnen zwangen, sich doch etwas mehr als früher auf eigene Füße zu stellen.

Auch in der Form des Unterrichts änderte sich wenig. Die Vorlesungen dienten der Übermittlung der Wissenschaft, die Disputationen und Deklamationen der Einübung und beweglichen Handhabung des Gelernten. Die Vorlesungen waren Pflichtleistungen der Professoren, deren jeder sein Fach in meist vier Stunden wöchentlich in öffentlichen, allen Studenten zugänglichen Vorlesungen zu lehren hatte. Der Besuch derselben war für die Studenten, welche die akademischen Grade erwerben wollten, gleichfalls pflichtgemäß, wurde auch wohl bei denen, die sich im Genuß von Stipendien befanden, überwacht. Die Dauer der Vorlesungen war nicht wie jetzt auf ein Semester beschränkt, wie denn die ganze Semestereinteilung jener Zeit durchaus fern lag: es las jeder, bis er fertig war, und begann dann ein neues Kolleg oder fing wieder von vorne an. Neben diesen öffentlichen Vorlesungen erteilten die Dozenten nun auch Privatunterricht, der aber eine rein persönliche Angelegenheit des betreffenden Lehrers war. Er wurde in seiner Wohnung gegeben und von denen, die an ihm teilnahmen, honoriert. So zeigte der Universitätsunterricht ein Verhältnis, wie es etwa jetzt an unseren Schulen zwischen der Lehrstunde und dem Privatunterricht stattfindet. Wie dieser Betrieb sich später ganz gewandelt hat, so daß die Privatvorlesungen als die bezahlten in den Vordergrund getreten sind und die eigentlichen Hauptvorlesungen, die Publika nur noch eine untergeordnete Rolle spielen, ist gerade in letzter Zeit bei Gelegenheit der Neuordnung der Dozentengehälter wiederholt erörtert worden, so daß wir hier nicht näher darauf eingehen. Charakteristisch ist, wie aus jener Zeit schon die Klage tönt, daß die Professoren geneigt seien, die öffentlichen Vorlesungen häufig auszusetzen, um ihrem Privaterwerb nachgehen zu können. Wenn Paulsen dazu bemerkt, das sei eine Lehre für diejenigen, welche durch Ablösung der Kolleggelder heute wieder jenes alte Verhältnis herstellen wollten, so erscheint das doch nicht stichhaltig. Denn die sehr hohen Honorare der medizinischen Professoren z. B. haben auch bei uns doch nicht verhindern können, daß diese vielfach ihrer Privatpraxis mehr nachgehen, als ihren Zuhörern lieb ist.

Die Reformation hatte ihre Kraft aus dem Bürgertum und den Städten gezogen. Sie waren die Führer in dem großen geistigen Kampfe gewesen und hatten ihn siegreich durchgekämpft. Aber ihre Blüte, die doch auf sozialer Macht beruhte, wurde im folgenden Jahrhundert durch den großen Krieg und die stärkere Anspannung der landesherrlichen Macht aufs schwerste erschüttert. Damit ging die politische und wirtschaftliche Führung von ihnen ausschließlich auf den Adel über, und das ganze geistige Leben der folgenden Zeit empfing von diesem sein Gepräge: es wurde höfisch, ritterlich. Aller Fortschritt ging nun von den Höfen aus, das Leben der einst so blühenden Städte verschwand neben der kulturellen Bedeutung der fürstlichen Residenzen. Das staatliche Interesse durchdrang immer mehr alle Verhältnisse und somit in hervorragender Weise auch das Unterrichtswesen. Mit der Macht der Kirche verlor auch die Theologie ihre herrschende Stellung und die Wissenschaft, die dem praktischen Bedürfnis des Staates diente, die Jurisprudenz, wurde die wichtigste und zugleich die eigentliche Wissenschaft des tonangebenden Standes. Gleichzeitig brachten die Fürsten den neuen Naturwissenschaften, deren Aufkommen durch die Namen eines Kopernikus, Galilei, Newton bezeichnet werden, sowie der Mathematik ein lebhafteres Interesse entgegen, da ihre praktischen Folgen auf der Hand lagen. Endlich verlor auch die aristotelische Philosophie in den aufgeklärten oberen Kreisen ihre Geltung; man wandte sich den neuen Offenbarungen eines Bacon, Hobbes, Cartesius zu. Es war indes eigentümlich, daß alle diese geistigen Bewegungen sich vollzogen fern von den Hochwarten, die doch gerade dem geistigen Leben als Mittelpunkte dienen sollten, es aber in einseitige Schranken bannten und vor dem Neuen scheu sich verschlossen. So mußte dieses sich neue Mittelpunkte suchen und fand sie eben in den Höfen, die frei und unbefangen der neuen Strömung sich anschlossen. Es entstand ein ganz modernes Bildungsideal, das in Frankreich am höchsten ausgebildet sich auch nach Deutschland in zahlreicheren Abbildern warf. War es früher der höchste Ehrgeiz des jungen Mannes

gewesen, ein vollkommener Gelehrter zu werden, so handelte es sich jetzt darum, ein vollkommener Hofmann zu werden. Als solcher waren ihm die alten Sprachen gleichgiltig, nur das Moderne hatte Wert für sein Leben: dazu gehörten die französische und italienische Sprache, dann Geschichte, Geographie, Rechts- und Staatswissenschaften, Genealogie und Heraldik, die mathematischen und neuen Naturwissenschaften, alles das was die äußere Erscheinung des Kavaliers ausmachte: Reiten, Fechten, Tanzen, Musik u. s. w. und endlich die conduite, die Kenntnis des ganzen Zeremoniells der guten Gesellschaft. All dieses war nun freilich auf den damaligen Universitäten nicht zu holen und so konnte es nicht ausbleiben, daß diese selbst in der Meinung der maßgebenden Kreise rasch sanken. Niemals haben die Universitäten wohl in so tiefer Mißachtung als in jener Zeit gestanden. Mit Recht weist Paulsen darauf hin, daß Leibniz, in dem diese modernen Bestrebungen sich verkörperten, gar keine Beziehung zur Universität gesucht habe, vielmehr mit unverhohlener Geringschätzung von ihnen spreche. Und sehr allmählich nur haben die akademischen Kreise sich für diese Strömungen gewinnen lassen. Als sie nicht mehr auf den Adel beschränkt blieben, sondern wie alle geistigen Ideen nach unten durchsickerten und auch den Bürgerstand erfaßten, konnten sie sich ihnen auf die Dauer nicht entziehen. Zunächst kündete sich das äußerlich an: mit dem Schwinden des theologischen Übergewichts schwindet auch die geistliche Tracht; der Professor, soweit er nicht selbst Theologe ist, legt höfische Kleidung an, noch mehr sucht der Student sich als Kavalier zu kleiden und aufzutreten. Mit den Stiefeln und Sporen, Koller und Degen verbindet sich die Neigung zu galanten Abenteuern, zu Duellen und Ehrenhändeln.

Ein entschiedener innerlicher Bruch mit der ganzen bisherigen akademischen Lehrweise ging von der Universität Halle aus. Christian Thomasius war es, der hier die modernen Gedanken mitten in die Universitätswelt trug. An Pufendorf und Hugo Grotius gebildet versuchte er die herkömmliche scholastisch-theologische Begründung des Rechts und der Moral mit der rationalen Begründung auf die Natur des Menschen zu vertauschen. Seitdem erschien ihm die Philosophie und Jurisprudenz der Universitäten als veraltete pedantische Scholastik, und er wurde zum rastlosen Vorkämpfer für die Umgestaltung der Universitäten im zeitgemäßen Sinne. Schon als Privatdozent in Leipzig hatte er einen entscheidenden Schritt gethan, indem er im Jahre 1687 in deutscher Sprache deutsche Vorlesungen ankündigte. In diesen stellte er dem alten Gelehrtenideal das modern-höfische Bildungsideal gegenüber, fand dasselbe am meisten ausgebildet bei den Franzosen und forderte daher auf, es ihnen nachzuthun und höfische Bildung und moderne Wissenschaft gleich jenen in heimischer Sprache zu lehren. In vollem Maße kam seine Thätigkeit an der Universität Halle zur Entfaltung, der Neuschöpfung Brandenburgs. Schon der große Kurfürst hatte sich als einen fortgeschrittenen Geist gezeigt. Wie er den ersten großen Vertreter des Naturrechts, den von den Anhängern der Schulphilosophie so viel angefeindeten Samuel Pufendorf als Historiographen nach Berlin berief, so gingen seine Bestrebungen überhaupt über den geschlossenen Bannkreis der bisherigen akademischen Wissenschaften hinaus. Bekannt ist sein kühner Entwurf, der auf die Gründung einer internationalen wissenschaftlichen Zentralanstalt in der Mark Brandenburg hinauslief und zu der die Liebhaber der Freiheit und der Wissenschaften aller Richtungen und Konfessionen zu gemeinsamer Arbeit und gegenseitigem Verkehr eingeladen werden sollten. Wurden diese Gedanken auch nicht verwirklicht, so zeigen sie doch, wie weit Friedrich Wilhelm sich bereits von dem, was die Universitäten immer noch trieben, entfernt hatte. Sie deuten zugleich den Boden an, auf dem unter seinem gleichgestimmten Nachfolger die neue Hochschule erwachsen und den bedeutendsten Vertretern der Wissenschaften, die sie zierten, ein reiches Feld fruchtbarster Thätigkeit eröffnen konnte. Eigenartig berührten sich die Bestrebungen des Thomasius mit denen A. H. Franckes, der jenem doch so wesensverschieden war. Aber sie fanden sich in der gemeinsamen Verachtung der Schulphilosophie samt der scholastisch-orthodoxen Theologie, in der Abneigung gegen die antiken Schriftsteller, denen Francke als Heiden keine jugendbildende Kraft beimaß, und in dem ausgeprägten Zug auf das Praktische, der besonders in Franckes sozialer Wirksamkeit den hervorstechendsten Zug bildete. Freilich ging dieser viel tiefer, indem er auf eine

innerliche Wiedergeburt durch den Glauben drang und dann ihre Bethätigung im Leben forderte. Dem eigentlichen modern-höfischen Bildungsstreben stand seine dem Ewigen zugewandte Seele doch fremd gegenüber, wenn er auch die Notwendigkeit und den Wert derselben für seine Schüler erkannte. Wie Thomasius auf die Juristen, so gewann Francke auf die Theologen den nachhaltigsten Einfluß, und seiner stillen, akademischen Wirksamkeit wie der überzeugenden Macht seiner doch so bescheidenen Persönlichkeit gelang es, die stärkste Bresche in den starren Dogmatismus zu legen. — Zu diesen trat nun als dritter Bahnbrecher der Philosoph Christian Wolf, der mit reichem Wissen, das ihm ermöglichte über die verschiedensten Disziplinen von der Mathematik, Physik, Metaphysik bis zur Ethik und Theologie Vorlesungen zu halten, einen freien Wahrheitssinn und ein sicheres Gefühl für die Triebe seiner Zeit verband. Er löste endgültig die Herrschaft der philosophischen Schule, wie sie seit Melanchthon gelehrt war, ab und brachte in seinem System die moderne, auf den neueren mathematisch-naturwissenschaftlichen Forschungen und den neuen rechts- und staatswissenschaftlichen Anschauungen beruhende Philosophie auch im akademischen Unterricht zur Anerkennung. Sie unterschied sich von der älteren Philosophie durch die entschiedene Absage an den Autoritätsglauben; ihr Prinzip war das der Vernunft: als wahr wird nur das anerkannt, was bei freier Prüfung vor der Vernunft besteht. Damit eröffnete Wolf den akademischen Lehrern ein ganz neues Ziel, nämlich durch eigene Forschung die Wahrheit zu suchen und hierzu auch die Hörer anzuleiten. Selbstständiges Denken wurde damit Recht und Pflicht aller Bürger der Universität. Im Kampf der widerstreitenden Kräfte hat sich diese Anschauung nur allmählich durchgesetzt, aber durchgesetzt hat sie sich, und zwar nicht nur auf dem ursprünglichen Gebiete, sondern in allen Disziplinen. Das gilt nun auch für die Theologie, die nicht mehr die Philosophie beherrschte, sondern vielmehr selbst unter philosophischen Einfluß geriet, aber auch gleichzeitig in den Kreis wissenschaftlicher Forschung gezogen wurde. Die heilige Schrift wurde zum Gegenstand historischer Untersuchung ohne Rücksicht auf die dogmatische Fassung ihres Inhalts. Auch für die eigentlichen humanistischen Studien wurde freie Forschung und wissenschaftliche Anleitung dazu zum leitenden Grundsatz erhoben. Und wenn auch gerade diese Studien an der Halleschen Universität sehr darniederlagen, so zeigt doch die Errichtung eines ersten philologischen Seminars im Jahre 1697 daselbst, daß auch dieser Zweig an der Neugestaltung des Unterrichts teil haben sollte. Daß die Philologie zunächst noch hinter den übrigen Fakultäten zurückblieb, hing mit dem modernen Bildungsideal zusammen, das die Studenten neben der Philosophie mehr zu den neueren Sprachen, den Staats- und Rechtswissenschaften führte. Doch kündete sich die künftige Selbständigkeit und Gleichberechtigung schon an, wenn jetzt die Studenten schneller als früher zu höheren Fakultäten eilten und der artistischen Fakultät so der Charakter eines nur vorbereitenden Kursus zu entschwinden begann.

Der Wandel, der sich in Halle vollzog, war für die übrigen Universitäten vorbildlich; nach allen Richtungen hin gingen von hier aus die Antriebe für eine durchgreifende Umgestaltung der Wissenschaft und des wissenschaftlichen Unterrichts aus. Halle hatte die Tendenzen seiner Zeit sich zu eigen gemacht und durch sein Beispiel riß es alle deutschen Universitäten so mit sich fort, daß diese, die noch am Ende des 17. Jahrhunderts in tiefster Mißachtung lagen, am Ende des 18. Jahrhunderts als die Trägerinnen des wissenschaftlichen Lebens und des geistigen Fortschritts der Nation dastanden.

Die Umwandlung des gelehrten Unterrichts, die von Halle ihren Anfang genommen hatte, kam zur Vollendung durch die neue Göttinger Hochschule, die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts die Führung übernahm. Im Laufe der Entwicklung wurde der Rationalismus, immer mehr in die Massen der gelehrten und dann auch der ungelehrten Bevölkerung dringend, zur Aufklärung und verdrängte den Pietismus, wie er sich von Halle her verbreitet hatte. Gekennzeichnet wird diese Zeit durch die Regierung Friedrichs des Großen, des Aufklärers und Philosophen auf dem Thron. Von den Höfen ging die Aufklärung zunächst aus, sie eroberte sich aber in der Reaktion gegen die einseitige Betonung des christlichen Gefühlslebens durch den Pietismus auch die Lehrstühle der Universität: die Rückberufung des durch den Pietismus von Halle vertriebenen Philosophen

Chr. Wolf kündete den Sieg dieser Richtung an. Aber weiten Kreisen des Volkes genügte doch der nüchterne Rationalismus, der nur den Verstand befriedigte, nicht, sie sehnten sich nach einem reicheren und tieferen Lebensinhalt, der geeignet wäre, die ganze Seele zu erfüllen. Die Poesie des französischen Klassizismus vermochte dieses Verlangen nicht zu stillen, noch weniger Gottsched und seine gereimte Vernünftigkeit. Erst Klopstock mit seinen religiösen Dichtungen wurde ihm gerecht und konnte darum durch seinen Messias einen so nachhaltigen Eindruck auf seine Mitwelt hervorrufen. Er war es, der zuerst den Bruch mit der Nachahmungspoesie, wie sie seit den Tagen der Humanisten gepflegt worden war, vollzog, und indem er zu den altklassischen Vorbildern zurückkehrte, sie doch nicht nachahmte, sondern in eigener schöpferischer Weise nachempfand. Mit ihm begann an die Stelle der alten Abhängigkeit vom Altertum ein neues, freies Verhältnis zu treten, das durch die Namen Winkelmann, Lessing, Herder, Goethe, Schiller, Fr. Aug. Wolf und Humboldt bezeichnet wird. Zugleich wandte sich das Interesse immer bestimmter vom römischen zum griechischen Altertum hin. Das Griechentum erscheint als dem Germanentum kongenial und in der Verschmelzung des deutschen, religiösen und klassischen Elements zu einer durchgebildeten Einheit lag Klopstocks Bedeutung und Größe. In den griechischen Dichtern, namentlich im Homer, fand sich eine andere Poesie, als die, welche die Professoren der Poesie und Eloquenz bisher auf den Universitäten gelehrt hatten. Gegenüber dem Gekünstelten und Gemachten erfrischte man sich hier an dem Gewordenen, Gewachsenen, Volkstümlichen. Nicht umsonst hatte Rousseau seine Predigt für die Natur und gegen die Kultur gehalten. Das neue Geschlecht suchte nach dem Natürlichen und fand es am ursprünglichsten bei den Griechen. Gleichzeitig wandte es sich damit gegen das französische Wesen; in diesem Kampfe wurden nun die geistesverwandten Griechen und stammesverwandten Engländer gegen die Franzosen und Lateiner, die Originaldichter und -Denker gegen die römischen und französischen Nachahmer und ihre deutschen Nachtreter zu Hilfe gerufen.

Die wissenschaftliche Pflege der Altertumskunde, die so die Grundlage der neuen Zeitbestrebungen wurde, fand an der Universität Göttingen ihre erste Stätte. Nach Halles Vorbild im Jahre 1734 gegründet, hatte sie gleich dieser die Richtung auf universelle Bildung im Sinne der Aufklärung, jedoch mit Ausschluß des Pietismus. Sie wurde bald die vornehmste Universität: aus allen Teilen des Reiches strömte hier die Jugend, namentlich die adlige zusammen, um höfische Wissenschaft, deutsche Reichs- und Staatengeschichte sowie Staatsrecht zu hören. Die Namen ihrer Lehrer, wie Pütter, Schlözer, Heeren haben auch heute noch einen guten Klang. Doch nicht wegen dieser Studien, die in jener Zeit ihren Ruhm begründeten, nimmt Göttingen in der Geschichte der Universitäten einen so hervorragenden Platz ein, sondern weil an ihr die neue Altertumswissenschaft im Sinne eines besonderen Studiums sich das Heimatsrecht erkämpfte. Aber der Neuhumanismus, wie wir jene Bewegung wohl nennen, unterschied sich doch wesentlich von den alten humanistischen Idealen. Ihm lag es fern, wie jene wollten, durch Nachahmung der Alten ein neues klassisches Altertum heraufzuführen, sondern der oben gekennzeichnete Bruch mit aller Nachahmung, ebenso wie die Richtung auf allgemeine ästhetische Bildung wirkte nun auch auf den akademischen Betrieb der klassischen Studien ein. Das war das Verdienst Gesners, daß er selbst ein durchaus moderner Mann und mit der ganzen Bildung seiner Zeit ausgerüstet, auch in der Philologie auf Fortschritt drang. In Schriften und Vorlesungen setzte er unermüdlich dem althumanistischen Betrieb den neuhumanistischen entgegen und gab so zur Überwindung jenes den bedeutendsten Anstoß. Die Absicht des alten Unterrichts war Fertigkeit in der Nachahmung der klassischen Autoren zu erzielen, der neue giebt dieses Ziel als ein durch die Wirklichkeit überholtes auf; er will durch die Lektüre der alten Schriftsteller nicht zu lateinischen und griechischen Imitationen anleiten, sondern allgemein Urteil und Geschmack, Geist und Einsicht bilden und dadurch die Fähigkeit selbständiger Produktion in der eigenen Sprache nähren. So faßte Gesner auch sein Verhalten zu den Alten ganz anders auf; wenn A. H. Francke nur mit Sorge vor der Befleckung der jugendlichen Seelen durch den heidnischen Geist einige klassische Schriftsteller zuließ, wenn andere auf sie mit Gering-

schätzung als auf vergangene Größen herabblickten, so sah Gesner in ihnen die schönste und freieste Entwicklung des menschlichen Geistes. „Wer ihre Schriften lieset und versteht, der genießet des Umgangs der größten und edelsten Seelen, die jemals gewesen, und nimmt dadurch auch selbst, wie es bei aller Konversation geschieht, schöne Gedanken und nachdrückliche Worte an.“ Die Göttinger Schule, als deren einflußreichsten Vorkämpfer wir noch Heine nennen, wirft so ein ganz neues Moment in das Studium: nicht um die alte Litteratur in schwächlichen Nachahmungen fortzusetzen, wollen sie Philologie treiben, sondern um sie zu genießen und durch Bildung des Urteils und Geschmacks an dem in seiner Art Vollkommensten sich für eigene und eigentümliche Hervorbringungen in Philosophie und Wissenschaft, in Kunst und Dichtung vorzubereiten. Es sind dieselben Gedanken, auf denen noch heute unsere Anschauung von der Altertumswissenschaft, und die Berechtigung ihrer Pflege auf Schule und Universität beruht.

Was nun die allgemeinen Verhältnisse der Universitäten im 18. Jahrhundert anlangt, so läßt sich wieder die wachsende Bevormundung durch den Staat feststellen. Der ursprüngliche, kirchliche und korporative Charakter ist mehr und mehr geschwunden; die Professoren sind Staatsbeamte, die als solche beaufsichtigt und nötigenfalls gemaßregelt werden. Auch die Lehrthätigkeit selbst ist nach Form und Inhalt nicht von staatlicher Einmischung frei. Der Zweck der Universitäten wird vom Staat rein praktisch aufgefaßt; nicht um Wissenschaft und geistige Bildung zu fördern, handelt es sich, sondern um taugliche Staatsdiener heranzuziehen. Darum finden sich noch im ganzen 18. Jahrhundert Verbote des Besuches ausländischer Universitäten, wobei freilich die Eifersucht benachbarter Länder, wie sie z. B. durch die Rivalität Halles mit Göttingen hervorgerufen wurde, einen starken Anteil haben mochte.

Nach den praktischen Ergebnissen für den Staat richtete sich auch das Verhältnis der Fakultäten: die ihm unmittelbar dienende juristische Fakultät hat die erste Stelle erreicht; sie ist die vornehmste, ihr gehören die Personen von Stande an. Die Studenten aus den sozial niedriger stehenden Kreisen bereiten sich in der theologischen und philosophischen Fakultät auf den Kirchen- und Schuldienst vor, während die medizinische immer noch außerordentlich schwach bleibt. Die philosophische Fakultät ist noch immer allgemein-wissenschaftliche Vorschule. In den Vorlesungen der Philosophen, Mathematiker, Philologen sitzen nicht Spezialisten, nicht Studierende der Mathematik oder Philologie, sondern junge Leute, die ihre allgemein-wissenschaftliche Bildung erweitern und vertiefen wollen. Kein Abiturientenexamen oder Fachprüfung zwingt sie, sondern allein das Interesse für die Sache oder für den Lehrer führt sie dazu, all solche Vorlesungen mitzunehmen, die den Geist weitern und menschlich wertvolle Berührung und Belehrung versprechen. Diese Vorschule hatte denn, da sie nicht zu einem selbstständigen Lebensberuf führte, auch keine besonderen Inskriptionslisten; die wenigen, die etwa von vorne herein auf die Schullaufbahn ihr Absehen richteten, wurden den Theologen zugezählt, wie sie denn auch regelmäßig das theologische Studium durchmachten. Beiläufig bemerkt wirkt dieses Verhältnis noch heute in der Verteilung der Stipendien nach; sie kommen jetzt sämtlich den Theologen zu Gute, wenn sie auch s. Zt. von Schulmeistern und für Schulmeister gegründet sein mochten. — Bekannt ist, daß Fr. August Wolf, als er i. J. 1777 die Universität Göttingen bezog mit der Absicht lediglich klassische Philologie zu studieren, als erster studiosus philologiae inskribiert wurde. Aber erst seit Anfang des 19. Jahrhunderts begann die philosophische Fakultät regelmäßig ein eigenes Album zu führen.

Die Entwicklung der äußeren Unterrichtsform ließ immer mehr die Privatvorlesungen auf Kosten der Publika anwachsen. Sie hörten auf, ein Privatgeschäft des einzelnen Dozenten zu sein, wurden vielmehr die eigentlichen Träger des Unterrichts. Die öffentlichen Vorlesungen wurden nur noch als Nebensache angesehen; in zwei bis drei Stunden entledigte man sich dieser unangenehmen Verpflichtung, wählte auch nicht etwa ein notwendiges Colleg — das wurde dem bezahlten Unterricht vorbehalten — sondern behandelte Examinatoria oder einen entfernteren Gegenstand, für den nur eine kleine Anzahl besonders interessierter oder vorgeschrittener Zuhörer sich fand. Mit dem Übergewicht der Privatvorlesungen drang auch die heute übliche Semestereinteilung durch. Die Notwendigkeit

eines einheitlichen Beginns der Vorlesungen machte sich den Professoren mit Rücksicht auf ihren Geldbeutel fühlbar. Auch an dem Semesterschluß hielt man nun fest; in Halle wurde sogar wiederholt bei Strafe die regelmäßige Absolvierung der Vorlesungen in einem halben Jahre geboten. Freilich dauerte das Semester erheblich länger als heutzutage. Denn die Ferien waren sehr beschnitten; in Göttingen waren die Pausen zwischen den Semestern auf zwei bis drei Wochen angesetzt. Doch wird auch der Einzelne ebenso wie heute sich schon die Freiheit genommen haben, seine Ferien selbst zu verlängern.

Die Disputationen, früher noch ein Hauptstück des akademischen Unterrichts, waren im Absterben begriffen; in Halle und Göttingen spielten dieselben von Anfang an nur eine sehr untergeordnete Rolle. Und mit Recht: denn mit der Neugestaltung des wissenschaftlichen Lebens war ihnen Ziel und Voraussetzung geschwunden. Ihre ursprüngliche Aufgabe, dogmatische Fragen zur Lösung zu bringen, konnte im Zeitalter des Rationalismus und der exegetisch-kritischen Bibelforschung sich nicht behaupten; anderseits war auch ihre Voraussetzung, eine feststehende, allgemein anerkannte Schulmeinung, auf Grund deren die Controversen ausgefochten werden konnten, nicht mehr vorhanden. Denn wenn auch Wolfs philosophisches System eine Zeit lang herrschend war, bis es später durch die Kantische Philosophie abgelöst wurde, als kanonisch im Sinne des Aristoteles galten beide Lehrmeinungen nicht. So vermochte schon äußerlich die Disputation nicht mehr von gemeinsamen Punkten auszugehen, konnte also auch nicht zu irgend welchen greifbaren Resultaten führen. Aber die ganze moderne Wissenschaft mußte sie überhaupt verwerfen. Denn die Wahrheit konnte jetzt nicht mehr gefunden werden durch Ableitung aus feststehenden Dogmen, sondern durch sachliche Untersuchung. In den Naturwissenschaften, mit Einschluß der Mathematik und Medizin, war die Beobachtung und das Experiment zum Hülfsmittel der Erweiterung der Erkenntnis geworden, in den philologisch-historischen Disziplinen, mit Einschluß der Theologie und der Jurisprudenz, hatte sich die philologisch-historische Kritik durchgesetzt. Diesen neuen Kriterien gegenüber verlor die Dialektik und Wortklauberei der Disputationen jede Bedeutung.

In dieser Wandlung kommt nun auch die neue Aufgabe des Universitätslehrers zum Ausdruck: er hat nicht mehr die Aufgabe anerkannte Wahrheiten einzuprägen, das ist Sache der Schule, sondern den Zuhörer zu selbstständigem Denken und Prüfen anzuleiten. Freilich bedeutet die Pflicht des Selbstdenkens für den Professor des 18. Jahrhunderts noch nicht, daß er als wissenschaftlicher Forscher neue Wahrheiten erfinden und und Ergebnisse eigener Forschung vortragen oder seine Schüler zu wissenschaftlicher Bethätigung anleiten soll. Kann er das, ist er großer Forscher und guter Lehrer zugleich, so ist das für den Ruf der Universität um so besser, aber seine eigentliche Aufgabe bleibt doch immer der Unterricht. Um diesen recht zu gestalten, darf er nicht einseitiger Spezialist werden, sondern muß vielmehr den ganzen Umkreis der Wissenschaft beherrschen, um aus ihm das für den Zuhörer Wichtigste auszuwählen. Daher tragen denn fast alle Professoren auch aus dem gesamten Wissensgebiet ihrer Fakultät vor, die Auflösung der einen und allgemeinen Fakultät in Spezialdisziplinen erfolgt erst in unserem Jahrhundert. — Dieser Auffassung von der Aufgabe des Lehrers entspricht auch die von der Aufgabe des Schülers. Es handelt sich für ihn nicht darum, sich zum eigentlichen Gelehrten oder gar zum wissenschaftlichen Forscher auszubilden, sondern sich den Grad wissenschaftlicher Bildung und thatsächlicher Kenntnisse anzueignen, den der künftige Beruf und die Lebensstellung von ihm fordern. Enzyklopädische Bildung und praktische Brauchbarkeit das waren die Dinge, die man von der Universität mitbringen mußte, nicht große Gelehrsamkeit. Man sieht, wir befinden uns im Jahrhundert des Rationalismus mit seinen praktischen Bestrebungen.

Die Umwandlung der Universität des vorigen Jahrhunderts in die unserer Tage wird eingeleitet durch die Thätigkeit Fr. August Wolfs. Seine Bedeutung liegt darin, daß er die Philologie aus der Stellung einer Hilfsdisziplin für die Theologie und Jurisprudenz herausführte und den klassischen Studien materielle Selbständigkeit als Selbstzweck verschaffte. Durch ihn erlangten die Altertumswissenschaften den Rang nicht nur einer gesonderten, sondern geradezu dominierenden Wissenschaft. Sie trat als Wissen-

schaft von dem Höchsten und Wichtigsten, was es für den Menschen giebt, in eine Stellung, wie sie früher die Theologie inne gehabt hatte. Die Rechtfertigung durch den Nutzen giebt Wolf dabei völlig auf, allein durch ihren eigenen, absoluten Wert können die klassischen Studien sich erhalten; als ihr Ziel stellte er hin: allseitige Entwicklung aller Seelenkräfte, der intellektuellen wie der moralischen und ästhetischen durch Übungen aller Art von den elementarsten bis zu den höchsten und schwierigsten. Wie er dieses Ziel in die gelehrte Schule übertrug, ist hier nicht der Ort zu schildern, aber daß es in der Schule Geltung erlangte, führte auch zu der Notwendigkeit eine ausschließliche, philologische Vorbildung für den künftigen Lehrer zu fordern. Die Verbesserung des Schulunterrichts setzte die Verbesserung der Lehrerbildung voraus, und diese war nicht zu erreichen, wenn nicht der Lehrberuf zu einem selbständigen Lebensberuf wurde. Schon gegen Ende des Jahrhunderts hatte die Zahl derer, die im Schulamt ihren Lebensberuf fanden, zugenommen, die Abwendung der Gemüter von der rationalistischen Theologie, die beginnende Begeisterung für das klassische Altertum hielt manchen ab, sich ein Kirchenamt zu suchen. Wolf trat nun mit Entschiedenheit für eine der inneren Loslösung der Philologie von der Theologie auch entsprechende äußere Entscheidung des Lehramts vom Pfarramt ein. Zu diesem Zweck diente ihm sein philologisches Seminar, das eigentlich nur solche Mitglieder aufnahm, die entschlossen waren, sich dem Schulfach zu widmen. Aus diesem Seminar gingen nun die Männer hervor, die an der Wende des Jahrhunderts an den höheren Schulen und Universitäten thätig zu werden anfingen und jene Anerkennung des humanistischen Prinzips zu Wege brachten, die auf die Gesamtentwicklung unserer geistigen Kultur von dem erheblichsten Einfluß war.

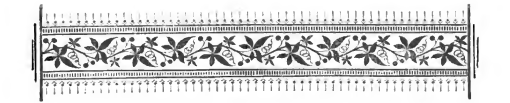
An die Erhebung der philosophischen Fakultät zu gleichem Rang mit den übrigen Fakultäten schlossen sich nun noch weiter so tiefgreifende Veränderungen aller übrigen Universitätsverhältnisse an, daß die heutige Universität fast erst im 19. Jahrhundert entstanden zu sein scheint. Freilich schien sich äußerlich im Bestand der Universitäten ein Rückschritt zu vollziehen. Denn mit Aufgehen zahlreicher kleiner Territorien in größere politische Gebilde fiel auch die letzte Existenzberechtigung für viele der kleineren Universitäten fort; an ihre Stelle traten die Universitäten der führenden Staaten: für Preußen wurde Berlin (1810), für Bayern, München (1826) neugegründet; andere wurden im modernen Sinne umgestaltet, auch mehrere kleinere Universitäten zusammengezogen und verlegt, so Bonn und Breslau. Nach der Bedeutung der hinter ihr stehenden Macht, wie nach dem Geist ihrer Gründer und ersten Lehrer wurde Berlin bald die erste unter den modernen Hochschulen. Unter den schwierigsten Verhältnissen, während das Vaterland aus tausend Wunden blutete, zum sichtbaren Zeichen, daß Preußen nicht gewillt sei, auf seine führende Stellung in Deutschland zu verzichten, gegründet wurde sie der Mittelpunkt der geistigen Wiedergeburt der Nation. Wie seinerzeit Wittenberg, Halle und Göttingen, so wurde sie für die neuen Universitäten vorbildlich; und da ist denn für die äußere Einrichtung bedeutsam, daß der Gedanke an Stelle der allgemeinen Universität gesonderte Fachschulen für die einzelnen Berufe zu errichten, hier an dem gesunden, historischen Sinn ihrer Organisatoren scheiterte: mit den vier Fakultäten wurde zugleich die alte, korporative Universitätsverfassung wiederhergestellt und damit für ganz Deutschland gerettet. — Die herrschenden geistigen Mächte an der neuen Universität waren die spekulative Philosophie und die neuhumanistische Philologie. Auch offiziell wurden die Altertumswissenschaften in den Vordergrund gestellt und ihre Pflege den Studenten wiederholt an das Herz gelegt. Damit hat sich auch der Zweck der Universitäten geändert: er geht in erster Linie auf die Erweckung wissenschaftlichen Sinnes. Aus den alten hohen Schulen sind Akademien, Werkstätten und Pflanzschulen der wissenschaftlichen Forschung geworden. Die Professoren betrachten sich selbst als Gelehrte und sind stolz auf die methodische Forschung, mit der sie die Wissenschaft bereichern. Als Lehrer sehen sie ihren Beruf darin, die Zuhörer in diese Kunst einzuführen. Das tritt am deutlichsten in den Anstalten hervor, die das 19. Jahrhundert erst recht eigentlich zur Blüte gebracht hat, in den Seminaren; in ihnen soll eine Elite der Studierenden zur Teilnahme an der Thätigkeit angeleitet werden, die der Professor als Meister übt, der wissenschaftlichen Arbeit. Die



Seminare sind an Stelle der Disputationen getreten, sie leiten an, die Wahrheit zu suchen, und üben in der Methode aus Thatsachen Erkenntnis zu gewinnen, statt wie jene aus feststehenden Erkenntnissen über Thatsachen zu entscheiden.

Ursprünglich nur der philosophischen Fakultät eigen, haben dann auch alle übrigen Fakultäten diese Einrichtung übernommen, und mit wachsender Arbeitsteilung auf wissenschaftlichem Gebiet geht auch die Errichtung spezieller und speziellster Seminare Hand in Hand. Sie wollen alle der Fortpflanzung der Wissenschaft dienen und als erste Spezimina wissenschaftlicher Leistungen gehen aus ihnen die Dissertationen hervor, mit denen der Student sich als gelehrter Forscher in die Öffentlichkeit einführt. — Auch in den Vorlesungen tritt diese Wandlung auf spezielle Forschung zu Tage. An Stelle des enzyklopädisch gebildeten Hochschullehrers, der eklektisch aus dem ganzen Gebiet seiner Disziplin las, ist der Fachmann getreten, der sich lebenslänglich streng auf sein besonderes Gebiet beschränkt. Es giebt keinen Theologen mehr, der die Theologie lehrt, sondern nur noch Lehrer der Dogmatik, der Kirchengeschichte, der alt- und neutestamentlichen Exegese, keinen Professor der Jurisprudenz mehr, sondern nur noch solche des deutschen, des römischen, des Kirchenrechts. Am meisten trifft das für die philosophische Fakultät zu. Hier ist die Spaltung der Fächer ins Unendliche gestiegen und geht noch immer fort. Ebenso sind auch die Schüler zu Spezialisten geworden. Gingen sie früher auf allgemeine Bildung aus, so finden wir jetzt, daß das zwar viel tiefer dringende Studium sie doch auch einseitiger auf ein Gebiet beschränkt. In den alten oberen Fakultäten bewahrt allerdings das nachfolgende Amt und das vor demselben stehende Examen vor dem völligen Verlieren in ein Spezialfach; der künftige Jurist, Pfarrer, Mediziner muß immer eine gewisse Kenntnis des ganzen Umkreises seiner Wissenschaft nachweisen, aber gerade in der philosophischen Fakultät, der ehemaligen Trägerin allgemeiner Bildung, wenden sich zahlreiche Studierende von Anfang an ihrer besonderen Neigung zu und treiben Mathematik, Chemie, Archäologie u. s. w. Für den, der weiß, wie sehr heute die Beschäftigung mit der Philosophie bei der großen Masse der Studenten nachgelassen hat, klingt es fast wie Hohn, daß alle diese Gebiete unter dem Rahmen einer philosophischen Fakultät zusammengefaßt werden. Ein Gegengewicht bilden freilich auch hier die Vorschriften für die Lehrerprüfung, die der Staat erläßt, denn er braucht Lehrer, die auf einem größerem Gebiete wissenschaftlicher Erkenntnis, dem des Altertums, der Geschichte oder der Naturwissenschaften, heimisch sind und dabei auch ein gewisses Maß allgemeiner Bildung mitbringen.

Die Entwickelung des Spezialistentums wurde noch gefördert durch die fortschreitende Loslösung der Universitätsgelehrten von der Praxis. Im vorigen Jahrhundert war die Verbindung von Professur und Praxis noch Regel: die Theologen standen zugleich im geistlichen Amt, die Juristen sprachen auch Recht und verfaßten Rechtsgutachten, die Mediziner übten die Heilkunst. In unseren Tagen ist diese Verbindung wenigstens für die beiden ersten Fakultäten, zur Ausnahme geworden. Die Praxis drängt überall zum Zusammenfassen, die losgelöste Forschung hat die Neigung sich zu isolieren. Wer wollte leugnen, daß hierin eine Gefahr liegt, die sich jetzt schon für die Zuhörer häufig geltend macht. Ganz notwendig muß bei dem gewaltigen Wachstum der wissenschaftlichen Erkenntnis und bei der hierdurch bedingten, immer weiter getriebenen Arbeitsteilung der Einzelnen, Lehrer wie Schüler, der den Kreis seiner Forschung und seiner Teilnahme immer enger zieht, den Zusammenhang mit dem Ganzen aus dem Auge verlieren und vergessen, daß es sich schließlich bei aller Forschung doch darum handelt, das Universum zu erkennen und die Stellung des Menschengeistes in ihm zu bestimmen. Diese Gefahr daß die universitas litterarum aufgehoben wurde, drohte zu Anfang unseres Jahrhunderts durch die Errichtung von Fachschulen, jetzt ist sie durch die Vertiefung der wissenschaftlichen Arbeit an der Universität selbst aufs Neue hervorgetreten. Aufgabe der Philosophie wird es bleiben, diese drohende Zerklüftung unserer geistigen Bildung durch Zusammenfassung aller Einzelergebnisse der Wissenschaft und ihre Unterordnung unter große allgemeine Gesichtspunkte zu verhüten.



Ein Herbstausflug auf dem Zweirad.

Von

P. H. Ursicor.

„Hinaus in die Ferne mit lautem Hörnerklang", dieser Jägerruf, den ich oft im hochragenden Buchwald vernommen, findet stets in einem wanderfrohen Herzen lebendigen Wiederhall. So ölte ich eines Herbstmorgens mein vorschriftsmäßig ausgerüstetes Zweirad und radelte in die Welt hinaus, nach Süden steuernd. Die Geschwister im Pfarrhause zu M. ruhten noch in tiefem Schlaf als ich an der Hausthür klingelte, um der kleinen Nichte, die dem kinderlosen Onkel ein wenig ans Herz gewachsen ist, einige saftige, süße Birnen zu bringen. Der jungen kräftigen „Stütze" erklärend, daß ich auf dem Wege zum Südpol sei, sprang ich schnell wieder auf mein Rad und rollte im leichten Regen auf teilweise unwegsamem Pfade dahin, bis ich bei Brandis die von Jüterbog nach Herzberg a. E. führende Chaussee erreichte. Wohl war nun der Grund und Boden für ein schnelleres Vorwärtskommen gewonnen, aber die Freude, das Landschaftsbild zu genießen, als der dürre märkische Sandboden den fruchtbaren, mit Wald und Wiesengrund gezierten Fluren der Provinz Sachsen wich, ward nur zu sehr durch den feinen Sprühregen beeinträchtigt, der allmählich durch die Kleidung bis auf die Haut drang, sodaß ich in Herzberg im Gasthof, dem spitzgiebligen Rathause mit seinem Roland gegenüber, zu rasten und einen Umschlag des Wetters abzuwarten mich entschloß. Während der von der Wirtin geforderte, warme Imbiß dem Körper gute Dienste that, war ich Zeuge eines interessanten Zwiegespräches. Ein Geschäftsreisender, welcher der Wirtin wohl die Spuren einer Gemütsbewegung ansah, richtete an dieselbe die Frage: „Nun, haben Sie Liebesgram, dann geht es Ihnen wie mir." Entrüstet verbittet sich die wackere Frau solche Bemerkung, erzählt aber dem teilnehmenden Frager folgendes: „Nun denken Sie sich, heute früh gegen 6 Uhr erwache ich von großem Lärm auf dem Hofe. Mein Mann wäscht dem Hausknecht, der die Nacht hindurch geschwärmt und natürlich die Zeit verschlafen hat, in etwas unsanfter Weise den Kopf; ich weiß bei dem heftigen Temperament meines Mannes und dem rohen Trotz des Knechtes giebts ein Unglück, so springe ich aus dem Bett, fasse ein Kleidungsstück, fahre schnell in meinen Pantoffeln hinunter auf den Hof, um noch rechtzeitig die Streitenden zu trennen, die sich bereits bedenklich nahe gerückt waren, da fährt durch den geöffneten Thorweg der Landrat vor und sieht mich in fast völligem Nachtgewand. Nun wars an mir schleunigst zu flüchten; mein Mann schläft jetzt seinen Ärger aus, mir aber liegt der Schreck noch in den Gliedern." Da der besagte Landrat mir persönlich bekannt war, so erregte dies Zwiegespräch mein reges Interesse. Dann setzte ich mich an das Piano und ließ Weisen von Mendelssohn und Schubert, sowie einige Volkslieder wie: „Hoch vom Dachstein; Von meinen Bergli muß I scheiden" erklingen, wie es die



Reisestimmung gerade eingab. Inzwischen hatte es aufgehört zu regnen, durch die zerrissenen Wolken leuchteten kleine Streifen blauen Himmels. Hoffnungsfroh setzte ich meinen Weg fort auf der Straße nach Torgau, die durch fruchtbare Gefilde, durch Laub-, Nadelwald, Wiesengrunde und wohlhabende Ortschaften führt. Leider zogen sich die Wetterwolken wieder zusammen, und es dauerte nicht lange, nachdem ich die Eisenbahn Berlin-Röderau-Dresden gekreuzt hatte, da fing es an zu strömen gleich Bindfaden, fort und fort auf der ganzen Strecke von 25 km, daß ich bald bis auf die Haut durchnäßt die Elbfestung erreichte und mich entschließen mußte, den Weg per Bahn fortzusetzen. In Eilenburg, der Zweigstation nach Leipzig, erfuhr ich gleich eine Probe sächsischer Gemütlichkeit. Zwei Herren teilten mit mir den Wagenabteil; es war Mittagszeit, ein Bummelzug, wir unter uns, also strecken wir uns möglichst bequem aus, um Siesta zu halten. Kurz vor der Abfahrt wird die Wagenthür noch einmal geöffnet, ein bartumrahmtes Gesicht schaut hinein und dem Gehege wohlgepflegter Zähne entschlüpfen im breitesten sächsischen Dialekt die geflügelten Worte „Ach Herrje da schlofen zwee, da will mer man ei anders Plätzel suchen". Hocherfreut über diese unverhoffte, freundliche Rücksichtnahme suchten wir zu ruhen, soweit es die Stöße der Wagen auf den Schienen, das nervenzerrüttende, eintönige Fahrgeräusch zuließ — wie vermißte ich mein Rad, das mich sonst sanft, geräuschlos durch die frische Luft trägt —, bis der schrille Pfiff der Lokomotive uns belehrte, daß unser nächstes Ziel Leipzig erreicht sei. In des Menschengetriebes fürchterlicher Enge nahm ich mein Rad wieder in Empfang, das seines Mindergewichts halber stets als Passagiergut befördert wird und rollte auf dem platten Asphaltpflaster über die prächtige Ringpromenade nach dem Westen der Großstadt, wo eine greise Tante verwundert den Neffen freundlich bewillkommnete, als derselbe mit seinem Rade vor ihrer drei Treppen hoch belegenen Wohnung erschien.

Reich erquickt durch Speise und Trank machte ich mich noch an demselben Nachmittag auf, um die sächsisch-thüringische Gewerbeausstellung zu besuchen. Eine Fülle von großartigen Leistungen auf den verschiedensten Gebieten der Kunst, der Maschinenbaukunde, des Buchhändlergewerbes, des Gartenbaues, der Musikinstrumentenfabrikation fesselte das Auge; vorzügliche Musik unterhielt am Abend die Menschenmenge, die zwischen den elektrischen Glühlämpchen um das riesige Wasserbassin des Ausstellungsparkes einherschritt. In Hagenbecks Eismeer-Panoramakonnte man die staunenswerte Dressur von Eisbären, Seehunden, Seelöwen und Möven bewundern; eine Tiroler Bergfahrt, bei der ein waschechter Sohn der Berge den Führer abgab, versetzte einen schnell und mühelos in die Wunderwelt des Hochgebirges. In Alt-Leipzig zog die getreue Wiedergabe des Marktplatzes mit Auerbachs Keller, der Hexenküche sichtlich an; auf einer Volksbühne unter freiem Himmel wurden lustige und derbe Schwänke im Geist Shakespeares aufgeführt, die meist die größte Heiterkeit hervorriefen, so der Schwank „Lügen steckt an." In der Ostafrikanischen Ausstellung erregte die getreue Nachbildung des Krankenhauses in Dar-es-salam mein besonderes Interesse, dagegen war das Gebahren der fast nackten Waniamwesi, als sie ihre heimischen Kriegstänze vorführten, geradezu widerwärtig. Als ich es versuchte, mich mit einem der Neger auf Englisch zu verständigen, entdeckte ich bald, daß er das Deutsch besser als Englisch sprach; nun hatten wirs beide leichter uns zu verstehen. Den Glanzpunkt der ganzen Ausstellung lieferte die elektrische Beleuchtung der riesigen Fontaine. Bald leuchtete dieselbe nach einander in weiß, blau, grün, gelb, rosa und purpurrot, bald waren in den verschiedenen Wasserstrahlen sämmtliche Farben vertreten, ein Anblick so märchenhaft schön, wie er nur selten geboten werden kann. Am nächsten Tage nahm ich einige neuere Bauwerke in Augenschein, vor allem die neue Universität, einen Prachtbau mit allen Vorzügen der modernen Baukunst ausgestattet, wobei das edelste Material Verwendung fand und fast fürstliche Pracht entfaltet wurde. Die Thomaskirche mit ihrem kostbaren gothischen Portale ist für ein protestantisches Gotteshaus fast überladen an Farbenschmuck; dagegen erregte die idyllisch im Johannapark gelegene Lutherkirche in ihren zierlichen, reingothischen Formen mein ganzes Entzücken, als mich der die Heizung bedienende junge Mann in derselben umherführte. Im hellen Sonnenglanz fuhr ich am zweiten Morgen über Thonberg, wo ich einst als Student im Kindergottesdienst geholfen hatte, an dem Napoleonssteine

vorüber über das ehemalige Schlachtfeld, auf dem sich das Kriegsglück des Korsen wandte. Bei Magdeborn gab ein an der Straße pflügender junger Bauer Auskunft über die inzwischen verstorbenen Insassen des dortigen Pfarrhauses, welches ich vor 18 Jahren mit dem befreundeten Sohne von Leipzig aus einige Male aufgesucht hatte. Während bis dahin die Fahrt auf ebner, glatter Chaussee sich bewegte, ward hinter Espenhain das Gelände hügelig, so daß ich bei den mehr abschüssigen Senkungen die Bremse gebrauchen mußte. Kaum war dieselbe angezogen, als sie sich hinter dem, auf dem etwas defekten Vorderreifen befindlichen Flicken festklemmt; das Rad schießt vorwärts nnd mit lautem Knall fliegt ein beträchtliches Stück der Gummibekleidung in die Luft. Glücklicherweise war die den Luftschlauch umhüllende Leinewand nicht mit zerrissen, so daß ich vorsichtig fahrend Altenburg erreichen konnte. Auf steilen gewundenen Gäßchen der Siebenhügelstadt schob ich das Rad zu der hochgelegenen Wohnung des Freundes empor, von ihm und seiner Gattin, die ich noch nicht kannte, mit herzlicher Freundlichkeit bewillkommt. Nach kurzer Rast nnd leiblicher Erquickung führte mich der Freund durch die Residenzstadt, an rauschenden Brunnen, dem großen Teiche vorüber zum Herzogsschloß, durch dessen Fenster einst Ritter Kuntz von Kaufungen den Prinzenraub vollführte. Einen sauberen und gar freundlichen Eindruck macht die Stadt, umrahmt von zum Teil bewaldeten Hügeln. Auf samtweichem Wiesenpfad stiegen wir ins liebliche Pleißethal und genossen im Abendsonnenschein mit Vergnügen das Landschaftsbild. Die Ufer des Flusses sind eingerahmt von Erlen, Weiden und Pappeln, denen sich mitunter dunkle hochragende Tannen beigesellen, dann breiten sich zu beiden Seiten ausgedehnte Wiesen- und Ackerflächen hin, zwischen denen die stattlichen, massiven Gehöfte der reichen Bauern liegen. Die alte farbige, bei den Frauen gerade nicht sehr decente Tracht ist in der unmittelbaren Nähe der Residenz fast völlig geschwunden, nur wenige alte Leute lassen sich noch in derselben sehen. Mit dem bunten Rock haben die Altenburger Bauern auch die frühere Einfachheit der Sitten verloren; jetzt nehmen die Klagen über Genußsucht und Verschwendung kein Ende. — Wider meinen Willen mußte ich mich entschließen, das schadhafte Rad gegen ein neues umzutauschen, wozu der Freund mir behülflich war, da ich nicht so viel Baarmittel bei mir führte. Im leichten Regen radelte ich am dritten Morgen auf ziemlich steil ansteigender Straße nach Gößnitz und Crimmitschau zu, die Landschaft glich trotz des trüben Wetters einem blühenden Garten. Um den Weg abzukürzen, verließ ich die Chaussee und verfolgte Land- und Feldwege, die vom Regen schlüpfrig geworden, gleich die Güte des neuen Rades erproben ließen. Ziemlich durchnäßt erreichte ich zusammen mit den manöverierenden, von oben bis unten mit Kot bespritzten Soldaten Crimmitschau, um im einfachen Gasthof eine Erquickung einzunehmen. Als ich mich erwärmt und gestärkt hatte, setzte ich mich an das Piano und spielte. Bei Körners Schwertlied fingen kräftige Männerstimmen an zu singen; wie ich mich umwende, sehe ich hinter mir im Halbkreise Soldaten und Arbeiter stehen, die zur Mittagszeit den Gasthof aufsuchten und nun schnell einen vollstimmigen Chor bilden. Schnell verstrich die Zeit. Weil der Regen nachließ, versuchte ich die Weiterfahrt über Langenhessen und Bernsdorf auf der steilgewundenen Ronneburger Straße nach Oberalbersdorf.

Bei vierstündiger Fahrt im Regen von Altenburg nach O. war ich samt meinem Rade derartig schmutzig geworden, daß ich am ersten Hause des Ortes mir von einem Schuhmacher eine Gießkanne mit Wasser geben ließ, um den größten Schmutz zu beseitigen. Erst als dies geschehen, fuhr ich auf den Hof des Pfarrhauses, dessen Insassen gerade bei Tisch saßen. Sobald ich mich umgekleidet, trat ich in den Familienkreis, der augenblicklich einen jungen Garde-Ulanen-Offizier als Gast beherbergte. Man nahm den bis dahin Unbekannten mit großer Herzlichkeit auf, bald war ich dort heimisch, und als der neue Onkel zwei der Kinder vor sich aufs Rad setzte und mit ihnen ein wenig umherfuhr, wollte der Jubel der Kleinen kein Ende nehmen; immer wieder baten sie auf das Stahlroß genommen zu werden, bis die Müdigkeit ihr Recht geltend machte. Um den Pfarrherrn nicht in seiner Sonntagsarbeit zu stören, unternahm ich am Sonnabend Nachmittag einen Abstecher nach Greiz. Beim schönsten Sonnenschein ging die Fahrt bergauf, bergab durch den wunderbar schönen Werdauer Wald über Waldhaus zu der



überaus malerisch im Elsterthale gelegenen reußischen Hauptstadt, wo ich in dem Hause eines befreundeten, vielbeschäftigten jungen Arztes freundliche Aufnahme fand. Fünf Jahre zuvor hatte ich mit dem schwerleidenden Bruder des Arztes zusammen diese Familie zum erstenmale aufgesucht; der früh Vollendete, der beiden Teilen so nahe stand, war das Bindeglied geworden zu weiterem Verkehr. Nach dem Abendbrod führte mir der musikalisch hochbegabte Arzt einige Perlen von Chopin, Rubinstein und Richard Wagner vor in so vollendeter Technik, daß ich völlig hingerissen wurde. Mitternacht wards unversehns, ehe ich die mir vom Freunde bei seiner eigenen beschränkten Wohnung im „Kranich" bereitete Ruhestätte aufsuchte. Am nächsten Morgen war ich früher auf als der arme, übermüdete Hausknecht, der mich hatte wecken sollen, damit ich rechtzeitig den bald nach 5 Uhr abgehenden Zug nach Neumark benutzen konnte. Von Werdau aus sprang ich wieder aufs Rad und kehrte die steilen Windungen der Straße in Schlangenlinien hinauffahrend nach Oberalbersdorf zurück. Der neu gewonnene Freund kam gerade aus dem Gottesdienst in der mater und ging dann auf abkürzendem Fußpfade über die Berge nach dem Filial-Klein-Bernsdorf. Inzwischen wechselte ich die Kleidung, frühstückte und schwang mich auf das Rad, um noch zehn Minuten vor dem Freunde bei dem jungen Lehrer im Filial einzutreffen. Dort fand ich eine eigenartige Dekorationspflanze, dem Alpenveilchen im Wuchs ähnlich mit grün und gelb marmorierten Blättern. Auf die Frage nach einem Ableger wurde mir von der jungen Frau ein prächtiges Exemplar im Topf eingehändigt, den ich mit Bindfaden derartig an der Lenkstange des Rades befestigte, daß ich denselben acht Tage mit mir im Gebirge umherführen konnte.

Als ich von Oberalbersdorf am dritten Morgen aufbrach, mußte ich versprechen die Geschwister des Pfarrers in Schedewitz aufzusuchen. Steil gings nach Werdau hinauf und hinab ins Pleißethal und dann wieder in die Höhe, so daß ich das Rad schieben mußte. Als die Paßhöhe zwischen dem Thal der Pleiße und der Zwickauer Mulde erreicht war, begann eine höchst genußreiche Fahrt. In weitem Bogen senkte sich die prächtige Straße zum Muldethal, aus dem das Häusermeer der großen Fabrikstadt Zwickau mit den zahlreichen dampfenden Essen sichtbar war. Die Füße auf die Ruhstützen legend, rollte ich behaglich thalabwärts, mit dem Fernglase in Muße das köstliche Landschaftsbild genießend. Von freundlichen Leuten zurechtgewiesen, mit der elektrischen Straßenbahn stellenweise Schritt haltend, erreichte ich die Wohnung des jungen Diakonus in Schedewitz, einem Vorort von Zwickau. Die Herrschaften waren gerade ausgegangen, doch bedeutete mir der dienstbare Geist, daß sie bald zurückkämen. So setzte ich mich an das Piano und vertrieb mir die Zeit, bis das Ehepaar zurückkehrte, das den Fremdling herzlich willkommen hieß und zum Bleiben nötigte. Da erfuhr ich manch interessante lokale Verhältnisse. Vor Jahren entdeckte man auf Kirchen- und Pfarrterrain Kohlenlager. Die rationelle Ausbeutung derselben ergab so reiche Mittel, daß bereits mehr als zwei Millionen Mark kapitalisiert werden konnten, deren Zinsen nicht nur die Gehälter der drei Geistlichen decken, sondern jedem jährlich 300 Mk. zu einer Erholungsreise, und jedem studierenden Sohne der drei Pfarrer ein Stipendium von 600 Mk. gewähren. Beati possidentes! Leider muß die erst vor zehn Jahren mit einem Kostenaufwande von ½ Million erbaute herrliche gotische Kirche abgetragen werden, da die Kohlenschächte den Baugrund erreicht haben und in Folge der Bodensenkungen sich bereits Risse in dem schönen Bauwerk zeigen. Nach dem Essen sang mir der Amtsbruder mit seinem Heldenbaß einige Lieder vor, die ich noch nicht kannte, dann spielte ich mit der Pfarrfrau die Haydnsche Symphonie mit dem Paukenschlag. Inzwischen strömte der Regen wieder derartig, daß ich mich entschloß, die Weiterreise mit der Bahn fortzusetzen. Trotz des Regens war die Fahrt durch das obere Muldethal höchst anziehend. Dunkle Tannenwälder bedeckten die steilen roten Porphyrfelsen, die oft so dicht an das Wasser herantraten, daß nur Raum blieb für den schmalen Eisenbahndamm; großartig schön war die Scenerie bei Stein, wo hoch über dem Beschauer aus den dunklen Tannen auf schroffer Felsenhöhe Schloß Hartenstein hervorragt, in dem einst Kunz von Kaufungen die beiden geraubten sächsischen Prinzen verborgen hielt. Im feinen Sprühregen erreichte ich das Städtchen Aue, in dessen gastlichen Pfarrhause ich trotz zahlreicher Einquartierungen am Ort freundliche Herberge fand.

Der Freund, mit dem ich vor 18 Jahren in Leipzig studiert hatte, zeigte mir, noch ehe das Tageslicht schwand, das Kleinod der Stadt, die erst vor drei Jahren mit einem Kostenaufwand von 400000 Mark im spätgotischen Stil erbaute neue Kirche, ausgestattet mit den schönsten Glasmalereien in milden und gesättigten Farben. Der geschnitzte Hochaltar, — Aue ist Zentrum der Holzindustrie — ist ein Meisterwerk, bis ins Kleinste sorgfältig und zierlich durgeführt. 25 Arbeiter haben 1 ½ Jahre lang an der Herstellung dieses Kunstwerkes gearbeitet. Das ganze Gotteshaus ist schon an und für sich eine stumme Predigt, wie muß es erst sein, wenn die Gemeinde dicht geschart um das Wort des Lebens sich sammelt, so daß selbst die breiten Gänge nicht ausreichen wollen.

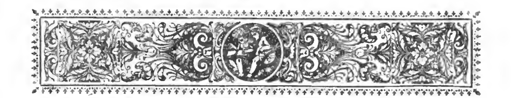
Am nächsten Morgen zerteilte die Sonne den Herbstnebel, als ich in den Zug zur Fahrt ins Erzgebirge stieg, die sich höchst genußreich gestaltete. Immer enger wurde das Muldethal, das wir hinter Schwarzenberg verließen, um in Schlangenlinien das Berggelände emporzuklimmen. Bei Schlettau überspannt ein hoher Viadukt, auf zwei in Eisengitterwerk aufgeführten, schlanken Pfeilern ruhend, eine riesige Schlucht, vom Viadukt aus sieht man später tief unter sich die bereits durchlaufenen Zickzacklinien der Bahn; bei Scheibenberg war der höchste Punkt der Bahnlinie, ziemlich dicht am Kamm des Erzgebirges, erreicht, von dort senkte sich die Bahn nach der hochgelegenen, gewerbsfleißigen Stadt Annaberg. In einem Gasthof in der Nähe des Bahnhofs erwärmte heiße Milch den von der rauhen Herbstluft etwas erstarrten Körper. Nachdem das Rad von den Spuren des Regens am Tage zuvor gesäubert war, schob ich dasselbe die steilen Straßen der Bergstadt hinauf, bis ich die Höhe erreicht hatte, um nun das Rad benutzen zu können und auf vielgewundener Straße mühelos in das wildromantische Zschopauthal hinabzurollen. Als die Thalsohle erreicht war, sprang ich vom Rad und blickte rückwärts, um das großartige Gebirgspanorama zu genießen. Die Spitzen der abgestumpften Kegel des Kammes waren bereits mit frisch gefallenem Schnee bedeckt, der in der Sonne glitzerte, in tauiger Frische, scharf ausgeprägt hob sich das interessante Annaberg von der Berglehne ab, an deren Abhängen noch vielfach das Getreide auf dem Halm stand (20. Sept.). Lange war ich in den Anblick des Landschaftsbildes versenkt; dann begann der Aufstieg in der Richtung nach Chemnitz. Nun mußte ich mich etwas quälen, um vorwärts zu kommen. Einmal hatte ich eine Steigung von ca. 400 Meter zu überwinden und dann wehte mir der Wind so heftig entgegen, daß ich stellenweise mich mit der Schulter gegen das Rad stemmen mußte. So wars erklärlich; daß ich ziemlich erschöpft nach vierstündiger Fahrt nach Chemnitz kam. Doppelt lieb war mir die zweistündige Rast auf dem Zentralbahnhofe zur Ruhe und leiblichen Erquickung, bis der Zug nach Leipzig mich aufnahm. Bei Narsdorf verließ ich denselben wieder, um nun ausgeruht, auf prächtiger Waldstraße gemächlich nach Rochlitz im Muldenthale zu radeln. Die Absicht, bis Grimma noch an demselben Tage vorzudringen, mußte ich der vorgerückten Dunkelheit und des Regens wegen aufgeben und so entschloß ich mich, im Städtchen Colditz zu übernachten. In der Gaststube des „braunen Rosses“ fand ich eine größere Zahl Bauern beisammen, die, als ich mit dem Rade das Zimmer betrat, plötzlich in ihrer lauten Unterhaltung verstummten und erst nach und nach ihre Sprache wiederfanden. Bald nach dem einfachen Abendbrot suchte ich die Ruhe auf in einem Zimmer, das ich mit einem Pferdehändler zu teilen hatte. Durch die Gegenwart des Fremden ließ ich mich nicht stören, schlief vorzüglich und erwachte völlig frisch am nächsten Morgen, um noch, ehe die Wirtsleute sich erhoben hatten, den kleinen Ort zu durchwandern und von der hochgelegenen Kirche aus das Muldethal zu überblicken. Als ich ins „braune Roß“ zurückkehrte, hatten sich die Schläfer ermuntert; der Morgenkaffee ward gebracht, das Rad gereinigt, die Zeche beglichen, dann bestieg ich mein Stahlroß und radelte in den taufrischen, sonnenhellen Morgen hinein über Großbothen, wo die Bahn Leipzig-Dresden die Muldethalbahn kreuzt, nach Grimma. Dort hatte die junge Witwe eines vor drei Jahren heimgegangenen Freundes den Radler am Abend vergeblich erwartet und suchte ihn nun mit stärkender Erfrischung zu versehen.

Das Andenken an den Frühvollendeten füllte die Zeit so schnell aus, daß ich schleunigst Abschied nehmen mußte, um noch vor Dunkelheit das 33 km entfernte Oschatz



über Hubertusburg zu erreichen. Die Abendsonne vergoldete die Fenster des Schlosses, in welchem 1763 der Friede nach siebenjährigem Blutvergießen geschlossen wurde. Jetzt bieten seine Räume den unglücklichen Geisteskranken Unterkunft. In Oschatz erwartete mich mit seiner greisen Mutter, die ihm den Haushalt führt, ein lieber Freund. Derselbe führte mich am nächsten Tage durch die prächtigen Anlagen der in völliger Ebene liegenden Stadt, zeigte mir die schöne Ägidenkirche mit ihren durchbrochenen Doppeltürmen, das originelle Rathaus, an dessen Giebelseite auch noch der eiserne Käfig zu sehen ist, in welchem die Missethäter an den Pranger gestellt wurden. Reichbefriedigt durch viel Interessantes und Sehenswertes verließ ich am zweiten Morgen die gastliche Stadt, um über Riesa Herzberg a. Elster zu erreichen, von wo aus mich das Rad auf guter Chaussee in die Heimat führte. Nun ists Winter geworden, die stillen Abendstunden im Dorfpfarrhause laden zum Rückblick in die Tage des Herbstausfluges ein. Wenn der eine oder der andere, der mit mir Merkurs geflügeltes Rad zu meistern versteht, sich ermuntert fühlt, gleichfalls das prächtige Sachsenland mit seinen Schluchten, Thälern und Bergen zu durchqueren um Gottes Herrlichkeit anzuschauen, dann ist mein Zweck erreicht!





Monatsschau.

Politik.

In Ost-Asien ist es plötzlich ruhig geworden. Wer nicht hinter die diplomatischen Koulissen zu blicken vermag, sondern lediglich auf sein bischen Menschenverstand angewiesen ist, kann sich das nur durch zweierlei Umstände erklären. Zunächst kommt hier offenbar die beschwichtigende Wirkung in Betracht, die jedem richtigen, d. h. mit den wirklichen Machtverhältnissen rechnenden Vorgehen inne wohnt. Ein solches ist das Deutschlands in China offenbar gewesen. Selbst der berufenste Beurteiler solcher Dinge, Fürst Bismarck, scheint dies zuzugeben; einen besseren Geleitsbrief könnte er dem Herrn von Bülow für seine beginnende öffentliche Thätigkeit nicht mitgeben; denn dieses Zeugnis des großen Meisters der europäischen Staatskunst wird nicht nur in Deutschland tiefen Eindruck machen, auch außerhalb unserer Grenzen muß es sehr günstig wirken, d. h. das Ausland mit einer Vorstellung von unserem Können auf dem auswärtigen Gebiet erfüllen, die ihm seit nun bald acht Jahren fremd geworden. Die diplomatische Geschicklichkeit des Herrn von Marschall hat Fürst Bismarck niemals gerühmt, wohl sich aber oft genug in ironischen Äußerungen über sie ergangen, und wer könnte behaupten, daß es an Anlaß dazu gefehlt? Doch lassen wir das Gewesene ruhen und freuen wir uns statt dessen, daß die Gegenwart Stoff zu vorteilhafteren Urteilen liefert. Mit Kiaotschau werden wir uns, vom Standpunkt der großen Politik, kaum mehr zu befassen haben. Seit es fest steht, daß es sich hier nicht um die „Teilung Chinas“, sondern nur um die staats- und völkerrechtlich unanfechtbare Pachtung eines Kohlenhafens handelt, hat sich, wie gesagt, die anfängliche Erregung in London, St. Petersburg, Paris, Tokio rc. rasch gelegt. Zum Teil hängt dies aber auch mit dem gegenwärtigen Stande der chinesischen Anleihefrage zusammen. Anfänglich hatte es den Anschein, als ob Rußland sich auch dieser „Strippe“ bemächtigen wolle, um seinen Einfluß in Peking zu verstärken; da es aber selbst zu wenig baares Geld besitzt, um den Chinesen 320 Mill. Mark auf einem Brette auszuzahlen, und die Franzosen offenbar keine Lust haben neue Vorschüsse zu machen, so mußte dieser schöne Plan wohl oder übel aufgegeben werden und der „Allerweltbanquier“ England trat an die Stelle. Ganz glatt will sich das Geschäft aber auch hier nicht abwickeln lassen. Die britische Regierung und die öffentliche Meinung des Landes sind darin zwar einig, daß die Übernahme der Anleihe das geeignetste Mittel sein würde, um die Stellung Englands in Ost-Asien aufs Neue zu befestigen, und namentlich die Ersetzung des chinesischen Zollinspektors Sir Robert Hart durch einen Russen oder anderen Ausländer zu verhindern. Bei alledem würde man nach alter Gewohnheit die Kosten wenigstens zum Teil gern von Anderen tragen lassen, und nur den Nutzen für sich behalten; daher das von London aus verbreitete und bei uns thörichter Weise anfangs geglaubte Gerücht, daß die deutsche Reichsregierung geneigt sei,

die Bürgschaft für die Anleihe mit zu übernehmen. Diese Lüge hat aber sehr „kurze Beine" gehabt; in der unumwundensten Weise ist in Berlin halbamtlich erklärt worden, daß man in Deutschland an etwas derartiges nicht im Entferntesten denke, und dies muß drüben niederdrückend gewirkt haben, denn von der Anleihe wird seitdem nur in ganz unbestimmter Weise gesprochen. Und doch muß etwas geschehen, denn sonst würde Rußland die Umschlüssigkeit der Briten in Peking sicher auszunützen wissen. In Korea halten sich beide Mächte augenblicklich im Schach. Rußland hat die Ernennung des neuen Finanzministers Alexejew in der Tasche; der britische Zollkommissar Brown aber weicht, unter dem Schutz des englischen Geschwaders, nicht vom Platz und weigert sich die in Shanghai hinterlegten koreanischen Staatsgelder herauszugeben. Was soll nun werden? Weder vermag England die Ernennung Alexejews rückgängig zu machen, noch ist Rußland imstande, Brown zur Auslieferung des Geldes zu zwingen, das jener braucht, um die Verwaltungskosten zu bestreiten. Aus dieser peinlichen Lage muß das Gerücht wohl erklärt werden, daß beide Mächte sich über ihren gegenseitigen Interessenkreis in Korea verständigt hätten. Reuter hat der Welt dies sogar telegraphisch verkündigt. Darum braucht man es aber noch lange nicht zu glauben; denn was soll man sich bei dieser Nachricht eigentlich denken? Allenfalls ließe sich eine zeitweilige Einstellung des diplomatischen Kampfes annehmen, weil man sich in London wie in Petersburg überlegen muß, welche ferneren Maßregeln zu ergreifen wären, von dauernder Ausgleichung der Gegensätze ist keine Rede. Von einem russischen Finanzminister in Korea läßt sich die Begünstigung der englischen Handelspolitik nicht erwarten, um die es den Britten vor Allem zu thun ist, und ebensowenig sind die Russen naiv genug, um für sich etwas zu hoffen, solange die koreanische Staatskasse sich in britischen Händen befindet. In Tokio sieht man diesem Spiel natürlich mit besonders gespanntem Interesse zu, hält sich im Übrigen aber einstweilen zurück, und erweckt dadurch den Glauben, daß man bald über ein Bündnis mit England bald über ein solches mit Rußland verhandele. Ersteres ließe sich allenfalls denken, letzteres nie. Die Interessen Japans können mit denen Englands zeitweilig zusammengehen, weil England in Ost-Asien handelspolitische Ziele verfolgt; in Rußland dagegen, das gleich ihm selbst, nach der Herrschaft über den nördlichen Stillen Ozean strebt, muß es schon jetzt einen unversöhnlichen Gegner erblicken. In der That wird Rußland in Japan glühend gehaßt. Der Mordanfall gegen den jetzigen Zaren, der Japan als Thronfolger im Jahre 1891 bereiste, war nur aus dieser Stimmung zu erklären; seitdem hat sich das alles noch sehr verschärft; denn kein Japaner wird jemals bezweifeln, daß er den Frieden von Schimonoseki (1895), der sein Land aller wesentlichen Vorteile des Krieges mit China beraubte, vor allem Rußland zu danken habe.

Noch schwerer als die ostasiatischen Dinge lassen sich die afrikanischen augenblicklich übersehen. Gewiß ist nur, daß die Engländer sehr ernsthafte Vorbereitungen zum Kriege im Sudan treffen und daß sie dabei keineswegs nur an den Nachfolger des Mahdi denken, der z. Zt. freilich noch als der Hauptgegner erscheint, sondern einerseits gegen die Absichten Meneliks von Abessinien, andererseits gegen die der Franzosen, ein immer wachsendes Mißtrauen hegen. Ob und inwieweit dies gerechtfertigt ist, wird freilich erst die Erfahrung lehren. Bis jetzt handelt es sich lediglich um unbeglaubigte Gerüchte; und nicht einmal das steht völlig fest, ob der französische Hauptmann Marchand, der Faschoda am oberen Nil besetzt haben soll, dort wirklich angelangt ist, oder nicht. Selbst wenn es aber der Fall sein sollte, würden wir einem mit so ungenügenden Kräften unternommenen Vorstoß keine ausschlaggebende Bedeutung beilegen können. Die Gebiete am oberen Nil sind kein herrenloses Land, im mittelafrikanischen Sinne des Wortes, sondern haben staatsrechtlich einst zu Egypten gehört. Bloße Flaggenhissungen bedeuten dort, also so angesehen, nicht viel, und die Engländer brauchten sich, wenn sie den Sudan sonst für Egypten wieder erobern könnten, um den Hauptmann Marchand nicht zu bekümmern. Wären die Derwische erst besiegt, so würde sich der Hauptmann vor dem immerhin recht stattlichen englisch-ägyptischen Heer zurückziehen müssen; es sei denn, daß er auf abessinischer Seite wirksame Unterstützung fände. Ob er darauf zu rechnen hat oder nicht, ist z. Zt. das eigentliche afrikanische Problem; denn mit Menelik ist nicht zu

spaßen; das hat die furchtbare Niederlage der Italiener bei Adua zu deutlich gezeigt, als daß die Engländer Lust haben könnten, mit den Abessiniern anzubinden. Allerdings haben sie sich bis jetzt nur innerhalb ihrer eigenen Berge gefährlich bewiesen; in der Ebene würden sie einem europäisch geschulten Heer schwerlich Stand halten können; und deshalb spricht die Wahrscheinlichkeit bis jetzt dafür, daß Menelik sich nicht ins Nilthal herauswagen werde. An ein Bündnis zwischen ihm und den Derwischen ist ohnehin nicht zu glauben; denn zwischen letzteren und den Abessiniern besteht alter unversöhnlicher Haß, der sich schon aus den in Afrika übermächtigen, religiösen Gegensätzen erklärt. Vermutlich werden die Engländer also im Sudan schließlich nicht mit so viel Schwierigkeiten zu kämpfen haben, als sich ihnen nach den vielfach tendenziös gefärbten Nachrichten der europäischen Presse entgegenzustellen scheinen. Für den endlichen Ausgang des Unternehmens beweist das natürlich noch nichts, und man thut wohl, in dieser Hinsicht nicht zu prophezeihen. Im Großen und Ganzen hat sich auf afrikanischem Boden die Erfahrung aber stets wiederholt, daß es den Engländern dort besser gelingt, als sie oft selber anfangs glauben. Meist entscheidet dabei freilich nicht das Schwert, sondern das Gold, das sie am rechten Flecke auszugeben wissen; während die Franzosen in den letzten Jahren, namentlich im nordwestlichen Afrika und auf Madagaskar zwar sehr erhebliche Gebietserweiterungen vorgenommen haben, diese aber in keiner Weise auszunutzen verstehen, sodaß jeder neue Erwerb nur eine Belastung des Staatssäckels bedeutet. Selbst Algier, mit seinen reichen Bodenschätzen und seiner günstigen Lage, bleibt fortdauernd „passiv"; d. h. es kostet mehr als es bringt. Mit dieser Besiedelungspolitik ist trotz der im Einzelnen entwickelten Schneidigkeit also nicht viel Staat zu machen; ja man kann sich den Zeitpunkt denken, wo sie sich als unerträglicher Ballast an der französischen Gesamtpolitik wird zeigen müssen.

Diese Empfindung mag man freilich in England schon jetzt mitunter haben — so groß und zahlreich sind die Schwierigkeiten, die es fortwährend gilt zu überwinden, und die sich, der Natur der Sache nach, in dem Maß häufen, als auch andere Nationen ihren Anteil an außereuropäischem Einfluß verlangen. Die Verkehrsmittel aller Art verbessern sich unterdessen rasch, sodaß politische Überrumpelungen immer wahrscheinlicher werden, und der Gang der Ereignisse fortwährend nach allen Seiten hin die gespannteste Aufmerksamkeit verlangt. Besonders unangenehm werden die Engländer z. Zt. von den Vorgängen in Nordwest-Indien berührt, wo die, in jedem einzelnen Fall geschlagenen Afridis, dank der schwierigen Natur des Geländes, doch solange Widerstand geleistet haben, bis der in den Bergen mit Macht hereinbrechende Winter die Briten zum einstweiligen Rückzuge zwang. Nebenbei sollen sie auch militärische Fehler begangen haben. Dies wird jedoch wohl nur von Sachverständigen an Ort und Stelle beurteilt werden können. Im Großen und Ganzen ist die Lage weder durch diesen vorübergehenden Mißerfolg noch durch die inzwischen ausgebrochenen Aufstände in Beludschistan wesentlich geändert worden. Im Frühjahr wird der Kampf gegen die Grenzstämme in Afghanistan erforderlichen Falles wieder aufgenommen und dann wohl auch siegreich beendet werden. Man darf hier eben nicht nach Tagen und Wochen urteilen wollen, sondern muß mit Jahren, ja unter Umständen auch nach Jahrzehnten rechnen. An diesem Maßstab gemessen, zeigt die britische Herrschaft in Indien, bis jetzt ein ununterbrochenes Vorschreiten, und noch lassen sich Anzeichen beginnenden Verfalles nicht entdecken. Auf die Fortschritte der Russen von Nordwesten her ist nicht so viel zu geben, als man gewöhnlich thut, das haben wir schon oft betonen müssen und wiederholen es hier, weil jede britische Schlappe einem großen Teil der europäischen Presse erwünschten Anlaß bietet, um den Engländern mit dem russischen Wauwau zu drohen. Daß die Dinge sich in Zukunft einmal ernst gestalten können, bestreiten wir nicht; dies setzt jedoch eine innere Entwickelung Rußlands und einen Fortschritt in der Besiedelung Mittelasiens*) voraus, die sich beide

*) Über die Fortschritte Rußlands in Mittelasien und Sibirien giebt ein von Generalmajor z. D. Krahmer verfaßtes Buch: Sibirien und die große Sibirische Eisenbahn (Leipzig, Zuckschwerdt & Co. 1897) recht gute Auskunft. Wir empfehlen es jedem, der sich über den jetzt mit



nicht aus der Erde stampfen lassen, sondern sehr viel Zeit verlangen. Einstweilen ist alles noch in den Anfängen begriffen. Die Engländer haben Muße genug, sich zur Verteidigung vorzubereiten. —

Die unglücklichen Sprachenverordnungen des Grafen Badeni haben in West-Österreich eine Lage geschaffen, die, wenn man es so ausdrücken darf, aus einer Sackgasse in die andere führt, und jede Hoffnung, einen Ausweg zu finden, immer wieder erbarmungslos vernichtet. Solange ist jedenfalls an keine günstige Wendung zu denken, als die Regierung, mag sie von Polen oder von Deutschen geleitet werden, dabei bleibt, die Tschechen mehr oder weniger als „ungezogene Lieblinge" zu behandeln, d. h. wenn auch nicht zugestandenermaßen, immer wieder für sie und gegen die Deutschen Partei zu ergreifen. Statt die Sprachenverordnung, wie er das doch sehr wohl könnte, einfach aufzuheben, und auf die gesetzliche Regelung im Reichsrat zu dringen, hat Herr von Gautsch sie zunächst an den böhmischen Landtag verwiesen, bei dessen Zusammensetzung auf ein positives Ergebnis von vornherein nicht gerechnet werden durfte. Thatsächlich ist es ja auch nur zur Erneuerung der von Wien sattsam bekannten Skandalszenen gekommen. Was der Statthalter Graf Coudenhove im Namen der Regierung vorschlug, konnte weder die Deutschen noch die Tschechen zufrieden stellen, weil es dem Einen zu wenig bot und von den Anderen, ihrer Meinung nach, zu viel verlangte. Diese Erfahrung wird sich aber beständig wiederholen. Wenn die Deutschen auch bereit wären, unter Umständen gewisse Zugeständnisse zu machen, so ist bei den Tschechen im Ernst daran garnicht zu denken. Unter der Gleichberechtigung, die sie heuchlerisch vorschieben, wollen sie in Wahrheit Alleinherrschaft verstanden wissen, und da der sehr einflußreiche s. g. konservative Großgrundbesitz, der in Wahrheit nur tschechisch feudal ist, im junkerlichsten Sinne des Worts, sie aus Abneigung gegen das bis jetzt allerdings überwiegende bürgerlich-liberale Deutschtum dabei unterstützt, so kann sich auch die Regierung, wie wir gesehen, zu keiner wahrhaft unparteiischen Haltung entschließen, sondern bleibt dabei, die Tschechen mehr oder weniger offen zu begünstigen. Dafür könnten zahllose Beispiele im Großen und im Kleinen beigebracht werden, und da dies Jedermann in Böhmen weiß, so haben es die Tschechen leicht, sich einen Vers daraus zu machen, und bestehen natürlich hartnäckig auf ihrem Schein. Auch die neuen Sprachverordnungen, die nach den Erklärungen des Statthalters im Februar veröffentlicht werden sollen, werden sicherlich dieses Gepräge tragen, und der aussichtslose Streit sich weiter spinnen. Etwas Unglücklicheres kann es vom Standpunkt der österreichischen Staatsgedanken, wie von dem des deutschen Nationalinteresses, aber garnicht geben. In dem einen wie in dem anderen Sinn muß das Aufkommen einer „Germania irredenta" in Österreich verhindert werden, denn die habsburgische Monarchie würde ohne die Deutschen der Barbarei verfallen; wir aber können sie in unserem Reichsverbande unter keinen Umständen brauchen. Fährt man in Österreich nun fort, die Deutschen hinter Tschechen und Slaven überhaupt zurückzusetzen, so ist das das sicherste Mittel, sich mit der Zeit eine solche „irredenta" groß zu ziehen, während es umgekehrt nur gerechter Behandlung bedarf, um die altüberlieferte gut österreichische Gesinnung zu behalten. Daß man dies in Wien übersieht, ließe sich nicht verstehen, wenn Österreich nicht eben das „Land der Unbegreiflichkeiten" wäre.

Wenn es sich beim Fall Dreyfuß, wie er Frankreich seit Monaten in Athem erhält, ursprünglich nur um die verletzte Eitelkeit des Judentums gehandelt hat, das sich die Verbannung eines der Seinigen auf die „Teufelsinsel" um keinen Preis gefallen lassen wollte, so stehen jetzt offenbar noch weit größere Gegensätze im Kampf mit einander. Das Judentum will sich mit der „Revision" des Prozesses Dreifuß allein nicht mehr begnügen; es strebt darnach, sich auf diesem Wege die Republik ganz und gar zu unterwerfen, namentlich aber das im Heer lebendige Nationalgefühl zu demütigen und zu brechen. Nur so läßt sich der Vorstoß gegen die Generale erklären, zu dem sich Emil

---

verstärkter Schnelligkeit weitergeführten Bahnbau, wie auch über die militärische Machtentfaltung Rußlands in Asien, die Besiedelung der längs der Bahn liegenden Landstrecken u. s. w. unterrichten will. Vgl. auch das in demselben Verlage erschienene Werk: Transkaspien und seine Eisenbahn von O. Heyfelder. Pr. Mk. 4. Die Schriftl.

Zola hergegeben hat, weil man sich von seinem berühmten Namen einen bedeutenden Eindruck verspricht und nun erwartet, daß die bevorstehenden Prozeßverhandlungen, denen die Regierung nicht ausweichen konnte, diesen Eindruck vertiefen werden. Ob und in wie weit diese Rechnung richtig ist, läßt sich trotz des furchtbaren Lärms, den die Judenpresse in aller Welt zu Ehren Zola's erhebt, noch nicht übersehen; denn auch an Gegenkundgebungen antisemitischer Art fehlt es keineswegs, noch beschränken sie sich auf Paris allein. Das ganze Land auch Algier ist in Mitleidenschaft gezogen, und die Parteien fangen an, sich der Sache zu ihren Wahlzwecken zu bedienen. Die äußerst bezeichnenden Einzelheiten des Dreifußhandels lassen sich hier, mit Rücksicht auf den Raum, nicht näher besprechen. An sich verdienen sie es jedoch sehr wohl; einen interessanteren Beitrag zur französischen Sittengeschichte der Gegenwart kann man sich garnicht denken: „Dreifuß" und „Panama" stehen auf derselben Höhe.

Die griechische Finanzüberwachung durch die Vertreter der Großmächte soll formell geordnet sein; doch hilft das über die leidige Thatsache nicht hinweg, daß die Anleihe, deren es zur sachlichen Regelung der Schuldverhältnisse des Landes bedarf, noch immer nicht hat abgeschlossen werden können. Ebenso wenig ist der zum Schatten gewordene Gouverneur von Kreta gefunden worden. Nächstens wird es in Europa Niemand geben, dem man dieses Amt nicht angeboten hätte. Wer den Posten jetzt noch „annimmt", erreicht damit nichts, als sich lächerlich zu machen.

In der inneren deutschen Politik ist es augenblicklich sehr still und das darf im Allgemeinen als ein gutes Zeichen gelten namentlich jetzt, wo wir uns den Wahlen zum preußischen Landtag und Reichstag nähern. Je weniger Erregung zu solchen Zeiten herrscht, desto bessere Aussichten pflegen sich den positiven Parteien zu eröffnen, die als solche nicht von der bloßen Hetze leben, sondern ernsthaft sachliche Ziele verfolgen und deshalb natürlich stets Gefahr laufen, mit den „Wählern" und „Machern", denen es nur um Augenblickserfolge zu thun ist, an einander zu kommen. Je schmaler die Fläche ist, die sie ihnen dabei bieten, desto besser, und eben jetzt, w. g. wissen sie nicht recht, woran sich zu hängen. Trotzdem bieten sie natürlich alles auf, um aus jeder Mücke einen Elefanten zu machen, und scheuen zu diesem Zwecke selbst vor offenen Entstellungen und Unwahrheiten nicht zurück. Nur in diesem Sinn seien hier die dreitägigen Verhandlungen des Reichstags, über das durch das vertrauliche Rundschreiben des Grafen Posadowski angeblich bedrohte Koalitionsrecht der Arbeiter erwähnt. Die Sozialdemokraten und die Freisinnigen hoffen sich daraus ein geeignetes Wahlstichwort zu schaffen, geben damit aber nur zu, daß es ihnen bis jetzt an einem solchen fehlt. Kurz vor der entscheidenden Kraftanstrengung ist das aber vom Standpunkt der grundsätzlichen Opposition eine bedenkliche Lage, und alle Preßrenommistereien helfen darüber nicht hinweg. Den Freisinnigen dürfen diese übrigens nicht einmal vorgeworfen werden. Die Haltung ihrer Organe ist im Allgemeinen zahmer und kleinlauter, als wir sie je gekannt und beginnt von der Hoffnungsfreudigkeit des verflossenen Herbstes merkwürdig abzustechen. Das alles aber muß mehr und mehr auf die Wirkung der Flottenvorlage zurückgeführt werden, die die liberalen Geschäftskreise dermaßen für sich einnimmt, daß sie die Thätigkeit der gewohnheitsmäßigen „Nörgler" förmlich lähmt. Von öffentlichen Gegenkundgebungen ist jedenfalls nichts zu spüren und selbst bei der Etatsberatung im preußischen Abgeordnetenhause haben „die um Richter" die Sache nur flüchtig gestreift. In Zentrumskreisen hat sich etwas mehr Neigung zum Widerstande gezeigt, überwiegend aber doch in recht lahmer, unsicherer Weise. Nur in Mainz haben die dortigen Zentrumsdemokraten einen „schärferen Ton geredet." Darauf freilich bleibt man im Zentrum einstweilen noch bestehen, daß von einem Flottenseptennat keine Rede sein dürfe, weil der Reichstag sich damit „binden" und seine eigenen Rechte beeinträchtigen würde. Wenn sich die Regierung aber nicht einschüchtern läßt, sondern bei dem, was sie für notwendig und richtig hält, unerschütterlich beharrt, so wird mit Hülfe einiger formalen Zugeständnisse auch dieses Bedenken wohl über-

wunden werden können. So viel ist gewiß, daß Zentrum, Freisinnige und Sozialdemokraten nicht die mindeste Lust haben, die Flottenfrage in den Wahlkampf herein zu ziehen; folglich darf sich die Regierung im Notfall vor der Auflösung des Reichstags nicht scheuen. Wie die Dinge jetzt liegen, würde sie die Flottenverstärkung sehr wohl zum Schlagwort machen können, um einen großen Teil der Wählerschaft unter diesem Banner zu sammeln. Schon jetzt scheinen, wenn nicht alles trügt, die Aussichten der Konservativen, die der Regierung entschlossen zur Seite stehen, erheblich gebessert, wenn es auch verfehlt wäre, hierüber ein endgültiges Urteil abzugeben. Wenn die Beziehungen der Partei zum „Bund der Landwirte" zeitweilig den Eindruck einer gewissen Spannung machten, so ist diese seitdem vollständig gewichen, wie schon die gemeinsame Aufstellung zahlreicher Kandidaten zum Reichstage zeigt. Ein sehr dunkler Punkt dagegen ist allerdings das Verhältnis zu den Deutschsozialen, das sich ohne die Schuld der Konservativen mehr und mehr zu einem förmlichen Kriegszustand entwickelt. Die Deutschsozialen sind eben eine radikale Agitationspartei geworden, der es als solcher vor allem darauf ankommt, die eigenen Reihen zu verstärken, und da ihnen die gesinnungsverwandte konservative Wählerschaft dabei als das bequemste Ernteseld erscheint, so lassen sie sich durch keinerlei Rücksichten sachlicher Art davon abhalten, in unsere Wahlkreise einzubrechen. Nur in ganz vereinzelten Fällen ist es bis jetzt zu einer Verständigung gekommen und die Zukunft wird darin schwerlich Besserung bringen, den Kampf vielmehr, aller Wahrscheinlichkeit nach, verschärfen. Daß dies nur zum Schaden des gemeinsamen Interesses der Rechten ausfallen kann, versteht sich von selbst. Eine sonst, w. g. garnicht ungünstige Lage kann hierdurch wesentlich verschlechtert werden. Jedoch alles Predigen nützt hier nichts; die Erfahrung allein wird das Fazit ziehen.

24. Januar 1898. E. Frh. von Ungern-Sternberg.

Sozialpolitik.

Im Reichstage haben mehrfache Verhandlungen über die Koalitionsfreiheit der Arbeiter stattgefunden. Der Streitgegenstand hat eine sehr weitgehende Bedeutung. Es handelt sich darum, wer den arbeitenden Ständen zu einem besseren Lose verhelfen soll, ob das Gesetz und der Staat von oben, oder ob das Gesetz und der Arbeiterstand von unten, d. h. mit anderen Worten, ob der Staat mittelst gesetzlicher Maßnahmen die Arbeitgeber zwingen soll, den Arbeitern höheren Lohn zu zahlen,. die Arbeitszeit zu mindern u. s. w., oder ob der Staat wiederum durch Gesetz den Arbeitern soviel Rechte einräumen soll, daß sie in der Lage sind, sich durch Vereinbarung ein besseres Los zu erkämpfen.

Die Arbeiter wünschen das Letztere. Sie wollen sich selbst ihr Los bestimmen, sie wollen den Arbeitgebern das Lohngesetz und die Fabrikordnung diktieren, sie möchten Zwangsgenossenschaften bilden, deren Vorstände den Arbeitgebern gegenüber als Vertreter der Arbeitermassen gelten. Dem Arbeitgeber soll gesagt werden können, für so und soviel Stunden Arbeit zahlst du so und soviel Lohn, mehr Stunden darfst du nicht arbeiten lassen und weniger Lohn darfst du nicht zahlen. Du darfst aber auch nicht den Arbeiter annehmen den du willst, also ihn dir aussuchen, sondern wenn du einen Arbeiter einstellen willst, so wendest du dich an den Vorstand der Gewerkschaft und er schickt dir den betreffenden Mann. Hast du ihn angestellt und bist du mit ihm unzufrieden, so darfst du ihn nicht ohne weiteres entlassen, sondern du mußt dich bei dem Gewerkschaftsvorstand beschweren, der dann das Nötige veranlaßt.

Denken wir uns einmal einen solchen Zustand praktisch, d. h. Arbeitgeber, welche sich auf diese Weise von einer Gewerkschaft kommandieren und reglementieren ließen, so gehörte doch auch weiter dazu, daß alle Arbeiter des betreffenden Arbeitszweiges der Gewerkschaft beitreten, sie würden gewissermaßen dazu gezwungen, denn da nur diejenigen

in die Fabrik eingestellt werden dürften, welche von der Gewerkschaft bestimmt wären, so ginge daraus von selbst hervor, daß diejenigen arbeitslos blieben, die nicht zur Gewerkschaft gehören; Koalitionsfreiheit heißt also nichts anderes als Koalitionszwang! Das Gesetz soll den Arbeitern gestatten, sich den Arbeitgebern gegenüber zusammenzuthun, wie sich die Arbeitgeber den Arbeitern gegenüber zusammenthun und bestimmte Festsetzungen treffen können, welche für alle einem Arbeitgeberverbande Zugehörige verbindlich sind. Aber die Kehrseite bedeutet, daß die Arbeitnehmer, wenn ihre Mehrzahl einen dahingehenden Beschluß faßt, sich samt und sonders in die Gewerkschaft eingliedern müssen, daß es dann also einen für sich alleinstehenden Arbeiter nicht mehr giebt.

Wenn man die Sache rein theoretisch betrachtet, so kann man nicht sagen, daß sie unbedingt verwerflich ist. Ordnung und Gliederung sind im Grunde konservative Grundgedanken. Nehmen wir einmal an, es würde ein Gesetz erlassen, welches eine solche Gliederung der Arbeiterschaft vorschriebe, dann müßte es bestimmen, daß derjenige, welcher in einer bestimmten Berufsart thätig wäre z. B. bei Bauten oder in einer Fabrik, sich einer Gewerkschaft anzuschließen hätte. Nach den Satzungen dieser Gewerkschaft wird festgesetzt, wie er im Anfang die Arbeit richtig erlernt, wie seine mechanische und auch seine geistige Fortbildung sich regelt, wie lange seine Arbeitszeit dauert, welchen Lohn er erhält u. s. w. Dabei könnte der Gewerkschaft auch die Fürsorge dafür aufgetragen werden, daß er angemessen (nicht in schlechten Schlafstellen) wohnt und sich gut führt mit der Verpflichtung ihn auszustoßen, wenn er faul und unpünktlich ist oder ein unsittliches Leben führt. Dementsprechend müßte dann die Gliederung der Gewerkschaft geregelt werden und zwar so, daß die Rechte der Mitglieder fest bestimmt abgegrenzt werden. Aus der geordneten Wahl der Mitglieder gingen der Vorstand, der Kassenführer und die sonstigen Beamten der Gewerkschaft hervor, ein Kommissar der Staats- oder Kommunalbehörde hätte die Aufsicht zu führen und zuzusehen, daß alles, was in der Gewerkschaft geschähe, nach Recht und Gerechtigkeit zuginge, auch könnte einem Deputierten des entsprechenden Arbeitgeberverbandes eine einflußreiche Beteiligung zugesichert werden. Wir haben ja nicht nur eine sozialdemokratische, sondern auch eine christliche, katholische wie evangelische Arbeiterschaft und es brauchte durchaus nicht von vornherein für ausgeschlossen zu gelten, daß derartige Satzungen und Bestimmungen von christlichem Geiste getragen wären.

Daß eine Vertretung der Arbeiter den einzelnen Arbeiter bestimmt, welcher die betreffende Arbeit dem Arbeitgeber zu verrichten hat, kommt auch auf anderen Gebieten vor. Nehmen wir einmal die Diakonisse als Beispiel. Eine Kirchen- oder die bürgerliche Gemeinde, welche ein Krankenhaus eingerichtet hat, bittet das Diakonissenhaus, ihr so und soviel Diakonissen zu schicken. Das geschieht. Die Gemeinde darf sich die einzelnen Diakonissen nicht aussuchen, sondern sie muß diejenigen nehmen, welche ihr das Mutterhaus zuschickt, und sie muß es sich gefallen lassen, wenn das Mutterhaus eine Schwester, mit der sie sehr zufrieden ist, abberuft und durch eine andere ersetzt, die ihr nicht so gut gefällt. Auch die Diakonisse hat kein Selbstbestimmungsrecht. Sie kann nicht sagen, „ich will auf die und die Station gehen" und ebenso wenig „auf der Station gefällt es mir nicht, ich will wieder in das Mutterhaus zurückkehren oder mir eine andere Station aussuchen, oder ich will, trotzdem das Mutterhaus meine Rückkehr wünscht, auf der Station verbleiben." Sie muß unbedingt und unweigerlich den Bestimmungen, welche das Mutterhaus über sie trifft, Folge leisten. Das geschieht auf dem Gebiet der Innern Mission — will man es als an und für sich für verwerflich bezeichnen?

Aber die Verhältnisse sind eben verschieden; was hier paßt, wäre dort ganz verkehrt. Der Fabrikbesitzer kann seinen Betrieb nicht richtig führen, wenn er nicht eine bestimmte Disziplinargewalt über seine Arbeiter ausübt, wenn er den Lohn nicht nach der Leistung bestimmen kann, wenn es nicht in seiner Hand liegt, im Allgemeinen oder der augenblicklichen Geschäftslage entsprechend, die Arbeitszeit u. s. w. zu regeln. Mit einer Arbeiterschaft, die nicht von ihm bis zu einem gewissen Grade abhängig ist, kann er nichts leisten. Das Gesetz kann zwar bestimmte Vorschriften erlassen, welche den Mißbrauch der Arbeitgebergewalt hindern, aber der Gesetzgeber ist eben der Staat, dem sich

alle fügen müssen. Steht dem Arbeitgeber aber die Gewerkschaft als Gesetzgeber gegenüber, so werden dadurch Zustände herbeigeführt, welche wenigstens für unsere deutschen Verhältnisse als unmöglich bezeichnet werden müssen. Denken wir uns einmal, die Dienstmädchen schlössen sich zu einem Arbeiternehmerinnenverband zusammen, bildeten eine Gewerkschaft, die Hausfrau könnte sich nicht mehr diejenige Köchin auswählen, die ihr paßte, sondern sie müßte sich diejenige nehmen, welche ihr von der Gewerkschaft zugeführt würde. Sie könnte sie auch nicht wieder entlassen, sondern müßte erst bei der Gewerkschaft Klage führen und deren Entscheidung abwarten, welche Zustände würden daraus entstehen? Es würde das umgekehrte Verhältnis eintreten wie bisher, nicht die Dienstherrschaft würde das Bestimmungsrecht haben, sondern der Dienstbote. Beispielsweise würde die natürliche Folge sein, daß die Gewerkschaft bestimmte, wie oft das Dienstmädchen ausgehen und wie lange sie ausbleiben dürfte. Die Dienstherrschaft hätte dabei nichts mehr zu sagen, sie müßte sich inbezug auf ihre Geselligkeit und auf die Tage, an welchen sie Gäste bei sich sehen dürfte, nach den Vorschriften der Gewerkschaft richten, die auch vielleicht darüber zu bestimmen hätten, was und zu welchen Zeiten der Dienstbote zu arbeiten verpflichtet, bezw. nicht verpflichtet wäre. Dadurch würde das natürliche Gesetz, welches zu allen Zeiten und in allen Landen gegolten hat, umgestoßen, daß nämlich derjenige, welcher die Arbeit vergiebt und bezahlt, auch darüber zu bestimmen hat, wie sie geleistet werden soll. Dieses Gesetz beruht nicht nur auf der Machtfrage, sondern es hat auch einen tieferen, einen ethischen Grund. Der Regel nach besitzt derjenige, welcher die Arbeit vergiebt und bezahlt auch einen höheren Bildungsgrad als derjenige, welcher sie leistet und den Lohn dafür empfängt. Natürlich giebt es Ausnahmen. Der Buchhändler, welcher das Honorar zahlt, ist nicht immer gebildeter als der Schriftsteller, welcher das Buch schreibt, der Künstler, durch welchen der Millionär das Antlitz seiner Gattin verewigen läßt, kann ein hochgebildeter Mann, der Millionär ursprünglich aus den untersten Schichten hervorgegangen sein, aber Schriftsteller und Künstler sind, wenn sie auch der Hand zu ihrer Arbeit bedürfen, doch nicht Hand-Arbeiter im eigentlichen Sinne des Worts und bis jetzt liegt die Sache doch so, daß der Handarbeiter im Durchschnitt auf der untersten Bildungsstufe steht Es würde also solche Gewerkschaftsordnung dahinführen, daß nicht mehr Bildung die Unbildung regierte, sondern umgekehrt, und dadurch würde thatsächlich unsere Kultur herabgedrückt werden. Es läge aber auch eine Ungerechtigkeit darin. Bildung kann nicht einfach ererbt, sie muß erworben, d. h. erarbeitet werden. Der Handarbeiter bringt zunächst in die Arbeit nur seine körperliche Kraft mit, er bedarf zunächst keiner besonderen Lehrzeit und selbst dann, wenn das der Fall ist, erhält er schon Lohn, wenn auch einen geringeren als später. Der Erwerb höherer Bildung ist dagegen ausnahmslos an eine jahrelange Vorbereitungszeit geknüpft, während welcher nicht nur der Unterhalt aus der eigenen Tasche bestritten werden muß, sondern auch für den Unterricht, für die Lehr- und Lernmittel ein bedeutenderer Geldaufwand erfordert wird. Im Heer, in der Marine, in allen Zweigen des Beamtenstandes tritt derjenige, welcher eine höhere Bildung erworben und diesen Erwerb durch Ableistung von Prüfungen nachgewiesen hat, in eine vorgesetzte und daher befehlende Stellung zu dem Mindergebildeten. Sollen Gewerbe und Handarbeit von dieser, durch die natürlichen Verhältnisse gerechtfertigten Regel eine Ausnahme bilden?

Und wenn man von alle dem absehen wollte, glaubt man wirklich, daß sich die Sozialdemokratie einer Organisation der Gewerkschaften, welche durch Gesetz bestimmt wäre und die erforderlichen Cautelen enthielte, fügen würde. Daran ist gar nicht zu denken, das würde ihr ganzes System zerstören und gäbe einen Kampf bis aufs Messer. Eine derartige Organisation ist aber unumgänglich notwendig, um den einzelnen Arbeiter, welcher der Gewerkschaft beitreten soll, gegen die Tyrannei der Majorität zu schützen. Muß der Arbeiter Gewerkschaftler werden auf Staatsbefehl, so muß der Staat ihm auch den nötigen Schutz angedeihen lassen und das Gewerkschaftswesen selbst regeln.

Auf der andern Seite darf man nicht verkennen, daß bei der ganzen Arbeiterbewegung das Prinzip des laisser faire und laisser aller vom Übel ist. Läßt man die Dinge nach wie vor gehen, wie sie gehen, so können uns Gefahren entstehen, deren Trag-

weite wir noch gar nicht zu übersehen vermögen. Unsere Volkserziehung ist keine richtige. Wir entwickeln nach den besten Methoden das Denkvermögen der Volksschulkinder, wir bringen eine große Zahl derselben auf einen Bildungsgrad, der früheren Zeiten vollständig fremd war; dann überlassen wir aber die erwerbsarbeitende Jugend ihrem Schicksal und kümmern uns absolut nicht um sie. Was sie treibt, wie sie sich weiter entwickelt, ob sie zu ehrbaren und nützlichen Gliedern der menschlichen Gesellschaft heranwächst, oder sich den gröbsten Ausschweifungen und einem sittenlosen Lasterleben ergiebt, das kümmert uns nicht. Gesetzt aber auch, sie geht den rechten Weg, so entspricht dennoch die Existenz des modernen Arbeiters dem Fühlen und Denken nicht, welche wir dem Volksschüler staatsseitig anerzogen haben. Nun kommt noch für die allermeisten die Ausbildung im Heere hinzu. Sie ist doch nichts anderes als ein zweijähriges beständiges Lernen auf den allerverschiedensten Gebieten, sie besteht nicht nur im Erwerb körperlicher Fertigkeiten, sondern sie stellt sich auch als Weiterausbildung im geistigen Denken, im Erwerb einer ganzen Reihe von Kenntnissen dar. Das moderne Heerwesen erfordert Soldaten, welche nicht automatische Teile einer Masse sind, sondern selbstständig handelnde Einzelglieder. In Potsdam beim I. Garderegiment werden die Rekruten gleich in den ersten Tagen nach ihrem Diensteintritt spazieren geführt an den Schlössern vorbei durch die Gärten. Dabei giebt ihnen der Rekrutenoffizier die erforderlichen Erklärungen. Die ganze Tendenz geht dahin, den Verstand zu wecken und rege zu halten, und nun wird derselbe Mann nach seiner Entlassung als Arbeiter an die Maschine gestellt. Er soll ein willenloses Werkzeug in der Hand des Arbeitgebers oder des Werkmeisters sein, er soll nur arbeiten, was ihm vorgeschrieben wird und zumeist nur rein mechanische Verrichtungen vornehmen. Er arbeitet nicht an einem Ganzen, an dessen Zusammensetzung und Vollendung er sich freut, sondern er stellt immer und immer wieder rein mechanisch, zumeist als Diener der Maschine, Glieder dieses Ganzen, ja oft nur einen Teil eines solchen Gliedes her und immer denselben.

Dazu kommen ungesunde und unzureichende Wohnungsverhältnisse, eine über das Maß ausgedehnte Arbeitszeit und ein in Folgedessen nicht geordnetes Familienleben, er kennt weniger Familienglück als Familiensorge und -Last. Ferner fehlt ihm die geistige Nahrung; unsere Einrichtungen für Volkslesehallen und -Bibliotheken sind unzureichend, wären sie aber auch besser, so würde der Arbeiter doch keine Zeit haben, sie zu benutzen. In den meisten Fabriken dauert die Mittagspause nur eine Stunde und häufig genug wird bis in die Nacht hinein gearbeitet. Natürlich liegen die Verhältnisse vielfach anders und besser; aber häufig sind sie so; das ist nicht zu leugnen.

Diese Lage steht in einem gewissen Gegensatz zu der Vorbildung, welche der Arbeiter in seiner Kindheit und Jugend empfangen hat. Für das Leben, welches er demnächst zu führen hat, brauchten wir das Fühlen und Denken des Arbeiters nicht so auszubilden, wie wir es thatsächlich thun. Er würde glücklicher sein, wenn er weniger Bildung besäße, wenn seine Verstandskraft eine geringere wäre, er würde sein Los nicht so empfinden, nicht so unbefriedigt sein, wie er es der Mehrzahl nach heut zu Tage ist.

Aber können wir zurück? Will jemand wagen die Forderung aufzustellen, daß wir den Schulzwang aufheben oder den Stand der Schule herunter drücken sollen, und selbst wenn wir es sonst wollten, würden unsere militärischen Interessen es zulassen? Es ist für die weitere Zukunft durchaus nicht ausgeschlossen, daß wir einmal einen Krieg mit drei Fronten zu führen haben, und das ist nur möglich, wenn wir nicht nur die besten Waffen besitzen, die beste Taktik und Strategie entwickeln, sondern auch über ein Heer gebieten, das bis auf den letzten Mann herunter alle feindlichen an Intelligenz überragt.

Für diese Intelligenz bildet die Volksschule die Unterlage. Wollten wir sie aufheben oder ihre Leistungen herabmindern, so würden wir unserem Volk einen Teil seiner Wehrfähigkeit entziehen. Wir stehen also hier vor dem Dilemma; wie die Arbeiterfrage in der Zukunft zu lösen ist, das weiß noch niemand, und wer es zu wissen glaubt, der irrt sich. Auf der einen Seite dürfen wir der minderen Bildung nicht die Herrschaftsgewalt über die höhere zuerkennen. Das würde unsere Ordnungen und unseren Wohlstand im Innern



vernichten. Auf der andern Seite bedürfen wir heutzutage aber auch eines bestimmten Bildungsgrades in den unteren Schichten, einmal schon für die meisten Zweige der Erwerbsarbeit, sodann aber und vor Allem um unsere Verteidigungskraft nach Außen zu sichern und zu stärken. Wer nun diesen erforderlichen Bildungsgrad besitzt, der ist nicht zufrieden, rein mechanische oder immer nur niedere Arbeit zu verrichten, er will in seiner Entwickelung fortschreiten. Dieses Verlangen ist kein unberechtigtes; wird es nicht befriedigt, so entsteht Unzufriedenheit. Breitet sich diese Unzufriedenheit unter den Massen aus, so werfen sie sich schließlich den Umsturzparteien in die Arme. Das Manchestertum beruhte auf dem Individualprinzip; um die Schäden, welche es hervorgerufen hat, wieder abzuwenden, kehrte man am Ende des Jahrhunderts zum Ständeprinzip zurück, in dessen Beseitigung die französische Revolution und alles, was ihr folgte, das Heil sah. Die Krönung des auf dem Grunde des Individualprinzips aufgeführten Gebäudes ist das allgemeine direkte und geheime Wahlrecht. Es stellte die breiten Massen den oberen und gebildeteren Schichten völlig gleich und emanzipierte sie von ihrem Einfluß. Jetzt schließen sich diese oberen Schichten wieder standesweise zusammen, zwar nicht mehr nach Geburts-, wohl aber nach Berufsständen, und wir können im Wesentlichen den Arbeiter nicht hindern, ein Gleiches zu thun. Soweit wir ihn aber hindern, erwecken wir in ihm das Gefühl, daß wir ihm Unrecht thun und vermehren dadurch seine Erbitterung.

Was sollen wir thun? Uns unter die Zwangsherrschaft der Massen stellen, können wir nicht, und die Unzufriedenheit und Erbitterung derselben immer weiter und weiter andauern und sich ständig vermehren lassen ebensowenig. Der einzige Ausweg ist, das wirklich Berechtigte in den Klagen der unteren Schichten zu beseitigen und Einrichtungen zu treffen, welche dazu verhelfen, daß der Lebensgang der erwerbsarbeitenden Jugend einen normalen Verlauf nimmt. So lange die Erde steht, hat es immer Schäden gegeben und Zustände, welche reformbedürftig waren; auch die Notstände, mit denen wir zu kämpfen haben, lassen sich beseitigen, wenn wir nur mit Verständnis, Mut und Kraft an die Reform herangehen wollen. Deutschland hat noch viele Bauplätze, auch vor den Thoren seiner Städte, und daher läßt sich bei gutem Willen die Wohnungsnot beseitigen. Wenn wir nur das Vermieten ungesunder und überfüllter Räume verbieten wollten, so würde sich die Reform schon vielfach ganz von selbst machen. Viele Familienväter sind brotlos und wissen nicht, wie sie ihre Angehörigen ernähren sollen. Dagegen arbeiten Tausende von Müttern und Kindern in den Fabriken. Wir haben so viel Gesetze, welche in die persönliche Freiheit eingreifen, warum schreiben wir nicht vor, daß keine Frau und kein Kind in die Arbeit eingestellt werden darf, so lange Familienväter wegen Arbeitslosigkeit feiern müssen? Es ist nicht nötig, daß unsere Arbeiterjugend zuchtlos heranwächst, wir können Vätern und Vormündern das Gewissen schärfen; und wo das nicht hilft, ihnen die elterliche Gewalt entziehen, um sie Andern zu übertragen, welche sie besser anzuwenden wissen, wir können den Minderjährigen, welche am fremden Ort in der Erwerbsarbeit stehen, Ortsvormünder bestellen, welche sie überwachen und Ausschweifungen nicht dulden. Das und vieles anderes könnte und müßte geschehen, und wenn es geschieht, so muß aus dem kommenden Geschlecht eine Arbeiterschaft heranwachsen, die vernünftige Einsicht genug haben wird, um zu wissen, daß der sozialdemokratische Zukunftsstaat sich niemals verwirklichen kann, daß sie am besten und sichersten unter unseren vaterländischen Ordnungen ihr Brot und ihre Interessen gewahrt findet, und der wir dann auch auf wirtschaftlichem Gebiet dieselben Rechte und Freiheiten einräumen können, die wir ihr auf politischem leider viel zr früh gewährt haben.

23. Dezember 1897. C. von Massow.

Kolonialpolitik.

Die am 13. Januar im prächtigen Saale des Kaiserhofes abgehaltene Versammlung von Vertretern des Handels, der Industrie, des Groß- und Kleingewerbes hat

einen glänzenden Verlauf genommen; sie war überaus zahlreich besucht und gestaltete sich zu einer mächtigen **Kundgebung für die Vermehrung unserer Kriegsflotte.** Die Teilnehmer, die zum großen Teil lediglich um der Versammlung beizuwohnen, aus ganz Deutschland herbeigeeilt waren, legten ein einmütiges Zeugnis dafür ab, daß die überwiegende Mehrzahl der Handelskammern, der wirtschaftlichen Vereine, der Gewerbtreibenden mit der Haltung der Regierung in der Flottenfrage vollständig übereinstimmt. Die beiden Hauptredner: Hr. Woermann (Hamburg) und Hr. Bueck (Berlin) wurden ihrer Aufgabe, die Bedeutung der Kriegsflotte für Handel und Gewerbe, sowie die Möglichkeit, die Kosten der Flottenvermehrung dem deutschen Volke ohne erhebliche Mehrbelastung aufzuerlegen, durchaus gerecht, wenn sie auch nicht gerade viel neues vorbringen konnten.*) Eine am Schluß der vom bayrischen Reichsrat Haßler geleiteten Versammlung einstimmig angenommene Resolution spricht sich für die Verstärkung unserer Seemacht aus und schließt mit den Worten: „Die versammelten Vertreter von Handel, Schiffahrt und Industrie, von Groß- und Kleingewerbe erklären es hiernach als ein nationales Bedürfnis, daß die geplante Ausgestaltung der deutschen Seemacht zur Annahme und gesicherten Durchführung gelange." Man kann ohne weiteres zugeben, daß von denen, welche die Resolution angenommen haben, eine nicht unbeträchtliche Zahl kein vollständig klares Bild des Inhalts hat, sondern lediglich dem Schlagworte der Führer und Rufer im Streit gefolgt ist; aber es ist doch interessant, daß gerade aus liberalen Kreisen, denen die Teilnehmer der Versammlung der Mehrzahl nach angehören, eine Kundgebung erfolgen konnte, die sich scharf gegen die negierende Richtung der Deutschfreisinnigen und der linksstehenden Hälfte des Zentrums richtet. Auf welchen Teil des „Volks" wird sich nun Hr. Richter berufen, wenn die Flottenvorlage von der Kommission und im Plenum des Reichstages beraten wird? Die Opposition verliert denn auch augenscheinlich von Tag zu Tag an Boden und es wird wahrscheinlich für sie sich nicht mehr darum handeln, die Flottenvorlage zu Fall zu bringen, sondern sich selbst einen halbwegs verständigen Rückzug zu sichern. Es würde freilich falsch sein, sich schon jetzt in Sicherheit zu wiegen; die interessierten Kreise, besonders auch die über ganz Deutschland verstreuten Abteilungen der Dt. Kolonialgesellschaft werden vielmehr gut thun, in der so erfolgreich

---

*) Zur Orientierung über die Flottenfrage sind — abgesehen von den im Dezemberheft 1897 genannten Brochüren ꝛc. — auch geeignet:

1. **Die Seeinteressen des Deutschen Reichs.** Zusammengestellt auf Veranlassung des Reichs-Marine-Amts. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn) 1898. — Diese in den letzten Wochen viel genannte Denkschrift bringt an der Hand eines großen, zum Teil hier und da zerstreut veröffentlichten Materials eine ausgezeichnete, oft überraschend wirkende Darstellung der Entwickelung der wirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zum Auslande, namentlich hinsichtlich der Interessen Deutschlands auf und über See. Die Überschriften der einzelnen Abschnitte lauten: Bevölkerung, Einwanderung, Auswanderung; Außenhandel, speziell Seehandel; Schiffahrt; Rhederei, Schiffsbau, Hafenanlagen; Hochseefischerei; deutsche Kolonieen; deutsche Interessen über See; Vertretung der deutschen Handelsinteressen im Ausland; Vergleich der Kriegsflotten von England, Frankreich, Rußland, Italien, Vereinigte Staaten, Japan, Deutschland 1883 bis 1897. — **Die Denkschrift ist für jeden, der einen Einblick in die maritimen Verhältnisse Deutschlands erlangen will, ein unentbehrliches Hilfsmittel.**

2. **Deutschland zur See.** Eine historisch-politische Betrachtung von Dr. **Dietrich Schäfer** (Jena, G. Fischer). 1897. Pr. Mk. 1,—. — Eine sehr gewandte und energisch geschriebene Brochüre, in der der Verfasser, Professor der Geschichte in Heidelberg, den historischen Beweis führt, daß unsere Kriegsflotte vermehrt und verbessert werden muß, wenn Deutschland weiter zu den führenden Völkern der Welt gehören will. Die Schrift ist auch besonders geeignet, Lehrern der Geschichte an Gymnasien ꝛc. als Hülfsmittel für den Unterricht zu dienen. Noch mehr an wissenschaftlich gebildete Kreise wendet sich ein in der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre zu Berlin am 14/12. 97. gehaltener Vortrag:

3. **Die Bedeutung des Seeverkehrs für Deutschland** von Dr. E. **von Halle**, Privatdozent. (Leipzig, Duncker u. Humblot.) 1898. Pr. Mk. 0,60, in welchem der Verfasser — auch unter Hinweis auf die nicht gerade große Kenntnis der Deutschen in betreff der Weltgeschichte, welche die See zum Mittelpunkte hat — warm für ein kräftiges Eintreten Deutschlands in eine Weltmachtpolitik sich ausspricht. Der Verf. polemisiert gegen Oldenbergs Ausführungen auf dem letzten evangelisch-sozialen Kongreß (Leipzig) und legt der Steigerung des Ausfuhrhandels im Verhältnis zum Verfall der Landwirtschaft eine, wie mir scheint, übertriebene Bedeutung bei.



begonnenen Agitation für die Vermehrung unserer Flotte nicht nachzulassen, sondern sie in womöglich verstärkter Weise fortzusetzen.

Zweifellos ist der Umschwung zu Gunsten der Flottenvorlage, wenigstens teilweise, dem thatkräftigen und geschickten Auftreten unseres Auswärtigen Amts an der chinesischen Küste zu verdanken. So sehr auch das nationale Bewußtsein unserer Landsleute noch hinter dem unserer westlichen Nachbarn oder gar der Engländer zurücksteht — so stark ist es doch, um dem von der Regierung gegebenen Anstoß zu folgen, wenn nur ein entschiedener Wille sich zeigt. Gerade hieran hat es in den letzten Jahren sehr gemangelt und deshalb das Aufatmen aller Patrioten, als die Besetzung von Kiaotschau bekannt wurde. Hoffentlich zeigt die Regierung nun auch bei der Weiterführung der chinesischen Angelegenheit die gleich geschickte Hand. Mit Recht bemerkt die Dt. Kolonialzeitung vom 20. Januar d. Js., es werde dort nicht ohne gewisse Aufwendungen abgehen, auch eine Verwaltung müsse eingerichtet werden, aber man habe es auf der Halbinsel Shantung im Gegensatz zu unseren übrigen Kolonieen im ganzen mit bekannten Verhältnissen zu thun, und es würde deshalb verhältnismäßig leicht sein, praktisch und möglichst einfach vorzugehen. Man kann hinzusetzen: es wird möglich sein, den Unternehmern und Kaufleuten in Kiaotschau freie Hand zu lassen und sie mit büreaukratischen Plackereien zu verschonen. Schon jetzt große Zukunftsbilder zu malen, wäre wenig angebracht. Zunächst muß man abwarten, welchen Erfolg Prinz Heinrich haben wird, wenn er an der Spitze einer deutschen Mission in Peking erscheint. Eines mag aber hier hervorgehoben werden: Die Bedeutung der Bucht von Kiaotschau für unser in den ostasiatischen Gewässern stationiertes Geschwader. Bisher mangelte unseren dort sich aufhaltenden Kriegsschiffen jeder Stützpunkt und jede Möglichkeit, im Kriegsfalle im sicheren Hafen Kohlen einzunehmen — durch die Besitznahme von Kiaotschau hat sich die Sachlage mit einem Schlage geändert. Ein eisfreier, leicht zu befestigender Hafen mit guter, brauchbarer Steinkohle in größter Nähe ist, im Falle kriegerischer Verwicklungen, eine vortreffliche Zufluchtsstätte für deutsche Handelsschiffe und ein Ausgangspunkt für unsere Kriegsschiffe in den ostasiatischen Gewässern, die von ihm aus im gegebenen Augenblick vorbrechen und feindliche Kriegsschiffe angreifen, die feindliche Handelsflotte schädigen können. Die Machtstellung Deutschlands in Ostasien ist durch die Besitznahme der Bucht von Kiaotschau gebessert, die Aussichten für den Handel sind günstiger geworden, und die nächstbeteiligten Kreise haben die Bedeutung der Aktion auch sofort begriffen. Die Hamburg-amerikanische Packetfahrtgesellschaft wird eine Dampferlinie nach China einrichten und möglicherweise in enge Verbindung mit dem Bremer Lloyd treten, um mit diesem gemeinsam einen 14tägigen Verkehr nach Ostasien zu eröffnen. Vorbedingung für das letztere ist allerdings, daß der Reichstag der ihm in dieser Tagung wieder vorgelegte Dampfer-Subventionsvorlage zustimmt. —

Gleich stark wie die Versammlung am 13. Januar war auch die von der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft ebenfalls im Kaiserhofe am 14. Januar abgehaltene „Sitzung“ besucht, in welcher der Landeshauptmann, Major Leutwein über Deutsch-Südwestafrika einen Vortrag hielt. Als ich eine Viertelstunde vor Beginn der „Sitzung“ den Saal betrat, war er vollständig gefüllt, nur mit Mühe gelang es mir, einen Stehplatz zu erwerben und Hunderte kehrten vor der Thür wieder um, ohne Einlaß zu finden. Der Vortrag war interessant, weil Major Leutwein in frischer, anschaulicher Weise von Land und Leuten, besonders auch von seinen Erlebnissen während des Krieges mit Witbooi und 1896 berichtete; im zweiten Teile sprach er besonders über die Besiedelung des großen Gebiets. Daß das Land als Auswandererkolonie dienen könne, wies er überzeugend nach. Sowohl für Buren und Deutsch-Afrikaner, wie für Zuzügler aus der Heimat sei Platz; auch die ausgedienten Mannschaften der Schutztruppe eignen sich zu Ansiedlern. Das Schlimmste sei das Fehlen an ständigem Wasser, welches seinen Grund in den Mangel an Schnee u. s. w., besonders aber in dem starken Gefälle des Landes habe. Die Anlage von Thalsperren, um Wasserstauungen, Rieselungen zu ermöglichen, gehöre deshalb zu den wichtigsten Aufgaben. Im übrigen solle man nicht darauf warten, bis Ansiedler von selbst kämen, sondern die Regierung

selbst müsse die Besiedelung in die Wege leiten oder sie einer ganz uneigennützig arbeitenden Gesellschaft übertragen.

Auch die Frauenfrage in Südwest-Afrika wurde vom Major Leutwein berührt und als besonders wichtig bezeichnet. Es fehlt an unbescholtenen, tüchtigen deutschen Mädchen im Lande und die Folge ist, daß die dortigen Deutschen, namentlich auch die entlassenen Leute der Schutztruppe Mischehen mit farbigen Mädchen eingehen, die unbedingt zu verwerfen sind. Die Erfahrung lehrt, daß die farbige Frau nicht auf die Kulturstufe des Weißen gehoben wird, sondern den letzteren herabzieht. Wie bekannt, ist diese „Frauenfrage" mehrfach besprochen u. a. auch in der Sitzung des Vorstandes der Deutschen Kolonialgesellschaft in München im Juni 1897; hier wurden dem Präsidenten dieser Gesellschaft 5000 Mark für die Förderung der Übersiedelung deutscher Frauen nach Südwest-Afrika zur Verfügung gestellt. Die Sache ist jetzt, wie die Deutsche Kolonialgesellschaft offiziell mitteilt, so weit gediehen, daß, entsprechend einer mit Major Leutwein getroffenen Verständigung, Beihilfen an solche Bewerberinnen gewährt werden können, welche Bräute von in Südwest-Afrika weilenden Männern sind oder hinsichtlich welcher die Unterbringung im Schutzgebiete in einer von der Landeshauptmannschaft nachgewiesenen Stellung gesichert ist". Vorbedingungen sind Gesundheit, Unbescholtenheit, und daß Gelegenheit zur Überfahrt nach Swakopmund unter dem Schutz einer Familie gefunden wird*).

Für Südwest-Afrika wird jedenfalls viel davon abhängen, wie schnell der Bahnbau fortschreiten wird und ob es nun endlich zu dem Bau einer Mole in Swakopmund kommen wird; man kann nur dringend wünschen, daß der Reichstag die im Etat für beide Anlagen angesetzten Kosten bewilligt. Wenn man sieht, mit welcher Energie die Engländer an allen Ecken und Enden Eisenbahnen in das Innere von Afrika führen, so z. B. in Ägypten, dann von Mombas nach Uganda, in Südafrika nach Buluwayo, und welche enormen Summen hierfür verausgabt werden bzw. wie bereitwillig die Regierung Zinsgarantieen gewährt, und wenn man hiermit das Markten und Feilschen im Reichstage über geringe Summen vergleicht — so wird sofort klar, warum die englischen Kolonieen sich schnell entwickeln und die deutschen langsam. Interessant ist eine Mitteilung der Weser-Zeitung, nach welcher in der Walfischbay ein englischer Dampfer mit Eisenbahn-Material eingetroffen sein soll, um die Anlage einer 10 Kilometer langen Bahn von diesem Hafen bis zum sogenannten „harten Grunde" zu ermöglichen und den Weg in das Innere zu verbessern. Die Mitteilung scheint sehr der Bestätigung zu bedürfen, denn es ist nicht ersichtlich, was eine solche kurze Bahn nutzen soll, nachdem jetzt von Swakopmund aus die Bahn in das Innere in Angriff genommen ist. Einen Zweck würde jene 10 Kilometer lange Strecke doch nur haben, wenn sie an die deutsche Bahn angeschlossen würde, und hierzu wird unsere Regierung sicher ihre Zustimmung nicht geben. Übrigens scheint es jetzt auch mit dem Bau einer Eisenbahn von Lüderitzhafen (im Süden des Gebiets) nach dem Innern Ernst zu werden; wenigstens ist vom Verwaltungsrat der South African Territories Limited Beschluß gefaßt, den Bahnbau zu übernehmen. Diese Gesellschaft ist eine ausschließlich englische und wird zweifelsohne das ihrige thun, um deutschen Einfluß in der deutschen Kolonie zu unterdrücken. Ob die S. A. Territories wirklich die in dem Vertrage vom 20. 12. 1892 vorgeschriebene Erklärung, für welche als letzter Termin der 10. Januar d. Js. bestimmt war, abgegeben hat, ist nicht bekannt; sie muß, falls es geschehen ist, binnen drei Jahren mit dem Bahnbau beginnen und innerhalb 5 Jahren die erste Teilstrecke bis Aus oder Kubub eröffnen. Man kann vielleicht sagen: besser eine von Engländern gebaute Bahn, wie gar keine! Aber bedauerlich bleibt es doch, daß den in Südwest-Afrika „arbeitenden" Gesellschaften im Beginn unseres Jahrzehnts so riesige Zugeständnisse gemacht sind, ohne ihnen Verpflichtungen ernster Art aufzulegen. Mit der Rheinischen Missionsgesellschaft (Barmen) hat Major Leutwein ein, beide Teile — Regierung und Mission — befriedigendes Verhältnis herbeigeführt; die Reservate sollen den Eingeborenen als Besitz verbleiben und nur Missionen dürfen sich in Zukunft auf diesen Landesteilen ansiedeln. Wird man mit den Erwerbs-Gesellschaften

*) Anträge auf Gewährung der Beihülfe sind, unter Beifügung eines ärztlichen und eines Leumundzeugnisses an die Dt. Kolonialgesellschaft (Berlin W. Potsdamerstr. 22a) zu richten.



auch so leicht fertig werden? Schwerlich! Sie werden die ihnen mühelos zugefallenen Vorteile nicht leichten Kaufs hergeben.

Wie sich im übrigen die Lage in Südwest-Afrika gestalten wird, läßt sich noch nicht recht übersehen. Die Rinderpest hat im Hererolande nicht so stark gewütet, wie zu befürchten war, zum Teil in Folge der Impfungen u. s. w. Dagegen scheint sie im nördlichsten Teil des Schutzgebiets sehr heftig aufzutreten, und es ist nicht ausgeschlossen, daß der ganze Viehstand der Ovambo vernichtet wird. Die Berichte der Rheinischen Mission sprechen deshalb mit Recht von „Wetterleuchten im Ovamboland" und deuten an, daß die Erregung der im dunkelsten Heidenthum lebenden Bewohner sich gegen die Missionare kehren kann. Deutscher Einfluß ist dort, in dem entlegensten Teil des Gebiets, noch gar nicht zu spüren. Man kann nur bitten und hoffen, daß der Herr seine Diener schützt und auch hier, wie in Hererolande, Segen dem Unglück folgen läßt.

Ereignisse wichtiger Art sind aus den anderen Kolonieen nicht zu melden. In Kamerun ist die Kakaoernte auf den Pflanzungen beendet und hat ein günstiges Resultat ergeben. Leider sind die Arbeiter-Verhältnisse noch immer unsicher und stellen sich einer an sich erwünschten Ausdehnung der Arbeit entgegen. Merkwürdige Dinge spielen sich zur Zeit in der, nordwestlich an unser Togogebiet grenzenden sog. neutralen Zone ab. Unter dieser versteht man einen Landstrich, der sich nördlich der Einmündung des Dakkaflusses in den Volta über zwei Längen- und zwei Breitegrade hinzieht und in welchem auf Grund eines zwischen Deutschland und England 1888 getroffenen Abkommens von keiner dieser beiden Mächte irgend welche Besitzergreifungen vorgenommen werden dürfen. Nun soll, nach Meldungen englischer Zeitungen, ein englischer Kapitän mit 150 Haussaleuten in die neutrale Zone einmarschiert sein und Salaga, den wichtigsten Platz der Gegend, und andere Orte besetzt haben; auch in Gambaga, nördlich der neutralen Zone sollen sich die Engländer festgesetzt haben. Ist die Besitznahme von Salaga u. s. w. wahr, so bedeutet sie einen Vertragsbruch schlimmster Art. Der Ausschuß der deutschen Kolonialgesellschaft hat es mit Recht für seine Pflicht gehalten, am 10. Januar d. Js. eine Eingabe an den Reichskanzler zu richten, in der unter Darlegung der näheren Umstände auf die unseren Interessen drohende Gefahr hingewiesen und um Abhülfe gebeten wird. Die Eingabe schließt mit den Worten: „Für den Fall, daß den Eingangs wiedergegebenen Mitteilungen etwas Thatsächliches zu Grunde liegen sollte, hegen wir zu dem Leiter des Auswärtigen Amts die feste Zuversicht, daß er die erforderlichen Maßnahmen treffen werde, um die deutschen Interessen gegen die gewaltsame Schädigung zu schützen." Wenn in einzelnen Zeitungen die Ansicht ausgesprochen wurde, daß die „Salagafrage" unter Aufrechterhaltung unserer Rechte wohl geordnet werden würde, so ist diese Auffassung sehr optimistisch. Mit England ist nicht gut „Kirschen essen", sobald es sich darum handelt, ihm etwas wieder abzunehmen, was es einmal in Händen hat; man kann nur hoffen, daß es unsere Regierung auch in diesem Falle nicht an Energie fehlen lassen wird, um unsere wohlbegründeten Ansprüche auf Gleichberechtigung innerhalb der neutralen Zone durchzusetzen.

Am 24. Januar ist dem Reichstage die „Denkschrift über die Entwickelung der deutschen Schutzgebiete im Jahre 1896/97" zugegangen. Sie enthält, ähnlich den Denkschriften der letzten Jahre, manche recht interessanten Rückblicke und Übersichten und giebt ein im ganzen zutreffendes, wenn auch hier und da reichlich optimistisch gefärbtes Bild der politischen und wirtschaftlichen Lage der Kolonieen. Im Märzheft der A. K. Monatsschrift wird sich Gelegenheit finden, auf Einzelheiten der „Denkschrift" einzugehen.

25. Januar 1898. Ulrich von Hassell.

Kirche.

Noch immer ist es die preußische Generalsynode, mit welcher sich die Blätter am meisten beschäftigen, — allerdings in Verbindung mit der Landessynode in Hannover, welche im Dezember zur Beratung desselben Gehalts-Gesetzes, das auch die preußische als Hauptvorlage bekommen hatte, zusammenberufen, sich vor dem Fest vertagte, und

in diesem Januar nach Anhörung des Kommissionsberichtes und nach eingehenden und scharfen Debatten schließlich vor wenigen Tagen das Gesetz gegen eine starke Minorität angenommen hat. Charakteristisch war, daß es sich bei der Opposition, die in Hannover das Gesetz fand, in erster Linie um die Befürchtung handelte, daß die lutherische Landeskirche Hannovers mit der preußischen Union in zu nahe Berührung kommen würde dadurch, daß die Alterszulagenkasse, die von der Regierung und dem Landtage für ganz Preußen zu gründen ist, eine für ganz Preußen gemeinsame werden wird. Es war daher der Vorschlag gemacht worden, auch die höchstdotierten Stellen, die über 4800 Mark, mit in das Gesetz hineinzuziehen, wodurch die Mittel der Alterszulagenkasse so reichlich werden würden, daß eine eigne Kasse für die hannoversche Landeskirche eingerichtet werden könnte. Man sollte doch der Kraft des lutherischen Bekenntnisses mehr zutrauen, als daß es dadurch gefährdet erscheint, daß die vom Staate bewilligten Millionen durch eine Behörde nach gesetzlich festgelegten Grundsätzen verwaltet werden, welche die Alterszulagen nicht nur den Geistlichen in Hannover, sondern auch in den altpreußischen Provinzen übermittelt. Man kann daraus wieder einmal sehen, welche Gespenster sofort vor den Augen der außerpreußischen Lutheraner aufsteigen, wenn von der „preußischen Union" die Rede ist. Ich glaube, man darf getrost die Behauptung aufstellen, daß nicht viele Mitglieder der Hannoverschen Landessynode wissen, welche Rechtsverhältnisse in der preußischen Landeskirche bezüglich der Konfession und Union herrschen. Aber es ist ja freilich auch auf kirchlichem Gebiete schon längst nicht mehr Anstandserfordernis, daß man von den Dingen etwas versteht, über die man redet.

Wir verdanken diese Entwicklung der Macht der Phrase, die eine notwendige Begleiterscheinung des wachsenden Einflusses der Zeitung ist. Die Macht der Phrase hat man in den letzten Wochen besonders erfahren können gelegentlich der Beurteilungen der preußischen Generalsynode, über die wir heute noch eingehender, als es im Januarheft möglich war, berichten müssen. Die Synode hat in weiten Kreisen der kirchlichen und der gläubigen Leute eine sehr üble Spitzmarke erhalten. Man wirft ihr Schwächlichkeit und Halbheit, Byzantinismus, Laodizeeischen und dergleichen Geist vor. Ja, in einem streitbaren Blättchen war zu lesen, daß wir Synodalen, wenigstens die besseren unter uns — hoffentlich noch lange nicht den Stachel verlieren würden, der während der Synode in unser Gewissen gedrungen sei. — Prüfen wir unbefangen die kirchliche Arbeit, welche in den drei Wochen des November und Dezember geleistet ist. Zweifellos sind die beiden Kirchengesetze, welche die Synode angenommen hat, so wichtig, daß sie einen bedeutsamen Abschnitt in der Geschichte unserer Landeskirche bilden. Das eine betrifft die **Vorbildung der Geistlichen**. Den allgemeinen Klagen, daß dieselbe bisher keine genügende war und daß es insbesondere an einer richtigen Anleitung zur praktischen Führung des geistlichen Amtes fehlte, kam der Vorlage des Kirchenregiments entgegen, aus welcher die Synode, nach außergewöhnlich eingehenden Beratungen, einige Hauptpunkte angenommen hat. Wie gründlich die Verhandlungen der Kommission waren, kann man schon daraus ersehen, daß sich dieselbe aus 28 Mitgliedern zusammensetzte, von denen nicht weniger als elf Professoren der Theologie waren, und ein Professor soll ja nach bekannter Definition ein Mann sein, „der anderer Meinung ist." Der große Fortschritt, der gemacht ist, besteht in der Einrichtung des obligatorischen Lehrvikariates, d. h. es kann in Preußen künftig niemand mehr Pastor werden, der nicht ein Jahr lang unter der Leitung eines praktischen Geistlichen in die Hauptaufgaben des Amtes innerhalb der Gemeinde eingewiesen ist. Es ist das eine Art Anschauungsunterricht, der in Verbindung mit fortgesetzten wissenschaftlichen Studien von großem Segen für die jungen Geistlichen werden kann. Ebenso wurden die Bestimmungen angenommen, welche den Kandidaten für die Zeit nach dem Verlassen der Universität unter eine engere, kirchliche Leitung stellen, um ihm das Bewußtsein zu geben, daß es sich für ihn nun um die Eingliederung in einen großen Organismus handelt, in welchem — bei aller protestantischen Freiheit — der Subjektivismus doch seine Grenzen hat. Endlich wurde die Verlängerung der Zeit zwischen den beiden theologischen Prüfungen von einem auf zwei Jahre genehmigt. Verworfen dagegen wurde der Vorschlag des Kirchenregimentes, die Zeit des Studiums vor der



ersten Prüfung etwas zu verlängern. An der Art und Weise, wie dies trotz der dringenden Vorstellungen der Regierungsvertreter geschah, welche sich bei zwei Abstimmungen in der Kommission und zweien in den Plenarverhandlungen wiederholten, bei deren letzter sogar namentliche Abstimmung beschlossen wurde, habe ich von Halbheit oder Kompromißgesinnung nichts entdecken können. In gewissem Sinne hat sich freilich das Kirchenregiment diese Niederlage selbst zuzuschreiben. Über das Wünschenswerte einer Verlängerung der Vorbereitungszeit an sich herrschte eigentlich kaum eine Differenz. Indem nun aber eine Verlängerung des Studiums um ein Semester und gleichzeitig eine Verdoppelung des Jahres zwischen beiden Prüfungen beantragt wurde, ohne auf eine organische Änderung des Studiums selbst hinzuzielen, erschien den meisten Synodalen eine Verlängerung der Studienzeit an zwei Stellen nicht nur überflüssig, sondern schädlich und man verwarf darum das 7. Semester. Ich habe zwar für das letztere gestimmt, kann aber insofern mit dem Resultat der Ablehnung ganz zufrieden sein, als nun zu hoffen ist, daß die Unhaltbarkeit der jetzigen Zustände um so eher hervortreten und in kommender Zeit eine wirklich genügende Abhilfe geschaffen werden wird. Dieselbe liegt m. E. in der Einfügung eines Studiums von zwei Semestern in die Zeit zwischen beide Prüfungen. Denn ich stimme in das Urteil, daß der Hauptfehler an der bisherigen Art der Vorbereitung die mangelnde praktische Ausbildung sei, nicht ein. Den Hauptfehler sehe ich vielmehr in der mangelnden Kenntnis der Theorie der Praxis. Die gewöhnliche Einteilung, nach welcher man das wissenschaftliche Studium im Allgemeinen als die theoretische und das Vikariat oder ähnliches als die praktische Vorbereitung bezeichnet, beruht auf Unkenntnis der Theologie. Innerhalb dieser haben sich im Laufe unseres Jahrhunderts eine Reihe von Disziplinen herausgebildet, deren besonderen Charakter zuerst Schleiermacher erkannt und dafür den Namen „praktische Theologie" erfunden hat. Sie geben die wissenschaftliche Theorie der Praxis, kommen aber in der jetzigen Einrichtung des theologischen Studiums nicht zur genügenden Geltung, weil die Zeit dafür fehlt und weil die betreffenden Gegenstände, wie den Studenten das wohlbekannt ist, im ersten Examen von keiner Bedeutung sind. So lernt der Geistliche die Amtsführung zumeist wie der Bauer die Landwirtschaft d. h. nach allgemeinen Erfahrungssätzen, die er in kirchlichen Zeitschriften, auf Versammlungen oder im Lehrvikariat zu hören bekommt. Dies könnte für gewöhnliche Zeiten genügen. Aber sowohl für den Bauer wie für den Geistlichen hat es die übelsten Folgen in Zeiten besonderer Umwälzungen und neuer Aufgaben. Die Hilflosigkeit unserer Geistlichen gegenüber der sozialen Aufgabe, aus welcher sich die ärgsten Mißgriffe ergeben haben, sind ein redendes Zeugnis für die ungenügende theroretische Vorbereitung des ganzen Standes, d. h. für Verkennung und Versäumnis der praktischen Theologie. Anders würde dies sofort werden, wenn ein besonderes Studium in der Zeit nach der ersten Prüfung eingelegt würde, das sich hauptsächlich auf die wissenschaftliche Theorie der kirchlichen Praxis (nicht nur der Predigt und des Unterrichts, sondern auch des ganzen Gemeinde-, des kirchlichen Verfassungslebens 2c.) richtete. Wir hoffen, daß die nächste Generalsynode diese Lücke in der Vorbereitung der Pastoren ausfüllen wird. Doch lassen wir uns die Freude an dem, was uns in dieser Beziehung auch die soeben vergangene an positiven Gaben gebracht hat, nicht stören — auch nicht durch jene Schmähungen von der „Laodizea-Synode".

Als bezeichnend hebe ich nur noch den Umstand hervor, daß ein mitwirkender Grund für die Ablehnung des 7. Semesters die Mißstimmung gegen die heutige Theologie war. Nicht nur wurde dies mündlich ausgesprochen, sondern in einer Zeitschrift ist inzwischen darauf hingewiesen, daß als ein Ersatz für den sog. Professorenantrag d. h. den Protest gegen die ungläubige Wissenschaft, für welchen die Zeit nicht mehr reichte, der thatsächliche Protest angesehen werden könnte, der mit diesem Beschluß bezüglich des 7. Semesters erhoben worden sei.

Das andere Hauptgesetz, das in der Synode erledigt worden ist, betrifft den Gehalt der Geistlichen. Es war längst eine anerkannte Thatsache, daß derselbe im Großen und Ganzen nicht denjenigen Anforderungen mehr entspricht, welche heutzutage an das Leben der Gebildeten gemacht werden. Nun müssen wir zwar grundsätzlich daran festhalten,

daß der Geistliche sich auch in seinen äußeren Verhältnissen mit der „Welt" nicht in Vergleichung stellen soll, und es sind während der Generalsynodalverhandlungen manche ernste Worte gesprochen über weltlichen Sinn, die Ansprüche und die Begehrlichkeit junger Geistlicher, welche der allgemeinsten Beachtung empfohlen werden können, — aber wenn ein Kirchenregiment und eine Generalsynode in den Stand gesetzt werden, für die Geistlichen auch zu ihrer äußeren Aufbesserung etwas zu thun, den vielfach verborgenen und doch schreienden Notständen in manchem Pfarrhause abzuhelfen, welche sich drückend auf das Gemüt auch des Pastors legen, so wäre es unverantwortlich, wenn sie nicht jede Gelegenheit dazu ergreifen wollten. Der Notstand hat zum Teil seinen Grund in dem Pfründensystem, nach welchem dem Diener der Kirche nicht ein den Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechender Gehalt gezahlt wird, sondern es wird ihm eine Stiftung aus alter Zeit, bestehend in Haus und Feld, wohl auch Wald, oder in festen Kapitalien überwiesen, von deren Ertrag er zu leben hat, in Verbindung mit den Stolgebühren, den freiwilligen und noch häufiger unfreiwilligen Abgaben bei kirchlichen Handlungen. Die aus diesen Pfründen sich ergebenden Einkommen waren vor einigen hundert Jahren sehr hoch, sind aber jetzt sehr gering, — nur wo der Bodenwert hoch gestiegen ist, wie besonders in den Gegenden des Rübenbaues, sind die Pächte für den Pfarracker so bedeutend, daß ein wahres Jagen um diese „fetten Pfründen" eingetreten war. Nun sind vielfach schon die Gemeinden für die Aufbesserung der Gehälter thätig gewesen, ebenso auch die Staatsregierung. Aber letzteres war keineswegs in einem den aus früheren Versprechungen folgenden Verpflichtungen entsprechendem Maße geschehen. Im vergangenen Jahre ist nun die Staatsregierung durch die Parlamente aufgefordert, entscheidende Schritte für die Aufbesserung der Pfarrgehälter zu thun und es sind in Folge dessen fünf Millionen in den diesjährigen Etat zu diesem Zwecke eingestellt. Wie sollen diese nun den Inhabern schlechter Stellen zu Gute kommen? — Im Großherzogtum Hessen ist man bereits vor Jahren damit vorgegangen, sämtliche Pfründen gleichsam einzuziehen, und aus der daraus gebildeten Zentralkasse die Pfarrgehälter mit fester Steigerung nach Dienstjahren wie die Gehälter aller anderen Beamten auszuzahlen. Nur eine Durchbrechung des Pfründensystems, nicht eine Abschaffung, hat man in Anhalt vorgenommen, wo zwar jeder Geistliche in jede Stelle gewählt werden darf, aber der jüngere bekommt den vollen Ertrag derselben erst nach der Zurücklegung bestimmter Dienstjahre. Daß, wenn von Seiten des Staates eine durchgreifende Verbesserungsmaßregel ergriffen wird, dies nur mit einer ähnlichen Durchbrechung des alten Systems geschehen kann, leuchtet ein. So wurde denn das Kirchengesetz vorgelegt, das folgende Hauptgesichtspunkte enthält: Der Geistliche ist nicht mehr auf das Einkommen seiner Pfründe angewiesen, sondern erhält einen festen Gehalt, vierteljährlich im Voraus auszuzahlen, und zwar nach einer Staffel von Dienstjahren, wobei als Anfangsgehalt 1800 Mark angenommen sind. Dieser Gehalt fließt aus dem Ertrage der Pfründe und soweit derselbe nicht reicht, aus einer Zentral-Alterversicherungskasse. Die letztere wird gespeist aus den vom Staate zu bewilligenden Millionen und aus den Erträgen derjenigen Pfründen, welche mehr ergeben als der Stelleninhaber nach seinen Dienstjahren zu erhalten berechtigt ist. Die Verwaltung der Pfründe wird den kirchlichen Gemeideorganen aufgelegt. Nun ist auch noch vorgesehen, daß „leistungsfähige" Gemeinden durch Besteuerung mit eintreten sollen, um den Pfarrgehalt auf die erforderliche Höhe zu bringen. Aber es ist vom Regierungstische wiederholt versichert, daß so ausreichende staatliche Mittel vorhanden sein würden, daß in keinem Falle die Besteuerung drückend empfunden werden würde und daß auchder Anfangsgehalt von 1800 Mark in den meisten Fällen durch Zuschüsse noch erhöht werden würde.

Das Gesetz ist angenommen. Nur wenige Laien stimmten dagegen, teils weil sie ein höheres Anfangsgehalt zur Bedingung ihrer Zustimmung machten, teils weil sie Bedenken hatten gegen die Verwaltung des Pfarrvermögens durch die Gemeindeorgane. Letzteres bildet allerdings einen Punkt, an dem in Folge dieses Gesetzes zunächst manche Unzuträglichkeiten eintreten werden. Dem Pastor wird dadurch viel Gelegenheit gegeben werden, christliche Weisheit zu entfalten. Aber wenn dies überall geschieht und wenn eine weise Aufsichtsbehörde ihr Amt dabei richtig verwaltet, so werden wir mit Gottes



Hilfe auch über diese Schwierigkeiten hinauskommen. Der durchschlagende Grund für eine freundliche Stellung zu diesem wichtigen Gesetze mußte sein, daß durch den der Kirche so hoch verpflichteten Staat endlich reichliche Mittel zur Abhilfe dringender Notstände angeboten werden unter Umständen, welche die Kirche nicht etwa abhängiger, sondern grade unabhängiger von staatlichen Organen hinstellen. Nachdem durch Jahrzehnte der Ruf nach Freiheit und Selbständigkeit der Kirche erklungen war, worunter die Forderung nach einer Dotation der Kirche schon so lange vergeblich geltend gemacht war, daß man sie fast vergessen hatte, tritt auf einmal der Staat selbst mit der Anerbietung einer solchen auf. Als die konservative Partei im Abgeordnetenhause den Antrag von Heidebrandt einbrachte, der auf die Forderung einer Dotation hinauslief, hat ihn gewiß mancher mit wehmütigem Lächeln gelesen. Schon daß der Landtag denselben annahm, war eine überraschende Freude. Und nun hat sich die Regierung die Gedanken des Antrags angeeignet und will jene Millionen nicht als jährlichen Zuschuß, sondern als gesetzlich festgelegte Dotation der Kirche zu eigner Verwaltung übergeben. Da wäre es doch wirklich unglaublich kleinlich gewesen, wenn die Synode das Gesetz abgelehnt hätte, etwa wegen der Gefahr, daß der Pastor — nach Verpachtung von Pfarräckern und Stallungen durch die Gemeinde, — sich kein eignes Hausschwein mehr halten könnte, ein Bedenken, das ausdrücklich widerlegt werden mußte — das Pfarrschwein ist gerettet.

Da auch die Synode von Schleswig-Holstein und die von Hannover dem Gesetze zugestimmt haben und die von Hessen hoffentlich bald folgen wird, so darf der Vorlage der Regierung an den Landtag entgegengesehen werden, welcher voraussichtlich seine Zustimmung nicht versagen wird. Die jetzige Zustimmung der Synoden zu dem betr. Kirchengesetz ist nur eine eventuelle, d. h. es wird das von uns beschlossene Gesetz von dem Oberkirchenrat dem Kaiser zur Bestätigung gar nicht erst vorgelegt werden, wenn nicht vorher der Landtag dasjenige Staatsgesetz bewilligt hat, welches die für jenes erforderlichen Mittel bereitstellt.

Wir dürfen also in diesen beiden Hauptgegenständen der Synodalberatungen erfreuliche Fortschritte für die Gestaltung unserer kirchlichen Angelegenheiten sehen und schon um deswillen ist jenes allgemein absprechende Urteil über die Synode zurückzuweisen. Eine Besprechung sämtlicher Verhandlungen ist in diesem Berichte natürlich unmöglich, es seien deshalb nur noch einige Punkte hervorgehoben. Zunächst die **Evangelisation**. Es war fast verwunderlich, daß bei der starken Erregung, welche gegen das Gemeinschaftswesen und die Art seines Betriebes in den kirchlichen Kreisen vielfach herrscht, die Verhandlungen darüber auf der Synode so sehr entgegenkommend waren. An der Aufnahme, welche auch diese Beschlüsse gefunden haben, ist zu sehen, wie sehr es dabei auf die Brille ankommt, durch welche man Alles zu sehen gewohnt ist, oder auf die Erwartungen, welche man vorher gehegt hatte. Herr Pastor **Dammann** in Essen, welcher einer der Führer der kirchlichen Evangelisationsbewegung im Rheinland ist, hat sich sehr unzufrieden über die Beschlüsse der Generalsynode geäußert. Andern werden sie nicht abwehrend genug gewesen sein. Im Ganzen war m. E. anzuerkennen, daß in jener Bewegung sich ein berechtigtes christliches Bedürfnis geltend macht, dem seitens der Kirche geordnete Befriedigung verschafft werden muß. Dazu gehört aber beides: eine Einrichtung neuer Organe und Aufgaben, welche aus dem engen Kreise des pastoralen Amtslebens und auch aus dem, was man fast ausschließlich innere Mission nennt, herausgehen, und zugleich eine Zurückweisung der methodistischen Strömungen, welche mit dem Gemeinschaftswesen zugleich hervortreten. Daß die außerordentliche Predigt, die missionierende, die Reisepredigt, keineswegs nur von Methodisten als Bedürfnis empfunden wird, dafür sind sowohl die Gedanken Wicherns ein Beweis, welche er für seine Brüder hatte, als auch die Versuche zur Reisepredigt, welche in den vierziger und fünfziger Jahren in der Provinz Sachsen gemacht sind, die damals von der kirchlichen und konfessionellen Richtung ausgingen und durch das unionistisch gesinnte Kirchenregiment auf alle mögliche Weise gehindert wurden.

Zwar ist nicht zu erwarten, daß die Beschlüsse der Generalsynode über die Evangelisation bald sichtbare Wirkungen üben werden, aber doch ist zu sagen, daß die Grund-

linien für eine gesunde Entwicklung und Verwertung der so viele ungesunde Blüten treibenden Bewegung gezogen sind.

Derjenige Punkt, welcher am meisten Anlaß zu Äußerungen der Unzufriedenheit mit den Leistungen der Synode gegeben hat, ist der, welcher für die praktische, kirchliche Arbeit nur von geringer Bedeutung ist. Es ist die Erklärung gegen das Duell. Hier soll ganz besonders das „Weder warm noch kalt“ und der Byzantinismus zu Tage getreten sein. Was hat denn die Synode gethan? Der Beschluß lautet: „Generalsynode erklärt in Übereinstimmung mit den Provinzialsynoden, daß das Duell gegen Gottes Gebot ist. Sie betrachtet es als eine heilige Pflicht der Kirche, dem Duell mit den ihr zu Gebote stehenden Mitteln entgegenzutreten. Sie spricht Sr. Majestät dem Kaiser und König für den Erlaß vom 1. Januar d. J., durch welchen eine Verminderung der Duelle angebahnt ist, ihren ehrerbietigsten Dank aus. Sie hegt, unter Anerkennung der auf einen vermehrten Schutz der persönlichen Ehre gerichteten Bestrebungen, zu dem Ev. Oberkirchenrat das Vertrauen, daß er auch fernerhin mit allem Nachdruck für die gänzliche Beseitigung des Duells eintreten werde.“ In einem zweiten Satze wird ausdrücklich als zu den dahin gehörigen Mitteln die Versagung des kirchlichen Begräbnisses für im Duell Gefallene erwähnt. Nun hatten 15 Herren eine kurze Erklärung abgegeben, daß sie zwar auch dafür seien, eine möglichste Einschränkung jener aus der Sünde entsprungenen Einrichtung anzustreben, daß sie aber dem weitgehenden Urteil über das Duell oder die im Duell Gefallenen nicht zustimmten, sich jedoch jeder weiteren Diskussion enthielten, um nicht der Erreichung des auch von ihnen erstrebten Zieles der Einschränkung der Duelle hinderlich zu sein. — Ein Vorwurf gegen die Synodalen ist nun hauptsächlich daraus erhoben, daß man diese Erklärung der 15 nicht ohne Widerspruch gelassen hätte. Dazu bemerke ich: auf jeder freien Konferenz wäre an dieser Stelle eine möglichst erregte Debatte am Platze gewesen; für die Generalsynode war es das einzig Würdige, daß die Erklärung ruhig angehört und ohne Bekämpfung über sie hinweg abgestimmt und die mitgeteilten Sätze angenommen wurden. Daß man aber überhaupt ihre abweichende Ansicht jene Minorität äußern ließ, war eine Pflicht der Gerechtigkeit gegen diese Mitglieder, welche durch ihre sonstigen Leistungen auf der Synode nicht minder, wie durch ihr lebhaftes kirchliches Interesse und ihre ernste und innige Glaubensstellung zum Teil eine ganz hervorragende Stellung auf der Synode einnahmen. Der andere Vorwurf richtet sich gegen das Vermeiden des Wortes Sünde und die Begründung durch den Referenten. Aber gerade jene trefflichen Christen, welche in diesem Punkte eine abweichende Ansicht hatten, sollten in ihrer persönlichen Gewissenhaftigkeit nicht gekränkt werden, wenn auch die Ansicht, die sie dabei hegen, als wider Gottes Wort gehend ganz objektiv bezeichnet wurde.

Zur Sache selbst ist zu sagen: der erste Irrtum auf Seite der Gegner jener 15 ist der, daß man vom Duell als von einer Sache des Adels spricht. Ich kann das nur als eine absichtliche Verwirrung der Situation bezeichnen, durch welche von vornherein die Sache eine gewisse Bitterkeit bekommt. Es handelt sich lediglich um eine Angelegenheit der Armee und der mit ihr zusammenhängenden Männer; der Unterschied zwischen adelig und bürgerlich ist dabei vollkommen gleichgiltig. Eine zweite Verwirrung besteht darin, daß man in dem Eintreten für den militärischen Duellstandpunkt sofort eine Verteidigung aller einzelnen Fälle und des ganzen daran sich knüpfenden Unfugs sieht. Ich halte das Duell ganz entschieden für verwerflich und muß demjenigen ernsten Christen, der es verteidigt und mitmacht, eine mangelhafte christliche Erkenntnis zusprechen, aber ich kann mich nie dazu verstehen, ihm darum auch sein Christentum und seine Aufrichtigkeit darin zu bestreiten. Und ich kann jenen 15 Herren nicht verdenken, wenn sie den Gründen, welche ihnen vorgehalten wurden, sich nicht beugten. Wenn das Duell mit dem Verbot des Tödtens oder dem der Rache bekämpft wird, so fällt damit nicht nur der Krieg sondern auch der Bestand der Gerichte. Nur der kann dem Duell recht entgegentreten, der folgenden Standpunkt zu widerlegen weiß, auf dem der Offizier spricht: ich habe so wenig wie über die Gerechtigkeit eines Krieges, an dem ich mich aus Gehorsam beteilige, so wenig auch über Recht und Unrecht des einzelnen Duells zu urteilen;



sondern ich erstatte aus Gehorsam in dem einzelnen Falle einer Kränkung der Ehre, dem mir durch meine Behörde gesetzten Ehrenrate Anzeige und habe dann dessen Entscheidung mich zu fügen, indem ich entweder Abbitte leiste oder entgegennehme oder mich schieße; die Obrigkeit giebt mir dazu die Waffe in die Hand und ich brauche nicht die Spur von persönlichem Haß gegen meinen Beleidiger zu empfinden, kann von Herzen für ihn beten und kann in die Luft schießen, allerdings in der Gefahr, selbst ein Opfer des blutigen Ehrengerichts zu werden 2c.

Diesem Standpunkt gegenüber ist die Berufung auf das Verbot des Tödtens und der Rache wirkungslos. Hier kann nur eins helfen, nämlich daß ich ihm sage: du mußt als Christ einsehen, daß die ganze Einrichtung des Duells nicht nur mit einer falschen Schätzung der menschlischen Ehre zusammenhängt, sondern daß sie auch dazu dient, jene falsche Schätzung zu pflegen und dadurch eine unchristliche Gesinnung zu fördern. Das Wachsen des Reiches Gottes in einer Gesellschaft wird durch den Fortbestand dieser Einrichtung gehindert. Darum hast du als Christ die Verpflichtung, dich in keiner Weise daran zu beteiligen und gegebenen Falls auch deinen Stand und Lebensstellung aufzugeben, lieber als dich zu schießen, um deinen Protest zu bethätigen. — Auf der anderen Seite ist damit dem Christen nicht zugemutet, das Gut der Ehre auch der Standesehre zu unterschätzen. Gleichzeitig mit der Bekämpfung des Duells muß darum ein Streben nach Verbesserung unserer Gesetzgebung gehen, welche die Verletzung der Ehre in wenig würdiger Weise erleichtert, und nicht minder nach der Verhängung von Ehrenstrafen durch die Gesellschaft, welche wirksamer sein würden als dieses Stückchen Erbschaft aus den verlobdertsten Zeiten des spanischen und französischen Nachrittertums, mit dem sich immer noch, auch für den schuldigen Teil, eine Gloriole des Heldentums verbindet. Darum bekämpfen wir mit der Generalsynode das Duell mit allen zuständigen Mitteln, halten ihre Erklärung für würdig und sachgemäß, und bleiben unentwegt gegenüber denjenigen, welche überall da ein Laodizea sehen — wo nicht geschimpft wird.

Derjenige Punkt nun, wo ich nicht im Stande bin, die Haltung der Generalsynode zu rechtfertigen, ist die Stellung zur sozialen Aufgabe der Kirche. Trotzdem muß ich der Konfusion über diese Angelegenheit und den falschen daraus gezogenen Konsequenzen entgegen treten. Ist doch auch mir in dieser Beziehung mehrfach, gedruckt und geschrieben, der Vorwurf gemacht, daß ich Stöcker hätte in einer gerechten Sache „im Stich gelassen.“ Grade wegen der mannigfachen persönlichen Beziehungen dabei möchte ich mich so kurz wie möglich fassen. Deshalb nur folgendes: Stöcker hatte durch seinen am vierten Tage der Synode erfolgten Angriff auf den Oberkirchenrat wegen der sozialen Erlasse die ganze Synode überrascht, auch diejenigen, welche in der sachlichen Beurteilung auf seiner Seite standen. So war also niemand auch von seinen Freunden auf diese schwierige Sache momentan vorbereitet, wo man ganz festen Boden unter den Füßen haben mußte. Er hatte aber auch die parlamentarische Sitte nicht befolgt, eine derartige schwer wiegende Interpellation dem Kirchenregimente vorher anzumelden. Die Erregung des Präsidenten des Oberkirchenrats war daher begreiflich, aber auch die Verstimmung der Synode. Daß Stöcker in der Beurteilung des Widerspruchs zwischen jenen Erlassen sachlich Recht hatte, war außer Frage, und es war nicht günstig, daß der Herr Präsident dies nicht unumwundener zugab. Andrerseits erklärte derselbe, daß dem Oberkirchenrate gar nicht einfiele, gegen jede soziale Thätigkeit der Geistlichen aufzutreten, sondern daß der zweite Erlaß sich wesentlich gegen den Mißbrauch und die Ausschreitungen richte, sowie gegen die beobachtete Neigung unter jüngeren Geistlichen, auf diesem Wege weiter zu gehen. Als der Herr Präsident damit schloß, daß er um der Synode ein richtiges Urteil zu ermöglichen, beide Erlasse zusammengedruckt vorlegen werde, konnte ein dritter anständiger Weise nicht mehr darüber reden, ehe jene Vorlage nicht gemacht war. Dieselbe erschien nun und wurde in die Kommission für innere Mission verwiesen, von wo sie am vorletzten Tage der Verhandlungen in das Plenum gelangte. Die Beschlüsse waren so nichtssagend, daß ich sofort eine Ergänzung zu beantragen beschloß. Was ich nun erlebte, mag die Wiederholung von ähnlichen Vorgängen in der Kommission gewesen sein, der ich nicht angehörte: ich fand auch bei denen, welche in der

Forderung sozialer Thätigkeit vollkommen mit mir übereinstimmten, Bedenken, in der gegenwärtigen Situation der Synode darauf hingehende Forderungen auszusprechen, um nicht den Schein zu erwecken, als ob man doch im Grunde gar mit Naumann &c. übereinstimme und als ob man Stöckers Verhalten, auch gegenüber dem Präsidenten Barkhausen, billigen wolle. So wurde der Antrag trotz allen Bemühungen seiner Freunde, trotz einer glänzenden und herzerhebenden Rede Stöckers, mit wenig Stimmen Majorität verworfen. Fast geschlossen dafür stimmte meine, die konfessionelle Gruppe, fast geschlossen dagegen die evangelische Vereinigung; die Gruppe der positiven Union, der Stöcker angehört, war gespalten.

Es geht aus dieser Darstellung hervor, daß sich die ganze Sache erheblich um die Person Stöckers drehte. Und wenn sich viele durch ihre Abstimmung nicht zu der Art seines Auftretens bekennen wollten, so billige ich das nicht, aber ich verstehe es. Es handelt sich hier um die Auffassung der Aufgabe einer Synode. In den politischen Parlamenten ist es Brauch, die Regierung zu diskreditieren, ihr Schwierigkeiten in den Weg zu legen oder sie zu stürzen suchen. Allein ist das schon im politischen Leben die Äußerung einer Gesinnung, die wenig paßt in ein monarchisches und konservatives Staatsleben, so dürfte schwer zu beweisen sein, wie es im Verfassungsleben einer Landeskirche möglich sein sollte, irgend etwas Förderliches im Kampf mit dem Kirchenregimente zu erreichen. Das ganze Parteiwesen ist in unserer preußischen Generalsynode Gott Lob ein wesentlich anderes als in den Parlamenten. Ich würde ungern darauf verzichten, auf den gemeinsamen Abenden mit allen Synodalen, auch von der linken Gruppe, gesellig zu verkehren. Und so darf auch die Stellung zu den Vertretern des Kirchenregiments nicht eine solche werden, daß über sachlichen Differenzen der freundschaftlich-persönliche Verkehr unmöglich wird. Stöcker ist in seinem Kampf für die staatsfreie Kirche nicht unbeeinflußt geblieben durch persönliche Erlebnisse, welche sehr betrübend sind, aber doch nicht geeignet, um grundsätzliche Konsequenzen für die Frage nach der Verfassung der Kirche zu ziehen. Es ist immer bedenklich, aus dem Verhalten von Personen zu Personen Schlüsse zu machen auf deren grundsätzliche Stellungnahme.

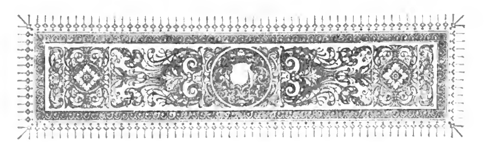
Ich führe hier Erwägungen auf, welche die Synodalen in den Wochen unserer Tagung vielfach beschäftigt haben. Ich erkläre es noch einmal für sehr bedauerlich und ganz verkehrt, wenn man sich in so viel besprochenen Fragen wie die nach dem sozialen Verhalten des Geistlichen ist, nicht einfach durch seine Ansichten über eben diese Sache bestimmen läßt, sondern durch andere Rücksichten. Aber es ist ganz verkehrt zu meinen, daß sich diese Rücksichten auf die Befürchtung eines Anstoßes „bei Hofe" oder bei Stumm bezogen hätten — ich finde das eine Unterstellung, die ich auch für viele Gegner meines Antrages vom 15. Dezember entschieden zurückweise.

Nun — wir gehen unbekümmert durch solche entmutigenden Erlebnisse unsern Weg weiter. Es scheint mir nach dem Vorgefallenen um so wichtiger, daß die freie kirchlich-soziale Konferenz, die in der Osterwoche in Berlin zusammentreten wird, zahlreich besucht wird, um in der allgemeinen Verwirrung ein deutliches und helles, versöhnendes und abwehrendes Zeugnis abzulegen. Die evangelische Kirche wird sich aus dem öffentlichen Leben nicht verdrängen lassen, wird im Geiste Luthers auf unser Volk zu wirken suchen, der unter seinen zahlreichen Schriften auch vier über eine ganz spezifisch wirtschaftliche Frage geschrieben hat: von Wucher und Kaufshandlung, (darunter eine eigene Anweisung an die Pfarrherren, wie sie über diese Frage zu predigen hätten,) — und nicht im Sinne jenes Synodalen, der hoffte, nie wieder in dem Testierbuche eines theologischen Studenten eine Vorlesung über dies Thema Luthers, nämlich über Geld und Kredit, testiert zu finden.

Greifswald, 25. Januar 1898. D. M. von Nathusius.

Zur Berichtigung.

Nicht durch Verfehlung des Verfassers, sondern durch eine falsche Angabe von guter Seite aus ist in der Lebensskizze des Generalsup. D. Wilh. Baur im Oktoberheft 1897 der Irrtum eingeflossen, als sei er Rinks Nachfolger in Hamburg gewesen, während er doch dessen Vorgänger gewesen ist. Ebenso sollen manche Stellen aus Baurs Predigten, welche als noch ungedruckt bezeichnet sind, schon anderswo gedruckt gewesen sein. Wir geben gern den uns teils anonym, teils mit Namenangabe ausgesprochenen brieflichen Wünschen einer Berichtigung hier Raum und ersehen aus ihnen nur das Interesse, welches dem seligen Gottesmanne zugewandt ist. P. Fuchs in Arheilgen.



Neue Schriften.

1. Politik.

— **Unser deutsches Vaterland.** Von Walter von Prittwitz und Gaffron, Generallieutenant z. D. (Leipzig. E. Ungleich 1898.) Pr. Mk. 0,20.

Die im Oktoberheft 1897 d. A. Konf. Monatsschrift zuerst veröffentlichte Schrift ist wegen ihres patriotischen und christlichen Inhalts in hohem Grade geeignet, in Volkskreisen gelesen zu werden. Wir empfehlen sie allen christlich-konservativ gesinnten Lesern auf das angelegentlichste zur Verbreitung, ganz besonders auch zur Verbreitung in den Wahlkreisen, in welchen eine Belehrung der Wähler über das vaterlandslose Gebahren der Sozialdemokratie nötig ist, und wünschen ihr eine gleiche Zahl Auflagen wie das folgende Werk desselben Verfassers sie erlebt hat:

— **Der Preuße.** Ein Lehrbuch für Schule und Heer. Von Walter von Prittwitz und Gaffron, Generallieutenant z. D. Vierzehnte verb. Auflage. (Berlin. Liebelsche Buchhandlung. 1898.)

Graf Moltke hat über diese kleine Schrift einst gesagt: „Das vortreffliche kleine Werk hat sich ja, wie es die starke Zahl der Auflagen beweist, schon durch sich selbst empfohlen; möchte es denn immer weiter verbreitet werden." „Der Preuße" ist schon jetzt in über 73000 Exemplaren ausgegeben und in hervorragender Weise zur Verwendung als Instruktionsbuch im Heer, als Lehrbuch in Schulen geeignet. Beide Schriften: „Unser deutsches Vaterland" und „Der Preuße" ergänzen sich vortrefflich und verdienen gelesen und in Masse verteilt zu werden.

v. H.

— **Die Verhandlungen des achten Evangelisch-sozialen Kongresses,** abgehalten zu Leipzig am 10. und 11. Juni 1897. (Göttingen. Vandenhoeck u. Ruprecht. 1897.) 196 Seiten. Pr. Mk. 2,—. Daraus einzeln: G. Schmoller, Was verstehen wir unter dem Mittelstand? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen? Ebenda 80 Pf. K. Oldenberg, Deutschland als Industriestaat. Mit einem Nachwort. Ebenda. Pr. Mk. 1,—.

Wie üblich, war das erste Thema dieses Kongresses ein religiös-ethisches: Professor D. Wendt referierte über „Das Eigentum nach christlicher Beurteilung." Von besonderem Interesse waren die sich anschließenden Ausführungen des Professor Gierke-Berlin, die sich zu einer Art von Korreferat ausgestalteten; er gab dem von Wendt etwas zurückgestellten Gedanken, daß das Privateigentum zur vollen Entwicklung der Einzelpersönlichkeit sittlich notwendig ist, sein Recht; charakterisierte das absolutistische römische Eigentumsrecht und bezeichnete mit großer Klarheit die hier zu lösenden Aufgaben. In dieser Debatte war es auch, wo Naumanns Bemerkungen über das 7. Gebot fielen, die damals soviel Aufsehen gemacht und zu so scharfem Tadel — wie sich aus dem Stenogramm ergiebt, ohne Naumanns Verschulden — Anlaß gegeben haben. Es handelt sich um einen jener großangelegten, scharf pointierten Gedankengänge, durch welche Naumann Leser und Hörer in Erstaunen zu setzen, aber auch ihre Herzen zu bewegen pflegt, jedoch durchaus nicht um einen Angriff auf die Giltigkeit des 7. Gebots. In dem Referate des Professor Wendt haben wir eine Würdigung des von v. Nathusius geltend gemachten Gesichtspunktes der „Pflicht zum Eigentum" vermißt. (Die Mitarbeit der Kirche ꝛc. 1. Auflage. II. S. 279 ff.) Wendt hat das Werk benutzt, zitiert es auch wegen eines demselben durchaus nicht eigentümlichen Satzes, geht aber an dem Kerne seiner Ausführungen achtlos vorüber, obwohl sich ähnliche Gedanken schon hin und her in der dogmatischen Litteratur ausgesprochen finden (bei R. Rothe, Wangemann u. a.). Weit größere Aufmerksamkeit als die theoretischen Erörterungen über

das Eigentum haben die beiden anderen Themata erregt, obwohl beide Referenten nur sozusagen die Hälfte ihres Referats gegeben haben: sie beschränkten sich nämlich auf eine kritische Darstellung des Bestehenden, ohne zu sagen, was denn nun zu thun sei. Oldenberg sprach über Deutschland als Industriestaat und entwickelte mit schneidender Logik die schweren und unabwendbaren Gefahren, die mit der allgemein bejubelten, vielfach bewußt beschleunigten Entwicklung zum Industriestaate verbunden sind; gab aber nicht an, was denn nun in der Sache zu thun sei. In der Debatte fand er scharfe, oft leidenschaftliche Gegnerschaft bei Prof. Weber und Schriftsteller M. Lorenz, während sich Prof. Wagner im wesentlichen für ihn erklärte. Jedenfalls ist es nach diesem Referat nicht mehr möglich, den Kongreß einfach als ein Organ der national-sozialen Partei zu behandeln, denn gerade zur Politik dieser Gruppe stand es im entschiedensten Gegensatze. Eine Resolution, auf welcher beide, die Gegner und die Befürworter der industriestaatlichen Tendenz, sich hätten einigen können, wurde nicht gefunden und ist auch schwertich zu finden. Professor Schmoller beantwortete die Fragen: Was verstehen wir unter dem Mittelstande? Hat er im 19. Jahrhundert zu- oder abgenommen? Direktiven für die Mittelstandspolitik aber gab er nicht. Seine sehr optimistische Darstellung der Verhältnisse fand ebenso wenig allgemeine Zustimmung wie Oldenbergs pessimistische Auffassung. Es hängt eben alles daran, ob man unter „Mittelstand“ nur eine Schicht von bestimmtem Einkommen versteht (so Schmoller), oder ob dazu auch eine bestimmte soziale Unabhängigkeit und Existenzsicherheit gehört (so seine Gegner). Im letzteren Falle ist die Entstehung einer neuen Mittelstandsschicht in den Werkmeistern, Technikern, auch wohl Vorarbeitern u. s. w. ein geringer Trost gegenüber dem Schwinden des auf eigenen Füßen stehenden Handwerksmeisters, und Prof. Schmoller erscheint ein wenig als Beschwichtigungsrat, bei dessen „beruhigender Überzeugung“ man gut thäte, sich nicht allzusehr zu beruhigen. Wi.

— **Protokoll** der 5. ordentlichen **Gesamtverbands-Versammlung** (der **deutschen Verpflegungsstationen**) zu **Berlin** am 17. März 1897. (Bielefeld. Schriftenniederlage Bethel.) 55 S.

— **Protokoll** über die 13. ordentliche Sitzung des Zentral-Vorstandes deutscher Arbeiter-Kolonieen am 18. März 1897. (Bertelsmann. Gütersloh.) 39 S. Hierzu eine Beilage:

— **Die Reform der Vereinsstrebungen auf dem Fürsorgegebiet** von C. v. **Massow**. (Gadderbaum 1897. Schriftenniederlage Bethel.) 39 S.

Der Gesamtverbandsversammlung der „**Wanderarbeitsstätten**“ lagen die bekannten Gesetzentwürfe der Herren von Massow und S. Mörchle nebst einem Vermittlungsvorschlage des P. von Bodelschwingh vor. Die Debatte ging indes wenig auf die sachlichen Vorschläge ein, sondern bewegte sich wesentlich um die Frage, ob von Reichswegen oder von seiten der Einzelstaaten die Regelung der Sache zu erwarten und zu fordern sei. Schließlich wurde ein Antrag von Polenz angenommen, welcher sich begnügt, die gesetzliche Regelung überhaupt zu fordern und den Vorstand mit den erforderlichen Schritten zu beauftragen. Bei der großen Schwierigkeit der Materie kann man verstehen, daß die Versammlung Bedenken trug, einem der Spezialvorschläge zuzustimmen. Vielleicht gelingt es dem Vorstande, durch persönliche Fühlung mit den maßgebenden Kreisen die dringende Angelegenheit in die rechten Wege zu leiten. Denn es wird allerdings nachgerade Zeit, daß ein Zustand aufhört, in welchem zwar dem **Übertreter der Gesetze** das „Recht auf Existenz“ gewährleistet wird und er unmittelbar nach der Strafthat „einen Hofkapian, einen Leibarzt, einen Aufwärter, eine Bibliothek zur Benutzung erhält“, während dem, der ehrlich bleiben will, aber **keine Arbeit hat**, nicht geholfen wird. So bedenklich es ist, das „Recht auf Arbeit“ anzuerkennen, wenn darunter „lohnende Arbeit“ verstanden wird; das „Recht auf Beschäftigung“ zur ehrlichen Fristung der Existenz muß gesetzlich garantiert werden. Handlungen, welche der Staat verbietet und bestraft, dürfen dem unverschuldet Arbeitslosen nicht als der einzige gangbare Weg zu Obdach und Nahrung erscheinen. Man sollte meinen, diese Erwägung sei so einfach und schlagend, daß sich ihrer Wucht kein gesetzgebender Körper entziehen könne: das preußische Abgeordnetenhaus hat das Gegenteil bewiesen. Es steht dahin, ob der Reichstag sich anders verhalten wird, — wenn ihn die Regierungen in den Fall setzen.

Der Zentralvorstand der **Arbeiterkolonieen** behandelte in seiner 13. Sitzung wesentlich technische Fragen seines Betriebes: auf welchem Wege alte, kranke, gebrechliche Kolonisten am besten in die Landarmen-Anstalt überführt, und wie die sog. Koloniebummler zu behandeln seien. Aus der Statistik der Kolonisten ist beachtenswert, daß dieselben ihrer Geburt nach sich sehr ungleich über die verschiedenen Teile des deutschen Reiches verteilen. Das Prozentualverhältnis zwischen Seelenzahl und Kolonistenzahl beträgt im Mittel $^{1}/_{70}$ %, schwankt aber im einzelnen zwischen $^{1}/_{16}$ % (Lübeck) und $^{1}/_{1367}$ % (Elsaß-Lothringen). Am ungünstigsten stehen nächst Lübeck, Hamburg ($^{1}/_{29}$ %), Ostpreußen ($^{1}/_{31}$ %), Bremen ($^{1}/_{33}$ %), Pommern ($^{1}/_{40}$ %), am günstigsten Mecklenburg ($^{1}/_{156}$ %), Hessen-Darmstadt ($^{1}/_{160}$ %) und Elsaß-Lothringen. Von dem größten allgemeinen Interesse ist jedoch der separat als Beilage erschienene, nicht gehaltene Vortrag des Herrn von Massow über „Die Reform der Vereinsbestrebungen auf dem Fürsorgegebiet“, der erst in der nächsten Sitzung zur Verhandlung kommen soll. Ein im Vereinsleben erfahrener Mann, nicht ein grämlicher Nörgler in seinem Sorgenstuhl, bespricht hier rückhaltlos, aber mit Liebe und Verständnis die Schäden des Vereinsbetriebes. Bei einer solchen Kritik kommt etwas besseres heraus als Entmutigung und unthätige Verzagtheit. Herr v. M. führt zwei Sätze durch: wir arbeiten nicht intensiv genug, und wir sind nicht richtig organisiert. Die äußeren Geschäfte drängen die eigentliche, innerliche, persönliche Arbeit an denen, welchen die Fürsorge der Vereine gilt, in den Hintergrund. Das ist der Schaden der Vorstandssitzungen wie der Arbeit der Angestellten. Es gilt die blos zahlenden Mitglieder des Vereins für persönliche Arbeit zu erwärmen und dazu anzuleiten. Das ist die eine große Auf-

gabe, für welche die Mittel und Wege zu weisen freilich nicht leicht ist, die aber immer aufs Neue und immer klarer als Ziel hingestellt werden muß. „Man darf zahlendes Mitglied mehrerer Vereine, aber man muß mitarbeitendes Mitglied eines Vereins sein." Leichter würde sich dem Übelstande der Organisationslosigkeit, der Vereinzelung der verschiedenen Fürsorgebestrebungen abhelfen lassen. Die gegenseitige Verbindung zwischen öffentlicher und privater Armenpflege hat ja den Kongreß für Armenpflege und Wohlthätigkeit wiederholt beschäftigt. Sie kann erst ins Leben treten, wenn die privaten Fürsorgevereine sich brauchbare Organisationen in provinziellen und allgemeinen Verbänden gegeben haben. v. M. schlägt zunächst Vorstandskonferenzen der Vereine jedes Ortes oder kleineren Bezirks vor, zum Austausch der gemachten Erfahrungen und um einerseits die herrschenden Notstände, andererseits die zu ihrer Bekämpfung angewandten und anzuwendenden Mittel als ein Ganzes zu betrachten und zu behandeln; sodann Provinzialverbände der gleichartigen Vereine; Provinzialkonferenzen der Verbandsvorsitzenden und der Delegierten der Ortsvorstandskonferenzen, soweit erforderlich in drei Gruppen (katholische, evangelische, humanitäre); endlich für das ganze Reich je eine Zentralkonferenz dieser Gruppen, die unter sich ein Kartell bilden für gemeinsame Zwecke. Wir sind gespannt, welche Aufnahme diese Vorschläge in den beteiligten Kreisen finden, und welche Folge man ihnen geben wird.

Als Anhang ist dem v. Massow'schen Vortrage ein Referat des Pastors Meifort in Nortorf (Holstein) über den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule beigegeben, das ein Beispiel davon geben soll, wie die „innere Arbeit" der Vereine auf dem Fürsorgegebiet intensiver zu gestalten, zu vertiefen ist. Das Referat enthält u. a. einen anregenden Lehrgang für den Religionsunterricht in der Fortbildungsschule in 4 Lehrjahren: 1) das Leben im Lichte des Wortes Gottes (das Leben, die Lebensalter, die Jugendzeit, Freuden, Leiden, Erholungen, Gefahren und Versuchungen der Jugend, der Beruf und die Berufswahl, Arbeit, Sonntag und Werktag, Wandern, Militärzeit); 2) christliche Sittenlehre an der Hand der 10 Gebote; 3) die soziale Frage; 4) Kirche und kirchliches Leben (Verhältnisse der eigenen Kirchengemeinde, geistliches Amt, Amtshandlungen, Gemeinde- und Synodalordnung, Kirchengeschichtliches, äußere und innere Mission). Wi.

— Zeitfragen des christl. Volkslebens. Bd. XXII H. 3. Die Handwerker-Bewegung in Deutschland, ihre Ursachen und Ziele. Von F. Steinberg. (Chr. Belser'sche Verlagshandlung, Stuttgart.) 1897. 56 S. Pr. Mk. 1,—.

Der Verfasser, durch die Gründung und Leitung einer Handwerker-Genossenschaft auch vom Standpunkt der Erfahrung über die vorliegende Frage zu sprechen berechtigt, giebt in großen Zügen eine lichtvolle historische und kritische Darstellung der Handwerkerfrage in den deutschen Staaten und in den beiden letzten Jahrhunderten. Ausführlicher tritt er erst in die Erörterung der Gesetzesvorschläge und Enqueten seit 1890 ein, in denen er manchen guten Gedanken hervorhebt. Es ist bezeichnend, daß sich gerade durch die Ausführungen dieses, den Gegenstand nicht nur vom Gesichtspunkte des Studiums, sondern auch der Praxis kennenden Beurteilers ein von ihm selbst wohl kaum beabsichtigter Ton — nicht eben der Mutlosigkeit, aber doch des herben Zweifels an der Fähigkeit des Handwerkerstandes selbst, sich wieder aufzurichten, hindurchzieht. Unkenntnis sowohl der technischen als sozialen Fragen, welche für sie in Betracht kommen, Mangel an Gemeinsinn, Verkennung der Gefahren, die ihnen wirklich drohen, und infolge dessen falsche Taktik, das sind die Schäden, die in Handwerkerkreisen fast allgemein herrschen. Der Haß der Handwerkervereine gegen die Konsumvereine, das Mißtrauen gegen die Kooperativbewegung in ihren eigenen Reihen sind nur Symptome des Mangels, der in den Kreisen des Handwerks an Verständnis über die eigene Lage herrscht. Verf. legt deshalb großen Nachdruck auf alle Forderungen, die zunächst eine geistige Hebung der Handwerker zum Zweck haben. Was ihnen dann noch fehlt, Gemeinsinn, genossenschaftliches Vorgehen, Beseitigung der Borgwirtschaft, Stärkung im Kampf mit der Großindustrie u. s. w., glaubt er mit eigener Hilfe und Nachhilfe des Staates nicht unerreichbar. B.

— Grundherrschaft und Rittergut. Vorträge nebst biographischen Beilagen. Von G. Fr. Knapp. — (Leipzig, Duncker & Humblot.) 1897. 164 S. Pr. Mk. 3,20.

Den Inhalt des kleinen Werkes, das an Stil und Gehalt gleichmäßig vornehm und fesselnd geschrieben ist, bilden im ersten Teil einige Vorträge und kürzere Studien. Unter dem Titel „Landarbeiten und innere Kolonisation" will der Verf. lediglich „Rechenschaft geben von den Ergebnissen fremden Fleißes", d. h. kurz referieren über die ausgiebigen, im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik ausgeführten Untersuchungen und Enqueten, die den Stand des Landarbeiters und die Bemühungen betreffen, aus ihm und einem Teil der Bauernschaft einen neuen ländlichen Mittelstand auf zerschlagenen und besiedelten Gütern zu schaffen. Verf. verschweigt nicht die bedenkliche Seite, welche das stark um sich greifende Prinzip der Parzellierung und Kolonisation für den gegenwärtigen Grundbesitz hervorkehrt, aber er ist weit entfernt, von der bereits vielfach hervortretenden Anschauung, die Güterzerteilung, die Bauernvermehrung, die Entstehung eines neuen Mittelstandes auf dem Lande bedeute das Ende des Gutsbesitzes, des Landadels und „Junkertums." „Es hat schlimmere Zeiten gegeben als die unserigen . . . Die Gutsbesitzer haben . . . platt am Boden gelegen — und doch haben viele sich wieder aufgerichtet. Man denke nur an die ungeheure Macht des Bestehenden — das wird nicht so leicht von einer oder zwei Sturmfluten hinweggeschwemmt. Niedrige Getreidepreise und Arbeiterflucht sind Dinge, die nicht ewig dauern." Solche Worte, von einer Autorität wie Knapp gesprochen, sollen manchen Kleinmütigen beruhigen.

Weitere Aufsätze des Buches behandeln die „ländliche Verfassung Niederschlesiens", die „Bauernbefreiung in Österreich und Preußen", welche Arbeit sich als eine mustergiltige, historische und kritische Studie darstellt, „die Grundherrschaft in

Nordwestdeutschland" und endlich, nach Meitzens großem Werke „Wanderungen, Anbau und Agrarrecht der Völker Europas nördlich der Alpen", das Thema: „Siedelung und Agrarwesen." — Und um noch mehr des Lebens und Wissens in ein Werk so kleinen Umfanges hineinzubringen, enthält ein Anhang unter dem bescheidenen Titel „Biographische Beilagen" vier kleine meisterhafte Skizzen bekannter Volkswirte. E. Nasse, der stille Bonner Gelehrte mit den tiefgründigen Abhandlungen, der langjährige Vorsitzende des Vereins für Sozialpolitik, eröffnet die Reihe. Dann werden Hermann und Helferich, die Koryphäen des nationalökonomischen Lehrstuhls von München und Göttingen in den 60er Jahren, in kurzen, aber köstlich aus dem Leben gegriffenen Skizzen mehr charakterisiert als nur gestreift. Die dritte Arbeit betrifft E. Engel, den Reorganisator der Statistik und den Schöpfer des statistischen Seminars, und in der vierten wird mit Dankbarkeit und Ehrfurcht G. Hanssens gedacht, des 1894 in hohem Alter geschiedenen Agrarökonomen und Akademikers, dessen Andenken in den Kreisen der Wissenschaft ebenso hoch steht, wie die Leistungen des seltenen Mannes es noch lange thun werden. B.

— Jahrbuch für den Oberbergamtsbezirk Dortmund. Dritter Jahrgang. Nach den Akten des Kgl. Oberbergamts zu Dortmund und mit Benutzung anderer authentischer Unterlagen zusammengestellt von Dr. jur. Weidtmann. (Essen, G. D. Baedeker.) 1897. 616 S. Pr. Mk. 10,—.

Den Hauptteil des starken, 1893 zum ersten Mal erschienenen Bandes füllen diesmal statistische, finanzielle und technische Mitteilungen über sämtliche in den Bereich des Oberbergamts Dortmund fallende Bergwerke, Stahl- oder Eisenhütten. Auch historische und geologische Nachweise sind an vielen Orten zu finden. Besonders wertvoll sind die genauen, einen zehnjährigen Zeitraum umspannenden Angaben über die Thätigkeit des Rheinisch-Westphälischen Kohlensyndikats. Allgemeine statistische Angaben über Kohle- und Erzförderung, die Eisen- und Metallindustrie, Handel und Preise geben dem Werke auch für weitere Kreise praktischen Wert. Die Einleitung des Buches umfaßt eine Personalstatistik, Mitteilungen über die Knappschaftsvereine, Gewerkschaften, Bergschulen, Vereine, Angaben über Löhne, Krankenpflege u. s. w. und später folgt ein nicht minder wichtiger, ebenfalls einen großen Teil des Buches umfassender Abschnitt mit sämtlichen Bergpolizei-Bestimmungen des Rheinisch-Westphälischen Grubenbezirks. Auch in diesen, einer langjährigen Erfahrung verdankten Verordnungen finden wir eine Fülle technischer Einzelheiten über den Bau und Betrieb der Bergwerke. Im Ganzen wird das Jahrbuch nicht nur dem Fachmann ein zuverlässiger Führer werden, sondern auch dem Nationalökonomen wichtige Dienste leisten können. B.

— Die preußischen Kommunalanleihen mit besonderer Rücksicht auf eine Zentralisation des Kommunalkredits. Von Dr. W. Kähler. (Jena, Gustav Fischer. 1897.) 121 S. Pr. Mk. 4—.

Auf Grund älterer Untersuchungen des ersten preußischen Statistikers Krug, die nach dessen Tode herausgegeben wurden, und der zerstreuten neueren Mitteilungen über das öffentliche Schuldenwesen hat Verf. eine ausführliche Tabelle der sämtlichen, seit etwa der Mitte unseres Jahrhunderts von den preußischen Kommunalkorporationen aufgenommenen Obligationsanleihen ausgearbeitet. Dieselbe erstreckt sich über die Anleihen der Städte, Landgemeinden, Kreise und Provinzen und geht, wo es nötig ist, d. h. wo dergleichen Anleihen schon früher aufgenommen wurden, auch über den vorgenannten Zeitraum noch hinaus. Erhöhten Wert erlangt diese in einer Zeit, wo das kommunale Anleihewesen von der Entwickelung der Finanzwissenschaft noch wenig berührt wurde, an sich schon verdienstvolle Statistik durch einen z. T. historischen, z. T. nationalökonomischen Text, der über die veränderte Rolle der kommunalen Körperschaften und besonders der Städte in sozialer und verwaltungstechnischer Beziehung gegen früher mancherlei Treffendes und Wissenswertes enthält. Die Betrachtung der Bedingungen, unter denen die meisten Kommunalanleihen heute aufgenommen werden, führt den Verf. zu dem Schluß, daß die Methode des heutigen städtischen Anleihewesens noch viel von den Vorteilen vermissen läßt, die der Kreditbeschaffung auf dem Wege der Obligationsanleihe theoretisch innewohnen. Das Mittel zur Abhilfe dieser Fehler sieht er in der Konzentration des Kommunalkredits. Die Städte sollen zur Ausführung dieser Konzentration in eine Art genossenschaftlicher Organisation treten, deren Zweck nun die Umwandlung der heute ausgegebenen Hunderte von Einzelanleihen in eine allgemeine preußische Kommunalanleihe sein soll. Wie die deutschen Städteanleihen heute z. T. vom Reichsinvalidenfonds und einigen Banken wenigstens mit einem Ansatz zur Zentralisation realisiert werden, so ist für die Zukunft ein Institut gedacht, dessen Thätigkeit sie, wenigstens für Preußen, alle umfaßt. Die Vorzüge, die jetzt schon große Anleihen vor kleinen in bezug auf Verbilligung der Emission und Verwaltung, auf bessere Gangbarkeit und Stetigkeit der Papiere u. s. w. besitzen, würden dann allen Anleihen gleichzeitig und in noch höherem Maße zu gute kommen. Verf. geht endlich auch auf die praktische Durchführung dieses Gedankens wenigstens in großen Zügen ein und weiß die Ausführbarkeit der Zentralisation und ihre Vorteile recht überzeugend darzustellen. B.

2. Kirche.

— Mehrere kleinere Broschüren mögen zusammen eine kurze Anzeige finden: 1. Was ist Erbauung? (Frankfurt a. M. Schergens.) 16 S. 10 Pf. — Erbauung bezieht sich nicht auf den Einzelnen, sondern auf die ganze Gemeinde, die „Gemeinschaft", sie wird von Gott erbaut, indem sie sich durch gegenseitige Handreichung, in kleinen Versammlungen selbst erbaut. Das sichtbare Mittel solcher erbauenden Gemeinschaft ist das Bundesmahl des N. T., das Abendmahl, welches aber nur als Schlußteil eines gemeinsamen Liebesmahles gefeiert werden darf. Mit der großen Kirche ist es nichts, die kleinen Hausgemeinschaften sind allein das Mittel, wodurch der Herr seine erbauende Thätigkeit voll-



zieht. Man sieht, aus welchen Kreisen dies Schriftchen stammt, welches übrigens nur Heft 4 des von einem Dr. Alberts herausgegebenen „Bibelforschers“ ist. — 2. „Ein Gang durch die Kirche und mit der Kirche durchs Leben.“ (Buchhandlung zu Kropp.) 32 S. 20 Pf. Das dreiteilige Kirchengebäude mit Taufstein, Kanzel und Altar giebt Veranlassung von alle dem zu reden, was an jedem dieser Teile in der Kirche geschieht und daran zu mahnen, daß man den Segen aller kirchlichen Handlungen auch mit ins Leben hinausnehme. Das hübsche Heftchen soll von einem Juristen verfaßt sein. — 3. „Von den vielen Kollekten und was ein Christ davon zu halten hat“, von Pastor Rohde in Kussow. (Berlin, Buchhandlung der Missionsgesellschaft.) 16 S. 10 Pf. Eine warme Aufforderung, fleißig für die Zwecke des Reiches Gottes zu geben und eine Widerlegung der Gründe, welche die Unlust des natürlichen Herzens wider das Geben vorbringt. — 4. „Aus dem Leben für das Leben.“ Erwägungen und Betrachtungen von H. Eichenhorst. (Dessau. Baumann.) 90 S. Pr. Mk. 1,50. Neunzig Seiten mit ganz kurzen Sentenzen, ich glaube nicht, daß das jemand durchlesen kann, auch wenn die Aphorismen tiefsinniger wären, als sie mir beim Hin- und Herlesen erschienen sind. — 5. „Gesunde Lehre und gesundes Leben nach den Pastoralbriefen von Dr. Alexander Röhricht. (Gütersloh. Bertelsmann.) 31 S. Dieser auf der Wupperthaler Pastoral-Konferenz gehaltene Vortrag giebt uns die frohe Gewißheit, daß im Bonner Studienhause, dessen Leiter Pastor Röhricht ist, gesunde Lehre zu gesundem Leben getrieben wird. Gottes offenbartes Heil soll im Laufe der Geschichte von der Kirche erlebt werden, und was sie erlebt hat, soll sie in Lehre umsetzen, damit dann solche Lehre wieder Leben werde. Der Vortrag verlangt allerdings aufmerksames Lesen, aber er bringt auch Gedanken, die der Mühe wert sind, gedacht zu werden. — 6. „Das gute Bekenntnis des Grafen Wolf von Schönberg vom Jahre 1566“, von J. Hieronymus. (Verlag des luther. Büchervereins.) 56 S. Während der kryptokalvinistischen Streitigkeiten unter Kurfürst August von Sachsen stand Graf Wolf von Schönburg standhaft zur lutherischen Lehre, und als ihm philippistische Lehrer aufgedrängt werden sollten, protestierte er gegen diese und reichte dem Kurfürsten sein „gutes Bekenntnis“ ein. Der Kurfürst ließ den Grafen verhaften und hielt ihn 1567 sieben Monate lang in einem dunklen, stinkenden Kerker gefangen. Erst 1574 kam der Kurfürst zu der Erkenntnis, welch schmähliches Spiel die Philippisten hinter seinem Rücken getrieben hatten. Die vorliegende Schrift ist sehr warm und mit inniger Liebe zur lutherischen Kirche und zum Schönburger Grafenhause geschrieben. Auch an manchen Seitenblicken auf die kirchliche Lage unserer Tage fehlt es nicht. — 7. sei angefügt. „Weihnachtsblüten“, Zehn Geschichten für Kinder und Kinderfreunde. (Berlin. Traktat-Gesellschaft.) Zehn einzelne kleine Hefte, meist alte Bekannte, z. B. von Dr. Barth, von Thekla v. Gumpert u. a., auch eine recht hübsche, aus dem Französischen übersetzte Geschichte „Dominiko“ von Joseph Autier; alles sehr geeignet zum Verteilen, sei es am Weihnachtsabend oder in Sonntagsschulen. — 8. Das früher schon einmal von uns angezeigte Buch: „Wo ist das Glück?“ hat die Buchhandlung der Berliner Stadtmission in neuer Auflage eingesandt. 142 S. (Eleg. kart. m. Goldschnitt Mk. 1,—.)

Nach Mitteilung der Verlagshandlung sind bereits 18000 Exemplare verkauft und jetzt wieder 12000 Exemplare gedruckt worden. „Eine Sammlung von Altem und Neuem“ nennt sich diese Schrift ebenso wie jene andere desselben Verfassers „Was bringt Gewinn?“, nicht bloß kurze Sentenzen wie das unter 2 genannte Buch, sondern etwas längere Ausführungen bringend, bei denen nachsinnendes Denken gerne verweilen wird. — 9. Hervorragend instruktiv und daher empfehlenswert ist ein Heft der „Zeitfragen des christl. Volkslebens“ (XXII. 7.). (Stuttgart. Chr. Belser. 1897.) „Die weibliche Diakonie der Gegenwart und ihr Anteil an der Lösung der Frauenfrage“ von Ferdinand Euler. 80 Pf. Diakonissenhäuser und Evang. Diakonievereine werden in höchst besonnener Weise gegeneinander abgeschätzt und in ihrer Bedeutung für die moderne Frauenfrage beurteilt, und wenn der Verf. auch, ebenso wie der Ref., mit seinem Herzen zu den Diakonissenhäusern steht, so verkennt er doch auch nicht das Gewicht der Gründe, welche den Diakonieverein ins Leben gerufen haben. Wer sich über diese gegenwärtig so viel besprochene Frage nach dem Verhältnis beider Institutionen orientieren will, dem sei diese Broschüre dringend empfohlen.

J. P.

— Paret, Pfr., Kirchliche Armenpflege. (Stuttgart 1897. Ev. Gesellsch.) Pr. 40 Pf.

Der Verfasser hat diese Schrift den evangelischen Kirchengemeinderäten und Armenfreunden Württembergs gewidmet und giebt ihnen darin eine warme, treffliche Ausführung über Notwendigkeit, Voraussetzung, Form, Geist, Mittel und Sorgen der kirchlichen Gemeinde-Armenpflege nebst Statuten-Entwurf. Aber auch außerhalb Württembergs ist ihm zu danken, daß er die Aufgaben der Kirchengemeinde an ihren Armen so nachdrücklich und sachkundig hervorhebt, wenn wir auch eine klarere Abgrenzung derselben gegenüber der kommunalen Armenpflege und einen namentlich für größere städtische Verhältnisse geeigneteren Rat zu beiderseitigem, geordnetem Zusammenwirken gewünscht hätten. — Die Seele der kirchlichen Armenpflege muß doch die Seelenpflege bleiben, in deren Dienst sie der Verarmung vorzubeugen und der eingetretenen durch Erziehung zur Selbsthilfe abzuhelfen hat, ohne die gesetzlichen Instanzen zu entlasten, aber auch ohne mit ihnen zu kollidieren, indem sie zugleich die Privatwohlthätigkeit, ohne sie zu absorbieren, sich in freier Weise („Hausarme“ und Innere Mission) angliedert. Darin ist noch viel zu thun. Immerhin sei obige Schrift bestens empfohlen!

Rck.

— Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Bd. XXII. Heft 6: Giebt es eine Verchristlichung des Weltlebens? Von Theodor Wahl. (Stuttgart, Belsersche Buchhandlung.) 1897. 55 S. Einzelpreis: 80 Pf.

Die Frage im Titel dieser Schrift gehört ohne Zweifel zu den Zeitfragen des christlichen Volkslebens. Die Anschauungen darüber stehen als schroffe Gegensätze einander gegenüber: der welt-

flüchtige Pietismus und politische Parteien, welche das Christentum auf ihre Fahne schreiben wollen. Eine ruhige Erwägung an der Hand der Geschichte thut not und kann heilsame Dienste leisten. Daß das Christentum die irdischen Verhältnisse mit seinem Geist durchdringt, ist eine geschichtliche Thatsache und zu den Aufgaben des Christen gehört es, die Sauerteigskraft des Evangeliums in dieser Beziehung immer mehr zur Wirkung kommen zu lassen. Über den Weg, wie dies zu geschehen hat, hätten wir gerne vom Verf. etwas mehr gehört: denn „im Namen des Evangeliums auch fürs öffentliche Leben, auch für Handel, Industrie, Wissenschaft, Kunst, Politik ganz bestimmte Forderungen erheben", darin wird mancher Leser dem Verf. nicht ganz beistimmen. Hier giebt es doch Grenzen, die verschieden zu ziehen sind, je nach Beantwortung der Frage, ob und wie weit unser Volk noch ein christliches ist. Über diese Frage kann doch auch der Optimismus, welcher Deutschtum und Christentum als untrennbar auf seine Fahne schreibt, nicht hinaushelfen. Wt.

— Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausgegeben von D. A. Schlatter, Prof. in Berlin und D. H. Cremer, Prof. in Greifswald.

—. Die christliche Lehre von den Eigenschaften Gottes. Von D. H. Cremer. (Gütersloh. C. Bertelsmann.) 4. Heft. Erster Jahrgang. 1897. S. 112. Pr. Mk. 1,60.

Der Verfasser beginnt mit der Klage über die Unfruchtbarkeit des Lehrstücks von den Eigenschaften Gottes in seiner bisherigen scholastischen Betrachtungsweise, der nicht das geringste Interesse in der Gemeinde entgegenkommt. Pontus Wikner bezeichnet es in seinen „Gedanken und Fragen vor dem Angesichte des Menschensohnes" S. 77 geradezu als Götzendienst, wenn man irgend eine der Eigenschaften an Gottes Stelle setzt oder soviel daran denkt, daß man ihn selbst, der die Eigenschaften besitzt, darüber vergißt. Aber nicht diese Gefahr des Götzendienstes bildet die Hauptschwierigkeit, sondern das Verhältnis zu den christologischen Problemen. Thomasius verzichtet auf gewisse göttliche Eigenschaften des Logos und Ritschl leugnet ganz die wesentliche Gottheit Christi: Der eine wie der andere wurde zu diesem Verzichte durch die scholastische Lehre über die Eigenschaften Gottes getrieben. Das sollte nicht sein. Aussagen über Gott haben für unser Glaubensleben nur Wert, wenn sie in direktem Zusammenhange mit unserer Erlösung stehen. Das thut die Cremersche Behandlung der Eigenschaftslehre, da sie von der Offenbarung selbst, von dem durch dieselbe und in derselben bethätigten und unseren Glauben bewirkenden Verhalten Gottes ausgeht. Nicht aus der Philosophie, sondern aus der Offenbarung erkennen wir, wer und was Gott ist, und wir erkennen das nicht der Erkenntnis, sondern der Erlösung halber. Im neutestamentlichen Lichte sucht der Verfasser nach neuen Wegen zur Förderung christlicher Theologie. Sie werden auch anderen als theologischen Kreisen gangbar und willkommen sein. Der Verfasser versteht es eben, die schwierigsten Probleme in klarer und edler Darstellung der Lösung näher zu bringen. Das aufmerksame Studium der verdienstvollen Schrift sei aufs wärmste empfohlen. s.

— Zur christlichen Erkenntnis. Vorträge und Aufsätze für denkende Christen. Von Prof. E. F. Karl Müller in Erlangen. (Leipzig, Deichert.) 1898. 152 S. Pr. Mk. 2,40.

Neue Vorträge und Aufsätze, die, wie Verf. hervorheben darf, die Hauptgebiete christlichen Glaubens und Lebens umfassen. 1. Die Erhöhrung des Gebetes. Verf. geht aus von Marc. 11, 22 ff. „Das Gebet ist der Lebenszug aller Religionen." (S. 1.) „Wir Christen haben den anderen einfach zuzurufen: wenn ihr in der Religion wirklich Kraft, Trost und Halt sucht, so faßt Glauben an den Gott, der Gebete erhört." (S. 9.) — 2. Jesus Christus, Gottes eingeborener Sohn. 5 Abschnitte: I. Jesu Gotteskindschaft. II. Bürgschaft dafür. III. Jesus unser Herr und Helfer, der uns die Sünden vergiebt. IV. In ihm die Fülle des göttl. Wesens. V. Christi Gottheit und Gottes Einheit. — 3. Die Erwählung. Verf. verteidigt die „Freimacht" der Gnade im Gegensatze zur menschlichen Freiheit. Mit Recht betont er, daß die Lehre von der Gnadenwahl ein Mittel zur Heiligung ist, und daß das Zurücktreten dieser Lehre mit dem Mangel lebendiger Heilsgewißheit zusammenhängt. Er hätte auf das christliche Leben innerhalb der Missourisynode hinweisen können. Mit Recht betont Verf. ferner, daß auch Luther und die luther. Bekenntnisschriften die Gnadenwahl lehren. Aber er ignoriert, daß Luther später nicht mehr wie in der Schrift de servo arbitrio gelehrt hat, und übersieht, daß die Lehre der F. C. nicht mit seiner Erwahlungslehre übereinstimmt. Jede Gnadenwahlslehre, die wie die des Verfassers die Unverlierbarkeit der Gnade statuiert, führt zur doppelten Prädestination. Diese Schlußfolgerung, der Verf. auszuweichen sucht, kann dem logischen Denken nicht verwehrt werden. Wenn Verf. sich (S. 62) im Gegensatz zum Luthertum auf die lebendigen Gemeinden des Calvinismus beruft, so wird die geringere Initiative des Luthertums viel gerechter von Uhlhorn (Liebesthätigkeit III, 1, 6) gewürdigt. Die Frage nach dem Verhältnis der menschlichen Freiheit zur göttlichen Gnade ist noch nicht gelöst, wird auch auf dem Wege, den Verf. einschlägt, der Lösung nicht entgegengeführt. Gut orientiert Schwarz, Augustinismus, Pelagianismus und Semipelagianismus in der N. Kirchl. Zeitschr. Jg. VIII. S. 890 ff. — 4. Das Beste in der Welt. Ein Vortrag, aus Anlaß von und im Ggs. zu Drummonds gleichnamiger Schrift gehalten. Text Psalm 84, 11—13, I. Das Beste in der Welt ist nicht eine Tugend, sondern die Gemeinschaft Gottes in Christo Jesu, unserm Herrn. II. Denn auch die Liebe sucht in seiner Weise das Ihre und die Gemeinschaft mit Gott füllt das Herz ganz aus. — 5. Das christliche Lebensideal nach der hl. Schrift. Die eigentliche Aufgabe eines Gott wohlgefälligen Lebens ist nicht die Weltbejahung und Weltverklärung in der Übung des irdischen Berufes, sondern die Verherrlichung der Ehre Gottes. — 6. Die Sünden der Heiligen. Die Sünden der Heiligen fesseln uns an Gottes Gnade. Einseitig ist die Beurteilung von Luthers „eigensinniger Rechthaberei", z. B. in



Marburg. — 7. Sonntag und Sabbat. Im Ggs. zu C. A. Art. 28 führt Verf. aus, daß der Sabbath nicht nur für die Juden, sondern „um der Menschen willen" gemacht sei. Er ist der Ansicht, daß zwar die Wahl des Wochentages freistehe, aber die Feier des je siebenten (nicht etwa fünften oder zehnten) durch das Sabbatgebot für immer feststehe. Das ist willkürlich und widerspricht der Lehre des Paulus. — 8. Christlicher Sozialismus. Ein aus Anlaß des bekannten Telegramms in der „Reformierten Kirchenzeitung" veröffentlichter Aufsatz. „Die evangelische Kirche und ihre Pastoren dürfen sich ihren Einfluß auf unser Volk und somit auch auf politisches und soziales Leben in keiner Weise verschränken lassen. Aber dieser Einfluß wird dann am größten sein, wenn die Kirche ihre Hauptaufgabe mit rechtem Ernst treibt." — 9. Religionsfreiheit. Nur das Christentum kann sie gewähren, hat dies aber weder nach dem Siege über das Heidentum noch nach der Reformation gethan. Diese Intoleranz hat ihre berechtigten Seiten, andererseits hat auch unsere Zeit nicht alle Konsequenzen der Religionsfreiheit gezogen. Dn.

— Von dem Gebiet der theologischen Litteratur nenne ich einiges Evangelische. Ein Ereignis auf diesem Gebiete war vor einigen Jahren der „Kurzgefaßte Kommentar zu den heil. Schriften Alten und Neuen Testaments" von Strack und Zöckler herausgegeben. Das Bedürfnis danach war so stark, daß das umfangreiche Werk sehr bald eine zweite Auflage erfuhr. Der letzte Band derselben liegt jetzt vor. Es ist die fünfte Abteilung des Neuen Testaments, enthaltend die Pastoralbriefe, den Hebräerbrief und die Offenbarung Johannis, — früher von Kübel bearbeitet. Seine Arbeit ist in zweiter Auflage beim Hebräerbrief ziemlich unverändert geblieben bis auf die nötigen Ergänzungen. Bei den Pastoralbriefen ist eine bedeutende Umarbeitung vorgenommen, die gewiß dankenswerte Vervollständigungen bringt von der Hand des Lic. E. Riggenbach, Dozenten in Basel, die aber eine geringe Abschattierung der Töne mit sich geführt hat, die mir nicht ganz vorteilhaft zu sein scheint. Kübel hatte der modernen Bekämpfung der Ächtheit dieser drei herrlichen, für die Kirche unvergleichlich wertvollen Paulusbriefe weniger nachgegeben, als es jetzt bei Riggenbach erscheint, der zwar — wie es sich für einen positiven Theologen geziemt — die volle apostolische Autorität dieser Schriften festhalten will, dabei aber doch von „Bearbeitungen paulinischer Grundlagen" spricht, die er zuzugeben geneigt ist. Dabei sind auch Umstaltungen und Umänderungen nicht zu vermeiden. Und daß es dem Verf. nicht überall gelungen ist, in die volle Tiefe dieser wunderbaren Briefe einzudringen, dafür führe ich eine Stelle an, die er zwar für unzweifelhaft ächt, aber dort nicht hingehörig erklärt, es ist 1. Tim. 5, 23, die bekannte Vorschrift über das Weintrinken. Gerade diese scheinbare Unterbrechung der Vorschriften über die Besetzung der Gemeindeämter zeigt uns die seelsorgerliche Weisheit des Apostels, der von der übertriebenen Askese seines jungen Freundes eine Beeinflussung seines Nerven- und Seelenlebens und darum seines klaren Urteils über die Persönlichkeiten befürchtet. Doch diese Ausstellungen hindern nicht anzuerkennen, daß es ein im Ganzen trefflicher Kommentar ist und daß die Einleitung mit großer Vollständigkeit die geschichtlichen und litterarischen Fragen behandelt. — Eine neue Bearbeitung haben auch die einleitenden Partieen der Erklärung der Offenbarung Johannes, und zwar durch den Herausgeber Zöckler selbst, erfahren, während die eigentliche Auslegung ziemlich unverändert in Kübels Fassung stehen geblieben ist. Diese letztere vertritt die einzig richtigen und gesunden Grundsätze, indem sowohl die Auffassung abgewiesen wird, als ob lauter aufeinander folgende geschichtliche Ereignisse geschildert werden sollten, als auch die Fassung der Zahlen im gewöhnlichen arithmetischen Sinne. Durch das Verständnis des symbolischen Charakters der Zahlen wird der ganzen Spielerei der Deutung auf einzelne Zeitereignisse ein Ende gemacht. Die Einleitung enthält eine unglaublich reiche Fülle von geschichtlichem und litterarischem Material, das hier besonders schwierig zusammenzustellen war, da bei keinem Buche so wie bei der Offenbarung die moderne Kritik sich hervorgethan hat. Es ist ein wahrer Hexensabbath von willkürlichen Annahmen aufgeführt, wodurch das Ansehen der Wissenschaft bei allen nüchternen Leuten nur leiden kann. Nach den Grundsätzen, nach denen die Modernen die Offenbarung in zwei, drei, vier Quellenschriften auseinanderschneiden, kann man jedes einheitliche Produkt der neueren deutschen Litteratur als eine Komposition aus verschiedenen Zeiten und Verfassern „wissenschaftlich" erweisen.

Einen ganz anderen Zweck als jenes kurzgefaßte Kommentarwerk setzt sich eine neue Erklärung des Galaterbriefes, die von der Theologie und der Kirche mit lebhaftestem Danke aufzunehmen ist. Es ist: Der Brief Pauli an die Galater. Ausgelegt von Prof. Lic. Dalmer. (Gütersloh, 1897. C. Bertelsmann, 222 S.) Eine gründliche Auslegung in klarer Sprache, ein besonnenes Fortschreiten, eine sehr gelungene Auswahl bezüglich der Mitteilungen aus den Ansichten anderer zeichnen dieses Buch aus. Besonders sind die zusammenfassenden Rückblicke klar und überzeugend. Man fühlt sich sicher und angenehm geleitet und die Tiefen der paulinischen Gedanken, die ja in diesem Briefe oft sehr ruckweise auftreten, erschließen sich in lichtvoller Weise. Der Kommentar kann auch für den Gebrauch der Geistlichen im Amte nur warm empfohlen werden, auch von dem, der hier und da eine andere Auslegung vorzieht.

M. v. N.

— St. Johannes, der Apostel. Von Georg Stosch, Pfarrer am St. Elisabeth-Diakonissenhause zu Berlin. (Handreichung zur Vertiefung christlicher Erkenntnis von Möller und Zöllner. 4. Heft.) (Gütersloh, Bertelsmann.) 1897. 52 S. Preis 60 Pf.

An die ersten Hefte der neuen Sammlung reiht sich das vorliegende würdig an. Des Johannes Leben und Wirken wird, soweit die Quellen darüber berichten, in lebendiger, anschaulicher Sprache dargestellt. Für manche Züge giebt es freilich keine sichere historische Unterlage und hier mußte der Verf. ergänzend verfahren. Ob er dabei der Phantasie zuviel Spielraum gelassen, darüber wird man verschiedener Meinung sein können. Der

Ausdruck Intuition hätte in Rücksicht auf den Leserkreis vermieden werden können, ebenso ist für den Ausdruck „daß der Herr ihre (der Jünger) Geister für den zukünftigen Beruf willig macht", wohl eine Änderung zu empfehlen. Wt.

— Lasciana, nebst den ältesten evang. Synodalprotokollen Polens 1555—61. Herausgegeben und erläutert von D. Hermann Dalton. (Berlin. Reuther & Reichard.) X u. 577 S.

Der Verf. hat im Jahre 1881 eine eingehende Biographie von Johannes a Lasco (1499—1560) veröffentlicht. In dem vorliegenden Bande (der zugleich den 3. Band der „Beiträge zur Geschichte der evang. Kirche in Rußland" bildet) giebt er zunächst bis S. 351 eine Anzahl inzwischen bekannt gewordener Denkschriften und Briefe des großen Reformators und Organisators mit vorausgeschickten kurzen Erläuterungen. Die meisten dieser Briefe stammen aus der Zeit bis 1536, also aus der Zeit, als Laski noch in seiner polnischen Heimat mit wachsender evangelischer Erkenntnis im Kirchendienste stand, und auch aus der vorhergehenden Zeit seiner Studienreisen. Bis 1549 war er in Ostfriesland, wo er der reformierten Kirche ihre Ordnungen gab. Aus dieser Zeit ein Gutachten über das Abendmahl und wenige Briefe. Bis 1552 organisierte er die Londoner Fremdengemeinde (Gutachten über die Kleiderfrage und Ansprache an König Eduard VI. und einige Briefe). Als die katholische Maria auf den Thron kam, mußte er mit einem großen Teile seiner Gemeinde England verlassen. Dänemark und die norddeutschen Seestädte weigerten sich aus konfessionellen Gründen die Reformierten aufzunehmen, so ging er wieder nach Emden und von da nach Frankfurt a. M., wo er einer niederländischen Gemeinde ihre Ordnungen gab und zugleich auf eine Union mit der luth. Kirche hinzuwirken suchte. Im Winter 1556/57 kehrte er nach Polen zurück und wurde Superintendent von Klein-Polen. Die dortige reformierte Kirche war in enge Verbindung zu den böhmischen Brüdern getreten und wurde in ihrer Lehrstellung von dem sich bereits regenden sozinianisch-unitarischen Irrtum bedroht (Blandrata). Die jetzt erst aufgefundenen äußerst interessanten Synodalprotokolle zeigen, wie Laski in der kurzen Zeit bis zu seinem am 13. Jan. 1560 erfolgten Tode seiner heimischen Kirche eine selbständige presbyteriale Verfassung nach reformierten Prinzipien gegeben hat und der sozinianischen Gefahr mit Energie entgegengetreten ist. Aus der Zeit nach seinem Tode sind Protokolle nur noch bis zum Herbste 1561 vorhanden. Damit bricht denn auch unser Buch ab und erzählt nichts Weiteres von den Schicksalen der reformierten Kirche in Klein-Polen. Das Buch, welches ja fast nur lateinisch und einige polnisch-geschriebene Urkunden enthält, ist selbstverständlich nur für den Forscher bestimmt, ein Buch zum bequemen Durchlesen ist es nicht. J. P.

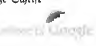
— Religiöse Reden: Von Robertson, Frederik William. Neue Sammlung, dem Andenken Emil Frommels gewidmet. (Berlin, Reuther & Reichard) 1898. Mk. 2,25. geb. Mk. 3,—. 190 S.

Wer geistliche und geistige Anregung, wer eine neue Auffassung alter Wahrheiten, wer eine feinsinnige Anwendung und eine intensive Beleuchtung einzelner Schriftworte mit dem Geisteslicht einer charaktervollen Persönlichkeit sucht, der mag zu den Reden Robertsons greifen. Die heiligen Dinge erscheinen freilich oft genug nicht in ihrem eigenen, sondern in einem fast künstlichen oder sollen wir sagen in einem künstlerischen Lichte. Die Personen der heiligen Geschichte werden dem einsamen Boden einer vergangenen Zeit entrückt und erscheinen in der elektrischen Beleuchtung des modernen Denkens und müssen Modell sitzen zur Lösung moderner Probleme. In der eigentümlichen Farbengebung, durch welche es Robertson gelingt, den an Überraschung und Effekt gewöhnten Geistern eines späten Jahrhunderts Interesse abzugewinnen für die Geisteswunder des Evangeliums, liegt das Geheimnis des Erfolges, welcher diesem scharfen und fruchtbaren Denker auch in Deutschland geworden ist.

Die hier vorliegende Sammlung bietet Reden, deren Wert im Einzelnen verschieden beurteilt werden mag. Einzelne Reden entfernen sich in ihrer Auffassung ziemlich weit nicht nur von der Kirchenlehre, sondern auch von der wirklichen geistlichen Erfahrung; so die Rede über Reinheit, die den extravagantesten Subjektivismus predigt, und die Rede über die christl. Kirche als Familie, welche sich in vage Anschauungen und haltlose Verallgemeinerungen verliert, indem sie doch über das Wesen der Kirche zu sprechen versucht. Dagegen sind andre Reden von außerordentlicher Schönheit. Wir heben die über den guten Hirten hervor, in der es dem Redner gelingt, in einer fast unvergleichlichen Weise anschaulich und tiefsinnig von der Hirtenliebe Jesu zu reden. Sehr fesselnd und anziehend ist auch die Rede über Elis Charakter. — Wir können nur wünschen, daß auch diese Sammlung viele und verständnisvolle Leser finden möchte. St.

— Eine herzliche Bitte an die Eltern der Konfirmanden. Von Fr. Donndorf, Pastor zu Wippra am Harz. Zweite Auflage. (Berlin, deutsche Evangel. Buch- und Traktatgesellschaft) 1897. 8 S. Preis 5 Pf.

Das Heftchen ist bestimmt, durch die Konfirmanden an ihre Eltern zu gelangen, um die Arbeit des Pastors zu unterstützen; wenn man in neuerer Zeit mehrfach versucht hat, auf diesem Wege das Haus zu beeinflussen, so ist das nur zu loben. Aber — die Schrift muß auch so abgefaßt sein, daß sie von jedem, auch dem einfachsten Manne, verstanden wird; denn der Fall wird doch wohl selten eintreten, daß ein Pastor es nur mit Kindern aus gebildeten Familien zu thun hat und auch dann wird das schlicht und einfach geschriebene Wort noch am meisten wirken, denn mit der „Bildung" in kirchlichen Dingen steht's meist recht schwach. Genügt nun das vorliegende Heft den Ansprüchen, die man stellen muß? Leider: Nein! Man liest auf S. 6: . . . „es tritt uns aus unserer Bibel das stufenweise, geschichtliche Werden des Reiches Gottes deutlich entgegen. Aber es ist ergreifend und erschütternd zu sehen, wie Gott durch die Jahrhunderte hin einen Erziehungsgang mit der Menschheit geht und wie er ringen muß mit dem Unverstand der Unverständigen und mit der sittlichen Unreife eines aus dem Heidentum kommenden und unter Heiden groß gewordenen Volkes, des Volkes seiner Wahl. Wohl ist die heilige Schrift



eine geschichtlich entstandene Sammlung von Schrifturkunden aus der „Entwicklungsgeschichte des Reiches Gottes“ u. s. w. Es mag für den Verf. ein Trost sein, daß es Schriften gleichen Zweckes giebt, in denen noch weniger Geeignetes vorkommt. Ich kenne eine solche, in der — die rechte christlich-soziale Reformpolitik den Eltern ans Herz gelegt wird. Wer schreibt uns ein Wort, schlicht und herzlich, klar und warm? Der P. em. Dr. Siebel in Dresden könnte es. Wt.

— Ein Weg aus dem Wirrsal des Kampfes. Worte des Friedens aus der Brüdergemeine. Von G. Burkhardt, Missionsdirektor a. D. (Leipzig, Friedrich Jansa) 1897. 80 S. Preis 80 Pf.

— Das Tropenprinzip Zinzendorfs und der Brüdergemeine und seine Anwendung auf die uns gegenwärtig bewegende Lehrfrage. Ein Wort der Verständigung an die Mitglieder der deutschen Brüderunität von D. F. Uttendörfer. (Leipzig, Friedrich Jansa) 1897. 27 S. Preis 40 Pf.

Zwei Schriften vom Streit des Tages, die beide den Frieden in der Brüdergemeine herzustellen suchen. Ob sie dabei den rechten Weg empfehlen, ist die Frage. Über die Burkhardtsche Schrift hat man von anderer Seite geurteilt: sie sei „überaus beherzigenswert, deren goldnen Friedensworten wir ungezählte Leser und Nacheiferer wünschen möchten“. Ich kann diesem Urteil leider nicht ganz zustimmen. Zunächst halte ich es für eine irrtümliche Auffassung, wenn B. die Lehre von der h. Schrift als den Ausgangspunkt des Streites in der Kirche ansieht. Es ist ein Wunsch aller theologischen Richtungen, daß die Gemeindeglieder sich daran gewöhnen möchten, auch die menschliche Seite der h. Schrift mehr zu beachten. Es wäre besser gewesen, diese Sache, in der ich den trefflichen Ausführungen B.'s durchweg beitreten kann, in einer besonderen Schrift zu behandeln, das wäre vielleicht auch im besonderen Interesse der Brüdergemeine, in der sich wohl nicht selten eine recht äußerliche Auffassung der Schriftworte findet, wünschenswert. Wenn B. nun an zweiter Stelle die Frage: Was dünkt dich um Christus? als Gegenstand des Streites nennt, so wird hiermit die Kernfrage des Christentums zu allen Zeiten, auch in den Kämpfen der Gegenwart getroffen. Da freuen wir uns zunächst des klaren Zeugnisses: „Ich bin nur darum meiner Erlösung gewiß, und nur darum verlasse ich mich darauf im Leben und im Sterben, weil Jesus Christus der ewige Gottessohn ist, selbst Gott und von Ewigkeit her beim Vater.“ Aber sobald man nun die „Gottheit Christi“ in bestimmte Vorstellungen zerlegen und genauer formulieren will, so geht nach B.'s Meinung der Streit an. Was sind das für „Vorstellungen“? Er rechnet dazu: das Sein Christi beim Vater vor der Menschwerdung und sein Eintritt in die Menschheit. Wer dort ihn sich als unpersönliche Kraft denkt, und hier eine natürliche Entstehung des Menschen Jesus annimmt, soll uns als Christ und Bruder willkommen sein, wenn er nur an die Versöhnung durch den wahrhaftigen Gottessohn von Herzen glaubt. Ob aber die moderne Theologie dies beides in sich vereinigt, scheint doch selbst B. zweifelhaft zu sein. Bedauert er doch p. 52 aufs tiefste, daß unsere modernen Theologen das Lehrstück vom Opfer Christi am Kreuz auffallend und ungebührlich zurücktreten lassen; in ihren Predigten und erbaulichen Ansprachen fehle dies Moment in fast erschreckender Weise. Er hofft, daß die moderne Theologie dem Bedürfnis der gläubigen Gemeinde sowie des einzelnen mehr und mehr gerecht wird. „Wir stellen das geradezu als Forderung für den einzuschlagenden Weg aus dem Streit zum Frieden.“ Diese Worte möchte ich unterstrichen haben und den verehrten Verf. bitten, davon nicht zu lassen und zwar um des Bedürfnisses der Gemeinde willen. Die Gemeinde lebt durch das Evangelium und das ist die Frage, ob nicht die moderne Theologie ihm — das Herz nimmt. Nicht um brüderliche Gemeinschaft und christliche Duldung handelt es sich, sondern um die Lehre des Evangeliums, „daß das Wort Gottes lauter und rein gelehret werde“. Die Betonung der Lehre ist zwar, das merken wir aus beiden Schriften, in der Brüdergemeine sehr wenig beliebt. Aber giebt's denn ein Christentum ohne Lehre, und ist eine Unterscheidung von Glaubensbekenntnis und Lehrbekenntnis wirklich haltbar? Die Schreckbilder des Intellektualismus und Orthodoxismus dürfen die evangelische Kirche nicht hindern am Bekenntnis als an der Norm der Predigt des Evangeliums zu halten gegenüber allen Angriffen, die sie ihres köstlichsten Schatzes berauben wollen. Auch die Brüdergemeinde wird nicht anders in diesem Streite bestehen können. Schon am Schluß der Burkhardtschen und ausführlich in der Uttendorferschen Schrift wird als Weg zum Frieden das Halten am Prinzip des Tropus, wie Zinzendorf ihn empfohlen, gewiesen. Damals handelte es sich um den Gegensatz zwischen Lutheranern und Reformierten, beide Lehren wurden als berechtigte Lehrweisen anerkannt und neben einander geduldet. Dies Prinzip soll jetzt auf die Gegensätze der modernen und kirchlichen Theologie angewandt werden. Mit welchem Rechte, ist nicht nachzuweisen. Für den der Brüdergemeine Fernstehenden macht es den Eindruck, als appelliere man in der Not an das Gefühl der Pietät für den Stifter der Gemeinschaft und versucht mit einem von ihm stammenden Ausdruck einen entstandenen Riß zu verdecken — um des Friedens willen. Aber ist denn der christlichen Gemeinde unter allen Umständen verheißen, Frieden zu haben? Ich glaube, auch der Brüdergemeine wird eines noch höher stehen, der Ruf ihres Herrn: Halte was du hast, daß niemand deine Krone nehme. Wt.

3. Naturwissenschaft.

— Die Naturwissenschaft in ihrem Schuldverhältnis zum Christentum. Eine religionsgeschichtliche Skizze v. Lic. H. Martensen Larsen. (Berlin, Reuther & Reichard.) 1897. 8°. 90 S. Pr. Mk. 1,60

Der Verf. ist Pfarrer in Veilby bei Aarhus in Dänemark, er hat selbst die deutsche Ausgabe dieses Büchleins besorgt, und man muß ihm dankbar sein, daß er sich dieser Mühe unterzogen hat. Wir begrüßen diesen Beitrag zur Apologetik mit herzlicher Freude.

Das Büchlein behandelt einen bisher viel zu wenig beachteten Punkt in der Geschichte der Naturwissenschaften, es weist nämlich nach, daß das Heidentum den Fortschritt der Wissenschaften geradezu hemmte, daß erst der Monotheismus ihn ermöglichte und daß speziell der christliche Monotheismus in der Beziehung großes geleistet hat, so daß Dü Bois-Reymonds offenes Wort nicht genug hervorgehoben werden kann: „Die neuere Naturwissenschaft, wie paradox dies klinge, verdankt ihren Ursprung dem Christentum.“ Das Büchlein sei warm empfohlen. Dt.

— **The scenery of Switzerland** by **Sir John Lubbock.** 2 Vol. (Leipzig, B. Tauchnitz.) 1897. 279 und 280 S. Pr. jedes Bandes Mk. 1,60.

Der Verf., ein bekannter englischer Naturforscher der Darwinschen Schule, erzählt, daß er im Jahre 1861 zum erstenmal mit Huxley und Tyndall in der Schweiz war und daß er seitdem viele Ferien dort zubrachte. In dem vorliegenden Werk hat er dann die Ergebnisse seiner Studien über die Geologie und physikalische Geographie der Schweiz niedergelegt. Im ersten Band bespricht er die Geologie der Schweiz, die Berge, Thäler, Gletscher, Wirkung und Richtung der Flüsse, die Seen. Der zweite Band nimmt spezieller die einzelnen Teile der Schweiz (auch den Jura), die Hauptthäler und Flüsse durch.

Wer des Englischen mächtig ist, wird in diesem Buch einen sehr erwünschten Führer haben, der ihn über vieles unterrichtet, was man sonst so leicht in den populären Führern vermißt. Zahlreiche Abbildungen sind beigegeben, besonders die vielen Profile und Durchschnitte sind sehr erwünscht. Dt.

— **Botanisches Bilderbuch für Jung und Alt.** Von **Franz Bley.** 1. Teil, umfassend die Flora der ersten Jahreshälfte. 216 Pflanzenbilder in Aquarelldruck auf 24 Tafeln. Mit erläuterndem Text von H. Berdrow. (Berlin, G. Schmidt, vorm. R. Oppenheim.) 1897. Preis geb. Mk. 6,—.

Dieses hübsche Buch des rührigen Verlags von G. Schmidt wird sich bald viele Freunde erwerben. Wie oben gesagt, bringt es nicht weniger als 216 Pflanzen zur bildlichen Darstellung, und jedem Bild ist eine kurze Beschreibung beigegeben, der Text enthält aber auch Biologisches, Nutzen und Anwendung rc. Wünschenswert wäre es, wenn bei einer zweiten Auflage die Pflanzen im Text und auf den Tafeln numeriert würden, das würde gewiß zur Erleichterung beim Gebrauch beitragen. Die Anordnung des Ganzen ist, dem Zweck durchaus entsprechend, keine systematische, sondern nach Monaten. Die Ausstattung ist bei dem Preis vorzüglich, die Bildchen sind auch sehr hübsch ausgeführt, sodaß sich die betreffenden Pflanzen darnach leicht erkennen lassen, aber verhehlen kann man doch nicht, daß sie etwas klein sind, was hie und da die Deutlichkeit beeinträchtigt. Dt.

4. Lebensbeschreibungen.

— **Johann Ludwig Hager.** Ein Lebensbild aus den Papieren meines Großvaters. Von P. Bunz. Mit Ansichten von Mühlhausen. (Stuttgart, Buchh. der Ev. Gesellschaft.) 1897. 72 S.

Der Hebräerbrief schreibt von einer Wolke von Zeugen Christi — auch der Mann, den uns dieses Lebensbild darstellt, ist ein solcher gewesen. Die Verbindung, in welche er mit dem bekannten und mit Recht hochverehrten Henhöfer getreten ist, ist ihm und anderen zum Segen gewesen. Wie wunderlich, daß die gläubigen Theologen jener Zeit (Ende der dreißiger Jahre) den Konvertiten aus der Zeit der römischen Kirche so viel verdankten! In Baden Henhöfer, in Hessen Heilrich. Beide römische Konvertiten, aber Führer zum rechten evangelischen Glauben. (Heilrich z. B. auch für den Vater des Verf. dieser Zeilen.) Es mag wohl sein, daß in dem ehrlichen, aber flachen Rationalismus die kirchliche Schulung solcher katholischer Priester, welche sich zum Glauben durchgerungen hatten, eine tiefere Fassung forderte. Wie Joh. Ludwig Hager aus den ärmlichen Verhältnissen und aus der Schreibstube zu dem Studium in Heidelberg (unter Paulus) sich äußerlich durchgerungen hat, erzählt unsere Brochüre, aber nicht minder, wie er sich aus dem seichten, unbefriedigenden Rationalismus zum Glauben durchrang. Das wird noch lehrhafter sein für jene jungen Theologen, die heutzutage abirren und denen die gläubigen Pastoren doch nur mit echtem Glauben in Liebe, Fürbitte und Geduld wieder zurecht helfen können von dem treuen Erzhirten aus. Wo solche „Überführungen“ zu leicht vor sich gehen, sind sie nur zu oft „Phantasien“, sie müssen durch schwere Kämpfe gehen und im Glauben tief wurzeln. Die vorliegende Lebensbeschreibung zeigt uns, wie diese alten Zeugen sich den Glauben errangen. Schreiber dieser Zeilen gedenkt noch einer Stunde, da sein längstverstorbener Vater am Abend an sein Bett trat und bat: „Kind hilf mir beten, daß ich die Wahrheit erkenne.“ Auf diese Weise wurde auch Hager zum Herrn gebracht. Es wird darum auch nichts leeres sein, das kleine Büchlein, welches seinen Lebensinhalt uns entfaltet und wird uns im heutigen Zeitalter lehren: nicht Verbitterung, Disputieren und Hassen führt jene Theologen zurecht, welche auf falsche Bahnen gebracht sind, sondern Liebe und die ebenso humanitäre als wissenschaftliche Behandlung der bestrittenen Lehre. F.

5. Litteraturwissenschaft.

— **Ein Buch von deutscher Art.** Von **Heinrich Wastian.** (München, J. F. Lehmann). Pr. Mk. 1,50.

Der Verfasser will mit dieser Schrift das deutsche Volk auf einen nationalen Sänger aufmerksam machen, dessen Dichtungen bisher noch nicht jene Beachtung gefunden haben, die ihnen nach seiner Meinung — und wir können uns derselben anschließen — vermöge ihrer begeisternden Kraft und gedankenreichen Gesinnungstüchtigkeit gebührt. Der Herausgeber hat eine knappe Auswahl der Schriften des **Grafen Adolf von Westarp** gegeben, die einen Einblick in seine deutsche Lebensanschauung und Geistesart gewähren. Die Arbeit ist mit Freuden zu begrüßen, denn Westarp ist wirklich deutsch, kerndeutsch vom Scheitel bis zur Zehe, in seinem Empfinden, Fühlen und Denken und in jeder Zeile, in jedem Vers, den er geschrieben.



Eine solche Erscheinung sollte in unserer Zeit, wo auf litterarischem Gebiet das Fremde noch immer einen mehr als wünschenswerten Einfluß übt, von der Nation nicht übergangen werden. Sein Biograph ist eine ihm congeniale Natur und findet aus seiner gleichartigen Gesinnung heraus das rechte Wort und den rechten Ton. Was er über Mode, Sprache, Litteratur und Theater sagt, ist uns aus der Seele geschrieben und deckt sich im wesentlichen mit den Grundsätzen, die in diesen Blättern vertreten werden. Wenn er z. B. sagt, daß schrecklicher noch und bedauernswerter als der Krieg mit allen seinen Gräueln und Gewaltthaten das Verkommen eines starken und gesunden Volkes im Schlamm der Genußsucht, der Habgier und der Sinnenlust sei, so wird jeder Leser dieses Blattes ihm zustimmen. Mit treffenden, scharfen Worten geißelt er den Niedergang der deutschen Ideale, die übertriebene Wertschätzung des materiellen Besitzes, den Hochmut eines Bruchteiles der Nation, der da glaubt, mit dem Fortschritt der Naturwissenschaften und der industriellen Erfindungen die Höhe der Kultur erklommen zu haben. Die Fremdwörterkultur und die Ausländerei werden gebührend beleuchtet. Ausführlich wird die zeitgemäße Bühne behandelt, die mit ihren französischen Ehebruchsdramen zum Niedrigen, Gemeinen und Schlechten zieht und zum Verfalle führt. Westarp verlangt nicht, daß die poetische Gerechtigkeit so plump sichtbar erfahre, daß sie jedem Guten seinen Lohn, jedem Bösewicht seine Strafe austeile, aber mit Recht fordert er, daß aus der Handlung die sittliche Idee so groß und sieghaft hervortrete, daß das Böse so unzweifelhaft gebrandmarkt werde, daß wir, ob auch äußerlich das Gute unterliege, versöhnt, befreit, geläutert das Theater verlassen. Damit hat er unseres Erachtens der dramatischen Produktion die Wege gewiesen, die sie gehen muß, wenn sie, ohne von ihrem Wahrheitsgehalt etwas zu opfern, als Volkserzieher Anspruch auf die Beachtung und den Dank der Vaterlandsfreunde erheben will. Er fordert, daß unsere Bühne, unser Schrifttum, unsere gesamte Kunst wieder deutsch werden. Die aus den Westarpischen Schriften ausgewählten Gedichte und Ausführungen in Prosa geben neben den biographischen Notizen des Verfassers ein anschauliches Bild vom Leben und Wirken des Dichters und werden hoffentlich dazu beitragen, ihn bekannter zu machen, als es bis jetzt der Fall ist. Wir haben alle Ursache, uns wieder auf die starken Wurzeln unserer Kraft zu besinnen und uns in jedem Sinne „ans Vaterland ans teure" anzuschließen.

— r.

6. Poesie.

— Altisländische Volksballaden und andere Volksdichtungen nordischer Vorzeit. Von P. J. Wiltatzen. Zweite veränderte und vermehrte Auflage. (Bremen. M. Heinsius Nachfolger.) 1897. XVI und 312 S. kl. 8⁰.

Die Sammlung bietet einen reichen Schatz nordischer Volksdichtung, wenn es auch nach des Verfassers Worte nur Proben altisländischer, färingischer und dänischer Volksdichtungen sind, die er uns übersetzt hat und Schweden und Norwegen mit ihren zahlreichen Liedern nicht herbeigezogen wurden. Die altisländischen Volksballaden sind übersetzt aus der „Islenzk fornkvädi", herausgegeben von Swend Grundtvig und Jon Sigurdson (1854—1885). Sie entstammen der Zeit vom 9.—11. Jahrhundert, wurden dann im 13. Jahrhundert aufgezeichnet und wie Schätze gehütet. „Um die langen Winterabende mit Lesen auszufüllen, wanderten sie früher von Gehöft zu Gehöft. Im vorigen Jahrhundert hat die dänische Regierung alle derartige poetische Denkmäler aufspüren und sich ausliefern lassen, um sie vor dem Untergange zu bewahren." Die Niederschrift der färingischen Sigurdslieder ist erst zu Anfang dieses Jahrhunderts erfolgt. Der dänische Pastor N. C. Lyngby benutzte eine Reise nach den kleinen Inselchen, um die Überreste der alten Volkslieder zu Papier zu bringen. Aus seiner Niederschrift erschien 1822 ein erster Druck, dem dann auf Grund genauer Forschung das Werk folgte: „Färöiske Kräder, samlede og besorgede ved V. U. Hammershaimb udgivne af det nordiske Litteratur-Samfund. 2 Bde. Kjöbenhavn 1851—55." Aus diesem Werke ist die in unserem Buche vorliegende Übersetzung genommen. Unter den wenigen Bewohnern der Faröer wurde dieses Lied im Laufe der Jahrhunderte von Alt und Jung und zwar zum Tanz gesungen (bei den Hochzeitsfesten, in der Weihnachts (Jul-)zeit und bei ähnlichen Gelegenheiten. Pflegten doch manchmal die älteren Priester im Ornate mitzutanzen). Der Zusammenhang dieser Sigurdslieder mit der Edda und unseren Nibelungsliedern (nach dessen Darstellung der Tod Sigurds erzählt wird), wird sie, die freilich durch das mündliche endlose Herumsagen etwas vom „Bänkelsängerlied" angenommen haben auch literaturgeschichtlich bedeutsam erscheinen lassen. Viel besser sind wir mit dem Material daran, welches Dänemark in seiner alten Volkspoesie uns bietet. In Kopenhagen wurde bereits im Jahre 1591 die erste Sammlung altdänischer Volksdichtungen (100) auf Veranlassung der Königin Sophie (der Mutter Christian IV.) von dem Geschichtsschreiber Anders Säffrinsson Vedel veranstaltet. Dieses Buch weckte allgemeines Interesse und erlebte viele Auflagen; darunter jene des Peter Syr, der sie um 160 Dichtungen aus dem Munde des Volkes vermehrte. Endlich wurde der gesamte Schatz altdänischer Poesie herausgegeben in „Udvalgte danske Viser fra Middelalderen-udgiven af Abrahamsen, Nyerup og Rahbeck. Kjöbenhavn 1812—13." (Fünf Bände umfassend.) Was das von uns besprochene Büchlein enthält, ist aus diesem Reichtum genommen, freilich durch Vermittlung des Werkes von Swend Grundtvig: „Danmarks Folkeviser; Udvalg." Wundersam ist in diesen Dichtungen, wie in ihnen die Volksseele sich spiegelt, aber dabei auch Christus, Maria rc. ihre Stelle finden und daneben Elfen und allerlei Elementargeister sich tummeln. Aber trotzdem: welch ein reiches natürliches, geistiges und vielfach sittliches Leben liegt in diesen wundersamen Gebilden, die doch auch mit uns Christen hin sich sehnen auf den, der das unbekannte dunkle Verhängnis bricht, dem Unglauben seine Beute entreißt, und uns in die Gewalt der Liebe einführt. In wunderbaren Verhüllungen, wie sie phantasievoller Menschengeist ohne das Licht der Offenbarung sich bildet, dringt uns das Sehnen der Seele entgegen: Befreit zu werden von dem Drucke, der

uns belastet und zu gelangen zur Freiheit der Kinder Gottes. Den Reichtum dieser poetischen Schöpfungen der nordischen Vorzeit und deren Schönheit hat schon 1811 kein Geringerer als Wilhelm Grimm gepriesen. „Ein rauhes Klima", sagte er, „verweigerte den Nordländern die Lust eines üppigen, leichten Lebens, und die Zeit nicht wie Südliche nach Sommern und Tagen, sondern nach Wintern und Nächten zählend, waren sie einer stillen Betrachtung, dem Nachdenken über die Thaten der Vorzeit und Gegenwart hingegeben. So scheint es aber auch, als ob sie alle Lust und geistige Kraft der Poesie zugewandt und während es an jenen fast nur musikalischen und mit Farben spielenden Liedern südlicher Völker fehlt, erscheint ein Reichtum an epischen Dichtungen, welcher bewunderungswürdig ist: Dichtungen, welche zu den tiefsinnigsten und gewaltigsten gehören, die je durch die Seele eines Menschen gegangen. Sie haben alle etwas Uranfängliches, Rohes: die Form ist oft ganz vernachlässigt, hart und streng; dagegen aber haben sie noch all die Kraft und die Gewalt eines jugendlichen, unbeschränkten und ungezähmten Lebens, das alles äußerliche verschmäht. Aus dem Mutterlande her bewahrten die Skandinavier die Geheimnisse göttlicher Offenbarungen über die Natur der Dinge."

Aber daneben auch in dieser Poesie: welche entsetzlichen Nachtszenen! Von den drei Hauptästen der Sündenwurzel: Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben ist nicht eine, welche nicht in grauenvoller Weise sich daraus illustrieren ließe. (Man sehe sich eine Ballade an wie (S. 57) die Töchter Ebbis 2c.). Zu welchem Endergebnis wäre auch die Geschichte als einfache Entfaltung der Menschennatur bei dem nordischen Völkern gekommen, wenn nicht jener Wandel der Erlösung von Oben gekommen wäre, von der die christlich neugeformten oder gedichteten Poesien singen, wie das altkatholische dänische Volkslied: „Kreuz und Krone" mit dem Anfang: „Um die Weihnacht ließ unser Herr sich gebären." Und den Schluß: „Gott geb' aus der Welt uns ein'n guten Ausgang". Da die kons. Monatsschrift gewiß viel von Pastoren gelesen wird, so erinneren wir daran, daß für Pfarrer in der Predigt, besonders auch in der Missionspredigt in dieser Hinsicht — Sünde und Gnade — viel gelernt werden kann. Wir erinneren uns einer Predigt des „alten Vilmar" (des Verf. d. Litteraturgeschichte) auf einem Missionsfeste, in welcher er des nordischen Heidentums in seiner Gottsuchenden und der Sünde verfallenen Art darstellte und den Dank für die erwiesene Gnade — den Glauben weckte. Damals sagte Schreiber dieses ein hochstehender Herr: ich habe es noch niemals so dankbar empfunden, welchen Banden wir entgangen sind. F.

7. Unterhaltungslitteratur.

— Eine reine Seele. Roman von Ida Boy-Ed. (Dresden und Leipzig, Carl Reißner.) 1897.

Die Verfasserin ist eine talentvolle Schriftstellerin und legt von der ihr verliehenen Gabe auch in diesem neuen Roman Zeugnis ab. Aber ähnlich wie in dem vor etwa einem Jahrzehnt von ihr geschriebenen Roman: „Eine Lüge?" verirrt ihr Talent sich auch in dem vorliegenden auf Abwege, auf denen der Leser ihr nicht gern folgt. Die „reine Seele" gehört der Heldin des Buches, Isabella Stufenbach, Tochter eines vor Beginn der Geschichte gestorbenen Pfarrers und Erbin eines nicht unbedeutenden Vermögens; sie ist ein begabtes Mädchen, ein starker Charakter, aber auch selbstgerecht bis zum Übermaß. Mit ihr verlobt sich ihr Jugendfreund Erhard von Weltzin, ein junger Offizier, der den Abschied genommen hat und Landwirt werden will. Leider erfährt aber Isabella, daß Erhard einen Roman erlebt und ihn mit einem Bruch seines Wortes beendet hat, nachdem er zur Erkenntnis gekommen, daß der Gegenstand seiner Liebe, die Gräfin Kitty Bastorf, seiner unwürdig ist. Diesen „Wortbruch" glaubt Isabella ihrem Bräutigam nicht verzeihen zu können; sie heiratet ihn zwar, versagt ihm aber alles, was sie ihm als Frau schuldig ist, verweigert ihm die kleinste Zärtlichkeit u. s. w. Selbstverständlich löst sich schließlich alles in Frieden und Glück und die beiden jungen Leute werden ein glückliches Paar, nachdem die Gräfin Bastorf vergebliche Versuche gemacht hat, den jungen Ehemann seiner Gattin abspenstig zu machen. Diese letzten Kapitel, in denen die Gräfin eine Hauptrolle spielt, sind am wenigsten gelungen, in ihnen wird auch die Lösung der Konflikte zu lange hinausgeschoben. Die Gräfin selbst ist gar zu sehr die Theaterintriguantin, wie sie zum Glück im Leben, wenigstens bei uns zu Lande, nicht oft angetroffen wird. — Der Versuch, einen eigenartigen, selbstgerechten Charakter zu zeichnen, ist an sich nicht zu verwerfen. Aber diese Isabella Stufenbach wird zur Karrikatur, wenn sie über den Altar hinaus ihre Rolle als Tugendwart weiterspielt. Besser gelungen sind im ganzen die Nebenfiguren, eine Pfarrersfamilie, der Gutsbesitzer Rümker, dessen Ebenbild schon manchem Leser begegnet sein wird. Die Verf. versteht lebendig und unterhaltend zu erzählen; ihr Stil treibt freilich zuweilen absonderliche Blüten. Ausdrücke wie „das silberig dämmerige Bild der nächtlichen Landschaft" oder es erscheint hinter dem weißlichen Dunst „etwas Hartweißes" sind nicht gerade selten; als Zeitbestimmung dient einmal „noch für nach der Hochzeit", ein anderes Mal verwendet die Verfasserin das grauenhafte Wort: „spazierengehenderweise". — Eine reine Seele ist alles in allem ein ganz unterhaltendes Buch, wenn auch die Hauptfigur, die selbstgerechte und, mehr wie erlaubt, eifersüchtige Isabella stark verzeichnet ist. Die Verfasserin betont die Bedeutung des Christentums, macht aber andererseits Konzessionen nach verschiedenen Seiten. v. H.

— Waldröschens Hochzeit und andere Erzählungen. Von Fr. Traugott. (Calwer Familienbibliothek. 43. Bd.) Vereinsbuchhandlung Calw und Stuttgart. 1898. Brosch Pr. Mk. 1,60, geb. Mk. 2,—.

Erzählungen von Fr. Traugott sind schon oft in der Monatsschrift angezeigt und es mag deshalb genügen, wenn über diese neuen Bilder aus dem Volksleben gesagt wird, daß sie dem Geist und auch der Form nach den früheren ebenbürtig sind. Manchem Leser wird des Verfassers Art zu schreiben reichlich derb und grobkörnig sein, auch der Styl nicht immer gefeilt genug erscheinen; aber für Mängel dieser Art entschädigt seine sich in den Erzählungen offenbarende Erfahrung, seine Kennt-



nis des Volkes und Glaubenstiefe. Für Volksbibliotheken, namentlich in Mittel- und Süddeutschland, dürfte auch dieser Band gut geeignet sein. v. H.

— Fabiola oder die Kirche der Katakomben. Von N. Wiseman. Neue Übersetzung für evangelische Leser. (D. Gundert, Stuttgart.) Band 10 der Sonntagsbibliothek. Pr. Mk. 1,—.

In Menge werden Übersetzungen englischer und amerikanischer Erzählungen christlichen und nichtchristlichen Charakters auf den deutschen Büchermarkt gebracht — zum großen Teil recht wertlose Sachen. Von dem vorliegenden Buche darf immerhin gesagt werden, daß es von einem bedeutenden und gelehrten Manne verfaßt ist und auf geschichtlicher Grundlage die Zeit der Christenverfolgungen im 4. Jahrh. in oft ergreifender Weise schildert. Wiseman war von 1850—1865 katholischer Erzbischof in London; sein Buch ist von streng katholischem Standpunkt aus geschrieben. In der vorliegenden Übersetzung ist nach Möglichkeit alles ausgeschieden, was dem evangelischen Leser die Freude am Inhalt verderben könnte. Das Buch ist dadurch zwar für Protestanten genießbarer geworden, hat aber an Originalität und Frische verloren. Die Übersetzung ist durchweg wohl gelungen. Hinzugefügt mag werden, daß grade jetzt bei Bachem in Köln die 25. Jubel-Auflage desselben Buches in der Übersetzung des Professor Reusch (Pr. eleg. geb. Mk. 4) erschienen ist, welche, als für Katholiken bestimmt, die Erzählung Wiseman ohne Auslassungen bringt. v. H.

— Titus, ein Genosse des Kreuzes. Eine Erzählung aus dem Leben des Heilandes von Florence M. Kingsley. Autor. Übersetzung von E. von Feilitzsch. (Berlin N. 1897. Dt. Evangel. Buch- und Traktat-Gesellschaft.) Pr. Mk. 2,—. geb. Mk. 3,—.

Für dieses aus Amerika importirte Buch gilt dasselbe wie für alle romanhaft zugestutzten Erzählungen aus dem Neuen Testament: sie werden auf viele Christen, denen das Lesen in der Bibel selbst Lebensbrot ist, mehr abstoßend wie anziehend wirken, weil das Hineinziehen der Person des Heilandes in ein solches Gewebe der Phantasie die Würde und Hoheit des Gottessohnes herabmindert. Andererseits kann eine solche Erzählung — falls sie von einem Christen geschrieben ist — wohl solchen den Heiland näher bringen, die ihn gar nicht kennen oder doch das Bewußtsein, ihm anzugehören, verloren haben. Das letztere ist der im Vorwort von der Verfasserin ausgesprochene Zweck dieses Buches, und man mag es deshalb auch entschuldigen, wenn sie der Phantasie oft recht reichlich die Zügel schießen läßt. Ein wirkliches Bedürfnis kann ich aber für Bücher dieser Art nicht anerkennen. Wer den Heiland kennen lernen will, der kann keine schönere, einfachere und doch herrlichere Quelle der Erkenntnis finden, wie die Evangelien, und auch die vorliegende, von einer glaubigen Christin geschickt geschriebene Erzählung kann in keiner Weise diesen unerschöpflichen Born des Lebens ersetzen. Zum Schluß noch eine Bemerkung. Auf dem Titelblatt steht: „Mit 100 Dollar preisgekrönte Erzählung. In Amerika über 600000 Exemplare verbreitet.“ Derartige Anpreisungen sind nirgends schön; sie wirken aber doppelt unangenehm auf dem Titelblatt eines Buches, das sich hauptsächlich mit dem Wandel unseres Heilandes auf Erden beschäftigt. v. H.

— Kinderherzen. Vier Erzählungen von Margarete Lenk. (Joh. Hermann, Zwickau.) Lwdbd. 206 S. Pr. Mk. 2,—.

Ein Buch für reifere Mädchen und für solche, die Kinder lieb haben. Vier Erzählungen: 1. Im Bahnhäuschen. 2. Der kleine Lumpensammler. 3. Auf dem Christmarkt. 4. Zwei Häuslein am Bach. Verf. versteht sich auf das Denken und Fühlen der Kinder. Sie weiß, was sie bedürfen und was sie uns sein können. Jenes tritt uns besonders in den ersten beiden, dieses in den beiden letzten Erz. vor Augen. Reichlich stark aufgetragen sind die Unliebenswürdigkeiten der Frau von Ilmenau in der 1. Erz. Wir sind nicht der Meinung, daß Bildung frei macht. Wenn aber Verf. (S. 90) Frau v. J. zu dem Vater des vermißten Knaben, dem Gatten ihrer Nichte, sagen läßt: „der Junge ist eine unerträgliche Last“, so klingt das im Munde der den ersten Kreisen angehörenden Dame doch nicht wahrscheinlich. Auch sonst ist manches psychologisch nicht recht wahrscheinlich. Doch das sind Kleinigkeiten, die uns nicht hindern können, das Buch auf das Beste zu empfehlen. Dn.

— Klaus Rittland, Welt-Bummler. Aus der Erinnerungsmappe eines Konsuls. (Berlin, F. Fontane & Co.) 392 S. Pr. Mk. 5,—.

Verf. erzählt, was er angeblich als Konsul in Athen, Palermo, Bukarest, Konstantinopel, Kairo, im Bade, auf der Seereise erlebt hat. — Neun kleinere Erzählungen, mit einer etwas prosaischen Einleitung nicht ungeschickt erzählt, nicht uninteressant, aber z. T. unerquicklich zu lesen, bes. Nr. 1—3. Die Lösung der Konflikte ist, wo von solchen geredet werden darf, meist unbefriedigend, z. T. ohne versöhnende Momente. Das kann bei der naturalistischen Grundstimmung des Verfassers nicht befremden. „Gott zürnt nicht ewig“, sucht zwar einmal der Erzähler seinen Helden, Herrn Darescu aus Bukarest, zu trösten. Aber der Zusammenhang zeigt, daß diese Worte so nichtssagend wie möglich sind. „Aber Sie hatten den Unfall nicht herbeigeführt, es war nicht Ihre Schuld“, hat er kurz vorher auf D.'s. Bekenntnis eingewendet. Durch eine tolle Fahrt hat dieser, von wahnwitziger Liebe zu einer abenteuerlichen Persönlichkeit, der Fürstin Pr., erfaßt, vor sieben Jahren den Tod seiner Gattin, herbeigeführt. Zwar hat er, als der betrunkene Kutscher vom Bock gefallen ist, alles gethan, um das äußerste zu verhindern. Aber er hat nicht nur die Fahrt unternommen, obwohl er weiß, daß seine Gattin vor äußerer und innerer Erschütterung behütet werden muß, nicht nur sie feige gescholten, als sie sich weigert, mit dem betrunkenen Menschen zu fahren, sondern „Jubel ergriff seine Seele“, als sein Bemühen, der Zügel habhaft zu werden, vergeblich bleibt. Das Pferd macht einen Seitensprung, als ein anderer Wagen, der der Fürstin Pr., ihnen entgegen kommt. Darescu und seine Frau werden auf die Straße geschleudert. Sie blutet aus einer Kopfwunde. In der Nacht darauf stirbt sie an einer inneren

Verletzung. Es ist begreiflich, daß D. die Gedankenschuld im Strudel des Lebens vergeblich zu übertäuben sucht; begreiflich, wenn es heißt: die Stimme des (absolvierenden) Priesters verklang wie Schellengeläut; begreiflich aber auch die Lösung: Ein roter Fleck auf der rechten Schläfe zeigte den Weg, den die Kugel genommen. Das norwegische Blut (Ds. Mutter stammt aus Norwegen) hatte gesiegt. Besonders charakteristisch sind die zuletzt zitierten Schlußworte unserer Erzählung; ebenso vielsagend, wie die oben erwähnten Trostworte nichtssagend sind. Sie enthalten ein Glaubensbekenntnis.

Bezeichnend ist noch zweierlei: einmal, daß Vertreter evangelischer Frömmigkeit nur als Karrikaturen gezeichnet werden, während wir Einrichtungen der römischen Kirche stets milde beurteilt finden (der Materialismus unserer Zeit weiß, wo er seine gefährlichsten Gegner zu suchen hat); sodann aber die Frauengestalt, die dem Ideal des Erzählers entspricht. Abgesehen von ihrer Lieblingslektüre, dem Punch und den fliegenden Blättern, bilden Sachen wie: Schopenhauer, die Welt als Wille und Vorstellung; Oldenberg, Buddha, sein Leben und seine Lehre; Eduard von Hartmann, Philosophie des Unbewußten — ihre vornehmste geistige Nahrung. Da kann es denn nicht Wunder nehmen, daß sie die Verlobung mit dem reichen preußischen Junker, der nicht nur mit körperlicher und geistiger Inferiorität in hohem Maße behaftet ist (seine Figur erinnert an das bekannte Musterpferd), sondern auch die Kreuzzeitung liest und die Ansicht ausspricht, eine Frau müsse absolut ihren geistigen Halt in der Religion finden, aufheben muß, um in der Verbindung mit dem Konsul von Kairo ihr Lebensglück zu finden.

Dn.

— Auf dem Peterhof. Erzählung für Jung und Alt von M. v. D. Mit Titelbild nach J. H. Richters Original: Christus und Petrus a. d. Meere. (Schwerin i. M., Fr. Bahn.) 1898. Pr. kart. Mk. 1,20.

Von allen Erzählungen der Verfasserin, die ich gelesen habe, scheint mir diese die beste zu sein. In ihr mischt sich ein gesunder Realismus mit wahrhaft christlicher Anschauung, und das große Talent der Verf., Menschen charakteristisch zu schildern und an ihren Lebensschicksalen das Walten des allmächtigen, gerechten und gnädigen Gottes zu zeigen, kommt vortrefflich zur Geltung. Karl Heinrich, der Bauer vom Peterhof, ist ein ganzer Mann, kernhaft, tüchtig, nüchtern, ein guter Kirchgänger — alles in allem ein Prachtmensch, an den jeder seine Freude haben muß. Und doch fehlen ihm, um ein Christ zu sein, die Hauptsachen: Demut und Selbstzucht. So tyrannisiert er seine Frau, mißhandelt seinen Sohn, blickt ohne Ehrfurcht auf seinen alten Vater und nimmt von niemandem Belehrung an. Da kommt mit der Zeit die Hand des Herrn über ihn. Der Sohn wird zum liederlichen Gesellen, die Liebe der Frau verwandelt sich in Haß, der alte Vater stirbt, ohne daß der Bauer ihn um Vergebung gebeten hat, er selbst wird durch einen selbstverschuldeten Sturz aus dem Wagen auf das Krankenbett geworfen. Erst dadurch kommt er zur Erkenntnis und zur Besserung und das alte Dienstmädchen, die Rike, darf sagen: „Ach du großer Gott, daß du so was fertig gebracht hast, gerade wo ich dumme Person gedacht habe: nun liegt die Karre ganz im Dreck, und geht's mit dem Peterhof zu Grunde! — Sieh, lieber Herrgott, das vergißt dir die Rike ihr Lebtage nicht, daß du solche Wunder thust." Eine eigentliche Volkserzählung ist auch die vorliegende nicht, sie wird vermutlich mehr Verständnis in den Kreisen gebildeter Leser, als in solchen des Volkes finden. Warum schreibt M. v. D. nicht einmal eine Erzählung aus den ihr gesellschaftlich nahe stehenden Kreisen? An Stoff kann es ihr doch nicht fehlen! Vielleicht würde es ihr auch gelingen, mit etwas weniger gewaltsamen Mitteln die Lösung des Konflikts herbeizuführen, wie sie in der Erzählung „auf dem Peterhof" angewendet sind.

v. H.

— Der Hirsch von Eßlingen. Roman von Arthur Achleitner. (Berlin. 1897. Verein der Bücherfreunde, Schall und Grund.) geh. Pr. Mk. 4,—. geb. Mk. 5,—.

Der bekannte Schilderer des Schwarzwaldes hat sich in diesem Roman auf historischen Boden begeben. Er hat Quellenstudien gemacht und schildert nun auf Grund desselben den Kampf der freien Reichsstadt Eßlingen mit dem Herzog Ulrich von Württemberg; zum wenigsten geben diese Kämpfe den Hintergrund ab, auf dem sich das Geschick zweier Liebespaare abspielt, das mehr oder weniger in den Hader des Herzogs mit der Stadt verflochten ist. Es ist mit solchen historischen oder halbhistorischen — wenn der Ausdruck gestattet ist — Romanen eine eigene Sache. Ich glaube, daß sie dem „unhistorischen" Leser ohne Quellenstudium amüsanter und dem Historiker ohne das romanhafte Beiwerk interessanter sein würden. Ich bemerke das, weil die Verlagshandlung in einer Begleitreklame den Roman als „ebenso interessant für den Historiker wie amüsant für den Leser" bezeichnet. Die Verlagshandlung ist ferner der Meinung, daß der Roman „eine nahezu klassisch zu nennende Schöpfung" sei. Das entspricht nun nicht dem Thatbestande und ist somit unhistorisch. Aber es mag zuzugeben sein, daß der Roman gut geschrieben ist und im großen und ganzen den Zeitcharakter treffend wiederspiegelt. —

r.

— P. Stursberg, Freund Vorwärts. Roman. (Eduard Moos, Erfurt.) 1898.

Warum diese gute Volkserzählung „Roman" genannt wird, ist mir beim Lesen nicht klar geworden. Es wird in origineller Weise dargestellt, wie ein kleiner Händler im Dorf um jeden Preis schnell vorwärts kommen will und wie er dabei rücksichtslos und unzart gegen die Gefühle seiner Frau sich benimmt. Das holländische Dorfleben ist mit einem gesunden, keuschen Realismus geschildert, daß einige Szenen und Typen sich dem Leser tief einprägen. Daß P. Stursberg eine Verfasserin ist, merkt man hier und da an dem Aufwallen des Gefühls, wo der kältere Mann kaum daran gedacht hätte, seine Helden gerade jetzt diese Hochflut von Empfindungen durchmachen zu lassen. Was man aber nicht von allen modernen Kolleginnen mit der Feder sagen kann, gilt hier



unbedenklich: man kann das Buch jedem jungen Mädchen in die Hand geben. Freilich würde es mich freuen, wenn auch andere Zeitgenossen als junge Mädchen diesen Roman gegen das Reichwerdenwollen lesen und beherzigen würden. Denn wir haben noch immer keine ernsthafte Missions-Thätigkeit gegen diesen Krebsschaden unserer Zeit!

S. K.

— **Ein deutscher Seeoffizier.** Aus den hinterlassenen Papieren des Korvetten-Kapitän Hirschberg. Herausgegeben von seiner Witwe. Mit einer Heliogravüre, 2 Karten und 60 Abbildungen im Text. (Wiesbaden, Selbstverlag der Herausgeberin, Schlichterstr. 19.) 1897. eleg. geb. Pr. Mk. 4,50.

Ein etwas gewagtes Unternehmen, die Papiere eines wenig bekannt gewordenen, früh gestorbenen Seeoffiziers herauszugeben. Aber schon wenn man das Bild des schönen, stattlichen Mannes am Titel sieht, gewinnt man an ihm ein Interesse. Dann kommt auf der ersten Seite ein so poetisches Geburtstagsgedicht auf das Malenkind, unseren Helden, daß man sofort merkt, man tritt mit diesem Lebensbilde in einen geist- und gemütvollen Familienkreis. Und der bewährt sich weiter schon in der Jugendgeschichte Hirschbergs. Weiter kommen dann Briefe des Jünglings, des angehenden Seehelden, des weitgereisten Offiziers. Natürlich giebt es dabei viele einzelne Dinge, die nicht von allgemeinem Interesse sind, aber auch diese sind anziehend durch die lebensvolle Beschreibung in der Frische der unmittelbaren brieflichen Mitteilung. Und daneben doch manches geschichtlich und kulturgeschichtlich Wertvolle: seine Berichte aus Spanien (wo er während der Karlistenkämpfe auf dem Albatroß war), von spannendem Interesse der Bericht über die Rettung italienischer Schiffbrüchigen, ferner die Bilder aus Südamerika, dann auch die Berührungen mit zahlreichen interessanten Männern, auch den Prinzen Adalbert und Heinrich. Manches würde man ja gern überschlagen, aber es ist doch kaum eine Seite, wo nicht — auch in sonst gleichgiltigen Briefen — interessante Bemerkungen den Leser fesseln.

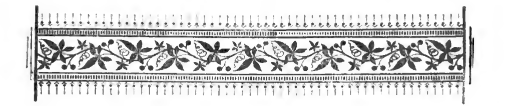
M. v. N.

— **Auf rechter Straße.** Erzählung aus längstvergangenen Tagen von M. Rüdiger. (Schwerin, Bahn.) 307 S. eleg. geb. Pr. Mk. 4,50.

Bei einer so fruchtbaren Schriftstellerin wie Frau Rüdiger, kann ja natürlich nicht alles, was sie schreibt, gleichwertig sein und Ref. hat auch schon Veranlassung gehabt, hier und da über ihre Bücher Bedenken zu äußern. Um so viel mehr freut er sich, das vorliegende Buch unbedenklich empfehlen zu können. Wie Frau Rüdiger es überhaupt liebt, sich schwere Aufgaben zu stellen, so hat sie es auch hier wieder gethan. Manchmal muß man fürchten, ob ihr Können auch wirklich ihrem Wollen entspricht, und ob Ziele, denen z. B. ein Freytag mit oft bestrittenem Erfolg nachgerungen hat, von ihr werden erreicht werden können. Der historische Roman im großen Stile ist doch wohl ein zu hoher Wurf für Damen, welche zu ihrer Instruktion meist nur auf abgeleitete Quellen angewiesen sind. Nun, Frau R. hat sich Mühe gegeben, möge sie denn auch günstige Leser finden. Sie führt uns zurück in die Zeit ums Jahr 1000, zunächst in die Gegend von Danzig, zu den heidnischen Preußen. Wir werden ihr die Verantwortung dafür zu überlassen haben, ob die wendische Gastfreundschaft so weit ging, daß sie jahrelang die Christenfamilie aus Köln auf dem Rautenhofe unter sich geduldet hat. Was wissen wir viel von dem Leben der alten Prußen! Möge die dichterische Phantasie sie sich idealisieren! Mancher Leser aber wird es der Frau R. danken, daß sie das Gedächtnis der beiden großen Missionare im Preußenlande, Adalbert von Prag und Brun von Querfurt, erneuert hat. Es ist doch ein Verdienst unsrer historischen Romane, daß sie mit manchen sonst etwas zur Seite bleibenden bedeutenden Persönlichkeiten bekannt machen, in unserem Falle erst mit Adalbert und Brun und dann mit Heribert von Köln und mit Bernward von Hildesheim. Die auf dem Rautenhofe angesiedelte Familie wird schließlich doch vertrieben und kehrt nach Köln zurück. Das aus dem brennenden Rautenhofe gerettete Kind gemahnt an ein ähnliches Motiv in Freytags Ingo, es ist aber der Verf. doch gelungen, die Szene kraftvoll durchzuführen. Die sich nun oft etwas hinschleppende Handlung gewinnt gegen den Schluß dramatisches Pathos und die Spannung wird schließlich gut gelöst. Daß in den möglichst altertümlich gehaltenen Rahmen doch eine ziemlich moderne Geschichte hineingezeichnet wird, ist leicht zu begreifen, und an Anachronismen fehlt es wirklich nicht: der Gedanke z. B., daß das Mönchsleben nicht an sich schon heiliger sei als das Weltleben, ist schwerlich von einem Bischof ums Jahr 1000 ausgesprochen worden. Sie alle, diese Kirchenfürsten, reden in dem Buche zu „evangelisch", ihr Vollkommenheitsideal lag von demjenigen, welches wir in Luthers Schule gelernt haben, so weit ab, daß wir uns schwerlich ganz dahinein zurückdenken können. Eine von der Verf. geschilderte Persönlichkeit ist ihr nicht gelungen, die Heidin Hertha, welche aus Liebe zu dem Kinde Christentum heuchelt, um den Versuch zu machen, das Kind allmählich zum Heidentum zurückzubringen. Daß Hertha zuletzt aus der Geschichte verschwindet, ist unbefriedigend: wie, wenn ihr hartes Herz zuletzt selber vom Evangelium erweicht wäre und sie bußfertig ihre große Schuld bei der Katastrophe auf dem Rautenhofe bekannt hätte?

J. P.





Durch die Brandung.

Erzählung aus der Gegenwart

von

H. Bredt. (Schluß.)

XIII.

„Gestatten Sie uns, gnädige Frau, Ihre Jugend zu entführen?“ fragt einige Tage später Frau v. d. Halden, die besonders Annie in ihr Herz geschlossen hat, „wir möchten einen Lauf am Strande machen und stellen uns natürlich zur Badezeit wieder ein.“ —

Frau Wilkenhaus giebt gern ihre Zustimmung nach einem fragenden Blick in Elisabeths Gesicht, das so sonnig aussieht, als hätte sie nie mit Lebensüberdruß und anderen Schrecknissen zu kämpfen gehabt. Gertrud sitzt mit Minna und Hänschen in einer verlassenen Sandumwallung neben Frau Wilkenhaus' Strandkorb, ist also leicht zu rufen. Der kleine Trupp marschiert plaudernd ab. Der Hauptmann amüsiert sich damit, Rudolf in die Geheimnisse des Seerosensuchens einzuführen, Frau Tilla läßt sich von Annie eigene Gedichte deklamieren und von Jenny vorschwärmen; Herr von Damm und Elisabeth sind, wie schon einige Male, in so eifrigem Gespräch, daß sie fast mechanisch den anderen folgen.

„Dergleichen hat mich nie beunruhigt,“ sagt er eben und blickt Elisabeth ernsthaft an, „ich hatte das Glück, außer frommen Eltern einen gläubigen Hauslehrer zu haben, der mir die Bibel und ihre Lehren lieb machte und mich früh von Herzen beten lehrte. Die drei Schuljahre waren mir nicht leicht, da ich mich durch die kleinen üblichen Betrügereien und Lügen meiner Mitschüler sehr abgestoßen fühlte, und weil ich an ihren Vergnügungen wenig Freude fand, viel Spott zu leiden hatte. Aber mein Lehrer, der inzwischen sein Examen gemacht und auf einem von Vaters Gütern Pastor geworden war, erinnerte mich in treuen Briefen immer wieder an die Kraft, die uns alles überwinden hilft.“ —

„Dann aber wurden Sie Offizier?“ fragte Elisabeth gespannt.

„Nach meiner Lehrzeit, für einige Jahre, bis die Pacht des Gutes, welches ich übernehmen sollte, abgelaufen war. Ich traf es insofern gut im Regiment, als der Oberst, ein Freund und Gesinnungsgenosse Vaters, mich, sobald es anging, zum Adjutanten nahm; ich fand auch gute Freunde unter den Kameraden, die, wenn ich manchmal anders urteilte, wie sie, das als meine Eigentümlichkeit ansahen und achteten. Es ist wirklich nicht so schwer, ein Christ zu sein, als man denkt, nur muß man kein halber sein wollen.“

Kein halber! Ja, da liegt die Schwierigkeit. Elisabeth fühlt tief die Wahrheit dieser einfachen Worte.

„Sie wissen schon, wie ich von Natur mit Leib und Seele Landwirt bin. Mein eigentliches Leben begann erst nach meiner Übernahme von Preisnitz. Ich stürzte mich bis über die Ohren in notwendige Verbesserungen nach allen Seiten, dann fand sich auch

die noch fehlende, liebe Gehilfin, der ich die Sorge für Gesinde und bedürftige Dorfleute ganz überlassen konnte. Es waren glückliche Jahre trotz vieler Arbeit und mancher Sorgen, — zu glücklich, um lange zu dauern." —

Elisabeth denkt an das vereinsamte Haus, an das mutterlose Kind, sie kann nichts sagen, was ihm wohlthun könnte.

„Lebt Ihr einstiger Lehrer noch in Ihrer Nähe?" —

„Ja wohl, gnädiges Fräulein, — à propos, er ist ein Onkel Ihres jungen Doktor Waeken, ich habe ihn dort getroffen." —

„Merkwürdig, daß der Einfluß, der Ihnen so zum Segen geworden, an dem viel jüngeren Manne so spurlos vorbeigeglitten ist." —

„Spurlos? — Wir wollen darüber doch lieber nicht urteilen," sagt Herbert, „auch müssen Sie bedenken, daß Tage naturgemäß nicht die Wirkung von Jahren haben können."

„Das muß ich bestreiten, ich habe es erfahren, wie wichtig einzelne Stunden sogar sein können."

„Vielleicht nahm mein lieber, alter Gerbach garnicht an, daß er auf den wohlerzogenen Sohn seiner Schwester noch besonders wirken müsse." —

„Ja, und Dr. Waeken ist so rücksichtsvoll, daß er gewiß nur auf direkte Fragen seinen abweichenden Standpunkt kund geben würde." —

„Rücksichtvoll oder etwas feige?"

Herberts blaue Augen blitzen unter den langen Wimpern hervor Elisabeth ordentlich an.

„Wie strenge Sie sind," sagt sie, und in stillem Kummer vergleicht sie im Innern die Herren ihres Bekanntenkreises, Bruder, Vettern, Freunde mit diesem wirklichen Mann voll ernster Energie. Daheim würde man ihn vermutlich einseitig nennen; Gott sei dank, daß es noch solche Einseitigkeit giebt. Er aber denkt wohl, für heut sei nun genug des Intimen verhandelt worden und schlägt ein strammes Tempo vor, um die übrige Gesellschaft wieder zu erreichen.

„Haben Sie mit Damm hohe Politik getrieben, gnädiges Fräulein?" fragt der Hauptmann gut gelaunt, als sich Alle just hinter dem Rand der Düne an einem geschützten Plätzchen lagern, um die herrliche Rundsicht zu genießen.

„Hohe, ja, — aber nur innere. Herr von Damm erzählte mir einiges aus seiner Vergangenheit." —

„Auch von der Entstehung unserer Freundschaft?" —

„Aber, Werner," wehrt Herbert.

„Kein aber, alter Junge. Sei nur ruhig, ich verspare mir die Geschichte noch, brauchst noch nicht zu erröten." —

„Spielen Sie Kroquet?" ruft Rudolf dazwischen.

„Warum nicht? Nur nicht hier auf der Düne."

„Heut Nachmittag am Strand?"

„Mit Vergnügen, vorausgesetzt, daß die Damen —"

„Mitspielen? — Sehr gern," sagt Elisabeth und Frau v. d. Halden nickt gleichfalls.

„Um fünf muß ich freilich Mama auf einem kleinen Gang begleiten." —

„Sie thun das so treu, ich finde es sehr hübsch und darf mich Ihnen vielleicht einmal anschließen." —

„Mama wird sich sehr darüber freuen. Jede Aufmerksamkeit macht ihr viel Vergnügen; sie ist oft leidend und zieht sich meistens zurück, hört aber gerade darum gern etwas Neues." —

„Aus ihren Kreisen gehen gewiß wie aus den unseren, manche Diakonissen hervor?" Elisabeth sieht sehr ernst und etwas beschämt aus.

„Leider nein, gnädige Frau. Ich muß bekennen, selbst sehr wenig bewandert in solchen Dingen zu sein." —

„Aber gerade Ihre Gegend steht doch im Rufe besonders regen Christentums." —

„Das habe ich auch oft gehört, im täglichen Leben aber nur ausnahmsweise erfahren. Doch giebt es gewiß auch viele liebe, wirklich fromme Menschen, die ich nur nicht kenne."

„Aber die Kollekten für gute Zwecke halten doch nirgend so bedeutende Ernten. Ist das denn nicht ein Zeichen von herzlichem Interesse und geistiger Mitarbeit?"

„Hie und da mag es das sein, und ich weiß natürlich nichts Genaues darüber, das aber ist sicher, daß oft recht unwillig und seufzend der gezeichnete Betrag gegeben oder ein neuer bewilligt wird, nur weil andere in ähnlichen Verhältnissen dasselbe gethan haben." —

„Wie traurig. Das muß doch den Segen verkümmern, der gerade auf fröhlichem Geben liegt." —

„Das gegenseitige Abschätzen ist nicht eben unnatürlich bei unseren Herren, die sich immer lebhaft dafür interessieren, wie hoch Anderer Jahreseinnahme ist." —

„Das ist bei uns freilich einfacher. Große Summen könnten wir allerdings nicht verschenken, aber was wir mit gutem Gewissen geben dürfen, kommt auch von Herzen. Freund Damm kann sich darin etwas freier bewegen und thut es mit herzlicher Freude."

„Die Privatwohlthätigkeit ist allerdings nach allen Seiten sehr groß," sagt Elisabeth, „sie bildet bei den wenigen alten Familien eine feste Tradition, während sehr viele schnell reich Gewordene sich lieber an Dingen beteiligen, die ins Auge fallen und Genuß oder Ehre mit sich bringen. Unsere älteren Damen sind zum Teil eifrig in Vereinen, und die Schwestern erhalten reichliche Geldunterstützungen, aber trotz alledem sind Wohlhabende und Arme bei uns soweit von einander, wie Äquator und Nordpol, persönlicher Verkehr gewöhnlich ausgeschlossen und infolgedessen wirkliches, lebendiges Interesse sehr selten."

„Wie traurig," wiederholt Frau v. d. Halden, „es liegt ja wohl z. Th. an den städtischen Verhältnissen, aber wo die Liebe die Herzen regiert, geht es doch anders zu, wir wissen, daß unsere ärmeren Mitchristen von gleichen Stoffe sind wie wir und gerade so gut Gottes Kinder." —

„Wie wunderbar, daß Sie so reden, gnädige Frau," sagt Elisabeth freudig bewegt.

„Warum, wenn ich doch so denke?" —

„Ich möchte es von Ihnen lernen." —

„Das Reden? Nein liebes Fräulein, was darin nötig ist, legt uns Gott selbst auf die Zunge, wenn wir Ihn nur kennen und lieben, und das thun Sie doch auch." —

„Seit Kurzem." —

„Frau v. d. Halden sieht sie aufmerksam und liebevoll an. Der Hauptmann hat inzwischen auf einem Blatt seines Taschenbuches ein Schachbrett improvisiert und Herrn von Damm eine schwierige Aufgabe mitgeteilt. Herbert scheint ganz darin vertieft, aber dabei entgeht ihm doch keine Bewegung einer gewissen schlanken Gestalt; leider verweht der frischer wehende Wind ihre Worte.

Nun aber heißt es weiter wandern, und jedes sucht sich den bequemsten Weg hinab und hinauf quer durch die Dünen, die an dieser Stelle von geringer Ausdehnung sind. Elisabeth pflückt von den zierlichen, mattblauen Doldenblümchen und den winzigen, wilden Stiefmütterchen; sie bemüht sich, auch einen Zweig des dornigen Strauches mit den roten Beeren zu erbeuten, aber er ist zähe, und wäre der Hauptmann ihr nicht zu Hilfe gekommen, so hätte sie schwerlich den Sieg behalten. Er sieht sich nach den Übrigen um, Herbert hat mit Annie eben eine steile Höhe erklommen, Rudolf ist mit seiner Frau etwas zurückgeblieben.

„Ich bin Ihnen noch die Geschichte schuldig, gnädiges Fräulein," sagt er.

„Herr v. Damm schien es nicht gern zu sehen, daß ich sie hörte." —

„Er ist zu bescheiden; ich verdanke ihm aber zu viel, als daß ich sie für mich behalten möchte. Es war die alte Geschichte, um es kurz zu sagen: ich war jung, leichtsinnig, lebenslustig, mit knappem Zuschuß und flotter Art. Ich saß schon ziemlich in der Tinte, als Damm, den ich eigentlich vermied, und über den ich mich oft lustig gemacht hatte, davon Wind bekam, mich auf ganz besondere Weise dazu brachte, ihm wirklich reinen Wein einzuschenken, und mich aus den Schlingen löste, in die mich Unverstand und Genußsucht gebracht. Die Opfer, die er selbst großmütig auf sich nahm, konnte ich

nur ahnen, er hat sie nie erwähnt. Als einzige Bedingung legte er mir ans Herz, jede, auch die kleinste Überschreitung meiner Verhältnisse peinlich zu vermeiden; er zeigte mir, wie er sich Rechenschaft von jeder Ausgabe gab, — ich hatte nie etwas aufgeschrieben, — er bot mir an, mich zu ihm zu halten, dessen Scheu vor allem Maßlosen im Regiment eine ausgemachte Sache war, er erinnerte mich an meine Mutter, an längst vergessene Dinge, — na, er ist eben ein einziger Mensch, und es ist mir eine Freude, wenn ich Jemand von ihm erzählen kann, der Verständnis dafür besitzt." —

Elisabeth hält ihm ihre Hand hin.

„Sein Freund war die Anstrengungen wert," sagt sie in glücklichem Ton; „ich danke Ihnen, es ist ein Genuß, edle Menschen kennen zu lernen." —

„Danke für das Kompliment." — Ein leises Schmunzeln umspielt seinen Mund.

„Wir sind seitdem recht verschieden geführt worden," fährt v. d. Halden wieder ernsthaft fort, „auch bei unseren Heiraten. Ich verliebte mich eines schönen Tages bis über die Ohren, glücklicherweise fand mich der Schwiegervater ungeheuer nett, und der solide Ruf, den ich Damms Mentorschaft verdankte, that auch das seine. Er, der arme Kerl! wartete einige Jahre, bis es seinen Eltern ängstlich wurde, sie machten ihn auf die Tochter des nächsten Nachbars und alten Freundes aufmerksam, — verstehen Sie mich recht, sie war eine Perle, anmutig, bescheiden, aufopfernd, — aber er mußte doch aufmerksam gemacht werden. Bei zwei solchen Menschen konnte die Ehe ja nur glücklich werden, und sie wurde es auch. Daß sie aber die rechte Ergänzung für ihn gewesen, habe ich nie geglaubt." —

Annie springt in diesem Augenblick zu Elisabeth heran, um dieser einen langen Riß im Kleide zu zeigen. Herbert entschuldigt das kleine Unglück mit den dornigen Sträuchern, und Annie sagt etwas naseweis: „Weißt du, Lis, es ist Gertrud wirklich gesund, wenn sie mal wieder ihre Künste üben kann, und außerdem war unsere Unterhaltung so bildend, daß sie damit nicht zu teuer bezahlt ist." —

„Bildend?" lächelt der Hauptmann. „Du Philister, weißt du eine junge Dame nicht besser zu amüsieren?" —

„Nein, es war einfach famos!" ruft Annie, „Lis, ich glaube, Herr v. Damm ist dir noch über!" —

„Das würde wohl nicht schwierig sein," meint Elisabeth etwas verlegen. Kurios, früher ist sie auf ihre mancherlei Studien immer recht stolz gewesen, jetzt ist es ihr, als möchte sie in diesem Kreise lieber garnicht davon reden.

„Jedenfalls ist ihr Schwesterlein Ihre loyale Anhängerin," sagt Herr v. Damm, „jede Antwort begann: „das sagt Elisabeth auch", oder: „nein, das denkt sie nicht." — Ein offenherziges, gescheidtes Mädel," fährt er fort, als Annie davoneilt, um Frau v. d. Halden einen steilen Abhang herunter zu helfen, da Rudolf vorgezogen, denselben sitzend herabzurutschen.

Elisabeth ist noch tief in Gedanken über des Hauptmanns Erzählung, sie nickt nur etwas zerstreut und schaut übers Watt, das wie ein großer See mit eben noch erkennbarem Ufer am Horizont daliegt.

„Meine Herrschaften, es fängt an zu regnen," ruft der Hauptmann. Während drüben über der Nachbarinsel noch die Sonne scheint, haben sich im Westen kleine Wolken schnell zusammengezogen, eine tückische Bö jagt über das Meer heran und bringt einen plötzlichen, heftigen Schauer mit.

„Beschleunigter Rückzug, — rette sich, wer kann," kommandiert der Hauptmann, aber Elisabeth sieht mit stillem Vergnügen, daß er, statt den erteilten Rat selbst zu befolgen, seiner Frau Arm sorglich in den seinen legt und seinen Schritt nach dem ihren zu richten sucht. Alle übrigen Glieder der Gesellschaft setzen sich in leichten Trab, nun ist der Dorfweg erreicht; auf den roten Klinkern, die angefügte Grasstreifen in dem tiefen Sand in ihrer Lage halten, läuft es sich noch besser. Am Posthause vorüber, so, — da liegt das Logierhaus, in dem Herr von Damm und seine Freunde wohnen, und gegenüber ist das augenblickliche Heim der Familie Wilkenhaus. Elisabeths Schritte beflügelt

doppelt die Sorge, ob ihre Mutter naß geworden sei und sich aufgeregt habe. Doch da steht sie schon am Fenster, winkt den Kindern zu und grüßt die Freunde derselben. So hat Gertrud wohl die dunkle Wolke beobachtet und zeitig zum Aufbruch gemahnt.

Elisabeth erzählt der Mutter einiges von dem, was sie auf dem schönen Gang gesehen und gehört. Leider verregnet die Badezeit, nur Rudolf läßt sich, als er die Herren von drüben gehen sieht, nicht halten.

„Es ist sehr gut für Rudolf, mit so angenehmen Leuten zu verkehren," sagt Elisabeth.

„Bei uns haben die Herren meistens solche Jungens nicht gern bei sich, sie fühlen sich durch sie geniert." antwortet Frau Wilkenhaus.

„Es scheint, als ob das hier garnicht der Fall wäre," meint Elisabeth, „mir fällt es übrigens jedesmal auf, wie schlechte Witze, sogenannte Anekdoten u. dgl. der Unterhaltung so ganz fern liegen; dagegen muß ich sagen, daß ich mir selbst noch selten so dumm und unbedeutend vorgekommen bin. Ich habe ja immer viel von Anderer Gedanken aufgenommen, es ist mir aber, als hätte ich seit kurzer Zeit erst selbst ernstlich nachdenken gelernt." —

„Die Frau Hauptmann macht doch einen recht bescheidenen Eindruck, — sahst du nicht die unmoderne Jacke? Und der Hut ist auch gewiß nicht von diesem Jahr." —

„Ach, Mutterchen, das ist aber doch sehr unwichtig. Wir hatten ein so anregendes Gespräch, — ich glaube, sie ist eine fromme Frau." —

„Ich weiß nicht, Kind, heutzutage redet man soviel davon, früher verstand sich das Alles von selbst, und Jedes machte das mit sich allein ab." —

„Ob es aber darum wärmer empfunden wurde? Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund doch zuweilen über. Ich gestehe, es ist mir eine Freude, zu merken, daß es der lieben Frau Hauptmann so geht." —

„Sie könnte doch etwas mehr chic haben, — die Herren sind beide wirklich sehr comme il faut." —

„Wer weiß, ob sie das nicht auch empfindet und vielleicht nicht ändern kann. Ist es übrigens nicht bezeichnend, daß wir für diesen äußerlichen Schliff immer französische Worte brauchen müssen?" —

XIV.

Nach der Table d'hôte und der gehörigen Ruhe lockt der wieder hell gewordene Himmel an den Strand. Hänschen sieht mit großem Interesse Annie und Rudolf zu, die mit viel Sachkenntnis und einigen Meinungsverschiedenheiten die Kroquetreifen auf dem festen Streifen Boden aufsetzen, der sich glücklicherweise in der Nähe der Sandburg gefunden. Elisabeth ruft das Kind zu sich, spricht liebevoll mit ihm und erfährt aus seinem Geplauder, daß Papa es hier wunderschön finde und gesagt habe, er sei noch nirgend so gern gewesen. Elisabeth sieht in die blauen Augen, streichelt das lockige Köpfchen, das sich vertrauend an sie schmiegt und antwortet auf die eifrige Frage:

„Tante, du auch? Bist du nicht auch gern hier?" ein fröhliches: „Ja, gewiß." —

„Tante, du bist so lieb. Und denk' mal, Minna is jetzt ganz fix mit Kuchenbacken, Eure Gertrud spielt manchmal mit, — ich kann es jetzt aber auch selbst. Minna sagt, ich wäre schon lange nicht mehr so unartig. Ich bitte auch jeden Abend den Heiland, mich lieb zu machen, — aber davon kann ich nix merken." —

„Er thut es aber doch, ohne daß du es merkst. Nun lauf zu Minna, Herzchen, da kommen sie Alle." —

Herbert hat aus der Ferne gesehen, wie Hänschen und Elisabeth einander so liebevoll angeschaut haben und tritt mit ernstem Lächeln auf sie zu.

„Sie stehlen mir noch das kleine Herz, — das einzige, das mir bis jetzt ganz gehörte," sagt er warm, und Elisabeth schüttelt den Kopf.

„Es hängt treu an Ihnen, — übrigens denke ich, erweitert mehr Liebe das Herz, macht es fähiger zu lieben."

„Philosophisch ausgedrückt," sagt er und Elisabeth ist nicht sicher, ob nicht eine leise Spur von Ironie sich seinem Ausdruck beimischt. Der Hauptmann hat inzwischen der Kinder großen Widerspruch erregt, indem er behauptet, nur mit seiner Frau und Elisabeth spielen zu wollen. Es wird gelost und das Schicksal erfüllt wirklich seine Wünsche; der Hauptmann triumphiert gewaltig und verheißt seinen Partnern schnellen, glänzenden Sieg. Elisabeth sieht denselben eigentlich auch voraus, ist sie doch wegen ihrer Sicherheit im Treffen daheim geradezu berühmt. Rudolf ist etwas mißmutig, Annie kritisiert unbarmherzig jeden seiner nicht immer glücklichen Schläge, Herbert spielt sehr ruhig, und scheinbar unbekümmert. Gegen das Ende der Partie fehlt Elisabeth den Ring, Herbert läßt ihre Kugel mit gewaltigem Schlage ans Ende des Spielplatzes rollen, der Hauptmann eilt ihr zu Hilfe, Annie gelangt ans Ziel, Frau v. d. Halden ebenfalls, Rudolf schlägt den Hauptmann aus Elisabeths Nähe und sich selbst durch die letzten Ringe. Elisabeth ärgert sich über ihre ungewohnte Ungeschicklichkeit, sie will sich an Herbert rächen und — fehlt abermals. Rudolf bricht in einen Freudenruf aus, Annie sieht etwas bekümmert auf Elisabeth. Der Hauptmann fingiert große Erbitterung, tröstet sich aber mit der Bemerkung, Herbert werde die glänzende Gelegenheit, sich galant zu zeigen, doch jedenfalls benutzen, — „oder solltest du barbarisch genug sein, — Mensch, wie ist es möglich! Da gehen unsere Chancen, gnädiges Fräulein!" —

„Partei ist Partei, mag das Herz auch bluten, Treue unseren Farben," erwidert Herbert und schaut Elisabeth gespannt an. Diese empfindet merkwürdigerweise nur freudigen Stolz über die einfache Wahrhaftigkeit des Mannes, der sie im Stillen lebhaft interessiert, und kann nicht umhin, etwas davon zu zeigen.

„Ergeben wir uns denn mit Würde in unser Schicksal und hoffen auf Revanche," sagt sie lächelnd und der Hauptmann klagt sie „stillen Einverständnisses mit dem Feinde" an, was sie aber energisch zurückweist. Einige weitere Schläge Herberts entscheiden die Sache vollends.

„Ich fordere nach dieser herben Enttäuschung eine andere Verteilung," sagt der Hauptmann. Niemand widerspricht ihm, aber das Glück will ihm nicht wohl: Herbert und Elisabeth spielen zusammen ganz meisterhaft und sind längst mit ihrer Aufgabe fertig, ehe die andere Seite die Mitte erreicht hat.

„Ich gratuliere," sagt der Hauptmann etwas boshaft zu Elisabeth, „es kommt bei Ihnen scheints nur auf den Kommandeur an." —

„Waren Sie mir wirklich nicht böse?" fragt Herbert, als sie Alle Frau Wilkenhaus entgegengehen, die langsam den Strand entlang kommt.

„Ich wundere mich selbst, daß ich es nicht war; ich glaube, ich war zu erstaunt."

„Sie sehen den ungeleckten Bären vom Lande und sind wohl zartere Behandlung gewohnt." —

„Ich war erstaunt," wiederholte sie mit Nachdruck, „— es war aber recht."—

„Ich danke Ihnen," sagt er halblaut; ein Aufleuchten fliegt über sein Gesicht, er wendet sich zur Mutter, der er sich für die nächsten Minuten in so eingehender Weise widmet, als gäbe es gar keine jungen Mädchen auf der Welt. Hänschen geht glücklich und stolz zwischen Elisabeth und Annie, und ihr Geplauder füllt Ersterer Herz mit stiller Wonne. Annies Fragen bringen viele hübsche Einzelheiten aus dem Leben auf Preißnitz zu Tage, die einen lieblichen Einblick in das Verhältnis zwischen Vater und Kind wie zwischen Gutsherrn und Untergebenen gestatten; Hänschen hat nach einzelner kluger Kinder Art sehr bestimmte Eindrücke und kann prächtig Bescheid geben. Endlich treten die Herren den üblichen Abendspaziergang an, Frau Tilla erklärt, müde zu sein und lieber Damms Stelle bei Hänschen zu vertreten, was dieser dankbar annimmt. Nach dem Abendbrot behauptet Rudolf, der Sternhimmel sei von ganz außerordentlicher Klarheit und Elisabeth ist gern bereit, ihn mit zu bewundern; sie hüllt sich und Annie in warme Plaids und die Geschwister eilen der Höhe der Düne zu. Neben dem Laternenpfahl steht eine hohe Gestalt im Havelock mit gekreuzten Armen. Sie wendet sich, um den Kommenden auf dem schmalen Pfade Platz zu machen, und das flackernde Licht zeigt das ernste Gesicht Herberts, das sich sogleich merklich erhellt.

„Ich wollte, ich kennte noch einige Sterne außer dem großen Bär," sagt Rudolf, als sie zusammen emporschauen, „Liese weiß natürlich welche, — erkläre nur und geniere dich nicht." —

„Herr v. Damm kennt sie gewiß noch besser, ich habe sie hauptsächlich nur auf der Karte aufgesucht und bin hier gar nicht orientiert." —

„Wenn du den Bär kennst, ist alles Andere nicht schwierig," wendet sich Herbert freund- zu Rudolf, „drüben über dem Watt kommt jetzt der Mond herauf und läßt alle Sterne in seiner Nähe verblassen, aber sieh dort die Kassiopeia," — und er beginnt, sorgfältig und gründlich dem Knaben zu erklären, wie er vom Nordstern aus die größeren Sternbilder erkennen und wiederfinden kann. Elisabeth und Annie stehen still zusammen und genießen die unbeschreibliche Schönheit der Natur. Alle störenden Laute sind verstummt, nur die Wellen schlagen leise und regelmäßig an, und ganz aus der Ferne schallen die sanften Töne eines Waldhorns herüber: „Behüt' dich Gott, es wär' so schön gewesen, — behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein!" —

Das Mondlicht läßt alle Sandflächen fast weiß wie Schnee erscheinen und malt Gräser und Sträucher in kräftigem Kontrast beinahe schwarz.

„Kommen Sie noch ein wenig mit zum Strand?" fragt Herbert, als er Rudolf befriedigt hat.

„Es ist gar zu schön," sagt Elisabeth zögernd.

„Haldens erwarten mich unten, wir müssen genießen, so lange wir können. Werner's Urlaub läuft in einigen Tagen ab."

„Das thut mir leid, Frau v. d. Halden ist mir lieb geworden." —

Sie gehen zusammen die steile Bretterstiege hinab, deren schwarzweißes Geländer in der scharfen Beleuchtung erglänzt.

„Ich möchte noch bleiben," fährt er fort, wie es Elisabeth vorkommt, etwas abgebrochen und stockend, „ich meine, es bekommt Hänschen hier besonders gut. Denken Sie das auch, gnädiges Fräulein?" —

„Gewiß. Für Kinder ist die Seeluft wohl immer das Beste." —

„Werda? Die Losung!" ruft eine muntere Stimme.

„Luft und Liebe," improvisiert Annie, unter des Hauptmanns Arm vorbeischlüpfend, der plötzlich vorgesprungen ist und den Ausgang der Treppe besetzt hält.

„Donner und Doria," folgt Rudolf über das Geländer setzend.

„Nun, meine Herrschaften? Vielsagendes Stillschweigen? Tilla, diese Beiden haben ohne Zweifel soviel Erhabenes zusammen geredet, daß für uns nichts mehr abfällt," scherzt Halden.

„Still, du Schwätzer. Darf ich Sie in unsern Strandsalon einladen?" —

Etwas verlegen folgt Elisabeth der anmutigen Frau.

„Wir Beide im doppelten Korb, Herr v. Damm in dem seinen, und die Übrigen —"

„Im Sand," ergänzt ihr Mann, „oder zu deinen Füßen," setzt er lachend hinzu, indem er mit einer der bereitstehenden Kinderschippen sich einen Sitz aufwirft.

Herbert aber bittet Annie, seinen Platz einzunehmen und läßt sich neben dem Freunde nieder, während Rudolf rittlings auf dem hohen Wall, dem Zeichen gemeinsamen Fleißes, thront.

„Sie kennen Claudius?" fragt Herbert.

„Natürlich," antwortet Frau Tilla, „leider nicht," Elisabeth.

„Du, das sind doch die kleinen, alten Bücher, worin Großmama uns früher so komische Bilder zeigte," erinnert Annie.

„Solche Sternenabende mahnen mich immer lebhaft an seinen hübschen Ausspruch: „Die Himmelslichter sind wirklich, wie die Augen am Menschen, offenere oder zarter bedeckte Stellen der Welt, wo die Seele heller durchscheint."

„Wie schön ausgedrückt," sagt Elisabeth, — „die Seele der Welt?" —

„Die Größe und Liebe dessen, der sie geschaffen." —

„Das Gleichniß ist auch glücklich, finde ich: wie die Augen. Nicht alle Augen lassen freilich die Seele wirklich durchscheinen." —

„Nur die wahrhaftiger Menschen.“ —

Eine kleine Pause. Denkt Jeder, er könne in denen des andern dessen Seele erkennen? Der Hauptmann schlägt vor, etwas im Chor zu singen, ein Volkslied, zweistimmig, — „nur nicht allzu rührend, wenn ich bitten darf.“ —

Elisabeth beteiligt sich etwas zaghaft an der ungewohnten Kunstübung, — zugleich fällt ihr ein, wie unbehaglich es ihr damals zu Mut war, als Walter Dorner im Wagen zärtliche Lieder anstimmte. Wie lange ist das her! — Heut achtet sie unwillkürlich darauf, wie wohl Herrn v. Damms Stimme klingen mag, und erfreut bemerkt sie, daß sie wohlthuend und kräftig ihren Platz ausfüllt. Das Ehepaar und die Kinder singen eifrig, letztere immer begeisterter, soweit die Kenntnis der Textworte reicht. Herbert bittet Frau Tilla um ein ernstes Lied „zum Beschluß“, und sie willigt ein, wenn er „das Allerletzte“ übernehmen will. Kunstlos aber tief beweglich tönt eine wunderliebliche Melodie von Frau v. d. Haldens Lippen, Elisabeth horcht begierig und lehnt sich weit zurück, damit Niemand ihr Gesicht sieht.

Priester und König, komm in unsre Mitte,
Mit Deinem Geist uns gnädig überschütte,
Mach unser Haus zu einer Gotteshütte,
Jesus, Erlöser!

Kleid' uns in Dein Erbarmen, Deine Milde,
Gieb Deine Treu und Sanftmut uns zum Schilde,
Daß wir verkläret ganz zu Deinem Bilde,
Jesus, Erlöser!“ —

Ja, das ist Musik, wie sie sein soll. Elisabeth fühlt sich von süßer Wonne überströmt; jedes Wort atmet Sehnen, warme Liebe und weckt in ihr das Echo, das den wahrsten Genuß stets begleitet. Text und Weise sind so innig verschmolzen, daß sie nur die volle Wirkung empfindet, ohne kritisieren zu können, wie sie es sonst bei Leistungen großer Virtuosen gewohnt ist. Herbert läßt einige Minuten verstreichen, ehe er sein Versprechen einlöst, — er scheint bewegt und sagt zu Frau Tilla: „Eins von Johannas Lieblingsliedern.“ —

Elisabeth muß darüber nachsinnen; das Bild eines reizenden, jugendlichen Wesens mit hingebendem Mariensinn, durchdrungen von Liebe zum Herrn, ersteht vor ihrer Seele, sie ertappt sich auf einem leisen Seufzer, — Elisabeth! warum seufzest du, daß Herberts Frau dir wie ein unerreichbares Vorbild erscheint?

Wundervoll kräftig, wie Orgelton und Glockenklang beginnt Herbert sein Lied; jedes Wort ist Wahrheit, jeder Ton voll von Überzeugung. Elisabeth lauscht, — diesmal mit erhobenem Kopf und leuchtenden Augen.

Das Herz empor! Was ist der Erde Schein?
Ich kenn' ein rein'res Licht!
Das Herz empor! Was ist der Erde Pein?
Mein Licht verfinstert nicht.
Mich locket nicht der Welt Gefunkel,
Mich schrecket nicht der Erde Dunkel,
Das Herz empor!

Das Herz empor! Und kommt die letzte Not,
Dann schau' ich Gottes Thron.
Und dich auf ihm, der würgte meinen Tod,
Lamm Gottes, Menschensohn.
Ich seh dich für mich Sünder beten,
Vor deinem Vater mich vertreten:
Das Herz empor!“

Frau Tilla steht und reicht dem Freunde dankend die Hand, Elisabeth kann nicht anders, sie muß dasselbe thun. Täuscht sie sich, oder hält er die ihre länger als sonst? Sie fühlt sich diesen lieben Menschen gegenüber so ganz anders als sonst in Gesellschaft, näher mit ihnen verwandt, als mit den eigenen Geschwistern, — Margarete würde es verstehen, — sollte dies sein, was sie für Elisabeth wünschte?

Leider ist es Zeit für den Heimweg, der Mond steht hoch über der Düne und beleuchtet Strand und Meer ganz zauberhaft. Der Hauptmann giebt seiner Frau den Arm

und bietet Annie scherzhaft den andern. Elisabeth ruft Rudolf zurück, der bis an die Wasserlinie gelaufen ist und fragt Herrn v. Damm etwas zaghaft nach dem Verfasser des „ersten Liedes."

„Der gleiche Glückliche hat uns beide geschenkt," sagt Herbert fröhlich, „es ist Disselhoff, der Vorsteher der Fliednerschen Anstalten in Kaiserswerth. Meine selige Frau war auf einer Rheinreise dort, begeisterte sich für Alles was dort geschah, und brachte ein Diakonissen-Liederbuch mit, das sie später gern verschenkte. Sind Sie denn nie dagewesen? Es muß doch ganz in Ihrer Nähe sein?" —

„Ich glaube, — ich kenne es leider nicht, wohl aber bin ich mit Schwestern von dort zusammengetroffen." —

„Unsere Lieder haben Ihnen gefallen?" fragt er und im Mondlicht sieht Elisabeth seine Augen so ernst und eifrig auf ihr Gesicht geheftet, daß sie die ihren niederschlägt.

„Sehr, — ich habe soviel versäumt, so viele Jahre verloren," — Elisabeth vergißt ganz, daß er ihr eigentlich fremd ist, vergißt die anerzogene Scheu, von ernsten Dingen zu reden, — „ich kenne so vieles Schöne gar nicht, will es aber gern nachholen. Wenn es nur nicht so schwierig wäre." —

„Schwierig?" fragt Herbert erstaunt.

„Zu Hause, meine ich; Annie ist freilich ein Trost." —

„Das sollte ich denken. Und der rechte Helfer ist Ihnen so nahe wie uns." —

Die Höhe der Düne ist gewonnen, der Himmel zeigt im Westen Gewölk und rings aufsteigenden Nebel; eilends streben die Wandrer den Häusern zu. Eine Viertelstunde später bringt ein Mädchen aus dem Logierhause ein Buch für Fräulein Wilkenhaus. Eine Karte Herberts liegt darin, und er hat darauf geschrieben: „darf ich mir erlauben, Ihnen unser Liederbuch anzubieten, wie meine Johanna das heute sicherlich gethan hätte?" Es scheint ihr nun einmal bestimmt, demütig sich beschenken zu lassen. Die Mutter wundert sich über die Formlosigkeit; das Buch ist nicht einmal eingewickelt, die Karte ohne Couvert, — sonderbar sind die Menschen doch! Elisabeth hält beides in der Hand und schaut darauf, — Annie muß sie daran erinnern, einen freundlichen Dank zu bestellen. So schreibt er also. Wie hübsch und einfach: ‚unser Liederbuch', ‚meine Johanna', — so bestimmt, — was ihm einmal gehört, bleibt gewiß sein auch für die Ewigkeit. Und die köstlichen Lieder! Sie sucht mit einiger Mühe das von Frau v. d. Halden gesungene und kann sich nicht versagen, es der Mutter vorzulesen, die es „wirklich sehr hübsch" findet. Annie schildert mit Wärme Herberts Gesang, und Rudolf meint, eigentlich sei er selten so vergnügt gewesen, wie heute Abend.

XV.

„Mutterchen, fährst du mit uns im Segelschiff? Herr v. Damm läßt dich darum bitten," ruft Rudolf zum offenen Fenster herein.

„Wann denn, Kind?" —

„Gleich nach der Table d'hôte. Wagen und Schiff sind schon bestellt, sie wollen auf die erst entstehende Insel, — nicht wahr, wir fahren mit?" —

Frau Wilkenhaus überlegt und fragt Elisabeth, ob es wohl nicht allzu unbequem und ermüdend für sie sein werde, und diese verspricht, sich eben bei Frau v. d. Halden genauer erkundigen zu wollen. Lachend kehrt sie zurück: die Aufforderung war gut gemeint, aber — auf dem Schiff, einem gewöhnlichen Fischerkutter, sind einige hölzerne Bänke als Sitzgelegenheit, von Kajüte und Sonnendach keine Spur, dazu vor- und nachher die Fahrt in dem bekannten federlosen Kasten auf Rädern, und auf der Insel kein Haus. „Von mir kann somit wohl nicht die Rede sein, aber die Leute haben gewiß gern, wenn Ihr Euch beteiligt, und den Kindern macht es jedenfalls Spaß. Du selbst, Elisabeth, scheinst auch nichts dagegen zu haben?" —

Elisabeth wendet sich zum Fenster, auf dessen Sims eine Anzahl schöner Seerosen in einer von der Wirtin geliehenen Glasschale lustig weiterblühen und Seesterne und



Muscheln von allen Größen zusammengetragen werden; ein glückliches Lächeln verklärt ihr Gesicht. Nein, sie hat nichts dagegen, gar nichts.

Heut verzichtet Rudolf sogar gern auf den Pudding, der ihm sonst so verlockend winkt, er ist ordentlich froh, als er die andern Teilnehmer an der Partie auch in Bewegung sieht. Gertrud übergiebt Elisabeth, die eben eingestiegen, ein Körbchen „zum Vesperbrot" von der besorgten Mutter. Hänschen bleibt besser zurück, dagegen verladen die Herren Jagdflinten und Patrontaschen, die Rudolfs besondere Befriedigung erregen. Endlich ist Alles bereit, und vergnügt geht es durch den tiefen Sand davon und ins Watt hinein. Die Sonne tanzt und glitzert auf dem glatten Wasser; Rudolf wendet sich unaufhörlich vom Bock in den Wagen hinein, um auf Sehenswertes aufmerksam zu machen. Auf schmalen Sandstreifen sitzen endlose Reihen von Strandläufern, Möwen eilen hin und her, weit hinten kommt der Dampfer vom Festland in der durch dürre Reiser bezeichneten Fahrbahn. Da liegt die „Diana", sie hat eine Flagge gehißt, und der Schiffer mustert schmunzelnd die nahenden Gäste. Schnell ist Alles an Bord, der Kutscher wird nach einigen Stunden drüben an die Landungsbrücke bestellt. Herbert sorgt, als ob sich das von selbst verstünde, für Elisabeth und Annie; er zeigt ihnen den günstigsten Platz, wo das große Segel, mit dem lavirt werden muß, sie nicht genieren wird, er ordnet ihre Sachen und ruft Rudolf zurück, der eben das hinten angehängte winzige Boot zu besteigen vorhatte. Jetzt rasselt die Kette, das Segel füllt sich, langsam gleitet der Kutter dahin; ein leises Lüftchen umspielt erfrischend die erhitzten Gesichter. Elisabeth schaut seitwärts ins Wasser hinab, wie sie es schon als Kind so gern gethan, aber sie denkt heut nicht an Nixen und Sänger auf Delphinen, wie einst. — Was wird er mit ihr reden? Er? Giebt es denn nur einen „er"? — Er bemerkt wohl ihre träumerische Stimmung, wendet sich rücksichtsvoll an Annie und knüpft an eine Bemerkung über den weiten Ausblick eine Schilderung der Lage seiner Heimat, die Elisabeth zwingt, ihm aufmerksam zuzuhören und sie endlich zu einer teilnehmenden Frage veranlaßt. Das glückliche Lächeln, mit dem er ihr sogleich antwortet, der warme Blick der ernsten, blauen Augen giebt ihr ein ahnendes Gefühl unaussprechlichen Glückes. Wie völlig läßt sich doch einem Mann vertrauen, der Gottes Gebote für unübersteigliche Schranken hält. Sollte der Herr ihr diesen Führer auf den Lebensweg bestimmt haben? Er wird's wohl machen, — sie kann auch dies still erwarten. Seltsam, sie erinnert sich so mancher vertraulichen Mitteilungen von Freundinnen, die alle aufgeregt und aufregend, ganz in Sehnen oder Eifersucht oder Triumph versenkt, keinen weiteren Gedanken hegten, als den möglichst schneller Vereinigung mit dem Gegenstand ihrer Leidenschaft. Sie wird in jedem Falle Gott für diese wunderschönen Tage der Gemeinschaft mit den neugewonnenen Freunden danken können. Haldens haben zuerst ein wenig abseits gesessen und wohl Wichtiges zu überlegen gehabt. Jetzt macht der Hauptmann die betrübende Mitteilung, daß er morgen Nachmittag in die Garnison zurückkehren muß.

„Schade", sagt Elisabeth aus vollem Herzen, und Annie fügt unbefangen bei: „Der arme Herr v. Damm, — Sie bleiben dann recht allein." — „Ob meine Frau mitreist, ist noch nicht ganz bestimmt", sagt Halden, und es ist Elisabeth, als sehe sie ein leises Lächeln um seine Lippen spielen.

Das große Segel wird bald nach rechts, bald nach links gezogen, der Kutter läßt die langgestreckte Insel mit dem schmalen grünen Vorland und der gewellten Dünenkette hinter sich und steuert einem flachen Sandfleck zu, der jetzt die ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Rudolf steht vorn und unterhält sich angelegentlich mit dem Jungen des Schiffers, der Taue ordnet und ein langes Brett bereit legt. Auf dem Eiland ist in der Ferne ein Turm sichtbar, „ein verlassener Leuchtturm", wie Herbert den Damen erklärt. Nun geht der Anker zu Grund, ein gutes Stück vom trockenen Lande entfernt, der eintretenden Ebbe wegen; der Schiffer und sein Gehülfe steigen in's Wasser, legen das Brett schräg an den Bord, helfen den Herren zunächst darauf und tragen sie nacheinander vollends an Land; dann müssen die Damen sich ins Unvermeidliche ergeben und sich ebenfalls den nervigen Armen anvertrauen. Wie würde Elisabeth daheim eine so gewagte Situation der begleitenden Witze und Bemerkungen wegen gescheut haben.

Herbert und der Hauptmann beschäftigen sich eifrig mit ihrem Jagdgerät, Rudolf darf die Patrontasche umhängen und „als Jagdhund dienen“, wie v. d. Halden sagt. Alle drei streben alsbald in gewaltigem Tempo der äußersten Spitze des Landes nach dem offenen Meere zu, der einige Sandbänke, Lieblingsplätze von Seehunden, vorgelagert sind. Frau Tilla und Annie wollen flache, weiße Muscheln zum Bemalen sammeln, Elisabeth verspricht zu helfen, und Jedes sucht sich die günstigste Stelle. Nennst du das suchen, Elisabeth? Warum wandern deine Augen immer wieder den rüstig ausschreitenden Gestalten nach? Jetzt stehen sie still, nahe der leise flutenden Wasserfläche, sie legen sich nieder, — aha, das sind die Lockbewegungen. Rudolf wird sich herrlich dabei amüsieren; Hugo und seine Freunde hätten ihn nie dabei geduldet! Wenn „er“ doch einen Seehund schösse! Eigentlich liebt sie den Gedanken an leidende, dem Vergnügen geopferte Tiere nicht, aber sie würde sich doch gern seiner Geschicklichkeit freuen. Sie besinnt sich und rafft einige Muscheln auf, — das sind ja nicht die richtigen, du scheinst recht zerstreut, Elisabeth!

Nähern sich dort nicht dunkle Köpfe., tauchen aus den Wellen auf und verschwinden wieder darin? — da, ganz nahe dem verräterischen Strande, — „Paff, paff“, ein Doppelknall, ein Rauchwölkchen, ein Juchzer aus Rudolfs schriller Knabenkehle! Alle drei laufen hin und her, — haben sie ihn? Elisabeth kann es nicht lassen, sie muß den Jägern entgegengehen. Noch ein Knall und noch einer! Ach, da, — die Möwe, — sie fällt, ob sie flattert noch, — so, der Schlag war barmherzig.

„Jedem das Seine, ihm das Große, mir das Kleine!“ lacht der Hauptmann, seine Beute Elisabeth hinhaltend und mit der Linken rückwärts auf Herbert weisend, der anscheinend mit Anstrengung trotz Rudolfs eifriger Hülfe einen schweren, dunklen Gegenstand hinter sich herzieht.

„Rein Glückssache“, sagt derselbe, „Rudolf giebt mal einen tüchtigen Jäger. Denken Sie nur, hat der Junge zur rechten Zeit Schuhe und Strümpfe ausgezogen, und als ich den Kerl getroffen und er eben davongleiten will, ist Rudolf ihm nach und faßt ihn mit diesem Hakenstock des Schifferjungen in den Nacken, daß ich ihn leicht heranziehen konnte. Wir müssen uns darin teilen; das ist nun etwas schwierig, es ist jedenfalls ein prächtiges Fell.“ —

Rudolf hört mit strahlendem Gesicht diesem Berichte zu.

„Die Möve ist aber auch sehr schön“, sagt er tröstend zum Hauptmann.

„Für eine Damen-Mütze, meinst du? Die wird's geben müssen, ich kenne meine Frau.“ —

„Sie wird ihr reizend stehen“, sagt Elisabeth lachend.

„Alles steht ihr reizend“, erwidert der Hauptmann ebenso, „und das ist gut, denn es giebt nicht immer Neues.“ —

Wie hübsch, daß er so denkt, nach so vielen Ehejahren. Wie unglücklich sind manche von Elisabeths Bekannten, wenn sie einmal nicht das eleganteste Kostüm, den modernsten Hut besitzen, kennen sie doch der Herren Achselzucken und spöttische Urteile über „Styllosigkeit, Altertümer“ 2c. aus deren Kritik Anderer zur Genüge. All dergleichen erscheint ihr jetzt so unendlich weit hinter ihr liegend und unaussprechlich unbedeutend.

Herbert schleppt still den Seehund weiter; Elisabeth, die zwischen den Herren geht, gäbe gern ihrer Freude über seinen Erfolg Ausdruck und ärgert sich, daß ihr Alles, was sie sagen könnte, steif vorkommt.

„Hänschen wird das Tier interessieren“, bemerkt sie endlich.

„Das glaube ich auch; zwar liebt sie alles Lebendige mehr“, erwiedert er.

„Ich muß gestehen, daß es mir gradeso geht. Klingt das ungebildet?“

„Bitte, reden Sie nur immer ganz, wie Sie wirklich denken.“ —

Irrt sie sich, oder hat seine Stimme etwas besonders Bittendes? Sie traut der ihren nicht ganz und schweigt, bis Frau v. d. Halden und Annie, jede mit einem Taschentuch voll Muscheln, mit den glücklichen Jägern zusammentreffen und ein lautes, vergnügtes Durcheinander anhebt.



Frau Tilla mahnt zur Rückkehr an Bord und weist auf die Sonne, die allerdings ihre Worte bestätigt.

„Wir waren fast bis zu dem alten Wrack", rühmt Annie.

„Und denk' nur, was werden die Jungens zu unserem Seehund sagen? Herr v. Damm sagt, er gehört mir wirklich etwas mit. Der Hajo hatte mir das mit dem Stock gesagt, — oh, es war famos", triumphiert Rudolf.

„Alle haben wir etwas zum Andenken", sagt Annie, „nur Lis, — hast du denn gar keine Muscheln gefunden?" —

„Nur ganz gewöhnliche", gesteht Elisabeth unter allgemeinem Lachen.

„Rudolf, weißt du die Lösung unserer schwierigen Frage?" sagt Herbert, „teilen können wir doch das Fell nicht gut, sollen wir's zusammen deiner Schwester schenken? dann haben wir die Ehre und die schöne Erinnerung, und sie hat das greifbare Andenken daran." —

Das leuchtet Rudolf ein. Elisabeth weiß nichts gegen den Vorschlag zu sagen, der so harmlos vorgebracht wird, als wartete der Sprecher durchaus nicht gespannt darauf, wie sie ihn aufnehmen wird.

„Reizender Gedanke", bemerkt sie leichthin, „besten Dank den gütigen Gebern." —

Sie könnte sich auf die Zunge beißen vor Ärger, — das war ja ganz der alte Gesellschaftston, den sie wirklich abgethan geglaubt, und sie meint zu bemerken, daß Herbert sie verwundert und ernsthaft ansieht.

„Ich fühle mich ganz beschämt", fährt sie herzlicher fort, „als die Faulste und Reichste zugleich heimzukehren." —

„Den Männern die Arbeit, den Frauen die Frucht derselben", sagt Herbert warm, und auf des Hauptmanns Einwurf, die alten Deutschen hätten das schöne Prinzip grade umgekehrt gehandhabt, erwidert er lebhafter als sonst wohl: „Sie waren Heiden, — wir aber folgen doch auch darin gern der Vorschrift unseres Herrn. Ich gestehe, daß grade der Vergleich des Paulus zwischen Jesu und seiner Gemeinde einerseits und Mann und Weib andrerseits mich zwar immer tief beschämt hat, mir aber doch köstlich erscheint." —

„Wissen Sie vielleicht, wo das steht?" fragt Elisabeth.

„Gewiß, im fünften Kapitel des Epheserbriefs." —

„Herr v. Damm ist grade so gut wie ein Pastor, nicht wahr, Lis?" sagt Annie bewundernd.

„Nur viel feiner, — denk Dir doch mal Pastor Schramm auf der Seehundsjagd!" und Rudolf beginnt mit großem Geschick den Betreffenden nachzuahmen.

„Nun ist's genug, glaube ich," sagt Herbert freundlich, und als Rudolf sich noch immer in komischen Bewegungen und Äußerungen ergeht, bittet er ihn, schnell die Beute mit in's Schiff zu schaffen und endet dadurch die ihm sichtlich unangenehme Vorstellung.

Nach einem Weilchen sitzt Alles behaglich auf Deck, das man Dank der Ebbe diesmal auf eigenen Füßen erreichte. Elisabeth erinnert an der Mutter Körbchen, dem von allen Seiten dankbar zugesprochen wird: Obst, verschiedenes Gebäck, feine Chokolade werden sehr zweckentsprechend gefunden.

„Sie verwöhnte kleine Prinzeß", sagt Frau v. d. Halden scherzend, „an dergleichen würde unsereins kaum denken, — Ihnen kommt das wohl ganz selbstverständlich vor?" —

„Ich habe mordsmäßigen Hunger", sagt Rudolf und beißt abwechselnd in seinen Kuchen und eine dicke Birne.

„Ich glaube, wir leben allerdings ziemlich luxuriös, aber ich kann es kaum beurteilen, alle unsere Bekannten thun es nicht anders," sagt Elisabeth etwas verlegen.

„Bei mir geht es möglichst einfach zu," bemerkt Herbert, „ich halte alles Übermaß gradezu für Unrecht, da ich glaube, daß die soziale Frage nur dadurch zu lösen ist, daß die obern Stände wieder zu natürlicheren Gewohnheiten zurückkehren und ihre leidenden Mitmenschen williger und nutzbringender unterstützen. Meine Mutter hatte eine goldene Regel, die mir schon früh eingeprägt wurde; ‚du kannst nicht deinen Kuchen selbst essen

und zugleich verschenken.' Da ich nach ihrem Beispiel letzteres doch gern wollte, lernte ich zeitig auf Unnötiges leicht verzichten." —

„Hänschen ist ein glückliches Kind, wenn Sie ihm diese Lehre weitergeben", sagt Elisabeth ernsthaft. Die dunklen und die blauen Augen treffen sich, und Herbert erwidert: „Wie oft denken Sie an Hänschen!" —

„Ich habe das Kind so lieb." —

Herbert erhebt sich und tritt zu Rudolf und dem Schifferjungen. — Hätte sie das lieber nicht sagen sollen? Er wird sie doch richtig verstehen?

Der Wind ist günstig, „zu günstig", wie Annie bedauernd bemerkt, das Schiff fliegt vor ihm dahin. Im Westen türmt sich eine gewaltige Wolkenmasse, die Sonne umsäumt sie golden und rosig, und das übrige weite Himmelsgewölbe prangt im köstlichsten Blau. Frau v. d. Halden stimmt leise an:

„Brich herein, süßer Schein.
Sel'ge Ewigkeit!
Leucht' in unser armes Leben,
Unsern Füßen Kraft zu geben,
Unsren Seelen Freud!
Ewig'eit, in die Zeit
Leuchte schnell hinein!
Daß uns werde klein das Kleine
Und das Große groß erscheine,
Sel'ge Ewigkeit!"

Elisabeth fühlt ihr Herz überwallen in Freude über den herrlichen Anblick und den lieblichen Gesang, aber schöner und erquickender als beides ist doch der Gedanke den die innigen Verse aussprechen. Ach ja, „klein das Kleine," wie viel überflüssige Sorge, Ärger, Verstimmung fiele damit hin, „und das Große groß," — was ist das Große? Nicht Reichtum, Ehre, Vergnügen, Alles das gehört zu dem vergänglichen Kleinen, — „ach Herr, lehre mich dich besser erkennen und lieben!" —

Herbert wendet sich wieder zu ihr und erzählt, morgen sei Springflut.

„Ich sah das schon einmal an der holländischen Küste und freue mich, es auch hier zu erleben," antwortet sie.

Der Wagen wartet, Herbert hilft den Schwestern in ihre Umhüllungen, denn es ist recht frisch geworden, und bald endet der genußreiche Ausflug. Natürlich wird der Mutter Alles in glühenden Farben geschildert, und sie hat bei Manchem wohl stille Nebengedanken, wenigsten blickt sie bisweilen fragend in Elisabeths Gesicht, das so harmlos glücklich aussieht, wie in ihrer Kinderzeit.

XVI.

Am andern Morgen fliegt der lose Sand in Wolken vor dem gewaltigen Winde; Rudolf meldet, zur Springflut geselle sich Sturm, und er gehe mit den Hamburger Jungen, beides zu beobachten. Frau Wilkenhaus bittet Annie, die über Kopfschmerzen geklagt, so flehentlich bei ihr zu bleiben, daß Elisabeth sich ohne sie anschickt, einen Lauf an den Strand zu machen. Sie sehnt sich danach, allein zu sein, was in der immerhin beschränkten Räumlichkeit schwierig zu bewerkstelligen ist. Aus Blicken und Äußerungen Herberts am gestrigen Tage hat sie deutlich herausgefühlt, daß die Entscheidung über die wichtigste Frage ihres irdischen Lebens nahe ist, und wenn sie auch der Mutter die Spannung verbirgt, in welche diese Überzeugung sie versetzt, um deren Schwäche zu schonen, so muß sie doch selbst ehrlich die Sachlage erwägen. Elisabeth ist ja kein Kind, sondern gewöhnt, für Alles die Motive aufzusuchen und zu prüfen. Sie erreicht die Treppe am Damenpfad, feine Sandkörner peitschen ihr das Gesicht, die krausen Härchen an der Schläfe flattern, der Wind faßt ihre Kleider, unten wendet sie ihm gleich den Rücken und fühlt sich von seiner unwiderstehlichen Gewalt geschoben. Obgleich die höchste Flut bereits vorüber, ist das Wasser noch erheblich höher, als sonst, die meisten kleinen Niederlassungen sind verwüstet, die Strandkörbe nahe an die Düne geschafft, einige besonders fleißig und kunstvoll ausgeführte Sandbauten lassen wie Halbinseln ihren Fuß



von den Wellen umspülen. Nur ganz vereinzelte Wanderer trotzen heut den Elementen. Elisabeth kämpft sich tapfer durch; die See braust, der Sturm heult, nun beginnt ein tüchtiger Regenguß. In ihrem Herzen aber ist es licht; sie weiß es, sie liebt „ihn", — mag er ihr nun auf Erden angehören oder nicht, — Gott sei dank, daß sie ihn lieben darf. Einen Augenblick möchte sie dem Tosen um sie her entrinnen, — dort das Zelt bietet wenigstens einen notdürftigen Schutz, sie tritt hinein und prallt zurück: Hauptmann v. d. Halden und Herbert von Damm stehen anscheinend in ernstem Gespräch vor ihr.

„Ah, gnädiges Fräulein, das nenne ich schneidig! Meine Tilla packt mit der ihr eigenen Energie, und es ist wohl an der Zeit, daß ich gehe und mich ihr „in den Weg stelle", wie sie undankbarer Weise meine Hülfsbereitschaft nennt. All Heil, Herbert, — auf Wiedersehen!" —

Mannhaft stürzt sich der Hauptmann in das Unwetter hinaus. Elisabeth sieht ihm einen Augenblick verlegen nach, dann fühlt sie ihre Hand erfaßt und Herbert sagt ernsthaft:

„Darf ich Ihnen gestehen, was Sie vielleicht schon wissen?" —

Ein Strom glücklicher Empfindungen überflutet Elisabeth, sie sieht schüchtern auf und liest in seinen Augen, was seine Lippen stammeln: „Willst du mein sein? mein, Elisabeth, — kannst du mich lieben?" —

Sie folgt dem leisen Druck seiner Hand, ihr Kopf neigt sich und ruht an seiner Schulter, aber sie kann nicht anders, sie muß den einzigen Gedanken, der ihr beängstigend ist, gleich aussprechen: „Würde Johanna gern mich an ihrer Stelle sehen?" —

Der demütige Sinn, die tiefe Bewegung, womit diese Worte gesprochen werden, machen Herbert Mut, sie an sich zu ziehen und ihr zu versichern, Johanna danke ganz sicherlich Gott mit ihm für sein und seines Kindes Glück. Nach einigen Minuten führt Herbert Elisabeth auf die Holzbank an der Hinterwand des Zeltes, und diese beiden, nicht grade mitteilsamen Naturen beginnen in einander überzufließen, Frage und Antwort, Rede und Gegenrede nehmen kein Ende, und dazwischen beweist immer wieder ein inniger Blick, eine leise Berührung, daß es kein Traum, sondern volle, wunderbare Wirklichkeit ist. Es ist nur natürlich, daß sich einmal die vier Hände zusammen falten und Herbert dem Vater im Himmel bittet, den Bund Seiner Kinder zu segnen und Selbst stets der Herr in ihrem Hause zu bleiben. Draußen hat sich inzwischen der Sturm etwas gelegt, der Regen läßt nach, und die Beiden besinnen sich, daß es auch noch andere Menschen auf der Welt giebt.

„Schnell zu deiner lieben Mutter," sagt Herbert.

„Und dann zu Hänschen, — meinem Hänschen", jubelt Elisabeth.

„Wie lieb hast du das Kind!" —

„Sie hat deine Augen," und Elisabeth reckt sich ein wenig um die blauen Sterne zu küssen.

Ihre Befangenheit ist geschwunden, die volle Anmut ihres Wesens, durch das reinste Glück gesteigert, entfaltet sich vor Herberts entzücktem Blick.

„Nun kann doch die gute Tilla getrost ihren Mann begleiten," lächelt Herbert, als er Elisabeths Hand in seinen Arm legt und sie sorgsam unterstützt.

„Warum?" —

„Hättest du mich länger zappeln lassen, so wollte die Getreue mir noch beistehen, dich einzufangen. Gott sei dank, daß keine weitern Künste mehr nötig sind." —

„Wußte sie denn —?"

„Aber, liebes Herz, — natürlich. Denke dir doch meine Ungewißheit, meine stille Angst, ich möchte dir zu steif, zu einförmig, zu streng erscheinen, — denn das bin ich Alles, — ich hörte immer wieder so gern die Ermunterung der Freunde, —"

„Ich hatte nur immer die Sorge, du möchtest mich für zu äußerlich oder zu verwöhnt halten, — aber, Herbert, „klein das Kleine," das soll mein Wahrspruch sein, und du mußt mir helfen, ihn zu bethätigen." —

„Wenn erst das Gegenteil volle Wahrheit geworden, ist das nicht schwer," sagt Herbert warm und blickt Elisabeth so innig, so siegesgewiß und liebend an, daß sie sich

unwillkürlich enger an den starken Arm schmiegt, der ihr Kraft giebt, sogar gegen den noch immer mächtigen Wind erfolgreich anzukämpfen. Mit wirklicher Anstrengung erreichen die Beiden die Höhe der Düne und stehen aufatmend still. Die sonst so ruhige Wasserfläche ist in unsagbarem Aufruhr, immer neue dunkle Wellenberge jagen heran, überschlagen sich mit dumpfem, den Strand entlang sich fortsetzendem Getöse, hochauf spritzt der weiße Schaum. Der Regen hat aufgehört, die Wolken teilen sich, und hie und da zeigt sich schon wieder das lichte Himmelsblau, dort ist noch eine gewaltige, drohende, dunkle Masse, aber sieh! eben tritt die Sonne darunter hervor, und plötzlich strahlt Alles in unglaublicher Farbenpracht. Elisabeth ist es, als sei es noch nie so schön gewesen, und Herbert beobachtet den wechselnden Ausdruck in ihrem Gesicht. Plötzlich füllen sich die eben noch so leuchtenden Augen mit Thränen, und er fragt zärtlich:

„Warum, liebes Herz?" —

„Ich bin so glücklich! Warum grade ich? — So unverdient! — Es kann nicht dauern!" —

Er fühlt ihre Erregung und sagt freundlich aber ernst: „Unverdient, wie alle Gnade, — das gilt für dich und mich. Die Schatten werden auch bei uns nicht ausbleiben, — sieh, da deckt die Wolke schon wieder die Sonne, wir wollen nur nie vergessen, daß die Sonne dennoch am Himmel steht. Aber nun komm Liebste, — der Regen wird gleich wieder losbrechen." —

Eben vor den ersten Häusern überholt Rudolf mit den andern Jungens das Paar mit lautem Halloh. Rudolf dreht sich um, kommt auf die Beiden zu und sagt naseweis: „Haben Sie sich gezankt? Du hast ja geweint, Elisabeth." —

„Aber Rudolf — —"

„Und so Arm in Arm, — Ihr seht wirklich ganz aus wie ein Brautpaar." —

„Dann gratulire uns wenigstens," scherzt Herbert, der merkt, daß der Schlingel nur einen schlechten Witz beabsichtigte und jetzt erschrickt.

„Nein, Unsinn, — oder? — das muß ich Annie sagen!" —

„Aber nicht der Mama," ruft Herbert dem in langen Sätzen Davonspringenden nach, und Elisabeth sieht ihn dankbar an.

„Sie werden dich sehr vermissen," sagt er, „aber sie müssen uns manchmal für längere Zeit besuchen, es wird ihnen schon bei uns gefallen." —

„Das uns" klingt Elisabeth neu und lieblich ins Ohr. Sie ist nicht mehr, wie bisher, ein selbständiges Einzelwesen auf der Welt, sie gehört zu dem Mann an ihrer Seite als ein Teil seines Selbst.

„Willst du nicht lieber erst allein zu deiner Mutter gehen?" fragt er.

„Es ist vielleicht besser, aber bitte, komm' mir bald nach." —

Frau Wilkenhaus muß erst darüber beruhigt werden, daß Elisabeth ganz trocken ist und sich — hoffentlich — nicht erkältet hat, dann sagt Elisabeth, die Rudolf und Annie im Nebenzimmer flüstern hört, entschlossen: „Mama, dies ist der Rechte. Herbert hat mich am Strand getroffen und wird gleich kommen. Oh Mama, ich bin so glücklich und dankbar!" —

„Kind, — gleich kommen? — Habt Ihr Euch verlobt?" —

„Wir haben uns lieb." —

„Wenn doch Papa hier wäre! Wir müssen ihm gleich telegraphiren." —

„Natürlich, Mütterchen. Rege dich nur nicht auf, Herbert wird Alles besorgen." —

„Und du meinst wirklich —? Es soll aber so sehr einsam da sein, und Herr v. Damm kommt mir ziemlich still vor, — dann ist auch das Kind und die Familie der ersten Frau! Überhaupt, — ein Wittwer —! Das giebt meistens allerlei mißliche Verhältnisse." —

„Mama, ich bin überzeugt, daß ich nur Herbert heiraten kann." —

„Nun, Kind, du mußt das ja wissen. Ich möchte nur hören, was Papa dazu sagen wird." —

Elisabeth fühlt, daß die Mutter den tiefsten Grund ihres Glückes, das Einssein mit dem Geliebten in den wichtigsten, heiligsten Lebenfragen, nicht in seinem vollen



Umfang begreift, und hofft, Herbert werde das Seine thun, um sie für die Verbindung zu begeistern.

Herbert läßt nicht lange auf sich warten, und seine überaus rücksichtsvolle und zugleich sehr bestimmte Art übt alsbald den erhofften Einfluß. Frau Wilkenhaus beginnt, ihn mit geheimem Stolz zu betrachten, er ist ein schöner Mann, adlig, Rittergutsbesitzer, offenbar sehr verliebt, er weiß auch, was sich den Eltern gegenüber ziemt, — Elisabeth fühlte sich ohnehin in der Stadt nicht recht glücklich, nein, man kann wirklich nichts dagegen haben.

Die Geschwister begrüßen den neuen Bruder sehr verschieden: Rudolfs praktischer Sinn spekulirt bereits auf Ackerpferde und Erntewagen, Annie aber schluchzt an Elisabeths Hals und läßt sich nur durch Aussicht auf ein Pensionsjahr in Preisnitz, das Herbert vorschlägt, trösten. Dann freilich denkt sie an den stattlichen Schwager, den sie im Geheimen längst bewundert und „reizend" gefunden hat, an die kleine, gleich vorhandene Nichte —

„Lies, ich hole Hänschen, ja?" bittet sie und trocknet ihre Thränen.

„Mama erlaubt gewiß, daß Elisabeth zunächst mit mir hinübergeht, ich möchte sie gern einen Augenblick allein zusammen haben," sagt Herbert.

Drüben empfangen v. Haldens mit herzlichen Segenswünschen das Brautpaar, das dann in Hänschens Stube tritt. Minna verschwindet sogleich, und Hänschen springt auf Elisabeth zu.

„Meine nette Tante!" ruft es fröhlich.

Herbert zieht das Kind sanft an sich und legt den Arm um seine Braut.

„Hänschen, der liebe Gott hat uns einst die Mama genommen, — sieh, jetzt hat Er uns eine neue geschenkt. Sie will zu uns kommen und uns lieb haben —"

„Immer? Oder nur ein Bischen, wie die andern Tanten?" —

„Immer, Hänschen. Dankst du nun auch dem lieben Heiland, daß Er sie uns geschenkt hat?" —

Hänschen hat sich losgemacht und thut einige kleine Sprünge.

„Das thu' ich. Danke, lieber Heiland! — Kann ich dir dann Alles zeigen, meinen Barry und den Ziegenbock und liest du mir dann was vor und spielst mit mir?" —

„Ja gewiß, mein Liebling. Hast du mich denn auch lieb?" —

Hänschen schmiegt sich an sie, Elisabeth beugt sich zu ihm und küßt die rosige Wange, und Herbert umfaßt Beide zusammen.

Nun folgt die notwendige Beratung der nächsten Schritte mit der aufgeregten Mutter, der die Verantwortung für das Ereigniß auf der darin ungeübten Seele liegt, während Annie sich Hänschen als „wirkliche Tante" vorstellt. Ehe das Antworttelegramm des Vaters angelangt, soll nichts weiter geschehen, — hoffentlich ist Herr Wilkenhaus schon in Helgoland und nicht grade auf einer Segeltour. Nach dem Mittagessen, das die Mutter privatim in der Glashalle serviren ließ, und an dem v. d. Haldens natürlich Teil genommen, geleitet das glückliche Paar die Freunde zum Wagen.

Einer meiner liebsten Wünsche ist mit Damm's Verlobung erfüllt", sagt Frau Tilla zu Elisabeth. „Sie haben gleich richtig erkannt, wie edel und zuverlässig er ist, — ich habe ihn oft falsch beurteilen hören und schon gefürchtet, ihn immer einsam zu sehen. Sie wissen, unsere Garnison ist nicht weit von Preisnitz, also auf Wiedersehen und gute Nachbarschaft!" —

„Ich hoffe selbstsüchtigerweise, Sie noch oft singen zu hören und überhaupt viel von Ihnen zu lernen," erwidert Elisabeth warm.

Die Herren treten herzu, Abschiedsworte und Wünsche, ernste und heitere, werden gewechselt. Nun ziehen die Pferde an, fern bläst ein Horn: „Muß i denn, Muß i denn zum Städtele 'naus —"

Herbert wendet sich und sieht Elisabeth an, die sich an seinen Arm schmiegt.

„Weißt du, — ich kann es eigentlich noch kaum glauben," sagt er leise.

„Gleich zuerst müssen wir es deinen und auch Johanna's Eltern mitteilen" meint Elisabeth.

Ja, gewiß. Ist es dir auch zu stürmisch und sollen wir brav sein und an die Arbeit gehen?" —

„Ich bliebe lieber mit dir draußen, aber „erst die Arbeit, dann das Spiel," — nicht wahr?" —

„Ja, und es ist auch eine köstliche Arbeit, Andere an seinem Glück teilnehmen zu lassen." —

Rudolf kommt von der Post her gesprungen.

„Hier ist Papa's Telegramm," ruft er, und Elisabeth öffnet es schnell.

„Bonne mine à fait accompli. Herzlichsten Glückwunsch. Komme morgen." —

Mehr konnte er kaum sagen, er kennt dich ja nicht," sagt Elisabeth erleichtert, „nun flink zu Mama, die sehr froh darüber sein wird und dann an's Werk!" —

XVII.

Der Vater ist eingetroffen; Herbert hat ihn mit Rudolf am Schiff abgeholt und schon auf dem Wege allerlei mit ihm besprochen. Feierliche Szenen sind nicht Mode, da keines der Eltern etwas Besonderes, Ernstes zu sagen hat. Herr Wilkenhaus geht in dem Wohnzimmer seiner Frau auf und ab, während Herbert, am Fenster lehnend, seine Fragen beantwortet, die sich fast Alle auf äußere Lebensumstände, Verhältnisse, Gewohnheiten und dgl. beziehen.

„Es ist jedenfalls ein guter Kerl, bemerkt er, zu seiner Frau, nachdem er das Brautpaar und die Kinder zu einem Gang an den Strand entlassen, „nur unglaublich wenig gerieben. Gut, daß er kein Kaufmann ist. Elisabeth meint also, auf das Land zu passen? Na, das ist ihr look-out, — kann ich nicht beurteilen. Ein großer Goldfisch ist er nicht, — bei guter Wirtschaft haben sie ein für unsere Begriffe bescheidenes Auskommen, — ob ihr das gefallen wird, weiß ich nicht." —

„Wir können ihr doch einen Zuschuß geben," sagt die Mutter.

„Will er nicht. Das gefiel mir nicht schlecht; er scheint einer von den unpraktisch edlen Geistern, die sich wenig aus den Genüssen des Daseins machen, sprach von einfachen Einrichtungen und weiser Sparsamkeit, — kurzum, ein gelungener Mensch; — ich hätte ihn mir nicht ausgesucht, aber vertrauen muß man ihm. Dabei ein hübscher Bursche, — insofern kein Wunder, daß er Euch Frauen gefällt. — Du siehst übrigens gut aus, liebes Kind, dies gräuliche Nest hat an dir seine Schuldigkeit gethan." —

„Es war eine schöne, stille Zeit, und wir haben meistens gutes Wetter gehabt. Sollen wir auch hinausgehen? Oder ist der Wind noch zu stark?" —

„Er wird uns wohl nicht umblasen," lacht Herr Wilkenhaus und erzählt während des Ganges über die Düne lebhaft von den Herrlichkeiten der nordischen Gegenden und der feinen Gesellschaft in Helgoland.

„Ganz hübsch, aber doch recht bescheiden," erwidert er, als Frau Wilkenhaus ihn auf den breiten Strand, die Giftbude und das Signal aufmerksam macht. „Na, bald ist deine selbsterwählte Verbannung doch wohl zu Ende? Was haben die Kinder denn vor?" —

„Sie warten auf deine Bestimmungen." —

„Sehr freundlich. Alle Wetter, ist unsere Elisabeth denn plötzlich so willenlos und lenkbar geworden? Erna hätte längst uns Allen ihre eigenen Pläne als die allein vernünftigen hingestellt." —

„Elisabeth hat sich allerdings in letzter Zeit besonders liebenswürdig entwickelt, Herbert ist die Rücksicht selbst, — ich wollte, Hugo würde ihm einmal ähnlich und hoffe, er schließt sich ihm vertrauensvoll an." —

„Na, morgen wollen wir den Beiden das stille Beisammensein hier noch gönnen, aber übermorgen, meine ich, fahren wir. Ich werde Damm gleich fragen, wie er es mit dem notwendigen Besuch bei uns halten will." —

Elisabeth und Herbert gehen in eifrigem Gespräch dicht an der Wasserkante auf und ab, und kommen den Eltern fröhlich entgegen. Herr Wilkenhaus thut seine Fragen

und erfährt, daß Herbert zunächst daheim zum Rechten sehen muß, in einigen Tage aber gern das neue Elternhaus aufsuchen wird. Dann muß sich alles Weitere finden. Damit sind Alle einverstanden, die Mutter, weil sie schnell die unerläßlichen reinen Gardinen aufhängen lassen und die nötigen Toiletten besorgen kann, Elisabeth, weil sie Erna's und Anderer erste Bemerkungen lieber allein anhören möchte. Im Laufe des Nachmittags treffen eine ganze Reihe von Depeschen ein, und am nächsten Morgen Briefe von sehr verschiedener Art. Herberts Mutter schreibt so herzlich von ihrer Freude, die liebe Tochter bewillkommnen zu dürfen, daß Elisabeth ahnt, der Sohn habe schon vor der Verlobung geschildert, was sein Herz erfüllte, und diese Wahrnehmung beglückt sie sehr. Sein Schwiegervater bittet Herbert kurz aber warm, auch unter neuen Verhältnissen die alten nicht zu vergessen und Johannas Eltern bald deren Nachfolgerin zuzuführen. Tanten und Cousinen Elisabeths thun endlose Fragen: in den fest umgränzten, heimatlichen Kreisen mit ihren eigenen Anschauungen und Gewohnheiten ist eine Heirat mit einem völlig Fremden selten. Hugo's Glückwunsch drückt seine Freude über den „Kameraden" aus; Erna hat außer dem Telegramm noch nichts von sich hören lassen, was Annie zu heftigen Bemerkungen hinreißt. Dr. Waeken ist vom Festland herüber gekommen; sein Gesicht zeigt selbstlose Mitfreude an der Freundin Glück, und diese hält ihn gegenüber mit dem tiefsten Grunde desselben nicht zurück, — ja, sie kann es nicht lassen, ihm ein ähnliches zu prophezeien. Sucht er doch die Wahrheit, wie sie es gethan, — Gott wird sich auch von ihm finden lassen.

„Ohne Sie?" fragt er ungläubig.

„Wer weiß, wer zu Ihrem Spezialbotschafter schon bestimmt ist," sagt sie fröhlich und schaut ihn strahlend an. Herbert errät einen ihrer Wünsche, indem er ihren „Jugendfreund" herzlich auffordert, nächstens einige Ferientage in Preisnitz zuzubringen und die Kämpfe, von denen ihm seine Braut erzählt, fortzusetzen, und der Doktor eilt mit gemischten Gefühlen heim.

Der letzte Tag auf der kleinen Insel naht seinem Ende. Der Abend verspricht klar zu werden, noch einmal will Jedes seine Schönheit voll genießen; Eltern, Brautpaar und Kinder wandern dem Strande zu. Da, — was blitzt dort in grünlichem Licht über der langen Welle auf und läuft auf derselben den Strand entlang? da wieder, und jetzt so hell, wie noch nie!

„Meerleuchten!" jubelt Annie, und Rudolf wird nicht müde, jede heranrollende schimmernde Welle mit einer Zensur zu versehen. Herbert zeigt Elisabeth die leuchtenden Konturen, in denen jede dieser Wellen ausläuft, und die Kinder nehmen eifrig den mit Leuchtkörperchen angefüllten feuchten Sand in die Hände.

„Wundervoll!" sagt Elisabeth.

„Ja voll Wunder," erwidert Herbert, „wie das ganze Leben." —

„Mein Vetter Hans würde uns den Zusammenhang sehr natürlich erklären." —

„Ja, mein Herz, aber doch nur bis zu der Grenze —"

„Wo er sich achselzuckend bescheidet, — ach, Liebster, wie unglücklich bin ich doch gewesen." —

„Und jetzt?" fragt er leise und schaut in das liebliche Gesicht, auf das der sanfte Strahl des Mondes fällt.

„Ich bin's nicht wert, Herbert," erwidert sie ernst.

„Stelle dir die Zukunft nur nicht zu leicht vor," bittet er und führt sie etwas abseits von der sich sammelnden Badegesellschaft, „manchmal ist mir bange, ob du dir unser Leben auch richtig ausmalst. Sehr still und einförmig geht es hin, Ereignisse und äußere Anregungen sind große Ausnahmen, ich habe so viele ernste Pflichten —"

„Ich hoffentlich doch auch," schaltet Elisabeth lächelnd ein.

„Leider bin ich dann oft abgespannt und nicht eben unterhaltend, wenn die abendliche Muße kommt," fährt er etwas bedenklich fort. Mit Eltern und Schwiegereltern auf den Nachbargütern ist der Verkehr nicht schwierig, hoffentlich wird er dir nicht langweilig." —

„Aber, Herbert, — ich werde sehr viel von den lieben Müttern zu lernen haben und freue mich unaussprechlich über den Ton in den Briefen.“ —

„Es sind Alles liebe Menschen, die sich bestreben, nach Gottes Willen zu leben, aber, weil die Konzentration auf den unvergänglichen Mittelpunkt ihnen als Hauptsache erscheint, vieles meiden, was Andern als interessant gilt, um sich nicht zu zersplittern.“ —

„Grade danach habe ich mich stets gesehnt,“ sagt Elisabeth lebhaft, „und deßhalb mich früher mit allerhand ziemlich unfruchtbaren Studien beschäftigt, um nicht im Strudel der täglichen Unruhe unterzugehen. Mir fehlte nur der rechte Mittelpunkt.“ —

„Solange wir uns auf Vergängliches konzentrieren, bleiben wir freilich unbefriedigt.“

„Ach ja, und es ist zu traurig, daß Manche das noch gar nicht zu wissen scheinen.“ —

„Gott sucht auch sie, wie dich und mich. Kennst du nicht die Stelle im Buch Hiob: „Siehe, das Alles thut Gott zwei- oder dreimal mit einem Jeglichen?“ —

„Wie schön. Herbert, ich freue mich darauf, mit dir zu lesen.“ —

„Ich auch, besonders auch weil du im Stande sein wirst, Manches, was sonst leicht den Frauen zu schwierig und mühsam ist, mit mir zu genießen.“ —

„Schon Magarete Mäander sagte, meine Arbeit sei doch vielleicht nicht ganz umsonst gewesen.“ —

„Gewiß nicht, wenn ich mich auch freue, daß du gelernt hast, nach Besserem zu streben.“ —

„Nun müssen wir wohl Abschied nehmen. Diese Insel wird mir immer lieb bleiben.“

„Hoffentlich sehen wir sie zusammen einmal wieder.“ —

Rudolf, der mit bloßen Füßen in dem aufleuchtenden Sande umhergesprungen ist, ruft die Geschwister, — die Eltern haben schon den Heimweg angetreten, auch sie müssen sich von dem großartigen Anblick trennen. Morgen geht das Schiff schon zeitig fort.

XVIII.

Herbert hat mit Hänschen und Minna den Zug verlassen, der die Übrigen im Fluge davonführt. Elisabeth sitzt still in ihrer Ecke und läßt die Bilder des Erlebten an sich vorübergehen. Leider hat die Mutter von der etwas windigen Überfahrt Kopfschmerzen, so daß das Geplauder der Kinder sie angreift. Herr Wilkenhaus weist Annie und Rudolf streng zu Ruhe, letzterer giebt eine kecke Antwort, und der meistens zu nachsichtige Vater bleibt ihm die wohlverdiente Ohrfeige diesmal nicht schuldig. Ein trotziges Gesicht des überraschten Jungen und allgemeines verstimmtes Schweigen sind die Folgen. Elisabeth darf nicht länger ihren eigenen, lieben Gedanken nachhängen, so köstlich es auch sein mag, sich das baldige Wiedersehen mit dem geliebten Mann auszumalen und sich seine Worte und Blicke ins Gedächtnis zu rufen. Sie hilft der Mutter, den Kopf bequemer zu legen, lockt die Geschwister nach der andern Seite des Coupés und beginnt mit ihnen das beliebte Spiel des „Städteschreibens“, bei dem das Sprechen Nebensache ist. Endlich ist die Heimat erreicht; Erna und ihre Kinder sind kurz vorher eingetroffen, Joseph berichtet von Aller Wohlsein, „nur Madame Henning —“

„Was ist mit meiner Mutter?“ fragt Frau Wilkenhaus ängstlich.

„Man weiß es nicht recht, aber dem Herrn Doktor gefällt die Schwäche nicht,“ antwortet Joseph in straffer Haltung.

„Schwäche? Oh Karl, laß mich gleich nach ihr sehen.“ —

Unsinn, liebes Kind, du mußt erst essen und etwas ruhen, dann natürlich gehst du gleich hin. Essen fertig, Joseph?“ —

„Ja wohl, Herr Wilkenhaus.“ —

Erna erklärt daheim den Ihren, noch so angegriffen von der Zeit bei Wieners und der einsamen Rückkehr zu sein, daß sie an eine Begrüßung auf dem Bahnhof nicht habe denken können und stattet in auffallend sanftem Ton Elisabeth ihren Glückwunsch ab.

„Wie alt ist Herr v. Damm eigentlich?“ —

„Fünf und dreißig Jahre.“ —

„Grade zehn Jahre älter, als mein Paul damals war. Also ein Witwer! Daran hätten wir wohl Alle nicht gedacht. Aber freilich, ein Adliger und ein Gutsbesitzer, — damit können unsere einfachen Kaufleute kaum konkurrieren.“ —

„Ich hoffe, er wird Euch Allen ein treuer Bruder sein,“ sagt Elisabeth freundlich.

„Weißt du, Lise, ich möchte es dir nicht schwer machen, aber zwei Schwiegermütter und Beide noch gar nahebei, das geht doch eigentlich über den Spaß, die reine Scylla und Charybdis.“ —

„Hoffentlich gelingt es mir, das schöne Verhältnis nicht zu stören.“ —

„Gott, wie demütig! Natürlich spürt man jetzt nur Sammtpfötchen, — warte nur, die Krallen sitzen drunter. — Was habe ich ausgestanden! Wenn Papa Wiener nicht gewesen wäre, ich hätte es wirklich nicht ausgehalten. Den ganzen Tag hatte Mama an Allen und Allem etwas auszusetzen, — saß man, so sollte man spazierengehen, las man, so gab es gräuliche „nützliche“ Handarbeit, der man ohne heftige Kämpfe nicht entrinnen konnte, wollte man etwas kaufen, so kamen empörende Anspielungen auf verschwenderische Gewohnheiten, dazu alle die Kriege mit den Dienstboten, die niemals etwas richtig machten, — ich habe nie unsere eigene, liebenswürdige Mama so schätzen gelernt, als grade jetzt, das kann ich dir sagen.“ —

„Nützliche Handarbeit?“ sagt Elisabeth erstaunt, „die hätte ich Wieners kaum zugetraut.“ —

„Ich wußte auch gar nicht, daß sie im Haus in Vielem ordentlich genau sind, nach Außen ist Alles wirklich großartig elegant. Emmys Aussteuer, — na, ich habe natürlich nur die Muster gesehen, aber sie wird riesig stylvoll.“ —

„Hoffentlich wird die meine das nicht.“ —

„Warum?“ —

„Herbert betont sehr den Wunsch nach möglichster Einfachheit, der mir auch ganz recht ist.“ —

„Er zieht wohl das plus an Kapital vor?“ —

„Er liebt den Luxus nicht,“ wiederholt Elisabeth.

Das späte Diner ist eingenommen; Herr Wilkenhaus geht aufs Komtoir, seine Frau möchte gleich zu der lieben Großmama, und Elisabeth erbietet sich, sie zu begleiten. Beide kommen mit dem betrübten Eindruck zurück, daß jedenfalls eine schwere Krankheit im Anzuge sei; die Kranke ist schwach und fieberig bei Elisabeths Anblick aber hat sie ihr liebe, segnende Worte über ihre Verlobung gesagt. —

Die nächsten acht Tage gestalten sich unglaublich unruhig. Im Hause wird geputzt und verschönert, die Schneiderin betrachtet Elisabeth ganz als willenlose Kostümfigur; die „nächsten“ Verwandten und Freundinnen kommen und fragen und schwatzen und wundern sich, daß Herbert nicht durch einen Gärtner täglich Blumen schicken läßt, und daß er lieber lange Briefe schreibt, als einfach telegraphiert. Elisabeth hört geduldig und beantwortet oder überhört die Bemerkungen je nachdem, sie freut sich auch jeder wirklichen Teilnahme, die ihr zwischendurch öfters entgegentritt. Margarethe hat natürlich genauen Bericht über Herberts Persönlichkeit und den Hergang der Verlobung erhalten und mit einem jubelnden Brief voll schwesterlicher Mitfreude beantwortet, namentlich, da der Name v. Damm-Preisnitz in Kreisen ernster Christen wohl bekannt und eine Gewähr ist, daß Elisabeths geistiges Leben die rechte Pflege erhalten wird.

Herberts Briefe sind Elisabeths größte Freude. Sie geben nicht nur ein treues Bild seines und Hänschens täglichen Treibens, ergehen sich nicht nur in glücklichen Zukunftsbildern, atmen nicht nur in jeder Zeile Liebe, Sehnsucht und Fürsorge, — sie geben auch den Gedanken, die augenblicklich so viel „Kleines“ in Beschlag nehmen möchten, immer wieder die Richtung auf das „Große“.

Elisabeth liest auf der Mutter Bitte derselben einmal eine ernste Stelle vor, die Befremden und leises Kopfschütteln hervorruft. Das klingt doch wirklich etwas überspannt, besonders in einen Bräutigamsbrief, — Elisabeth kann scheint's, nur in Extremen Befriedigung finden, und die goldne Mittelstraße ist doch so viel bequemer für sich und Andere.

Endlich ist die Wartezeit vorüber, Herbert und Elisabeth haben sich wieder, schicken sich in die unvermeidlichen Besuche und Gegenbesuche und entschädigen sich durch wundervolle, einsame Gänge im herbstlichen Wald. Die Großmama hat den stillen, ernsten Enkel schnell sehr lieb gewonnen; das Brautpaar bringt manchmal ein Stündchen bei ihr zu, und erstaunt bemerkt Elisabeth, wie vortrefflich ihr Verlobter es versteht, immer neue Punkte der Übereinstimmung mit der lieben alten Frau hervorzuheben. Diese rät ernstlich zu baldiger Hochzeit, die freilich wegen der Trauer um Paul in ganz kleinem Kreise stattfinden muß. Aber warum soll Herbert den Winter einsam verbringen? Sein Nest ist ja gebaut, sein Haus sehnt sich nach der Herrin, sein Kind nach der Mutter und er selbst nach der Ergänzung seines Ichs, nach der ihm von Gott geschenkten Gehülfin. Leise erinnert die Großmama auch daran, daß sie gern den Tag mit erleben möchte, sie spricht freudig von ihrem baldigen Daheimsein bei dem Herrn und bittet, nicht lange zu zögern.

XIX.

Abermals weilt Elisabeth auf dem Lande; ihr Vater hat sie zu den Eltern ihres Liebsten begleitet, die mit einiger Spannung dem neuen Familienglied entgegengesehen haben. Herr Wittenhaus bleibt einige Tage, sieht Güter und Verwandte mit prüfenden Blicken an und schildert beides daheim ziemlich ausführlich. Er bringt auch der Mutter verschiedene notwendige Maße zu Bestellungen mit, sowie die dringende Bitte des Brautpaars, nichts Überflüssiges bestellen und das Notwendige etwas beschleunigen zu wollen. Elisabeth selbst fühlt sich nach des Vaters Abreise erleichtert, sie weiß selbst nicht klar warum und findet ihre Empfindung unrecht. Aber jetzt erst kann sie sich, ohne alle Furcht vor Mißverständnissen der Wonne ganz hingeben, sich in ihrem Lebenselement zu bewegen. Frau v. Damm würde in der Stadt kaum schon zu den alten Damen zählen; ihr Haar beginnt erst einzelne silberne Fäden zu zeigen, die noch immer zierliche Gestalt, die hübschen Farben lassen sie eher jünger erscheinen, als sie ist, aber das ganz schlichte schwarze Gewand, die kleine, schwarze Spitzenhaube, das etwas gemessene Benehmen trägt eher zum gegenteiligen Eindruck bei. Jedenfalls ist ihr Gatte, der etwas zu hagere, aber immer gleich wohlgelaunte Hausvater, noch heute ihr getreuer Bewunderer, und Herberts verheiratete Schwester, die mit ihrem Baby einige Wochen im Elternhause weilt, neckt ihren Mann, einen strebsamen Regierungsrat und Bruder Herbert mit ihrem „unerreichten Ideal eines Ehemanns." Sehr heiter ist meistens der kleine Familienkreis, und die Mahlzeiten, die Stunden behaglichen Zusammenseins am Nachmittag und Abend jedesmal solche, worauf sich alles freut. Elisabeth hat gleich nach ihres Vaters Abreise gebeten, Mama bei ihren häuslichen Pflichten helfen zu dürfen und findet mit heimlichem Staunen, daß diese sich viel weiter ausdehnen, als sie es geahnt. Frau v. Damm hält Arbeit nicht für eine Schande, sondern für ein rechtes Glück für jede Frau, die sonst „wohl auf dumme Gedanken käme." Freilich besorgt eine Wirtschafterin die Geschäfte, die der große Kuhstall mit sich bringt und das Essen für die ledigen Knechte, aber im Hause drängen sich gerade jetzt Arbeiten, die Elisabeth nur vom Hörensagen kennt. Große Körbe Obst fordern täglich ihre Bestimmung und nützlichste Verwendung. Am Einkochen und Schälen zum Dörren und Backen müssen die Damen tüchtig helfen, denn allzu viele dienstbare Geister sind dafür nicht vorhanden. Das Einschlachten ist allerdings mehr Sache des Personals, aber dessen gewöhnliche Obliegenheiten wollen doch auch gethan sein. Im Garten ist gerade nichts Wesentliches zu schaffen; er ist sehr wohl gepflegt, außer den Herbstblumen blühen einige Rosensträucher noch immer unermüdlich. Die Mutter scheint jede Knospe persönlich zu kennen und empfiehlt Elisabeth ihre Lieblingssorten für Preisnitz, das in dieser Beziehung noch sehr verbesserungsfähig ist. Nach dem Kaffee kommt wieder eine neue Lehrzeit für Elisabeth, die sich lachend von der geduldigen Mama belehren läßt, wie ein Röckchen genäht und ein Strumpf gestrickt wird, wobei Lene, die mutwillige Schwägerin, freilich das Necken nicht lassen kann. Zu Weihnachten aber muß eine Schar frierender Dorfkinder beschenkt werden, und auf viel baares Geld,

das alles so bequem macht, ist nicht zu rechnen, wenn auch manches hübsche Sümmchen in die Bescheerungskasse wandert. Herbert sieht sein Lieb sich wie willenlos in den gewohnten Tageslauf der Mutter einfügen und begreift kaum ihre tiefe, innerste Befriedigung. Er ist besorgt, ob sie auch nicht zu sehr Komfort und Abwechselung entbehrt, ob sie sich vielleicht zu viel zumutet, aber Elisabeth lacht darüber und behauptet, noch nie so frisch und froh gewesen zu sein. Von dem, was alle Herzen am innigsten vereint, wird auch hier nicht immer gesprochen, aber beim gemeinsamen Gesang und Gebet früh und abends fühlt man doch jedem Einzelnen die warme Teilnahme ab und das ganze Leben steht unter der einfachen Regel: Gott und den Nächsten zu lieben. Manchmal kommt auch ungesucht die Rede auf eine schwerverständliche oder verschieden auszulegende Schriftstelle, auf einen Ausspruch eines geachteten Christen, auf ein gutes Buch, das einer oder einige gelesen, und Elisabeth freut sich der Gründlichkeit, des Eifers, der klugen, einsichtsvollen Art, mit der die Meinungen ausgetauscht, die Gründe dafür erörtert werden. Oft bildet auch die soziale Frage das Gesprächsthema, — dann tritt ein stark feudal gefärbter, konservativer Patriotismus kräftig hervor und mahnt Elisabeth, die „ein bischen mehr Gleichheit für Alle" möchte, an die menschliche Unvollkommenheit, an die Sünde in mancherlei Gestalt, die alle menschenfreundlich geplanten Idealzustände schnell wieder zerstören würde.

„Jeder sei treu an *seinem* Teile, sorge für die *ihm* Anvertrauten in rechter Weise", ist des alten Herrn v. Damm Lieblingssatz, den er selbst gewissenhaft befolgt, sogar auf Kosten seiner Privatliebhabereien, soweit das nötig ist. Seine Frau aber ist naturgemäß die mütterliche Versorgerin aller Bedürftigen im Dorf, und Elisabeth merkt allmählig, warum der Tisch der Herrschaft so auffallend einfach bestellt ist, und warum Frau von Damms Toilette nicht immer den neuesten Anforderungen der wechselnden Mode entspricht. Bei jedem Gang durch die Gasse zwischen den kleinen Häusern, in deren Vorgärtchen wenigstens einige Georginen und Stockrosen blühen, kommen bittende oder dankbare Frauen an die Damen heran und nur selten kann die Herrin an allen Thüren vorübergehen. Einige alte Männer, eine kranke junge Frau, ein Trüppchen mutterloser Kinder sehnen sich nach einem Besuch, nach tröstlichem Zuspruch, nach einem kräftigen Bibelwort, und Elisabeth lauscht, und lernt und freut sich schon auf ihre eigene spätere Thätigkeit in Preisnitz. Natürlich ist Herbert, soviel es seine Zeit erlaubt, in Skauditz und Hänschen kommt regelmäßig nachmittags herüber. Manch liebes Mal entführt er die Beiden, die ihm ganz besonders gehören, und oft lenken sich dann die Schritte dem trauten, eigenen Heim zu, das auch Elisabeth schon fast so vorkommt. Das hübsche Herrenhaus ist etwas neueren Ursprungs, als das in Skauditz; dichte Kränze von wildem Wein, die jetzt in allen Schattierungen herbstlichen Rots erglänzen, markieren die Hauptlinien des Gebäudes und umranken die Säulen vor der Hausthür, die einen zierlichen, gedeckten Balkon tragen. Natürlich sehen die eigentlichen Wohnräume etwas kahl und sozusagen verwaist aus; Herberts Arbeitszimmer aber bietet ein ziemlich getreues Bild vom Leben und den Neigungen seines Herrn. Auf dem großen Schreibtisch liegen neben Akten und Papieren Musterdüten mit Samen; Gewehr- und Bücherschrank stehen friedlich nebeneinander: „wenige gute Gewehre und viele gute Bücher," erläutert Herbert ihren Inhalt, — Schachtisch, Rauchutensilien, — alles etwas altmodisch, aber gediegen. An der Wand eine große, angetönte Photographie Johannas, ein zartes Gesicht mit ernsten Augen, das blonde Haar glatt zurückgestrichen, daneben hängt ein Waldhorn. Als Sitzgelegenheiten ein Drehstuhl vor dem Schreibtisch, eine Art Gartenbank von Korbgeflecht und ein Kindersesselchen, — etwas verblaßte Kissen in Wollstickerei darauf. Die Beratungen über wirklich wünschenswerte Veränderungen und Verbesserungen sind schnell abgethan. Elisabeths Geschmack ist nicht umsonst gut genannt worden, sie erkennt, daß zu dem Stil des Ganzen, zu Haus, Dienstboten und Gewohnheiten weder Portièren, noch Shawldekorationen, weder kostbare Nippes und Fächer noch Plüschdecken passen würden, aber sie ist sich nicht lange unklar, was zu wirklicher Behaglichkeit beitragen mag und hat binnen Kurzem ihre Liste aufgestellt. In Gleiwitz, bei Herberts Schwiegereltern, ist Elisabeth, trotz des hier herrschenden steiferen Tones, auch so freundlich bewillkommnet worden, daß es ihr leicht wird, sich in alle Eigentümlichkeiten zu fügen.

Mit regem Interesse nimmt Elisabeth an den wöchentlichen Zusammenkünften der Familien, denen auch die Prediger von Skaudit und Gleiwitz beiwohnen, teil. Preisnitz gehört zu dem ersteren Kirchspiel. Die sehr einfache Bewirtung wechselt in den Herrenhäusern und wird gewöhnlich schnell abgemacht. Dann beginnt eine Art von Unterhaltung, wie Elisabeth sie früher nie gekannt, wie sie sie aber im neuen Elternhause schon genießen gelernt. Manchmal liegt eine Schriftstelle zu grunde, manchmal auch Anderes, aber immer entspinnt sich ein lebhaftes, eingehendes Gespräch, das klärend wirkt, an dem Jeder je nach Lust und Gabe sich beteiligt. Elisabeth sind die meisten Gegenstände sozusagen fremd, sie kommt sich manchmal vor, wie eine Barbarin unter lauter Griechen. Daher schweigt sie natürlich meistens, hört aber mit so sichtlichem Interesse zu, und beantwortet hie und da an sie direkt gestellte Fragen mit so viel Verständnis, daß Alle sich ihrer freuen. Eben jetzt ist der Hauptgedanke, der alle Herzen mehr oder minder bewegt ein solcher, der viel ernstes Forschen hervorruft und geeignet ist, das ganze Leben zu beeinflussen. Viele bedeutende Schriftsteller haben ihn von verschiedenen Seiten beleuchtet, — eben jetzt erregt das Buch eines Londoner Gelehrten Guinneß allgemeines Aufsehen in diesem wie auch in befreundeten christlichen Kreisen. Es behandelt: „Das nahende Ende unseres Zeitalters“ und sucht aus Bibel, Weltgeschichte und scharfsinnigen Beobachtungen des Laufes der Himmelskörper den Beweis zu führen, daß die Wiederkunft des Herrn Jesu nicht mehr als unabsehbar fern anzusehen sei. Wer, der zu ihm gehört und sich dieser Meinung anschließt, wollte aber nicht um so ernstlicher kämpfen mit jeder kleinen Sünde, mit aller Neigung zum Vergänglichen, mit jeder Regung von Stolz, Wollust und Ehrsucht, die sich nicht in das Licht vor Seinem Angesicht wagen darf! Wer möchte nicht inniger als früher mit Ihm verbunden werden, mehr von Seinem Geist besitzen, um Ihm ähnlicher zu werden, reicher werden an Liebe und guten Werken!

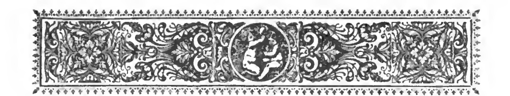
Elisabeth erkennt immer deutlicher, mit immer beseligenderer Gewißheit, daß sich ihr allmählig erst die rechten Perspektiven eröffnen, daß lohnende, unendliche, praktische Aufgaben zu lösen sind. Wie schaal, wie ganz unwichtig erscheint ihr im Glanz der Ewigkeitssonne ihr früheres Leben mit allen es bewegenden Triebfedern, mit seinen schnellverrauschten Freuden, seinen unnötigen Schmerzen, seinen kleinlichen Sorgen. Wie dankt sie dem Herrn, der sie zu sich gezogen hat und sie auf frische Weide führt, — wie innig ist ihr Gebet, Alle, die sie lieb hat, möchten so glücklich werden wie sie selbst.

Wir kennen ja schon das Programm für die nächste Zeit: Noch eine kurze Trennung des Brautpaars, der eine baldige Hochzeit das erwünschte Ziel setzt. Die Liebe zwischen Herbert und Elisabeth ist stetig inniger und fester geworden; beide sind entschlossen, gegenseitig auch Eigenheiten und Schwächen geduldig zu ertragen und einander zu helfen auf dem gemeinsamen Pfad zum Ziel. Die liebe Großmama erlebt nach ihrem Wunsch noch den Festtag, der naturgemäß ein stilles ernstes Gepräge trägt. Annie hat den ernstlichen Vorsatz gefaßt, Elisabeths Stelle im Hause einnehmen zu lernen und kämpft tapfer mit der leidigen Selbstsucht, die so leicht die kleinen Liebespflichten langweilig macht. Doktor Waeken hat sich erboten, an der Schwester Stelle mit ihr zuweilen zu lesen und die Interessen wachzuhalten, die Elisabeth so liebevoll beobachtet hat, und Letztere vertraut dem Freunde, der selbst eifrig nach Erkenntnis strebt. Er wird Annie nicht hemmen, sondern, indem er ihre geistigen Fähigkeiten zu entwickeln sucht, sie geschickter machen für das Ringen „durch die Brandung“, das ihr wohl auch noch bevorsteht.

Ende.







Zeitbetrachtungen.

Von

Dr. H.

1. Glauben und Wissen.

In mehreren mir vorliegenden Artikeln wird die Frage, ob die Kluft zwischen christlich-gläubiger und modern-wissenschaftlicher Weltanschauung zu überbrücken sei, verneint, weil in dem von Letzterer angenommenen Weltenbau der Christengott keinen Platz habe.

Wenn der forschende Menschengeist, immer sehklarer die Räume des Weltalls durchdringend, nirgends Gottes Thron, nirgends den Himmel, nirgends die Hölle finde, dann könne kein Zweifel darüber sein, daß in dieser sichtbaren Welt kein Platz mehr sei für den alten Herrgott. Wer Gott weiter suchen wolle, der müsse ihn außerhalb der sichtbaren Welt da suchen, wo die Vorstellungen von Zeit und Raum, von Weltschöpfung und Weltuntergang, Seligkeit und Unseligkeit ihres irdisch-vergänglichen Sinnes entkleidet seien.

Nach Lesen solcher Stellen prüfte ich wieder und wieder, was denn eigentlich als Anschauung des gläubigen Christen und was als die entgegenstehende betrachtet werde, ob wirklich der Christ derjenige sein solle, welcher seinen Gott in dieser sichtbaren Welt sucht. Auch verglich ich dieselben wiederholt mit dem Vorhergehenden, ob denn im Zusammenhang thatsächlich eine verneinende und nicht vielmehr eine bejahende Antwort argumentiert werden sollte.

Aber meine Zweifel und meine anfängliche Verwunderung legten sich bald. War es doch nicht hier allein, daß so gefolgert wird. So manche gleiche oder ähnliche Darstellung, so manches, dasselbe besagende, geflügelte Wort fielen mir ein.

Die Äußerungen gelehrter Männer: „den ganzen Himmel habe ich durchforscht und nirgends Gott gefunden" oder „heutzutage ist der Himmel bald oben bald unten", die Anpreisung des Buddhismus, weil er eine ewige Seligkeit „ohne örtlichen Himmel" lehre, wie die sozialdemokratische Losung: „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen", sie alle beruhen auf demselben Gedankengange.

Wie aber ist es möglich, so zu folgern? Hat je das Christentum einen geographisch zu bestimmenden Sitz für seinen allgegenwärtigen, ewigen, über Raum und Zeit erhabenen Gott angenommen? Hat es einen Gott gepredigt, welchen der Professor der Astronomie mit seinen Instrumenten finden kann?

Hat es für seinen Himmel oder seine Hölle je eine bestimmte Örtlichkeit, seine Seligkeit und Verdammnis je anders als in einem über irdisch-vergängliche Begriffe hinausgehenden Sinne gelehrt? Nur aus dem tief bedauerlichen Grunde läßt sich solche Auffassung erklären, daß so mancher Zeitgenosse den christlichen Lehren derart entfremdet ist, daß ihm als ihr Inhalt etwas ganz anderes vor der Seele schwebt, als sie in Wirklichkeit enthalten. Wie oft bilden die Erinnerungen aus der Kinderzeit das einzige wirk-

liche Band zwischen ihm und der Kirche. Was er nachher über Religion gehört, gelesen, gedacht hat, beruht auf jener modernen Litteratur, welche das Christentum ohne Weiteres als antiquiert ansieht, welche es garnicht mehr für nötig hält, ehe sie gegen dasselbe zu Felde zieht, sich ernstlich mit demselben zu beschäftigen.

So werden dem Christentum Lehren unterschoben, die es garnicht enthält, Vorzüge an ihm vermißt, welche ihm gerade eigen sind, wird dasselbe mit Gründen bekämpft, welche demselben zur Verteidigung dienen.

Das Christentum lehrt einen Gott, der im Geiste und in der Wahrheit zu suchen, dessen Reich nicht von dieser Welt ist. Die moderne Zeitrichtung verwirft oder bezweifelt wenigstens diesen Gott, weil er im Weltenbau mit allen Mitteln menschlicher Forschung nicht gefunden werden kann. Also nicht jenes, sondern diese sucht Gott in der sichtbaren Welt. Nicht von jenem, sondern von dieser wird der verkehrte Weg eingeschlagen, um Gott zu finden. Was der christlichen Anschauung zum Tadel gesagt wird, gereicht ihr gerade zum Lobe; was zu ihrer Widerlegung angeführt wird, dient gerade zu ihrer Verteidigung; was die Frage, ob die Kluft zu überbrücken sei, verneinen soll, leitet gerade zu ihrer Bejahung, zeigt uns den Weg zu gemeinsamem Ziel. Wenn auch die Anhänger der modern-wissenschaftlichen Weltanschauung Gott nicht auf dem Wege menschlicher Forschung suchen, wenn sie mit anderen Worten Wissen und Erkennen auf die Gebiete beschränken, auf welchen der Mensch wissen und erkennen kann, die übrigen dem Glauben überlassen, dann werden sie sich mit den gläubig Gebliebenen auf gleichen Bahnen befinden. Die Kluft zwischen beiden Weltanschauungen wird überbrückt und der Friede gefunden werden, welcher höher ist als aller Menschen Vernunft.

2. Giebt es wirklich Atheisten?

Als ich einmal einem „Atheisten“ die Frage vorlegte, ob denn er und seine Gesinnungsgenossen gar keine höhere Leitung des menschlichen Schicksals annehmen, erwiderte er mir: „Das Schicksal des Menschen vollzieht sich ebenso nach bestimmten Gesetzen, wie die Vorgänge in der Natur nach Naturgesetzen.“

Die gleiche Anschauung ist mir noch mehrfach entgegengehalten und hat mir stets viel zu denken gegeben.

Also Gesetze hier, Gesetze da; aber kein Gesetzgeber. Unpersönliche Ursachen für eine persönliche Thätigkeit.

Mir fiel unwillkürlich jenes Gespräch zwischen Bischof und Freigeist über den Urgrund alles Daseins ein, welches der Bischof mit den Worten schließt: „Sie nennen es Schwerpunkt, ich Gott.“

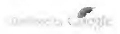
Giebt es überhaupt Atheisten oder nur solche, die sich von den Moden unserer Zeit nicht genug frei machen können, um das Unfaßbare mit etwas anderem zu bezeichnen, als mit zeitgemäßen Begriffen?

Suchen sie nicht blos nach menschlich konstruierten Formeln für jenes unerklärliche Etwas, das auch sie nicht zu erklären vermögen? Holen sie nicht alle erdenklichen Ausdrücke herbei, nur um das alte, unmodern gewordene Wort: „Gott“ zu vermeiden?

Solange die Welt besteht, hat es Gläubige und Ungläubige, Zweifler und Spötter gegeben, haben widerstreitende Ansichten über die höchsten Dinge um die Herrschaft gerungen und in der Herrschaft gewechselt. Man denke nur an die alttestamentlichen Worte: die Thoren sprechen: Es ist kein Gott!

Ebenso hat es nie an solchen gefehlt, welche ihr Drang nach Erkenntnis mit der ihre Zeit beherrschenden Lehre in Konflikt gebracht hat.

Während aber gerade solche Männer in früheren Zeiten nur etwas Anderes an die Stelle des dogmatischen Gottesbegriffes setzen wollten, wie z. B. einen mittelbar geoffenbarten Gott an Stelle des unmittelbar geoffenbarten, einen innenweltlichen an Stelle des außerweltlichen, so ist es unserer Zeit vorbehalten, den Atheismus, das gänzliche Leugnen Gottes, zum System zu erheben, das Leben ohne Gott mit allen seinen Konsequenzen zu konstruieren, ja dieses Leben, selbst seine Moral, wegen der angeblich fehlenden Motive der Hoffnung auf Belohnung und der Furcht vor Strafe als etwas Höheres darzustellen.



Und dennoch, wenn man die Welt nicht vom grünen Tische, sondern vom praktischen Standpunkte aus betrachtet: Wirkliche Atheisten, d. h. Menschen, welche von der Nichtexistenz eines Gottes überzeugt sind, giebt es wohl kaum.

Die Spötter und Zweifler möchten gern den Herrgott wegspotten und wegzweifeln, um in irdischen Genüssen nicht beeinträchtigt zu werden oder um ihre vermeintliche Überlegenheit über kindlich-gläubige Seelen hervorzukehren. Aber in ernsten Stunden bereuen sie gar oft ihre Spöttereien, werden sie an ihren Zweifeln selbst zweifelhaft.

Und jene Forscher und Denker. Mit Recht kann man das Wort K. Rochers auch auf sie anwenden, daß „bei so vielen ein Suchen nach dem unbekannt gewordenen Gotte zu finden sei."

In ihrem Wissensdrange wollen sie keinen Gott auf anderer Autorität hin annehmen. Sie wollen Ihn nur auf dem Wege der Erkenntnis erfassen und, da menschliche Erkenntnis so weit nicht reicht, suchen sie andere Erklärungen für die Schöpfung und Regierung der Welt, unter denen der Mensch sich etwas begreiflich machen kann.

Und damit betreten sie wieder leise und kaum merkbar den Weg früherer Zeiten, statt bloßen Leugnens etwas anderes an die Stelle zu setzen, suchen sie nur andere Namen für ein Unnennbares.

Wenn auch das Bekenntnis noch so deutlich lautet: „Es ist kein Gott", so folgen diesem Bekenntnis alsbald Erörterungen, welche sich wieder mit einem Etwas beschäftigen, das zwar nicht Gott genannt wird, wohl aber Gottes Stelle im Weltenbau ersetzen soll.

Insbesondere ist es modern, an Stelle des persönlichen Gottes einen unpersönlichen oder vielmehr etwas Unpersönliches zu setzen.

Während im Altertum die einzelnen, in der Natur wirkenden Kräfte personifiziert wurden, wird bei uns selbst derjenige seiner Persönlichkeit entkleidet, welcher den Kräften ihre Wirksamkeit verliehen hat.

Aber bewegt sich der Streit um „persönlich" und „unpersönlich" nicht um eine Eigenschaft? Lautet die grundlegende Frage: „Ist Gott?" oder nicht vielmehr: „Wie oder was ist Gott?"

Und ähnlich ergeht es bei den anderen Lehren und Systemen. Selbst bei dem krassesten Materialismus wird „eine Kraft, die Pflanze und Stein beseelt" dem Gotte, „der über den Wolken thront", entgegengehalten.

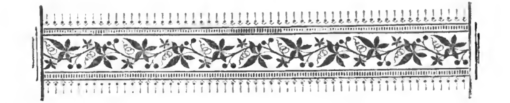
Die ganze Stufenleiter des Atheismus vom schroffen Leugnen bis zum verschämten Bekennen zeigt uns Versuche, die Lücke wieder auszufüllen, zeigt uns Spuren eines Suchens nach dem einst unbekannten, durch Christus bekannt, durch menschliche Irrungen wieder unbekannt gewordenen Gotte.

Mag unsere Zeit von dem Einen noch so sehr wegen ihrer Gottseligkeit beklagt, von dem Anderen wegen ihrer fortschreitenden Erkenntnis gepriesen werden, der Unbefangene kann und wird Tadel und Lob auf ihre Grenzen zurückführen. Er begrüßt freudig in so Manchem ein Wiedererwachen religiösen Empfindens. Er sieht neben dem Leugnen auch das Suchen, neben ehrlicher Forschung die Einwirkung des Modezwanges, neben der Abkehr das Verlangen nach Rückkehr.

Die Fortschritte des Erkennens aber beschränkt er auf die Gebiete, welche menschlicher Erkenntnis zugänglich sind, auch aus unserer Zeit lernend, daß es für die Anderen heute wie gestern und morgen nur heißen kann:

> Studiere nur und raste nie,
> Du kommst nicht weit mit deinen Schlüssen;
> Es ist das Ende der Philosophie,
> Zu wissen, daß wir glauben müssen."





Rußlands Fortschritte in Zentral-Asien und Sibirien

Von

Ulrich von Hassell.

Die Ereignisse der letzten Monate haben die Aufmerksamkeit Europas von neuem auf Ostasien gelenkt. Die „englisch-russischen Gegensätze" sind mit besonderer Schärfe hier zu Tage getreten und selbst dem oberflächlichen Beschauer wird durch die Besetzung von Port-Arthur durch die Russen wie durch den Kampf um die chinesische Anleihe klar geworden sein, daß es gerade die widerstreitenden Interessen der beiden Weltmächte par excellence sind, welche der Politik unserer Zeit den Stempel aufdrücken. Das wird in der unglücklichen kretischen Angelegenheit und in den Intriguen am Hofe Meneliks von Abessinien, am meisten aber in Asien bemerkbar. Beide Mächte, aus den verschiedensten Gründen von Ländergier erfüllt, stehen sich in gleich scharfer Weise gegenüber wie einst Rom und Karthago oder im Laufe der neueren Geschichte, im 18. Jahrhundert, England und Frankreich, und da, wo ihre Machtgrenzen sich einander nähern, scheint der Zusammenstoß unvermeidlich zu sein. Freilich ist aller Voraussicht nach für die nächste Zeit ein solcher noch nicht zu erwarten. Die Stellung Englands in Asien ist augenblicklich der Rußlands überlegen; sowohl in Indien wie auch in den ostasiatischen Gewässern gebietet es über eine Landmacht bzw. über eine Flotte, der Rußland zur Zeit nichts gleichwertiges gegenüberzustellen hat. Aber von Jahr zu Jahr verschieben sich die Verhältnisse zu Gunsten Rußlands; immer mehr wird der Schwerpunkt der Interessen des gewaltigen Reiches nach Osten, nach Asien verlegt und immer größer wird die Anhäufung der Truppen in Zentral-Asien und im äußersten Osten Sibiriens, im Amurgebiet. Noch wichtiger fast wie diese Truppenansammlungen sind aber die Eisenbahnen, die nach Zentral-Asien und nach Sibirien schon gebaut oder doch im Bau begriffen sind: die transkaspische und die große sibirische Bahn — beide sowohl bestimmt, die Kultur der von ihnen durchzogenen Gebiete zu heben, als auch die militärische Stellung Rußlands zu stärken.

Die Bahnen sind, nach europäischem Maßstabe gemessen, Riesenunternehmen. Ein Kenner russischen Wesens hat einmal gesagt: „es ist der echt russische Charakterzug, nach Dilettantenart immer in die Breite, statt in die Tiefe zu gehen, möglichst Großartiges zu unternehmen und gleich an allen Ecken und Enden auf einmal zu beginnen." Und es ist wahr: während im europäischen Rußland die Eisenbahnen zum Teil in recht kläglichem Zustande sind, ihnen oft das zweite Gleis fehlt, der Wagenmangel chronisch auftritt u. s. w.; während viele der großen Wasserstraßen der Heimat trostlos vernachlässigt sind — geht man unbekümmert um diese Zustände mit Thatkraft daran, jene riesigen Bahnen zu bauen. Man beginnt rastlos neue Gebiete in Sibirien mit Russen zu besiedeln, obwohl in Rußland selbst noch Platz in Masse für Ansiedler ist; man versucht, die „Bodenschätze" Asiens auszubeuten, wenn gleich die des europäischen Rußlands

noch nicht annähernd ausgebeutet sind. Auf alle diese Bestrebungen läßt sich das Charakteristikum „dilettantenhaft“ zweifellos anwenden. Ein einigermaßen klares Bild, ob jene Bahnen sich annähernd rentieren, ob sie dem Reich wirtschaftlich Nutzen bringen und ob sie aus Sibirien und Zentral-Asien eine Kornkammer und Schatzkammer Rußlands in absehbarer Zeit machen werden — hat man in den leitenden Kreisen Petersburgs sicher nicht. Ein unbestimmter Drang ins Weite treibt vor allem Rußland vorwärts und da, wo greifbare Ziele fehlen, stellt sich irgend ein Begriff, vielleicht nur ein Schlagwort ein. Ein Gedanke liegt allerdings unverkennbar der russischen Politik in Asien zu Grunde — das Zarenreich will, um seine Weltmachtstellung behaupten und stärken zu können, das offene Meer erreichen, sei es der indische Ozean an der persischen Küste, seien es die eisfreien Häfen Koreas und Nord-Chinas. Diesem Wunsch verdanken, wenigstens zum Teil, auch die beiden großen asiatischen Bahnlinien ihr Dasein, er ist mit maßgebend für die Inangriffnahme gewesen, und alle Bedenken wirtschaftlicher Art haben ihm weichen müssen. Aber der Plan ist vielleicht ein Phantom, ähnlich dem Streben der deutschen Kaiser im Mittelalter, die Weltherrschaft an sich zu reißen. —

Die Entstehungsgeschichte beider Bahnen ist sehr verschieden. Während die transkaspische Linie ihr Dasein, wenigstens das der ersten Teilstrecke: Michailowsk—Kisil-Arwat dem Umstande verdankt, daß man der zur Eroberung des Turkmenengebiets bestimmten Expedition Skobeleffs auf einem Schienenwege Lebensmittel, Munition, Ersatzmannschaften nachführen wollte — waren von vornherein für den Bau der großen sibirischen Bahn Gründe weitgehendster Art maßgebend: die wirtschaftliche Förderung und Erschließung Sibiriens, wie auch die Herstellung einer direkten Verbindung des Amurgebiets auf dem Landwege mit dem europäischen Rußland. Aber nach der schnellen Eroberung von Gök-Tepe im Januar 1881 traten auch für die transkaspische Bahn andere, höhere Ziele in den Vordergrund. Ursprünglich nur Militärbahn, trieben nun die Rücksichten auf Persien, Afghanistan und vor allem England dazu, die Bahn großen politischen und strategischen Plänen dienstbar zu machen: man beschloß im Jahre 1885, nach der Eroberung von Merw, sie in das Innere Zentralasiens zu führen, Samarkand zu erreichen und auf diese Weise eine schnelle Ansammlung russischer Truppen an der persischen und afghanischen Grenze zu ermöglichen. War die Bahn Michailowsk—Kisil-Arwat eine Militärbahn von wesentlich lokaler Bedeutung, so wandelte sie sich bei der Weiterführung in das Innere Zentral-Asiens in eine Basis für Maßnahmen um, als deren Gegenstand Persien und Afghanistan bzw. die englische Oberherrschaft in diesen Ländern gedacht ist. Sie besteht freilich jetzt schon seit fast 10 Jahren — am 15. Mai 1888 konnte der erste Zug an ihrem Endpunkte Samarkand eintreffen — ohne daß es zum Zusammenstoß an der afghanischen Grenze oder zum Einmarsch in Persien gekommen ist, aber die russische Politik in Asien rechnet nicht mit Jahren, sondern mit längeren Zeitabschnitten. Möglicherweise liegen indeß die Hindernisse für ein schnelles Vorgehen Rußlands in Zentral-Asien in der Beschaffenheit der Bahn selbst, der wir uns nun zuwenden wollen.

Die ganze Strecke vom kaspischen Meer bis Samarkand hat eine Länge von 1352 Werst (1 Werst = 1066,7 Meter), ist also annähernd so lang wie die Linie von Königsberg bis Paris. Aber das ist auch die einzige Ähnlichkeit zwischen beiden; denn während man von der Hauptstadt Ostpreußens nach Paris reiche und wohlangebaute Länder durchfährt, sind in Zentral-Asien allerdings die Oasen von Achal-Teke, Merw, Tedschen ꝛc., die verhältnismäßig fruchtbaren Gebiete von Buchara und der Umgegend von Samarkand zu durchreisen, aber die Bahn mußte auch durch viele hundert Kilometer wasserloser Wüste und kahler Steppe geführt werden. Daß die riesigen Schwierigkeiten technischer Art schnell überwunden wurden, ist besonders dem Generallieutenant Annenkow zu verdanken, der sowohl die erste Strecke bis Kisil-Arwat, wie auch die zweite bis Samarkand gebaut hat. Annenkow war 1870/71 im deutschen Hauptquartier anwesend, lernte den Bau von Feldbahnen kennen, beschäftigte sich auch fernerhin mit der Technik derselben und machte die Förderung des Militär-Eisenbahnwesens in Rußland zu seiner Lebensaufgabe. Ob ihm die Leitung der Truppentransporte im

russisch-türkischen Kriege 1877/78 gelungen ist, mag dahingestellt bleiben; in der transkaspischen Bahn hat er jedenfalls ein Werk geschaffen, das besonders wegen der schnellen Ausführung Anerkennung verdient.

Die Schwierigkeiten des Bahnbaues bestanden hauptsächlich in der ungünstigen Beschaffenheit des Bodens, in dem Wassermangel, in dem Fehlen geschulter Arbeiter an Ort und Stelle. Der Flugsand war wohl am schwersten zu überwinden, weil der Damm leicht verweht wird oder versandet und die Bahn dann unfahrbar wird. Man begießt, um ihn zu bekämpfen, den Boden mit Seewasser und Lehmlösung — natürlich nur da, wo man Wasser und Lehm zur Hand hat; an anderen Stellen legte man Saxaulzweige in den Damm, um ihm größere Festigkeit zu geben. Schließlich bepflanzt und besät man den Boden mit Sandpflanzen (Saxaul, Tamarixstaude, wilder Hafer), um ihn zu befestigen. Aber das alles verursacht fortwährende Arbeit und ein deutscher Offizier, Hauptmann Krafft, der die ganze Strecke im Jahre 1895 befahren hat, schreibt mit Recht: „die Bahn trägt noch heute den Charakter der Kriegsbahn. Überall wird geflickt und gebessert, um das Provisorische nunmehr durch dauernd Brauchbares zu ersetzen." Der nachteilige Einfluß des Wüstensandes machte sich auch insofern bemerkbar, als der Hafen von Michailowsk mehr und mehr versandete und man deshalb gezwungen war, den Anfangspunkt der Bahn bald weiter in das Meer hinein, auf die Insel Usun-Ada zu verlegen. Auch dieser Platz wird vermutlich nur ein Übergang sein und an seine Stelle das weiter nordwestlich gelegene Kraßnowodsk mit seinem vortrefflichen Hafen, aber mit einem durch Felsen beengten Strande treten.

Große Mühe macht der Wassermangel. Alle möglichen Mittel wurden und werden zu seiner Überwindung herangezogen: Destillation des Meerwassers, Graben artesischer Brunnen, Zufuhr von Trinkwasser in großen Behältern vermittelst der Bahn selbst, offene kanalartige Wasserleitung aus den Flüssen, Leitung und Hebung von Quellen in Reservoirs. Es sind aber Strecken von 70 Kilometer ohne Wasser vorhanden, und man hilft sich dadurch, daß die Maschinen ihr Wasser in besonderen Zisternenwagen mit sich führen. Diese Verhältnisse erinnern an den jetzt in Deutsch-Südwestafrika in die Wege geleiteten Bahnbau, und die deutschen Eisenbahntruppen werden sich am Swakop zweifellos die in Zentral-Asien gemachten Erfahrungen zu Nutze machen. Das bei uns übliche Heizmaterial, Kohle event. Holz oder Torf, fehlt zwischen Usun-Ada und Samarkand so gut wie ganz, und man heizt die Maschinen mit den an Ort und Stelle vorhandenen Naphta-Rückständen, die auch zur Heizung der Wohnräume, Küchen 2c. in der Station verwendet werden.

Konnte man sich in Bezug auf das Heizmaterial mit dem im Lande selbst vorgefundenen Naphta begnügen, so mußten das rollende Material, die Werkzeuge 2c. selbstverständlich aus dem europäischen Rußland über das Kaspische Meer herbeigeführt werden. Aber auch ein wesentlicher Teil der Arbeitskräfte war aus der Heimat heranzuziehen. Im Beginn war es überhaupt schwer, die Eingeborenen zu den Erdarbeiten zu bewegen; aber mit der Zeit besserte sich das und schließlich waren 18000 Einheimische an der Bahn beschäftigt. Diese großen Arbeitermassen waren in Gruppen von 50—100 Mann unter Befehl von ausgedienten Unteroffizieren militärisch organisiert und führten die Erdarbeiten aus, während das zum Bau herangezogene 2. Eisenbahn-Bataillon die mehr technischen Arbeiten besorgte. Ein vollständiger Eisenbahnzug diente als Kaserne und rückte auf den neugelegten Schienen nach und nach mit vor. Die Bahn ist also als Militärbahn gebaut und steht auch heute noch unter militärischer Verwaltung, wenn man auch nach und nach mehr Zivilbeamte zuzieht. Indeß ist das letztere nicht ganz leicht, weil eine gehörige Portion Entsagung dazu gehört, in der Wüste einsam und allein zu wohnen.

Was nun die Leistungsfähigkeit der transkaspischen Bahn betrifft, so ist sie nicht sehr groß. Die Bahn ist eingleisig, hat zwar nur geringe Höhenunterschiede zu überwinden, ist aber an vielen Stellen bei starkem Winde noch immer der Versandung ausgesetzt. Stockungen sind also nicht zu vermeiden, mit Sicherheit kann auf Regelmäßigkeit des Betriebes auch heute noch nicht gerechnet werden, obwohl immerfort an der Besserung



des Bahnkörpers gearbeitet wird. Im Jahre 1895 betrug die Fahrtdauer, wie Hauptmann Krafft erzählt, etwa 60 Stunden von Usun-Ada bis Samarkand; die Fahrtgeschwindigkeit überschreitet also im Durchschnitt 25 Kilometer pro Stunde nicht, allerdings mit Einrechnung sehr langer Aufenthalte auf den Stationen. Auf manchen Strecken wird übrigens wesentlich schneller, auf anderen, namentlich im Bereich des Flugsandes, langsamer gefahren. Die Entfernung der Stationen, die Menge des vorhandenen Wassers rc. machen täglich die Ablassung von höchstens 12 Zügen zu je 45 Wagen möglich. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird aber eine solche Leistung mehrere Tage hintereinander nicht durchführbar sein, weil in weit höherem Maße wie auf europäischen Bahnen mit unerwarteten Hindernissen gerechnet werden muß und ganz besonders in der russischen Verwaltung Theorie und Praxis stark im Kampfe mit einander liegen. Trotzdem aber ist die Bahn im Stande, verhältnismäßig schnell russische Truppen aus dem Westen an die afghanische Grenze zu bringen — das Militärgouvernement des Kaukasus ist mit den in Turkestan stehenden Truppen in unmittelbare Verbindung gesetzt. Daß dadurch die Machtstellung Rußlands in Zentralasien ganz gewaltig gestärkt ist, liegt auf der Hand und in so fern ist die Bahnlinie ein Machtmittel ersten Ranges.

Etwas anders stellt sich die Bedeutung der Bahn für die wirtschaftliche Erschließung der von ihr berührten Länder. Hier haben sich die Hoffnungen nur in geringem Maße erfüllt. Als Kolonisationsgebiet für russische Einwanderer hat das Land bisher keine große Anziehungskraft geübt und wird sie auch vorläufig schwerlich üben, weil die Anlage von Ackerbaukolonien dort zwar nicht unmöglich ist, aber wegen der erforderlichen Herstellung von Wasserreservoirs, Berieselungsanlagen rc. große Mittel erfordert, über die weder der einzelne Russe, noch der Staat verfügt. Der Handel ist gewachsen, bewegt sich aber immerhin in bescheidenen Grenzen und die Bahn wird in dieser Beziehung erst dann wirklich große Bedeutung erlangen, wenn sie einmal durch Afghanistan nach Indien weitergeführt und in Verbindung mit dem indischen Eisenbahnnetz gebracht wird. Aber daran ist vorläufig gar nicht zu denken, und es mag zweifelhaft sein, ob die an sich großartige Idee einer direkten Bahnverbindung (nur durch das Kaspische Meer unterbrochen) von Ostende bis Kalkutta überhaupt ins Leben treten kann, solange der „britische Löwe" Indien in seiner Gewalt hält. Die Russische Regierung ruht aber nicht auf ihren Lorbeeren aus, sondern läßt grade jetzt die transkaspische Bahn nach Andishan in Fergana weiterbauen und zugleich eine Abzweigung von Chodschend (am Syr-Daria) nach Taschkend führen. Das Projekt einer Zweigbahn von Duschak nach Seracks an der persischen Grenze scheint dagegen vorläufig aufgeschoben zu sein. —

Noch weit großartigere Verhältnisse wie die Linie Usun-Ada-Samarkand bietet die seit 1891 begonnene große sibirische Eisenbahn. Es handelt sich bei ihr um Entfernungen, die nur mit denen Nordamerikanischer Bahnen verglichen werden können. Die Gesamtlänge der Bahn, wie sie ursprünglich beabsichtigt war, sollte über 7557 Kilometer, also etwa 1000 geographische Meilen betragen, eine Entfernung, die durch die später geplante Abkürzungslinie durch die chinesische Mandschurei nicht unwesentlich verringert wird, aber immerhin größer ist, wie eine Linie vom Nordkap bis zur Südspitze der pyrenäischen Halbinsel. Fremdartig sind die Verhältnisse der Riesenbahn auch in so fern, als sie durch zum Teil menschenleere oder doch sehr dünn bevölkerte Gegenden führt. eine ganz geringe Zahl größerer Ortschaften berührt und schließlich in einem Lande endet, das nichts weniger wie ein Eldorado ist. Mit der amerikanischen Pacific-Bahn und deren Konkurrenzlinien läßt sich eine Ähnlichkeit nur in Betreff der großen Länge konstruieren, weil in Amerika große und reiche Städte berührt sind und schließlich Kalifornien erreicht wird, dessen Entwickelungsfähigkeit eine weit größere ist, wie die des russischen Ussuri-Küstengebiets bei Wladiwostock.

Auf die Vorgeschichte der Sibirischen Bahn einzugehen, würde zu weit führen, kurze Angaben müssen genügen. Seit etwa 40 Jahren hat man sich mit den Gedanken einer solchen Verbindung des europäischen Rußlands mit dem fernen Osten getragen, alle möglichen Pläne sind von Engländern, Amerikanern, Russen rc. vorgelegt und verworfen. Greifbare Gestalt nahm dieser Gedanke erst etwa im Jahre 1889 an, als man gezwungen

war, der mehr und mehr bemerkbar werdenden Auswanderung russischer Bauern nach Sibirien größere Aufmerksamkeit zuzuwenden und dieser Bewegung geregelte Bahnen durch das Auswanderungsgesetz vom 13. Juli 1889 anzuweisen. Hatte man bis dahin für den Plan einer Bahn durch Sibirien hauptsächlich strategische Rücksichten geltend gemacht, so traten nun solche wirtschaftlicher und handelspolitischer Art in den Vordergrund. Die Erschließung und Besiedelung Sibiriens wurde das Aushängeschild, unter dessen verlockender Firma das Riesenwerk thatsächlich im Jahre 1891 begonnen wurde. Der jetzige Kaiser, damals Thronfolger Nikolai Alexandrowitsch verherrlichte durch seine Gegenwart den Beginn der Bahnbauten, indem er am 31. Mai jenes Jahres den ersten Spatenstich in Wladiwostock that. Ob aber trotz aller schönen Reden die Bedeutung der Bahn als Militärbahn nicht doch ein gewichtiges Wort bei der Inangriffnahme des kostspieligen und für lange Jahre wahrscheinlich ganz unrentablen Unternehmens mitgesprochen hat, ist eine andere Frage.

Selbstverständlich kann ein Schienenweg von vielen tausend Kilometer Länge nicht an einem Ende begonnen und bis zum anderen nach und nach weitergeführt werden — seine Fertigstellung würde unverhältnismäßig lange Zeit in Anspruch nehmen. Man hat deshalb auch die sibirische Bahn in verschiedene Abschnitte zerlegt, an denen gleichzeitig gearbeitet wird, wenn auch der Bau nicht überall gleichzeitig begonnen ist. Zuerst wurde der Bau im Ussuri-Küstengebiet eingeleitet und so energisch betrieben, daß im September 1897 die ganze Ussuribahn von Wladiwostock bis Chabarowsk (am Amur) dem Verkehr übergeben werden konnte (780 km). Diese Bahnstrecke ist von außerordentlicher Wichtigkeit, weil sie die Hauptstadt des Ostens, Wladiwostock, in unmittelbare Verbindung mit der Hauptverkehrsader des Landes, dem Amurfluß, bringt. Als Teil der großen sibirischen Bahn kann sie allerdings kaum noch bezeichnet werden, nachdem man sich mit Zustimmung Chinas entschlossen hat, den östlichen Teil der großen Bahn, von Onon bis Wladiwostock, nicht längs des Amur bis Chabarowsk, sondern durch die Chinesische Mandschurei direkt zu führen.

Abgesehen von der schon vollendeten Ussuri-Bahn zerfällt die Sibirische Bahn in die Westsibirische-, die Mittelsibirische- und die Transbaikalische Linie. Die erste schließt in Tscheljabinsk bezw. Miaß an die aus dem Innern des europäischen Rußland über Samara kommende Bahnlinie an und führt über die Städte Kurgan und Petropawlosk bis zum Ob bei Omsk; sie hat eine Länge von gegen 1500 km und ist seit Oktober 1896 im ganzen Umfange dem Verkehr übergeben. Vom Ob ab beginnt die mittelsibirische Bahn, welche die Strecke bis zum Baikalsee umfaßt; an ihr liegen Mariinsk, Atschinsk, Kraßnojarsk, Kansk, Nischneudinsk und schließlich Irkutsk. Die Stadt Tomsk wird nicht direkt von der Bahn berührt, sondern durch eine kurze Zweigbahn mit ihr verbunden. Von der etwa 1872 km langen Strecke sind einzelne Teile fertiggestellt, andere noch im Bau. Am weitesten zurück ist die transbaikalische Bahn d. h. diejenige Strecke, welche vom Baikalsee bis zur Küste des Großen Ozeans führt; hier sind im wesentlichen erst Vorarbeiten in Angriff genommen, mit der Schienenlegung ist teilweise begonnen; auf der quer durch die chinesische Mandschurei führenden Strecke Onon-Nikolskoje (Station der Ussuribahn nördlich Wladiwostock) sind Erdarbeiten, soweit bekannt, überhaupt noch nicht in Angriff genommen. Alles in allem hofft man den Verkehr auf der ganzen Strecke von Tscheljabinsk bis Wladiwostock im Jahre 1902 durchführen zu können, aber es mag zweifelhaft sein, ob diese Hoffnung in Erfüllung geht. Die Schwierigkeiten, welche der Bahnbau auf dem westlichen Teil bis zum Ob bot, waren nicht groß, jedenfalls nicht größer wie auf der transkaspischen Bahn; sie wachsen aber zu ungewöhnlicher Höhe in den Gegenden westlich und östlich des Baikalsees, wo Gebirgszüge bedeutender Art zu durchqueren, große Ströme zu überschreiten sind, und wo sich zu den durch die Bodenverhältnisse entstehenden Hindernissen in verstärktem Maße auch die Kälte und der Mangel an Arbeitern gesellen. Der Baikalsee trennt wohl noch für längere Zeit die ganze Linie in zwei Teile. Man beabsichtigt zwar später um den südlichen Bogen des gewaltigen Gebirgssees eine Umgehungsbahn zu führen — aber die felsigen Ufer bringen mit Notwendigkeit die Anlage so vieler Tunnels und anderer



Kunstbauten mit sich, daß man schon der Kosten wegen wohl vorläufig davon Abstand nehmen wird. Planmäßig soll allerdings im Jahre 1900 mit dem Bau der Umgehungsbahn begonnen werden. Bis zu ihrer Vollendung wird die Verbindung über den Baikalsee von Irkutsk nach Myssowskaja am Ostufer durch eine provisorische Linie, welche von Irkutsk bis zum Westufer führt, und eine Dampffähre hergestellt; letztere soll zur Aufnahme eines ganzen (?) Zuges dienen. Es liegt auf der Hand, daß das Aushülfsmittel nur sehr ungenügend ist, denn der stürmische Charakter des Sees, der strenge Winter ꝛc. werden nicht immer den regelmäßigen Betrieb der Fähre zulassen.

Riesig sind die Kosten der ganzen Bahn. Sie belaufen sich nach dem Voranschlage auf über 350 Millionen Rubel (über 1 Milliarde Mark), zu denen dann noch ungezählte Millionen für allerlei Hülfsanlagen wie Nebenbahnen, Häfen, Fabriken und dgl. mehr kommen. Wenn man mit dieser Summe das vergleicht, was der deutsche Reichstag für Eisenbahnen in Südwest-Afrika und Ost-Afrika bewilligen soll, so wird dem Leser der Verhandlungen dieser Versammlung vom 11. Februar d. Js. sofort klar, wie sehr sich die engherzige Kirchtumspolitik der glücklicherweise in der Minderheit sich befindenden Gegner der Vorlagen unserer Kolonialverwaltung von der Politik russischer und englischer Staatsmänner unterscheidet, welche gewohnt sind, die Weltmachtstellung des Landes im Auge zu haben. Und doch ist es mindestens ebenso unsicher, wie bei unseren Kolonialbahnen, ob die große sibirische Bahn jemals das gewaltige, in ihr angelegte Kapital verzinsen wird und ob die Hoffnungen die man auf sie in Betreff der Entwickelung des Handels, der Besiedelung des anbaufähigen Gebiets und der Ausbeutung der Bodenschätze setzt, sich in absehbarer Zeit verwirklichen werden. Aber wann hätte jemals eine große wirtschaftliche Maßregel ins Leben treten können, ohne daß ein gewisser Wagemut dabei im Spiele gewesen wäre! Dieser Wagemut fehlt in Rußland nicht; er hat einst die Donischen Kosaken unter Jermak über den Ural getrieben (1579), hat im 17. Jahrhundert zur Besitzergreifung des Amur-Gebiets geführt und in unseren Tagen das Riesenunternehmen der sibirischen Bahn gefördert.

Allerdings hat mit diesen weitausgedehnten Besitzergreifungen die Besiedelung Sibiriens nicht gleich schnellen Schritt gehalten. In West-Sibirien (Gouvernements Tobolsk und Omsk) wohnen jetzt höchstens 3 Millionen Seelen, von denen etwa 94 Prozent auf Russen und deren Abkömmlinge entfallen. In Ost-Sibirien (Gouvernements Jenissei und Irkutsk) beläuft sich die Bevölkerung auf etwa 1 Million, von der 80 Prozent Russen sind. In diesen 4 Gouvernements, dem eigentlichen Sibirien, auf einem Flächenraum von rund 100000 Quadratmeilen, leben also nur etwas über 4 Millionen Menschen, von denen vielleicht $3^1/_2$ Million als Russen anzusehen sind. Viel geringer sind die entsprechenden Zahlen für Transbaikalien, das Amur-Gebiet, sowie die verschiedenen Grenzgebiete, das Jakutzkische, das Kirgisische ꝛc. anzusetzen — in ihnen beläuft sich die Gesamtbevölkerung auf noch nicht eine Million Seelen. Die Zahlen sind ein redender Beweis dafür, daß in Rußland der Drang, in die Ferne zu streben, zu erobern, das Meer zu erreichen, dem Bedürfnis, für überschüssige Volksteile Ansiedelungsgebiete zu erringen, weit vorausgeeilt ist.

Andererseits ist nicht in Abrede zu stellen, daß weitere Gebiete Sibiriens, namentlich Teile der Gouvernements Tobolsk und Omsk, manche Gegenden Transbaikaliens und des Amur-Gebiets Boden ersten Ranges enthalten und auch in klimatischer Hinsicht für Ackerbaukolonien geeignet sind; daß der Reichtum des Altai Hochlandes und der Gebirge des Baikal-Gebiets ꝛc. an Mineralien: Platin, Gold, Silber, Kohle, Quecksilber ꝛc. fast unerschöpflich zu sein scheint und erst zum kleinsten Teil einer geordneten Ausbeutung unterliegt; daß schließlich viele Gegenden Süd-Sibiriens so ziemlich alles enthalten, was nötig ist, um Industrie und Fabriken hervorzurufen. Grade die Gegenden, welche entwickelungsfähig sind, durchschneidet die große sibirische Bahn und es wird sich im 20. Jahrhundert zeigen müssen, ob die Russen im Stande sind, die ihnen gebotenen günstigen Verhältnisse zu benutzen, Sibirien zu besiedeln und zu entwickeln. Europa, besonders auch die deutsche Landwirtschaft, wird vielleicht schon bald nach Vollendung der Bahn mit einer Masseneinfuhr sibirischen Weizens und Roggens rechnen

und dafür sorgen müssen, daß unsere Ostgrenze dieser Überflutung nicht allzusehr geöffnet wird.

Noch stärker wird sich der Einfluß der Bahn möglicherweise mit der Zeit auf die Gestaltung des Handels zwischen Europa und Ostasien (China und Japan) geltend machen, namentlich dann, wenn die zuerst wenig leistungsfähige Bahn nach und nach mehr zur Vollbahn ausgebaut wird. In steigendem Maße wird dann ein Teil der Produkte Nord-Chinas und Japans den Weg durch Sibirien nach Europa wählen, namentlich Thee, Seide, überhaupt wertvolle Waaren werden die Bahn benutzen. Auch der Personenverkehr zwischen jenen Ländern und Europa muß teilweise der Bahn zufallen, sobald der Zustand der letzteren es gestattet, Schnellzüge zwischen Moskau und Wladiwostock einzulegen, mit deren Hülfe man dann von Berlin nach Wladiwostock in 16 Tagen, nach Japan in 20 Tagen gelangen wird d. h. fast 14 Tage früher, wie das heutzutage zu Schiff möglich ist. Die Einbuße, welche die Schifffahrtgesellschaften durch die Sibirische Bahn erleiden, wird beträchtlich sein, falls es nicht gelingt, die Fahrtgeschwindigkeit der Dampfer noch wesentlich zu erhöhen. Die Unbequemlichkeit und Anstrengungen der Eisenbahnfahrt durch Sibirien werden freilich weit größer sein wie die einer Seereise auf einem der palastähnlichen Dampfer des Lloyd.

Rechnet man schließlich zu den vorstehend angedeuteten Folgen des Baues der Sibirischen Bahn noch ihre Bedeutung als Militärbahn hinzu, so wird niemand in Abrede stellen, daß sie geeignet ist, sowohl in wirtschaftlicher und handelspolitischer Hinsicht die Lage in Sibirien und Asien zu Gunsten Rußlands umzugestalten, wie auch die Macht des Zaren im fernsten Osten, an den Küsten des großen Ozeans zu stärken. In welchem Umfange und wie bald dies geschehen wird, läßt sich nicht übersehen, weil es im engsten Zusammenhange mit der inneren Entwickelung Rußlands steht. Unmöglich ist eine schnelle und erfolgreiche Besiedelung Sibiriens, eine kräftige Belebung des russisch-asiatischen Handels, eine kraftvolle Geltendmachung russischer Ansprüche in Ostasien zwar nicht, aber der Rückblick auf die hinter uns liegenden Jahrzehnte, insbesondere auf die Zustände im Heere und in der Verwaltung während des russisch-türkischen Krieges von 1877—1878 läßt starke Zweifel an der Kraft des Volkes, an der Fähigkeit, das gewollte auch zu vollbringen, nicht unberechtigt erscheinen.

Zum genauen Studium der im vorstehenden Artikel berührten Fragen empfehle ich die nachstehenden Bücher ꝛc., welche auch von mir benutzt sind:

1. O. Heyfelder. Transkaspien und seine Eisenbahn. (Hannover, Helwing.)
2. Beiheft zum Militär-Wochenblatt. 1. u. 2. Heft (Krafft, Reiseerinnerungen von der Russischen Transkaspi-Bahn) 1898.
3. H. Krahmer. Sibirien und die große Sibirische Eisenbahn. (Leipzig, Zuckschwerdt & Co.) 1897. Auf das Krahmersche Buch mag hier noch besonders aufmerksam gemacht werden, weil es in sehr übersichtlicher, auch die geschichtlichen, geographischen und handelspolitischen Verhältnisse Sibiriens berücksichtigender Weise den Bahnbau schildert und beurteilt.

v. H.





Stammbuchblätter.

Ein Stück Kultur- und Kirchengeschichte.

Von

F. Büttner (Belgard). (Schluß.)

Ein etwas andres Gepräge als diese zweite durch Lange vertretene Art trägt der Pietismus in Süddeutschland. Der Württemberger Pietismus ist zwar aus derselben Wurzel erwachsen, wie der Hallische, steht auch mit diesem in mannigfaltiger Verbindung, trägt aber doch ein wesentlich abweichendes Gepräge. „Er hat nicht die Enge des Hallischen, ist einerseits kirchlicher, andrerseits freier und deshalb volkstümlicher. Während der Hallische Pietismus stark von oben gefördert wird und in den höheren Ständen seine Beschützer und Vertreter sucht und findet, steht der Württembergische in dem Kampf des Bürgerstandes gegen die Übergriffe gewaltthätiger und schwelgerischer Herzöge auf Seiten des Bürgertums und vertritt kühn die Gebote Gottes und das Recht des Volks, hat überhaupt mehr Sinn für das Natürliche und mehr Fühlung mit den Gebieten des Volkslebens. Männer, wie der Hofprediger Hedinger, der mit jubelnder Glaubensfreudigkeit heiligen Zeugenmut verband, wie Bengel mit seiner warmen, lebensvollen, pietistischen und doch kirchlichen Theologie, Flattig mit seinem derben Humor, Konsistorialdirektor Osiander, welcher der berüchtigten Grävenitz auf ihr Verlangen, in das Kirchengebet aufgenommen zu werden, die klassische Antwort gab, es werde im ganzen Lande kein Vaterunser gebetet, ohne ihrer zu gedenken; denn in jedem Vaterunser bete man: Erlöse uns von dem Übel — solche Männer hat der Hallensische Pietismus nicht aufzuweisen. Dazu ist er zu kurz geraten. Solchen Männern hat es Württemberg zu danken, daß der Pietismus viel tiefer als in Norddeutschland ins Volk, in die bürgerlichen und bäuerlichen Kreise gedrungen ist. In Württemberg kann man von einer pietistisch gesinnten Landeskirche reden. Das verleiht ihm hier eine viel intensivere Lebenskraft und längere Lebensdauer als im Norden, wo er soweit er, nicht in Aufklärung übergeht, mit der herrschenden Kirche in Gegensatz gerät, sich in separatistische Erscheinungen verliert und dauernde Existenz nur in der Brüdergemeinde gewinnt.

In Württemberg hatte sich der Pietismus nicht der Gunst des Landesherrn zu erfreuen. Dagegen hatte das Kirchenregiment von Anfang an der von Spener ausgehenden Bewegung Folge gegeben, und mit evangelischer Weisheit alle krankhaften, separatistischen Gelüste niedergehalten, oder in die rechten Wege geleitet. Schon am Ausgang des 17. Jahrh. waren hier die kirchlichen Katechisationen, auf die Spener so großen Wert legte, kirchliche Ordnung geworden. Zum Gebrauch dafür war eine der Spenerschen nachgebildete Katechismuserklärung, die Kinderlehre, eingeführt, neben welche 1723 das Konfirmandenbüchlein trat. Konventikel waren zwar verboten, doch befaßte

man hier unter diesem Begriff weder die von Geistlichen gehaltenen Erbauungsstunden, noch die durch die Anwesenheit von Freunden und Nachbarn erweiterten Hausandachten. Ein 1694 ergangener Erlaß des Kirchenregiments beschäftigt sich eingehend mit dem Pietismus, die Vorzüge desselben warm empfehlend und vor seinen Schwächen treulich warnend. Das Edikt entsprach den Wünschen Speners in dem Maße, daß er seiner Zustimmung einen bei ihm sonst befremdlich warmen Ausdruck giebt und versichert „es werde der Herr nun über der Württemberger Landeskirche so viel kräftiger walten und wachen." Die nächste Folgezeit schien freilich diese Weissagung Lügen zu strafen. Denn es kamen bitterböse Zeiten für das Land Württemberg. Der jugendliche Herzog Eberhard Ludwig ließ sich wie viele deutsche Fürsten jener Tage durch das Vorbild Ludwig XIV. blenden und bethören. Französische Unsitte, Prunksucht, Genußsucht, sinnlose Verschwendung, welche in höfischen Bauten und Festen das Mark des Landes verpraßte, Günstlings- und Maitressenwirtschaft schlimmster Art machten sich am Stuttgarter Hofe breit.. Der Herzog war, wie bekannt, früh in die Gewalt eines Fräuleins von Grävenitz geraten, eines der schändlichsten und schamlosesten Weiber, welche je Sitte und Recht mit Füßen getreten und ein treues Volk zur Verzweiflung gebracht haben.

Daß trotz des bösen Beispiels, welches der Hof und zum Teil der hohe Adel dem Lande gab, der Bürger- und Bauernstand ehrenfest, sittenrein und kirchlich blieb, ist vornehmlich dem Pietismus zu danken. Derselbe zählte in Württemberg eine ganze Reihe namhafter Vertreter. Dem bekanntesten derselben, welchen der Kirchenhistoriker Spittler zu den pietistischen Berühmtheiten Süddeutschlands zählt, ist Muthmann auf seiner Kollektenreise nicht vorbeigezogen. Das ist Samuel Urlsperger, damals — im Oktober 1722 — Spezialsuperintendent zu Herrenberg. Als echter Bibelchrist hat er dem jungen Kollektanten und zukünftigen Amtsbruder den apostolischen Gruß ins Stammbuch geschrieben; darunter: Dieses sei geschrieben auf Zeit und Ewigkeit. Urlsperger ist kein großer Gelehrter, als solcher reicht er seinem Zeitgenossen Bengel längst nicht das Wasser. Von seinen litterarischen Leistungen ist nur sein Buch: „Der Kranken Gesundheit und der Sterbenden Leben" bekannt und als Andachtsbuch und Trostquelle bis auf den heutigen Tag in Gebrauch, nicht bloß bei seinen Landsleuten. Das 1722 erschienene Buch hat wohl der Nachwelt den Namen des Verfassers überliefert, bei den Zeitgenossen hatte er schon vorher einen guten Klang. Denn er war verklärt durch den Ruhm des Martyriums. Am 31. 8. 1685 als Sohn des herzoglichen Stabsverwalters zu Kirchheim unter Teck geboren, studierte er zu Tübingen Theologie. Bei einer Disputation, an der er als Respondent Teil nahm, zog er des Herzogs Aufmerksamkeit auf sich und erhielt in Folge dessen ein Stipendium zu gelehrten Reisen ins Ausland. Diese Reise führte ihn nach Halle, wo er Franckes Bekanntschaft machte. Auf dessen Veranlassung ging er mit dem Francke sehr nahestehenden englischen Hofprediger Böhme nach London. Die 2 Jahre, während welcher er in England verweilte, waren für ihn, wie sein Schwiegersohn versichert, eine Zeit lebendig und kräftig ziehender Gnade. Dort knüpfte Urlsperger Verbindungen mit den Hauptvertretern der Gesellschaft zur Beförderung der Erkenntnis Christi an; diese 1698 von frommen, pietistisch gesinnten Männern Englands gegründete Gesellschaft enthielt die Keime der englischen äußeren und inneren Mission. Zu ihrem auswärtigen korrespondierenden Mitglied ward Urlsperger ernannt. 1712 kehrte er nach Deutschland zurück, von Böhme mit einem Empfehlungsschreiben an Francke versehen, bei dem er nun längere Zeit verweilte. „Das Band inniger, kindlicher Verehrung einerseits und herzlichen, väterlichen Wohlwollens andrerseits, das damals zwischen beiden geknüpft wurde, bestand bis zu Franckes Tode zum großen Segen für Urlsperger mit gleicher Innigkeit fort."

Bald nach seiner Rückkehr erhielt er die Pfarrstelle in Stetten. Das Stettener Schloß, bis vor kurzem der Witwensitz der Herzogin Mutter, der frommen Magdalene Sybille, hatte nach deren Tode die unersättlich habsüchtige Grävenitz, in deren Ketten der Herzog wieder lag, an sich gebracht. Der junge, weitgereiste und welterfahrene Prediger, der des Herzogs Gunst besaß, fand auch Gnade vor den Augen seiner Buhlerin. Deshalb ward er, als der Hofprediger Hochstetter sein Amt niederlegte, 1714 erst als

Hofdiakonus, bald als Hofprediger und Konsistorialrat nach Stuttgart berufen. Hochstetter, des bekannten frommen und glaubenskühnen Hedinger Freund und Gesinnungsgenosse, war, als die Grävenitz von Hofe verbannt war, vom Herzog zum Hofprediger berufen worden mit der ausdrücklichen Erklärung: der Herzog wähle ihn, weil er mit ihm in den Himmel zu kommen hoffe. Aber gegen den unseligen Einfluß der Grävenitz, welche den Herzog mehr und mehr umstrickte und durch rauschende Lustbarkeiten in ständigem Taumel zu erhalten wußte, vermochte Hochstetter nichts. Deshalb legte er sein Amt nieder. Von seinem jungen Nachfolger, der durch die Gunst des Hofes so schnell zu den höchsten Stellen gestiegen war, mochte die Grävenitz keine drohenden Bußreden besorgen. Und sie schien Recht zu behalten. Zwar beförderte Urlsperger von seiner einflußreichen Stellung aus alle möglichen Werke des Pietismus. Als der ersten einer nahm er sich der Hallischen Mission an, welche damals 1705 ihre ersten Missionare Ziegenbalg und Plütschau nach Ostindien sandte. Auf des pietistischen Hofpredigers Betreiben wurde im Jahre 1715 in Württemberg eine Landeskollekte für die Mission gesammelt, meines Wissens die erste in evangelischen Landen. Er predigte auch vor dem Hofe, der „nach damaliger Sitte, wie Tanz und Theater so auch den Gottesdienst mitmachte“, das Evangelium. Aber er wagte nicht zu strafen und wider die himmelschreienden Frevel, unter welchen ganz Württemberg seufzte, zu predigen.

Da ward dem kleinmütigen Mann, der sich über die ihm obliegende Pflicht des Bußpredigers mit allerlei Sophismen hinwegzutäuschen suchte, das Gewissen geschärft durch den Mann, der von Menschenfurcht frei war. Im Jahre 1717 kam Francke auf einer Reise durch Süddeutschland auch nach Stuttgart, auf das Wärmste von Urlsperger eingeladen, bei welchem er auch 14 Tage Wohnung nahm. Das war Zeit genug, sich durch eigene Anschauung von der Wahrheit der Klagen zu überzeugen, welche ihm sicherlich schon in Halle zu Ohren gekommen sind. Die Schand- und Sündenwirtschaft des von der Grävenitz verführten und beherrschten Herzogs sah Francke in Stuttgart allüberall. Die verstoßene Herzogin, die ihn mehrfach zu Tisch lud, wird ihm ihr gequältes Herz auszuschütten nicht unterlassen haben. Es ist nicht wohl möglich, daß dabei die Unterlassungssünde des Hofpredigers nicht sollte zur Sprache gekommen sein. Wahrscheinlich hat Urlsperger, der im Beichtverhältnis zu Francke stand, von ihm auch wohl Rat und Zuspruch begehrt, und sein bisheriges Verhalten als recht und klug darzustellen gesucht. Wie sehr Francke die Sache am Herzen lag, beweist auch der Umstand, daß er, wie sein Reisetagebuch ausweist, eine Unterredung mit dem Konsistorialdirektor Osiander hatte „des Herrn Hofpredigers wegen.“ Unter dem Willkürregiment des Herzogs hatte Francke selbst zu leiden. Denn eine ihm vom Konsistorium zugebilligte Gastpredigt ward auf herzoglichen Befehl im letzten Augenblick, als die Kirche schon mit Hörern dicht besetzt und Francke schon in der Sakristei war, verboten. Der Grävenitz mochte nicht geheuer sein, als sie hörte, daß der rücksichtslos freimütige Mann, dem „nicht zum Reglement diente, was der Hof vertragen kann oder nicht,“ in Stuttgart die Kanzel besteigen sollte. Auf ihr und ihrer Kreaturen Befehl ward Francke die Kanzel verboten. Wenigstens erklärte der Herzog bald darauf, daß das Gebot nicht von ihm ausgegangen sei und nahm dasselbe zurück. Unter gewaltigem Zudrang predigte Francke dann in der Stiftskirche. Am Nachmittag wohnte er, seinem Reisetagebuch zu Folge, der Predigt Urlspergers in der kleinen Hofkapelle bei. Urlsperger sprach über „die Ruhe, die dem Volke Gottes noch vorhanden ist, und über die Leute, die zu dieser Ruhe eingehen.“ Nach dem Gottesdienst soll Francke dem jungen Freunde gesagt haben: Ich höre, daß deine Vorträge evangelisch sind; aber die Sünde des Hofes berührst du mit keinem Worte. Ich komme also im Namen Gottes dir zu sagen, daß du ein stummer Hund bist und wenn du nicht umkehrst und als öffentlicher Lehrer die Wahrheit frei heraussagst, so gehst du verloren, trotz all deiner Erkenntnis.“ (Römer, Kirchliche Geschichte Würitemberg 401.) Zwar sind — soweit meine Kenntnis reicht — zeitgenössische, authentische Zeugnisse für diese Kritik Franckes nicht vorhanden. Aber so mußte der Mann in solchem Fall reden, bei welchem die „Gottesfurcht die Menschenfurcht ausgetrieben hatte.“ Auch beweist nicht bloß Franckes Reisetagebuch, welches berichtet, daß Urlsperger „neue Freudigkeit erhielt,

von der Wahrheit Zeugnis zu geben", sondern vor allem des Hofpredigers geänderte Taktik, daß ihm durch Francke das Gewissen geschärft und sein bisheriges Verhalten als feigherzige Klugheit und falsche Politik klar gelegt sein muß. Denn fortan führt der Hofprediger Eberhard Ludwigs eine andre Sprache. Wie sorgsam Francke den jüngeren Freund beriet und den zagenden zu kühnem Auftreten drängte, dafür bietet den besten Beweis ein an Urlsperger gerichtetes Schreiben Franckes über die Karnevalslustbarkeiten. Im Jahre 1715 hatte die allzeit vergnügungslustige Grävenitz am Stuttgarter Hof die Karnevalsfeier eingeführt zu großer Entrüstung des gut lutherischen Bürgertums, das darin einen Rückfall in katholisches Wesen sah. 1718 petitionierte die Geistlichkeit Stuttgarts unter Zustimmung des Konsistoriums um Abstellung der den Katholiken nachgeäfften Karnevalspossen mit ihren schlimmen Anhängseln. Urlsperger hatte sich deswegen an seinen „Herzenspapa" Francke mit einer Anfrage gewendet. Dieser giebt darauf seinem Herzensbruder folgenden Bescheid: „Die Karnevalssache ist höchst betrübt, aber pium et prudens factum ministerii ac votum consistorii, dafür deren membra dem Herrn gesegnet sein müssen. Weil nun dies der rechte trames veri rectique ist, wünsche ich nicht allein von Herzen, daß alle und jede ministeriales und consistoriales ganz einmütig dabei bleiben, und wenngleich auf das Andringen jener keine Antwort erfolgt, sich dennoch vom elencho eines solchen enormen und landstürzenden vitii et quidem nominali nicht abbringen lassen, sondern darüber leiden, was Gott über sie verhängt. Wenns so weit kommt, daß die Laster, ja die schrecklichsten Greuel nicht sollten gestraft, noch beim rechten Namen genannt werden, daß es jederman verstehen könne welches doch ein Essentialstück des von Gott verordneten Lehramts ist, so gilt hier am allermeisten das Wort: Man muß Gott mehr gehorchen, als den Menschen. Wollte man bei Hofe einen andern modum gebrauchen, so würde solches für nichts anderes denn für Menschenfurcht und Heuchelei gehalten werden, und gäbe unausbleiblich den ministeriales der Stadt ein großes praeiudicium. Des Apostels regula pastoralis ist 1. Tim. 5,20 *τους ἁμαρτανοντας ἐνωπιον παντων ἐλεγχε ἱνα και οἱ λοιποι φοβον ἐχωσιν.*

„Daher ist kein Rat für politicos auch primae classis als daß sie kein Böses thun, so werden sie auch in ihrem Thun nicht durch Gottes Wort bestraft, zumal sie ja selbst nicht gern Heuchler zu Predigern haben wollen. Mir ist soviel Gutes in ihrem Lande widerfahren, daß ich gewiß ungern Jemanden etwas zu Mißfallen rede oder schreibe, noch weniger gern einem treuen Diener Christi durch Eröffnung meiner Meinung ein Leiden zuziehen wollte. Aber wenn ich kein Heuchler sein noch andre dazu machen will, kann ich nicht anders antworten. Gott mache bei wichtiger Begebenheit einem jeden das Herz gewiß, damit ja niemand auf mein oder eines andern Wort, sondern ein jeder um seines eigenen Gewissens willen und in seinem Glauben sich dem Leiden unterwerfe, so dann auch keinem eine Schande oder Schaden, sondern vielmehr eine Ehre sein wird vor Gott und Menschen als ein Siegel der Treue und des ungeheuchelten Wesens. Die einige Sorge ist nur, daß in modo elenchi nicht gefehlt werde."

Durch Franckes Mahnungen getrieben, begann Urlsperger gegen das Sündenleben des Hofes öffentlich zu zeugen. Je deutlicher ihm sein nun gewecktes Gewissen sagte, daß er all die Jahre her durch sein feigherziges Schweigen wider sein Amt und die ihm anvertrauten Seelen, ja gegen das ganze Land, das auf ihn als den höchstgestellten Geistlichen blickte, sich versündigt habe, um so weniger war er jetzt geneigt, sich auf dem einmal eingeschlagenen Wege zum Stillstehen bringen zu lassen. Mit Verwunderung und Entrüstung hörte der Hof, mit Grimm und Erbitterung die Grävenitz die neue Sprache des Hofpredigers, der durch ihre Gunst und Gnade so hoch gestiegen war. Des Herzogs Gewissen suchte der Hofprediger unsanft zu wecken. Es war der, die in Banden der Sünde lag und nicht los wollte, ein leichtes, seinen Zorn gegen Urlsperger zu erregen, der so ganz und gar alle dem Herzoge schuldige Rücksicht außer Acht lasse. Die Hofschranzen schürten das Feuer geflissentlich. Nach einer besonders scharfen Charfreitagspredigt erklärte der Herzog. er sei Willens gewesen, den Prediger von der Kanzel herunterzuschießen. Falls er nicht am nächsten Sonntag widerrufe, werde er ihm beim Reichskammergericht den Prozeß wegen Majestätsbeleidigung machen. Daraufhin erklärte

Urlsperger: Er stelle Sr. Durchlaucht anheim zu thun, was sie für gut halte. Denn widerrufen könne und werde er auf keinen Fall. Die Erklärung erbitterte den Herzog dermaßen, daß er seinen Hofprediger sofort gefangen setzen ließ und von der lächerlichen Klage beim Reichskammergericht Abstand nehmend, ihn hinrichten zu lassen beschloß, falls er nicht widerrufe. Auf diese Eröffnung bat Urlsperger, ihm eine Unterredung mit den Seinen zu bewilligen. Seiner Frau und seinen 4 Kindern ward der Zutritt gestattet. Auf seine Frage, was sie unter solchen Umständen ihm riete, gab sie Bescheid: Sie sähe voraus, daß sie mit ihren Kindern durch seinen Tod in die bitterste Not geraten werde, doch bitte sie ihn um Gotteswillen, die Wahrheit nicht zu verleugnen, damit nicht auf ihr und ihren Kindern der Fluch liegen bleibe. Sein ältestes Töchterlein sandte ihm nach der Unterredung einen Spruch, den sie nach gut pietistischer Weise für ihn aufgeschlagen hatte. Es waren des Apostels Worte: Ich ward in einem Korbe zum Fenster durch die Mauer niedergelassen und entrann aus seinen Händen (2. Cor. 11, 33.) Dadurch in seinem Entschluß vollends bestärkt, ließ Urlsperger dem Herzog melden, sein Kopf stehe ihm alle Tage zur Verfügung. Daß der ergrimmte Herzog das Todesurteil nicht vollstrecken ließ, war das Verdienst des Ministers v. Schütz, welcher, als ihm zugemutet ward, das Urteil zu unterzeichnen, dem Herzog seinen Degen übersandte mit der Erklärung: Hier ist mein Amt, denn Blutschulden unterschreibe ich nicht. Nur aus Rücksicht auf Schütz ward die Todesstrafe nicht vollstreckt. Dagegen ward der Hofprediger ohne Gehalt suspendiert und ihm bei strenger Strafe untersagt, im Auslande Dienst zu nehmen. Dem Befehl gehorsam lebte Urlsperger 2 Jahre lang in Stuttgart, bedauert, geliebt und verehrt von den Besten im Lande. Weit über Württembergs Grenzen war sein Name bekannt geworden. Es fehlte nicht an ehrenvollen Berufungen in auswärtige Ämter. Dem Urteil seines Landesherrn gehorsam, lehnte Urlsperger ab. Da wagte es Schütz noch einmal, sein gewichtiges Wort zu Gunsten des Verurteilten geltend zu machen. Bei einer Wachtparade wies er den Herzog auf den zufällig vorbeigehenden Hofprediger a. D. hin mit den Worten: „Ew. Durchlaucht hatte, solange dieser Mann im Amt war, Glück und Segen. Seitdem wir an seiner Stelle einen Schmeichler haben, geht alles unglücklich.“ Das Wort blieb auf den abergläubischen Herzog nicht ohne Eindruck. Als deshalb das Konsistorium Urlsperger für die erledigte Stadtpfarrerstelle in Herrenberg vorschlug, gab Eberhard Ludwig seine Bestätigung. Mit welcher Freude der rührige Mann Stuttgart verließ, um sein neues Amt anzutreten, läßt sich denken.

Am 1. Advent 1720 hielt der neue Stadtpfarrer und Spezialsuperintendent zu Herrenberg seine Antrittspredigt. Sie ist uns aufbewahrt worden, ein Zeichen für den Eindruck, den sie damals gemacht haben muß. Die Predigt ist nicht so langathmig und abstrakt, wie man es sonst den Pietistenpredigten nicht ganz mit Unrecht nachsagt, sondern packend, kernig und volkstümlich im besten Sinn. Uber die kurze Wirksamkeit Urlspergers in Herrenberg ist uns wenig bekannt. Was von seinen 1752 zu Augsburg im Druck erschienenen Predigten in diese und was in spätere Zeiten fällt, wird sich nicht mehr entscheiden lassen. Dagegen verdanken wir seinem Aufenthalt zu Herrenberg das Buch, das seinen Namen auch vielen Ungelehrten lieb und wert gemacht hat. „Der Kranken Gesundheit und der Sterbenden Leben“ ist ein Erbauungsbuch ersten Ranges, das noch 1857 eine neue, hoffentlich nicht die letzte Auflage erlebt hat. Allerdings scheint es in Süddeutschland mehr als im Norden eingebürgert zu sein. Das Buch ist wohl größtenteils während der unfreiwilligen Muße in Stuttgart geschrieben. Man merkt es den Gebeten und Betrachtungen an, daß der Mann, der sie geschrieben, Anfechtung erduldet und Trübsal erfahren, aber auch Trost gefunden hat. Darum sprechen sie so warm und lebendig zum Herzen; denn sie sind auch mit Herzblut geschrieben. Ich versage es mir ungern, Proben aus dem Buch hier einzuschalten, aber einmal ist die Wahl nicht leicht und dann dürfte, wer das Buch kennen lernen will, dasselbe unschwer erhalten können.

In Herrenberg hat Muthmann Urlsperger noch kennen gelernt. Doch nach kaum 2 jähriger Wirksamkeit ward derselbe fortberufen. Im Jahre 1722 hatte ihn eine zur Herstellung seiner Gesundheit unternommene Reise nach Augsburg geführt. Dort hatte er einen größeren Kreis von geistlich geförderten Männern kennen gelernt und mit einigen

Freundschaft geschlossen, so vor allem mit dem einflußreichen Senator und Stadtpfleger Johann von Stetten, dessen Name übrigens auch in Muthmanns Stammbuch zu finden ist. Der wohlweise, fürsichtige Senator hat dem jungen Studio vielleicht nicht ohne Ursache das Wort ins Stammbuch geschrieben: Ad poenitendum properat qui cito indicat. Bei seiner Rückkehr nach Herrenberg fand Urlsperger einen Ruf nach London vor. Er sollte an der deutschen Kapelle als seines Freundes und ehemaligen Mitarbeiters Böhme Nachfolger wieder eine Hofpredigerstelle erhalten. Aber die Stuttgarter Erfahrungen scheinen ihn scheu gemacht zu haben. Wenigstens brach er die Unterhandlung ab, als er bald darauf, wahrscheinlich auf v. Stettens Veranlassung, einen Ruf an die Hauptkirche zu St. Annen nach Augsburg erhielt. Urlsperger sagte mit Freuden zu. Aber auch hier blieben ihm schwere Anfechtungen nicht erspart. Für ihn wird das um so betrübender gewesen sein, als diesmal die Feindschaft nicht von den Ungläubigen, sondern von denen ausging, als deren Amtsgenosse er nach Augsburg berufen ward. Schon Francke war, als er Augsburg besuchte, von den Senioren der freien Reichsstadt mit auffallender Kälte empfangen worden. Urlsperger aber brachte ein Teil der Geistlichkeit offene Feindschaft entgegen. Es mag hier wie in Teschen bei Steinmetz' Gegnern, verletzte Eitelkeit und getäuschte Selbstsucht mitgespielt haben. Aber hier wie dort mußte die angeblich gefährdete reine Lehre zum Schlachtruf der Gegner dienen. Aus Urlspergers kürzlich erschienenem Erbauungsbuch wollten die Gegner beweisen, daß er papistischen und schwärmerischen Irrtümern anhange. Es würde zu weit führen den ganzen unerquicklichen Streit zu schildern. Genug, der Magistrat, der ihn berufen, hielt an seiner Kandidatur fest und wußte seinen Kandidaten gegen übelwollende Kollegen in Schutz zu nehmen. Am Sonntag Palmarum 1723 hielt er in St. Annen seine Antrittspredigt. Eine Zeit lang stand er allein in Augsburg. Aber bald kann er dem Herzog von Saalfeld melden: Gott hat bisher in unserm Augsburg Großes gethan. Er hat wider alles Wüten und Toben mir zwei auserwählte Rüstzeuge zugesellt, die das Wort des Herrn unermüdet treiben. Allmählich gelang es dem milden, friedliebenden Urlsperger, seiner übelwollenden Kollegen Achtung und Liebe zu gewinnen. Als der Wernigeroder Hofprediger Lau mit seinem Erbprinzen Augsburg besuchte (1738), rühmt er, daß hier von allen Städten Süddeutschlands der Pietismus sich am freiesten habe entfalten können. Mehr als 40 Jahre hat Urlsperger in Augsburg gewirkt. „Wir sind nicht im Stande", lautet ein Urteil nach seinem Tode, den Segen zu beschreiben, den der Herr 42 Jahre hindurch durch diesen seinen treuen Knecht auf Augsburg und seine Gemeinde gebracht hat. Um dies genauer zu bestimmen, müßte man das damalige alte Augsburg kennen und wie es etwa 20 Jahre nachher aussah. Die Ewigkeit wirds offenbaren. Nach dem Vorbilde seines Herzenspapa Francke ließ er sich vor allem die Sorge für die Armen und Elenden am Herzen liegen. „Als den Vater der Armen und den Freund aller Blöden und Verzagten" feierte man ihn bei seinem 50jährigen Amtsjubiläum.

Doch weit über Augsburgs Grenzen hinaus machte sich sein segensreicher Einfluß geltend. Er war in Süddeutschland der Hauptanwalt der um ihres Glaubens willen vertriebenen Salzburger. Der Magistrat des paritätischen Augsburg hatte den ersten Zügen der Vertriebenen die Stadtthore verschlossen und den vor Frost Halberstarrten zur harten Winterszeit Herberge und Durchzug verweigert. Daß die Salzburger trotzdem Augsburg in gutem Andenken behielten, ist Urlsperger zu verdanken. Der war von Anfang an mit warmem Herzen für die Vertriebenen eingetreten, und hatte bei der reichen Kaufmannschaft Gaben gesammelt. Aber wirkungsvoller war, daß er als korrespondierendes Mitglied der Gesellschaft de promovenda cognitione Christi Bericht über die den Salzburgern widerfahrene Unbill sandte. Die nächste Folge war, daß ihm mit englischer Liberalität reiche Geldmittel zur Unterstützung der Exulanten zur Verfügung gestellt wurden. Doch dabei ließ mans in England nicht bewenden. In Südkarolina in Amerika ward durch englische Gönner für 300 Salzburger Emigranten eine Heimstätte bereitet. Die Gesellschaft de promovenda cognitione verpflichtete sich, sie dort solange zu unterstützen, bis sie sich eine selbständige Existenz gegründet hätten. Urlsperger war der Vermittler. Nicht ohne Bedenken war er auf den Plan eingegangen. Als aber seine eng-

lischen Freunde seine Bedenken widerlegt hatten, war er der warme Fürsprecher dieses Gedankens geworden, und hat 1733 und 34 zweimal Scharen von Exulanten unter Führung eines Edelmannes und eines Theologen von Augsburg nach London gesandt, von wo ihre Überführung nach Amerika vermittelt ward. Dort gründeten die neuen Ansiedler, denen durch Vermittelung des jüngeren Francke zwei deutsche Seelsorger mitgegeben waren, die Stadt Ebenezer. Mit den neuen Kolonisten, die ihn als ihren Vater ehrten, blieb Urlsperger in regem Briefwechsel. Lange Jahre, von 1735—52, gab er „ausführliche Nachrichten über die Königlich-Großbritannische Kolonie Salzburger Emigranten“ heraus.

Auch die Emigranten, welchen Friedrich Wilhelm I. in seinem Lande eine neue Heimat bereitete, wurden durch Urlsperger, dem nicht bloß aus England, sondern auch aus Dänemark, namentlich vom Königshof, ausgiebige Mittel zur Verfügung gestellt waren, unterstützt und beraten. Noch lange Zeit hat er mit diesen preußischen Salzburgern in Briefwechsel gestanden. Dadurch war sein Name in Preußen bekannter geworden, sodaß nach dem Tode Breithaupts, des Abts vom Kloster Bergen, im Jahre 1732 ihm die erledigte Stelle angetragen ward. Er aber mochte von Augsburg nicht scheiden. So ward Steinmetz nach Bergen berufen.

Wie nach Norden und Westen, reichten Urlspergers Verbindungen auch nach dem Osten. In Kleinasien war von deutschen Kaufleuten, Augsburger, Nürnberger und Danziger werden genannt, in Smyrna eine evangelisch-lutherische Gemeinde gegründet. Durch Vermittelung des vom institutum Judaicum zu Halle ausgesandten ersten Judenmissionars Schulze hatte die Gemeinde einen Hallenser Theologen Lüdecke als ihren Geistlichen geworben, mit der Bedingung, daß er sich in Augsburg von Urlsperger ordinieren lasse. Wochenlang hat der Ordinand 1758 in Urlspergers gastfreiem Hause gewohnt und eine Freundschaft geschlossen, die bis zum Tode währte. So ging denn in den folgenden Jahren zwischen Augsburg und Smyrna manch Schreiben hin und her. Auch mit den von Halle ausgesandten Missionaren im fernen Tamulenlande blieb Urlsperger in reger Verbindung. Dieses lebendige Interesse für die Ausbreitung des Reichs Gottes, der weite umfassende Blick, ist für jene Zeit in Süddeutschland etwas Merkwürdiges. Ich wüßte im Süden nur noch einen zu nennen, der in dieser Hinsicht Urlsperger an die Seite gestellt werden kann, der Frankfurter Fresenius. In dem Punkt verdient der Pietismus von Halle und Herrnhut vor dem Württemberger den Vorzug, welcher meist in engen Gesichtskreis gebannt bleibt und über die Grenze des Vaterlandes nicht gern hinausschaut. Freilich ist das im Süden bald anders geworden.

Im Jahre 1763 feierte Urlsperger sein 50jähriges Amtsjubiläum. Zwei Jahre darauf legte der nunmehr 80jährige Greis sein Amt nieder. Sein einzig ihn überlebender Sohn — vier waren vor dem Vater gestorben — hatte schon seit Jahren ihm als Diakonus zur Seite gestanden, und ward nun des Vaters Nachfolger als Pastor an St. Annen, später auch im Seniorate. Der ruhige Feierabend ward Urlsperger getrübt durch den Abfall vom Glauben, welcher während seiner letzten Jahre immer weitere Kreise auch in seinem geliebten Augsburg ergriff. Die Zeit war eine andere geworden. Die Sintflut des Rationalismus war im ständigen Steigen. Französische Frivolität und Sittenlosigkeit drangen unaufhaltsam auch in die Schichten des ehrenfesten Bürgerstandes. Auch von den Kanzeln Augsburgs ließ sich die Neologie hören. Unter solchen Umständen war es des greisen Urlsperger große Freude, seinen Sohn fest auf dem Boden der alten reinen Lehre stehen zu sehen, den begeisterten Verkündiger des Glaubens in einer ungläubigen Zeit. Es war wohl des Vaters letzte irdische Freude, als ihm sein Sohn die Rede vorlas, die er beim Antritt des Seniorats gehalten und in der er ein gutes Bekenntnis zu dem alten Glauben abgelegt hatte. Nach wenigen Wochen am Ostertage 1772 starb der Vater. Ausdrücklich hatte er vor seinem Tode verboten, sein Bild der Öffentlichkeit zu übergeben, „denn er wollte sich von nichts rühmen als allein vom Kreuz Christi, durch welches ihm die Welt gekreuzigt sei und er der Welt.“ Wie im Norden Steinmetz, so darf im Süden Deutschlands Samuel Urlsperger als der ehrwürdige Patriarch des Pietismus bezeichnet werden, beide geistig hochbedeutende Leute, die den Durchschnitt der Pietisten

um Haupteslänge überragten, beide weisen auch in ihrem äußeren Leben manche Berührungspunkte auf. Aber während Steinmetz keinen geistig verwandten Nachfolger hinterläßt, wird Samuel Urlspergers Sohn Johannes der streitbare Verfechter des alten Glaubens gegen die moderne Philosophie und den modernen Unglauben. Er gehört zu den verschwindend Wenigen, welche sich den alten Glauben ungeschwächt und ungetrübt zu wahren wußten. An geistigen Gaben dem Vater zum mindesten ebenbürtig, an Gelehrsamkeit ihm entschieden überlegen, ein arbeitsamer Mann und ein fleißiger Beter, wie ers von seinem Vater rühmen durfte, war er ein gefürchteter Gegner der Neologie. Aber er fühlte sich vereinsamt und erkannte, daß ein Einzelner dem Schwall und der Flut des Rationalismus und des Unglaubens nicht wehren könne. Deshalb suchte er aufs Neue Verbindungen mit der englischen Gesellschaft de propaganda cognitione Christi anzuknüpfen und in Deutschland etwas ähnliches ins Leben zu rufen. Zu dem Zweck unternahm er 1779 eine 16monatliche Reise durch Deutschland, Holland und England. Doch fand er nirgends rechten Beifall. Man erklärte seinen Gedanken zwar für sehr schön, aber für unausführbar. Denn der wenigen Vertreter des Glaubens hatte sich eine tiefe Entmutigung bemächtigt. Da fand er endlich in Basel eine Anzahl von Geistlichen und Laien, welche seinen Plan wenigstens in modifizierter Gestalt annahmen. Urlsperger, der kampfgewohnte, gelehrte Theologe, hatte die Stiftung einer Gesellschaft zur Beförderung reiner Lehre und wahrer Gottseligkeit geplant. Aber die Basler Freunde wollten von theologischer Polemik nichts wissen. Die Erbauung und Förderung wahrer Gottseligkeit innerhalb des gläubigen Kreises sollte die Hauptsache sein. Widerstrebend mußte Urlsperger nachgeben. Auf dieser Grundlage ward am 30. VIII. 1780 im Hause des Professor Herzog die sogenannte deutsche Christentumsgesellschaft gegründet, der erste Zentralpunkt, in welchem die Strahlen des neuerwachenden Glaubenslebens sich sammelten. Was Halle zu Anfang des Jahrhunderts, das ward Basel zu Ende desselben und zu Anfang des 19. Jahrhunderts.

In Süddeutschland erwies sich der Pietismus kräftig genug, die glaubensdürre Zeit des Rationalismus zu überdauern. Zwar sind Männer wie die beiden Urlsperger auch hier nur rühmliche Ausnahmen. Doch sind sie nicht ganz vereinzelt. Andreas Rehberger, Pastor zu St. Jakob, Tobias Kießling und Gottfried Schöner zu Nürnberg darf man ihnen getrost zur Seite stellen. Vor allem aber liefert die Württembergische Kirche den Beweis, daß der Pietismus kein ephemeres Dasein geführt hat. Denn wenn dort auf Kanzeln und Kathedern der Rationalismus nie völlig die Herrschaft erlangt hat, wenn dort der Supernaturalismus eine mehr biblische als rationale Färbung trägt, so mag man das allenfalls noch dem Verdienst einzelner großer Theologen z. B. B. Bengels zuschreiben. Aber daß die Frömmigkeit hier im Volksleben in Stadt und Land so ungleich tiefere Wurzeln geschlagen hat als anderwärts, ist entschieden das Verdienst des Pietismus in seiner spezifisch süddeutschen Ausgestaltung.

In Norddeutschland dagegen ist der Pietismus rasch in die Aufklärung übergegangen, deren Vorfrucht er in gewissem Sinne ist. Es war schon oben die Rede davon, daß der schnelle Verfall des Pietismus in Nord- und Mitteldeutschland sich zum Teil daraus erklärt, daß er seinen Halt weniger in dem Bürger- und Bauernstande als in der Aristokratie hatte. Freilich die Canstein und Canitz und Fuchs, die Reuß und Stolberg, die Solms-Laubach, Wittgenstein und wie sie weiter heißen, haben dem Pietismus großes Ansehen und Gewinn gebracht. Aber auf den Höhen des Lebens pflegt der Wind leicht umzuschlagen. Die hohe Aristokratie pflegt mit verschwindenden Ausnahmen abhängig zu sein von der Luft, die an den Fürstenhöfen weht. Daß aber Friedrich II. ein Gegner des Pietismus sei, hat er klarlich bewiesen. Wenn wir dem Zeugnis seiner Gemahlin Glauben schenken dürfen, so hat die Erscheinung Joachim Langes am Hof seines Vaters besonders dazu beigetragen, ihm die Theologie im allgemeinen und den Pietismus im besonderen zu verleiden. Das Beispiel des von seinem Volk hochverehrten Königs, dem französische Geistreichigkeit sehr viel mehr galt als deutsche Frömmigkeit, wirkte je länger je mehr auf den Adel. Nicht allen war ein so handfester Glaube eigen, wie dem

alten Zieten, welcher dem Religionsspötter ebenso mutig begegnete, wie dem Feind auf dem Schlachtfeld, auch wenn es der König in eigner Person war.

Für manche war der Pietismus nur eine kirchliche Mode gewesen, welche durch andere Moden verdrängt ward. Gerade dort, wo Adel und Fürsten die Protektoren des Pietismus gewesen waren, hatten sich alle Fehler und Gebrechen protegierter Frömmigkeit gezeigt, Heuchelei und Scheinheiligkeit haben nicht ganz mit Unrecht dem Namen Pietist einen bösen Beigeschmack gegeben. Was Semler in seiner Lebensbeschreibung vom Saalfelder Hof zu berichten weiß, mag immerhin grau in grau, meinethalben auch schwarz in schwarz gemalt sein; denn ein Lobredner und Gönner des Pietismus ist Semler nicht gewesen. Aber mögen immerhin die Farben etwas stark aufgetragen sein, es bleibt leidige Wahrheit genug übrig, um den baldigen Rückschlag psychologisch begreiflich zu machen.

Dazu kam ferner, daß dem Hallenser Pietismus von Hause aus ein montanistischer Zug eigen war. Hatte Spener über Schauspiele, Scherzworte u. a. noch milde geurteilt, so waren Francke und Anton, vollends die zweite Generation zu Halle Lange, Bogatzky, Francke Sohn darin einig, daß Scherz und Narrenteidinge, Spiel, Komödie und viel Lachen einem Christen nicht ziemen. Diesem ganzen Pietistengeschlecht fehlte das, was man die zweite Bekehrung, die Bekehrung von Christus zur Welt, genannt hat. Mit der Weltflucht und Weltverleugnung glaubte man in Halle die Christenpflicht erfüllt zu haben. Daß auch in der Welt Gottesgedanken sich aussprechen, daß die Welt mit dem Geist des Evangeliums zu durchdringen und zu erfüllen ist, war eine von den Hallensern unverstandene Wahrheit. Nirgends finden wir bei ihnen Sinn für Vaterland, für Kunst und Wissenschaft und die freien Regungen edler Menschlichkeit. „Da nun die Menschen, solange sie Menschen sind, ein Herz für alles Menschliche haben werden, so erklärt sich, daß die Humanität, die ihr Recht im Pietismus nicht fand, sich auf ihre eignen Füße stellte." Die Natur fordert gewaltsam ihr Recht. Es ist eine oft beobachtete Thatsache, daß die Söhne von Pietisten vielfach Weltleute werden. Das wird um so häufiger der Fall sein, wenn der Pietismus der Väter ein krankhafter, ungesunder ist. Und den Vorwurf werden unbefangene Beurteiler dem späteren Hallenser Pietismus nicht ersparen können. Wie war doch diese Gottseligkeit so himmelweit entfernt von der eines Luther. Denn die freudige Sicherheit, welche in dem Glauben an die freie Gnade Gottes in Christo wurzelt, konnte sich bei denen nicht einstellen, welche in ihrem sittlichen Verhalten die Gewißheit suchten, daß sie wiedergeboren seien. „Es prägte sich in ihrer ganzen Haltung mehr und mehr Ängstlichkeit, Peinlichkeit, Gesetzlichkeit, Gedrücktheit aus. War ja doch die ganze Lehre des Pietismus vom Heilswege dazu angethan, ängstliche und unruhige Gewissen zu machen. Mehr und mehr war der Pietismus, sonderlich durch Lange in methodistisches Fahrwasser geraten, und stellte die Forderung, daß jeder dieselben Stadien der Buße durchmachen müsse vom ersten flüchtigen Eindruck des Ernstes und der Gnade Gottes bis zur Durchstechung und Durchbohrung des Herzens, endlich bis zum Gefühl und Genuß des vollen Friedens. Das alles sollte jeder einzelne an sich erfahren. Wers nicht erfahren hatte, galt für einen unbekehrten, unwiedergeborenen Menschen. Diese enge, gesetzliche, methodistische Fassung der Wiedergeburt konnte schwere, ernste Gemüter zur Verzweiflung bringen, wie es Semler von seinem Bruder erzählt. Andere suchten mit mehr oder weniger Selbstbetrug die Zustände, welche nach pietistischer Lehre die wiedergeborene Seele durchzumachen hatte, durch künstliche Mittel, Selbstaufregung, Autosuggestion in sich hervorzubringen. War das schon eine sittlich mehr als bedenkliche Lehre, so zeigten sich vollends die seelengefährlichen Konsequenzen derselben in der Art, wie diese Pietisten an all denen Gericht übten, bei welchen sie die Spuren des von ihnen geforderten Bußkampfes nicht wahrnahmen.

Recht bezeichnend für diese Art pietistischen Pharisäismus ist die Forderung, welche Lange im Namen der theologischen Fakultät zu Halle an Löscher richtet als die Verhandlungen wegen der Konferenz zu Merseburg 1719 im Gange waren: „Unsere Präliminarpostulate, schreibt er, welche vorher erfüllt sein müssen, bevor wir uns auf eine Konferenz einlassen, sind: 1. daß der Gegner sich von seinem so gar offenbaren und aufs neue entdeckten vielen ungöttlichen Wesen zu dem lebendigen Gott und also auch von der Finsternis zum

Licht belehre, und in dieser Ordnung sich erleuchten und zur Beurteilung geistlicher Dinge tüchtig machen lasse, 2. daß er in ebensolcher Ordnung teils seine eigenen vorigen Irrtümer und Unwissenheit, teils auch die Richtigkeit unsrer, so fälschlich bezüchtigten Lehre zuvörderst in allen Hauptpunkten anerkenne und folglich, daß er 3. vor der Kirche Gottes öffentlich erkenne und bekenne, daß er uns vor Gott und seiner Christenheit mit seinen sogar beständigen und sogar sehr gehäuften Beschuldigungen und Wortverkehrungen Unrecht gethan habe. Will er sich auf diese äußerst gerechten Voraussetzungen einlassen, so will ich mich nicht weigern, zu einer Konferenz nach Dresden zu kommen und mich von Herzen freuen, aus einem Saulus einen Paulus zu sehen." (Jo. Lange. Völlige Abfertigung.) Das ist doch die Sprache des maßlosen geistigen Hochmuts, welche sich im Munde des seiner Demut sich rühmenden Pietismus doppelt widerwärtig ausnimmt. — Als Lange, der freilich Zeit seines Lebens ein maßloser Hitzkopf und in gewissem Sinne das enfant terrible des Pietismus gewesen ist, diese Worte schrieb, stand er im 50. Lebensjahr. Wenn ein gebildeter Mann in seinem Alter sich solche Blöße giebt und seinem Gegner so borniert, hochmütig und dummstolz begegnet, was läßt sich dann von den homines minores gradus erwarten, wenn die Erfahrung des Lebens das heiße Blut und den kampflustigen Mut noch nicht abgekühlt hat. Es sind uns aus der Grafschaft Wernigerode Berichte und Tagebücher der Pastoren über den Fortgang des Reiches Gottes aufbewahrt. Dieselben bieten uns ein lebendiges, anschauliches Bild von dem Walten und Wirken des Pietismus und seiner Amtsthätigkeit in Predigt und Seelsorge. Die eingehendsten und interessantesten dieser Berichte hat ein Katechet Walliser, der im Jahre 1736 einem alten Geistlichen als Adjunkt zur Seite gestellt ward, geliefert. Natürlich vermißte der junge Heißsporn bei dem alten Herrn die Kennzeichen des Pietismus und erklärte ihn deshalb kurzer Hand für einen unbekehrten Menschen. Als charakteristisch für sein seelsorgerisches Verfahren solchen Leuten gegenüber mag hier stehen, was er über die letzten Tage des sterbenden Pastor Runge in sein Tagebuch geschrieben hat: „Noch vor der öffentlichen Beichte war ich bei Hern Pastor Runge. Weil er nun sehr schwach war, so redete seine Frau mit mir und meinte, er wäre nun ja auch bußfertig. Er bekenne ja, daß er ein schwerer Sünder wäre. Er hätte seinen Jesus fleißig angerufen. Er bekenne auch, daß er bereit wäre und hätte sich dem Willen Gottes ganz übergeben. Ich sagte ihr aber, wenn er bußfertig wäre, so müßte er die vielen unbekehrten Leute, die ihn aus der Gemeinde besuchten, vor der Hölle warnen und sie zur Buße ermahnen. Er müßte seine Missethaten auch bekennen, sonderlich die schon vorher offenbar seien und im Amt begangen worden. Ein wahrhaft Bußfertiger könne nicht so leicht sich auf das Verdienst Christi verlassen; es gehöre mehr Kampf und Angst dazu." Ein paar Tage später heißts: Ich besuchte wieder den alten Herrn Prediger Runge, der sehr darniederlag, mit welchem ich folgendes Gespräch hatte: Ich: Was machen Sie, mein werter Herr Pastor? R.: Ich liege hier krank und warte bis mich der Herr Jesus abhole, denn ich bin fertig. Ich: Sind Sie denn recht fertig zum Sterben? R.: Ich meine ja. Ich bin bußfertig, denn ich erkenne meine Sünden. Ich bekenne, daß ich ein armer Sünder bin, und daß ich Hölle und Verdammnis verdient habe, und so halte ich mich als ein bußfertiger Sünder an Christum und sein heiliges Verdienst, und so habe ich je gute Hoffnung selig zu werden, was will man mehr von mir? Ich: Ich habe die rechte Buße an Ihnen noch nicht wahrgenommen. R.: Weiß Er denn, was in meinem Herzen vorgeht? Ich: Man muß aber seine Missethat auch bekennen. R.: Er ist ja mein Beichtvater nicht, daß ich ihm bekennen sollte. Ich: Man muß es aber doch dem bekennen und abbitten, den man beleidigt hat. R.: Ich habe niemand beleidigt. Ich: Sie haben ihre anvertraute Gemeinde genug beleidigt, indem Sie Ihr Amt an ihr nicht recht verrichtet haben. R.: Was? Meint Er, Er habe einen Bauern vor sich? Er hat eine recht teuflische Hoffahrt. Seine Gaben machen Ihn stolz. Brauche Er sie vor sich. Wer bist du, daß du einen fremden Knecht richtest? Er steht und fällt seinem Herrn. Ich: Ich will alle meine Gaben und Kräfte dazu anwenden, daß Sie mit mir möchten selig werden. R.: Was habt Ihr mir zu sagen? Ihr seid ein Lästerer. Ich habe drei Superintendenten gehabt; es hat mir dieses noch keiner gesagt. Ich: Die meisten Superintendenten kommen selbst



in die Hölle; auf diese kann man nicht bauen. Der Herr Jesus stellte unter seine Jünger ein Kind, von diesem sollten sie lernen. R.: Das hat mir Euer hoffärtiges Weib auch gesagt. Gott wird Euch beide bald richten. Ich schreie Gott um Rache an. Ich: Wir wollen den lieben Gott lieber um Gnade anrufen. R.: Ihr seid ein Lästerer, ein Lästerer seid Ihr. Ich: Ich will jetzo von Ihnen Abschied nehmen, denn weil Sie das Wort der Buße nicht annehmen wollen; bin ich Ihnen nichts nütze. R.: Wenn Ihr kommen und mich trösten wolltet, das wäre besser. Ich: Trösten kann und darf ich Sie nicht. Es ist Ihnen noch nichts nütze. Sie müssen erst göttliche Traurigkeit und Höllenangst haben. R.: Ihr seid ein Lästerer! Ich: Damit ich aber meine Seele an Ihnen rette, so muß ich Ihnen noch einmal bezeugen, daß Sie nicht bekehrt sind und in solchem Zustand zur Hölle fahren. Der Herr bekehre und demütige Sie! R.: Gehet hin, Ihr Lästerer, ich verlange Euch nicht!

Selbst ein Mann wie Zinzendorf, der doch auf dem Boden des Pietismus aufgewachsen war, ward von diesem engen, gesetzlichen, lichtscheuen und pharisäischen Wesen, welches die Bekehrung systematisieren wollte und jedem, der nicht die von Lange vorgeschriebenen Stufen der Buße durchlaufen hatte, die Bekehrung absprach, abgestoßen. „Ich weiß wohl, erkläret er einmal, daß die geistliche Zeugung sowohl als die geistliche Geburt nicht ohne Empfindlichkeit geschehen, daß ich aber den Gradum der Schmerzen determinieren oder den Bußkampf, wie er von den geistlichen Hebammen getrieben wird, und eher tausend abortus als eine wohlgestaltete Geburt herausbringt, rekommandieren sollte, dazu würde mich kaum die augsburgische Konfession persuadieren können, wenn sie es sagte, viel weniger aber werde ich den Theologen glauben, da sie es nicht sagt." Schließlich wirft er, angewidert von dieser Art Christentum, diesem Pietismus den Fehdehandschuh hin und erklärt:

Ein einzig Volk auf Erden
Will mir anstößig werden
Und ist mir ärgerlich:
Die miserablen Christen,
Die kein Mensch Pietisten,
Betitelt als sie selber sich.

Nicht immer tritt der pietistische Dünkel so häßlich zu Tage, wie in dem Benehmen Wallisers, aber die Engherzigkeit und Gesetzlichkeit war ihm angeboren und machte sich im geistlichen Amt besonders geltend. Es gab Geistliche, welche niemand zum Abendmahl zulassen wollten, der das Theater besuchte und an öffentlichen Tanzbelustigungen teilnahm. Ein Geistlicher erklärt seiner Gemeinde, er werde mit der Austeilung des Abendmahls so lange inne halten, bis die Gemeinde den öffentlichen Tanz abgeschafft habe. Das führte zu Konflikten bald mit den Gemeinden bald mit den Kirchenbehörden. Andrerseits nahmen pietistische Laien an Lehre und Wandel ihrer nicht pietistischen Geistlichen Anstoß, erklärten sie für Unwiedergeborene und darum für unwürdig, das Wort zu predigen und die Sakramente zu verwalten. Deshalb enthielten sich viele des Kirchenbesuchs und pflegten desto eifriger die Konventikel, wo sie reichere und gesundere geistliche Nahrung zu finden behaupteten. Alle Gefahren des Sektenwesens und Separatismus, Hochmut, Unduldsamkeit, Heuchelei und Scheinheiligkeit, welche aus der Gottseligkeit ein Gewerbe macht, treten oft recht häßlich und grell zu Tage. Daß sich schon der ältere Pietismus, der hier vorliegenden Gefahren bewußt war, beweist folgende Geschichte: Freylinghausens Kinder knieen in der Stube und beten. Das Töchterchen betet laut vor und fragt, nachdem es geendet den Bruder: Habe ich nicht schön gebetet? Der Vater hat den Vorgang beobachtet und erzählt ihn seinem Schwiegervater Francke und der giebt ihm zum Bescheid: „Ja, ja, was wir denken, das sagen die Kinder frei heraus." Durch solche Erscheinungen und Erfahrungen fühlten sich viele Leute widerwärtig berührt und abgestoßen. Wenn der Pietismus eines Spener und Francke Vater die Kirchen füllte, der eines Lange und Francke Sohn hat Kirche und Auditorium leer gemacht. Thatsachlich hat Lange schon in den 30er Jahren oft keine Zuhörer mehr gefunden.

Dies ängstlich scheue, gesetzliche, stets von Gewissensskrupeln geplagte, dabei voll Pharisäerhochmuts alle andern richtende und verdammende Geschlecht, war den geistig

gesunden Menschen unverständlich und unbegreiflich, leidig und lästig, und ward deshalb kurzer Hand als dumm oder heuchlerisch verworfen und konnte sich auf die Dauer nicht in der Herrschaft behaupten.

Dazu kam ferner, daß der Pietismus gegen den Ausbau der Wissenschaft gleichgültig war. Hatte Francke gesagt: Ein Quentchen lebendigen Glaubens ist höher zu schätzen als ein Zentner des bloßen historischen Wissens und ein Tropfen Liebe als ein ganzes Meer der Wissenschaft aller Geheimnisse, so folgerten seine Schüler daraus, daß das Wissen überhaupt keinen Wert habe. So warnte ein Freund Bogatzky, als er nach Halle ging, er solle sich ja hüten über den Herrn Christus hinaus zu studieren. „Die Callenbergischen Vorlesungen, erzählt Semler, konnten kaum den ganzen kleinen Anfängern nutzen, teils weil er nur wenige Stunden las, teils weil es alles nur ein aufgeschriebener magerer Inhalt war. Sogar die hebräische Bibel hatte er durchschossen und die lateinische Übersetzung gegenübergeschrieben, und da er mit dem Glase sich behelfen mußte, geriet er mehr als einmal in die unrechte lateinische Zeile, wie wir es leicht bemerkten. Über das Griechische leistete er garnichts als was in Wolfs curis stand, davon er auch niemals im Urteil abwich."

Es ist nicht zu viel behauptet, wenn man sagt, der Pietismus hat eine in sich geschlossene feste Theologie um ihren Kredit gebracht und ist nicht vermögend gewesen, etwas besseres an ihre Stelle zu setzen. Deshalb ist er nach kurzer Herrschaft wissenschaftlich überwunden worden. Der siegreiche Rationalismus trat an seine Stelle. Zwar im Handumdrehen, im Verlauf weniger Jahre ändert sich die Grundanschauung eines ganzen Geschlechts nicht. So haben auch Pietismus und Rationalismus jahrelang um den Sieg gestritten. Als Friedrich II. den Thron bestieg, war die endgiltige Niederlage des Pietismus nur noch eine Frage der Zeit. Mit dem Jahre 1750 kann man den Kampf als entschieden ansehen. Die Hauptvertreter des Rationalismus sind bekanntlich Thomasius und Wolf. Den ersteren finden wir in Muthmanns Stammbuch verzeichnet. Es steht ja zur Genüge fest, daß der ältere Rationalismus nicht blos wissenschaftlich gediegener und gründlicher, sondern auch innerlicher und frommer war als die zweite Generation. Die Nicolai, Röhr, Wegscheider, Paulus und wie sie weiter heißen, hätten den Pietismus eines Francke und Spener gewiß nicht überwunden, ja sie wären Langes Gelehrsamkeit schwerlich gewachsen gewesen.

Aber es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Pietismus von Hause aus mit dem Rationalismus in geistiger Verwandtschaft steht, das beiden gemeinsame, von lutherischer Orthodoxie sie unterscheidende Grundmoment ist die Subjektivität, die Hervorkehrung des eigenen Ich. Die Orthodoxie verwies die Gemeinde auf die objektiven Gnadenmittel: Wort und Sakrament. Der Pietismus wollte den Gnadenmitteln keinen Abbruch thun, aber er legte den Schwerpunkt nicht auf Gottes objektive Gnadengabe, sondern auf die subjektive Erfahrung des Individuums. Nicht die Taufe, sondern die Bekehrung, nicht die vom Gefühl unabhängige, allzeit wirksame Gnade Gottes, sondern die Durchstechung und Durchbohrung des Herzens gaben nach pietistischer Lehre dem Menschen Gewißheit des Heils und des Gnadenstandes. Macht nun der Pietismus das Gefühl, so macht der Rationalismus die Vernunft zur höchsten Richterin auch über Gottes Geheimnisse. Die Orthodoxie weist den Menschen an: Gott sagts, also ists wahr. Der Pietismus lehrt: Nur was ich gefühlt und erfahren, gilt mir als wahr und wirklich. Der Rationalismus spricht: Glaube nur, was sich deiner Vernunft als stichhaltig erweist.

In dieser Betonung der Subjektivität fanden sich die Pietisten Spener und Francke mit Thomasius zusammen. Deshalb hat der gewandte Publizist seine spitze und scharfe Feder dem Pietismus zu Dienst gestellt. Deshalb ist der geistesklare, aber kaltherzige Verstandesmensch der Verteidiger des Pietismus gegen lutherische Orthodoxie geworden. Denn ihm war wohl bewußt, daß er damit der eignen Sache diente.

Christian Thomasius, am 1. Januar 1655 zu Leipzig geboren, war der Sohn des daselbst in hohem Ansehen stehenden Professors der Philosophie Jakob Thomasius. Der fromme und friedliebende, unter dem Einfluß Speners stehende Vater suchte vergeblich dem skeptischen Geist seines reich und vielseitig begabten Sohnes Einhalt zu thun. Durch



seines Vaters Vorlesungen über Hugo Grotius, vor allem aber durch Pufendorf angeregt, entschied sich Thomasius für das Studium der Jurisprudenz, das er unter des berühmten Stryck Leitung in Frankfurt beendete. Sein skeptischer, gegen alle Autorität sich auflehnender Geist emanzipierte sich bald auch von der seiner Lehrer. „Er schloß die Augen des Geistes zu, damit nicht der Blitzstrahl menschlicher Autorität sie blende, und faßte den festen Entschluß, künftig nur durch seine eigene Vernunft sich bestimmen zu lassen. Er kam sich vor, wie einer, der von einem Tyrannen sich losgesagt, um gegen ihn die eigene Freiheit zu verteidigen." Daß er sich nicht in der Defensive gehalten, sondern bald nach allen Seiten hin zum Angriff vorging, läßt sich bei seiner streitbaren Natur erwarten. Er übertrug die Anschauung des Pufendorfschen Naturrechts auf ethisches, soziales und religiöses Gebiet und hat dadurch nach den mannigfachsten Seiten Segen und Unsegen gebracht. Er war der erste, der die Kühnheit hatte mit dem alten gelehrten Herkommen zu brechen, indem er 1688 am schwarzen Brett eine Vorlesung in deutscher Sprache ankündigte: „Über Gratians Grundregeln vernünftig, klug und artig zu leben, nebst angehängtem Diskurse: Welcher Gestalt man denen Franzosen in gemeinem Leben und Wandel nachahmen solle." — Es sei ihm unvergessen, was er gegen Hexenprozeß und Folter geschrieben. Auch seine Angriffe gegen die schwerfällige, vielfach in Schematismus versunkene, unfruchtbare Stubengelehrsamkeit waren ohne Zweifel berechtigt. Aber die rückhaltlose Geltendmachung des Naturrechts führte doch schon auf sozialem und ethischem Gebiet zu den bedauerlichsten Resultaten. So suchte er z. B. in der ersten seiner Schriften de crimine bigamiae (1686) nachzuweisen, daß Vielweiberei weder vor dem Naturrecht, noch vor der Vernunft ein Verbrechen sei. Noch weiter ging er in seiner „Anleitung zur göttlichen Rechtsgelehrsamkeit" worin er kurzab behauptete, das von Gott gegebene Sittengesetz gebiete und verbiete dem Menschen manches, woran die Natur keinen Anstoß nähme. Dahin gehöre z. B. Selbstmord, Vielweiberei u. a. Daß die Lehre der Kirche vor diesem Naturrecht keine Gnade finden konnte, liegt auf der Hand. Sehr bald hatte auch die lutherische Orthodoxie in Thomasius den Feind erkannt, wennschon er selbst anfangs der Theologie gegenüber merkwürdige Zurückhaltung bewies. Er erging sich erst in allgemeinen Angriffen gegen die gesamte Lebensanschauung und Lebensauffassung seiner Zeit. Das geschah in der von ihm seit 1688 herausgegebenen, in monatlichen Heften erscheinenden Zeitschrift „freimütige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken oder Monatsgespräche über allerhand, fürnehmlich aber neue Bücher." Das ist meines Wissens die erste in deutscher Sprache erscheinende, periodische Schrift gewesen. Auch der Neid wird Thomasius den Ruhm lassen müssen, daß er ein geschickter, tüchtiger Journalist gewesen ist, welcher durch seine von Witz und Ironie funkelnde Schreibweise sein Publikum zu unterhalten und zu amüsieren wußte. Daß er trotz seiner zweifellosen Begabung und Vielseitigkeit von dem Fehler oberflächlicher, seichter Schwätzerei sich nicht freigehalten hat, haben ihm seine Zeitgenossen übler genommen als das heutige Publikum denselben Fehler seinen geschickten, vielschreibenden, aber nicht selten oberflächlich genug unterrichteten Journalisten nimmt. Wie befremdlich muß dem modern empfindenden Menschen der Tadel erscheinen, welchen der gelehrte Schröckh in seinem Leben des Thomasius über den durch ihn in Deutschland eingeführten Litteraturzweig fällt. „Überhaupt bekommen wir von dieser Zeit an in Deutschland nach und nach eine lange Reihe solcher periodischen Schriften, die endlich in den neuesten Jahren beinahe unübersehlich geworden ist. — Man fiel insonderheit auf den schädlichen Irrtum, zu glauben, daß jedermann, der die Anfangsgründe einer Wissenschaft erlernt, einige Behendigkeit im Schreiben und Urteilen sich erworben hatte, alle nötigen Eigenschaften besitze, um den Wert der Bücher zu bestimmen, welche jene angehen. Dergestalt ist der ausschweifende Trieb, gelehrte Tagebücher zu schreiben und zu lesen, eine von den Ursachen der seichten Halbgelehrsamkeit unserer Zeit geworden."

Durch den in jener Zeitschrift angeschlagenen Ton beschwor Thomasius einen Sturm der Entrüstung und des Unwillens gegen sich herauf, dem er schließlich weichen mußte. Seine Defensionsschrift für A. H. Francke brachte endlich den Stein ins Rollen. Sie hatte zur Folge, daß gegen den von allen Seiten schon verklagten Mann nun auch noch

eine Beschwerdeschrift der Leipziger theologischen Fakultät in Dresden einlief. Als „Verächter Gottes und des hl. Amts“ angeklagt ward ihm durch das Oberkonsistorium verboten, Vorlesungen zu halten und Schriften herauszugeben. Nun war seines Bleibens in Leipzig nicht mehr. Er wandte sich nach Berlin und erhielt durch die Gunst des ihm schon vorher gewogenen Kurfürsten Friedrich III. nicht bloß Asyl, sondern auch Rang und Gehalt. Durch Thomasius Übersiedelung gelangte der am Berliner Hof schon seit einiger Zeit erwogene Plan der Gründung einer Universität in Halle zur Reife. Thomasius Ruf zog eine Anzahl seiner Leipziger Schüler dorthin. Der von ihm in Leipzig verteidigte Francke ward gleichfalls dorthin berufen und zog Hunderte von Hörern an sich. Man hat vielfach behauptet, Thomasius sei damals Pietist gewesen. Das ist doch sehr cum grano salis zu verstehen. Thomasius mag damals dem Pietismus innerlich am nächsten gestanden haben. Wenigstens spricht dafür, daß er sich mit dem den Pietisten nahestehende Mystiker Poiret beschäftigte, dessen Schrift de eruditione triplici er 1694 herausgab. Wenn er sich in seinem Schriftchen „Ostergedanken von Zorn und bittrer Schreibart, ein Gespräch zwischen Fleisch und Geist“ wegen seiner satyrischen Schreibart anklagt und Besserung gelobt, so ist auch das wohl unter dem Einfluß der Pietisten geschehen. Am klarsten spricht er sich meines Erachtens da aus, wo er sich innerlich vom Pietismus schon geschieden weiß. In der Vorrede zum „Versuch vom Wesen des Geistes“ schreibt er: Ob ich wohl die guten Vermahnungen, die mir Herr Spener in Sachsen gegeben, da ich noch in der Thorheit der satyrischen Schriften stak, lebenslang rühmen werde, ob ich es wohl damals nicht begriff, auch sein Gebet, das er für mich thut, mir lieber ist, als große Ehre und Geschenk mächtiger Fürsten, so muß ich doch in der Erkenntnis der Wahrheit wie von aller menschlichen Autorität, so auch von der seinigen abstrahieren.

Er war sich also dessen bewußt, was ihn vom Pietismus schied. Aber Francke und Breithaupt und andere mit ihnen waren sehr geneigt ihn für einen Gesinnungs- und Glaubensgenossen zu halten. Erst Spener, der tiefer sah, hat Francke die Augen über Thomasius geöffnet (cfr. Brief Speners vom 16. 6. 94. bei Kramer). Was Wunder, daß bei den Gegnern Thomasius zu den Pietisten gezählt und diese mit für seine Sünde verantwortlich gemacht wurden.

Zwar ist der streitlustige Thomasius sehr bald in seinen Schriften mit den Pietisten in Hader geraten, sodaß die ganze Verblendung einer böswilligen Opposition dazu gehörte, wenn man fortan Francke und Thomasius für eines Geistes Kinder ansehen wollte. In seinem Osterprogramm von 1702 ergeht er sich in gehässigen und giftigen Ausfällen gegen Lehrer, die „ins Reformieren fallen, und deshalb in lebendiger Erkenntnis der Wahrheit zurückgehen und fallen in subtile Versuchungen von allerhand Lüsten und Begierden, führnehmlich eines subtilen und desto schädlicheren Ehrgeizes, je mehr sich derselbe in ihren eigenen Augen unter der Larve einer Liebe zu Gottes Ehre versteckt.“ Er warnt davor, für Anstalten, da man die Leute mit gewissen Lehren wollte fromm machen, auch nur einen Groschen zu geben. Er erklärt es für nützlicher, zur Ausstattung einer Bauernmagd zehn Thaler zu geben, als für solche Stiftungen. Besser, meint er, wäre es gewesen, man hätte zur Reformationszeit nicht bloß die Klöster, sondern auch die Hospitäler und Waisenhäuser eingezogen und in Zuchthäuser verwandelt, „da ein einziges Zuchthaus einer Republik mehr Nutzen thue als 1000 Hospitäler oder Waisenhäuser.“ Ein Mann, der solche Worte schreiben konnte, verrät, daß ihm für den Geist barmherziger Nächstenliebe, welche das Verlorene sucht und des Schwachen wartet, jede Spur von Verständnis fehlt. Es ist offenbare Herzensrohheit, die aus solchen Worten spricht.

Dazu konnten die Pietisten nicht schweigen. Sein ehemaliger Hauslehrer Joachim Lange war auch gegen den streitbaren Thomasius der Wortführer und erteilte ihm, durch Anonymität gedeckt, eine Gewissensrüge, worin er bedauert, daß der hochbegabte Mann, weil sein Herz nicht genugsam durch den Glauben gebrochen, wieder in sein altes skeptisches Wesen zurückgesunken sei.“ Nun Thomasius hat sich nie zu der Umkehr verstanden, auf welche die Häupter des Pietismus noch lange gehofft haben. Er war zu sehr der Mann des dürren hausbackenen Verstandes, um für die tiefsinnige, glaubensinnige Mystik,



welche Kern und Stern des gesunden Pietismus ist, Verständnis zu besitzen. Fehlte ihm doch selbst das Verständnis für ästhetische Schönheit in dem Maße, daß ihm Homer nur „ein alter Narr“ „und die alten Klassiker „ein in vielen Dingen blindes und überdies liederliches Gesindel“ waren.“

Auf seine Bedeutung als Jurist einzugehen ist hier nicht der Ort, fehlt auch dem Verfasser das Fachverständnis. Nur seiner unheilvollen Bedeutung als Kirchenrechtslehrer muß Erwähnung geschehen. Er ging konsequent auf der von Grotius und Pufendorf eingeschlagenen Bahn weiter und suchte zu gunsten der Staatsomnipotenz der Kirche jede Spur von Selbständigkeit zu nehmen. Seine Lehre fand natürlich in dem Zeitalter des mehr oder weniger aufgeklärten Absolutismus an den Fürstenhöfen viel Anklang, zumal er auch die Träger fürstlicher Gewalt über die Schranken des Sittengesetzes, das für gewöhnliche Sterbliche da sei, hinauszuheben sich gelegentlich angelegen sein ließ.

Seinem derben hausbackenen Menschenverstande galt in allem die Klarheit und Vernünftigkeit, die Nutzbarkeit und der unmittelbar praktische Zweck als das höchste Ziel und der untrügliche Maßstab der Wahrheit. Kein Wunder, daß er der vielbewunderte und vielgescholtne Mann war. „Was dazu gehörte, um auf die damalige, gebildete Welt zu wirken, besaß er, urteilt Tholuck über ihn: ein ausgebreitetes, wenn auch oberflächliches Wissen, das gemeinverständliche Raisonnement des gesunden Menschenverstandes, die Waffe des in der französischen Schule gebildeten Witzes, dabei deutsche Gradheit des Charakters und den Mut der Unerschrockenheit. Seine Cäsareopapie kam den damals herangereiften Souveränitätsgelüsten der Fürsten entgegen, sein Kampf für die Toleranz dem überall aufkeimenden rationalistischen Mystizismus, seine satirischen Angriffe auf die Geistlichkeit, die symbolischen Bücher und die kirchlichen Ordnungen den Freigeistern. Als ein Wirbelwind ist er durch alle Gebiete des Lebens und der Wissenschaft hindurchgezogen zur Reinigung der Luft, aber vielfach auch zum Umsturz berechtigten Glaubens und berechtigter Ordnungen.“ Er gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten Männern seiner Zeit. Denn er ist der Prototyp des aufgeklärten Mannes, der trotz des Unterschiedes, den manche haben statuieren wollen, doch von den spätern Rationalisten nur Grad- nicht Wesensunterschiede zeigt.

An dem berühmten Mann ist Muthmann nicht vorübergegangen. Er hat auch auf Ersuchen des jungen Studenten sich bereit finden lassen, ihm am 3. Mai 1723, 5 Jahre vor seinem Tode, mit enggedrängter kritzlicher Gelehrtenfeder ins Stammbuch zu schreiben: Modeste, sincere, mansuete, pie. Inwiefern die Worte mit dem Charakter des Schreibers übereinstimmen, mag der Leser selbst entscheiden. —

Ein rundes Jahr war verflossen, da stand Muthmann wieder vor einem Mann, welcher zu den Ersten seiner Zeit gehörte. Am 24. April 1724 hat zu Grödit Ludwig v. Zinzendorf dem fahrenden Kandidaten ins Stammbuch geschrieben.

Wer überwindet soll ein Pfeiler werden
Im Tempel meines Gottes früh und spat.
Ich will auf ihn den Namen Gottes schreiben,
Jerusalems das Gott errichtet hat.
Meins Namens Zeichen soll er erreichen
Und nimmer weichen noch von mir gehn.

Das Blatt, welches Zinzendorfs Namen aufweist, ist mit dem folgenden durch die von des Grafen Hand geschriebenen Worte verbunden: Zwei auf die Ewigkeit verbundenen Brüder. Auf dem Blatt hat Fr. v. Wattewyl unter demselben Datum den Vers eingetragen.

Dringe ein, Zion dringe ein in Gott,
Stärke dich mit Geist und Leben.
Sei nicht wie die andern tot.
Sei du gleich den grünen Reben.
Zion, in die Kraft für Heuchelschein dringe ein.

Der Lebensgang des genialen Begründers der Brüdergemeinde, dem wir als Mittler zwischen der Orthodoxie und dem Pietismus oben schon begegnet sind, ist bekannt genug, so daß ich dem Leser und mir die Darstellung desselben ersparen kann.

Auch was Zinzendorf für seine Gemeinde und was die Brüdergemeinde für die Kirche zu bedeuten hat, mag hier unerörtert bleiben. Hier interessiert uns Zinzendor

nur als eine für die Wandlung des geistigen und geistlichen Lebens wichtige Persönlichkeit. Von Spener, seinem Pathen gesegnet, im hallischen Pädagogium gebildet, ist Zinzendorf auf dem Boden des Pietismus erwachsen. Aber seine Entwicklung war eine andre, wie die des hallischen Pietismus. Wir kennen schon sein absälliges Urteil über die späteren Hallenser, von welchen namentlich Lange in seiner scharfen absprechenden Weise gegen die Brüdergemeinde zu Felde zog. Aber Zinzendorf konnte ihm entgegenhalten, daß, was er gegen das Herrnhutertum vorbringe, aufs Haar dem gleich sei, was ein halbes Menschenalter zuvor von der Orthodoxie am Pietismus gerügt ward. Namentlich auf Betreiben der Pietisten erfolgte schließlich Zinzendorfs Verbannung aus Sachsen. Der pietistisch gesinnte Oberhofprediger Marperger vor allem hatte gegen die Brüdergemeinde seine Stimme erhoben. Der war jahrelang emsig geschäftig, den ihm verhaßten Zinzendorf zum Theologen zu machen nach jenem bekannten Lutherwort, das der Oberhofprediger 1722 dem jungen Muthmannn ins Stammbuch geschrieben: „Non intelligendo, legendo, speculando, sed vivendo, immo moriendo et damnando fit Theologus.“ Umsonst holte Zinzendorf zu seiner und der Gemeinde Rechtfertigung ein Gutachten der Fakultät in Tübingen ein, worin die Herrnhuter als auf Grundlage der Augustana stehend und zur evangelischen Kirche gehörig, anerkannt wurden. Seine Feinde wußten 1736 seine Verbannung durchzusetzen. Doch damit nicht zufrieden, wollte man der ganzen Gemeinde den Untergang bereiten. Indessen eine vom Oberkonsistorium eingesetzte Untersuchungskommission fand die Zustände der Gemeinde zur Zufriedenheit und stellte fest, daß dieselbe auf dem Grund der Augustana stehe. Deshalb ward ihr in Sachsen Duldung gewährt. Es ist sehr lehrreich, wie der letzte Vorkämpfer lutherischer Orthodoxie Löscher, welcher Mitglied der Untersuchungskommission war, sich über die Gemeinde äußerte. Mögen immerhin seine von den Geschichtsschreibern der Brüdergemeinde aufbewahrten Äußerungen gefärbt sein, im Allgemeinen muß er sich anerkennend ausgesprochen haben. Cröper, Geschichte der erneuerten Brüderkirche, weiß zu berichten, daß Löscher erstaunt ausgerufen: „Was für Gnade sehen wir hier. Ja, so sollte es sein. Bei uns gehts nicht an.“ Zum Schluß sei er mit aufgehobenen Händen und nassen Augen unter die Gemeinde getreten und habe erklärt: „Mit Angst bin ich in die Kommission eingetreten, als Bote des Friedens bin ich gekommen und danke Gott um euretwillen. Ihr seid eine gottesfürchtige Gemeinde. Laßts euch nicht zum Hochmut sondern zur Treue dienen. Ihr habt eben die reine Lehre, die wir haben. Nur eure Verfassung haben wir nicht.“ Jedenfalls hatte Löschers Auftreten in der Gemeinde einen guten Eindruck hinterlassen, so daß Zinzendorf von ihm rühmt: „Herr Löscher mag sein, wer er will, seine patriotischen Thränen und Interzessionen auf dem Saale zu Herrnhut haben gewiß mehr bei den Brüdern ausgerichtet als alle Drohungen und Kritteleien der aufs beste genannte Spenerianer.“

An Marperger aber schrieb der Graf, er wisse wohl, daß er seine Verbannung ihm verdanke, diese Sünde schenke er ihm und seinen Mithelfern, denn Haß gegen seine Person könne er vergeben. „Werden Sie aber aus dem Personalwerk etwas Reelles zu machen das Unglück haben, der Sache des Herrn das Geringste in den Weg legen oder meine Arbeit in dem Herrn verderben, so daß die Räder des Evangeliums gehemmt werden, dann sollen Sie wissen, daß Ihnen diese Sünde behalten und zu einem Gericht angeschrieben werden soll.“

Wer aber nach dieser Stellung der Orthodoxie und des Pietismus zu Zinzendorf schließen wollte, daß derselbe vom Pietismus zur Orthodoxie zurückgekehrt sei, würde sich sehr irren. Denn die reine Lehre hat für Zinzendorf keine Bedeutung. Nur um der gesetzlichen, rechtlichen Form zu genügen, hatte er seine Herrnhutergemeinde auf den Boden der Augustana gestellt. Denn die Brüdergemeinde vereinigte ja in sich Lutheraner, mährische Brüder und Reformierte. Sie schöpfte ihre Lehre aus der Schrift, hob das den Lutheranern und Reformierten Gemeinsame hervor und ließ den Dissensus auf sich beruhen. Die Brüdergemeinde trägt ausgesprochner und anerkannter Maßen unierten Charakter. Das Bekenntnis hat für sie nur die Bedeutung einer mehr oder minder berechtigten Eigen-

tümlichkeit. Deshalb liegt in der theologischen Wissenschaft, speziell in der Dogmatik, keineswegs die Bedeutung der Brüdergemeinde. Insofern hat Zinzendorf der Gemeinde sein geistig Bild eingeprägt. Er ist trotz seiner theologischen Prüfungen und Grade nie wissenschaftlicher Theologe gewesen, und man sagt nicht zuviel, wenn man behauptet, er habe den Wert der Wissenschaft, insbesondere theologischer Wissenschaft, nie begriffen. Denn das ist ja der charakteristische Unterschied zwischen der Orthodoxie einerseits und dem Pietismus sowie dem von ihm ausgehenden Herrnhutertum andrerseits, daß jene zu einseitig die Lehre, dieser zu einseitig das Leben als Wesensmoment des Christentums betont. So gewiß der Pietismus recht hatte, wenn er der Orthodoxie das Jakobuswort von dem Glauben, der ohne Werke tot ist, entgegenhielt, so gewiß ist es doch, daß die Lehre das Leben weckt und erhält. Der Pietismus hat das auch wenigstens in der Theorie nicht geleugnet. Das Herrnhutertum aber hat in dieser Hinsicht die Konsequenzen der pietistischen Vordersätze in Theorie und Praxis gezogen. Hier griff man eine Lehre des Glaubens heraus, freilich die, welche stets Kern und Stern der christlichen Lehre sein muß, die Lehre von Christi stellvertretendem Leiden. Denn wenn Zinzendorf erklärt: „Ich habe nur Eine Passion und das ist Er, nur Er", so steht ihm das Kreuzesbild Jesu vor Augen. „Alle Tage kommt er mir schöner in dem Bilde für" singt er. Dem Priester und Mittler ist das Herrnhutertum gerecht geworden. Aber den Propheten und König hat es darüber fast aus den Augen verloren. Denn auch in diesem Punkt ist die Brüdergemeinde dem Sinn und Geist ihres Meisters treu geblieben. Nun ists gewiß etwas Großes, wenn jemand mit Wahrheit sagen kann, daß Jesus seine einzige Passion sei. Und Zinzendorf durfte es mit Wahrhein sagen. Aber „wenn einerseits seine Passion Liebe zu Jesu war, so trug andrerseits seine Liebe zu Jesus den Charakter der Passion." Das verrät sich am deutlichsten in seinen Liedern, die ja bei dem dichterisch hochbegabten Mann unmittelbarer Ausdruck seines Gefühls sind. Welch ein Unterschied doch zwischen den Jesusliedern des orthodoxen Luthertums und denen Zinzendorfs und seiner Anhänger. Dort trägt bei aller Innigkeit die Liebe den Charakter heiliger Ehrfurcht und keuscher Zucht, bei Zinzendorf läßt sich nicht selten ein sentimentaler, süßlich tändelnder, sinnlicher Ton hören. Er redet von Christo nicht wie ein liebender Jünger, sondern wie ein Verliebter. „Welch Aufsehen dergleichen Lieder machen mußten, bemerkt Varnhagen von Ense, welches nachteilige Licht sie auf den Grafen und die Gemeinde zurückwarfen, läßt sich genugsam fassen, wenn man bedenkt, wie verständig und keusch im ganzen die protestantische Kirche ihre Ausdrucksweise gehalten hat." In der Hinsicht werden auch die begeistertsten Verehrer des frommen Grafen etwas an ihm auszusetzen finden. Wir können diese geistlich-sinnliche Art, welche Jesum zu sehr in alle Kleinigkeiten des Alltagslebens mischte, das Göttliche allzusehr vermenschlichte und sich „im Himmlischen an das Irdische hielt," nicht entschuldigen, geschweige denn billigen, aber verstehen können wie sie. Sie ist nicht bloß Ausdruck spezifisch Zinzendorfischen Geistes, denn sie ist in der ganzen Brüdergemeinde herrschend geworden. Vielmehr haben Stifter und Gemeinde damit dem Geist ihrer Zeit ihren Tribut gezollt. Es macht sich hier auf religiösem Gebiet derselbe Geist süßlicher Schwärmerei und einer trotz aller verhimmelnden Worte doch ungesunden, überspannten Sentimentalität geltend, wie ihn in der zeitgenössischen Poesie Klopstock und Wieland angeschlagen hatten und wie er später im Siegwart und Werther seinen klassischen Ausdruck gefunden hat. Daß dieser krankhafte Geist in der Brüdergemeinde nicht solche Verwüstungen angerichtet hat, wie in der übrigen Kirche, daß das geistliche Leben in ihr nicht erloschen oder in Stagnation geraten ist, dankt sie einmal dem Nachfolger Zinzendorfs, dem großen edlen Spangenberg; vornehmlich aber ihrer rührigen, opfervollen und opferwilligen Missionsarbeit. Weil es die Orthodoxie daran fehlen ließ, ward sie vom Pietismus und weil der sie nicht rührig betrieb, ward er vom Rationalismus und Naturalismus überwunden. Denn was Max Müller von den Religionen sagt: Nur Mission treibende Religionen sind lebendig, das gilt auch von den religiösen Richtungen. —

Getreulich spiegelt Muthmanns Stammbuch mit seinen Eintragungen den Wandel und Wechsel, den das geistige und geistliche Leben des vorigen Jahrhunderts durchlaufen

hat. An Stelle der Schriftworte und Liederverse aus dem ersten Viertel des Jahrhunderts treten mehr und mehr allgemeine Sentenzen des wohlwollenden Rationalismus z. B.

Felix qui miseram mortem prece vincit et urget
Officium sequitur, quo Deus ipse vocat

oder Omnia cum Deo, nihil sine eo (Unruh 1736) oder Quod tibi non vis fieri, alteri ne feceris. (De Klitzing 1733.) Nur selten findet sich noch ein körniges, tapferes Wort wie der Ausspruch, den Laurentius Gensichen zu Landsberg eintrug: Deum sequi dulce est periculum. Auch das scheint mir beachtenswert, daß an Stelle des Hebräischen, Griechischen und Lateinischen nach 1740 die Einzeichnungen fast ausnahmlos in deutscher und französischer Sprache geschehen sind. Sentenzen, wie sie ein Dolgoruky eingetragen, finden sich häufig. Der schrieb:

L'honneur pour bût
Et la vertu pour guide.

Der für das dritte Viertel des Jahrhunderts charakteristischen Sinnes- und Schreibweise hat der Besitzer selbst durch eine kurze Familienchronik Ausdruck gegeben, welche zu bezeichnend ist, als daß ich sie übergehen dürfte. „Der älteste Sohn Johann Michael Muthmann, geboren 1727 den 7. Jan., studierte die Rechte des Vaterlandes zu Frankfurt. Seine erste Praktik fing er auf dem Amt Himmelstädt bei Landsberg a. d. Warthe an. 1756 wurde er als Bürgermeister Judex nach Triesen berufen. Hier erwarb ihm seine Geschicklichkeit und unermüdeter Fleiß überall den Ruhm des brauchbarsten Mannes, man bediente seiner überall. Er verband sich mit einer liebenswürdigen Gattin sanftesten, ädelsten Herzens. —

1763 erhoben sich über ihn schwarze, unglücksschwangere Wolken und es sank der liebenswürdige Mann hinunter zum schaudervollsten Unglück. Doch er erhob sich wieder. Aber im Jahre 1768 sank er von neuem gedrückt zu Boden, blickte hold, wie die untergehende Sonne dem Wanderer den letzten hellen Strahl hinblickt, seine Gattin noch an und schnell entfloh seine unsterbliche Seele der sterblichen Hülle und sie nahm der Tod in seine eisernen Arme hinunter ins stille Grab. Ruhe sanft, geliebter Toter. Einst will ich noch hin und die Thräne der Wehmut auf dein Grab tröpfeln lassen, ehe ich zu den Vätern versammelt werde. — Der zweite Sohn von dem Diakonus Michael Muthmann war Johann Ludewig Muthmann, ein ädler Jüngling, widmete er sich den Wissenschaften zuerst auf der Schule zu Königsberg in der Neumark, hernach zu Wrietzen an der Oder. Damals war eben der blutige Krieg in Deutschland ausgebrochen. Er glaubte dem Vaterland sein Leben schuldig zu sein, diente unter dem Malatowskyschen gelben Husarenregiment, ging mit Kriegsmut dem Vaterlandsfeind entgegen und blutete in jener schrecklichen Schlacht bei Zorndorf den Tod fürs Vaterland und seinen König Friedrich 1758 im Mai. Ädler Seliger! Dem Helden, der den Tod fürs Vaterland gestorben, folgen wir."

Der Bericht über des ersten Sohnes Leben und Tod liest sich wie ein Blatt aus dem Werther und der über des zweiten Sohnes Heldentod mutet uns an, als hörten wir in Schillers Räubern Hermann Amalien Bericht über den bei Prag erfolgten Heldentod Karl Moors geben. Beim Gedächtnis des Todes seiner Söhne hat der Vater, noch dazu ein Geistlicher im Amt, der einst zu Franckens Füßen saß, kein Schriftwort als Trost, kein gutes Bekenntnis christlichen Glaubens an eine Auferstehung, nichts als hohe, aber hohle Phrasen. Wahrlich, diese Familienchronik giebt den Beweis für das alte Wort:

Tempora mutantur, nos et mutamur in illis.





Die Technik im Jahre 1897.

Von

W. Berdrow.

Die bedeutendsten Leistungen auf dem Felde der Technik lagen im vorigen Jahre in der Ausbildung moderner, an Leistungsfähigkeit, Größe oder praktischer Konstruktion die früheren übertreffenden Kraftmaschinen. Selbst wenn die Fortschritte der Elektrotechnik, die — als gesondert und für einen größeren Zeitraum bereits vorher betrachtet*) — vom Inhalte dieser Jahresrundschau ausgeschlossen bleiben sollen, zum Vergleich herangezogen würden, bliebe das wahr. Grade die Elektrotechnik, wenigstens die Elektrizitätserzeugung, hat neuerdings auf den Bau sehr vollkommener Kraft- und besonders Dampfmaschinen äußerst belebend zurückgewirkt. Wenn z. B. die Berliner Elektrizitätswerke, die bis vor kurzem mit 1000 bis 1200 pferdigen Dampfdynamomaschinen den zeitweiligen Höhepunkt des einschlägigen Maschinenbaues bezeichneten, von diesen Leistungen in schnellen Sprüngen auf Maschinensätze von 1800 Pferdestärken und dann auf die in diesem Jahre zur Aufstellung kommenden 3000 pferdigen Kolosse von Gebrüder Sulzer übergehen konnten, Leistungen, die demnächst in New-York noch weit übertroffen sein werden, so beruhen die Schwierigkeiten dieser Fortschritte keineswegs allein oder nur zum größten Teil auf dem Bau entsprechend starker Dynamomaschinen. Im Gegenteil, gerade die Konstruktion und Ausführung so großer und gleichzeitig so schnell laufender Dampfmaschinen, daß sie mit den modernen Dynamotypen parallel gehen und den überaus hohen Ansprüchen, welche besonders der elektrische Straßenbahnbetrieb stellt, gewachsen sind, bereitete viele nur nach und nach zu besiegende Schwierigkeiten.

Wie sehr die Praxis den wirklichen Fortschritten des Motorenbaues entgegenlechzt, beweist die rasche Einführung der Dampfturbinen, deren erste wirklich brauchbaren, die Parson'sche in England und diejenige des schwedischen Ingenieurs Laval, erst im vorletzten Jahre an die Öffentlichkeit traten, um bereits im letzten einen erstaunlichen Verwendungskreis zu finden. In der Theorie galt die Dampfturbine, die den gespannten Dampf, anstatt in den ungleichmäßig schwingenden Maschinenteilen des bisherigen Motors, gleich einem Wasserrade in direkt rotierenden Flügelrädern in gleichmäßige Bewegung umsetzt, stets für das Ideal des Dampfmotors. Nur praktische Schwierigkeiten, besonders die Unmöglichkeit, ein rotierendes Rad gegen seine Hülse dampfdicht zu machen, hielten bisher die Ausführung hintan. Lavals glückliche Idee, aller Schwierigkeiten Herr zu werden, bestand einzig darin, daß er dem in das Flügelrad eintretenden Dampf eine so hohe Spannung und so kolossale Geschwindigkeit gab, daß zu einem Entweichen durch undichte Stellen gar keine Zeit bleibt! Der Dampf, an sich schon von hoher Spannung, wird durch eigentümliche Ausströmungsöffnungen dahin gebracht, daß er thatsächlich mit einer Geschwindigkeit von 700 bis 1000 Meter in der Sekunde in die Trommel gelangt und das Laufrad in einen so ungeheuerlichen Wirbeltanz versetzt, daß von keiner Dampfdichtung mehr die Rede zu sein braucht. Die kleinen fünfpferdigen Dampfturbinen haben

*) Vergl. Jahrgang 1897. S. 1151.

30000 Umdrehungen in der Minute, die großen, mehr als hundertpferdigen immer noch über 10000. Daß rotierende Massen, denen derartige Kräfte inne wohnen, mit solchen Rotationszahlen laufen können, ohne in alle Winde zu zerplatzen, hätten dem Erfinder, bevor man's gesehen, wahrscheinlich weder Gelehrte noch Ingenieure geglaubt. In der That mußte die kleinste Unregelmäßigkeit in der Schwerpunktslage bei dieser rapiden Umdrehung sich so enorm vergrößern, daß garnicht abzusehen war, wie man — die theoretische Giltigkeit für Lavals Maschine zugegeben, — zu praktischen Resultaten kommen sollte. Es ist nämlich einfach unmöglich, eine Masse so genau zu zentrieren, daß sie bei dieser Rotation, wo schon das Milligramm eine gewichtige Rolle spielt, ihren Schwerpunkt noch genau im Zentrum hat. Der geniale Konstrukteur hat diesen Knoten eben so frei und frank durchhauen, wie den der Dampfdichtung, er legt nämlich auf die Zentrierung gar keinen Wert, macht aber die Wellen seiner Turbine so dünn, daß sie sich bei der Rotation durchbiegen und diese Biegung beibehalten können, so lange die Räder laufen. Nun stellt die richtige Schwerpunktslage sich ganz von selber ein, und die Zentrifugalkraft sorgt dafür, daß sie auch erhalten bleibt. Bei ihrer großen Geschwindigkeit, die natürlich durch Vorgelege ermäßigt werden muß, ihrer Einfachheit und ihrem verhältnismäßig geringen Dampfverbrauch schien die Dampfturbine besonders in der Elektrotechnik von Anfang an einer großen Zukunft fähig Ihre Größe bleibt hinter derjenigen gewöhnlicher Motoren um das drei- bis vierfache zurück und ihre Leichtigkeit macht die Aufstellung fast in jedem Raum möglich. Hundertpferdige Maschinen dieser Art haben erst ein Laufrad von 50 Centimeter Durchmesser, und während früher die Turbinen höchstens als zukünftige Motoren für kleine und kleinste Kräfte betrachtet wurden, baut man sie jetzt bis zu 300 Pferdekräften. Selbst der Dampfverbrauch, den man sich hinsichtlich der sonstigen Vorzüge der Laval-Turbine am Ende auch etwas höher würde gefallen lassen, bleibt schon jetzt innerhalb der Grenzen, die man bei guten Motoren älterer Konstruktion gewohnt ist, und erlaubt eine gute Diagnose für die Zukunft. Die beispiellose Verbreitung, die der Motor in den wenigen Monaten seit seiner Erfindung gefunden hat, zeugt für seine Vorzüge am besten. Wenn es anfänglich zumeist die kleineren Modelle waren, welche für verschiedene Zwecke von mäßigem Kraftbedarf Eingang in den praktischen Gebrauch fanden, so hat sich in den letzten Monaten besonders die Elektrotechnik auch mit größeren Dampfturbinen befreundet. In je einer elektrischen Zentralstation von Paris und New York bestehen die neuerdings als Reserve angelegten Maschinensätze aus Laval-Turbinen von je 300 Pferdestärken, in dem Elektrizitätswerk von New Castle on Tyne arbeiten nur 100 bis 200pferdige Turbinen von dem etwas abweichenden Typ des Engländers Parson, und als Reserve sind Laval-Turbinen von 150 Pferden, wohl hauptsächlich ihres billigen Preises wegen, u. a. auch für das zweite Elberfelder Elektrizitätswerk in Aussicht genommen. — Noch einen andern Wirkungskreis hat sich die Dampfturbine im vorigen Jahre zu erobern gesucht und, wenigstens für den Anfang, einen hübschen Erfolg erzielt. Zu dem Zwecke, die Dampfturbine und zwar einstweilen die Parson'sche, in den Schiffsbetrieb einzuführen, wurde in England die Marine Steam Turbine Co. gegründet, deren erstes Versuchsobjekt ein erstklassiges Torpedoboot von ca. 30 Meter Länge und 30 Knoten Maximalgeschwindigkeit war. Die Einführung der in ihrem Raumbedarf außerordentlich bescheidenen Dampfturbine als Schiffsmotor würde, wenn sie im größerem Maßstab gelänge, vielleicht einen ähnlichen Erfolg für die Kriegsmarine bedeuten, wie soeben die Anwendung des Wasserröhrenkessels. Die Turbine läßt sich sehr tief legen und bedarf besonders in der Höhenrichtung außerordentlich wenig Raum. Einerseits erleichtert das ihren Schutz durch tief eingebaute Panzerdecks, andererseits vergrößert es den für andere Zwecke, besonders für die bessere Unterbringung des Personals, verfügbaren Raum. Ferner spricht zu Gunsten der Turbine im Schiffsbetrieb ihre große Umdrehungszahl, die den Umfang der Schraube zu verkleinern erlaubt und die letztere weniger verletzbar macht. Auch die Fahrzeuge selbst gewinnen durch kleinere Schrauben, besonders in flachen Gewässern, an Manövrierfähigkeit. Es ist recht wohl denkbar, daß die Turbine als Propellermotor, wenn die englischen Versuche befriedigen, wenigstens für den Betrieb der Torpedoboote, vielleicht auch für die

flachen, im Küstendienst zu verwendenden Fahrzeuge der Kriegsmarine, allgemeine Anwendung finden wird. Die Handelsmarine würde sich ihrer vorzugsweise für die Flußschiffahrt bedienen können, während die großen transatlantischen Dampfer für ihre jetzigen, höchst vollkommen Maschinen in der Turbine schwerlich einen Ersatz finden würden.

Noch von einer andern Seite hat die heutige Dampfmaschine einen ebenso heftigen, vielleicht noch gefährlicheren Gegner erhalten, gefährlicher, weil er sie an ihrem verwundbarsten Punkte, demjenigen der Betriebskosten, angreift. Selten ist eine neue Erfindung sofort bei ihrem Auftreten von der gesamten sachverständigen Kritik so einmütig und laut begrüßt worden, wie der, der vorjährigen Hauptversammlung des Vereins deutscher Ingenieure zu Kassel zuerst vorgeführte „rationelle Wärmemotor“ des Augsburger Ingenieurs Diesel, den man geradezu das technische Ereignis des letzten Jahres nennen kann. Der von Rudolf Diesel erfundene und mit der Unterstützung Krupps und der Maschinenfabrik Augsburg nach mehrjährigen Versuchen mit glänzendem Erfolg fertig gestellte Motor ist nicht das Ergebnis eines glücklichen Gedankens, sondern langer Studien und des zielbewußten Strebens, alte Übelstände zu beseitigen. So vollkommen unsere modernen Dampfmaschinen in mechanischer Hinsicht sind, so wenig vermögen sie doch, wie jedem Techniker bekannt ist, die der Steinkohle wirklich innewohnende Kraftmenge vollständig auszunutzen. Der Umweg, den die Energie des Brennstoffes durch die Formen der Flamme, des siedenden Wassers und gespannten Dampfes nehmen muß, ist mit so viel Verlusten verknüpft, daß auch die größten und besten Dampfmaschinen es kaum auf eine Ausnutzung von 15% der ihrem Feuerungsmaterial innewohnenden Energie bringen. Nach den Untersuchungen Professor Schröters in München betrug der wirkliche Nutzeffekt einer modernen 700pferdigen Dampfmaschine mit dreifacher Expansion und von vollkommenster Ausführung im Vergleich mit der in der Steinkohle wirklich vorhandenen Arbeitskraft kaum über 12%. Sechs Siebentel der im Brennstoff vorhandenen Energie werden auch in den besten Dampfmaschinen nutzlos verausgabt. Etwas vorteilhafter arbeiten die Gasmotoren und die Petroleum-, Benzin- und ähnliche Motoren, welche die zum Antrieb ihres Arbeitskolbens nötige Spannkraft durch die Explosion von Gas- oder Dampfgemischen hervorbringen. Ihr Nachteil liegt dagegen wieder in der stoßweisen, unregelmäßigen Wirkung der Explosionsgemische, die, in einem bestimmten Augenblick durch eine Flamme oder einen elektrischen Funken entzündet, im gleichen Moment ihre ganze Energie entwickeln und entladen. Der Grundgedanke des Diesel'schen Wärmemotors beruht auf der vom Erfinder nachgewiesenen Möglichkeit, die Elastizität explosiver Gase nicht nur stoßweise, sondern nachhaltig auszunutzen und die zur Entzündung nötige Wärme nicht durch eine von außen hinzutretende Flamme oder einen elektrischen Funken, sondern durch den Arbeitsvorgang des Motors selbst zu schaffen. Es ist hier nicht möglich, alle Einzelheiten des neuen Motors, der äußerlich eine Ähnlichkeit mit einem Gas- oder Benzinmotor besitzt, zu erläutern; als seine auffälligsten Eigenschaften seien nur die folgenden hervorgehoben. Die Maschine gebraucht, wie ein gewöhnlicher Explosionsmotor, weder Kessel, noch Feuerungsanlage; ein Behälter mit Lampenpetroleum ist ihre einzige Kraftquelle. Ebenso fällt jede Zündungsvorrichtung fort, es ist lediglich die Bewegung des Kolbens der Maschine, welche im Triebzylinder durch Luftkompression eine Wärme von etwa 600° erzeugt, und diese genügt, um die periodisch durch eine Druckpumpe eingeführten Petroleumgase zur Entzündung zu bringen. Die erfolgende Explosion, welche einen Betriebsdruck von 35—40 Atm. erzeugt, ist von langsamer und anhaltender Wirkung, und in dieser letzteren beruht hauptsächlich der hohe Nutzeffekt des Motors, der denjenigen gleichgroßer Dampfmaschinen um das drei- bis vierfache übertrifft. Der augenfälligste Vorteil des Diesel'schen Motors ist sein günstiger Wirkungsgrad und die durch letzteren zu erreichende Wohlfeilheit des Betriebes. Der Petroleumverbrauch beläuft sich auf höchstens ¼ kg. pro Stunde und Pferdekraft und steigt auch bei stark veränderlicher Belastung nur wenig. Ist dieser etwa 4 Pfennig pro Stunde und Pferdekraft betragende Brennstoffverbrauch schon an sich sehr gering, so hofft der Erfinder ihn durch die Anpassung des Motors an den Kraftgasbetrieb oder eine noch direktere Verwertung der Steinkohlen noch bedeutend weiter zu vermindern. Der rationelle Wärmemotor

hat aber noch einen anderen bedeutenden Vorzug, den man bis jetzt nur am Elektromotor kannte und außerordentlich hochschätzte. Die Verkleinerung der Motoren und ihrer Leistung übt nämlich hier auf den Nutzeffekt keineswegs die schädliche Wirkung aus, wie bei allen anderen Kraftmaschinen. Während eine 10pferdige Dampfmaschine relativ nahezu den doppelten Brennstoffverbrauch einer 1000- oder 2000pferdigen hat und bei allen Gas-, Petroleum- oder sonstigen Motoren ein ähnliches Verhältnis stattfindet, tritt diese Wirkung beim Diesel-Motor nicht ein. Ein 1pferdiger Motor und ein 50pferdiger werden sich in ihrem Gütegrad hinsichtlich der Brennstoffausnutzung nahezu gleich bleiben. Gerade von diesem Umstand hofft der Erfinder die Anwendung des neuen Motors auf sehr vielen bisher von der Dampfmaschine festgehaltenen Gebieten erwarten zu dürfen. Es giebt z. B. in Fabriken und Werkstätten, ferner auch bei Hafenanlagen, Bahnhöfen rc. viele Fälle, in denen sehr bedeutende, aber auf viele einzelne Verbrauchsstellen verteilte Kraftmengen erforderlich sind. Die Anwendung vieler kleiner Dampfmaschinen oder Gasmotoren bringt alsdann die Nachteile des ungünstigen Wirkungsgrades jedes einzelnen unter ihnen mit sich, die Aufstellung einer einzigen großen Maschine mit hohem Wirkungsgrad aber den fast ebenso großen Nachteil der Kraftverteilung von einem Punkte über viele Räume oder große Flächen. Diese Gelegenheiten sind es, in denen man neuerdings, um den angeführten Übeln auszuweichen, vielfach zum elektrischen Betriebe gegriffen hat, und in Hinsicht auf den günstigen Wirkungsgrad der Maschinen ist dies ohne Zweifel die beste Lösung. Nur werden solche Anlagen, da zur Krafterzeugung doch zunächst immer wieder eine größere Dampfmaschine vorhanden sein muß, durch die Verdoppelung des Maschinenmaterials, durch die Leitungen und die mehrfache Umwandlung der Energieform abermals und nicht unbeträchtlich verteuert. In solchen Fällen der Betriebszersplitterung wird der rationelle Wärmemotor, günstig an Wirkungsgrad, einfach in der Konstruktion und Bedienung und wahrscheinlich nicht einmal teuer, am besten am Platze sein.

Übrigens ist auch an anderweiten Bestrebungen, die Kraftquellen der Industrie durch neue Hilfsmittel zu bereichern, eher Überfluß als Mangel zu konstatieren. Besonders die Erfindung und rasche Einführung des Elektromotors in den kleinen Kraftverbrauch hat unter den Konstrukteuren von Gas-, Benzin-, Spiritus- und ähnlichen Motoren ein ähnliches Wettrennen hervorgerufen, wie das elektrische Licht unter den Konkurrenten in der Gas- und Petroleumbeleuchtung. Auch das letzte Jahr ist nicht ohne Erfolge auf diesem Gebiet geblieben. In einer zuverlässigen Versuchsreihe einer der ersten einschlägigen Fabriken, der Körting-Werke, wurde mit Spiritusmotoren eine verhältnismäßig große Kraft bei ziemlich geringen Betriebskosten entwickelt. Bei der großen Bedeutung, die jede industrielle Verwertung des Spiritus auch für die Landwirtschaft besitzt, sind einige nähere Angaben gewiß nicht ohne Interesse. Der Spiritusverbrauch stellte sich beim Betrieb eines 10pferdigen Motors auf etwa 0,5 Liter pro Stunde und Pferdekraft oder bei mäßigen Spirituspreisen auf 12 Pf. für dieselbe Energiemenge. Ist das auch noch etwas mehr, als der Petroleummotor gebraucht, (bei heutigen Petroleumpreisen 6 Pf. pro Stunde) so hat doch der Spiritusbetrieb soviele Annehmlichkeiten vor demjenigen mit Petroleum voraus, daß sie dem Mehraufwand zum Teil gewiß wettmachen. Um so mehr, als die Regulierung der Spirituspreise in der Hand unserer eigenen Produzenten liegt, die Petroleumpreise aber, je mehr die wenigen hier in Betracht kommenden Produzenten sich zusammenschließen, um so mehr eine unbestimmbare, von heut zu morgen wechselnde Größe werden. Zu erwähnen bleibt noch, daß die obigen Resultate nicht in einer besonders für den Spiritusverbrauch konstruierten Maschine, sondern in einem gewöhnlichen 6pferdigen Gasmotor erzielt wurden, der für den veränderten Betrieb einfach mit einem Körting'schen Spiritusvergaser ausgerüstet wurde und unter Anwendung von Spiritusdämpfen reichlich 50 Prozent über seine normale Kraft hinaus leistete. — Auch der Gaskraftmaschine öffnen sich neuerdings trotz aller Verbesserungen der übrigen Motoren weitere Wege. Von den anfänglich fast allein gebräuchlichen kleinen Typen ist man mit der Zeit zu 200 bis 300pferdigen Gasmotoren übergegangen und hat selbst bei solchen Abmessungen im Gebrauch des Gases noch Vorteile gegenüber der Dampfmaschine gefunden. Vor allem hat die anfangs nur mit Schwierigkeiten auszuführende



Konstruktion so großer Gasmotoren wieder einer anderen, erst im letzten Jahre zur That gewordenen Neuerung, der motorischen Ausnutzung der Gichtgase beim Hochofenprozeß, den Weg geebnet. Die Verwertung der bei der Erzschmelze massenhaft freiwerdenden nichtleuchtenden, aber in einem ziemlich hohen Grade von mechanischer Energie erfüllten Gase hat den Hüttentechnikern stets Mühe gemacht. Zwar sind längst die Zeiten vorüber, da man die Gichtgase, um ihrer nur ledig zu werden, frei zur oberen Öffnung der Hochöfen herausbrennen ließ, im Gegenteil wird ihre Heizkraft schon seit geraumer Zeit beim Vorwärmen des Gebläsewindes, beim Dampfkesselbetriebe u. s. w. ausgenutzt, aber viele große Hüttenwerke erzeugen weit mehr Gichtgase, als sie durch diese Verbrennungsprozesse verwerten und beseitigen können. Dieser Umstand und der starke, nur mit Hilfe großer Dampfmaschinenanlagen oder Turbinenwerke zu befriedigende Kraftbedarf, der den Eisenhütten zur Erzeugung des Windes, zum Materialtransport, zur Bedienung der Walzwerke u. s. w. eigen ist, haben den Wunsch rege gemacht, die Gichtgase direkt als Energiequelle auszunutzen. Mit dem Bau von zwei großen, wenn ich nicht irre, 600pferdigen Gaskraftmaschinen für ein deutsches Hochofenwerk im Rheinlande ist neuerdings der Anfang in dieser Richtung gemacht worden. Die Gasmotoren scheinen das explosive Gemisch von Gichtgasen und Luft ebenso gut zu verwerten, wie die bisher gebräuchlichen Leuchtgas- oder Wassergas-Luftmischungen. So hofft man denn nun, die Hüttenwerke anstatt bisher zu kraftverbrauchenden, in Zukunft zu kraftspendenden Anlagen für ihren ganzen Umkreis gestalten zu können. Denn es wird sich wohl ermöglichen lassen, die im Hochofenprozeß selbst nicht benutzbaren Gasmengen, soweit sie nicht unmittelbar vom Walzwerkbetrieb verzehrt werden, durch den Betrieb von Motoren und Dynamomaschinen in die Energieform der Elektrizität zu überführen und damit auf weitere Entfernungen übertragbar zu machen.

Eine andere Hoffnung der jüngsten Zeit, nämlich auch das neuerdings soviel Aufsehen erregende, in seinen chemischen Reaktionen so energische Acetylengas zum Betriebe von Gasmotoren benutzen zu können, scheint noch nicht recht zu praktischen Erfolgen geführt zu haben. So bequem sich der Betrieb selbst großer und größter Kraftmaschinen durch Acetylen gestaltet haben würde, da man dieses Gas aus den vielbesprochenen Calciumkarbid überall leicht herstellen kann, so schwer scheint es zu sein, das mit außerordentlicher Heftigkeit explodierende Gas gleich dem gewöhnlichen Leuchtgase in der Maschine zu verwerten. Nichtsdestoweniger ist die Acetylen- und Karbidfrage in regem Fortschritt begriffen und auch hier wird es am Platze sein, über ihren gegenwärtigen Stand eine kurze Übersicht zu geben. Von englischen Blättern wird die Zahl der Anlagen, die das, bekanntlich im Willson-Moissan'schen Prozeß mit Hülfe des elektrischen Schmelzofens aus Kalk und Kohle erschmolzene Calciumkarbid fabrizieren, jetzt auf 17 geschätzt, von denen jedoch die meisten wohl nur den gegenwärtigen hohen Stand der Karbidpreise benutzen, um vorübergehend ein Geschäft auf diesem Gebiete zu machen und den Artikel fallen zu lassen, sobald sinkende Preise den Profit davon verkleinern. Der maßgebende Faktor bei der Karbidfabrikation ist der Einheitspreis der Elektrizität, denn die pro Tag und elektrische Pferdekraft zu produzierende Karbidmenge scheint ziemlich feststehend zu sein und beträgt gegenwärtig etwa 4 kg. Dabei stellt sich der Herstellungspreis auf 200 Mk. pro Tonne oder 20 Pf. pro Kg., während der Verkaufspreis wenigstens im Kleinen, und größere Posten kommen selten zur Abnahme, noch immer das $2\frac{1}{2}$ fache beträgt. Das Acetylengas dürfte sich demnach bei der Einfachheit seines Herstellungsverfahrens für den sechs- bis siebenfachen Preis des Leuchtgases produzieren lassen, dem es in Siemensbrenner an Leuchtkraft etwa ebensoviel, bei der Verwendung von Glühkörpern aber nur drei- bis viermal überlegen ist. Trotzdem scheinen die in Deutschland und Frankreich vorgenommenen Versuche zur Eisenbahnbeleuchtung mit Acetylen zu günstigen Resultaten zu führen*). Weiter bleibt es abzuwarten, ob nicht in der Karbidfabrikation das neue Pictet'sche Verfahren eine erhebliche Kostenverminderung herbeiführen

*) In Preußen ist inzwischen die allgemeine Beleuchtung der Eisenbahnpersonenwagen durch in Gemisch Acetylen und Fettgas angeordnet.

wird. Während nämlich das ältere, von Wilson und Moissan fast gleichzeitig entdeckte Verfahren der Karbidherstellung sich als Wärmequelle lediglich der Elektrizität bediente, läßt der auch auf dem Gebiete der Kältetechnik so verdiente Prof. Raoul Pictet die Hauptarbeit der Erhitzung des Rohmaterials auf dem billigsten und ursprünglichsten Wege vor sich gehen. Nach seinen Patente geschieht die Verarbeitung der Rohstoffe in einem gewöhnlichen, zur Erzschmelze dienenden Hoch- oder Schachtofen, der nur am unteren Ende durch einen elektrischen Flammenbogen abgeschlossen ist. Der gewöhnliche Ofenprozeß bringt nun die Masse schon soweit in Hitze, daß es nur noch einer mäßigen Nachhilfe des elektrischen Stromes bedarf, um den Schmelzprozeß zu vollenden und das flüssige Karbid unten ablaufen zu lassen. Vielleicht wird schon die durch dieses Verfahren bewirkte Karbidverbilligung hinreichen, um den Acetylen diejenige Stelle in der Beleuchtungsindustrie zu verschaffen, die ihm seinen technischen Vorzügen nach zweifellos zukommt. Seine Herstellung ist im Vergleich zu dem Prozeß der Leuchtgasfabrikation von solcher Einfachheit, daß kleine Acetylengasanstalten, wie sie von mehreren Firmen gebaut werden, für Hotels, Fabriken, Villen, ja für manchen größeren Haushalt schon jetzt ihre Vorteile besitzen. Endlich erhöht ein geringer Zusatz von Acetylen zum gewöhnlichen Leuchtgas auch dessen Leuchtkraft so sehr, daß sich dieses Verfahren wahrscheinlich einbürgern wird, sobald es nur irgend der Preis des Calciumkarbids zuläßt. Um die weiteren Kreisen noch immer ziemlich unbekannten Vorzüge des Acetylens öffentlich zu zeigen und der praktischen Einführung der neuen Erfindung vorzuarbeiten, soll in Berlin im Laufe des Monats März oder April eine Acetylen-Fachausstellung stattfinden, und zwar unter der Leitung des „Deutschen Vereins für Acetylen und Karbid“, dessen Vorsitzender Herr Eisenbahndirektor Bork ist, dem auch die bevorstehende Einführung der Acetylen-Fettgas-Beleuchtung in den preußischen Statsbahn-Personenwagen wesentlich zu verdanken ist. Diese Ausstellung war ursprünglich für Cannstatt geplant; die dortigen Verhältnisse erwiesen sich aber angesichts des für die Sache bekundeten großen Interesses und der bereits erfolgten Anmeldungen für das Unternehmen als unzureichend, und deshalb wurde die weitere Ausführung des Planes dem genannten Verein übertragen. In Verbindung mit der Ausstellung ist ein Kongreß von Fachmännern auf dem Gebiete der Acetylen- und Calciumkarbid-Industrie in Aussicht genommen, in dem alle zur Zeit in dieses Gebiet einschlagenden Fragen vom wissenschaftlichen und technischen Standpunkte aus erörtert und beleuchtet werden sollen. Von verschiedenen Seiten außerhalb Deutschlands sind bereits Vorträge für diesen Kongreß angemeldet. Es wird dies die erste derartige Ausstellung der Welt sein, und die bereits vorliegenden Anmeldungen verbürgen eine erschöpfende und lehrreiche Veranschaulichung dieser neuen Industrien.

Ich komme noch einmal auf den Gegenstand der mechanischen Energieerzeugung zurück, um einige Bestrebungen der jüngsten Zeit zu charakterisieren, welche auf die weitere Ausnutzung der in der Natur frei verfügbaren Kräfte des Wassers hinzielen. Von der ungeheuer schnell um sich greifenden elektrischen Ausbeutung der Wasserfälle, Stromschnellen u. s. w. soll hier nicht weiter die Rede sein, aber es regen sich auch noch andere, dem Anschein nach keineswegs aussichtslose Bestrebungen, die Kraft des Wassers, auch wo es seine Energie in minder stürmischen Vorgängen äußert, in den Dienst der Industrie zu stellen. Die großen mehr oder weniger ruhig dahinfließenden Ströme bieten auf den ersten Blick, zumal auf ihnen in erster Linie die Erfordernisse der ungehinderten Schiffahrt maßgebend sind, der Anlage von Turbinen oder anderen Krafterzeugungsmedien gar keine Angriffspunkte, wenn man nicht etwa die früher häufiger und auch heute noch vereinzelt vorkommenden Schiffsmühlen, die höchst unvollkommen einen geringen Bruchteil der lebendigen Kraft der fließenden Strömung ausnutzen, dahin rechnen will. Trotzdem ist der Vorschlag, durch schwimmende Wehre eine wenn auch nur geringe Stauung zur Gewinnnng von Aufschlagwasser zu erzielen, mehrfach gemacht worden, freilich meist ohne dabei die Interessen der Schiffahrt zu respektieren. Der erste brauchbare Versuch, die Energie der Ströme in größerem Maßstab für gewerbliche Zwecke zu benutzen, ist in einem neueren, in technischen Kreisen viel Aufsehen erregenden Patent auf ein schwimmendes und bewegliches Durchlaßwehr zur direkten Benutzung der lebendigen

Kraft fließender Strömungen enthalten. Die Erfindung von K. v. D. Heydt bezweckt die Ausnutzung der Strömung durch ein System schwimmender Turbinen, mit deren Aufstellungen im Flusse weder für die Schiffahrt, noch für die Flösserei, das Treibholz, Hochwasser oder Eisgang die geringsten Hindernisse verknüpft sein sollen. Das schwimmende Durchlaßwehr besteht im wesentlichen aus einer Anzahl nebeneinander liegender, aber durch feste Zwischenkörper getrennter Gerinne oder Kammern, welche an beiden Enden offen sind und zu einem einzigen, quer oder schräg in die Strömung gelegten Wehr oder Damm verbunden sind. Durch die zwischen den Gerinnekästen eingeschobenen Wandungen, welche je zwei Gerinne durch eine wasserdichte Kammer voneinander trennen, wird das Strombett soweit verengt, daß die Schnelligkeit der Strömung sich an dieser Stelle verdoppelt und gleichzeitig hinter dem Wehr eine leichte, auf höchstens einen Fuß geschätzte Stauung hervorruft. Das Wasser wirft sich mit großer Geschwindigkeit in die offenen Gerinne, findet aber am unteren Ende eines jeden ein senkrechtes Turbinenrad, dessen Schaufeln durch die Strömung in Rotation versetzt werden. Wie nun die weitere Umwandlung dieser mechanischen in elektrische Energie und die Fortleitung der letzteren zum Ufer stattfindet, mag man sich leicht nach tausend vorhandenen Mustern vorstellen. Berechnungen, denen die zuverlässigen Strömungsformeln von Darcy und Bazin zugrunde gelegt sind, ergaben die Möglichkeit, daß dem Rhein bei der mittleren Wasserfülle, die er zwischen Bingen und Koblenz zu besitzen pflegt, auf jedes Kilometer seiner Strömung 1000 HP mittelst des schwimmenden Wehres entnommen werden können, ohne eine mehr als unmerkliche Stauung und Verlangsamung der Strömung zu bewirken. Unverständlich erscheint es auf den ersten Blick, daß ein solches Wehr sich mit den Interessen der Schiffahrt, mit den Verhältnissen des Hochwassers, Eisganges u. s. w. vereinigen lasse. Der Erfinder ist diesen Forderungen durch eine leichte Beweglichkeit des Wehres nachgekommen, das für gewöhnlich, an starken Ketten oder Tauen verankert, im Strome schwimmt. Nur bei Niedrigwasser ist die Sohle des Wehres leicht auf das Flußbett aufgesetzt, mit steigendem Wasserstand hält es sich immer an der Oberfläche des Stromes und bei Hochwasser benutzt es nur die obere, etwa 2 m hohe Wasserschicht zum Antrieb der Turbinen und läßt den Überfluß ungehemmt unter der Sohle hindurchströmen. Während der Zeit des Eisganges wird das Wehr bis auf die Sohle des Flusses gesenkt und läßt den Spiegel für die Eistrift frei. Um endlich dem am häufigsten vorkommenden Fall, das Passieren von Schiffen, zu verstehen, muß man sich die Konstruktion der Drehbrücken vergegenwärtigen. Zur jedesmaligen Durchfahrt eines Schiffes wird das Wehr oder, da es bei breiteren Flüssen in mehrere unabhängige Schenkel zerlegt gedacht ist, ein entsprechendes Stück des Wehres von seiner Verankerung gelöst und durch die Kraft der Strömung selbstthätig in eine zur Flußrichtung parallele Stellung gebracht, wodurch der Schiffahrtsweg frei wird. Nach dem Passieren des Dampfers oder Schleppzuges werden die Verankerungstaue durch die Kraft der schwimmenden Turbinen wieder aufgewunden und wird so die ursprüngliche Lage des Wehres wieder hergestellt. Die Baukosten für ein Rheinwehr von 300 m Breite veranschlagt der Erfinder in ausführlicher Berechnung auf rund 1 Million Mark, die Leistung auf 1200 unausgesetzt nutzbare Pferdekräfte und die Unterhaltungs- und Bedienungskosten so niedrig, daß man die Pferdekraft für eine Jahrespauschale von 80 Mk. würde abgeben können. Hinter dem Preise der lokal erzeugten Dampfkraft bleibt dieser, auch anderwärts nur von günstig gelegenen Elektrizitätswerken möglich gemachte Preis um wenigstens 50 Proz. zurück. Die schiffbaren Ströme Deutschlands sollen nach diesem Prinzip, das übrigens auch in technischen Kreisen nicht unbeachtet geblieben ist, 1800000 HP für den Dienst der Industrie freimachen können. Wenn die Berechnungen des Erfinders der Praxis standhalten sollten, so könnte diese Energie, aus dem fließenden Wasser gewonnen, das Volksvermögen durch eine jährliche Ersparniß von 150 Millionen bereichern, erweisen sie sich als irrig oder übertrieben, so ist doch jedenfalls das gesunde, wohldurchdachte Prinzip eines Versuches im großen wert. — Als Kuriosum vorläufig, das jedoch, gleich einigen anderen Lieblingsproblemen der Technik trotz aller vergeblichen Mühen nicht zur Ruhe kommen will, bevor die glückliche Lösung

gefunden ist, sei noch der motorischen Ausnutzung zweier hydraulischer Faktoren gedacht, die am Meeresstrande in beliebiger Fülle zu Gebote stehen: der Wellen und des Wechsels von Ebbe und Flut. Die Kraft der ersteren nimmt ein kürzlich erteiltes Patent des Engländers B. M. Fletcher zum Gegenstand, das sich durch die große Einfachheit seines Prinzips auszeichnet und dessen praktische Brauchbarkeit wenigstens für gewisse Zwecke ganz einleuchtend ist. Der Erfinder hat sich deshalb für die Ausführung seiner Ideen des Beistandes einer angesehenen Unternehmerfirma, Maudsley Sons u. Field, zu erfreuen. Der Wellenmotor besteht in seiner einfachsten Gestalt aus einer großen Schwimmboje, deren Inneres einen glatten Pumpenzylinder bildet und deren ganzer Körper von jeder Welle gehoben und wieder gesenkt wird. Um die Boje an ihrer Stelle festzuhalten, greift ein passender Kolben, dessen Fuß am Meeresgrunde des stets als flach zu denkenden Standortes befestigt ist, von unten in die Höhlung der Boje hinein, sodaß die letztere, von den Wellen gehoben und gesenkt, gleitende Bewegungen am Kolben ausführt. Der Erfolg ist Dank der Anordnung geeigneter Ventile genau derselbe, wie die Bewegung eines Kolbens im Inneren eines Pumpenzylinders, es wird eine beträchtliche Wassermenge bei jeden Hub der Boje eingesogen, bei jeder Senkung ausgepreßt. Das hochgehobene Wasser nun einem Reservoir oder einer Turbinenanlage zuzuführen, es zur Bewässerung, zur Kühlung oder Krafterzeugung zu verwenden, das sind Aufgaben, die weiter keine erfinderische sondern nur noch konstruktive Thätigkeit erfordern. Es ist interessant, daß eben in England die Bestrebungen, die Energie der Wellen auszunutzen, schon vor einigen Jahrhunderten begonnen haben. Im Jahree 1693 wurde dort das erste Patent zur Ausnutzung der Wellenkraft genommen. — Weniger Gestalt haben bisher die Wünsche, Ebbe und Flut dem Menschen zu motorischen Zwecken dienstbar zu machen, angenommen. Daß die tägliche, sechs bis zehn Fuß hohe, unbegrenzt lange und breite Flutwoge, die sich seit Äonen gegen die Küsten der Kontinente wälzt, eine Arbeitskraft in sich birgt, die aller andern, bisher ausgenutzten Naturkräfte spottet, ist allbekannt. Nachdem man nun ihrer früher allein ausgeübten Leidenschaft als Ländermörderin heilsame Fesseln in Gestalt mächtiger Deiche angelegt hat, taucht der Gedanke, ihre Energie dem Menschen dienstbar zu machen, immer verlockender auf. Nur ist leider seine Ausführung bisher über einige rohe Versuche nicht hinausgekommen. An der friesischen und oldenburgischen Küste, wo Orte wie Emden, Norden, Wilhelmshaven leistungsfähige Konsumenten für die dem Meere, natürlich nur in Gestalt von Elektrizität, abgezapften Kräfte sind, scheint diese Idee zuerst Gestalt annehmen zu wollen. Die Ausführung wird man sich so vorzustellen haben, daß das Hochwasser zur Flutzeit durch Schleusen in große Bassins geleitet wird, aus denen es während der Ebbe entweichen darf, aber nicht bevor es seine, dem jetzt um 6—10 Fuß höheren Wasserstand entsprechende Druckkraft in Turbienen und Dymamomaschienen entladen hat. Einzelheiten sind wohl bei diesen Andeutungen entbehrlich, bis ihr Gegenstand feste Gestalt angenommen hat, was nun freilich an der friesischen Küste mit Energie betrieben zu werden scheint. —

Es giebt einen Zweig der Technik, der fast kein Jahr ohne einige neue Erfolge und Verbesserungen verstreichen läßt, ohne daß doch gerade etwas wirklich Bedeutendes über ihn zu berichten wäre: Der Schiffbau. Seine bedeutendsten gegenwärtigen Fortschritte, das Ausbalanzirungssystem des verdienten Ingenieurs Otto Schlick in Kiel zur Beseitigung der Schiffsvibrationen, der Wasserröhrenkessel, die Naphtaheizung auf den Fahrzeugen der Kriegsmarine u. a. m. sind fast durchweg Erfindungen älteren Datums, neu nur insofern, als gegenwärtig ihre praktische Anwendung in schnellerem Tempo um sich greift. Trotzdem ist gerade das vergangene Jahr bemerkenswert für den Fortschritt der Schiffsbaukunst, nur daß man ihn mehr auf dem Gebiet der Dimensionen, als der Erfindungen suchen muß. Mit den beiden deutschen Schnelldampfern „Kaiser Wilhelm d. Gr." und „Kaiser Friedrich" hat der Norddeutsche Lloyd dem seit 1893 stehen gebliebenen Schnelldampferbaue wieder einmal einen kräftigen Anstoß gegeben. Der erste Dampfer, durch seine bisher bekannt gewordenen Reisen schnell zum Rufe des besten und schnellsten Schiffes der Welt gelangt, ist ohne Zweifel ein technisches Meisterstück, wie es noch nie fertiggestellt wurde, und das Schwesterschiff „Kaiser Friedrich,"

dessen Stapellauf vom deutschen Kaiser am 5 Okt. v. J. in Danzig vollzogen wurde, verspricht ihm in jeder Beziehung ebenbürtig zu werden. Der vom Vulkan gebaute Doppelschraubendampfer „Kaiser Wilhelm der Große" übertrifft mit 20000 Tons Wasserverdrängung die besten älteren Schnelldampfer des Lloyd um beinahe 100 pCt. Der im Beisein des deutschen Kaisers vom Stapel gelassene Rumpf mißt 189 m über Deck in der Länge, 20 m in der Breite, und die Höhe vom Kiel bis zum Oberdeck ohne die Aufbauten beträgt 13 m oder 40 Fuß. Noch einmal so hoch aber erheben sich die vier riesigen Schlöte, die dem mächtigen Fahrzeug ein überaus imponierendes Aussehen verleihen.

In jeder von den beiden 15000pferdigen Propellermaschinen, den größten Dampfmaschinen, welche bis jetzt gebaut worden sind, hat der Dampf vier Expansionsstufen in ebensoviel Zylindern zu durchschreiten, und die letzten Zylinder erreichen bereits die Größe recht anständiger Dampfkessel. Außer diesen Betriebsmaschinen, welche das Schiff mit 22 Knoten Geschwindigkeit vorwärts treiben, besitzt der Dampfer aber noch zu den verschiedensten Dienstleistungen an Bord 68 Hilfsdampfmaschinen mit zusammen 124 Dampfzylindern. Alles in allem würden dieselben in einer ziemlich großen Fabrikstadt zur Bewältigung der mechanischen Arbeit ausreichen. Hier werden sie durch ein Personal von 208 Maschinisten und Heizern bedient, von denen der größte Teil abwechselnd den schweren Dienst an den Kesseln versieht. Es sind deren 14, mit der drei- bis vierfachen Zahl von Feuerungen ausgestattet, und die Menge der Steinkohlen, die täglich in diese glühenden Schlünde geworfen werden muß, beläuft sich auf 50 Waggonladungen = 10000 Zentner. Das Maschinenpersonal eingeschlossen, besteht die ganze Bemannung des Schiffes aus 450 Köpfen, und ihr ist das Wohl von 800 Kajütenpassagieren und mindestens ebensoviel Zwischendeckern anvertraut. Die Behaglichkeit und Zweckmäßigkeit der Räume auf dem schwimmenden Koloß wird nur noch von ihrer Pracht übertroffen; besonders der große Salon und die vier daranstoßenden Miniatursalons, das Königin Luise-, Kaiserin Augusta-, Bismarck- und Moltkezimmer sind von einer entzückenden, ersten Künstlern zu verdankenden Pracht und Anmut der Ausstattung. Diesem Riesen des Meeres, auf dem nun thatsächlich selbst die schwersten Stürme der Behaglichkeit des Lebens keinen wesentlichen Eintrag mehr thun können, kommt der am 5. Oktober vom Stapel der Schichauschen Werft laufende „Kaiser Friedrich", an Größe nicht ganz gleich. Trotzdem ist er ihm in einem Punkte überlegen, in der Schnelligkeit, welche man hier dank dem Einbau von Maschinen, die denen des „Kaiser Wilhelm" fast um nichts nachstehen, auf 23 Knoten zu steigern hofft. Damit wird dieser Lloyd-Dampfer, von den kleinen Torpedojägern abgesehen, bei seiner Fertigstellung das schnellste Schiff aller Meere sein, und im Kriegsfalle, für den er nebst dem größeren Schwesterschiff als Hilfskreuzer engagiert ist, würde er zu den gefürchtetsten Kaperschiffen aller Flotten gehören. Seine beiden Schrauben, wie die des „Kaiser Wilhelm d. Gr." von 22 Fuß Durchmesser, werden von den 14000pferdigen Maschinen mit Hilfe von Stahlwellen angetrieben, die je 800 Zentner wiegen und 2 Fuß dick sind. Diese aus deutschem Nickelstahl geschmiedeten Wellen werden hoffentlich ganz besonders zur Sicherheit des Passagierdienstes auf den beiden neuen Eildampfern des Lloyd beitragen, dessen Ruf in den letzten Jahren durch mehrfache Schaftbrüche auf hoher See ein wenig gelitten hat. Von berufenen Fachleuten werden diese Unfälle auf den Ankauf der bisherigen Schraubenwellen in England und auf die überhastete Ausführung der Bestellungen aus nicht ganz tadellosem Metall zurückgeführt, Umstände, die nunmehr durch die Verwendung von deutschem Nickelstahl aus Walzwerken ersten Ranges fast zur Unmöglichkeit gemacht werden. Es darf bei der Eifersucht, mit welcher England seinen Ruf als erste seefahrende Nation zu wahren trachtet, nicht Wunder nehmen, daß man dort durch Bestellung zweier noch größerer Schnelldampfer bereits Maßregeln ergriffen hat, um der vermehrten deutschen Konkurrenz zu begegnen, indessen gehören diese noch zu erwartenden Leviathans, übrigens die ersten Handelsdampfer, die bestimmt sind, die Kraft dreier Schrauben gleichzeitig zu benutzen, insofern sie einstweilen noch Zukunfsmusik sind, in den Rahmen dieser Rundschau nicht mehr hinein.

Die außerordentliche Zahl von Bränden und besonders von Einäscherungen solcher Gebäude, die wie Fabriken, moderne Geschäftshäuser, Elektrizitätswerke, fast

ganz aus Stein und Eisen bestehen, hat die Zweckmäßigkeit dieser modernen Bauweise wieder sehr in Frage gestellt. Die Bautechnik glaubte eine Zeit lang der Elementarkraft des Feuers gegenüber genug gethan zu haben, indem sie nur unverbrennliche Materialien zum Bau wertvoller oder große Warenvorräte bergender Häuser in Anwendung brachte. Die Praxis hat gezeigt, daß erstens nicht Wände, Decken, Pfosten, Thüren, Treppen 2c. dem Feuer seine Hauptnahrung geben, sondern die in den Innenräumen aufgespeicherten, an Wert und Masse gleich großen Warenvorräte, daß aber zweitens die eisernen Gerippe moderner Geschäfts-, Wohn- oder Fabrikhäuser, weit entfernt, in Brandfällen zur Sicherheit beizutragen, oft das gerade Gegenteil bewirken. Unter der Einwirkung der Hitze erleiden die eisernen Säulen und Träger unter Umständen so bedeutende Formveränderungen und Schwächungen ihrer Tragkraft, daß das darauf ruhende Mauerwerk entweder sofort einstürzt oder wegen Einsturzgefahr abgetragen werden muß. Ebensowenig Schutz gewähren bei starkem Feuer die zur Absperrung der einzelnen Räume in Geschäftsmagazinen vielfach gebrauchten eisernen Thüren. Sie sind allerdings unverbrennlich, aber bei stärkeren Wärmegraden erleiden schließlich auch sie so starke Verkrümmungen und Ausbeulungen, daß Rauch und Feuer fast ungehindert von Raum zu Raum gelangen können. Viel besser bewähren sich in solchen Fällen nach neueren Versuchen hölzerne Thüren mit feuerfesten Einlagen. Schon glatte Thüren aus Eichenholz ohne irgend welche Vorsprünge oder Leisten vermögen dem Feuer lange Zeit zu widerstehen. Derartige Thüren aus zwei in der Faserrichtung sich kreuzenden Holzschichten, zwischen welche eine dünne Lage Asbestpappe eingelegt ist, können beinahe als vollständig feuersicher gelten. Wenn man aber vollends die Asbestverkleidung auch auf den beiden Außenflächen der Thür anbringt und durch einen dünnen Blechbeschlag vor mechanischen Verletzungen schützt, so sind derartige Thüren ohne Zweifel jeder Eisenkonstruktion vorzuziehen. Selbst wenn solche Thüren zur Ersparung von Gewicht und Kosten aus Fichtenholz hergestellt werden, verdienen sie den Vorzug vor Eisenthüren. Einfachere Konstruktionen, die nur aus einer Asbestlage mit weichem Holzbelag und dünner Blechbekleidung bestehen, sollen wenigstens mit Bestimmtheit soviel Sicherheit gewähren, daß die durch sie geschützten Räume vor dem Eintritt des Feuers von ihrem Inhalt entleert werden können, ein für große Lagerräume mit wertvollen oder auch feuergefährlichen Beständen gewiß unschätzbarer Vorteil. Um das Holz dem Eisen gegenüber noch mehr wieder in den Vordergrund zu stellen, hat sich im vergangenen Jahre die amerikanische Fire Proofing Co., welche die Herstellung feuerfester Hölzer nach einem neuen, anscheinend sehr guten Imprägnierungsverfahren betreibt und drüben bereits ziemlich viel Erfolg gehabt hat, besondere Mühe gegeben, ihr Produkt auch in Europa einzuführen. Es ist mehrfach darauf hingewiesen, daß die Imprägnirung von Holz mit Metallsalzen, um es unentflammbar zu machen, nichts weniger als neu und speziell in Deutschland schon vor langer Zeit ausgeführt worden sei. Natürlich würde das das Verdienst der amerikanischen Firma, wenn ihre Hölzer wirklich alle ihnen nachgerühmte Vorzüge haben, um nichts verringern. Einer dieser Vorzüge, eben der Schutz gegen das Entflammen, scheint durch mehrfache Versuche, für Deutschland zuerst in Gotha im August vorigen Jahres, bewiesen zu sein. Neben einem kleinen Fachwerksbau aus imprägnirten Hölzern der Fire Proofing Co. wurde ein eben solcher aus Tannenholz aufgerichtet und dann an der Windseite der beiden Häuschen ein heftiges durch Petroleum genährtes Feuer entzündet. Das nicht imprägnirte Bauwerk wurde schnell vom Feuer angegriffen und brannte in kurzer Zeit bis auf den Grund ab. Das andere kohlte unter den stärksten über das Dach hinaus schlagenden Flammen hier und da ein wenig an, ohne sonst den geringsten Schaden zu erleiden. Man konnte es an der vom Feuer abgekehrten Seite betreten ohne die Temperatur im Innern erheblich wärmer als außen zu finden. Eine am 3. Juli in London im Garten des Hurlingham-Klubs vorgenommene Brandprobe mit zwei ähnlichen, zehn Fuß im Quadrat messenden Häuschen ergab genau dasselbe Resultat. Das aus Fichtenbalken hergestellte Haus war in einer halben Stunde verschwunden, während das imprägnirte noch nicht den geringsten Schaden erlitten hatte und ihn auch im weiteren Verlauf des



mit Öl und Petroleum reichlich genährten Feuers nicht erlitt. Zum Schluß wurde im Innern des Häuschens eine ebenfalls aus imprägnirtem Holz bestehende Kiste, mit Büchern und Papier gefüllt, aufgestellt und der Versuch gemacht, dieselbe von außen in Brand zu setzen. Aber auch in diesem Falle war das auf dem Fußboden entzündete und mit leicht entflammbaren Stoffen unterhaltene Feuer nicht im Stande, den Fußboden, die Kiste oder die Innenwände des Raumes nennenswert zu schädigen, geschweige denn den Inhalt der Kiste zu zerstören. Es sind gegen die getränkten Hölzer auch Vorwürfe bezüglich der Haltbarkeit erhoben worden. Die Imprägnierung soll das Gefüge des Holzes so sehr verändern, daß es für die meisten Zwecke, wo Festigkeit verlangt werden muß, nicht mehr zu gebrauchen ist. Ob auch das neue Verfahren diesen Fehler besitzt, müßten Versuche lehren; wenn, wie geschrieben wird, in der amerikanischen Kriegsmarine nur noch Hölzer der genannten Firma verwendet werden, um die Feuersgefahr auf den Schiffen zu verringern, so sollte man jene Vorwürfe allerdings eigentlich bereits für widerlegt halten. Bewährt sich das neue Verfahren, so würde es, selbst ohne dem Eisen viel Abbruch thun zu müssen, dennoch erhebliche Fortschritte in der Feuersicherheit der Bautechnik herbeiführen können. Wenn auch die Kosten der Imprägnierung (der Preis beträgt zur Zeit pro qm zölliger Bretter noch 2 Mark,) vorläufig dafür sorgen werden, daß selbst bei den kostspieligsten Bauten noch lange nicht jedes Brett und jeder Balken imprägniert werden, so könnte doch auch jetzt schon durch die teilweise Verwendung feuersicherer Bauhölzer viel zukünftiges Unglück verhütet werden. Besonders in Theatern, Versammlungsräumen, Magazinen und anderen, in Brandfällen besonders gefährdeten Häusern sollte mit der Verwendung imprägnierter Hölzer zu Thüren, Fenstern, Pfosten, Treppenbelag, Dachstühlen u. dgl. nicht gespart werden. Ein Fußboden, ein glatt in der Wand vermauerter Balken werden vom Feuer schwer ergriffen, um so leichter aber die freistehenden oder vorspringenden Teile der bezeichneten Art. Eine Thür, die dem Andrang der Flammen auch nur ein paar Stunden widersteht, ein Dachstuhl, der dem vom Nachbarhause herüberzüngelnden Feuer keine Nahrung giebt, eine auch in ihrem Belag unverbrennliche Treppe sind in Fällen von Feuersgefahr von so hohem Wert, daß zu ihrer Erlangung keine Opfer und keine Kosten zu hoch erscheinen dürfen. —

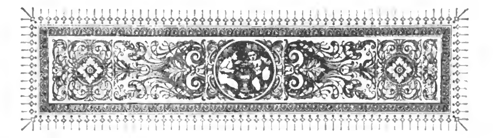
Entschiedene Fortschritte hat im vergangenen Jahr, nach frühen Anfängen und langem Stehenbleiben, die Frage der sog. **Automobilen** oder besser **Motorwagen** gemacht. An der Möglichkeit, an jedem oder doch fast jedem Gefährt des täglichen Gebrauchs, gleichviel ob zu Luxus-, Verkehrs- oder Arbeitszwecken, wie etwa an Sprengwagen, landwirtschaftliche Maschinen und dgl., die tierische Zugkraft durch die Maschine zu ersetzen, kann vom rein technischen Standpunkt längst nicht mehr gezweifelt werden. Es hat sich in den letzten Jahren eine solche Sintflut von Kleinmotoren über uns ergossen, daß es wirklich schwer sein würde, einen Zweig der mechanischen Arbeit zu nennen, für den man nicht mit gutem Gewissen ein halbes Dutzend davon empfehlen könnte. Trotzdem hat es mit der Anwendung von Motoren für den Antrieb frei laufender, d. h. an keinen Schienenweg gefesselter Wagen lange gehapert. Man muß die hier vorliegenden Schwierigkeiten mehr auf der Seite der Erfahrung und des Mißtrauens gegen Neuerungen, als der Technik suchen, denn seit die lange Zeit bestandenen Verbote gegen den freien Verkehr von selbst fahrenden Wagen wenigstens auf der Landstraße in den meisten Ländern gefallen sind, hat das Automobilwesen überaus rasche Fortschritte gemacht. In England eine Reihe von industriellen Gründungen, die der Technik und dem Handel des Automobilwesens im Laufe eines einzigen Jahres 107 Millionen Mk. zuführten, in Frankreich, Deutschland und Österreich die Gründung von Vereinen zur Einführung und Belebung des Motorwagenverkehrs, diese und ähnliche Erscheinungen haben den jungen Industriezweig im vergangenen Jahre sehr gekräftigt. Wird der leichte Typus des Motorwagens für eine oder einzelne Personen, gleichsam die Ergänzung des Fahrrades, vorläufig seines hohen Preises wegen ein Sport Weniger bleiben, so erschließen sich dem selbstfahrenden Gefährt im Geschäftsverkehr um so mehr Wege. Die London Motor Van und Wagon Comp. baut, verkauft und verleiht nicht

allein elektrische Geschäfts- und Reklamewagen, sondern auch Postfuhrwerke, Möbel-, Last-, Spediteurwagen, Spezialgefährte zur Abfuhr von Müll u. dergl., zum Besprengen der Straßen, welches Geschäft in einigen amerikanischen Städten übrigens längst den elektrischen Straßenbahnen zuerteilt worden ist, und zu vielen andern Zwecken. An Vielseitigkeit fehlt es also der Gesellschaft nicht; ihre einzige Devise ist, Bekämpfung der tierischen Zugkraft auf allen Gebieten! Am meisten Aussicht auf Einführung hat wohl außer den automobilen Droschken und Omnibussen der elektrische Geschäftswagen zum Ausfahren bestellter Gegenstände, den man in einzelnen Exemplaren schon seit Monaten in London, Paris, Berlin, Wien und anderen Weltstädten erblicken kann. Ein Zeichen der Zeit ist endlich für unsere Frage die Begründung des Britisch Motor Syndikate mit nicht weniger als 20 Millionen Mark Grundkapital. Dieses Riesenunternehmen, welches seine Hand schnell auf die Motorwagenfabrikation der ganzen Erde gelegt hat, bildet wohl den jüngsten und reinsten Typ eines industriellen Monopols. Nicht weniger als 70 bis 75 Patente auf Motorwagen jeder Art, gleichviel ob mit Elektrizität, Dampf, Gas, Petroleum, Benzin oder wie sie sonst betrieben werden, Patente jeden Umfangs und aller Länder, befinden sich in den Händen des Syndikats, und unablässig werden die neuen Erfindungen gleicher Gattung hinzugekauft. Welche Aussichten dieses Unternehmen, dem thatsächlich die Automobil-Industrie der ganzen Welt tributpflichtig ist, in den Augen der englischen Geschäftswelt besitzt, kann man daran sehen, daß die Leiter es wagten, die letzten zwei Millionen Mark ihrer Emission zu 300 pCt. auf den Markt zu bringen, — die Spekulation war von glänzendem Erfolg begleitet. Was die Technik des Automobilwesens betrifft, so ringen vorläufig noch gar zu viele Systeme um die Ehre, das Zugpferd von seinem alten Platze vorm Wagen zu verdrängen, als daß einem oder dem andern davon der Ruf des besten zukäme. Hinsichtlich der Bequemlichkeit ihrer Wartung, auch der Einfachheit ihres Mechanismus möchte den mit elektrischen, Akkumulatoren ausgerüsteten Motorwagen vielleicht am meisten zu trauen sein, wenn bereits die Möglichkeit bestände, die sich schnelle erschöpfende Ladung ihrer elektrischen Sammler überall zu erneuern. Da dies jedoch meist nur in größeren Städten, die öffentliche Elektrizitätswerke besitzen, der Fall ist, so sind die Elektromotorwagen einstweilen noch mehr oder weniger auf den städtischen Automobilverkehr beschränkt, wo sie sich in der That gut zu bewähren scheinen. Die Straßen der meisten größeren Städte sind für den Verkehr mit Motorwagen freigegeben worden, 350 elektrische Droschken sind für London in Auftrag gegeben worden und ein Teil von ihnen hat seine Thätigkeit, dem Londoner Cab älteren Kalibers das Leben sauer zu machen, bereits aufgenommen. Ebenso ist eine größere Zahl von elektrischen Omnibussen, wie sie in Paris schon jahrelang im Gebrauch stehen, jetzt auch in London bestellt und der Fertigstellung nahe. Auch in Berlin, wo man im letzten Herbst überhaupt viele Automobilwagen sehen konnte, zeigte eine der hauptstädtischen Omnibusgesellschaften vor kurzem an, daß demnächst ihr erster Omnibus ohne Pferde, elektrisch angetrieben, in Verkehr gestellt werden würde. Ebenso unbeschränkt aber, wie die Elektrizität in den Städten, scheint einstweilen der Dampf-, Petroleum- oder Benzinmotor auf der Landstraße das Automobilwesen noch zu beherrschen. Besonders für schweres Lastfuhrwerk auf Landstraßen scheint nach den Ergebnissen mehrerer französischen Konkurrenzfahrten, die Elektrizität vorläufig den Dampf- oder Explosionsmaschinen noch nicht gleichartig.

„Nach Gold drängt Alles“, und so will denn auch ich diese Rundschau mit einigen Worten über die sensationellen Nachrichten beschließen, die am Schluß des vorigen Jahres über eine neue amerikanische Goldmacher-Erfindung in Kurs gesetzt wurden. Der bisher in seinen Entdeckungen und Erfindungen recht erfolgreiche, wenn auch vielleicht nicht ganz so, wie seine Landsleute ausposaunen, unfehlbare Chemiker Dr. Emmens soll nach langen Vorversuchen das Problem gelöst haben, die Atome des Silbers so zu verändern, daß sie in ihrer Zusammensetzung von denen des Goldes nicht mehr unterschieden werden können. Auf den ersten Anschein eine lächerliche Nachricht, — lächerlich wie alles, was die Grundvesten der Naturwissenschaft, in diesem Fall die Unteilbarkeit und Veränderlichkeit der Elemente, antasten will. Aber wie oft schon sind diese Säulen der Natur

wissenschaft nicht bloß angetastet, sondern auch ganz gehörig gerüttelt worden, und wie wenig fest haben sie sich bei verschiedenen Anlässen schon erwiesen! Damit soll nicht etwa eine Lanze für die Echtheit des Emmens'schen Goldes gebrochen, sondern nur eine Erklärung dafür gegeben werden, daß diese neueste Nachricht aus dem Reiche des Steins der Weisen hier überhaupt ernsthaft besprochen wird. Schon lange ist in Kreisen naturwissenschaftlicher Ketzer ein Zweifel an der Echtheit der sogenannten Elemente oder Urstoffe aufgetaucht. Es ist zwar noch Niemandem gelungen, aus einem Atom Wasserstoff ein Atom Sauerstoff zu machen, aber auch der Gegenbeweis, daß Wasserstoff ewig Wasserstoff und Kupfer ewig Kupfer bleiben müßte, ist noch nicht in unwiderlegbarer Form geliefert. Man hat neuerdings die Frage aufgeworfen, ob es denn mit der Unzerlegbarkeit und Unveränderlichkeit der Atome wirklich seine Richtigkeit habe, und die Möglichkeit hat sich nicht ganz ausschließen lassen, daß eine weitere Zerlegung der sogenannten letzten Körper am Ende doch noch ausführbar sei. Könnte man sich nicht einen Urstoff vorstellen, dessen kleinste Teile, wir können sie ja wiederum Atome nennen, zu bestimmten Gruppen geordnet sein müssen, um das zu ergeben, was man heute unter Atomen versteht? Daß bis jetzt noch Niemand diesen Urstoff gesehen hat, wäre für diese Anschauung kein Hindernis, denn auch ein Atom, ein Molekül, eine Lichtwelle wurde bis jetzt noch von keinem menschlichen Auge erblickt, und doch rechnen wir mit ihnen allen wie mit selbstverständlichen Größen. Diese Hypothese brauchte nur gestellt zu werden, um eine Flut neuer Untersuchungen nach sich zu ziehen. Dem amerikanischen Chemiker Lea gelang es zuerst, das für solche Prozesse sehr geeignete Silber durch die merkwürdigsten chemischen Prozesse soweit zu verändern, daß man das Resultat, obwohl kein neuer Stoff dazugethan war, kaum noch hätte Silber nennen können. Als sein Nachfolger griff Emmens dieselben Fragen an, und gelangte noch eine Stufe weiter. Auch er trieb das Silber durch eine endlose Flut von Reduktions-, Dissoziations- und sonstigen Prozessen hindurch und soll daraus ein neues, Argentaurum genanntes Element zu Stande gebracht haben, das, wie sein Name (aus Argentum und Aurum) bezeichnet, zwischen Silber und Gold an Ansehen und Eigenschaften die Mitte hält. Emmens hält diese schwer zu erklärende Veränderung des Silbers ohne das Hinzutreten eines anderen Elements für eine Änderung des Atomgewichts, die man durch unendlich feine Zerteilung eines Elements willkürlich hervorbringen könne und beruft sich auf die allgemein anerkannte Erfahrung, daß es das Atomgewicht in erster Linie sei, welches die chemischen Eigenschaften der Elemente bestimme. Er hat seinen Weg bisher geheim gehalten und hält ihn anscheinend auch noch jetzt, nachdem er die weitere Umwandlung des Mischmetalles in reines Gold gelungen glaubt, geheim, deswegen muß er sichs gefallen lassen, daß andere ihm nicht aufs Wort glauben, sondern Beweise dafür verlangen, daß seine abgelieferten Goldbarren nicht nur reines Gold, was wir ihm gern zugestehen wollen, sondern auch ohne die Mitanwendung des Goldes als Herstellungsmittel entstanden sind. Von den ersten 19 Barren künstlichen Goldes, die Emmens im vorigen Jahre fertiggestellt haben soll, kaufte nach englischen Blättern das Goldscheidebureau der Vereinigten Staaten den größten Teil an, während den Rest ein Syndikat erwarb, das die Sache weiter verfolgen will. Nach neueren Nachrichten werden jetzt kleine Blättchen Emmens-Gold auch an weitere Kreise abgegeben, freilich zu einem Preise, der einstweilen den guten Geldes noch ein wenig übertrifft. Wird die Sache weiter gedeihen? wird sie im Sande verlaufen? Ein merkwürdiges Symptom der herrschenden Unsicherheit ist die Stellung der wissenschaftlichen Journale in dieser Frage, von denen anscheinend, trotz mancher spöttischen Bemerkung über den neuen Goldmacher, doch kaum eines den Mut findet, die Sache kurz und gut für Humbug zu erklären.





Bei den Spiritualisten in Washington.

Von
Dr. J. Rudolph (Hoboken).

Auf der Eisenbahn reist man in den Vereinigten Staaten sehr schnell, bequem und billig. Länger als eine Minute halten auch Lokalzüge an den einzelnen Stationen niemals; sie fahren stets 30—40 engl. Meilen in der Stunde, während Expreßzüge 50—60 Meilen machen, d. h. streckenweise 1 Meile = 1,609 km in der Minute. Der den Bahnen gesetzlich gestattete Maximal-Preis pro Meile ist in den einzelnen Staaten verschieden, übersteigt aber nirgends vier Cents. Bei längeren Strecken wird man selten mehr als zwei Cents zu bezahlen haben. Albany, die Hauptstadt des Staates New York, bekannt durch sein Marmorkapitol, das bereits 20 Millionen Dollars verschlungen hat und noch immer unvollendet ist, liegt von New York 150 Meilen entfernt. Ein Excursion-ticket (Rückfahrkarte) kostet 6 Dollars = 25 Mark, also 2 Cents die Meile. Dabei berechtigt diese Fahrkarte zur Fahrt mit jedem Zuge ohne jede Zuschlagzahlung. Der schnellste Zug zwischen New York und Albany braucht, ohne einmal zu halten, drei Stunden. Das ist eine erstaunliche Leistung, wenn man die Schwierigkeit des Bahnbettes den Hudson aufwärts durch die Berge in Betracht zieht. Der Zug, der streckenweise über 60 Meilen machen soll, wird der Empire State Express genannt. The Empire State heißt New York, als der bedeutendste und machtvollste Staat der Union. Was nun die Bequemlichkeit anlangt, so ist bekannt daß wir hier nur eine Klasse und einen Preis haben. Die Wagen sind alle „durchgehende", wie ich sie ähnlich in England, Frankreich, der Schweiz und Deutschland getroffen habe. Alle Sitze sind gleich bequem gepolstert. In jedem Wagen ist ein besonderes Toilettenzimmer für Herren und Damen und im Sommer stets Eiswasser in Fülle. Die Heizung im Winter geschah früher durch besonders konstruierte Öfen, jetzt meist durch Dampfröhren. Da bei jedem Doppelsitze ein Fenster ist, so wird die Aussicht niemand geschmälert. Seit etwa 20 Jahren werden weitgehenden Expreßzügen auch noch Parlor-Cars, d. h. Palast-Wagen angefügt, für die man noch 1—2 Cents die Meile zahlt. Dieselben sind zum Teil von fabelhafter Pracht und bieten jede nur denkbare Bequemlichkeit. Man speist in ihnen vorzüglich. Bei sehr langen Fahrten (nach Chicago und dem Westen oder Süden) werden besondere Hotelwagen eingestellt, bei der Fahrt durch die Alleghanies, das Felsengebirge und andere szenisch berühmte Gegenden auch die praktischen Aussichtwagen. Aber nötig ist die Benutzung dieser Luxuswagen nicht, natürlich abgesehen vom Schlafwagen. Die gewöhnlichen

Passagierwagen genügen auch größeren Ansprüchen, sie sind durchaus der 2. Klasse auf Deutschlands Bahnen zu vergleichen. Freilich kommt auch viel darauf an, mit welcher Bahn man reist. Die großen Bahnen befriedigen jeden gerechten Wunsch.

Eine der schönsten und am besten ausgerüsteten ist die Royal Blue Line, mit der ich am Montag den 18. Oktober von New York resp. Jersey City nach Baltimore fuhr. In einer Stunde und 50 Minuten war Philadelphia erreicht. Hier hielten wir nur 2 Minuten an. Die Stadt der Bruderliebe hat nun endlich ihr Rathaus fertig gebaut, ein imposanter, riesiger Bau mit einem weithin ragenden 547 1/2 Fuß hohen Turme. Den Delaware, die Grenze zwischen New Jersey und Pennsylvanien, hatten wir schon vorher gekreuzt, nun fuhren wir auf seinem rechten Ufer südwärts und hielten noch einmal in Wilmington, der Hauptstadt des Staates Delaware, eines der kleinsten der Union. Bald waren die nördlichen Zungen der Chesapeak-Bay erreicht, in die hier der Susquehanna mündet, den wir auf hoher Brücke kreuzten. Die Nordostecke des Staates Maryland erschien mir mit einer Fülle von Wasserarmen, mit herrlichen Laubwäldern und Hügeln viel interessanter, als ich später den übrigen Teil dieses Staates fand. Die Pennsylvania-Eisenbahn, mit der ich die Rückreise machte, durchschneidet hier viele dieser Ausläufer der großen Bay auf niedrigen Pfahlbrücken, so daß man fast eine halbe Stunde lang ziemlich ununterbrochen über Wasser fährt. Um 2 Uhr Nachmittag war nach fünfstündiger Fahrt Baltimore erreicht. Ich war nicht im geringsten ermüdet, denn der Wagen war sehr gut ventiliert und mein Sitz so bequem wie der beste Polsterstuhl. Auf dieser Linie ist jedem Passagierwagen ein Neger als Bedienung zugeteilt, der besonders Frauen und Kindern in jeder Weise behülflich ist. — Ich suchte zunächst meinen Sohn auf, der hier im vierten (letzten) Jahre Medizin studiert. Nur an kleineren Colleges ist das Studium noch dreijährig. Am Nachmittag durchstreiften wir die Stadt, d. h. wir sausten mit der elektrischen Bahn von einem Punkt zum andern. Baltimore hat etwa 400 000 Einwohner, liegt sehr ausgebreitet und ist zum größten Teil nicht schön zu nennen. Fast ein Viertel seiner Bewohner sind Schwarze, Deutsche sollen etwa 70 000 hier leben. Die Bedeutung der Stadt als Handelshafen ist beständig im Wachsen. In Prozenten ausgedrückt hat ihr Export im letzten Jahre den von New York überholt und ist dem von Philadelphia nahe gekommen. Die Stadt hat interessante Monumente und alte Gebäude, die Straßen der alten Teile sind eng und unregelmäßig, mitten hindurch gehen zwei Höhenzüge, wodurch manche Straßen etwas steil werden.

Zunächst besuchten wir das „Baltimore Medical College", die frequentierteste der fünf medizinischen Schulen der Stadt. Die Senior-Klasse zählt 250 Studenten. Mit dem College ist das Maryland-Hospital verbunden. Dann besahen wir einige Gebäude der bekannten und reichen John Hopkins Universität, deren bedeutendster Name gegenwärtig Paul Haupt ist, Prof. der semitischen Sprachen und Redakteur der eben erscheinenden amerikanischen Polychrom-Bibel, welche die „sicheren" Ergebnisse der neuen alttestamentlichen Kritik durch mehrfarbigen Text dem Volke vermitteln soll, aber freilich viel zu teuer ist.

Darauf eilten wir nach dem hoch gelegenen Patterson-Park und hatten hier vom Aussichtsturme ein wundervolles Panorama der gewaltigen Stadt vor uns. Fern drüben am Hafen erkannten wir das Kirchlein der deutschen evangelischen Hafenmission in Locust Point. So wird der auf einer langen Landzunge zwischen den beiden Hafenmauern gelegene ärmliche Stadtteil genannt. Das war unser nächstes Ziel. Wir trafen den freundlichen Pastor Dalhof im Pfarrhäuschen neben der Kirche. Seine Thätigkeit als Hafenmissionar ist nur noch gering, da die Einwanderung und besonders die nach Baltimore sehr bedeutend abgenommen hat. Daran sind unsere neuen nativistischen Einwanderungsgesetze, vor allem aber die seit Jahren schon andauernden „schlechten Zeiten" schuld. Der Präsident und die Gouverneure haben zwar wieder bei Gelegenheit des Danksagungstags am 25. November viel von „Prosperität" gesagt — aber wir sehen nichts davon. Vor Einwanderung Mittelloser kann nicht genug gewarnt werden. Damals lag gerade die „München" von Bremen im Hafen. Doch die Zeit drängte. Wir

eilten nach dem entgegengesetzten Ende der Stadt zum Druid-Hill Park, dem Stolze von Baltimore. In der That ein prächtiger Park, größer als der berühmte Zentral-Park in New York. Da die Sonne schon sank, so konnten wir nur einen kleinen Theil der herrlichen und kunstvollen Anlagen bewundern, vor allem den vorderen See, aus dessen Mitte eine Wassersäule von fast 100 Fuß Höhe emporsteigt. Auf meines vielbeschäftigten Sohnes Begleitung mußte ich am Abend verzichten und verbrachte ihn in Gesellschaft des liebenswürdigen Pastors Wienand, dessen schöne Kirche in der Calvert-Straße im Geschäftszentrum der Stadt liegt. An jenem Abend trank ich zum ersten Male in meinem Leben echte Braunschweiger Mumme.

Der 19. Oktober war ein lieblicher Herbsttag. Nach dem Frühstück fuhr ich mit der Pennsylvania-Bahn nach Washington. Die Fahrt ging durch öde, recht unschöne Gegend, der ganze Unterlauf des Potomac bietet nur sehr wenig das Auge Anziehendes. So war ich doppelt geneigt zu einem Bahngespräche mit meinem Sitznachbar. Hier unterhält man sich mit Fremden bei der Fahrt in der Regel nicht, Reisebekanntschaften auf der Bahn gehören zu den Seltenheiten, jeder bleibt für sich, selbst bei stundenlanger Fahrt. Aus der Landschaft scheint sich der Amerikaner nicht viel zu machen, aber er hat stets Zeitungen und anderen Lesestoff bei sich, der auch während der Fahrt den Passagieren zum Kaufe angeboten wird.

Mein Nachbar war ein Clerk (Buchhalter) im Departement des Innern in Washington. Ich brachte das Gespräch auf die Indianer und hörte von ihm manches Interessante. So z. B. von der wachsenden Unzufriedenheit der Choctaws, Chickasaws und Creeks im Indianer-Territorium und ihrem Plane nach Mexico auszuwandern und dort einen eigenen Staat zu gründen. Ihre Gesandten befinden sich gegenwärtig noch in Unterhandlung mit der Mexikanischen Regierung, die dem Plane wohlwollend gegenübersteht. Mein Reisegenosse schätzte die Zahl der Indianer, die noch nicht im Bürgerverbande der Union stehen, auf 64000. Nach einstündiger Fahrt waren wir in Washington. Ich sah mich auf dem Fußboden des Wartezimmers nach dem eingelegten Stein um, den ich noch vor drei Jahren gesehen hatte und der die Stelle bezeichnete, an der Präsident Garfield von Guiteau's Kugel getroffen niedersank. Ich fand das Zeichen nicht mehr, man hatte es entfernt, weil es die Ursache häufigen Gedränges war. Durch die schönen, freilich auch hier schon herbstlichen Parkanlagen spazierte ich nach dem Nationalmuseum, das hauptsächlich der Erd- und Völkerkunde gewidmet ist, während das daneben gelegene und dazu gehörige Smithsonian-Institut besonders werthvolle Vögelsammlungen enthält. Ich traf meinen Freund, Dr. Lasanowicz in seinem Arbeitszimmer im Museum angestrengt beschäftigt. Eine der Aufgaben des National-Museums ist es, die Ausstellungen der einzelnen Unionsstaaten mit dem Interessantesten zu versehen. So finden sich sehr häufig dem Besucher recht unangenehme Lücken.

In dem sehr weitläufig gebauten Washington giebt es keinen eigentlich deutschen Stadtteil. Die Stadt hat wohl über ein Dutzend deutscher Gemeinden, aber die meisten sind recht klein. Das deutsche Leben macht sich nicht bemerklich. Indessen giebt es zwei echt deutsche Restaurationen, in denen man fast in Deutschland zu sein glaubt, bis man von der schlechten Gewohnheit unserer Deutschen, öffentlich mehr oder weniger schlecht englisch zu sprechen, gestört wird.

Ich begnügte mich diesmal mit dem Besuche des Washington-Monumentes und der neuen Kongreß-Bibliothek. Das Monument ist ein auf leichter Erhöhung ganz freistehender Obelisk von 555 Fuß Höhe, also die Pyramiden überragend. Im Innern erhebt sich ein eisernes Gerüst, und schöne breite Treppen führen von Plattform zu Plattform zur Höhe. Nur oben sind Aussichtsluken, aber prächtige elektrische Beleuchtung läßt das Tageslicht nicht vermissen. In der Mitte fährt der Dampfaufzug, den ich entschieden vorzog, zu benutzen. Die Auffahrt dauerte genau 15 Minuten und war in hohem Grade interessant. Nicht wegen der etwa 12 Mitfahrenden, lauter Pärchen auf der Hochzeitsreise, denn Washington ist das Mekka dieses glücklichen Völkchens, sondern wegen der Hunderte von Denksteinen und Tafeln rings an den Wänden, die wirklich dem Beschauer reiche und anregende Abwechselung bieten. Jeder Staat der

Union ist hier vertreten, viele befreundete Staaten und Städte (z. B. Bremen mit einer sehr schönen schwarzen Marmortafel), Vereine u. dgl. Das alles ihm zu Ehren, der „der erste im Kriege, der erste im Frieden, der erste im Herzen seiner Landsleute war." Die großartige Aussicht von der Spitze will ich nicht versuchen zu beschreiben. Die Abfahrt dauerte wieder 15 Minuten, und ich benutzte sie, um von der andern Seite des Fahrstuhls aus die Widmungstafeln zu betrachten.

Die neue Kongreß-Bibliothek liegt unweit des Kapitols, etwas höher als dieses und gehört zu den imposantesten und schönsten Gebäuden, die jemals Menschenhand errichtet hat. Jahre lang wurde daran gebaut und geschmückt. Dieser Anblick war allein die Reise werth. Eine Beschreibung zu liefern bin ich durchaus unfähig. Der Kongreß hatte 6500000 Dollars dafür ausgesetzt. Das Gebäude wurde noch herrlicher errichtet als geplant war und doch konnte das Baukomité dem Schatzamte 140000 Dollars, die übrig waren, zurückzahlen! Ich bin in diesem Stücke genau informiert und berichte die lautere Wahrheit, obwohl ich weiß, wie unglaublich (leider) diese Geschichte klingt, die denn auch in der That überall, wo ich sie erzähle, nur ungläubiges Lächeln und Kopfschütteln weckt. Ich wiederhole es, die 140000 Dollars verschwanden nicht, sondern wurden wirklich zurückgezahlt.

Am „Thomaszirkel", so genannt nach dem Standbilde des Reitergenerals Thomas, wo auch das deutsche Botschaftshotel steht, liegt die einzige englische lutherische Kirche der Kapitale und vor derselben erhebt sich das gewaltige, schöne Denkmal des großen deutschen Reformators auf hohem Sockel, eine Nachbildung des Wormser. Nur erwähnen will ich noch, daß ich, mit Ausnahme einiger Kirchen, kein Gebäude in gothischem Stile gesehen habe, überall an den Staatsgebäuden nur praktische Renaissance.

Ich wußte aus einer öffentlichen Anzeige, daß vom 19.—21. Oktober die „National-Association" der Spiritualisten der Ver. Staaten und Kanadas im Freimaurertempel ihre fünfte Jahres-Konvention abhielt und hatte mir vorgenommen, einer der Versammlungen beizuwohnen. Mein Freund versuchte mir die Sache auszureden, es sei Humbug, der Besuch einer Komödie im Theater biete eine viel lohnendere Unterhaltung u. dgl. Aber aus Neugier bestand ich auf meinem Vorhaben. Denn obwohl ich vieles über Spiritismus und Spiritualismus, Hypnotismus, Mediumismus u. s. w. gelesen habe, hatte ich doch nie Gelegenheit gehabt, aus eigener Anschauung mir eine Ansicht zu bilden. Gelegenheit? Nun, wie das so geht. In New York fehlt es daran wahrlich nicht, aber man lernt eben erst vieles in der Fremde, was man ganz nahe ebenso gut hätte lernen können.

Nach dem letzten Zensus giebt es in Nord-Amerika 45030 Spiritualisten. Dabei sind 2500 „Theosophen" und die 1064 Mitglieder der „Gesellschaft für sittliche Kultur" nicht mitgerechnet. Die Mehrzahl der Spiritualisten scheint in Pennsylvanien, New York und den Neu-England-Staaten zu wohnen. Im öffentlichen Leben gelingt es der Sekte nicht, sich bemerklich zu machen, die Presse schweigt sie tot, über gelegentliche Propaganda-Versuche geht man schnell zur Tagesordnung über. Es ist ohne Zweifel für sie hier kein günstiger Boden, und worauf sich ihre prahlerischen Zukunftshoffnungen gründen, weiß ich nicht. Wo ein Häuflein Spiritualisten zusammenwohnt, da bilden sie eine „Assoziation", denn glücklicherweise verabscheuen sie die Bezeichnung „Kirche." Für die christliche Kirche haben sie nur Spott, Hohn, Haß, Verleumdung und scheuen dabei vor keiner Gotteslästerung zurück, wie ich als Ohrenzeuge weiß. In der Vormittagsitzung des 20. Oktober wurde beschlossen, die Bezeichnung „Gott" ganz fallen zu lassen und durch „Energie" zu ersetzen. Ihr System ist weder Philosophie noch Religion, sondern ein Gemisch von selbstfabrizierter opportunistischer Ethik, Sentimentalismus und absoluter Gedankenlosigkeit. Dabei machen sie sich des unverschämtesten Plagianismus schuldig, indem sie die ganze christliche Phraseologie angenommen haben und in jeder Weise die Kirche und das System ihrer Arbeit nachahmen. Frauen spielen unter ihnen, wie es scheint, fast die Hauptrolle. Frau Lora Richmond, Vorsteherin und Hauptmedium der Assoziation in Washington nennt sich „Pastor!" Sie haben ihre Versammlungen zur Kirchenzeit und halten auch „Sabbath-Schule". Frau Lora kündigte

an, daß sie am 24. Oktober früh über „Spiritistische Involution und Evolution,“ am Abend über „ein zeitgemäßes Thema“ predigen werde; ferner, daß sie am Schlusse jedes Vortrages noch ein „Inspirational-Poem“ zum besten geben werde. Eine inspirierte Dichterin also. Ich hatte leider keine Gelegenheit, von ihr zu hören, wie die Geister dichten, wie aber die Spiritualisten herrliche christliche Lieder auf das Unverfrorenste umwandeln und als ihr Eigentum ausgeben, das werde ich später zeigen. Als ich aber die Anzeige las, dachte ich an Pauli „thörichte Predigt“ und beglückwünschte mich, daß ich unter dieser Predigt aufgewachsen bin. — —

Lebensbrot, Lebensbrot,
Unentbehrlicher Genuß!

Das sog. System der Spiritualisten ist genügend bekannt. Ich fragte mich aber, wie viele der Delegaten zu jener fünften Jahresversammlung — drei Viertel Damen — wohl diese Theorie verstehen möchten? Aus den verschiedenen Reden, die ich anhörte, entnahm ich nur eine Bestätigung meines eben gegebenen Urteils. Sie glauben an den Verkehr mit der „Geisterwelt“ und nehmen alles naiv gläubig an, was ihnen von ihrem Medium über diesen Verkehr gesagt wird. Niemand schien sich klar zu machen, daß eine Geisterwelt nothwendig einen lebendigen persönlichen Gott voraussetzt, niemand zu verstehen, daß Geister, die ihr Sein nur aus Gott haben können, auch in einem bestimmten Verhältnisse zu ihm stehen müssen, das durch die persönliche Stellung des Menschen während seines Lebens zu seinem Schöpfer bestimmt wird. Man glaubt an eine Offenbarung der Geister, aber nicht an die Möglichkeit einer Offenbarung des Urgeistes, Gottes. Man läßt sich Ratschläge, Weisungen, Befehle durch Geister geben, leugnet aber, daß Gott je seinen Willen kund gethan habe. Vorstellungen vom Zustande und Leben im Jenseits sind überhaupt nicht vorhanden. Denn die Bibel wird verachtet und verhöhnt, und die Geister, lieben stets nur in den allerverschwommensten, nichtssagenden Phrasen zu reden. Mein Freund nannte die Philosophie und Religion der inhaltlosesten Rhetorik mit Recht Humbug. Daß nun nach der Entfernung des Namens Gottes, an den sich doch unvermeidlich Begriffe knüpften, das Geschwätz von „Wahrheit“ und „Tugend“ und „Ewigkeit“ u. s. w. noch leerer und ekelerregender sein muß, ist klar. Was werden sich nun diese Leute bei „concentrated energy“ (konzentrierter Energie) denken?

Ich habe wohl früher zwischen Spiritualismus und der Theophilanthropie Ähnlichkeit zu finden gemeint, unter welchen Namen La Révellière, dem unter dem französischen Direktorium die Sorge für den moralischen Teil der Regierung oblag, den deistischen Gottesdienst einführen wollte und ihm Tempel, Lieder, Formeln und Liturgie schuf (freilich weder Fisch noch Fleisch und bald vom Volke verlacht); aber ich habe damit der Theophilanthropie Unrecht gethan. Der Spiritualismus, gänzlich ideenlos, hat nichts als alberne Spielerei mit Geisterspuk. Davon überzeugte ich mich.

Wir besuchten also die Abendsitzung des 20. Oktober. Die sehr schön geschmückte Halle des Maurertempels war mit etwa 500 Gästen gefüllt, die je einen Viertelthaler (1 Mk.) Eintritt bezahlt hatten; die an bunten bedruckten Schleifen kenntlichen Delegaten und Mitglieder der Assoziation nahmen die nach Art der Logenzimmer etwas erhöhten Seitensitze ringsum ein. Ich diene den Lesern am besten, wenn ich dem Programm des Abends folge. Alle Redner sprachen mit Enthusiasmus und der dem Amerikaner eigenen Gewandheit, jederzeit „über alles und einiges andere“ mit der Zungenfertigkeit, Sicherheit und Selbstzufriedenheit der alten griechischen Sophisten zu reden. Die Damen, welche im lieblichen Halbkreise um den Präsidenten gruppiert die Plattform zierten oder als Redner auftraten, waren sämtlich hochfein gekleidet und sich ihrer Pflicht bei solcher Schaustellung bewußt. Sie sprachen mit solcher Geläufigkeit, daß die etwa anwesenden Ehemänner entweder höchste Bewunderung oder größte Furcht empfinden mußten.

Die erste — 15 Minuten lange — Rede hielt Frau Glading von Pennsylvanien. Sie berichtete von ihrer „Bekehrung“ vom „orthodoxen Kirchentum“ zur Wahrheit des Spiritualismus, prophezeite den baldigen Sieg ihrer „Wahrheit“ und hoffte, daß das



Gehirn der Ungläubigen sich von Stufe zu Stufe hinauf erweitern werde zur höheren Erkenntnis. Die kleine runde Seidenpuppe wurde ordentlich imponierend.

Ich bemerke noch, daß alle Ansprachen bei den öffentlichen Versammlungen vorzüglich an die aus Neugier erschienenen Gäste gerichtet waren, in denen man Objekte für Missionsthätigkeit erblickte.

Frau Glading pries die Medien als die wahren Wohlthäter der Menschheit und schloß mit Pathos: „Der Spiritualismus allein nimmt dem Tode seinen Stachel, denn er hält vereint, die sich lieben. Wer diese Religion der Liebe hat, der bedarf keiner Bibel mehr!"

Es folgte mit einer 10 Minuten-Rede Herr Sprague von New York, ein rücksichtsloser Fanatiker vom reinsten Wasser. Spiritualismus sagte er, könne mit keiner „andern Religion" verglichen werden, die alle die Forschung scheuten. Er allein spreche: „kommt und sehet! untersucht!" Niemand werde aufgefordert zu glauben, nur weil es andere thäten, hier allein werde Beweis für die Wahrheit angeboten, während die Kirche nur ein Schlagwort kenne: „Glaube oder sei verdammt!" Redner schloß, er wolle hundertmal lieber von seinem seligen Vater (er sagte angel-father — was er sich wohl dabei denkt?) aus jener Welt Nachricht erhalten, als von Jesus von Nazareth, der ihn nichts angehe und den er nie gekannt habe!" — Die Leser erlassen mir hier wohl den Kommentar.

Zur Bekräftigung solcher Worte folgten nun 20 Minuten lang tests, d. h. Proben, Beweise, Illustrationen. Frl. Pepper von New Providence (Rhode Island) lieferte dieselben. Noch eine Dame und ein Herr lieferten am gleichen Abende solche tests, ich bemerke aber gleich, daß sie alle die größte Ähnlichkeit mit einander hatten, Erscheinungen wie Kommunikationen, diese hohles, geistverlassenes Geschwätz, in höchstem Grade erst lächerlich, dann langweilig, endlich Überdruß und Ekel erregend. Man kann sich nicht genug wundern, wie sonst verständige Leute sich solchem Blödsinn ergeben mögen. „Und verfinstert ward ihr unverständiger Sinn." „Sie werden die Ohren von der Wahrheit kehren und sich zu den altvettelischen Fabeln wenden." —

Frl. Pepper starrte in die leere Luft und lauschte unter tiefem Schweigen aller nach rechts und links in die Luft hinaus. Dann erklärte sie, sie sei von Geistern umgeben, die alle zu ihr sprechen wollten. Sie schenke dem nächsten Gehör.

„Es ist die Gestalt eines Mannes. Er schwebt mit einem Dankesworte an mir vorbei — nun hinunter in die Versammlung — jetzt geht er den Mittelgang hinab — biegt rechts ab — geht mitten durch die Leute hindurch — nach dem hinteren Ende des Saales — verschwindet in der Wand — — — da tritt er links vom Haupteingange wieder heraus — kommt im andern Seitengange wieder zurück — nun steht er still in der 1. — 2. — 3. — 4. Sitzreihe von hinten — bei der Dame in der Mitte der Reihe, sie trägt dunkle Kleider, eine schwarze Feder-Boa um den Hals und hat einen hellen Schleier um den Hut geschlungen. — Sie spricht zu mir: Sage ihr, Herbert sei bei ihr — — und sei immer um sie — sie soll sich nicht länger grämen — es geht mir gut — ich bin ganz glücklich — es wird alles in Ordnung kommen — in kurzer Zeit — — Madam, erkennen sie den Geist, kennen Sie jemand, der Herbert heißt und verstehen Sie seine Bemerkungen?"

„Ja — es ist alles richtig! Es ist mein Herbert!" rief die gefragte Dame, das Taschentuch vor die Augen haltend. — „War das abgekartet?" flüsterte ich meinem Freunde ins Ohr. Der zuckte lächelnd die Achseln. „Geben Sie Acht, da kommt ein anderer."

„Es drängt sich ein weiblicher Geist zu mir, aber ich kann es nicht verstehen, es scheint deutsch zu sein — — ah! nun spricht sie englisch, freilich etwas gebrochen: — — Sage meiner Schwester, sie soll gut sein gegen Hähns (nach längerem Zögern kam der Name heraus, sie meinte natürlich Hans, für den Amerikaner der deutsche Name der typische, der einzige, den er kennt) — ich bin so ungern von ihr gegangen, aber ich bin im Geiste immer bei ihr — sie soll getrost sein, wir werden uns wiedersehen — — ist die denn hier, für die die Botschaft paßt?"

Mit lautem Weinen meldete sich eine nicht fern von uns sitzende Frau.

An diesen Beispielen kann es genügen. Zwei- oder dreimal fand sich niemand, für den die Botschaft paßte, die Geister hatten sich geirrt.

Nach der ersten Reihe von tests wurde der im Saale herrschenden sentimentalen Stimmung (denn wie könnte man leichter die Leute zum Taschentuche zu greifen nötigen!) ein jähes Ende bereitet und zwar auf höchst charakteristische Weise. Der Präsident, mit der Uhr in der Hand, erklärte, die zwanzig Minuten seien abgelaufen, das Medium trat ab, die Geister mußten sich empfehlen. Dafür wurde zunächst auf dem unten vor der Plattform stehenden Flügel mit großer Gewandheit und in rasendem Takte ein Potpourri vorgetragen, worauf Mr. Soundso aus Connecticut, ein professioneller Humorist, die Plattform betrat und für weitere zwanzig Minuten, einen eingewanderten Tölpel in Miene, Geberden und Sprache darstellend die Versammlung unterhielt. Eiligst wurden die Thränen getrocknet, lautes Gelächter und Händeklatschen belohnte den Clown. Es ist geradezu unglaublich, was sich auf dem Gebiete der Kalauer der Amerikaner bieten läßt, mit wie wenig er da zufrieden ist. Man glaubt unter lauter Kindern zu sein. Ich war entsetzt. Mein Freund machte eine wegwerfende Handbewegung: „ich habe es Ihnen ja gesagt — —“ und griff nach seinem Hute. Aber ich bat ihn noch zu verweilen. Als der Hanswurst abgetreten und noch ein Potpourri überstanden war, wendete sich ein Redner in heftigen Worten gegen die „betrügerischen Medien“, deren Zahl groß und deren Entlarvung sehr schwer sei.

Schließlich sei noch der streitbaren Frau Cadwallader von Philadelphia gedacht, die den Ruf genießt, sich am feinsten zu kleiden und die größte parlamentarische Geschäftskenntnis zu haben. Sie sprach von den Kämpfen, die ihre Assoziation mit dem Staatsanwalt gehabt habe, den sie aufs schärfste angriff. Ein Herr, den ein Medium von Geistesumnachtung gerettet, habe ihnen 25 000 Dollars (100000 Mark) vermacht und nun, seit sie Mittel zur Verteidigung hätten, würden sie von den „Schergen des Gesetzes“ nicht mehr belästigt.

Mit Konzert-Musik schloß die Versammlung. Beim Ausgange erhielten wir noch gedruckte Einladungen zu den Zusammenkünften der Washingtoner Assoziation. Daraus ersahen wir, daß diese zwei Medien besitzt, die jeden Sonntag Nachmittag um 3 Uhr den Geistern Audienz geben — Eintritt 10 Cts. (45 Pfg.)

— — Ein internationales 25 jähriges Jubiläum des modernen Spiritualismus soll Anfang Juni 1898 zu Rochester im Staate New York gefeiert werden. Schon jetzt wird in Zirkularen zur Teilnahme aufgefordert und die schönste Musik so wie andere interessante Unterhaltungen in Aussicht gestellt.

Auf den späten Heimwege durch die stillen schönen Straßen der Parkstadt Washington befiel meinen Freund ein Lachkrampf, als wir nochmals die Erscheinungen und Reden durch gingen, und ich half mit, so waren wir von dem Humbug durchdrungen. Daß wir dann später in längerem Gespräche die ernste Seite der Sache ganz würdigten, darf der Leser wohl glauben.

Geradezu unglaublich war die Naivetät und völlige Unbekanntschaft mit den Lehren des Christenthums, die sich so häufig bei den Rednern zeigte. Eine mütterlich und gewinnend aussehende Dame, die sich auch in ihren Worten etwas mäßigte, erzählte, wie sie am letzten Osterfeste in Ermangelung besserer Unterhaltung eine christliche Kirche besucht habe. Da sei von der Unsterblichkeit, von persönlichem Weiterleben, vom Wiedersehen in einem glückseligen Leben geredet worden, so daß sie höchst überrascht und erfreut gewesen sei und hoffe, daß die Wahrheit sich auch endlich im Christentum Bahn brechen werde. Was der Prediger vom Hereinragen der ewigen Welt in die Zeitlichkeit und von den Geistern, die uns umgeben wie die Luft und von der Wolke himmlischer Zeugen unseres Erdenkampfes gesagt hatte, war ihr ganz unverständlich geblieben. „Wieviel kräftiger werden wir doch getröstet, rief sie. Ich kenne ein liebes kleines Mädchen, dem sein Schwesterchen ins Geisterland (spirit-land) abgerufen wurde. Sie war ganz trostlos, obwohl ihre Eltern, treue Spiritualisten, sie längst in die Wahrheit eingeführt hatten. Da hörte sie beim Abschiede in der Begräbnisstunde ein dreimaliges leises Klopfen am Sarge, und nun wußte sie, ihr Schwesterchen lebe und sei bei ihr und werde sich ihr fernerhin bemerklich machen.“

Doch genug. Nur der Gesänge versprach ich noch zu gedenken. Das Gesangbuch der Gemeinde in Washington enthält 110 zum Teil kurze Lieder. Es hat den Titel



Spiritual Songs (Geistliche Lieder) und wird nur an Mitglieder abgegeben. Als ich mich schriftlich an Frau „Pastor" Richmond wandte und ein Exemplar zu kaufen begehrte, wurde ich abschlägig beschieden. Aber meinem Freunde gelang es, eins zu erstehen, und er schickte es mir „als Geschenk aus der Geisterwelt." Von „Gott" wird darin noch häufig geredet. Als das Buch gedruckt wurde, war der Name noch nicht verpönt. Vom Heilande ist nie die Rede. Pantheismus, Rationalismus, Sentimentalismus, Naturdienst, Tugendfeier, Freiheit, Arbeit — alles findet sich im Liede vertreten, eine bestimmte Anordnung ist nicht vorhanden. Auch die schöne amerikanische Nationalhymne ist darin:

My country 'tis of thee — —

Wie aber ist der letzte Vers verunstaltet. Das Original heißt:

Our fathers God to thee,
Author of liberty,
To thee we sing!

Die Spiritualisten machen daraus:

Our patriot fathers, ye
Who fought for liberty,
Your deeds we sing!

Viele Leser sind gewiß des Englischen kundig. Für sie noch einige Beispiele. Das herrliche Krönungslied (coronation song) zum Preise Christi, ist jammervoll und geradezu schändlich entstellt, indem überall an Stelle von „Jesus" truth (Wahrheit) gesetzt ist:

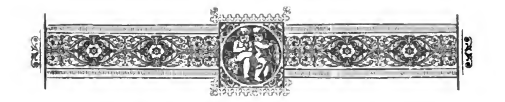
All hail the Truth! behold he comes,
See errors prostrate fall u. s. w.

Wo im Original Engel anbetend niedersinken, fällt hier der Irrtum besiegt zu Boden d. h. das Christentum. Wem sollte bei diesem schofelsten Plagiarismus nicht die Galle überlaufen! Die beliebtesten Erweckungslieder (revival songs) haben Aufnahme gefunden (z. B. Sowing in the morning — joyfully onward — We shall meet again — Blest be the tie that binds). Aus Come Holy Spirit (komm heilger Geist) ist gemacht: Come gentle spirits (kommt, sanfte Geister) u. s. w. Es wird mir überdrüssig, diese litterarische Folterkammer länger vor Augen zu haben — ich lege mit Vergnügen das Gesangbuch auf die Seite. So etwas kann auch nur in Amerika geschehen. Welche Festfeier der ödesten Geistverlassenheit!

Doch nun habe ich genug von den Spiritualisten und die Leser haben es gewiß auch. Am nächsten Tage nahm ich von unserer Hauptstadt Abschied. Im Wartesaale des Bahnhofs traf ich einen Herrn aus Boston. Ich erzählte ihm, daß mir besonders das neue Bibliotheksgebäude gewaltig imponiert habe. Er gab zu, es verdiene jedes Lob, meinte aber, das neue Gebäude der freien Bibliothek in Boston werde nach seiner Fertigstellung doch noch viel gewaltiger und schöner sein. Ist dies wirklich der Fall, so trage ich großes Verlangen, dieses Wunderwerk einmal zu sehen.

Auf der Rückkehr las ich das von der „Konserv. Monatsschrift" seinerzeit empfohlene Büchlein des Pastors Pfeiffer über Wellhausens Theorien. Ich hatte es schon bei einem Abendbesuche dem P. Mengel in Washington empfohlen. So vergingen die Stunden sehr schnell und ehe ich es dachte, erhob sich vor mir wieder der riesige Rathausturm Philadelphias. Ein Philadelphier, der neben mir saß, mit dem ich bereits einige höfliche Worte ausgetauscht hatte, gab mir voll Stolz auf seine Stadt noch einige Mitteilungen. Danach ruht der Turm auf einem 8 Fuß dicken Granitlager 20 Fuß unter der Oberfläche, seine Wände sind fast bis zu halber Höhe 22 Fuß dick und bestehen aus gewaltigen Blöcken Virginischen Granits. Der Turm bildet am Grunde ein Quadrat von 90 Fuß Seitenlänge und läuft, sich mit jedem Stockwerke verjüngend, in ein Oktogon von 50 Fuß Durchmesser aus, über dem sich eine prächtige Kuppel wölbt, auf welcher endlich sich die Kolossal-Statue William Penns erhebt, der aus 535 Fuß Höhe auf seine Stadt und weit hinaus auf das schöne, reiche, nach ihm benannte Land hinaus schaut.

Knapp zwei Stunden später grüßte mich die „über Land und Meer" ihre Fackel erhebende riesige Freiheitsstatue des New Yorker Hafens.



Allerlei Erlebnisse.

Erzählt von H. Groschke.

I. Ein Revolutionsheld.

(Erinnerung an den 18. März 1848.)

Es war am frühen Nachmittage des verhängnisvollen Tages.

Die Damen des mir befreundeten Rhode'schen Hauses, die am Morgen ahnungslos ausgegangen waren, um Frühjahrseinkäufe bei Gerson zu machen, die ebenso ahnungslos in die Volksaufregung am Schloßplatz geraten waren, sich vor derselben zu Bekannten geflüchtet und dort auch den fatalen ersten Schuß gehört hatten, — waren gerade in ihr Heim in der Dorotheenstraße zurückgekehrt, wo der Hausherr besorgt ihrer harrte.

Sie teilten inbezug auf die Vorgänge in den Straßen die Auffassung der meisten Berliner, es liege ein Mißverständnis vor, was sich in der nächsten Minute lösen müßte. Aber es löste sich nicht. Vielmehr wurde der Lärm der Vorüberziehenden lauter und lauter, und man fing an, auch in der stillen Dorotheenstraße Barrikaden zu errichten. Opferfreudig wanderten Kisten und Kasten ins Freie; und der optische Telegraph streckte, zertrümmert, beide Arme in die Luft wie ein Hülfeflehender.

Jetzt zogen — von der Friedrichstraße einbiegend — Soldaten die kaum noch passierbare Straße entlang, und die Bürger verschwanden in den Hausfluren und hinter den Fensterscheiben.

Da wurde an der Klingel bei Geheimrat Rhode gerissen. Durch die Glasthür, welche nach damaliger Berliner Bauart die Wohnung vom Treppenflur abschloß, erblickte man einen Jüngling mit wallenden Künstlerlocken, der mit flehenden Geberden Einlaß begehrte.

Der weibliche Teil der Familie war sofort bereit zur Aufnahme des Bedrohten. Nicht so der Geheimrat. Er meinte, man könne nicht wissen, wen und was man sich in solchen Augenblicken ins Haus ziehe. Indessen — nach kurzer Debatte öffnete er.

„Der Freiheit eine Gasse!" brachte der Fremdling hastig, aber in der That mehr angstvoll als bedrohlich hervor und drängte zum nächsten Zimmer. Aber der Geheimrat stellte sich mit seinen breiten Schultern vor die Thür, haltgebietend. „Erst sagen Sie mir, was Sie begehren; sonst mache ich von meinem Hausrecht Gebrauch." —

In demselben Augenblick klirrten Sporen und Säbel unten im Hausflur. Des Eindringlings fahles Gesicht ward bleicher, und er flüsterte bewegt:

„Ich flehe Sie an, mich zu verbergen. Man ist mir auf der Spur. Ich habe wichtige Papiere bei mir."—

Und als der Geheimrat mit bedenklicher Miene noch zögerte, warf sich der Unglückliche ihm zu Füßen: „Barmherzigkeit — um meiner armen Mutter willen!"

„Gustav!" „Vater!" ertönten plötzlich aus der dunkelsten Ecke des fensterlosen Entrée flehend zwei weibliche Stimmen. „Hilf dem Unglücklichen!"—

„Man kann nicht wissen,"— überlegte der Geheimrat.

„Ach, man weiß genug, wenn man hört und sieht, daß einer unsrer Hülfe bedarf," warf das Töchterlein ein, das mit Thränen der Rührung kämpfte über das jugendliche Opfer einer politischen Verschwörung.

So tauschte das Ehepaar noch einen Blick des Einverständnisses und auch des Töchterleins Auge gelobte Verschwiegenheit. Man ließ den Unglücklichen in das Wohnzimmer und verschloß die Thür, durch welche der Diener einzutreten pflegte.

Peinliches Stillschweigen.

Es war klar, der Hülfesuchende wollte sein Vorhaben nicht enthüllen, aber wollte auch seinen Beschützern nicht mit Lügen begegnen.—

„Ich werde" — sagte der alte Geheimrat, der sein preußisches Gewissen nicht zur Ruhe bringen konnte über seine mitleidige That — „der Obrigkeit meine Wohnung nicht verschließen, ihr die Nachforschung wohl gestatten müssen; suchen Sie, sich zu verbergen."

Mit der größten Geschwindigkeit war der Jüngling platt am Boden, um hinter der bis zur Erde reichenden schweren Tischdecke zu verschwinden. Aber das heldenhafte Töchterlein des Hauses hatte eigene Rettungsgedanken ersonnen. Mit einer großen Papierschere nahte sie den fliegenden Locken, den Flüchtling unkenntlich zu machen. Der aber legte sein Haupt durchaus nicht der schönen Delila träumend in den Schoß, sondern schüttelte die Locken, die noch sein Eigentum waren, energisch und — verschwand unter dem Sopha. Draußen wurde getrommelt. Soldaten und „Bürger" wurden handgemein. Einige Schüsse fielen und die Bewegung unter den Leuten nahm zu. Eine bange Viertelstunde verstrich. Wieder Schritte unten im Hausflur. Jetzt kommen sie die Treppe herauf; ein — zwei Offiziere erscheinen vor der Glasthür. Von unten tönt der Ruf durch's Haus: „Einer fehlt noch!" Aber die Suchenden stürmen vorbei, hinauf ins obere Stockwerk. —

Neues Erschrecken, als die ins Zimmer Zurückgekehrten einen Schlüssel im Schloß der Glasthür vernehmen. Das Fräulein kann einen leisen Schrei nicht unterdrücken. „Sie kommen!" — Die Mutter wirft einen besorgten Blick auf das Sopha und setzt sich beherzt darauf. Der Vater öffnet.

Dies Mal ist es kein gefahrbringender Besuch. Es ist vielmehr der Sohn vom Hause, der junge Dr. med., der ja eigentlich ganz berechtigt zum Mittagbrot heimkehrt. Er weiß viel zu erzählen . . . . In der „Königstraße" hat man aus umgestürzten Postwagen eine haushohe Barrikade errichtet. In der „Breiten Straße" ist ein furchtbares Blutbad unter den Bürgern angerichtet von der „vertierten Soldateska". Der König hat bedingungslos alle Forderungen des Volkes bewilligt — — und wie die ungeheuren Gerüchte weiter lauteten, die in Berlin noch tagelang geglaubt wurden. —

Der Berichterstatter äußert sich so volksfreundlich, daß es unter dem Sopha lebendig wird. Nun zieht man den einen jungen Mann hinein (ins Geheimnis!) und den anderen hervor (aus seinem Schlupfwinkel!) Und allmählig, als im Hause alles still bleibt und auch auf der Straße eine Zeit lang die Erregung abzunehmen scheint, beruhigen sich die Gemüter.

Man spricht von diesem und jenem, und das verständige Töchterlein bereitet das Mahl. Wie begreiflich, bilden die politischen Vorgänge der letzten Tage das Gesprächsthema.

„Keine Steuern, keine Zölle!
„Des Gedankens Freiverkehr!
„Keinen Teufel in der Hölle,
„Keinen Gott im Himmel mehr!"

citiert der Flüchtling mit brennendem Auge. Da aber fällt ihm der Hausherr ins Wort: „Hören sie 'mal, junger Mann. Sie sind unter ganz eigentümlichen Verhältnissen im

Hause eines alten, königstreuen Preußen. Sie sind vielleicht so freundlich — zu schweigen!"

Es lag etwas Imponierendes in diesen Worten, zumal, da die Umstände unleugbar dem Sprecher günstiger waren als dem Hörer. Dieser verbeugte sich, schwieg und blieb scheu und zurückhaltend. Als er sich gelabt hatte an Speise und Trank, spricht er höflich seinen Dank aus für die Zuflucht, die man ihm gewährte und entfernt sich mit dem Versprechen, sobald die politischen Wogen sich gelegt hätten, sich vorzustellen.

Wen hatte man beherbergt? War's ein Rädelsführer der Demokraten? ein Polenfreund? ein Königsmörder?

Die bangen Tage der Revolution waren längst vorüber; aber der Flüchtling war nicht wieder im Rhodeschen Hause erschienen. Und es blieb seinen Lebensrettern überlassen, über sein Geschick Vermutungen anzustellen. —

Nach einigen Jahren feierte man im königlichen Schauspielhaus ein Künstlerjubiläum. Goethes „Iphigenie" wurde gegeben, und „alles" war da, folglich auch Geheimrat Rhode und Familie.

„Du hast Wollen, gnädige Retterin,
„Einzuhüllen unschuldig Verfolgte" —

fleht Frau Crelinger als Agamemnons Tochter. Aber die Göttin verweigert ihren Schutz einem, der im Parquet sitzt.

„Sieh 'mal, Vater," flüstert Fräulein Rhode dem Geheimrat zu. „Kennst du nicht diese Künstlermähne?"

„Ja, wahrhaftig unser Barrikadenheld! Der soll mir nicht entwischen," giebt der Vater lächelnd, ebenso leise zurück.

Als man das Theater verläßt, stellt er sich dem jungen Manne in den Weg mit den Worten: „Wir warten immer noch auf ihren Besuch."

Der Angeredete blickte befrembet auf und — tief beschämt nieder.

„Ich — ich schämte mich der kläglichen Rolle, die ich in Ihrem Hause gespielt habe. Ich darf sagen, ich habe an Erkenntnis und Reife etwas zugenommen seit jenen Märzstürmen, und ich nenne es heute den dümmsten Streich meines Lebens, daß ich — wie so Viele — mit einigen halbverstandenen Phrasen bewaffnet, die gesetzmäßige Obrigkeit bekämpfen wollte. Lassen Sie es mich mit Dank aussprechen: der erste Strahl politischer Vernunft drang in mein umnebelt Hirn, als Sie mich — schweigen hießen.

Das war deutsch, und was wollten wir von Freiheitsideen berauschten Studenten denn anders sein als deutsch. Seit ich ein Mann geworden bin, heißt mein politisches Bekenntnis, auf das ich leben und sterben will: Hoch lebe der König! Alle guten Geister!" — unterbrach er sich selbst, — „ich sehe ihre Damen nahen. Es fehlt mir — zum zweiten Male im Leben! — an Kourage. Ich gedenke der Papierschere — —"

Fort war er und ward nicht mehr gesehen.

II. Angenehme Nachbarschaft.

Darton Castle.
Loch Leigh. Scotl. 2/VII. 97.

Liebe Freundin!

Du würdest mich glücklich machen, wennn du deinen lange versprochenen Besuch jetzt ausführen könntest.

Miß Gordon, unsre alte treue Bonnne, die eben im Begriff ist, von Berlin nach Greenwich zu ihren Verwandten zu reisen, würde dich gern unter ihren mütterlichen Schutz nehmen. Wir dürfen deshalb hoffentlich der Erlaubnis deiner Eltern für die bevorstehende Reise gewiß sein.

Unser liebliches Land steht im schönsten Sommerschmuck. Wir haben Darton Castle



bezogen, das Schloß unsrer Ahnen, das nach meines Vaters kunstsinnigen Plänen zu zu einem behaglichen Wohnhaus umgebaut ist; und wir haben — uns selbst zur Überraschung — hier eine höchst angenehme Nachbarschaft gefunden.

Du wirst Land und Leute lieb gewinnen; komm' nur bald zu

Deiner Kate.

* * *

Wenige Tage nach Abfassung dieses Briefes erhielt die anmutige Verfasserin das erwünschte Telegramm aus Berlin:

Komme Donnerstag.

Elisabeth von Wulffen.

* * *

Die Reisenden langten mit viel Handgepäck und wenig Atem auf dem Bahnsteig des Berliner Zentralbahnhofs an. Da fuhr auch schon, von Osten kommend, der Zug in die Halle ein.

Miß Gordon rief mit wachsender Nervosität ihrer Schutzbefohlenen, einem hübschen jungen Mädchen im hellen Reisekleide, ein „here, dearest, here!“ nach dem andren zu und machte es dabei möglich, mit ihrem von Henkelkörbchen, Taschen und Täschchen befrachteten Arme den vorübereilenden Schaffner durch einen energischen Ruck zum Stehen zu bringen.

„Wunsche durchgehendes Zug Greenwich.“ —

„Krienitsch? — Krienitsch?“ wiederholte kopfschüttelnd der Beamte. „Ne, Madamken, da kommen mir nich hin. Det wird wohl an die polnische Grenze sind. Da müssen Sie die andre Richtung nehmen.“ Bei diesen Worten schlug er schon die nächste Wagenthür zu.

„Nein, nein doch!“ warf etwas weinerlich die kleine Wulffen dazwischen, die schon drei oder vier Mal vergeblich versucht hatte ihr Stimmchen geltend zu machen.

„Miß Gordon! — So lassen Sie mich doch reden. Wir wollen über Vlissingen nach London!“ —

„Ach, ja so! — Det is was andres! Denn man schnell!“ versetzte der Schaffner, schleifte die Damen an das andre Ende des Zuges, (Leser, bist du je wo anders als „am andren Ende des Zuges eingestiegen?“) schob sie und ihre vielen Kolli unterschiedslos in den Wagenabteil, schlug die Thür zu und — fort ging es in die weite Welt, die nach Elisabeths Meinung just da anfing, herrlich zu werden, wo die deutsche Sprache aufhörte.

Nachdem sich die Beiden von den Drangsalen der Einschiffung erholt und naheliegendes mit einander besprochen hatten, war eine jede ihren eigenen Gedanken überlassen geblieben.

Elisabeths waren recht neunzehnjährig. Sie teilten die Eigentümlichkeit der Telegraphendrähte, die draußen am Fenster vorüberglitten: sie zogen immer in einer Richtung, hoben sich immer höher, immer höher zu den Wolken hinauf, bis ein in der Erde wurzelndes Hindernis sie wieder herunterholte.

„Wie reizend wird es in Darton Castle sein,“ dachte sie zum hundertsten Mal an diesem Tage. „Da ist Kate und die stolze Lady Darton, die mir immer wie die Königin von England selber vorkommt, und das Schloß und das schottische Hochland, das ich schon in der Geographiestunde liebte. Da sind die vornehmen englischen Sitten und Gewohnheiten; und da ist vor allem andren — die „angenehme Nachbarschaft;“ Tanz und Tennis, camp und golf . . . natürlich nur mit der Blüte der schottischen Adelsgeschlechter . . . . Wer weiß“ — lachte sie in sich hinein — „ich komme vielleicht verlobt zurück“. . . .

Rums! eine Telegraphenstange, welche die Drähte wieder herabholte: „ich bleibe freilich nur vierzehn Tage in Darton Castle; aber“ — — — und die Drähte stiegen wieder.

* * *

Es war wirklich ein entzückender Aufenthalt am sagenumsponnenen Loch. Der Haide stimmungsvoller Purpur kleidete die Hügel; Sonnenglanz durchzitterte die Luft.

Elisabeth lehnte behaglich im Lehnstuhl auf der Terrasse, wo sie noch eben mit der Freundin geplaudert hatte. Nun war diese von den kleinen hausmütterlichen Pflichten,

die sie mit unbeschreiblicher Würde und Wichtigkeit erfüllte, in's Haus gerufen; und Elisabeth träumte.

Fünf Tage ihres Aufenthalts im schottischen Hochlande waren vorüber: die Zeit war lang genug, daß sie sich nicht mehr fremd fühlte und kurz genug, daß die Neuheit von Land und Leuten noch unverminderten Reiz auf sie ausübte. Darton Castle und seine Bewohner entsprachen so ganz ihren Erwartungen, wenn sie diese nicht vielmehr übertrafen. Auch hatte es ihr eine natürliche, herzliche Freude bereitet, unerwarteter Weise hier einen entfernten Verwandten und Namensvetter zu treffen, Kurt von Wulffen, der nach wohlbestandenem Referendariatsexamen bei Kates Brüdern eine schöne Erholungszeit genoß. Kurt war ein Liebling der ganzen Familie daheim; man schätzte seinen treuen, ehrenfesten Charakter, man erfreute sich an seinem ritterlichen Wesen, man beneidete ihn um seinen guten Humor. Und Elisabeth besonders war nicht gleichgültig gegen seine Vorzüge und sah jeder Begegnung mit ihm voller Freude und Erwartung entgegen. Aber hier natürlich — mußte sie ihm von vornherein ein bischen „imposant“ begegnen. Denn wenn sie erst mit den Dartons in der schottischen Gesellschaft erschiene und in der angenehmen Nachbarschaft Bekannte habe, würde sie den Vetter ja doch links liegen lassen müssen, denn sein ehrliches, deutsches Gesicht würde gewiß wie sein plumpes Englisch abstechen gegen das unnachahmliche Etwas der englischen Lords.

Elisabeth hatte bei solchen Gedanken gar nicht bemerkt, wie durch eine entfernte Seitenthür des Parks ein Fremdling eingetreten war. So war ihr auch der scheue Blick entgangen, den er auf die Rasenfläche vor sich, auf die Pforte hinter sich warf, und die Hast, mit welcher er die letztere zuschloß. Sie sah den Fremden erst, als er vor ihr am Tische stand und sie artig begrüßte.

In reizender Verwirrung erwiderte sie den Gruß, zog das nachlässig ausgestreckte Füßchen zurück und streckte doch der Neugier Fühlhörner so weit wie möglich aus. Das mußte ja einer von den liebenswürdigen Nachbaren sein; gewiß Lord Selling, von dem Kate so viel amüsantes zu erzählen wußte.

„Ich bitte um Entschuldigung, daß ich Sie hier belästige,“ brach der Fremde das peinliche Schweigen; „aber es ist eine Sache von größter Wichtigkeit, die mich herführt.“

Elisabeth war bei diesen Worten aufgestanden. „Bitte, nehmen Sie einen Augenblick Platz“, sagte sie mit einladender Handbewegung; „ich rufe die Dame vom Hause, die Sie gewiß zu sprechen“ — —

„Nein, bleiben Sie!“ fiel der Gast lebhaft ein und streckte fast gebieterisch abwehrend eine lange, hagere Hand aus, vor der Elisabeth unwillkürlich wieder auf ihren Lehnstuhl sank.

Ein stechender Blick traf sie.

„An Sie, grade an Sie habe ich einen Auftrag und eine Bitte.“

„An mich?“ fragte Fräulein von Wulffen verwundert und setzte ein wenig geschmeichelt hinzu: „Woher kennen Sie mich denn, daß Sie sich auch so liebenswürdig gleich des Deutschen bedienen?“

„Warum soll ich nicht deutsch sprechen, da ich doch Zeit meines Lebens deutsch gesprochen habe“, — war die höfliche Antwort.

„Sie scherzen“, erwiderte die Kleine, „obgleich man Sie nach Ihrer vorzüglichen Aussprache gewiß für einen Deutschen halten könnte;“ und innerlich fügte sie hinzu: „Was für ein reizender, origineller Scherz, sich einer Fremden gegenüber so einzuführen. Auf dergleichen kommen unsre deutschen Herren nicht.“ —

Durch diese liebenswürdige Wendung des Gespräches etwas dreister werdend, musterte sie Lord Selling von der Seite.

„Er ist ein bischen nachlässig gekleidet und hat dabei etwas — so ungeheuer vornehmes. Und wie durchaus eigenartig ist diese Mode, den Shlips zu tragen. Das ist nicht mehr der steife, schwarze oder weiße Kravattenstreifen, sondern ein lose umgeschlungener, lederner Riemen; ganz originell. — — Ach, was spreche ich bloß mit ihm?“ —

Der Fremde nahm ihr diese Entscheidung ab.

„Es treibt mich eine so unbeschreiblich wichtige Angelegenheit her, die mich nun

schon Jahre meines Lebens kostet; an der sie mich immer wieder verhinderten — diese verfluchten Menschen."

Und dabei donnerte die Hand, die bisher an der Uhrkette gedreht und gezerrt hatte, zur Faust geballt auf den Tisch nieder, so daß Elisabeth einen kleinen Schrei nicht unterdrücken konnte.

Aber sie faßte sich schnell.

„Ganz Ossians Ringulf!" dachte sie. „In diesen Männern steckt doch noch Urkraft. Und die angeborene Vornehmheit verleugnet sich nicht. Bei keinem hätte das herbe Urteil über die Menschen so nett geklungen, wie bei Lord Selling. — — Er hat augenscheinlich viel durchgemacht." —

Jetzt erst ward sie der unverkennbaren Spuren von körperlichem und seelischem Leiden gewahr in seinen Zügen.

„Ich sehe nur nicht", erwiderte sie; „wie ich Ihnen helfen kann. Eine Fremde" — —

„Fremde? Nicht für mich. Wir kennen uns hier Alle; und ich weiß ja von Ihnen, daß Sie auch an diesen furchtbaren Kopfschmerzen leiden."

„Ach, das war nur vorübergehend; — neulich nach der langen Reise", entgegnete Elisabeth zurückhaltend. Aber in der Verschwiegenheit ihres Herzens fuhr sie fort: „Wie rücksichtsvoll, daß er so eine Geringfügigkeit behalten hat, als Kate von mir sprach."

Sie hatte das unabweisliche Gefühl, daß auf ein so eingehendes Interesse auch von ihrer Seite ein freundliches Wort gehöre. Die deutsche Förmlichkeit, die den „unvorgestellten Herrn" mit möglichster Kürze bescheiden wollte, war hier augenscheinlich nicht angebracht. Sie faßte deshalb Mut und sagte nach einer kleinen Pause scherzend:

„In Darton Castle ist es jedenfalls so schön, daß man alle Schmerzen vergißt."

Er trat einen Schritt näher und sah Fräulein von Wulffen durchdringend an.

„Wissen Sie das ganz gewiß? Ist hier keiner, der einem bei jedem Schritt auflauert, keiner hier aus der Nachbarschaft" — ein hastiger Blick streifte die Pforte, zu der er hereingekommen war — „den man in die Zwangsjacke stecken muß?" —

Elisabeth lächelte, aber es war ein gezwungnes Lächeln. Mit Lord Selling war doch augenscheinlich nicht zu spaßen. Leidenschaftlich war er, und in jedem Nahewohnenden vermutete er einen Nebenbuhler. Ja natürlich; das wußte Elisabeth ja schon längst aus der Litteraturstunde: so sind die Schotten; es war doch grausig schön, einmal durch eigenes Erleben den Schauer nachzuempfinden, den der alte nordische Sang ihr auf der Schulbank eingeflößt hatte:

„Dein Schwert, wie ist's vom Blut so rot,
„Edward, Edward!
„O, ich hab' geschlagen meinen Vater tot,
„Mutter, Mutter!

„Zuerst", fuhr der Fremde nachdenklich fort, „hatte ich es auch gut hier. Sie ließen mich sitzen auf der Terrasse so gemütlich wie Sie da sitzen. Ach, trauen Sie ihnen nicht; sie sperren Sie auch bald in's Haus!"

Nein, das gefiel Elisabeth nicht mehr. Dieser Scherz mochte erlaubt sein, wenn die liebenswürdigen Dartons, mit denen Lord Selling wohl sehr vertraut war, zugegen waren. Aber allein, bei der ersten Begegnung mit einem, wenn auch noch so interessanten Fremden, mochte sie das Gespräch nicht fortführen, das auf Kosten ihrer gütigen Gastfreunde ging.

„Das fürchte ich nicht," sagte sie kurz.

„Nun, Sie werden es ja erleben; das thun sie immer bei den Kopfschmerzen."

„Ach, warum nicht gar! rief sie abweisend und wollte sich erheben. Aber Lord Selling hatte schnell noch einmal das Wort ergriffen. „O, das kenne ich alles, alles. Dieses Kopfweh ist beinah nicht zu ertragen. Nein, es ist nicht zu ertragen. Und darum habe ich eine wunderbare Erfindung gemacht; d. h. es ist die denkbar einfachste. Sehen Sie, ich schneide nur mit einem scharfen Messer — aber es muß eine feine Spitze haben, verstehen Sie? — Damit schneide ich das kranke Stück des Gehirns heraus; denn das ist krank — das ist krank!" Und in grausigem Flüstertone fügte er schnell hinzu: „Ich hab's gehört, wie es der Doktor gesagt hat." —

„Was?" — fuhr Elisabeth in Staunen und Entsetzen auf. Sie glaubte, sich verhört zu haben. Der nächste Augenblick mußte das peinliche Mißverständniß aufklären. Nichts derart! Ein unbeschreiblicher Schauer durchrieselte ihre Gestalt.

Vor ihr stand ein Verrückter!

Sie wollte aufspringen, schreien — unmöglich! Die Glieder waren wie Blei, die Zunge versagte den Dienst. Und kaum drei Schritte vor ihr stand ruhig und höflich der grause Gast und setzte ihr auseinander, wie er ihr sogleich mit dem Instrument, das er bei sich führe, aber nicht sehen lassen dürfe, die Hirnschale sprengen, das kranke Organ entfernen und sie dann gänzlich wiederherstellen würde.

Allmählich löste sich die Spannung in Elisabeths Nerven. Wie eine höhere Eingebung kam ihr im Augenblick der größten Gefahr die Erinnerung, einmal gehört zu haben, daß man eingehen müsse auf die Manie eines solchen Unglücklichen, wolle man ihn nicht reizen. Und so preßte sie die Worte hervor: „Ja, ja! Ich werde nur das Nötige dazu herbesorgen."

Sie erhob sich.

„Nein, bleiben Sie! Sie brauchen sich um nichts zu bemühen."

Er hielt ihr die nervös zuckende Hand dicht vor's Gesicht.

„Aber" — —

„Kein Aber!" — —

Sie richtete sich kerzengrade vor ihm auf. „Mein Herr", sagte sie mit nachdrücklicher Stimme, der sie mit Mühe Festigkeit gab, „Sie haben sich vorhin so rücksichtsvoll eingeführt. Sie werden verstehen, wenn ich als Gast in diesem Hause ebenso rücksichtsvoll auftreten möchte. Der — — Teppich würde leiden, wenn ich nicht eine Decke darüber legte, die ich zur Hand habe."

Und im Hui hatte sie das nächste, niedrige Fenster, das in den Gartensaal führte, erreicht, sprang hinein und raste davon durch die Zimmer, die Halle, die Treppe hinauf, wo sie endlich Lady Darton begegnete. Zitternd nnd weinend sank die Geängstete vor der erschrockenen Frau nieder, während der Irrsinnige draußen ganz gutmütig vor sich hin sprach: „Ja, ja; es wäre schade, wenn der schöne Teppich litte. Aber meine Erfindung muß nun endlich in Anwendung kommen."

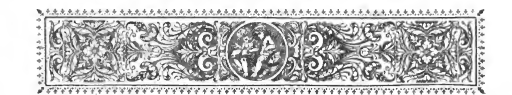
Elisabeth reiste nicht nach vierzehn Tagen wieder ab. Viele Wochen gingen in banger Sorge um das Leben des allgemein geliebten, jugendlichen Gastes über Darton Castle dahin, denn ein schweres Nervenfieber hatte sie infolge des gewaltigen Schreckens erfaßt.

Sie war in der Besserung. Man hatte schon über die grausige Begegnung auf der Terrasse mit ihr sprechen können und ihr erzählen dürfen, daß aus der — nur wenige Meilen entfernten — Irrenanstalt ein deutscher Kranker zu entkommen gewußt hatte und mit großer Schwierigkeit wieder dingfest gemacht worden sei. Aber es lag noch immer ein Schatten auf dem sonst so fröhlichen Gemüt; von dem zarten, weißen Gesichtchen las man noch die Spuren vergangener Leiden; und in dem jugendlich braunen Haar entdeckte die bekümmerte Freundin einen feinen, silbergrauen Streifen. Nun rüstete die Genesende zur Heimreise.

„Kate, ich danke Eurer Freundschaft eine Zeit, die ich nie vergessen werde. Sie ist anders vergangen, als wir es uns dachten; aber ich meine — sie war doch segensreich. Ich bin nicht mehr das phantastische Ding, als das ich herkam, das eine blinde Vorliebe hegte für alles Fremde und sich ein Romänchen schmieden konnte aus dem bloßen Begriff einer „angenehmen Nachbarschaft." —

Kate schloß der Freundin mit einem Kuß die Lippen. „Ich glaube," sagte sie, „dieses Bekenntnis freut keinen so wie Kurt, der sich so treu mit uns sorgte um dich."

Elisabeth errötete bis zur Schläfe.



Monatsschau.

Politik.

Die Kandidatur des Prinzen Georg von Griechenland für den nachgerade der Lächerlichkeit verfallenen Gouverneursposten auf Kreta war bei Schluß des letzten Berichts zwar schon bekannt, konnte ihrer Bedeutung nach aber nicht erörtert werden, weil sich damals noch nicht übersehen ließ, ob es sich um einen ernst gemeinten Vorschlag Rußlands handele, oder nur um eine der vielen müßigen Erfindungen, von denen die Durchschnittspublizistik zum guten Teile lebt. Seitdem hat sich freilich gezeigt, daß das Petersburger Kabinet, wenigstens der Form nach, hinter dem Vorschlage steckt, und das war allerdings geeignet, auf dem Gebiet der orientalischen Frage eine neue, wenig willkommene Erregung hervorzurufen. Wie kam Rußland dazu, dem soeben mit seiner eigenen Hülfe gedemütigten griechischen Größenwahn dieses äußerst wertvolle Zugeständnis zu machen? Dem ungeübten Blicke mußte das ebenso rätselhaft erscheinen, als daß England, das sich sonst immer als der ständige Gegner russischer Pläne erweist, in diesem Falle ohne Weiteres zustimmte, Frankreich aber nach einigem Zögern das Gleiche that, das Deutsche Reich, Österreich-Ungarn und Italien die Miene kühler Zurückhaltung annahmen, die sie auch keinen Augenblick aufgegeben haben. Die Sensationslust der Presse fand in dieser unerwarteten Verschiebung der Kulissen wochenlang einen schier unerschöpflichen Stoff, und die naive Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse, wie sie auf fast allen Redaktionen naturgemäß herrscht, hatte wieder einmal Gelegenheit, sich im vollen Glanze zu zeigen. Daß es sich einfach um ein Stück „Familienpolitik“ handeln könne — diese Erklärung war zu einfach, zu wenig aufregend, als daß man an ihr Geschmack gefunden hätte; und doch liegt sie schon deshalb am nächsten, weil sie das sonst w. g. höchst auffällige Zusammengehen der beiden Weltmächte des Westens und Ostens verständlich macht. Die Möglichkeit eines anderen Zusammenhanges ließ sich allerdings nicht ohne Weiteres bestreiten; man konnte u. A. daran denken, daß England und Rußland sich entschlossen hätten, Kreta auf einem Umwege den Griechen auszuliefern, — denn das würde die Kandidatur des Prinzen Georg, praktisch genommen, bedeuten — weil keiner von beiden die Insel nebst dem prachtvollen Kriegshafen von Suda dem Andern gönnt, 2c. Da geschah es, daß sich der deutsche Staatssekretär von Bülow am 8. d. M. im Reichstage u. A. auch über die kretische Frage äußerte, und bei dieser Gelegenheit keinen Zweifel daran ließ, daß das Reich nach wie vor darauf bedacht sei, den Frieden wie überall so auch namentlich im Orient zu erhalten, und daß es deshalb keinem, wie immer gearteten Versuch, diesen Frieden zu stören, Vorschub leisten, sondern sich eher von dem europäischen Konzert zurückziehen würde. Der Wink, so zart und rücksichtsvoll er der Form nach war, sollte nicht unbeachtet bleiben. Schon Tags darauf, wenn wir nicht irren, kam eine amtliche russische Erklärung, wonach das Zarenreich, nachdem es sich überzeugt, daß die Kandidatur des Prinzen Georg bei den übrigen Mächten nicht

die nötige Unterstützung finde, dieselbe seinerseits nicht weiter betreiben wolle. Keinesfalls aber werde es sich an irgend welchem, gegen die Kretenser geübten Zwang, hinsichtlich der Aufdrängung eines anderen Gouverneurs, beteiligen können. Aus dem Ton dieser Auslassung ging hervor, daß Rußland bei der Aufstellung des Prinzen Georg im heimlichen Einvernehmen mit der kretischen Nationalversammlung gehandelt habe. Der Schlußsatz aber las sich beinah wie eine Aufforderung an die Griechen, den Prinzen kurzer Hand hinüber zu schicken, und so eine vollbrachte Thatsache zu schaffen. Ob das wirklich gemeint war, wer will es sagen? Um praktische Folgen zu haben, kommt es aber wohl um ein Jahr zu spät. Die Griechen mitsamt dem Prinzen Georg sind eben sehr wenig „heldenmütig" gestimmt; auf der völlig verwüsteten, der Anarchie verfallenen Insel ist aber für sie sehr wenig zu holen. Sie lernen die Dinge nunmehr von der Kehrseite ansehen, und das kann ihnen garnichts schaden. Die Hauptsache ist für jetzt, daß sie mit der Regelung ihrer Finanzverhältnisse endlich einmal den Anfang machen. Noch ist, wie es scheint, in praxi nichts geschehen. Der internationale Kontrollausschuß zu Athen hat seinen Plan zwar längst den Mächten unterbreitet, er ist aber erst von zweien derselben begutachtet worden; die Übrigen lassen auf sich warten. Desgleichen trifft es nicht zu, daß England, Rußland und Frankreich für den vollen Betrag der Kriegsanleihe Bürgschaft geleistet haben. Wie es neuerdings heißt, gilt die Verpflichtung nur für ein Drittel, und wir würden uns nicht wundern, wenn auch das zu hoch gegriffen wäre. In diesen östlichen Gebieten wird seit Odysseus Zeiten, kann man wohl sagen, nur gelogen. Das Sicherste ist noch heute, ja heute mehr als je, zunächst alles für unwahr zu halten, und nur zu glauben, was man mit Händen greifen kann und sieht. Dazu gehört die Thatsache, daß es den Türken garnicht einfällt, Thessalien zu räumen. Die sich fortwährend erneuernden Gerüchte über aufständische Bewegungen in Mazedonien und Albanien sind möglicher Weise bestellte Arbeit, und nur dazu bestimmt, die fortdauernde Besetzung Thessaliens auch für den Fall zu rechtfertigen, daß die Griechen in die Lage kämen, einen Teil der Kriegsschuld zu bezahlen. Ernsthafter Natur sind diese Aufstände bis jetzt keinesfalls; vor dem Frühjahr läßt sich in den rauhen, hoch gelegenen Gebieten der mittleren Balkan-Halbinsel garnichts machen. Wir glauben aber überhaupt nicht daran, daß neue Erhebungen im Werke seien. Dazu hat die Lektion des vorigen Jahres doch zu gut gewirkt, wenn sie es auch nicht dazu gebracht, den Kaffeehaus-Schwätzern von Belgrad und Sofia den Mund zu stopfen. Erst ein völliger Umschwung der russischen Politik würde diesem prahlerischen Gerede eine Art Hintergrund geben können. Durch die rasche Zurückziehung der Kandidatur des Prinzen Georg sind alle darauf etwa gerichteten Hoffnungen aber vernichtet worden, und es ist ein vergebliches Bemühen, wenn englische Blätter glauben machen möchten, daß in Südrußland und an der türkisch-armenischen Grenze große Truppenmassen bereit ständen und des Marschbefehles harrten. Die Stimmung in Rußland ist vielleicht nie weniger kriegerisch gewesen als eben jetzt, wenn man auch fortfährt, die Heeresorganisation zu erweitern. Die giftigen Angriffe, welche manche russische Blätter gegen die deutsche Politik in der Kretafrage und auch gegen die Person des Herrn von Bülow richten, verdienen nicht die Beachtung, die sie bei uns gewohnheitsmäßig finden. Wenn sie etwas beweisen, so sprechen sie nur dafür, daß Herr von Bülow sich durch seine maßvolle und doch selbstbewußte Haltung, als würdiger Nachfolger Bismarcks gezeigt hat; solche Leute aber sehen die Nachbarn ringsum natürlich nicht gern. Denn eine hervorragende Persönlichkeit an leitender Stelle bei uns bedeutet notwendiger Weise eine gewisse Zurückdrängung anderer Einflüsse auf dem Gebiet der internationalen Politik. Man sieht sie nicht gern, aber man fürchtet sie in gewissem Sinn, und hütet sich deshalb umsomehr, ihre Kreise zu stören.

Von den Engländern ist das noch weniger zu erwarten, als von anderen Leuten, Ihre Preßorgane, w. g., suchen zwar noch immer an schlechtes Wetter im Orient glauben zu machen; allein wenn man das nach seinem richtigen Wert abschätzt, hat es nichts zu sagen. Was ist nicht wegen der chinesischen Anleihefrage und den damit verbundenen ostasiatischen Schwierigkeiten in der britischen Jingopresse gelärmt worden! Ein förmliches Kriegsgeheul hatte sich zeitweilig erhoben. Nicht einmal die von der öffent-

lichen Meinung sonst doch so sehr abhängige eigene Regierung ließ sich dadurch jedoch in ihrer Haltung bestimmen, sondern zog es vor, Rußland in seinen Bestrebungen, in Nord-China immer festeren Fuß zu fassen, nicht zu stören, sondern sich mit der angeblich in Petersburg erreichten Zusage zu begnügen, daß alle künftigen Erwerbungen Rußlands in diesem Gebiet, auch dem britischen Mitbewerb offen sein sollen. Darüber ist viel gespöttelt worden; es fragt sich aber sehr, ob mit Recht. Daß Rußland, indem es die Überlassung der chinesischen Anleihe an England und die von diesem geforderte Öffnung des Hafens von Talienwan hintertrieb, der Form nach einstweilen die Oberhand behalten habe, läßt sich zwar nicht leugnen. Wenn es aber dabei bleibt, England an den wirtschaftlichen Vorteilen seiner chinesischen Errungenschaften teil nehmen zu lassen, so kann es sehr leicht sein, daß es praktisch genommen, für den Nebenbuhler besser sorgt, als für sich selbst, was übrigens auch auf Deutschlands Vorgehen in Kiautschau Anwendung finden dürfte. Wer den Briten handelspolitisch auf gleichem Fuß begegnet, giebt ihnen, bei ihrer überlegenen Kapitalkraft und kaufmännischen Erfahrung, immer bedeutend „vor." Namentlich gilt das von den Russen, die sich schon jetzt über die Geringfügigkeit ihres Handelsverkehrs mit China beklagen, nach Vollendung der sibirischen und mandschurischen Eisenbahnbauten aber noch weit weniger angenehme Erfahrungen machen werden. Schon jetzt ist fast der gesamte Verkehr am Amur und auswärts in auswärtigen Händen. Wie aber will man diese natürliche Entwickelung hindern? Die russische Geschäftswelt wird von der Presse zwar unaufhörlich zu frischer Kraftanstrengung aufgefordert, und man muß zugeben, daß die Regierung ihrerseits nichts unterläßt, um die nationale Arbeit zu fördern. Allein der Mangel an Thatkraft und Stetigkeit im russischen Wesen läßt sich nicht überwinden, und so sind es immer wieder die Fremden, die wir den „Rahm von der Milch abschöpfen" sehen. Früher waren es fast ausschließlich die Deutschen; jetzt sind es im europäischen Rußland mehr die Belgier und Franzosen; im asiatischen Osten aber betrachten Amerikaner und Engländer schon heute prüfend die Lage und suchen sich ihre Zukunfsrechnung zu machen.

In Österreich-Ungarn hat sich die Erregung, soweit es sich um die nationalen Streitigkeiten handelte, wenigstens dem äußeren Anschein nach, ein wenig gelegt, ohne daß jedoch wirkliche Beruhigung hätte eintreten können. Trotz der einstimmigen Verurteilung, welche die Sprachenverordnungen des Grafen Badeni in den Landtagen sämtlicher Kronländer mit deutscher Bevölkerung gefunden haben, und obwohl jetzt auch die „katholische Volkspartei" in diesem Punkt auf Seiten ihrer Stammesgenossen steht, hat sich die Regierung in Wien bis jetzt doch weder dazu entschließen können, die Sprachenverordnungen aufzuheben, noch sie durch andere, weniger anstößige zu ersetzen. Alles aus zarter Rücksichtnahme auf die Tschechen, die sich zwar gelegentlich die Miene des Entgegenkommens geben, dabei aber stets unmögliche Bedingungen machen, sodaß man sich unaufhörlich im Kreise dreht, ohne daß ein Ende abzusehen wäre. Auch die Wiedereröffnung des Reichsrats wird daran schwerlich viel ändern, obwohl die Regierung mit Hülfe der „katholischen Volkspartei" jetzt ein, vom deutschen Standpunkt befriedigendes Sprachengesetz schaffen könnte. Sie wird es aber nicht wollen, weil sie alsdann die Obstruktion der Tschechen und sonstigen Slaven in der Ausgleichsfrage fürchten müßte. Alles spricht deshalb dafür, daß die bisherige Ungewißheit und damit auch der nationale Hader noch lange fortdauern werden. Der wegen Verbots des Farbentragens eingetretene allgemeine Ausstand der deutschen Studenten muß als ein schlimmes Anzeichen für das Anwachsen einer radikal-nationalen Strömung gelten. In demselben Sinn ist das tschechisch-polnische Handelsbündnis zu verstehen, welches darauf abzielt, die Deutschen geschäftlich lahm zu legen.

Sieht es in Cisleithanien mithin nichts weniger als freundlich aus, so hat auch das bis jetzt glückstrahlende Ungarn sein Pack Sorgen zu tragen. Mitten im magyarischen Kernlande, dem Alföld (Theisniederung), ist ein förmlicher Bauernaufstand ausgebrochen, der einen ausgeprägt sozialistisch kommunistischen Anstrich trägt, und ganz offen die Teilung der großen Güter bezweckt. Die Judenpresse in Ungarn und außerhalb desselben ist natürlich gleich mit den üblichen Angriffen gegen die Großgrundbesitzer bei der Hand, die ihre Pflichten gegen die Bauern schmählich mißachteten und sich ihren sozialen

Aufgaben keineswegs gewachsen zeigten. Das mag ja sein; in ihrem antiagrarischen Übereifer vergißt jene Presse nur zu sagen, daß $^1/_4$ des ungarischen Großgrundbesitzes sich in jüdischen Händen befindet, und daß die Juden auch sonst auf dem Lande den größten Einfluß besitzen. Die schwere Schuld der nicht jüdischen Großgrundbesitzer liegt allerdings darin, daß sie sich um ihre Güter sehr wenig kümmern, dabei aber als Mitglieder der liberalen Partei im Reichstage und Magnatenhause jede antisemitische Regung im Volke unterdrücken helfen, wozu sie übrigens ihre fast allgemeine schwere Verschuldung den Juden gegenüber förmlich zwingt. Diese sind als die eigentlichen Herren in Ungarn zu betrachten und haben als solche eine große Verantwortung zu tragen, die sie aber, da sie keine formelle ist, nur wenig drückt.

Angesichts des ohrenbetäubenden Lärms, mit dem die jüdische und jüdisch beeinflußte Presse jetzt in der ganzen Welt und nicht zum wenigsten auch bei uns, den Prozeß Zola begleitet, muß es nahezu als eine „Schmach" erscheinen, daß wir für diese „erschütternde Tragödie" hier nur wenige Worte übrig haben. Wir bleiben aber dabei, daß die Angelegenheit, so bedeutsam sie in ihren Folgewirkungen möglicherweise noch werden kann, uns Deutsche zunächst nur als gesellschaftliches Krankheitsanzeichen interessiert, und deshalb in einer, den politischen Vorgängen gewidmeten Übersicht, kaum eine Stelle verdient. So viel ist jedenfalls gewiß, daß, wenn Derartiges sich bei uns ereignete, die Franzosen dafür kaum mehr als ein gelegentliches Nasenrümpfen übrig haben würden. Wir aber sind noch immer gewohnt, fremde Dinge ernster zu behandeln, als die eigenen, und wenn vollends das Judentum dabei beteiligt ist, dann gehen unsere Liberalen darin förmlich auf.

Die Wiederwahl des alten Paul Krüger zum Präsidenten der südafrikanischen Republik wird von den Engländern als eine Verletzung ihrer nationalen Eigenliebe empfunden; im übrigen haben sie aber wahrscheinlich gar keinen Grund sich aufzuregen; denn Präsident Krüger ist klug genug, um durch allmähliche Nachgiebigkeit im einzelnen die Hauptbeschwerdepunkte der Britten aus dem Wege zu räumen. Mehr würden sie aber auch von einem anderen Präsidenten zunächst nicht erreichen können.

Der in Dresden am 2. Februar abgehaltene allgemeine Parteitag der Deutsch-Konservativen hat gezeigt, daß unsere Partei, trotz der zahllosen Schwierigkeiten, mit denen sie zu kämpfen hat, und die noch keineswegs als beseitigt gelten dürfen, innerlich und äußerlich unerschüttert dasteht, und es ihren Gegnern im Wahlkampf keineswegs so leicht machen wird, als diese bei dem allgemeinen Ansturm gegen die Konservativen, wie er die letzten Jahre erfüllt hat, bis vor kurzem glaubten. Keine Partei in der That darf sich rühmen, einmütiger und entschlossener zu ihrem Programm zu stehen, als die Konservativen, die das Tivolibekenntnis vom 8. Dezember 1892 in Dresden feierlich erneuert haben, ohne sich das Geringste davon abdingen zu lassen. Damit ist auch gesagt, daß sie im sozialen Sinn keineswegs so rückständig sind, als bewußte Widersacher und halbe Freunde immer behaupten. Sie wollen mit allem Ernst machen, was Kaiser Wilhelm der Große in unvergeßlicher Stunde dem deutschen Volke einst versprochen, und die Arbeiterinteressen nehmen sie dabei wahrlich nicht aus. Allein sie legen Wert darauf, daß, was geschieht, zur rechten Zeit geschehe, und die „Wohlthat" durch Überstürzung nicht zur „Plage" werde. Wer das für unsozial erklärt, vermag Theorie und Praxis nicht recht zu unterscheiden und täuscht sich über das Verhältnis von Wort und That. An diese Stellungnahme zur Sozialreform knüpfte sich aber auch eine an alle positiven Parteien gerichtete Aufforderung zur gemeinsamen Bekämpfung der Sozialdemokratie, die Letztere keineswegs so gleichgültig läßt, als ihre Preßorgane glauben machen möchten. Nur müßte der von der Regierung ergangene Ruf zur „Sammlung", dem die Konservativen in Dresden Folge geleistet haben, auch bei den Liberalen und dem Zentrum wirksameren Widerhall finden, als bisher. Namentlich Erstere aber fühlen sich durch den entschlossenen agrarischen Ton erschreckt, der in Dresden, und später auch auf der Hauptversammlung des „Bundes der Landwirte" in Berlin angeschlagen wurde. Sie möchten sich von den Landwirten bei den Wahlen gern helfen lassen, ihrerseits aber für die Landwirtschaft doch nichts Rechtes thun, und versuchten es deshalb wie sonst, sich auch dieses Mal mit bloßen Redensarten abzufinden. Darauf lassen sich Konservative

und Agrarier aber nicht mehr ein; sie wollen wissen, woran sie sind, und machen deshalb mit der Aufstellung bestimmter Forderungen die Probe, noch ehe es zu spät ist, das Versäumte einzuholen. Daß die „Politik der Sammlung" daran scheitern kann, verhehlen sie sich nicht. Auf innere Unwahrheit gegründet, auf bloße Zweideutigkeiten gestellt, hätte diese Politik aber nur einen scheinbaren Wert, und müßte, wie einst das Kartell, in schwerer Enttäuschung enden. Jetzt sehen Konservative und Agrarier ihren Weg genau, und wissen, wohin er führt; mag er noch lang vor ihnen liegen: zum Ziele führt er endlich doch.

23. Februar 1898. E. Frh. von Ungern-Sternberg.

Dem vorstehenden Berichte lassen wir zur Orientierung der Leser über die Militär-Strafprozeß-Vorlage eine Besprechung eines vor kurzem in Berlin bei R. v. Decker erschienenen Buches folgen:

Kritische Betrachtungen zur Militär-Strafprozeß-Vorlage.

Von Prof. Dr. jur. von Marck. VII u. 127 S., Pr. Mk. 2,—.

Die Beschlüsse der Reichstags-Kommission haben bekanntlich, bei recht schwachem Widerstande der Regierung, so wesentliche Änderungen zu dem Entwurf gebracht, daß im Falle ihrer Annahme durch das Plenum die Zustimmung zu der ganzen Reform manchem überzeugungstreuen Konservativen und Heeresfreunde unmöglich gemacht werden dürfte. Die „Kritischen Betrachtungen" thun gut daran, daß sie zunächst in dem Vorworte (S. IV.) den richtigen Begriff der Disziplin festlegen, der von verschiedenen Parteien und Personen verschieden aufgefaßt wird, was notwendig zu durchaus auseinandergehenden Ergebnissen bezüglich des ihr auf die Gestaltung des Militärstrafprozesses einzuräumenden Einflusses führen muß. Erst wenn Einigkeit hierüber herrscht, kann man zu objektiver Betrachtung der einzelnen Gegenstände gelangen, die die Broschüre behandelt. Diese Gegenstände sind: 1. Umfang der Militärgerichtsbarkeit, 2. wird die Gerichtsbarkeit und Gerichtsherrlichkeit systematisch betrachtet mit dem Ergebnisse, daß die letztere mit der ersteren in die Aufgabe der Rechtspflege sich teile; diese Teilung sei auch im bürgerlichen Strafprozeß vorhanden, nur dort mehr zu gunsten der Gerichtsbarkeit, im Militärstrafprozeß mehr zu gunsten der Gerichtsherrlichkeit. 3. Höhere und niedere Gerichtsbarkeit; hier bringt Marck den interessanten Vorschlag, die letztere, welche bekanntlich nur Personen des Mannschaftsstandes und geringere Delikte umfaßt, gänzlich aufzuheben und die Delikte aufzuteilen einerseits unter die Disziplinarstrafgewalt, andererseits unter die höhere Gerichtsbarkeit. 4. Die erkennenden Gerichte. 5. Der Gerichtsherr. 6. Dessen Verhältnis zu seinen Organen. 7. Die Aufgabenverteilung unter diesen. 8. Die Stärke des Gelehrtenelements in den erkennenden Gerichten; hier wägt Marck, der grundsätzlich einen einzigen Juristen als den Aufgaben gewachsen erachtet, ab einerseits zwischen dem Übelstande, daß bei den Kriegsgerichten ein einziger Kriegsgerichtsrat vielleicht nicht so allseitig die Sache betrachtet, als zwei dies zu thun vermögen, und andererseits zwischen dem Übelstande, daß bei zwei Kriegsgerichtsräten große Kosten entstehen und die Vielzahl der Kriegsgerichtsräte nicht ausreichend beschäftigt sein würde. 9. Die Ständigkeit der Militärgerichte.

10. Ihre Selbständigkeit, einschließlich der „Bestätigungsorder" aus §§ 400 bis 402 des Entwurfs. Marck befürwortet statt letzterer einen Vollstreckungsbefehl (S. 71 f.), der nicht nur formell in die Systematik des Militärstrafprozesses sich passend einfüge, sondern auch materiell eine militärische Bedeutung habe. Bekanntlich sind in der Reichstagskommission die auf die Bestätigungsorder bezüglichen Bestimmungen des Entwurfs, obwohl deren Mitglieder die Inhaltslosigkeit des Instituts klar erkannten, unverändert geblieben: man erachtete dasselbe eben für unschädlich und ließ es deswegen bestehen gegenüber dem Andringen der Regierung, die gerade hier eine Beharrlichkeit entwickelte, die sie an anderen wirklich werthvollen Punkten vermissen ließ.

11. Das Reichsmilitärgericht und das bayerische Reservatrecht (S. 75 f). Die Reservatrechtstellung Bayerns, wie sie begründet ist durch den § 5 des Versailler Bündnisvertrages, daß „die bayerische Armee einen geschlossenen Bestandteil des deutschen Heeres unter der Militärhoheit des Königs von Bayern bilde," erkennt Marck vollständig an; sie sei auch treu zu halten und keiner der gesetzgebenden Faktoren könne daran rütteln. Aus ihr folge aber, wie aus der Entstehungsgeschichte und dem positiven Bundesstaatsrecht nachgewiesen wird, keineswegs, daß Bayern sich nicht in der Höchstinstanz dem gemeinsamen Reichsmilitärgericht zu unterwerfen habe. Marck zieht hier, wo es sich um Rechtsfragen von praktisch hoher Bedeutung handle, vor dem Wege des Temporisierens und der Verhandlungen das entscheidende Wort der gesetzgebenden Faktoren vor. Die Reichstagskommission hat denn auch das letztere zu sprechen versucht (S. 79), freilich, der Zusammensetzung seiner gegenwärtigen Majorität entsprechend, in einer der obigen Rechtsauffassung entgegengesetzten Richtung, indem der Abgeordnete Groeber durch neue Paragraphen ein besonderes „oberstes Landesmilitärgericht in Bayern" einrichten wollte, das unter Umständen mit dem letzteren zu gemeinsamer Entscheidung zusammenzutreten habe. Schließlich wurde aber auch hierüber die Entscheidung vertagt und schwebt noch.

12. Das Vorverfahren (Ermittelungsverfahren). 13. Der Anklagestand. (Eröffnung des Hauptverfahrens.)

14. Die Verteidigung. Hier zeigt Marck die Gefahren für Disziplin und militärische Interessen, die aus pflichtwidrigem und agitatorischem Gebahren gewisser Elemente des Rechtsanwaltsstandes erwüchsen, und weist nach, daß diesen Gefahren nicht durch Anwendung der Sitzungspolizei bezw. Strafgewalt des Vorsitzenden in continenti bezw. ex post sondern a priori durch gehörige Auswahl der zuzulassenden Verteidiger vorgebeugt werden könne. Die Kommission hat freilich in § 326 des Entwurfs die besondere „Zulassung" von Rechtsanwälten zum Auftreten vor Militärgerichten gestrichen. Auch nach unserer Auffassung sind aber Kautelen, wie die von der Regierung vorgeschlagenen, eine conditio sine qua non für die Annehmbarkeit der Reform.

15. Die Öffentlichkeit der Hauptverhandlung ist besonders interessant behandelt. Bekanntlich fügt der Entwurf im § 270 den Gründen, aus denen im bürgerlichen Strafprozeßrecht die Öffentlichkeit ausgeschlossen werden kann, nämlich Gefährdung der Ordnung und der Sittlichkeit, einen neuen militärischen Grund hinzu: „Gefährdung militärdienstlicher Interessen". In Abs. 2 des § 270 brachte der Entwurf, unter Bezugnahme auf das Kaiserliche Verordnungsrecht aus § 8 des Reichsmilitärgesetzes, eine besondere Bestimmung, wonach Kaiserliche Verordnung bestimme, „unter welchen Voraussetzungen und in welchen Formen der Ausschluß der Öffentlichkeit aus Gründen der Disziplin zu erfolgen habe". Aus dem Wortlaut des Entwurfs und den Motiven weist nun Marck nach, daß Abs. 2 eine Erweiterung der Kaiserlichen Rechte und ein selbständiges, mehr militärisches als prozessuales Institut bedeute, und er billigt dies vollkommen, da es eine Kompensation für die dem Kriegsherrn durch den anderweiten Inhalt des Entwurfs geschmälerten Rechte und auch geeignet sei, den Gefahren der Öffentlichkeit für die Disziplin zu begegnen (S. 119 f.). Uns ist es freilich nicht zweifelhaft, daß die Majorität des Reichstages hierfür nicht zu haben gewesen sein würde. So wandte sich denn auch in der Kommissionssitzung vom 29. Januar das Blatt, indem die Regierung erklärte, der Abs. 2 meine nur die Disziplin als Unterabtheilung des Ausschließungsgrundes der gefährdeten militärdienstlichen Interessen und wolle dem Kaiser nur die Berechtigung zu „Direktiven" erhalten. Mit Marck sind wir aber der Meinung, daß dieses letztere Recht niemals zweifelhaft gewesen und auch gar nicht besonders ausgesprochen zu werden brauchte. Die Majorität in der Kommission hat sich denn auch die Situation sogleich zu Nutze gemacht und dem Absatz 2 folgende Fassung gegeben: „Unberührt bleibt die dem Kaiser zustehende Befugniß, allgemeine Vorschriften darüber zu erlassen, unter welchen Voraussetzungen das Gericht die Öffentlichkeit der Verhandlung wegen Gefährdung der Disziplin auszuschließen hat". Wird das zum Gesetz, so ist nicht nur keinerlei Kompensation durch Erweiterung Kaiserlicher Rechte gegeben, sondern die bestehenden Rechte sind sogar noch geschmälert.

Diese Andeutungen über Gegenstand und Behandlungsart der Broschüre zeigen, wie dankenswerth die Schrift zur Aufklärung weiter Kreise beizutragen vermag, die bis dahin nicht die Tragweite aller Streitfragen zu erfassen vermochten. Die Darstellung ist trotz aller Wissenschaftlichkeit in der Methode leicht faßlich. Ohne uns allen Ausführungen anschließen zu wollen, können wir die zeitgemäße Schrift doch warm empfehlen. Pr.

Sozialpolitik.

Am 15. Februar richtete der Abgeordnete Szmula nachstehende Interpellation an die Kgl. Preußische Staatsregierung:

„Ist der Königlichen Staatsregierung bekannt, daß in den östlichen Provinzen — speziell in der Provinz Schlesien — sowohl bei Groß- als Kleingrundbesitzern ein derartiger Mangel an ständigen Dienstboten und landwirtschaftlichen Arbeitern vorhanden ist, daß die Landwirte nicht im stande sind, rechtzeitig und rationell ihre Felder zu bestellen und abzuernten? Auf welche Weise gedenkt die königliche Staatsregierung diesem Übelstande abzuhelfen, sofern die Zulassung russischer und österreichischer Dienst- und Arbeitskräfte — nach wie vor — nicht den Bedürfnissen entsprechend gestattet wird?"

Hierauf hat der Unterstaatssekretär im landwirtschaftlichen Ministerium wie folgt geantwortet:

Die Klagen über den Mangel an Dienstboten sind der Staatsregierung bekannt, sie hat sich schon seit längerer Zeit mit der Frage beschäftigt und die beteiligten Behörden zu Berichten aufgefordert. Die Berichte liegen im vollen Umfange noch nicht vor; sobald das der Fall sein wird, wird das ganze Material dem Königlichen Staatsministerium zur Beratung und Beschlußfassung vorgelegt werden. Unter diesen Umständen ist die Kgl. Staatsregierung nicht in der Lage, die Interpellation heute zu beantworten, sie kann auch nicht den Zeitpunkt angeben, wann sie dazu in der Lage sein wird, und behält sich vor, den Zeitpunkt dem hohen Hause mitzuteilen, an welchem sie die Unterlagen hat, eine solche Antwort erteilen zu können.

Diese Antwort ist typisch für die Zustände auf dem Verwaltungsgebiete. Der Mangel an landwirtschaftlichen Arbeitern und Dienstboten, welcher sich zu einem wirklichen Notstande gesteigert hat, datiert nicht von heute her, er besteht seit Jahr und Tag. Somit mußte die Königliche Staatsregierung auch seit Jahr und Tag von diesem Notstande Kenntnis erhalten und ihre Erwägungen darüber, ob und in welcher Weise eine Abhülfe anzubahnen und durchzuführen sei, längst abgeschlossen haben. Die Landräte und die Oberbürgermeister der Stadtkreise müssen alle Vierteljahr einen Bericht über die allgemeine Lage in ihren Verwaltungsbezirken erstatten; auf Grund dieser Unterlagen verfaßt der Regierungspräsident seinerseits einen Immediatbericht über alle bemerkungswerten Verhältnisse, ganz speziell aber auch über die Lage der Landwirtschaft an S. Maj. den König. Die Berichte der 32 Regierungspräsidenten werden, nachdem sie aus dem Kabinet an das Staatsministerium gelangt sind, vervielfältigt und den Zentralinstanzen der einzelnen Ressorts mitgeteilt. Die Staatsregierung muß daher seit Jahr und Tag über den Notstand unterrichtet gewesen sein.

Weshalb hat sie nun nichts gethan? Weil ihr überhaupt, namentlich aber auf sozialem Gebiet, seit langen Jahren die Initiative fehlt. Sie sieht den Schaden kommen, aber sie beugt ihm nicht vor, sie thut auch nichts zur Abhilfe, wenn er da ist. Sie muß der Regel nach erst durch die öffentliche Meinung zum Handeln gedrängt, d. h. die Sache muß im Parlament zur Sprache gebracht werden. Dann lautet die Antwort: „Wir erwägen, wie wir abhelfen können, wir haben Berichte eingefordert, und wenn sie eingegangen sind, werden wir unsere Entschließung fassen." Diese Einforderung ist nach dem Gesagten überflüssig; die Berichte sind längst da, und wenn sie wirklich fehlen sollten, so müßte man eine scharfe Remedur eintreten lassen. Wenn wirklich die Landräte der betreffenden Kreise es unterlassen hätten, die Arbeiter-

entvölkerung und die aus derselben sich ergebenen Konsequenzen in ihren Vierteljahrsberichten zur Sprache zu bringen oder wenn die Regierungspräsidenten diese landrätlichen Berichte nicht beachtet hätten, so müßte einmal eine ganze Reihe solcher Landräte und Regierungspräsidenten wegen Pflichtversäumnis zur Disposition gestellt werden, zum warnenden Beispiel für die übrigen. Es ist indessen, wie gesagt, nicht daran zu zweifeln, daß der Notstand völlig klar in den allgemeinen Verwaltungsberichten verzeichnet steht; aber man ist mit letzteren so umgegangen, wie in Frankreich vor dem französischen Kriege mit denjenigen des Obersten Stoffel, man hat sie nicht beachtet.

In diesem **Mangel an Initiative** liegt die Quelle für viele Verhältnisse, unter denen wir auf sozialem Gebiet zu leiden haben, und deshalb gehört seine Erörterung hierher. Mehr oder minder läßt sich jeder Schaden heilen, wenn man ihm rechtzeitig vorbeugt und sobald er sich geltend macht, kräftig eingreift. Ein kleines Loch im Kleid kann mit wenig Stichen zugestopft werden, sonst reißt es weiter und man muß einen Flicken einsetzen. Geschieht auch das nicht zur rechten Zeit, so muß man schließlich das ganze Kleid fortwerfen. Auf dem Lande kommt es oft genug vor, daß ein zu schwerer Wagen über eine Brücke fährt und den Brückenbelag leicht beschädigt. Der Schaden ist meist so gering, daß ein Zimmermann mit einem Brett und ein paar Nägeln oder ein Maurer mit einigen Steinen ihn in einer Arbeitszeit von einer Stunde beseitigen kann. Der Ortsvorsteher ist aber zu nachlässig, diese geringe Arbeit anzuordnen, die kleine Ausbesserung unterbleibt, es fahren andere Wagen über die beschädigte Stelle, das Loch wird immer größer, schließlich wird die Brücke so schlecht, daß eine große Ausbesserung erforderlich wird, zu der ein Kostenanschlag von einem Bautechniker angesetzt werden muß. Während des Baues muß die Brücke abgesperrt und dem Publikum auferlegt werden, mit großem Zeitverlust und bedeutenden Wirtschaftserschwernissen einen weiten Umweg bis zur nächsten Brücke zu nehmen. Der Kostenanschlag für den Umbau ist sehr hoch, und es stellt sich heraus, daß man besser mit einem gänzlichen Neubau fährt. Bei rechtzeitigem Einschreiten, als die ersten leichten Beschädigungen erfolgten, hätte dagegen die alte Brücke noch zehn Jahre und länger fortbestehen können. Diesen oder einen ähnlichen Vorgang hat jeder Verwaltungsbeamte, der auf dem Gebiete der ländlichen Wegepolizei praktisch thätig gewesen ist, erlebt. Er wiederholt sich ganz ebenso auf anderen und auch auf solchen Gebieten, auf denen nicht die Lokal- und Bezirks-, sondern die Zentralinstanzen einzugreifen haben, aber nicht eingreifen.

Warum unterbleibt nun dieses Eingreifen? Aus Nachlässigkeit, Pflichtverletzung ꝛc.? Gewiß nicht. Unsere Verwaltung ist pflichttreu und fleißig, **aber sie ist derartig zentralisiert und büreaukratisiert, daß sie vor vieler Berichterstattung und sonstiger Schreiberei nicht zum wirklichen Handeln kommt.** Man läßt von oben her den Behörden nicht die allergeringste Selbständigkeit, man trifft jede Entscheidung in der Zentralinstanz und, um sie treffen zu können, verlangt man, daß jede Kleinigkeit nach oben berichtet wird. Ich habe früher einmal, als ich noch im praktischen Verwaltungsdienst stand, im Unmut gesagt, wenn der Regierungsrat niest, so muß erst an den Minister berichtet werden, ob der Assessor „Zur Gesundheit“ oder „Prosit“ sagen darf. Durch diese Vielschreiberei, welche sich bis auf die Lokalinstanzen ausdehnt und sie schwer belastet, werden die Beamten gehindert, ins Land hinein zu gehen und die Zustände an Ort und Stelle zu studieren; andererseits verhindert die Fülle der bei den Zentralinstanzen eingehenden Berichte, daß sie einzeln genau und gründlich auf ihren Inhalt hin geprüft und daß, wenn diese Prüfung zu Maßnahmen Veranlassung giebt, letztere auch wirklich getroffen werden. Man kann aber bei der jetzigen Geschäftsart die Fülle des Materials nicht bewältigen, man wird einfach nicht fertig, und mit der Zeit hat man sich an diesen Zustand gewöhnt. „Wo sollten wir“, so sagt man, „bleiben, wenn wir allen Klagen, die in den Berichten der nachgeordneten Behörden stehen, abhelfen wollten, wo fänden wir die Zeit und die Kraft dazu; da müßte die Zahl der Räte in den Ministerien verdoppelt werden und in gleichem Maße eine Vermehrung der Büreaukräfte eintreten. Dazu giebt der Landtag das Geld nicht her.“ Gewiß, man ist auch bei den Zentralinstanzen davon überzeugt, daß zuviel berichtet und reglementiert wird;

aber jedes Ressort und Departement giebt das nur vom anderen zu, selbst will es das Heft nicht aus der Hand lassen.

So tröstet man sich im Einzelfalle damit, die Sache sei nicht so schlimm, der Berichterstatter sehe zu schwarz, man hofft, der Schaden werde ebenso wieder verschwinden, wie er gekommen sei. Davon, sich vor die Wahl zu stellen, entweder dem Schaden abzuhelfen oder, wenn man im Gegensatz zu den Bezirks- und Ortsbehörden die Notwendigkeit der Abhülfe verneint, eine Prüfung an Ort und Stelle vorzunehmen, ist man weit entfernt.

Ich habe einmal als Stellvertreter des Regierungspräsidenten einen Bericht erstattet, in dem ich nachwies, daß, wenn die neuen Steuergesetze zustande kämen, die Arbeitskräfte bei den Kreisbehörden nicht mehr ausreichen würden. Ich forderte, daß alle Landratsämter einen zweiten Sekretär für die ausschließliche Bearbeitung der Steuersachen erhielten, und schlug vor, daß die Regierungen ermächtigt würden, sich rechtzeitig mit dem erforderlichen Büreaupersonal zu versehen, um dasselbe heranzubilden. Die Antwort aus der Zentralinstanz lautete kurz und bündig ohne weitere Begründung, diesen Vorschlägen könnte „nicht näher getreten werden.“ Etwa ein Jahr später kam dann ganz aus heiterem Himmel die Verfügung, die Landratsämter sollten sofort zweite Büreaubeamte erhalten. Wo waren die Leute nun herzunehmen? Die Regierung mußte eine entsprechende Zahl ihrer Beamten an die Landratsämter abgeben und dafür neue Büreauanwärter einberufen. Das sind entweder zwölf Jahre gediente Unteroffiziere oder junge Leute, welche die Primareife auf dem Gymnasium erlangt haben. Weder die einen noch die anderen verstehen etwas vom praktischen Büreaudienst. Sie müssen erst angelernt werden. Das geht wohl, wenn eine einzelne Einberufung erfolgt; dann wird der Neuankömmling einem Sekretär übergeben, der ihn anlernt und allmählich in den Dienst einführt. Wenn nun aber 10 bis 12 Neulinge auf einmal eintreten und die Arbeiten, die ihren Vorgängern oblagen, erledigen sollen, so läßt sich eine solche Einrichtung nicht treffen. Die Regierung mußte also unter großen Schwierigkeiten mit gänzlich unerfahrenen und ungelernten Beamten arbeiten und ihnen Aufgaben anvertrauen, welchen sie absolut nicht gewachsen waren. Es wurde daher in den Büreaus sehr viel fehlerhafter und bei der Ungewandtheit der jungen Leute sehr viel langsamer gearbeitet als sonst, d. h. Unterbehörden und Publikum mußten sehr viel länger auf ihre Eingaben warten. Diesem Schaden hätte auf die allereinfachste Weise vorgebeugt werden können, wenn die betreffenden Ersatzbeamten einige Monate früher einberufen und angelernt worden wären. Die Bezirksinstanz hatte rechtzeitig darauf angetragen, die Zentralinstanz aber den Antrag ohne weitere Begründung kurzweg abgewiesen. Man wird mir nun entgegnen: diese Beispiele mögen ja sonst ganz zutreffend sein. Aber sage uns nun doch auch gefälligst; was hätte die Staatsregierung im vorliegenden Falle thun können? Wir haben doch nun einmal die Freizügigkeit und können die Leute, welche fortwollen, nicht zurückhalten. Gewiß nicht, aber haben wir auf der anderen Seite nicht das Recht, die Verhältnisse an denjenigen Orten zu prüfen, an denen die Leute, die ihre Dörfer verlassen, ihren Wohnsitz nehmen? Die Behörde kann Niemand hindern, in einen Ort zu ziehen, in dem er sein Brot findet, wohl aber kann sie verlangen, daß er sich dort eine ordentliche, nicht gesundheitsschädliche Wohnung beschafft; sie kann eingreifen, wenn er, weil er keine solche zu finden vermag, auf dem Boden oder im Keller haust oder in überfüllten Schlafstellenräumen nächtigt. Es kann den Eltern nicht verwehrt werden, daß sie ihre minderjährigen Kinder in die großen Städte und Industriebezirke schicken, wohl aber kann man von ihnen verlangen, daß sie dafür sorgen, daß die Kinder unter richtiger Zucht und Aufsicht stehen und nicht körperlich und sittlich zu Grunde gehen. Ein Einströmen der ländlichen Arbeiterbevölkerung in die Städte in dem Umfange, wie es in den letzten Jahren stattgefunden hat, wäre, weil nirgends die erforderliche Zahl ausreichender Arbeiterwohnungen vorhanden ist, absolut unmöglich, wenn eine richtige Handhabung der Wohnungspolizei vonseiten der städtischen Polizeibehörde stattfände.

Findet sie aber nicht statt, so ist es Sache der Aufsichtsbehörde einzugreifen und die Lokalbehörde an ihre Pflicht zu mahnen. In einzelnen Regierungsbezirken wie z. B. in Düsseldorf und Liegnitz sind bezüglich des Verbotes, ungesunde und überfüllte Wohn-

ungen zu vermieten, von dem Regierungspräsidenten Polizeiverordnungen erlassen worden. Warum nicht in allen? Wer in eine Stadt zieht und keine gesunde Wohnung findet, der kann einfach wieder ausgewiesen werden. Es wird ihm gesagt, diese Wohnung mußt du wieder verlassen, denn sie ist ungesund, suche dir eine andere gesunde. Antwortet er, die kann ich nicht finden, so muß er dahin beschieden werden, daß er wieder dorthin zurückkehren soll, woher er gekommen ist. Geht die Behörde so vor, müssen die so Ausgewiesenen weiter wandern und an einem andern Ort den wiederum vergeblichen Versuch machen, ein gesundes Unterkommen zu finden; müssen sie sich gleichzeitig nach neuer Arbeitsgelegenheit umsehen, entstehen ihnen dadurch so und so viele Kosten, müssen sie vielleicht schließlich doch in ihr Dorf zurückkehren, so werden solche Beispiele bald abschreckend wirken, oder aber die Arbeitgeber, welche die Arbeitskräfte vom Lande in die Städte hineinziehen, werden genötigt, auch die entsprechenden Wohnungen für sie herzustellen. Dann werden sie sich die Sache überlegen, und der Abfluß der Arbeiterbevölkerung vom Lande nach der Stadt wird ein allmählicher und daher normaler werden.

Ich vertrete hier in der sozialen Monatsschau weniger die nationalökonomische als soziale Seite, d. h. ich habe mich weniger mit den Nachteilen zu beschäftigen, welche der Landwirtschaft durch den Arbeitermangel, als mit denjenigen, welche auf sozialem Gebiet durch das Einströmen der Arbeiter in die Städte erwachsen. Es ist schon an und für sich ein Übelstand, wenn ein Mensch, der seither jeden Arbeitstag seines Lebens in freier Luft zugebracht hat, plötzlich in den dumpfen Fabrikraum versetzt wird und aus den Straßen der Stadt nicht mehr herauskommt. Wenn er aber dann noch in einer überfüllten Mietskaserne ein schlechtes Wohngelaß hat, so bleiben die schädlichen Folgen nicht aus. Diese Folgen treffen aber nicht nur den Körper, sondern auch den Geist und das Gemüt. Man ist doch nicht umsonst in die Stadt gezogen, man will auch etwas von den Vergnügungen haben, die sie bietet. Diese Vergnügungen aber kosten Geld, und das Leben in der Stadt ist überhaupt viel teurer, als man gedacht hat. Der Lohn ist zwar höher wie auf dem Lande, aber die Preisunterschiede für Wohnung, Feuerung, Lebensmittel sind so bedeutend, daß man, wenn man sich die Rechnung klar macht, bald einsieht, wie der Nachteil den Vorteil überwiegt und die Vermögenslage keine bessere, sondern eine schlechtere geworden ist. Dazu ist die Wohnung enger und ungesunder, von den Möbeln und sonstigem Hausrat ist ein Teil verkauft worden, das Essen ist kärglicher, die Arbeitszeit sehr viel länger, denn die langen freien Winterabende, die man auf dem Lande hatte, und die dazu benutzt werden konnten, Kleider, Hausrat, Arbeitszeug 2c. auszubessern und selbst herzurichten, fallen gänzlich fort. Nun kommt schließlich noch eine Arbeitsstockung hinzu, die Fabrik hat weniger Bestellungen, sie entläßt eine Anzahl Leute, und natürlich diejenigen zuerst, welche erst kürzlich eingetreten sind. So etwas kannte man auf dem Lande überhaupt nicht. Da gab es immer Arbeit das ganze Jahr. Was nützt es, daß die Löhne höher sind wie zu Hause, wenn man überhaupt keinen Lohn erhält? Natürlich entsteht Unzufriedenheit, die sich zum Mißmut und schließlich zur Wut steigert und dann findet die sozialdemokratische Lehre von der Aussaugung und Unterdrückung bereiten Boden.

Auf das Land zurückzukehren verhindert die Scham und der Mangel an Mitteln. Man hat von dem Glück und Wohlleben geprahlt, das man in der Stadt finden würde, jetzt soll man ärmer heimkehren, als man fortgezogen ist. Der Umzug ist nicht umsonst, man müßte auch wieder Vieh, zum mindesten ein Schwein und eine Ziege, Gänse und Hühner, hohe Stiefeln, wetterfeste Kleider, Arbeitsgerät 2c. anschaffen, woher das Geld dazu nehmen? Also die Leute bleiben in der Stadt und müssen auf dem Lande durch Russen und Polen ersetzt werden.

Schließlich wird man diese fremden Elemente dauernd im Lande behalten müssen. Ob es gelingt, sie zu germanisieren? Unsere Volkskraft scheint in dieser Beziehung bedeutend abgenommen zu haben. Auch die konfessionellen Verhältnisse kommen in Betracht. Diese Russen und Polen sind meist Katholiken, griechische oder römische. Der Abgeordnete Szmula, welcher die Interpellation gestellt hat, wird voraussichtlich die katholisch-polnischen oberschlesischen Distrikte im Auge gehabt haben. Aber in den andern Provinzen, in Ostpreußen, Pommern 2c. handelt es sich um Gegenden, die bisher völlig evangelisch waren.

Wenn dort katholische Arbeiter dauernd ihren Wohnsitz nehmen, so werden die kirchlichen und Schulverhältnisse völlig umgestaltet. Wir kommen dahin, daß unser evangelischer Osten katholisiert wird.

So häuft sich seit Jahrzehnten Schaden auf Schaden in unserem Lande an, ohne daß eine Abhilfe eintritt, weil unsere gesamten Verwaltungsbehörden durch den Bureaudunst hindurch nicht mehr die wirkliche Welt sehen, weil sie aus der dumpfen Schreibstube nicht mehr herauskommen in die reine freie Gottesluft. Die ganze Welt hat sich umgemodelt, die Verhältnisse sind total andere geworden; aber unsere bureaukratische Maschine arbeitet noch ganz in demselben Tempo wie vor 70 Jahren.

Die Reorganisation unserer Verwaltung ist die wichtigste Aufgabe, welche das Pr. Staatswesen zu lösen hat. Unter dem großen Kaiser Wilhelm I. haben wir die Armee reorganisiert. Die Formationen sind die alten geblieben. Und dennoch ist der Dienstbetrieb ein ganz anderer. Das Ziel der alten Ausbildung war, das einzelne Individuum in der Gliederung der Truppe verschwinden zu lassen, durch die geschlossene Masse zu wirken; das ganze Bataillon ein Mann, ein Griff, ein Schritt, ein Atemzug, die mechanische körperliche Kraft von tausend Mann zu einem Schlage, zu einem Stoße, zu einem Anstemmen vereinigt, die Einzelkraft, der Einzelwille, das Einzeldenken im Gesammtmechanismus zusammengefaßt. Heute liegt im Gegenteil das Schwergewicht in der Einzelausbildung. Die Truppe kämpft aufgelöst im zerstreuten Gefecht, der einzelne Mann hat jede Terrainfalte auszuspähen, die ihm Sicherheit bietet, ebenso aber auch jeden Augenblick, der ihm das Vorgehen und die rechtzeitige Anwendung der Waffe ermöglicht. Darum setzt die Ausbildung alles daran, die Selbstthätigkeit, die Denkkraft zu wecken, zu fördern, zu stählen. Offensive ist nach wie vor die Parole, aber sie beruht nicht mehr allein auf dem Führer, der die Masse lenkt, sondern ebenso auf dem Willen jedes Einzelnen. Offensive ist aber gleichbedeutend mit Initiative. Wir haben heute noch ganz ebenso wie früher den Parademarsch, und wir werden ihn beibehalten, aber auch er ist ein anderer geworden. Der Griff „Gewehr auf" ist als unnütz abgeschafft. Nicht mit unbeweglichem, fest zusammengeklemmtem Körper, die Waffe an den Leib gepreßt, sondern das Gewehr über die Schulter, den freien Arm in zwangsloser Bewegung, marschiert die Truppe vorbei. Grade der Parademarsch veranschaulicht das veränderte Ausbildungsprinzip.

So brauchen wir auch den äußeren Rahmen unserer Verwaltung nicht zu ändern, aber der innere Dienst muß total umgewandelt, der Grundsatz „Zeit ist Geld" zur Anwendung gebracht werden, und zwar dahin, daß die Zeit der Behörde das Geld des Landes ist. Auch bei den großen Behörden muß dem einzelnen Beamten Freiheit der Bewegung, d. h. die Möglichkeit gegeben werden, Verfügungen, die er für eilig erachtet, schnell und unabhängig von dem Büreauschematismus zur Ausführung zu bringen. Dazu gehören auch äußere Mittel. In erster Linie bedürfen wir eines Umbaues der meisten Regierungsgebäude und ebenso der Amtsgebäude vieler anderer großen Behörden. Dekretur, Expedition, Registratur, Kanzlei dürfen nicht durch verschiedene Stockwerke, durch Treppen und Flure voneinander getrennt sein. Stenographie, Schreibmaschine, Telephon müssen als hauptsächliche und unentbehrliche Glieder dem Arbeitsbetriebe eingefügt werden, die Urschriftverfügung mit kurzer Inhaltsangabe auf dem für die Akten an Stelle des Konzeptes zurückbehaltenen Notizblatt muß zur Regel werden, mit einem Wort, die Verwaltung muß den Vorderlader in das Zeughaus stellen und das Repetiergewehr in die Hand nehmen.

Die moderne Entwickelung des Verkehrs, Handel, Gewerbe, landwirtschaftliche und viele andere Interessen fordern diese Reform, aber auf keinem Gebiet ist sie so notwendig, wie auf dem sozialen. Was nützt alle soziale Arbeit, welche die bürgerliche Gesellschaft leistet, wenn sie nicht durch geeignete Maßnahmen von oben unterstützt wird. An der Beseitigung und Linderung sozialer Notstände arbeiten Tausende von Vereinen und ihre Zahl beweist, wie viele Notstände es giebt. Aber die Regierung erwägt und läßt sich berichten, statt zu handeln, sie vermag nicht einmal zu sagen, wann sie über das Vorhandensein eines seit Jahren bestehenden Notstandes und über die Mittel, ihm abzuhelfen, wird Auskunft geben können.

Nach Außen hin hat ein erfreulicher Umschwung stattgefunden. Anstatt die Dinge gehen zu lassen, entschließt sich Deutschland wieder zur That. Möchten wir doch bald von dem Inneren Gebiet das Gleiche sagen können. Es handelt sich dabei viel weniger um Politik, um Parteifragen, als um das Wohl des ganzen Landes. Wenn große Massen ländlicher Arbeiter in die Städte einströmen und dort in eine ungünstige Vermögenslage geraten, so bringt das den Stadtgemeinden schon an und für sich Schaden, ganz abgesehen, daß sie für diese, meist keine steuerzahlende Bevölkerungsklasse, Schulen einrichten und vergrößern und auch noch manche andere kostspielige Veranstaltungen treffen müssen. Ebenso leiden aber auch die Arbeiter durch den Wettbewerb, welcher ihnen erwächst. Die Stadt wird daher ebenso hart getroffen, wie das Land. Den größten Schaden erleidet aber die Volksgesundheit im Ganzen, und sie sollte der Regierung am meisten am Herzen liegen.

23. Februar 1898. C. v. Massow.

Kolonialpolitik.

Über Kaiser-Wilhelmsland und Bismarck-Archipel, das Gebiet der Neu-Guinea-Kompagnie, dringen nicht allzuviel Mitteilungen in die Öffentlichkeit. Alljährlich pflegt aber die Gesellschaft ein Heft mit Nachrichten zu veröffentlichen, in dem sie das kund und zu wissen thut, was ihr geeignet erscheint, bekannt zu werden; auch im Beginn 1898 ist ein solches, über 100 Seiten starkes Schriftchen herausgegeben, das über den Stand der Unternehmungen bis 31. Dezember 1897 berichtet. Im allgemeinen ist daraus zu entnehmen, daß der Fortgang der begonnenen Pflanzungen nicht ganz den Erwartungen entspricht. So ist z. B. die Tabaksernte in Stephansort an der Astrolabebucht im Jahre 1897 in betreff der Menge weniger befriedigend wie 1896 ausgefallen, wenn auch gegen die Güte des Erzeugnisses nichts einzuwenden ist. Besser geht es mit dem Anbau von Baumwolle vorwärts. Während man früher nur auf der Gazellenhalbinsel des Bismarck-Archipels und zwar in Herbertshöhe Baumwolle mit Erfolg gezogen hat, ist nun auch in Stephansort der Versuch der Baumwollkultur gelungen, und es sind 1897 ziemlich bedeutende Mengen geerntet. Kokospalmen werden vielfach angepflanzt. Als Arbeiter braucht die Gesellschaft neben Eingeborenen ähnlich wie früher Melanesier, Chinesen und Javanen, letztere beiden aber von Jahr zu Jahr weniger, weil sie zu teuer sind. Interessant ist, daß manche Melanesier, nachdem ihr Arbeitsvertrag abgelaufen ist, in der Nähe der Pflanzungen wohnen bleiben und als freie Tagelöhner weiterarbeiten; mit der Zeit mag sich aus ihnen und ihren Nachkommen eine bis zu einem gewissen Grade zivilisierte Arbeiterbevölkerung heranbilden lassen. Auch Chinesen haben sich als Händler mit chinesischem Personal auf den Stationen angesiedelt — kein wünschenswerter Zuwachs der Bevölkerung, weil ihre Art, Handel zu treiben, den Wettbewerb der Europäer erschwert. Im Bismarck-Archipel nehmen die von Privatleuten begonnenen Pflanzerunternehmungen (Baumwolle und Kokospalmen) von Jahr zu Jahr zu. Klima und Bodenverhältnisse sind hier günstiger wie in den bis jetzt bekannten Teilen Neu-Guineas.

Im Verhältnis zu den in das Schutzgebiet hineingesteckten Summen, vielleicht gegen 10 Millionen Mark, ist die Einnahme der Neu-Guinea-Kompagnie jedenfalls sehr gering; aber sie verfügt über bedeutende Geldmittel und hofft auf die Zukunft. Gerade jetzt, wo dieser Bericht geschrieben wird, sind die Mitglieder einer von der Gesellschaft ausgerüsteten Expedition im Begriff, auf einem besonders für diesen Zweck gebauten Flußdampfer „Herzogin Elisabeth“ den Ottilienfluß aufwärts zu fahren, um auf ihm und dem Ramufluß nach dem Bismarck-Gebirge zu gelangen. Man nimmt an, daß der im vorigen Jahre entdeckte Ramu mit dem Ottilienfluß die gleiche Mündung hat, vielleicht mit ihm identisch ist und die Schiffahrt weit in das Innere gestattet. Am Bismarck-Gebirge soll eine Station angelegt und dann das Bergland auf Gold, Silber und edle Metalle untersucht werden. Wie bekannt ist auf englischem Gebiet in der Nähe der deutschen Grenze Gold gefunden und die Neu-Guinea-Gesellschaft hofft, ähnlichen Erfolg zu haben. Wenn die Expedition unter Führung Tappenbecks Ende Februar die Fahrt

beginnt, so werden Monate vergehen, ehe Nachrichten von ihr nach Stephansort kommen; die Untersuchungen in dem bis jetzt ganz unerforschten Bismark-Gebirge nehmen zweifellos lange Zeit in Anspruch. Der Ausfall der wissenschaftlichen Expedition wird vermutlich für das Bestehen der Neu-Guinea-Kompagnie entscheidend sein, vielleicht auch dafür, ob das Reich die Verwaltung des Gebiets wieder übernimmt. Die im September 1897 auf neuer Grundlage zwischen beiden Teilen wieder aufgenommenen Verhandlungen haben bislang noch zu keinem Endergebnis geführt und eine sich auf einen Vertrag mit der Gesellschaft beziehende Vorlage ist dem Reichstage bis jetzt noch nicht gemacht. Es würde also „verlorene Liebesmüh“ sein, darüber Betrachtungen anzustellen, wie sich die Verhältnisse gestalten werden, wenn das Reich zur Abwechselung die Hoheitsrechte im Schutzgebiete wieder übernimmt; für letzteres würde eine solche Änderung erwünscht sein.

Mittlerweise hat sich der Reichstag, sowohl in der Budget-Kommission, wie im Plenum mit dem Kolonial-Etat 1898 beschäftigt, dessen wichtigste Einzelheiten im Jannarheft besprochen sind (S. 85 ff.). Aus den Kommissions-Beratungen im Beginn Februar ist eigentlich nur hervorzuheben, daß die Regierung der Frage der Deportation von Gefangenen nach unseren Kolonieen, insbesondere nach Südwest-Afrika, durchaus ablehnend gegenübersteht. Auf eine vom Abg. Hasse gegebene Anregung, man solle praktische Versuche mit Deportierten machen, erklärten sowohl Major Leutwein, wie Unterstaatssekretär von Richthofen, daß die Deportation nicht durchführbar sei, sowohl der Kosten wegen, wie auch mit Rücksicht auf die Ansiedler und die Nachbargebiete. Auch der Staatssekretär des Reichs-Justizamts Dr. Nieberding hat im Reichstage bei andrer Gelegenheit auf eine Anfrage des Abg. Rickert sich dahin ausgesprochen, daß die Regierung zwar die Wichtigkeit und die guten Seiten der Deportation nicht verkenne, aber unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse unserer Kolonieen keinen Anlaß habe, in der Frage noch weitere Untersuchungen anzustellen.

Am 12. Februar folgte dann die 2. Lesung des Kolonial-Etats im Plenum des Reichstages. Das Haus war wie gewöhnlich im Beginn der Sitzung recht leer, aber die Herren, die da waren, schlugen ein frisches Tempo an und es gelang, den ganzen Etat an einem Tage durchzupeitschen. Ob es nicht besser gewesen wäre, ein bischen gründlicher zu verfahren, mag dahingestellt bleiben; vielleicht giebt ja auch die 3. Lesung noch Gelegenheit, einen oder den andern Punkt zu berühren. Erfreulich ist aber, daß es diesesmal ganz ohne die sonst übliche Beigabe von Skandalgeschichten abging und noch erfreulicher, daß die sämtlichen Forderungen der Regierung einschließlich der Bahnbauten bewilligt wurden. Im wesentlichen drehten sich die Verhandlungen darum, ob man das Geld für die Erhaltung des Betriebes auf der Usambarabahn und für den Bau der Eisenbahn und des Telegraphen von Swakopmund nach Otjimbingue bezw. Windhuk bewilligen wolle oder nicht. Bei Gelegenheit der Besprechung der Forderung für die Usambarabahn sagte Hr. v. Richthofen, die Pläne für die Weiterführung bis Korogwe seien noch nicht fertig, würden aber demnächst vorgelegt werden — hoffentlich geschieht das recht bald. Die Summe wurde trotz des Widerspruchs der Abg. Richter und Bebel bewilligt. Etwas lebhaftere Färbung nahmen die Verhandlungen über den Bahnbau und Hafenbau in Südwest-Afrika an. Herr Richter drückt das in der „Freisinnigen Zeitung“ mit den Worten aus: „Zum erstenmale war damit das Ansinnen an den Reichstag gestellt, Geld für Eisenbahnen in Afrika zu bewilligen. Abg. Richter nahm daraus Veranlassung, grundsätzlich diese Aufwendung von Reichsgeldern für Afrika zu bekämpfen und auch im einzelnen auszuführen, wie schwach es mit den Hoffnungen auf irgend eine Rentabilität dieser Eisenbahnen bestellt ist. Diese Anzweiflung rief sofort auf der ganzen Linie die Kolonialenthusiasten in die Schranken: die Abg. Graf Stolberg, Hammacher, Paasche, v. Kardorff, v. Bennigsen &c. Auch Abg. Lieber trat für Bewilligung ein.“ Diese Sätze aus der „Freis. Ztg.“ sind hier nur angeführt, um zu zeigen, daß selbst nach dem Zeugnis dieses Blattes so ziemlich der ganze Reichstag mit Ausnahme der Freisinnigen und Sozialdemokraten zu den Kolonialfreunden gehört und den folgenschweren Schritt gethan hat, Geld für Eisenbahnen in den Kolonieen zu bewilligen. Die Opposition gegen eine kräftige Kolonialpolitik ist in der That von Jahr zu Jahr schwächer geworden, und es ist nicht daran zu zweifeln,

daß sie sich noch mehr abschwächen wird, wenn die Erträge der Pflanzungen ꝛc. wachsen, überhaupt Erfolge zu Tage treten.

Solche Erfolge sind ja auch schon jetzt erreicht. Grade hierüber giebt die im Februarheft erwähnte „Denkschrift über die Entwickelung der Schutzgebiete 1896/97“ guten Aufschluß, wenn in ihr auch vielleicht die Neigung, den Ausbau der Kolonieen in günstigem Lichte erscheinen zu lassen, reichlich stark hervortritt. In Ostafrika waren schon im Sommer 1897 nicht weniger wie 23 Pflanzungsgesellschaften thätig und ihre Zahl wächst fortwährend. Eine Stockung war in dem schnellen Wachstum vor etwa einem Jahre eingetreten, als die zweite Ernte des Kaffees in Folge großer Dürre geringer wie die erste ausgefallen war; aber die Aussichten haben sich bald wesentlich günstiger gestaltet. Ganz besonders ist in Kamerun Vermehrung der Pflanzerunternehmungen am Kamerungebirge bemerkbar geworden; schon jetzt nimmt die Ausfuhr von Kakao größeren Umfang an, und die Zeit wird nicht mehr fern sein, wo in Kamerun neben dem bisher vorherrschenden Handel die Pflanzungen von Wichtigkeit für die Bedeutung der Kolonie sein werden. Allerdings ist der Handel in diesem Gebiet wie auch in Togo bisher im wesentlichen Küstenhandel; nur langsam gelingt es den an der Küste arbeitenden Handelshäusern, ihre Faktoreien tiefer in das Innere vorzuschieben und unmittelbare Handelsbeziehungen mit dem Binnenlande anzuknüpfen. Dahin zielende Versuche hat neuerdings die Kamerun-Hinterlandgesellschaft am Sanaga gemacht, auch noch weiter südlich bei Yaunde scheint ein solcher direkter Handel mit dem Innern möglich zu werden. Die dt. Kolonialzeitung teilt ferner in ihrer Nummer 7 vom 7. Februar mit, daß sich innerhalb der Dt. Kolonialgesellschaft eine Kommission gebildet hat, welche sich mit den Gedanken der Entsendung einer deutschen Handelsunternehmung nach den oberen Benue beschäftigen und ihn unter Umständen verwirklichen will. Mit anderen Worten: man denkt daran, im Anschluß an die Entdeckungen und Pläne Robert Flegels östlich von Yola (englisch) etwa bei Garua im deutschen Gebiet am Benue Stationen anzulegen, um von hier aus Deutsch-Adamaua zu erschließen, unter Benutzung des Benue bzw. Niger als Verbindungsweg nach der Küste. Vorbedingung ist, daß die Royal-Niger-Kompagnie, welche jetzt jedem Wettbewerb sich mit aller Macht entgegenstemmt, zu bestehen aufhört und ihr Gebiet an die englische Regierung abtritt. Aus Liverpool meldet der „Daily Chronicle“, die Übernahme der Besitzrechte der R. N. K. solle schon am 31. März erfolgen und von da ab werde der Handel dort der ganzen Welt offenstehen. Bestätigt sich diese Mitteilung, so würde damit ein sehr wesentliches Hindernis für deutsche Handelsniederlassungen am oberen Benue aus dem Wege geräumt und dem Plane der Deutschen Kolonialgesellschaft Lebensfähigkeit gegeben sein. —

Neben dieser Angelegenheit haben neuerdings auch allerlei Streitigkeiten zwischen England und Frankreich über das Hinterland der Goldküste die Aufmerksamkeit auf Westafrika gelenkt. So drohend aber auch die Sprache einzelner englischen Zeitungen klingt, sind doch ernste Verwickelungen nicht zu erwarten — man bellt in England lieber, als daß man beißt! Auch die neuerdings gemeldete Zurückziehung englischer Expeditionen aus der sogenannten neutralen Zone (vergl. Februarheft S. 202) deutet darauf hin, daß die englischen Staatsmänner nicht geneigt sind, überall und mit allen Händel zu beginnen.

24. Februar 1898. Ulrich von Hassell.

Kirche.

Der Streit um Luthers Ende.

Der langjährige Kampf über Luthers Todesart dürfte auch für die historisch geschulten Katholiken nunmehr sein Ende erreicht haben. Der Herausgeber von „Janssens Geschichte des deutschen Volkes“, Professor Ludwig Pastor in Innsbruck, läßt soeben bei Herder in Freiburg i. B. vom I. Bande der „Erläuterungen und Ergänzungen“ das erste Heft: „Luthers Lebensende. Eine kritische Untersuchung von Dr. Nicolaus Paulus“ erscheinen. Wie Pastor im Vorwort mitteilt, hat „Janssen noch selbst ausdrücklich die

Mitarbeit des Herrn Dr. Paulus (in München) gewünscht". Dieser faßt am Schlusse seiner 96 Seiten langen Untersuchung das Ergebnis kurz zusammen, wie folgt:

„1. Auf Grund der protestantischen Quellen kann mit genügender Sicherheit angenommen werden, daß Luther, wenn auch unerwartet schnell gestorben, doch nicht tot im Bette gefunden wurde, sondern vielmehr nach einigen Gebeten am 18. Februar 1546 gegen 3 Uhr morgens in Gegenwart mehrerer Personen sanft und ruhig verschieden ist.

2. Auf Grund sowohl der protestantischen als der katholischen Quellen muß die Erzählung des angeblichen Kammerdieners von Luthers Selbstmord als eine Fabel zurückgewiesen werden."

Dieses Ergebnis des katholischen Priesters Dr. Paulus verdient um so mehr Beachtung, als vor einigen Monaten Dr. Paul Majunke in der 14. und 15. Auflage seiner mit einem päpstlichen Breve dekorierten „Geschichtslügen" (Schöningh, Paderborn) das gerade Gegenteil behauptet hat. Majunke müht sich S. 213—223 ab, Luthers Krankheit zu bestreiten und sagt am Schlusse: „Hiernach ist die eingangs erwähnte Ansicht Janssens, daß Luther vor seinem Ende „körperlich und geistig erschöpft" gewesen sei, zu modifizieren, und bedarf es gewiß nur dieses Hinweises, daß auch katholische Gymnasiasten nicht fernerhin in der unhistorischen Weise über Luthers letztes Lebensstadium unterrichtet werden, wie es in protestantischen Lehrbüchern geschieht und wohl auch geschehen muß." Majunke versteigt sich S. 503 zu folgender Beschimpfung der evangelischen Kirche: „Hauptsächlich von Geschichtslügen wie vom „Gottesmann Luther" und vom „Krämer Tetzel" hat der Protestantismus gelebt; wird jenen Lügen der Garaus gemacht, so ist auch der Protestantismus eine Unwahrheit geworden." Sehr ausführlich schildert Majunke S. 195—200 den angeblichen Selbstmord Luthers. Diese fünf Seiten enthalten aber nur ein kurzes Resumé eines 248 Seiten großen Buches von J. A. Kleis: „Luthers „heiliges" Leben und „heiliger" Tod". (Mainz. 1896. Franz Kirchheim). Kleis ist 1895 gestorben, war Missionar in Christiania und Sekretär des Bischofs Fallize, welcher sich der Gunst des Papstes erfreute. Kleis hat die „Forschungen" Majunkes über Luthers Ende, welche bei Florian Kupferberg in Mainz in vier Schriften von zusammen 542 Seiten bis zum Jahre 1890 erschienen, unter heftigen Ausfällen gegen Professor Nielsen in Kopenhagen für die Katholiken Norwegens bearbeitet. Majunke machte dann das Buch seines gelehrigen Schülers mit neuen Zuthaten dem deutschen Publikum zugänglich und preist in den „Geschichtslügen" seine Phantasien als gesicherte Resultate historischer Forschungen. Er beruft sich dabei auf den Kardinal Hosius, den Hildesheimer Dechanten Oldecop, Jesuitenpater v. Coster u. a., welche vom „Erwürgen" Luthers durch den Teufel fabulieren. „Hosius und von Coster," sagt Majunke S. 197, „gehörten zu den angesehensten und gelesensten katholischen Schriftstellern um die Mitte des 16. Jahrhunderts. Ihr Zeugnis allein würde ausreichen, um die Behauptungen der protestantischen „Historia" zu nichte zu machen." Dr. Paulus indessen findet diese Zeugnisse durchaus nicht ausreichend. Er prüft die Gewährsmänner Majunkes sehr genau und kommt zu dem Schlusse, daß die von J. Jonas, M. Coelius und J. Aurifaber verfaßte „Historia" über Luthers seliges Ende vollen Glauben verdient.

„Es kann demnach keinem Zweifel unterliegen," sagt Dr. Paulus S. 93, „daß die protestantischen Augenzeugen vollen Glauben verdienen, wenn sie behaupten, daß bereits um 4 Uhr morgens viele Personen um das Sterbelager Luthers versammelt waren. Wie durch den Bericht des katholischen „Mansfelder Bürgers", so wird auch durch die protestantischen Quellen die Selbstmordgeschichte des angeblichen Kammerdieners als Lügengewebe dargethan."

Man könnte nun wünschen, daß Dr. Paulus die tendenziöse Behauptung des katholischen „Mansfelder Bürgers" von dem unmäßigen Essen und Trinken des Reformators, die vom Kardinal Bellarmin so gut wie von Martin Cochem und unzählig anderen katholischen Schriftstellern bis auf die modernen Pamphletisten Tilmann Pesch, Dr. Honef, Dr. Majunke, Evers, Kleis, Hohoff &c. breit getreten wird, auch einer kritischen Beleuchtung unterzogen hätte, zumal offenkundig ist, daß der „Mansfelder Bürger", d. h. der katholische Apotheker Johann Landau in Eisleben, einige harmlose Stellen der protestantischen „Historia" im Geiste katholischer Dogmatik über Leben und Ende der Ketzer verdreht

und über Dinge für den Polemiker Cochläus geschrieben hat, von denen er als Augen- oder Ohrenzeuge nichts wissen konnte. Indessen soll von einem Schüler Janssens nicht zu viel verlangt werden. Es gebührt ihm dafür Dank, daß er der Fabel des Selbstmordes ein Ende gemacht hat. Diese findet bei Majunke den Vorzug vor der Fabel von dem Erwürgen durch den Teufel, weil sie Luther noch mit einem Verbrechen belastet. Er beruft sich hierfür auf den italienischen Oratorianer Thomas Bozius, welcher 1591, also fast zwei Generationen nach Luthers Tode, unter Hinweis auf ein Aktenstück des vatikanischen Archivs einen angeblichen Diener Luthers den Selbstmord seines Herrn enthüllen läßt. Dr. Paulus weist indessen mit guten Gründen „das Zeugnis des italienischen Gelehrten als völlig wertlos zurück“ (S. 64). „Ebenso wertlos“, fährt Dr. Paulus fort, „ist das Zeugnis des Franziskaners Heinrich Sedulius, mag auch letzterer in einer 1606 erschienenen Schrift die Erklärung des angeblichen Dieners Luthers im Wortlaute mitteilen.“ . . . „Weil ganz und gar unbeglaubigt müßte dieser Bericht als völlig wertlos zurückgewiesen werden selbst in dem Falle, daß es unmöglich wäre, positive Beweise gegen dessen Glaubwürdigkeit vorzubringen. Nun können aber gewichtige Zeugen vorgeführt werden, katholische und protestantische, die dem angeblichen Diener Luthers die Maske abreißen und denselben als Lügner entlarven.“

Da Sedulius behauptet, die Erklärung des Dieners in Freiburg i. B. erhalten zu haben, so weist Dr. Paulus u. a. auf den Umstand hin, daß die katholischen Polemiker, wie Jodocus Lorichius, der von 1574—1605 in Freiburg Professor war, Johann Paul Windeck und Joh. Pistorius, die ebenfalls dort waren, die Selbstmordgeschichte nicht erwähnen und das Protokoll des Dieners Luthers nicht kennen. „Man muß anerkennen“, sagt Dr. Paulus S. 82, „daß, namentlich in Deutschland, die meisten katholischen Autoren, selbst die heftigsten Streittheologen, der Erzählung des angeblichen Dieners Luthers keinen Glauben schenkten. Und hierin hatten sie vollkommen recht; denn nicht nur das Zeugnis des Eislebener katholischen Apothekers Johann Landau, auch die Zeugnisse verschiedener protestantischer Augenzeugen nötigen uns, die betreffende Erzählung als eine Fabel zurückzuweisen.“

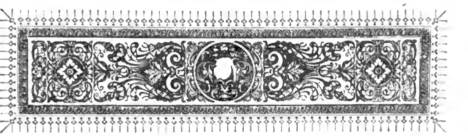
Es war im Lutherjahre 1883, als der Jesuitenpater Tilman Pesch in sog. Gottliebbriefen der „Germania“ diese Fabel des Bozius, Sedulius und des ehemaligen Germania-Redakteurs Paul Majunke als beglaubigten Bericht darstellte (Briefe aus Hamburg. III. Aufl. Berlin 1889. Verlag der Germania. S. 267). Der Convertit Evers und Dr. Honef folgten den Spuren des Jesuitenpaters. Zwei Franzosen, Lorrenz und Abbé Tournier haben unter dem Titel „La fin de Luther“, Le suicide de Luther“ der Fabel jenseits der Vogesen Glauben zu verschaffen gesucht. Es wird diesen Schriftstellern gewiß sehr unangenehm sein, im ersten Ergänzungshefte des Janssen'schen Geschichtswerkes die ultramontane Darstellung des Endes Luthers als eine unbegründete zurückgewiesen und die übliche protestantische Erzählung als geschichtlich wahr anerkannt zu sehen. Aber sie können sich mit der Erklärung des Kardinals Manning trösten', daß das Dogma der römisch-katholischen Kirche die Geschichte überwindet, und daß selbst eine solche Celebrität wie Döllinger durch all seine geschichtlichen Forschungen den Gang katholischer Kirchenpolitik und Praxis wenig oder gar nicht in gutem Sinne beeinflussen konnte. Erbauungsbücher nach Art des Kapuziners Martin von Cochem, der die Fabel von Luthers Selbstmorde bis in die entlegenste katholische Hütte verbreitet hat, und asketische Zeitschriften wie „Pelikan“ werden im Geiste von Tilman Pesch und Majunke weiter wirken und sich dabei auf ein päpstliches Breve stützen. Auf katholischer Kanzel und im Beichtstuhle wird man erst recht des drastischen Mittels nicht entraten wollen, durch Hinweis auf das schreckliche Ende des Häresiarchen Luthers, des Verkündigers der pestartigen und giftigen, zur Unsittlichkeit und zum Ruine aller Religion führenden teuflischen Lehre, katholische Gatten vom Umgange mit evangelischen Gatten abzuhalten, wenn die Bekehrung dieser nicht gelingen will. Die in katholischer Praxis übliche Ausbeutung der über Leben und Wirken und vor allem den Tod angeblicher Ketzer erfundenen Fabeln hätte Dr. Paulus veranlassen sollen, der Ursache der bei Katholiken und Protestanten im 16. Jahrhundert konstatierten Unsitte, die Gegner eines schrecklichen Todes sterben zu lassen, näher nachzuspüren. Es ist nicht recht auf 44 Seiten die Gottesgerichte zusammen-



zustellen, denen er in protestantischen Schriften zur Verunglimpfung katholischer oder sonstiger gegnerischer Vorkämpfer begegnet und die katholischen Ausstreuungen über den schrecklichen Tod der Reformatoren auf 11 Seiten zu beschränken, ohne ein Wort des Bedauerns dafür zu haben, daß der Freiburger Moral-Professor Alban Stolz und viele andere katholische Schriftsteller diese Unsitte noch in unseren Tagen kultiviert haben, während protestantischerseits derselben schwerlich noch seit langen Zeiten irgendwo gefrönt wird. Aber auch die etwaigen Unsitten der Protestanten im 16. Jahrhundert bieten für die systematische, katholische Schmähung der Reformatoren keine Entschuldigung. Die Reformatoren machen auf Unfehlbarkeit keinen Anspruch. Warum haben die Päpste, welche die unfehlbaren Lehrer der Völker sein wollen, es unterlassen, die Unsitte, dem lebenden wie dem gestorbenen Gegner Schimpfliches anzudichten, zu bekämpfen? Die Bullen und Breven der Päpste aus allen Jahrhunderten sind Zeugen, daß gerade sie diese Unsitte gefördert und im Mittelalter zu solcher Blüte gebracht haben, daß sie selbst den Reformatoren wie eine Eierschale anklebte, deren sie sich als Kinder ihrer Zeit nicht zu entledigen wußten. Man lese nur die schimpflichen Ausdrücke, mit denen Papst Leo X. Dr. Martin Luther von Anfang an der öffentlichen Verachtung preisgiebt oder die gemeinen Worte wie „Spitzbube, Hund, Basilisk, neuer Arius, Mohammed, Satan, Bestie, Schurke ꝛc.", mit denen der päpstliche Legat Aleander auf dem Wormser Reichstage über Luther herfährt. (Vergleiche „Aleander und Luther auf dem Reichstage zu Worms", von Adolf Hausrath. Berlin, Grote. 1897. S. 82, 87, 88 (109, 220), 89 (132, 136), 90 (205), 91, 136, 220, 333, 359.) Die päpstlichen Freunde Emser und Cochläus verbreiteten schon nach der Leipziger Disputation die Mähr, daß Luther bereits im Erfurter Kloster mit dem Teufel einen Pakt gemacht habe. Aus diesen und anderen Gründen ist es ein vergebliches Bemühen, die katholische Unsitte durch die Hervorkehrung protestantischer Unsitte in ein günstigeres Licht stellen zu wollen. Dazu kommt noch, daß manche von den katholischen Autoren, welche die Unsitte kräftig gefördert haben, selig oder heilig gesprochen sind, wie z. B. Petrus Canisius, während die Protestanten jeden Menschen als Sünder betrachten und nur Gott im Himmel einen heiligen Vater nennen.

Indessen trotz aller Ausstellung hat Dr. Paulus eine für die Ächtheit und Glaubwürdigkeit der protestantischen Historia über Luthers seliges Ende verdienstliche Schrift verfaßt. Dr. Josef Burg in Essen hat im ersten Bande seiner „Protestantischen Geschichtslügen" S. 87 die Beweisführung Dr. Majunke's und Kleis' für nicht stichhaltig erklärt und sich für Dr. Paulus ausgesprochen, der schon 1895 und später der Selbstmordfabel entgegengetreten war. Sonst freilich wetteifert Dr. Burg mit Dr. Majunke in Anschwärzung der Reformation. Staunen würde es wohl nicht erregen, wenn letzterer mit dem Jesuitenpater Martin Becanus († 1624), dem Beichtvater des Kaisers Ferdinand II. deshalb besonderen Staat machen sollte, weil er die von Bozius erfundene Selbstmordfabel als wahre Geschichte vorgetragen hat. Nun, dieser Jesuit hat auch 1612 mit Approbation der Ordensoberen in einem zu Mainz in mehreren Auflagen gedruckten und vom Pariser Parlamente bekämpften Buche gelehrt: „Der Papst ist der von Christus gesetzte Hirt der ganzen Kirche. Zu den **Hunden** dieses Hirten gehören auch die Kaiser und Könige; lässige und faule Hunde aber sind alsbald von dem Hirten zu beseitigen . . . Die Absetzung der Könige kann auf verschiedene Weise vorgenommen werden; gewöhnlich erfolgt sie in der Weise, daß der Papst die Unterthanen von der Pflicht des Gehorsams entbindet oder von dem Bande der Unterwerfung löst, durch welches sie mit ihrem Könige verbunden sind, wozu ihn Christus ermächtigt hat durch die Worte: „Was du auf Erden lösen wirst ꝛc." Wo die Reformation gewürdigt wird, fällt auch das jesuitische Kirchenstaatstum oder der Casareopapismus. Aber Dr. Paulus wird den Sturz desselben nicht erleben und ihn auch wohl nicht wünschen.

Dr. **Rieks.**



Neue Schriften.

1. Politik.

— Familienfideikommisse. Von Paul Hager, Doktor der Staatswissenschaften und der Rechte. (Staatswissenschaftliche Studien. Herausgegeben von Dr. B. Elster. 6. Bd. 5. Heft.) (Jena, G. Fischer.) 1897. VI u. 60 S. Pr. Mk. 1,20.

Das neue bürgerliche Gesetzbuch läßt die Fideikommisse unberührt; die Ordnung ihrer Verhältnisse bleibt den Landesgesetzgebungen vorbehalten; dieser Aufgabe werden sie sich über kurz oder lang zuwenden müssen. Gegenüber den heftigen Angriffen, die von liberaler und sozialdemokratischer Seite auf die Fideikommisse gemacht zu werden pflegen, und bei welchen ein voreingenommenes Urteilen nach der Parteischablone eine große Rolle spielt, ist es sehr wertvoll, in dem vorliegenden Werkchen eine Darstellung der ganzen Materie zu besitzen, die mit großer Objektivität, mit feinem Verständnis für die Imponderabilien, aber auch mit offenen Augen für gewisse Mängel des genannten Rechtsinstituts geschrieben ist. Die Schrift ist eine volkswirtschaftliche Studie, nicht eine Apologie der Fideikommisse, aber thatsächlich gestaltet sie sich dennoch zu einer „Rettung" und Ehrenrettung dieser Einrichtung, deren Mißbrauch — was oft übersehen wird — eben ihren Gebrauch und ihren Nutzen nicht aufhebt.

Nach einer übersichtlichen Geschichte der Fideikommisse und einer kurzen Darstellung der für dieselben zur Zeit gültigen gesetzlichen Bestimmungen zeigt der Verfasser mittels des offiziellen statistischen Materials, daß nicht nur der Osten, sondern auch der Westen (z. B. Westfalen) stark an den Fideikommissen beteiligt ist, während einige östliche Provinzen (Ost- und Westpreußen, Posen und Sachsen) unter dem Durchschnitt der preußischen Monarchie bleiben (dieser beträgt 6% der Grundfläche.) Wesentlich geringer ist die Ausdehnung der F. C. in Bayern (2,12%), zwischen beiden steht Österreich (4,07%). In allen drei Gebieten aber macht der Wald einen sehr erheblichen Teil von dem Fideikommißboden aus.

Nach dieser allgemeinen Orientierung schreitet der Verfasser dazu, gegeneinander abzuwägen, was für und was gegen die F. C. geltend gemacht wird. Für sie spricht zunächst ein wesentliches Interesse der nationalen Wirtschaft: sie begünstigen eine planmäßige Durchführung der Waldwirtschaft; ferner die Erhaltung einer wohlhabenden, leistungsfähigen und unabhängigen Aristokratie zu Gunsten des Staats wie der Selbstverwaltung; die Erhaltung eines tüchtigen Großgrundbesitzes, der neben dem mittleren und kleinen nicht fehlen darf, gegen dessen allzustarkes Überwiegen aber die Regierung durch event. Versagung der Genehmigung einzuschreiten vermag; endlich die für den Grundbesitz zweckmäßige Erbfolgeordnung der F. C., welche die verhängnisvolle Verschuldung durch Erbteilung ausschließt, und die daraus folgende Erhaltung des Grundbesitzes in derselben Familie, deren Vorzüge offenbar sind, wenn auch viele sie nicht sehen. Zahlreich sind dagegen die Einwände und Beschuldigungen der Gegner. Manches ist ganz thöricht, wie die Behauptung, durch F. C. werde eine Unsicherheit des Verkehrs geschaffen (Zugänglichkeit der Grundbücher!), oder sie widersprächen der Gerechtigkeit (das gilt ganz ebenso vom gesamten Erbrecht!). Daß durch F. C. die Familienverhältnisse getrübt, die Autorität des Vaters untergraben, das Verhältnis der Geschwister verderbt werde, haben die Beteiligten nie, wohl aber die Unbeteiligten — theoretisch — behauptet. Unwürdige Anwärter könnten indes durch Familienbeschluß und Genehmigung der zuständigen Behörde von dem F. C. ausgeschlossen werden. Wie die F. C. die Freiheit und Unabhängigkeit der kleinen Leute beeinträchtigen sollten, ist im Hinblick auf die Freizügigkeit und das allgemeine Wahlrecht nicht abzusehen. Dagegen leisten die F. C. allerdings der Latifundienbildung Vorschub, weshalb sich ein gesetzliches Maximum für die F. C.

empfiehlt (wie denn schon in vielen Partikularrechten ein Minimum für dieselben vorgeschrieben ist.) Auch die Vereinigung mehrerer F. C. in einer Hand wirkt nach dieser Richtung (in Preußen gab es 1895: 1045 F. C. und nur 939 F. C.-besitzer); Cumulation über das gesetzliche Maximum hinaus könnte der Gesetzgeber gleicher Weise verhindern. Ähnlich steht es mit anderen Einwänden: gesetzliche Bestimmungen könnten dafür sorgen, daß der Erwerb von Gütern nicht allzusehr durch Festlegung erschwert, Parzellierung von Bruchteilen zugelassen würde; daß mit Grundfideikommissen regelmäßig Geldfideikommisse verbunden würden, um ein Betriebskapital und damit rationelle Bewirtschaftung zu sichern; daß an die Stelle der stiftungsmäßigen immerwährenden Dauer eine periodische Erneuerung und auch Abänderung ermöglicht würde u. s. w. Der Verfasser kommt zu dem Schlusse: „die F. C. sind reformbedürftig, aufzuheben sind sie nicht"; für Preußen wären im Allgemeinen die Bestimmungen des Landrechts beizubehalten, eine Fideikommißbehörde zu schaffen mit erweiterten Rechten und Pflichten, ein Maximum vorzuschreiben, Abtrennung kleiner Parzellen zu Ansiedlungszwecken zu erleichtern, Pachtverträgen für die Nachfolger im F. C. bindende Kraft zu verleihen, ein Geldfideikommiß mit jedem Grundfideikommiß zu verbinden, die immerwährende Dauer der F. C. zu beseitigen. Wl.

— Das Branntweinmonopol als Besteuerungsform. Von Dr. Paul Getz. (Sammlung nationalökonomischer und statistischer Abhandlungen des staatswissenschaftlichen Seminars zu Halle a. d. S. Herausg. v. Prof. Joh. Conrad. 15. Band. (Jena, G. Fischer.) 1897. 81 S. Pr. Mk. 2,—.

Die steigenden finanziellen Bedürfnisse des deutschen Reichs für seine Wehrhaftigkeit und seine sozialen Reformen, und die offenbare Unbilligkeit der Matrikularbeiträge haben eine stärkere Heranziehung der indirekten Steuern notwendig gemacht. Der Vorschlag eines Tabakmonopols hat im Reichstage keine Gegenliebe gefunden, dagegen ist die Zucker- und Branntweinsteuer umgestaltet worden. Allein die Branntweinsteuer hat den erhofften Ertrag nicht gebracht, und ist auch sonst sehr anfechtbar. Wenn sie der Überproduktion einigermaßen gesteuert haben mag, so hat sie doch den Preissturz nicht aufhalten können und vor allem bietet sie keinen genügenden Schutz gegen den Alkoholismus; außerdem ist ihre Erhebung äußerst kostspielig. Dieser in jedem Betrachte unbefriedigende Zustand sticht sehr ungünstig ab von der 1886 geschaffenen Schweizer Alkohol-Gesetzgebung, die alle hier in Betracht kommenden Fragen in vorbildlicher Weise gelöst hat, und deren Branntwein-Verkaufsmonopol sich bisher glänzend bewährt. Diese Maßnahme, „ein Beweis hoher politischer Einsicht der Staatsmänner wie des ganzen Volkes, welches die Vorlage mit überwiegender Mehrheit annahm," — hat bereits in mehreren Gouvernements des russischen Reichs Nachahmung gefunden. Nachdem der Verfasser zuerst das pro u. contra der Monopole erörtert und die Gründe für eine Reform der jetzigen Alkohol-Besteuerung ausführlich dargelegt hat, berichtet er näher über die Geschichte und die Einrichtungen des Schweizer Alkohol-Monopols und begründet eine ähnliche, wenn auch in einigen Punkten abweichende Gesetzgebung für das Gebiet des deutschen Reiches. Über die Wirkung des Schweizer Monopols sagt er: „der Landwirtschaft ist aus der Steuerreform ein doppelter Nutzen erwachsen. Einmal ist die Alkoholverwaltung .... in der Lage, den inländischen Producenten durchaus auskömmliche Preise zu gewähren; somit ist jenen der ausländischen Konkurrenz gegenüber ein wirksamer und dauernder Schutz verliehen worden." Weil keinem Lieferanten mehr als 100 hl oder weniger als 150 hl abgenommen werden, sind die übergroßen wie die Zwergbetriebe lahm gelegt worden und beseitigt, womit einerseits dem ungesunden Wettbewerb, andrerseits dem Schaden der verderblichsten kleinen Alkoholherde ein Ziel gesetzt ist. Ferner wirkt das Gesetz dem Alkoholismus in der Hinsicht entgegen, daß die Verwaltung eine gewisse Reinheit der gebrannten Wasser garantiert, und daß die Kantone 10% des ihnen zufallenden Erträgnisses aus dem Monopol zur Bekämpfung der Trunksucht in ihren Ursachen und Folgen zu verwenden gehalten sind. Infolgedessen ist der Genuß von gebrannten Wassern in der Schweiz von 1882—1893 von 9,40 l pro Kopf auf 5,41 l zurückgegangen.

Indem wir die fachmännische Kritik des Vorschlages den Sachverständigen überlassen, können wir nicht umhin unsere große Freude darüber auszusprechen, daß in dieser Abhandlung ein neuer Beweis dafür vorliegt, mit wie großem Ernste die heutige Nationalökonomie den sittlichen Bedürfnissen des Volkes Rechnung zu tragen sucht.

Die jungen Nationalökonomen, welche zu Füßen der „Kathedersozialisten" und der Männer der „historischen" Schule gesessen haben, betrachten es mit Recht als einen überwundenen Standpunkt, von der Volkswirtschaftslehre als einer bloßen „Technik" zu reden. Das überlassen sie gewissen Kirchenzeitungen und Unterzeichnern von ziellosen Erklärungen, die noch ganz in den Fesseln der klassischen Nationalökonomie liegen, gegen welche einst Männer wie Martensen im Namen des Christentums aufgetreten sind. Während die Theologen großenteils das jahrhunderte alte Spiel wiederholen und sich gerade dann in einer Zeitrichtung festsetzen, wenn sie antiquiert ist, und die neuen Gedanken nur darum bekämpfen, weil sie „neu" sind (mögen sie auch zehnmal besser mit den Grundgedanken der göttlichen Offenbarung harmonieren als die „alten"), übernehmen die Nationalökonomen ihre Aufgabe und predigen die sittliche Bedingtheit jeder entscheidenden volkswirtschaftlichen Maßregel, welche die Zions-Wächter verkennen. Sonderbare Welt! Wl.

2. Kirche.

— Johannes Claaßen. Das Evangelium nach St. Johannes. Einleitung. Erstes Kapitel erläutert. (Stuttgart, J. F. Steinkopf.) 1897. 202 S. Pr. Mk. 2,40.

Was unserer Zeit vor allem not thut, ist biblische Bildung und Vertiefung. Das läßt sich aber nur erreichen durch fortgehende Beschäftigung mit der hl. Schrift, und zwar nicht nur in ihren

einzelnen Abschnitten, sondern in ihrem großartigen organischen Zusammenhang. Darum muß es die Losung alles Religionsunterrichts in Kirche und Schule werden: Bibelfestigkeit und Bibelverständnis; darum muß auch allen, dem Unterricht Entwachsenen die Bibel wieder vertraut und lieb gemacht werden.

Der letzteren Aufgabe möchte vorliegendes Büchlein dienen. Es giebt eine eingehende und erbauliche Auslegung vom 1. Kapitel des Johannis-Evangeliums. Der Verf. ist dabei in löblicher Weise bestrebt gewesen, die Schrift durch die Schrift zu erklären, den einzelnen Begriff aus biblischen Gedanken abzuleiten und festzustellen. Aber was dem Büchlein „fehlt", ist das „Zuviel". Wer zu schrittweiser Auslegung für 51 Verse nicht weniger als 202 Seiten in Anspruch nimmt, der kennt unsere schnelllesende und schnelllebige Zeit nicht. Ihm bleibt der Leser am Einzelnen hängen, statt zum Ganzen zu streben. Denn nur der Fachmann hat die Fähigkeit hier vom Einzelnen aus das Ganze zu überblicken, und die Zeit, sich diesen Überblick zu verschaffen.

Ein „Zuviel" ist auch geschehen hinsichtlich des erbaulichen Tones. Das ist ein schwerer Schaden in einer Zeit, wo dem gebildeten Leser nichts so unsympathisch ist, als sogenannte „Erbaulichkeit". Und die schaut hier an allen Ecken und Enden heraus; in den predigtmäßig formulierten Einleitungen, den zu kurz geschürzten Anwendungen, den gebetsartigen Apostrophen u. s. w.

Wir raten dem Verfasser, ehe er an eine Fortsetzung des Unternehmens ernstlich denkt, bei Schlatter in die Schule zu gehen. In dessen volkstümlichen Auslegungen zum Evangelium Matthäus, Römerbrief, Galaterbrief u. s. w. wird er finden, was dem Bedürfnis unserer Zeit entspricht, nicht Worterklärung, die von der Schrift ausgeht, sondern Einführung in die großen Gedanken der Schrift, die zum Bibelwort leitet als der Form, in der sich die ewige Wahrheit gleichsam unverhüllt darstellt.

So umgegossen und „konzentriert" wird auch diese fleißige und gründliche Arbeit ihren Zweck erfüllen; sie wird den Leserkreis finden, den sie sucht und verdient. Sch.

— **Jesu Auferstehung von den Toten.** Ein Vortrag auf Wunsch des kirchlichen Vereins zu Hamburg am 3. Februar 1897 in der Aula des Johanneums gehalten von Lic. theol. G. **Wohlenberg**, Pastor in Altona. (Schwerin i. M. Verlag von Fr. Bahn.) 1897. 31 S. Pr. Mk. 0,60.

Klar und übersichtlich erörtert der Verfasser die wichtigsten Gründe des christlichen Auferstehungsglaubens und tritt den Einwürfen der Gegner mit vollgewichtigen Argumenten entgegen. Mit Recht betrachtet er die Auferstehung Jesu als etwas Einzigartiges in der Weltgeschichte. Buddha, Muhammed, Konfutse, sowie das Alte Testament werden zur Beleuchtung dieser Einzigartigkeit herangezogen. Es würden viele Weitläufigkeiten vermieden und viel Kraft für die theologische und die kirchliche Arbeit gespart werden, wenn, so wird S. 15 hervorgehoben, jeder Theologe das 15. Kapitel des ersten Korintherbriefes mindestens einmal im Jahre läse und in das Bekenntnis Pauli von der Auferstehung Jesu freudig einstimmte. „Wenn das geschähe, so hätten wir nicht die widerwärtige und widersinnige Erscheinung eines innerkirchlichen Kampfes um das Apostolikum." s.

— **„Ich sehe den Himmel offen".** Apostelgeschichte 7,55. Biblische Betrachtungen über das Leben der Gläubigen im Himmel. Von Dr. **Wilh. Ziemssen**, ev. Pastor in Glewitz, Kreis Grimmen, Pommern. 1. Der Blick in den offenen Himmel. (Leipzig, A. Deichert, Nachf. G. Böhme.) 1897. 198 S. Pr. Mk. 2,80.

Mit biblischem Realismus behandelt der Verfasser die Lehre vom ewigen Leben. Die Andeutungen und Winke der Bibel bieten ihm eine Fülle beseligender Blicke in das himmlische Erbteil der Heiligen. In neuerer Zeit bemüht man sich, die Zustände des magnetischen Schlafs, die physiologischen Beobachtungen über das Träumen, behauptete Wiedererscheinungen Verstorbener zur Aufhellung der Dunkelheiten des Jenseits zu verwerten. Tertullian nutzte seiner Zeit die somnambulen Zustände seiner montanistischen Prophetinnen für diese Zwecke aus. Gregor der Große stützte seine Fegfeuer-Lehre auf die Aussagen wiedererschienener Geister. Jung-Stilling und Justinus Kerner glaubten zur Überwindung des Rationalismus der Geisterseherei, welcher ein Paul Ernst sogar in der Sonntagsbeilage der „Vossischen Zeitung" vom 14. November 1897 das Wort redet, nicht entraten zu können. Der Verfasser hält sich aller Schwarmgeisterei fern und bleibt in seinen erbaulichen Betrachtungen meistens auf dem Boden der heiligen Schrift. Eine willkommene Ergänzung seiner Ausführungen bietet das Buch des kürzlich verstorbenen Kulturhistorikers Riehl: „Religiöse Studien eines Weltkindes" (Stuttgart. Cotta 1895). s.

— **H. Spurgeon unter seinen Studenten.** Vorlesungen und Ansprachen. Autorisierte Übersetzung von D. Spliedt. 2. unver. Aufl. (Heilbronn, Max Kielmann.) 1897. IV. u. 184 S. Pr. Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Der große Baptistenprediger Spurgeon hat in 41 Jahren 959 Männer für das Predigtamt ausgebildet. Im Kreise seiner Predigtamtskandidaten hielt er an Freitag Abenden öffentliche Vorträge, über welche die Londoner Zeitungen viele, meist ungünstige Bemerkungen machten. Indessen die feindseligen Angriffe verfehlten ihr Ziel. In dreißig Jahren änderte sich der Ton der Presse angesichts der allgemeinen Hochachtung, die dem genialen und begeisterten Jünger Jesu Christi von den verschiedensten Kreisen bezeugt wurde. Die hier veröffentlichten Vorlesungen und Ansprachen haben für junge Kandidaten wie alte Theologen das größte Interesse, selbst wenn man an dieser oder jener Stelle abweichender Meinung ist. Hier möge zur Empfehlung des Buches folgende Stelle aus dem Vortrage von 1888 „Wonach wir streben" stehen: „Wir glauben, daß unser Evangelium sich mit der höchsten Gelehrsamkeit verträgt. Unsere Überzeugung ist, daß alle Wissenschaft und Bildung, welche die Menschen erlangen können, falls sie eine wahre ist, sie nicht hindern wird, den einfachen Glauben an Christum des Gekreuzigten zu predigen." Es macht nichts, daß Reichsgerichtsrat a. D. Otto Mittelstädt anderer Ansicht ist. Nicht die von

diesem vorgeschlagenen weltlichen Mittel können uns retten, sondern der christliche Glaube überwindet die Welt. s.

— Gedanken und Fragen vor dem Angesichte des Menschensohnes von Pontus Witner, weiland Professor der Philosophie in Christiania. Autorisierte Übersetzung aus dem Schwedischen von H. W. (Leipzig. Alfred Janssen.) 1897. XXVI und 260 S. Mk. 4,00.

Professor Witner ruht seit Mitte Mai 1888 auf dem Kirchhofe in Upsala. Armut und Kränklichkeit hatten ihn auf seiner Lebensreise begleitet und seiner kontemplativen Natur einen ernsten himmelwärts gerichteten Charakter gegeben. Seine Abweisung der pantheistischen Lehren des in Upsala tonangebenden Professors Boström beraubte ihn längere Zeit der Gunst maßgebender Kreise. Doch gewann er durch seine Schriften, u. a. eine Kritik über Dr. Büchners Buch: „Kraft und Stoff", „Predigten für die Jugend", „Kultur und Philosophie" und vor allem durch seine Vorlesungen und Predigten in Upsala und Christiania allmählich einen größeren Anhang. 1872 verfaßte er oben genanntes Werk. Übersetzer und Verleger verdienen Dank, daß sie dieses Buch dem deutschen Publikum zugänglich gemacht haben. Es ist erdaulich und philosophisch im besten Sinne des Wortes geschrieben, in manchen Teilen an die Bekenntnisse St. Augustins und die Meister der deutschen Mystik erinnernd. Die tiefsten Probleme theologischer Spekulation über Gottheit und Menschheit, Sünde und Erlösung, Sündenvergebung und göttliche Gerechtigkeit und so weiter werden hier in klarer und anmutiger Sprache erörtert. Wer beispielsweise nur die fünf Seiten S. 245ff. über Inspiration der hl. Schrift liest, wird in gleicher Weise den Tiefsinn wie den Freimut, den demütigen Glauben wie die wissenschaftliche Klarheit des schwedischen Philosophen bewundern. Er wendet sich in seinem Buche hauptsächlich an solche, die sich nach Christus, dem Überwinder der Sünde und des Todes sehnen, denen aber ihr Gewissen verbietet, sich zu allem dem zu verbinden, was im Laufe der kirchlichen Entwickelung in theoretischer und praktischer Beziehung die Stellung eines mosaischen Gesetzes eingenommen hat. s.

— Brennende Zeit- und Streitfragen der Kirche. Gesammelte Abhandlungen von Julius Böhmer. I. Auf alttestamentlichem Gebiete. Bedenken und Wünsche für eine zukünftige Verdeutschung des Alten Testaments. Gegenwart und Zukunft im Licht alttestamentlicher Prophetenworte. Das Alte Testament im christlichen Religionsunterrichte. II. Zur christlichen Glaubenslehre. Christus und der Glaube. Die Erlösung im Sinne Jesu und seiner Apostel. Für das Apostolikum. (Gießen, J. Ricker'sche Verlagsbuchhandlung.) 1897. VI. s. 128 und 148 Seiten. Mk. 4,—.

Die Vorzüge und Schattenseiten der Übersetzungen des Alten und Neuen Testaments von Kautzsch und Weizsäcker werden in dieser Schrift unparteiisch gewürdigt und die Wellhausen'schen Hypothesen in ihrer Nichtigkeit vorgeführt. Wellhausen und mit ihm eine größere Zahl moderner Theologen will das Alte Testament nach naturalistischen Grundsätzen erklären. Die mosaische Periode wird zu einem vacuum und die Davids und Salomos zu einer poesielosen. Dieser Geschichtskonstruktion tritt der Verfasser S. 20—84 entgegen und verteidigt den kirchlichen Glauben und die Lehre Christi und der Apostel von der Offenbarung Gottes an Patriarchen, Moses und die Propheten. Das Bibelwerk Kautzsch' mit seiner modernen Kritik paßt nicht für die christliche Gemeinde. Für eine höchst nötige neue Verdeutschung des Alten Testaments faßt der Verfasser seine Bedenken und Wünsche in einem besonderen Abschnitte zusammen. Der vorletzte Abschnitt: „Gegenwart und Zukunft im Licht alttestamentlicher Prophetenworte" wäre füglich weggeblieben, da viele Gedanken derselben sich in der Schrift des bekannten „Sorgenvollen" finden und mit dem eigentlichen Gegenstande nur in losem Zusammenhange steht. Dagegen sind die trefflichen Erörterungen über alttestamentlichen Religionsunterricht, der nicht nach dem jeweiligen Stande alttestamentlicher Forschung geändert werden kann, ganz am Platze.

Der zweite Band, welcher wie der erste Herr Professor Orelli in Basel gewidmet ist, behandelt ohne Polemik die Richtigkeit moderner Theologomena über Glauben, Christum, heil. Schrift, Erlösung und Symbolum Apostolicum. Die einzelnen Abhandlungen wirken mit ihrer klaren und lebensvollen Darstellung und ihrer sachlichen Begründung ebenso belehrend wie erdauend und können weiteren Kreisen zur Lektüre empfohlen werden. s.

— Bleibe in Jesu. Gedanken über das selige Leben der Gemeinschaft mit dem Sohne Gottes von Andrew Murray. Nach dem Englischen. Achte Auflage. (Basel, Jäger & Kober.) 1897. 206 S. Preis Mk. 1,50.

Die Schriften Murrays sind nicht für jedermann. Giebt es doch in der Gegenwart manchen Theologen, der vor allem, was Mystik heißt, ein geheimes Grauen empfindet. Da kann uns das Urteil über eine andere Schrift desselben Verfassers nicht wundern, daß das Bild eines Christen nach dem Sinne Murray's eine empfindsame, zerflossene Gestalt mit überschwänglichen Worten und Augenaufschlag und seufzendem Lächeln" darstelle. Aber solche Karrikaturen zu zeichnen, überlasse man doch anderen. Müssen wir denn unsern Vater Luther entschuldigen, daß er so hoch von Tauler, der deutschen Theologie, St. Bernhard gehalten? Ich denke, wir wollen nicht vergessen, daß unser Wirken und Schaffen nur solange rechter Art ist, als es hervorquillt aus dem verborgenen Innenleben der Gemeinschaft mit dem, der sich den rechten Weinstock nennt. Darum freuen wir uns, daß ein solches Buch in vielen Auflagen unter den Deutschen verbreitet wird. In klarer Weise, reicher Auslegung der Schrift ohne breite Wiederholungen, leitet das Buch in 31 Betrachtungen zu dem einen an: Bleibe in Jesu! Möchten viele Christen, die in der Gefahr der Vielgeschäftigkeit sind, hier sich zu rechter Stille führen lassen. Die Gefahr des Quietismus achte ich gering. Wt.

— Tägliche Andachten ausgewählt aus den Schriften von Ch. H. Spurgeon. Mit einem Anhang für besondere Tage und Lagen des Lebens.

(Stuttgart, D. Gundert.) 1898. 399 S. Preis geb. Mk. 3,60.

L. Oehler hat aus den Schriften Spurgeons einzelne Abschnitte, welche ein kurzes Schriftwort beleuchten, herausgesucht und zu einem Andachtsbuch zusammengestellt. Wer die kurzen Hausandachten liebt, etwa wie Goßner sie bietet, kann mit Vertrauen zu diesem Buche greifen. Baptistische Einseitigkeiten sind sorgfältig vermieden. Den Schluß bildet jedesmal ein auch zwei Verse aus einem deutschen Kernlied. Der Gang des Kirchenjahres ist thunlichst berücksichtigt. Freilich, da das Kalenderjahr zugrunde gelegt ist, stimmt es nicht immer, wie in diesem Jahre, man wird im nächsten noch in der Osterzeit Texte haben, die auf die Passion hindeuten. Der Wert des Buches leidet darunter nicht. Wt.

— Der große Hohepriester. Eine Erklärung des Briefes an die Hebräer und der himmlischen Geheimnisse des öffentlichen Heiligtums und des Priesters auf dem Throne Gottes. Ein Leitfaden für das Glaubensleben von P. Andreas Murray. Aus dem holländischen Original übersetzt von Ernst Wolff, Pastor in Rotterdam. Einzig berechtigte deutsche Ausgabe. (Kassel, Ernst Röttger.) o. J. 631 S. Pr. Mk. 4,—.

Der Generalsuperintendent Lohr hat dem Werk ein empfehlendes Vorwort mitgegeben, um deutsche Leser auf den Wert des hier Gebotenen aufmerksam zu machen. Möchte er diese Absicht bei vielen erreichen! Gerade dem Hebräerbrief, mit seiner immer wiederkehrenden Mahnung zum treuen Halten an Jesu und Warnung vor dem Zurückfallen in das alte Wesen, ist Murray sozusagen kongenial, daß wir es wohl glauben können, wenn man die Erklärung dieses Briefes für sein bestes Werk hält. Als Leser sind ernste Christen vorausgesetzt, die sich durch Vertiefung in die Schrift wollen fördern lassen. Das Ganze ist nach einer sehr sorgfältigen Einteilung des ganzen Briefes in einzelne gleichmäßige Abschnitte zerlegt. Zwar ein Vorlesen in der Morgenandacht dürfte sich weniger empfehlen, dazu ist schon die ganze Weise Murrays, der wohl einfach aber doch wenig anschaulich schreibt, nicht recht angethan. Wer aber in sinnender Betrachtung diese Schriftauslegung auf sich wirken läßt, wird reichen Gewinn haben können für die Förderung seines inneren Lebens. Daß er dabei der Welt entfremdet und seine Aufgabe in der Welt vergessen werde, ist nicht zu fürchten. Wt.

— Die Dienstbotenfrage im Licht des Evangeliums. Von K. Ostertag. (Bertelsmann, Gütersloh.) 1897. 21 S. gr. 8⁰.

Der Besprecher dieses Traktates hat eine große Menge Auszüge aus Luthers Werken, enthaltend seine Aeußerungen über die Stände des Lebens, in seiner Ladeliegen, darunter auch eine Abteilung von solchen, die er über die Dienstbotenfrage geschrieben und gesprochen hat. Giebt Gott Zeit, so wird er sie verarbeiten. Aber das hat er daraus gelernt, daß die Dienstbotenfrage zu aller Zeit eine schwierige gewesen ist, wie auch Pfarrer und Vereinsgeistlicher Karl Ostertag in München aus seiner Erfahrung es bezeuget. Freilich, das Schlechte fickert von oben nach unten durch: die schlechten Herrschaften bringen uns die schlechten Dienstboten, und darum heißt es gegenüber den vielen Klagen über die schlechten Dienstboten an die Adressen der Herrschaften: „Ei, zupf er sich, Herr Erdenklos, doch nur an eigener Nas'." Die innige Vertrautheit mit einer Diakonissin, welche ganz der Beratung von Herrschaften und Dienstboten ihren Dienst gewidmet hat — des Schreibers eigene Schwester — giebt ihm auch Einblick in die verschiedenen Verhältnisse und läßt ihn sagen: Die Not ist z. T. dadurch da — und darin stimmt Ostertag auch mit uns — daß viele Herrschaften es sich so leicht als möglich machen wollen, den Dienstboten nichts sind und dadurch sie verderben. Daß tüchtige Herrschaften noch immer tüchtige Dienstboten gewinnen, beweist Ostertag mit schönen Beispielen, sogar mit Namen. Die gute und christliche Hausordnung legt den guten Grund — freilich wollen wir bei komplizierten Verhältnissen auch die Haushaltungsschulen nicht entbehren. F.

— Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart. Ein Beitrag zur neueren Kirchengeschichte. Von Prof. D. Warneck. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. 1. Abteilung. Das heimatliche Missionsleben. (Berlin, M. Warneck.) 1898. Mk. 2,50. 133 S.

Der „Abriß" liegt hier in vollständig neuer Form zum Buch erweitert vor. Nach einer Einleitung giebt der Verfasser einen Überblick über die Missionsbestrebungen seit der Reformation bis auf die Jetztzeit und schließt daran eine Geschichte der Begründung und des Wachstums der Missionsgesellschaften. Warneck zeigt sich auch in diesem Buch als der beste Kenner der Mission, als scharfer Beobachter und gerechter Beurteiler auch solcher Bestrebungen auf dem Gebiet der Mission, denen er nicht zustimmt. Besonderes Interesse beanspruchen diejenigen Abschnitte, welche sich auf den Missionsbetrieb, besonders der amerikanischen Missionen, auf die Studentenbewegung und die Allianzmissionen beziehen. Hier ist in kurzer, schlagender Form ein durchaus zutreffendes Urteil über die Vorzüge und Fehler der neuen Missionsmethode gegeben. Auf den zweiten Teil, der die evangelischen Missionsgebiete behandeln wird, darf man gespannt sein. Möchte das vortreffliche, lichtvoll, logisch und wahrhaftig geschriebene Buch in viele Hände kommen und so zur besseren Kenntnis der Lage der Heidenmission beitragen.

— Die Mission in unseren Kolonieen von P. Carl Paul. 1. Heft: Togo u. Kamerun (Neue Folge, Heft 1 der Missionsstunden von R. W. Dietel) (Leipzig, Fr. Richter). 1898.

Nach Dietels Tode hat Pfr. Paul, Schriftführer der Sächsischen Missionskonferenz, die Weiterführung der „Missionsstunden" übernommen. Wenn auch etwas anders wie die Dietelschen Hefte geschrieben, soll doch diese neue Folge auch dazu dienen, bei Zusammenkünften von Missionsfreunden benutzt zu werden, Grundlage für Vorträge zu geben, alte Freunde der Mission zu stärken in ihrer Liebesarbeit, neue zu werben ꝛc. Den eigenen Standpunkt gegenüber der Mission in den Schutzgebieten legt Verf. in einer Einleitung dar: das Mutterland soll ihnen gegenübertreten, wie eine gute christliche Mutter ihrer Tochter. Die Dar-



stellung der evangelischen Missionen in Togo und Kamerun ist, unter Anlehnung an die Berichte der Missionsgesellschaften, volkstümlich und anregend geschrieben. Das Kamerungebiet, bezw. die dortige Thätigkeit der Baseler Mission ist am eingehendsten behandelt. In Togo kommt dagegen diese Missionsgesellschaft der Norddeutschen (Bremer) gegenüber zu kurz. Das Buch kann allen denen empfohlen werden, denen die Jahresberichte der Missionsgesellschaften, die vom Reichskanzler veröffentlichten „Denkschriften über die Entwickelung der Schutzgebiete" ꝛc. nicht zur Hand sind, bezw. denen es an Zeit fehlt, direkt aus den Quellen sich Belehrung zu holen.

— Am Sambesi. Eine afrikanische Reise. Aus dem Französischen von Ch. Correvon, Pfr. (Frankfurt a. M. Joh. Schergens.) 1897. 183 S.

Das Buch schildert das Leben und Wirken des französischen Missionars Coillard unter den Bassuto (westlich von Natal) und den Barotse (am Sambesi an der Nordostecke von Deutsch-Südwestafrika.) Für uns Deutsche sind die Schilderungen schon deshalb interessant, weil wir im Ganzen nicht allzu viel von der Thätigkeit unserer protestantischen Glaubensgenossen in Frankreich auf den Missionsfeldern Afrikas und der Südsee wissen und hier lernen können, daß auch jenseits der Vogesen trotz außerordentlich schwieriger Verhältnisse die Liebe zu den heidnischen Brüdern sich kräftig regt. Aber auch an sich ist das Buch sehr lesenswert; je mehr man liest, desto mehr freut man sich an dem Glaubensmut, der Treue, der Demut Coillards und seiner Begleiter. An Arbeit, Enttäuschung und Rückschlägen, wie an Erfolgen hat es nicht gefehlt — möchten letztere auch in Madagaskar, dem neuen Kampfplatz, der Pariser Missionsgesellschaft beschieden sein. v. H.

3. Geschichte.

— Aus dem thessalischen Feldzug der Türkei. Frühjahr 1897. Berichte und Erinnerungen eines Kriegskorrespondenten. Von Dr. C. A. Fetzer, Lieutenant d. L. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.)

Diese Schilderungen sind fast durchgängig frisch und flott geschrieben und geben uns ein anziehendes Bild von des Verfassers persönlichen Erlebnissen auf seiner Reise nach dem Kriegsschauplatze und während der Heeresbewegungen selbst. Wir sehen ihn von Stuttgart über Belgrad und Saloniki nach Karaferia (Verria) fahren, von dort folgen wir ihm zu Roß nach Elassona, dem türkischen Hauptquartier, wo er den Grenzgefechten im Osten Thessaliens bei Kosköi-Karia in vorderster Linie beiwohnte.

Treffend schildert er auch den Zustand der italienischen Legion Cipriani, die bei Baltinos, im Nordwesten Thessaliens kämpfend, nicht nur aus Helden bestand, sondern vorwiegend aus stark ernüchterten Schwärmern, vulgo Drückebergern, die in der glühend gewünschten Befreiung Thessaliens vom Joche der Ungläubigen noch rechtzeitig die lebensgefährliche Seite erkannten.

Bunte Bilder folgen: die Leiden und Freuden eines Berichterstatters in einem halbkultivierten Lande, meist anziehend geschildert. Bald sehen wir häufigen Geldmangel, endlose Schwierigkeiten, um Kriegsdepeschen in die Heimat zu befördern; hinzutreten: störendes Unwohlsein, endlose Strapazen, mangelhafte Verpflegung, unterbrochen durch ein gefährliches Zusammentreffen mit griechischer Infanterie und durch ein peinliches Irrereiten in kartenloser unbekannter Gebirgsgegend. Bald nehmen wir Teil an des Berichterstatters Freuden: an seiner vorzüglichen Mauserpistole, an der ihm von den Türken erwiesenen Gastfreundschaft, wir freuen uns über die Treue seines stets willigen Dieners, begleiten ihn auf seinem schneidigen, freilich gefährlichen Ritt nach Volo, sehen ihn auch gelegentlich einmal guten Rat spenden während des Gefechts.

Außer seinen persönlichen Erlebnissen kommt aber Verf. auch auf militärische Verhältnisse beider Heere zu sprechen, die uns den Verlauf dieses von den Griechen so zwecklos angefangenen Krieges klar vor Augen führen und durch des Verfassers gesundes militärisches Urteil in vorteilhafter Weise abgeschlossen werden. Mit Führern und Truppen beider Teile werden wir bekannt gemacht, lernen auch manche anziehende Einzelheit kennen, das Maulheldentum und die Panik der Griechen, die Zaghaftigkeit und die Unterlassungssünden der türkischen Oberleitung, den deutschen Einfluß auf die türkischen Heeresbewegungen, die sofort ins Stocken gerieten, als Grumbkow Pascha nicht mehr mitspielte.

Was die Kiepertsche Karte anbetrifft und den Text der Darstellung, so weichen beide hin und wieder in der Schreibweise der Ortsnamen u. s. w. von einander ab, wodurch der Verlauf der Heeresbewegungen und der Ritte des Herrn Verfassers nicht immer genügend genau erkannt werden können. Eine dementsprechende Skizze wäre hier am Platze gewesen.

Im Übrigen kann das hübsch ausgestattete Buch Jedem empfohlen werden, der Vergnügen findet an einer flotten, frischen Schilderung kriegerischer Erlebnisse eines von seiner verantwortungsvollen, strapazenreichen Aufgabe durchdrungenen thatkräftigen, guten Reiters und gewissenhaften militärischen Berichterstatters.

Aber auch der Berufsoffizier kann hier seine Rechnung finden insofern, als er aus manchen Fehlern, die auf beiden Seiten gemacht wurden, lernen kann, wie man es im Kriege nicht machen soll. M.

4. Litteraturwissenschaft.

— Geschichte der Weltlitteratur. Von Alexander Baumgartner S. J. 9.—13. Lieferung. Freiburg im Breisgau. (Herder'sche Verlagshandlung. 1897.) Preis jeder Lieferung Mk. 1,20.

Der erste Band dieses Werkes ist früher besprochen. Die vorliegenden Hefte beginnen den zweiten Band und behandeln die Litteratur Indiens. Seit ungefähr einem Jahrhundert wird die Litteratur und Kultur der uns stammverwandten Inder, eines der ältesten und merkwürdigsten Völker der Welt, im Abendlande eingehender studiert, wenngleich die Zeitgenossen Alexanders des Großen, sowie Strabo und andere schon mancherlei über dieses Wunderland zu erzählen

wußten. Nach unserem Verfasser sind seine Ordensgenossen, die Jesuiten Beschi, Stephens, Calmette, du Pons und Coeurdoux nach den großen Entdeckungen der Portugiesen die Bahnbrecher indischer Forschung geworden. Englische Verwaltungsbeamte wie William Jones, Charles Wilkins hatten die von den Missionaren eröffnete Bahn weiter verfolgt. Als der Weltumsegler Georg Forster 1791 eine deutsche Übersetzung der Çakuntalâ veröffentlichte, rief sie bei Goethe und Herder die überschwänglichste Begeisterung wach. Friedrich von Schlegel, August Wilhelm v. Schlegel, Franz Bopp und Wilhelm von Humboldt bauten auf umfangreichen Sanskritstudien die vergleichende Sprachwissenschaft zu einem besonderen Wissenszweige aus. Sehr wichtig wurde die vergleichende Völkerkunde und Religionswissenschaft. Die handschriftlichen Einzelwerke, welche Engländer mit Hilfe gelehrter Hindus zur Förderung dieser neuen Wissenszweige im Laufe dieses Jahrhunderts gesammelt haben, belaufen sich nach Max Müller auf etwa zehntausend, von denen ein erheblicher Teil durch Übersetzungen und Kommentare zum Gemeingut geworden ist. Die älteste indische Quelle der religiösen Anschauungen bilden die von der Priesterkaste der Brâhmanen behüteten Veden, die in den Sûtras einen ähnlichen Kommentar erhalten haben, wie das Alte Testament im Talmud. Zwei große epische Dichtungen und zahlreiche kleinere laufen der Vedenlitteratur parallel und sind gegen 2000 Jahre ausschließliches Eigentum der Inder geblieben, während die Legende Buddhas wohl schon in vorchristlicher Zeit in Tibet, China und Hinterindien verbreitet wurde und die beiden Sammelwerke Pancatantra und Hitopadeça, welche indische Fabeln und Märchen enthalten, das westliche Asien und einen Teil Europas durchdrangen. Außerdem haben die Inder eine reiche und formvollendete Kunstlyrik und Dramatik, deren Blütezeit im 6. bis 8. Jahrhundert nach Christus war. Über diese weitschichtige Litteratur orientieren mit ziemlicher Vollständigkeit die vorliegenden Hefte. Wir sehen den weiteren Heften dieses Werkes mit Spannung entgegen. s.

— Deutsche Litteraturgeschichte. Für das deutsche Haus bearbeitet von Dr. Karl Starck. (Stuttgart und Leipzig. Joh. Roth'sche Verlagshandlung. 1898.) Preis brosch. Mk. 3,20, eleg. geb. Mk. 4,20.

Der Verfasser hat der deutschen Familie, dem deutschen Hause, eine Geschichte der Litteratur geben wollen, die sich ebenso fernhält von abschreckender Dickleibigkeit wie vom trockenen schulmäßigen Leitfadenton. Sein Standpunkt wird bestimmt durch das Christentum und durch nationales Fühlen. Damit ist von selbst seine Stellung zu Heine, Lindau und ähnlichen Männern gegeben, die — ohne beide etwa miteinander vergleichen zu wollen — doch insofern Ähnlichkeit miteinander haben, als sie genug von französischem Wesen in sich aufgenommen haben, um vergiftend und entsittlichend zu wirken. Der Verfasser hat auf 494 Seiten seinen Stoff so zusammengedrängt bearbeitet, als es möglich war, ohne den klaren Überblick und den inneren Zusammenhang zu verlieren. Zur Einführung und zur Orientierung ist das Buch vortrefflich, weitergehenden Ansprüchen kann es und soll es selbstverständlich nicht genügen.

Ein ähnliches Werk, nur etwas breiter angelegt, ist die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit von Karl Bartel, dessen 10. Auflage jetzt von Max Vorberg neu bearbeitet, im Verlage von C. Bertelsmann in Gütersloh erscheint.

Das Bartelsche Werk war eine Fortsetzung der Vilmarschen Litteraturgeschichte, wurde jedoch durch die zu weit gehende Berücksichtigung einiger beliebter Dichter so umfangreich, daß eine Weiterführung in anderer Form geboten erschien. Max Vorberg hat auf Grund der geschichtlichen Entwicklung den Stoff neu und selbständig eingeteilt, wodurch das Werk einen ganz neuen Anstrich erhält und fast als ein neues Buch gelten kann. Von den 7 Lieferungen, à Mk. 1,50, liegt uns die erste vor, die die Einleitung und Übersicht, die romantische Schule, die Sänger der Befreiungskriege, die Schicksalsdichtung, die Germanisten, den schwäbischen und rheinischen Dichterkreis und eine Charakteristik Eichendorffs enthält. Der Standpunkt des Verfassers ist der christlich-konservative. Daran hält er selbstverständlich fest, was nicht ausschließt, daß er mit seinem Verständnis für die jeweiligen Zeitströmungen auch den Dichtern gerecht wird, die zur christlichen Weltanschauung eine mehr oder minder entfernte Stellung einnehmen. Hier geht er nur bei Goethe fast zu weit, wenn er in der Einleitung und Übersicht sagt: „Immer mehr verschwinden nicht nur den überschwenglichen Bewunderern, sondern auch den maßvollen und einsichtigen Beurteilern die Schranken, die ihn vom Heiligtum unseres christlich-nationalen Volkslebens trennten, und es wird immer klarer, welch ein festes Gottvertrauen den verrufenen Helden durch sein reiches Alter begleitete, wie er sich in frommer Scheu hütete, der Vorsehung vorzugreifen, und in jeder zufälligen Fügung des Tages das unmittelbare Eingreifen Gottes erkannte, — denn nur so erschien dem Künstler die göttliche Weltregierung denkbar." Ich habe niemals so unmittelbar wie der Verfasser den Eindruck von solchem Maße christlicher Erkenntnis bei Goethe gehabt. Andern wird es wohl ebenso gehen. — r.

5. Lebensbeschreibungen.

— Aus meinem Leben. Aufzeichnungen des Prinzen Kraft zu Hohenlohe-Ingelfingen, weiland General der Artillerie und Generaladjutant Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm I. I. Band. Vom Revolutionsjahr 1848 bis zum Ende des Kommandos in Wien 1856. Nebst einer Lebensskizze und dem Bildnis des Verfassers. (Berlin. 1897. E. S. Mittler & Sohn.)

Unserer deutschen Litteratur hat es bis vor kurzem an „Memoiren" gefehlt, wie sie in reicher Weise andere Nationen, namentlich die Franzosen und Russen, besitzen. — Will man Geschichte, Kultur- und Gesellschafts-Geschichte schreiben, dann muß man zunächst Augenzeugen der betreffenden Zeit befragen, aber vor allem darauf sehen, daß man Augenzeugen der verschiedensten Parteirichtungen und Gesellschaftsklassen hört und unter

ihnen sich auch die wirklich zuverlässigen und reinen Charaktere aufsucht. — Wie unmöglich erscheint dies für unsere Geschichte! Man beurteile nur die wenigen Quellen dieser Art, welche in deutschen Archiven aufbewahrt, unseren deutschen Familien von ihren Vorfahren überkommen sind. — Man ist zufrieden, wenn man nur etwas von solchen Urkunden geweckt hat. Die „Qualität“ des Überkommenen wird kaum einer Sichtung unterzogen werden können. Der dreißigjährige Krieg mit seinen Verwüstungen hat auch in dieser Beziehung das Meiste von dem, was etwa vorhanden war, unserem deutschen Volke geraubt und das 18. Jahrhundert, sowie der Anfang unseres nun zur Neige gehenden waren auch nicht geeignet, diesem Zweige unserer Litteratur neue Nahrung zuzuführen. — Was Wunder, daß auf den spärlichen Überresten der deutschen Memoirenlitteratur im weitesten Sinne ein oft ganz engherziges, namentlich aber gegen die konservativen Stände unserer Nation ausgebeutetes Schrifttum sich aufbaut, dem jede Grundlage der Wahrheit fehlt. Vervollständigt wird dieser Mangel noch durch engherzige Parteiinteressen einer großen Anzahl von Schriftstellern. Und heute, wo dem Mangel guter Denkwürdigkeiten mehr und mehr abgeholfen wird, finden wir einen großen Teil unserer Litteratur, namentlich aber unserer Zeitungslitteratur, beherrscht von Elementen, welchen jede sittliche und jede geistige und wissenschaftliche Bildung und Befähigung hierfür abgeht. Wer die „öffentliche Meinung“ ein oder einige Jahrhunderte später nach diesen Leuten beurteilen wollte, würde freilich eine völlig irrige Vorstellung von dem Zustande unserer heutigen Gesellschaft gewinnen. — Unsere Armee, der am besten verwaltete, am meisten das sittliche Prinzip betonende Teil unseres Staatsorganismus, würde ihm als ein veraltetes Prätorianertum erscheinen, unser Offizierkorps, um das uns Deutsche die Welt beneidet, eine morbsüchtige, moralisch verkommene Horde, unsere Kirche ein Abglanz mittelalterlicher Inquisition, die unserem Volksleben fernstehenden Vertreter eines vaterlandslosen Gelehrtentums, die Börsenjobber der Paläste im Berliner Westen und ihre Hinterleute in der deutschen Presse aber als die wahren Vertreter des Fortschrittes unserer Nation. — Doch genug hiervon! — Wir schicken dies nur voran, um zu betonen, wie wichtig es ist, daß die geistig und gesellschaftlich hochstehenden Elemente unserer heutigen Gesellschaft sich an dem Schrifttum unserer Tage in dieser Weise beteiligen und nicht den oben charakterisierten Elementen das Feld — ohne Kampf — räumen und so — wenn auch unabsichtlich — die Geschichte fälschen helfen. —

In diesem Sinne begrüßen wir die Veröffentlichung der Denkwürdigkeiten eines geistig und gesellschaftlich so hochstehenden Mannes wie Prinz Kraft zu Hohenlohe, welcher ein unermüdlich strebender, charaktervoller Soldat, Adjutant zweier preußischer Monarchen, in Berührung mit vielen ausgezeichneten Männern und ein scharfer Beobachter, vortrefflicher Kenner der Menschen und ein Meister formgewandten Stils gewesen, mit hoher Freude. Seine Arbeit ist nicht gefeilt, nicht gefälscht — sie giebt nur Selbsterlebtes wahrhaft, dem persönlichen Eindruck entsprechend, lebendig wieder. Der Schreiber kann irren — aber er giebt Alles, wie es sich ihm thatsächlich darstellte. — Der I. Band bezieht sich auch auf das Jahr 1848 mit seinen schmachvollen, jammervollen Ereignissen, welchen auch jede Zuthat von Idealismus fehlte — wenigstens in dem wüsten, kopflosen Treiben Berlins. Man durfte nur wollen, und dem Spuk war ein Ende gemacht. Aber es fehlte an entscheidender Stelle am energischen Willen und an Männern, ihn durchzuführen, während er in den Kreisen des Heeres und des Volkes reichlich vorhanden war. — Die schwere Prüfung, welche die Disziplin des Heeres, gehalten durch sein Offizierkorps, bestand, wird uns hier in lebendigster Weise durch die einfache Schilderung des Selbsterlebten vorgeführt. — Aber auch die Mängel, welche eine lange Friedenszeit dem Heere gebracht hatte, werden nicht verschwiegen; besonders eindringlich lehrt die Schilderung Hohenlohes, welches Unrecht ein ihm an Charakter niedriger Vorgesetzter den ihm hülflos überlieferten Untergebenen zu verursachen in der Lage ist — es ist hier nur von den Berufssoldaten, d. h. den Offizieren die Rede. — Leider müssen wir es uns versagen, an dieser Stelle mehr wie einen Hinweis auf die Bedeutung der Denkwürdigkeiten zu geben, welche sich unter anderem auch auf das Leben des Verf. als Militär-Attaché in Österreich beziehen. v. Z.

6. Poesie.

— Am Lebensborn. Gesammelte Gedichte von Franz Poppe. (Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung (A. Schwartz.) Eleg. broschiert Mk. 3,—, in Prachtband Mk. 4,—.

Der Dichter hat nach seiner Erklärung die Gedichte „Am Lebensborn“ getauft, weil er damit andeuten wollte, daß er mit Gefühlen nicht gespielt, sondern daß er die dichterisch gestalteten Ideen und Empfindungen aus dem wirklichen und geistigen Leben seit einer langen Reihe von Jahren geschöpft und empfangen habe. Er wünscht, daß sie neu wieder „anregend und befruchtend auf das Menschenleben zurückwirken möchten.“ Viele haben bereits zerstreut in Journalen, Zeitungen ꝛc. gestanden und vielfach von berufenen Federn eine günstige Kritik erfahren. Wir können uns derselben nur bedingungsweise anschließen.

Auf den 263 Seiten befindet sich manches hübsche Gedicht, aber der Herausgeber hätte viel strenger sichten müssen. Bei dichterischer Veranlagung findet sich ja im Laufe des Jahres manches zusammen, das seine Entstehung allerlei dem Tage entsprungenen Anregungen verdankt und auch für den Tag seine Berechtigung hat; aber man sollte derartiges nicht in einer Sammlung verewigen. So hätte z. B. die deutsche Poesie nichts verloren, wenn das Gedicht „Bismarcks Entlassung“, zu seinem 75. Geburtstage 1890 nur in einer Tageszeitung ein Eintagsleben geführt hätte, statt der Sammlung einverleibt zu werden.

Daß Bismarck nicht mehr Kanzler ist
Macht viele schier beklommen,
Und andre sind darob erfreut,
Doch ihm wirds wohl bekommen.
In seinem Garten zu Varzin
Kann er sich nun erholen;
Dort baut er seinen eignen Kohl
Und läßt die andern kohlen.

Der deutsche Aar kreist über ihm,
Vor dem gebebt die Throne,
Der auf ein königliches Haupt
Gesenkt die Kaiserkrone.
Zwei andre Adler haben sich
Gesellt dem Kaiseraare;
Sie sind des „Dreibundes“ Symbol
Wie längst des Kanzlers Haare!
— — — — — — — — — —
In dieser Zahl lag vorbestimmt,
Was einst er sollte werden;
Denn aller guten Ding' sind drei
Im Himmel und auf Erden!“

Einsichtige Leser werden uns bestätigen, daß solche Verse mit der Poesie nur in sehr loser Verbindung stehen und daß Bismarck besseres verdient hat. — Auch wenn über die soziale Frage gesagt wird:

„Die gesellschaftliche Frage
Löst sich nie mit einem Schlage,
Doch gewiß von Tag zu Tage.
Aber weil wir keine Engel,
Bleibt die Welt stets voller Mängel,“

so ist das weder sehr geistreich noch poetisch, noch von überraschender Neuheit. Es giebt Klapphornverse, die besser sind. — r.

— Der Vikar von A. v. Hansteln. (Deutsche Verlagsanstalt Concordia, Berlin.) Mk. 1,—.

Eine kleine Erzählung in Versen. Der Vikar liebt ein Mädchen und wird ohne sein Wissen wieder geliebt. Vor der Hochzeit sagt die Braut ihrem Bräutigam, daß sie ihn nicht lieben könne, worauf sich dieser erschießt. In der Beichte bekennen sich der Vikar und das Mädchen ihre Liebe. Kein neues Motiv, wie man sieht, das auch durch die dichterische Behandlung nicht gerade wesentlich an Reiz gewinnt. Die Marlitt verstand sich auf solche Sachen immerhin noch besser. r.

— Gnade um Gnade. Geistliches und Weltliches in Liedern. Von J. H. Höck. (Hamburg, Bundesbuchhandlung.) 156 S. geb. Mk. 1,75.

— Gedichte von Karl Hunnius. (Leipzig, Theod. Rother.) 274 S. geb. Mk. 4,—.

Mit Freuden gebe ich diesen beiden Bänden lyrischer Gedichte ein empfehlendes Wort mit auf den Weg, denn sie verdienen es nach Form und Inhalt. In fünf Abschnitten bietet Stiftsprediger Höck Kirchenjahrslieder, geistliche Lieder verschiedener Art und Lieder aus „Wandertagen.“ Besonders gefallen hat mir „Adventsfeier einer Einsamen“, die Anfangsstrophe möge hier als Probe stehen:

Ich kann zum Hause Gottes nicht mehr wallen,
Dahin wo Deine Ehre wohnt, Herr Christ,
Wo der Gemeinde Lobgesänge schallen
Und Du im Wort und Sakramente bist.
Das wird mir schwer — ich darf es Dir ja sagen,
Ich wär' so gern am lieben Sonntag dort,
Wo mich in guten und in bösen Tagen
So oft erquickt Dein teuer wertes Wort.

Die Lieder von Karl Hunnius, dem Dichter aus den Ostseeprovinzen (irre ich nicht, so war er eine Weile Bibliothekar in den Bielefelder Anstalten) stehen poetisch wohl noch etwas höher als die von Höck. Sie sind nicht so auf den Ton des Kirchenliedes gestimmt wie jene, wenn auch derselbe Glaube aus ihnen spricht. „Symphonie der Jahreszeiten“, „Erinnerungen und Gedenkblätter“, „aus dem Buche der Liebe“, „im Reiche der Töne“, „Tondichterprofile“, so sind die einzelnen Abschnitte überschrieben. Besonders zeichnet den Dichter ein warmes, tiefes Naturgefühl aus. Ein kurzes Lied möge zeigen, wie der Dichter das Naturleben nachzuempfinden weiß.

„Das ist die Zeit der Rosenpracht,
Sie blühen ohne Ende,
Und duftend sinkt die Sommernacht
Still auf die Waldgelände.

Johannisfeuer flammen fern
Vom blauen Meer herüber,
Im dunklen Raum der Abendstern
Schwebt milde leuchtend drüber.

Wie ein Geheimnis ruht der Wald,
Die mächtgen Kronen dunkeln,
Durch die ein leises Flüstern hallt;
Johanniswürmchen funkeln.

Du atemlose Sommernacht,
Wie liebtich ist dein Leben,
Wenn deine grünen Blätter sacht
Und rätselvoll erbeben.

Mir ist als wenn kaum in der Brust
Das Herz zu klopfen wage,
Und über mir des Sommers Lust
Selig zusammenschlage.

J. P.

7. Unterhaltungslitteratur.

— The Martian. A Novel by George du Maurier. Two volumes. (Leipzig, B. Tauchnitz.) Pr. je Mk. 1,60.

Selten hat ein Buch einen so fabelhaften Erfolg gehabt wie Trilby, kaum Robert Elsmere und the heavenly twins wird dem gleichgekommen sein. Ref. hat vor zwei Jahren Trilby als „ein Zeichen der Zeit“ eingehend besprochen und die Frage zu beantworten gesucht, wie sich dieser Erfolg, der mit der inneren Bedeutung des Buches in gar keinem Verhältnis steht, erklären lasse. Zwei Momente sind geschickt in Trilby verarbeitet und beide kommen gewissen Neigungen unserer Zeit und namentlich auch der englischen Welt entgegen: das sexuelle und das mysteriöse. Trilby, das nackte Modell, ist eine neue Auflage der Kameliendame und Trilby, die Konzertsängerin in der Hypnose reizt den Wunderglauben derer, die den Glauben an die heilbringenden Wunder des Evangeliums lange eingebüßt haben. Als die alte Welt im Untergehen war, triumphierte der Kultus der Wollust und der Zauberkünste, und wenn unsere moderne Kulturwelt in Trilby ihre Nahrung findet, so beweist sie nur wieder einmal die altbekannte Thatsache, daß sie mit dem kaiserlichen Rom nur zu viel Verwandtschaft hat. G. du Maurier hat nun auf Trilby „the Martian“ folgen lassen: wird er gleichen Erfolg damit haben? Ich glaube das nicht. The Martian hat als Litteraturwerk betrachtet manche Vorzüge mit Trilby gemeinsam. In beiden Büchern ist eine glückliche Verbindung von englischem Erzählertalent mit französischer Causerie. Da ist oft wirklich eine hübsche Erzählung und dann wieder seitenlang ein Geplauder über nichts und wieder nichts, was aber doch immer liebenswürdig

und interessant bleibt. Was aber den Inhalt betrifft, so fehlt der sexuelle Haut-goût von Trilby gänzlich, the Martian ist ein in dieser Beziehung ganz unanstößiges Buch, dagegen drängt sich mitten in eine schlichte Lebensbeschreibung ein so wundersames spiritistisches Element hinein, daß man oft versucht ist, den Autor garnicht ernsthaft zu nehmen, sondern zu meinen, er wolle seinen Lesern nur einen tollen Witz aufbinden. Aber weil nirgendwo der Schalk hervorsieht, so muß man doch wohl meinen, der Autor glaube selbst an die berichteten tollen Albernheiten. Ein fingierter Schriftsteller schreibt die Lebensgeschichte seines Freundes Barty Josselin, eines Anglofranzosen, wie ja auch Trilby so ein Mischling war. Die Schuljahre der beiden Knaben Robert Maurice und Barty in Paris sind wirklich köstlich geschildert. Schuljungen sind doch allerorten dieselben, wir haben in Deutschland dieselben Streiche gemacht wie jene Anglofranzosen in Paris. Schon in Bartys Knabenjahren aber zeigt sich etwas Rätselhaftes: er kann bisweilen den Norden fühlen und es sind Zeiten besonderer Lebensenergie für ihn, wenn er das kann. Ich will seine nicht gerade außerordentlichen Lebensschicksale nicht weiter erzählen, sondern ich will bei diesem einen Zuge mit dem „Nordgefühle" stehen bleiben. Was es damit ist, kommt erst im zweiten Bande zur Klarheit und damit auch, was es um den wunderbaren Titel des Buches ist. Auf dem Planeten Mars wohnen auch menschenartige Wesen, welche in beständiger Seelenwanderung der Vollendung auf der Sonne zustreben. Auf ihrer Sonnenfahrt aber geraten sie dann bisweilen mit ihren körperlosen Seelen in verkehrte Bahnen und manche von ihnen werden dann auch auf die Erde verschlagen, wo sie in ihrer Sehnsucht nach Verkörperung sich mit den Leibern eben im Entstehen begriffener Kinder vereinen. Werden diese Kinder geboren, so verlieren ihre Seelen die Erinnerung ihres Marsursprungs, bis sie nach dem Tode dieses Menschen in neuen Metamorphosen nach dem Mars sich zurückentwickelt. Bisweilen aber inkarniert sich solche Marsseele nicht sofort auf Erden, sondern sie wohnt bald in diesem, bald in jenem Erdenwesen, denkt und redet durch ihn, ohne daß er es merkt und macht sich höchstens als erhöhtes Lebensgefühl in ihm spürbar. Nur bei Barty bringen es besondere Umstände mit sich, daß sich die in ihm wohnende „Martia" in bewußter Weise ihm verständlich macht. Die Marsbewohner sind in besonderer Weise magnetisch, daher konnte Barty Josselin, so oft Martia ihn besuchte, immer den Norden fühlen. Einmal aber findet er beim Erwachen einen zwar von seiner Hand geschriebenen aber von Martia verfaßten Brief und von da an empfängt er weitere Offenbarungen dieses Wundergeistes, die er dann am wachen Tage ausarbeitet und der staunenden Welt als neue Religion mitteilt, durch welche die Erde auf dem Wege ihrer Evolutionen zu einem neuen Vollkommenheitstage geführt wird. Immer wieder wurde uns versichert, Barty sei religiös indifferent, ein ungläubiger Agnostiker und Materialist gewesen. Das Christentum ist für ihn garnichts. Und nun tritt das Wunderbare so recht massiv in sein Leben hinein, nun materialisiert sich für ihn die unsichtbare Welt, er wird der inspirierte Prophet siderischer Wesen und seine Offenbarungen wirken, was Christi Offenbarungen nicht vermocht haben. G. du Maurier versichert uns das ja, wir möchten ihn aber doch bitten, bevor wir ihm glauben sollen, uns den Inhalt dieser neuen Religion mitzuteilen. Eine ganze Anzahl von Titeln der von Barty verfaßten Bücher erfahren wir allerdings, aber mein Buchhändler hat mir die Bücher selbst noch nicht besorgen können. Ob die English speaking world wohl auf the Martian hineinfällt? Christenleute aber werden sich an 2. Thess. 2, 10 u. 11 erinnern: „mit allerlei Verführung zur Ungerechtigkeit unter denen, die verloren werden, dafür, daß sie die Liebe zur Wahrheit nicht haben angenommen, daß sie selig würden, darum wird ihnen Gott kräftige Irrtümer senden, daß sie glauben der Lüge." Gott bewahre uns vor solch spiritistischem Schwindel!

J. P.

— Schneeflocken. 8 Erzählungen (Berlin, Warneck.) Pr. pro Heft Mk. 0,10.

Eine Reihe von Erzählungen für Groß und Klein, die frisch und anmutig geschrieben, sich sicher viele Freunde erwerben werden. So verschiedenartig der Inhalt der acht hübsch ausgestatteten Heftchen ist, aus allen spricht der gleiche christliche Sinn und ein warmes Gemüt. Die Jugend wird ihre Freude haben an den hübschen Geschichten; für das Volk sind sie weniger geeignet. Besonders hervorgehoben seien die drei letzten: Vom silbernen Glöckchen, das Reserl und Tod oder lebendig.

v. G.

— Aus meiner Jugendzeit. Erinnerungen von Heinrich Hansjakob. Vierte, verbesserte und erweiterte Auflage. Mit dem Bildnisse des Verfassers. (Heidelberg, Georg Weiß.) 287 S. Preis Mk. 3,20.

„Ich schwärme für meine Knabenjahre, und es vergeht kein Tag, ohne daß ich an dieselben zurückdenke. Mit unwiderstehlicher Macht aber überwältigt mich dieses Denken, so oft ich in die Heimat komme, wo Natur und Menschen, Häuser und Steine mir verkünden, daß in ihnen einst alle meine Gedanken und Empfindungen aufgingen in den freudseligen Tagen der Kindheit und daß in dieser kleinen Welt mein irdisch Paradies gestanden ist." Wie aus diesen Worten, so hören wir oft aus dem Buch einen stark elegischen Ton heraus. Ich möchte darin einen Beweis von der Unnatur des Cölibats sehen, der einem Manne so reichen, tiefen Gemütslebens das Wiedererleben einer „neuen Jugend" im eigenen Familienkreise unmöglich macht. Der Verf. wird das natürlich nicht zugeben und kann es auch nicht, denn er ist ja römischer Priester. Doch lasse man sich weder durch diesen Umstand noch durch den Klang der Wehmut hindern, zu dem guten Buch zu greifen. Der frische Humor und die anschauliche Darstellung der großen und kleinen Ereignisse aus der Jugendzeit, die lebensvolle Schilderung der fröhlichen Kleinstadt-Originale wird dem Leser nicht nur einige ergötzliche Stunden bereiten, sondern kann auch durch die mancherlei eingestreuten Bemerkungen zu nützlichen Erwägungen über pädagogische, soziale u. a. Fragen Anlaß geben. Freilich wird der evangelische Leser dem Verf. in manchem Urteil, z. B. über Beten der Kinder, Marienverehrung u. s. w., nicht zustimmen können, aber in vielen Dingen trifft er mit seinem derben, kräftigen Wort den Nagel auf den Kopf.

Eine Volksschrift ist es nicht geworden, dazu ist die Darstellung zu unruhig und sind die Reflexionen zu häufig, abgesehen davon, daß die Weise des auch vom Verf. gerühmten mehr interkonfessionellen Christoph Schmid nicht seine Art ist. Im übrigen aber sehr lesenswert! Wt.

— Novellen aus Österreich. Von Ferdinand von Saar. Zweiter Band. 1897. (Heidelberg. G. Weiß.)

Auch über diesen Novellen liegt ähnlich wie über denen des ersten Bandes (vgl. Augustheft 1897 S. 892) eine gewisse Melancholie, die keine rechte Befriedigung bei dem Leser aufkommen läßt. Die Helden der einzelnen Geschichten sind alle vom Unglück verfolgt oder mit der Welt zerfallen, mögen sie, wie der überspannte Lieutenant Burda und der Jude Hirsch Seligmann Männer sein oder wie die Hauptpersonen der anderen 4 Novellen dem weiblichen Geschlecht angehören. Der Verf. versteht zu beobachten und zu erzählen, manchmal zwar reichlich breit, aber doch immer interessant. Mit einem gewissen Behagen verweilt er bei den Schilderungen des Elendes der von ihm dargestellten Menschen; zwar lobt und beschönigt er die Sünde nicht, aber man fühlt doch heraus, daß er kein Mittel, um von ihr frei zu werden, angeben kann oder will. An Tiefe und innerer Wahrheit kommt keine der sechs Novellen des vorliegenden Bandes der im ersten enthaltenen Erzählung: „Die Steinklopfer" gleich, aber einzelne sind sehr lesenswert und auch charakteristisch für österreichische Verhältnisse. Zu letzteren gehört namentlich „Lieutenant Burda" und auch „Schloß Kostenitz." Es würde uns freuen, dem Verf. einmal auch auf einem Gebiet zu begegnen, auf dem nicht ausschließlich Pessimismus und Zweifel an der Kraft der Überwindung ihr Wesen treiben. v. H.

— Wilder Urlaub. Eine Erzählung aus alter Zeit von Paul Lang. (Heilbronn, Verlag von Max Kielmann.) Pr. Mk. 0,60.

Die kleine Erzählung — sie umfaßt 83 Seiten — ist frisch und ansprechend geschrieben. Es ist die Geschichte eines im Heere des römischen Kaisers Gratianus dienenden Germanen, der vom Kaiser Urlaub erhält, um daheim im Linzgau das Fest der Wintersonnenwende zu feiern. Nach zehnjähriger Abwesenheit findet er seine Geliebte dem jungen König seines Stammes verlobt. Der letztere will den römischen Krieger in seiner Mitte behalten. Man zieht zu Felde wider Gratianus, die Germanen werden geschlagen, der König fällt im Kampfe und Fraomer wird wegen Aufruhr zum Tode verurteilt. Wunhild bittet für ihn vor der Enthauptung und der Kaiser legt verzeihend die Hände beider ineinander. — r.

— Seine Mutter. Novelle von U. Deis. (Pseudonym.) (Fr. Bahn. Schwerin i. M.) eleg. geb. Pr. Mk. 1,50.

Die Schwiegermütter bilden bekanntlich seit undenklichen Zeiten — vielfach mit Unrecht — die Zielscheibe billiger Witze und zahlloser Spöttereien, die von jedem Dummkopf nachgesprochen werden, dessen Geistesreichtum zu originalen Einfällen nicht hinreicht. Jeder Versuch, gegen diese Gepflogenheit vorzugehen, ist löblich und verdient Aufmunterung. Der Verfasser zeichnet die Mutter eines Sohnes, die sich auch als Schwiegermutter bewährt und in den entstehenden Konflikten nicht ihre eigene Sache, sondern die ihrer Kinder führt und damit am besten dem Glücke aller dient. Walter Frank, der Prokurist der Firma Bork und Comp. in Hamburg, ein junger, aus den einfachsten Verhältnissen stammender Kaufmann, heiratet die im Besitze der Firma befindliche einzige Tochter des verstorbenen Chefs des Hauses. Er selbst findet sich leicht mit seiner veränderten gesellschaftlichen Stellung ab und steht, inmitten der Gesellschaft der Hansastadt, seinen Mann. Nicht so seine Mutter. Sobald sie, dem heimischen Boden der Kleinstadt entrückt, aus den Verhältnissen, in denen sie heimisch ist, heraustritt in die ihr fremde Welt des Sohnes, bleiben naturgemäß die Differenzen nicht aus. Daß der Sohn dabei auf der Seite seiner Frau steht, empfindet sie schmerzlich, indessen trägt sie den Verhältnissen Rechnung und vermeidet es, das Haus der Kinder aufzusuchen, ohne daß es aber zu einem eigentlichen Bruche kommt. Nur werden die früher herzlichen Beziehungen zwischen Mutter und Sohn immer kühler.

Da treten in den geschäftlichen Verhältnissen des jungen Geschäftsmannes Schwierigkeiten ein. Ein Bankerott droht dem Hause, der den Inhaber zwingt, seine ganze Zeit und Kraft dem Geschäft zu widmen. Das fällt zeitlich zusammen mit einer nervösen Erkrankung der jungen Frau, so daß ihr auf Anraten des Arztes alles Aufregende fern gehalten werden muß. Das zurückhaltende Wesen des Mannes legt sie als eine Erkaltung seiner Empfindungen zu ihr aus und später, nachdem die Schwierigkeiten gehoben sind, macht sie ihm in ihrer gereizten Stimmung Vorwürfe über mangelndes Vertrauen und deutet an, daß sie umsomehr das Recht habe, über den Stand des Geschäfts auf dem Laufenden gehalten zu werden, als sie es gewesen sei, die ihn zu dem gemacht habe, was er jetzt sei. Diese Vorwürfe führen den Bruch herbei. Er verläßt das Haus und flüchtet zur Mutter in die Kleinstadt. Die gealterte, zurückgesetzte Frau nimmt den Sohn mit mütterlicher Liebe in die Arme und macht ihm klar, daß es seine Pflicht sei, zu seiner Frau zurückzukehren. Sie vergißt jede ihr wiederfahrene Kränkung und macht sich bei der Schwiegertochter selbst zum Anwalt ihres Sohnes. Das bricht den Stolz der jungen Frau. Die jungen Eheleute versöhnen sich und bitten die Mutter, fortan in ihrem Hause ihre Heimat zu haben. Das alles ist einfach und schlicht erzählt. Der Verfasser hätte den Konflikt noch etwas vertiefen und die einzelnen Charaktere noch etwas freier individualisieren können. Die Redeweise der alten schlichten Frau trägt ein wenig den Stempel der Buchsprache. Auch wäre es vielleicht logischer gewesen, wenn sie nach vollzogener Versöhnung wieder in ihre Kleinstadt zurückkehrte, da sich, wie sie selbst einmal richtig sagt, ein alter Baum nicht mehr in fremdes Erdreich verpflanzen läßt. Trotzdem wird man die Erzählung mit Interesse lesen. — r.

— Tapfer und Treu. Von S. J. Joseph Spillmann. Memoiren eines Offiziers der Schweizergarde Ludwigs XVI. Historischer Roman in zwei Bänden. XII und 712 S. 12° und ein

Plan. Pr. Mk. 5,—, in Original-Leinwandband Pr. Mk. 7,—. (Herder'sche Verlagshandlung zu Freiburg im Breisgau.) 1897.

Ein zweibändiger Roman von einem Mitgliede der Gesellschaft Jesu — fragt gewiß mancher Leser erstaunt. Ja, und nicht einmal der erste Roman aus dieser Feder; denn wie aus katholischen Kreisen geschrieben wird, hat „der gefeierte Verfasser" schon einen uns nicht bekannt gewordenen Roman „Wunderblume von Worindon" ausgehen lassen. Dazu ist die Verlagshandlung mit einer ganz ausgezeichneten äußerlichen Ausstattung des Werkes sehr freigebig gewesen, so daß es nach dieser Seite ein Prachtwerk genannt werden muß. Die Feder des Schriftstellers muß doch auch in unserer so materialistisch gesinnten Zeit eine Macht geblieben sein, daß die Gesellschaft Jesu nicht verschmäht, die dazu begabten Mitglieder ihres Ordens sogar Romane schreiben zu lassen, und zwar nicht etwa zur Verherrlichung des Jesuitenordens — der Vater, der, auch tapfer und treu, eine so schöne Rolle im Roman spielt, ist ein Kapuziner Seinedus — sondern um zu zeigen, wie in der Kirche, deren Formen ihm natürlich die römisch-katholischen sind, sich die starke Kraft zum Widerstande gegen die Sünde bietet. In dem Roman ist ein Gebiet betreten, auf dem auch ein evangelisch-konservativer Romanschriftsteller einst Lorbeeren verdient hat. Wir meinen Hesekiel, den älteren Bruder des jetzt noch lebenden Generalsuperintendenten. Es ist uns schmerzlich, daß in jüngeren Kreisen man ihn und seine herrlichen Werke so wenig mehr zu kennen scheint Auch er hat in formell wie inhaltlich vollendeten Romanen von dem Vorabend der französischen Revolution durch ihre Stadien uns bis zu den Befreiungskriegen geführt und so schön und treu Jesuit Spillmann die Geschichte jenes furchtbaren Sturmes in der Seinestadt sich vor uns entfalten läßt: wir müssen Hesekiel doch die Krone zuerkennen, sowohl in der Art und Weise, wie er in den Thatsachen ganz ohne religiöse Mache sich den Finger Gottes bemerkbar machen läßt; als ganz besonders auf dem eigentlichen Romangebiet. Wir dürfen es auch dem Pater Spillmann nicht verargen, daß da gerade bezüglich keuscher Liebe des reinen Jünglings zu der reinen Jungfrau seine Erfahrungen etwas — schulknabenhaft ausfallen. Geben wir einen kurzen Überblick über den Inhalt. Aus der Schweizergarde Ludwig XVI., die tapfer und treu am 10. Aug. 1792 in den Tuilerien ihr Leben geopfert, ist er einer der Wenigen, die entkamen, Damian Muos aus Zug, später durch seinen „Götti" (Pathen) den Generallieutenant Zurlauben, veranlaßt worden, die Erlebnisse jener Jahre niederzuschreiben. Ehe wir aber auf den vulkanischen Boden der Seinestadt versetzt werden, begegnen wir ihm in der Heimat am Zuger See, als eben das Herz in ihm erwacht ist und die Seele des „Vreneli" sich ihm entgegenneigt. Wer diese Darstellung erster Liebe liest, wird sich allerdings anschließen müssen dem Worte, was von einer dem Verf. sehr befreundeten Seite davon gesagt worden ist: „Es ist als ob ein Stück der eigenen Jugendzeit unserem Verfasser wieder lebendig würde: selbst ein Zuger Kind, sieht er wohl längst begrabene Erinnerungen wieder auferstehen, wenn er den jungen Damian Abschied nehmen läßt vom „Städtli" und allem, was es ihm Liebes in sich schließt, von dem kranken „Mütterli", das ihm das Herz nicht noch schwerer machen will, als es schon ist, vom „Vreneli", deren Angst um ihn erst jetzt ihm verrät, wie lieb er ihr sei." Der junge Schweizer geht dann nicht unberührt in seinem Denken durch die Stürme zu Paris. Aber bald gehen ihm die Augen auf: Tapfer und treu erweist er sich dann, auch gegenüber dem Könige und seiner Familie bei ihrem Fluchtversuche, hat wechselvolle Schicksale durchzumachen und schwebt mehr als einmal in der äußersten Todesgefahr. Auch in Bezug auf seine erste Liebe ist die Versuchung zur Treulosigkeit groß; wenn er auch sich wieder aufrafft und endlich zu Ruhe und Frieden im lieben Vaterstädtchen kommt. Ist in dem Roman die Entwicklung der Herzenszustände der beteiligten Personen etwas dürr gegeben, so sind um so genauer die Darstellungen von Geschichtsvorgängen und die Naturbeschreibungen. Sogar in Anmerkungen wird uns das historische Material, selbst bis zur Bibliographie, gegeben und eine sehr gute Karte giebt uns die Umgebung der Tuilerien und einen Teil von Paris nach einem älteren Plane von 1789. Und ob uns auch die römisch-katholische Durchwirkung des in dem Roman dargestellten kirchlichen und christlichen Lebens, die Lehre von den Sakramenten, das Messelesen sogar in bestimmter Intention, die Anrufung Marias und der Heiligen u. dergl. m. als verwerfliches Zeremonienwesen erscheint: wir können diesen Roman eines Jesuiten doch auch evangelischen Lesern empfehlen und wünschen, daß wir in katholische und evangelische Kreise getrennte konservative Leute nur recht darnach ringen möchten, auf welche Seite das Plus komme und bewahrt werde bezüglich der Losung „Tapfer und treu." F.

— Auf festem Grund. Erzählung nach dem Leben von Hans von Echtlitz. Pr. geb. Mk. 1,20. (Schwerin i. M. Fr. Bahn.) 1897.

Das Buch mit seinem etwas unzutreffenden Titel schildert ein so ungewöhnliches Maß schwerer Schicksalsschläge in dem Leben einer pflichttreuen und aufopferungsvollen Frau, daß man geneigt wäre, mit dem Verfasser darüber zu hadern, wenn er sich nicht auf wahre Vorgänge stützte.

Der Erzähler weiß indeß unsere ganze Teilnahme zu erregen. Jedes einzelne Glied der kleinen, in Armut und Zufriedenheit ein altes, baufälliges Häuschen bewohnenden Familie interessiert uns von dem gebrechlichen, gottesfürchtigen Großvater herab bis zu dem Knäbchen, mit dessen Geburt die Geschichte in dem Augenblick beginnt, wo der ausbrechende Krieg den Vater und Ernährer zu seiner Landwehrpflicht ruft. Schweren Herzens läßt die Frau den geliebten Mann ziehen, und während sie dann unermüdlich arbeitet, um Brod zu schaffen, ringt ihre Seele in stetem, leidenschaftlichem Gebet mit Gott, daß er ihr den Gatten erhalte. Der Mann kehrt auch zurück, aber als Krüppel und stirbt nach wenigen Jahren. In bitterer Not entschließt die arme Frau sich zu einer zweiten Ehe, die aber unglücklich ausfällt und schon drohen die Wellen der Verzweiflung über ihr zusammenzuschlagen, als ihr Ältester, eben konfirmiert, in männlich zu nennender Kraft neben sie tritt. Nun darf sie sich nicht länger verlassen

wähnen. Gott bereitete ihr eine Stütze, ein Herz, an das sie sich lehnen, einen Arm, an dem sie sich aufrichten, eine Hand, die für sie arbeiten wird.

Verf. erzählt sehr schön und ein aufmerksamer Leser wird aus dem kleinen Buch viel lernen können. Auf lebendige, höchst eindringliche Weise lehrt es namentlich, wie notwendig uns die tägliche Bitte ist: „Dein Wille geschehe!" und ebenso die andere: „Führe uns nicht in Versuchung!"

v. Lz.

— Antje Bergholm. Roman von Hans von Zobeltitz. (Dresden und Leipzig. Reißner.) 382 S.

Der vorliegende Roman ist unter der belletristischen Litteratur des Jahres 1897 ohne Zweifel eine der hervorragenderen Erscheinungen. Er fand schon Beifall, als er im „Daheim" abgedruckt war, möge ihm auch jetzt, da er als Buch vorliegt, weitere Anerkennung werden. Er strebt darnach ein abgerundetes Kunstwerk zu sein mit klar gefaßten und gut durchgeführten Problemen. Wir werden in die Zeit versetzt, als der Nord-Ostsee-Kanal gebaut wurde. In einem holsteinischen Flecken zwischen Wilster und Brunsbüttel dürfen wir der gewaltigen Arbeit zusehen. Der Verf. hat gut beobachtet und so schildert er uns das Land und die Thätigkeit der Menschen beim Kanalbau vortrefflich. In dem kleinen Ebenstedt sammelt der Bau allerlei Leute, unter denen Lieben und Hassen sein Werk treibt. Da ist der Bauunternehmer Bergholm, eine rauhe und doch im Grunde tüchtig angelegte, nur etwas verwilderte Natur, und neben ihm sein Töchterchen Antje, die Heldin des Romans. Dann kommt der Bauassessor Pfäldner, ein Bayer, nebst seinem Freunde Max von Brodenberg und endlich der Oberstlieutenant von Burger mit seiner Tochter Lilli. Es ist ein Vorzug des Buches, daß es nicht zu figurenreich ist, die Verhältnisse bleiben klarer und die Entwicklung kann mit festerer Hand durchgeführt werden. Etwas fraglich ist mir nur, ob Pfäldners Charakter ganz folgerichtig gezeichnet ist. Er tritt uns im Anfange als ein fester, ernster Mann entgegen, ein junger Witwer, in schwerer Schule früh gereift. Daß eine neue, tiefe Neigung ihn erfaßt, ist völlig begreiflich, aber dies beständige Hin- und Herschwanken zwischen Antje und Lilli stimmt doch eigentlich nicht zu dieser ernsten Mannesseele. Daß er nach der Verlobung mit Antje unter dem Verhältnis zu dem Schwiegervater, dessen Vorgesetzter er ist und dessen ganzes geschäftliches Gebahren oft kaum noch zu dulden ist, schwer leidet, ist ja natürlich. Kaum glaublich ist es dabei, daß die Bauverwaltung ihn auf sein dringend motiviertes Gesuch nicht sofort versetzt, sondern ihn in dieser amtlich doch gar nicht haltbaren Stellung beläßt. Wenn Pfäldner dann aber einen Urlaub dazu benutzt, nach München zu reisen, wo Lilli Burger auf der Malerakademie sich aufhält, und wenn er jetzt um diese wirbt, so ist das doch nicht mehr ehrenhaft, und wenn dann Lilli, der wir das eigentlich gar nicht zugetraut hatten, ihm in sehr taktvoller Weise es klar macht, daß er doch im Grunde nicht sie, sondern Antje liebt, so spielt Held Pfäldner in dem Augenblick eigentlich eine keineswegs heldenhafte Rolle, welche auch keineswegs dadurch vorteilhafter für ihn wird, daß ihm nach seiner Rückkehr, bevor er Antje wiedersieht, die inzwischen in tragischer und doch versöhnender Weise den Vater verloren hatte, von seinem nächsten Vorgesetzten in ziemlich kräftiger Weise der Standpunkt klar gemacht wird. Wie schon bemerkt, ist die Katastrophe, in welcher Bergholm untergeht, mit wirklich dramatischer Kraft geschildert. Der kalte Frühlingstag, an dem die gewaltigen Bagger arbeiten, Bergholm, der noch einmal den Versuch macht, aus seinen selbstverschuldeten, geschäftlichen Schwierigkeiten sich herauszuarbeiten, nachdem er am Abend zuvor in seiner Verzweiflung selbst die Tochter zu unehrenhaftem Handeln hatte verleiten wollen, Antje, die über die nassen Wiesen zu dem Vater eilt und sich seiner neuen Thatkraft freut — das alles ist trefflich geschildert. Und nun droht vor Antjes Augen ein junger italienischer Arbeiter von der Laufbrücke in die Schlammtiefen zu fallen, da ist es der riesige Bergholm, der ihn rettet, aber im Augenblicke, wo er sich wieder aufrichtet, ergreift den starken Mann nach allen Aufregungen der letzten Tage ein Schwindel, ein Schlaganfall trifft ihn und entseelt stürzt er von der Brücke in die Schlammmassen, die ihn begraben. Es ist wirklich ein versöhnender Abschluß eines Lebens, in dem sich Gutes und Böses unentwirrbar mischten. Am Abend vorher hatte er bald Hand an sich selbst gelegt, nun hat er noch einmal Mut gefaßt, er hat die Achtung seiner Tochter und seiner Arbeiter und er stirbt, indem er sein Leben für einen armen Karrenschieber aufs Spiel setzt. — Ob, wer das Buch gelesen hat, es noch einmal wieder lesen wird? Romane, die man immer wieder lesen möchte, werden in unseren Tagen nicht viel geschrieben. Genug, wenn man von einem Romane sagen kann, daß er einen wohlthuenden Eindruck auf den Leser gemacht hat.

J. P.

— Zwei Miniaturen. Novellen von H. von Krause. (Verlag von Fr. Bahn, Schwerin i. M.) Preis Mk. 1,60.

Zwei klare, anspruchslose Novellen, die junge Mädchen gern lesen werden und die man ihnen gern in die Hand geben wird. Die erste betitelt sich „die verschwundene Prinzessin", eine Hofgeschichte aus dem vorigen Jahrhundert, die zweite „Lorchen in der Reisekutsche". In der ersten kommt eine Prinzessin, in der zweiten die Tochter eines Postmeisters unter die Haube. Etwas vom Hauche der steif-gemütlichen Zopfzeit liegt über beiden.

r. —

— Am Ende von Alt-Berlin. Vaterländischer Roman von Bruno Garlepp. (Berlin, O. Janke.) 1897.

Der Roman behandelt den Kreis, der sich in den Jahren 1804—1806 um den Prinzen Louis Ferdinand scharte. Das tolle Treiben des Prinzen, sowie des berühmten Regiments Gensdarmes, die Champagnergelage und Liebschaften des Hohen Herrn, der sich in fortgesetzter Opposition zum Ministerium und teilweise auch zum König befand, werden ausführlich geschildert. Mit dem Tode des Prinzen und dem Gefecht bei Saalfeld schließt der Roman ab. Wir glauben, daß solche vaterländischen Romane dem Vaterlande wenig Nutzen bringen. Die preußische Geschichte ist so reich an Begeben-

heiten und Persönlichkeiten, daß man in der Wahl der Motive unschwer eine glücklichere Hand beweisen könnte. Zudem ist Vieles auch unhistorisch. Der Verfasser läßt z. B. den Prinzen den König mit Onkel anreden, was den Thatsachen doch nicht entspricht. Die Neugier des Lesers über das Schicksal mancher der Hauptpersonen bleibt unbefriedigt, da die Erzählung mit dem Tode des Prinzen abbricht — r.

8. Verschiedenes.

— **Mann und Weib** von F. Vetter. (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen & Klasing.) 1897. 188 S.

Mit diesem erweiterten Sonderabdruck aus dem früher empfohlenen größeren Werke des Verfassers: „Natur und Gesetz“ ist allen denen ein Dienst geschehen, die in der gerade jetzt so verworrenen Frauenfrage zu einem klaren und sicheren Urteil kommen möchten. Hier wird es ihnen an die Hand gegeben, und zwar nicht so, daß gezeigt wird, wohin die Konsequenzen des Feminismus auf irgend einem Lebensgebiete führen müssen — gegen diese verteidigen sich die Frauenrechtler, ähnlich wie die Sozialisten gegen die unbequemen Konsequenzen des Zukunftsstaates — sondern vielmehr so, daß die Grundlage aufgezeigt wird, auf der jede vernünftige Betrachtung der Frauenfrage zu basieren hat: Gott hat Mann und Weib geschaffen, nicht gleich*artig* aber gleich*wertig*; die Frau „eine Gehülfin des Mannes, die ihm entspricht“, nicht eine Konkurrentin, die ihm den Rang streitig und das Leben schwer macht. Von hier aus wird der ganze Kreis des menschlichen Lebens kritisch betrachtet, mit der Gründlichkeit deutscher Wissenschaft, mit dem Umfang deutscher Bildung, mit der Tiefe deutscher Frömmigkeit, mit dem Humor deutschen Gemütes.

Verfasser betont zwar ausdrücklich seinen **kosmopolitischen Standpunkt** — es ist doch ein echt **deutsches** Buch, das er geschrieben hat, und das ist nicht das Letzte, wofür wir ihm zu danken haben. Sch.

— **Die jüngsten und die ältesten Verbrecher** nebst Lebensbeschreibung eines Zuchthaussträflings nach dessen eigenen Aufzeichnungen, von Hugo Heim. (Berlin, Wiegandt & Grieben.) 1897. 223 S.

Der Verfasser, früher Strafanstaltsgeistlicher zu Werden a. d. R., sucht weitere Kreise für einen Gegenstand zu interessieren, der bisher wesentlich nur im Kreise von Fachmännern und von Leuten der inneren Mission verhandelt worden ist. In diesen Kreisen ist man sich längst darüber einig, daß unser Strafsystem und unsere Strafvollziehung den Zweck der Sühne nur unvollkommen, den Zweck der Besserung aber überhaupt nicht erreichen und ebensowenig den Zweck der Sicherung der Gesellschaft vor unverbesserlichen gewerbs- und gewohnheitsmäßigen Verbrechern. Sollen von den mannigfachen Reformvorschlägen, die seit Jahren gemacht worden sind, die brauchbaren verwirklicht werden, so muß zunächst die Gleichgültigkeit gebrochen werden, mit welcher das große Publikum dieser Frage gegenübersteht. Die vorliegende Schrift scheint uns in hohem Maße geeignet, Interesse und Verständnis dafür in weiteren Kreisen zu wecken. Der Verfasser beginnt mit der im Titel genannten Lebensgeschichte in Ich-Form: „Wie aus einem Kinde ein Verbrecher wurde.“ Sie ist lebhaft, anschaulich, spannend geschrieben und vermeidet den leidigen Ton des „Bekehrten“. Nachdem der Leser so einen konkreten Eindruck von der persönlichen Entwicklung eines Verbrechers erhalten hat, beginnt die eigentliche Erörterung des Gegenstandes. Der Zusammenhang zwischen dem jugendlichen und dem ausgereiften Verbrechertum wird aufgezeigt, auf das Anwachsen des Ersteren und die sich daraus ergebende, traurige Perspektive hingewiesen und dann erörtert, inwiefern die bis jetzt angewendeten Straf- und Erziehungsmittel ihrem Zweck genügen. Weder was wir an solchen Mitteln haben, noch was das bürgerliche Gesetzbuch dem hinzufügt, reicht aus. Verfasser fordert Ausdehnung der Schulpflicht bis zum 15. Jahr, obligatorische Fortbildungsschule mit obligatorischem Religionsunterricht und freiem Sonntag, zweckmäßigere Fassung der Lehrverträge, Verbot des Schnapsausschanks am Sonntag, Einschränkung der gewerblichen Beschäftigung von Schulkindern, Erweiterung der Bestimmungen des Zwangserziehungsgesetzes, sodaß ihm auch solche Kinder unterstehen, die keine Strafthat begangen haben (wie in Hessen). Die Erfolge solcher rationeller Erziehung der gefährdeten Jugend werden an dem Beispiele von England aufgewiesen, wo genau 21 Jahre nach Einführung eines bez. Gesetzes (1861) eine überraschende Abnahme der erwachsenen Verbrecher eingetreten ist: ihre Zahl sank um 2 bis 5000 jährlich; obwohl die Bevölkerung um mehrere Millionen gestiegen ist, ist ihre Zahl von 175 360 im Jahr 1882 auf 147 691 im Jahre 1891 gefallen! „Von den Zwangszöglingen sind nach genauen Berechnungen 82,4% männliche und 81,6% weibliche als gebessert anzusehen. Von 8276 Gewohnheitsverbrechern waren nur 54 Männer und 13 Weiber in ihrer Jugend in Zwangserziehung.“ Ähnlich günstige Erfolge sind in Elsaß-Lothringen seit 1890 erzielt worden.

Erziehung der jüngsten Verbrecher ist somit die eine der von Heim bezeichneten Aufgaben, die andere heißt: Sicherung und Unschädlichmachung der ausgereiften ältesten Verbrecher. Unsere Strafen und ihre Vollziehung züchten das Verbrechen, statt ihm entgegen zu wirken. Die im Gesetze vorgesehenen Verschärfungen der Strafe für Rückfällige sind bedeutungslos. Nun fordern manche weitere Verschärfungen, besonders im Strafvollzug (Prügel, Ketten, Fasten). Heim widersetzt sich diesen Vorschlägen mit guten Gründen, tritt dagegen ein für Verlängerung der Haft in der Form einer Detention auf unbestimmte Zeit und zwar für Gewohnheitsverbrecher in Moorkulturen, für gewerbsmäßige in geschlossenen Anstalten. Er hätte sich für einen wesentlichen Teil dieser seiner Vorschläge auf den jetzt in überarbeiteter Gestalt vorliegenden **schweizerischen Strafgesetzentwurf** beziehen können, in welchem ein sehr beachtenswerter Versuch gemacht worden ist, diese Ideen bereits **gesetzgeberisch zu formulieren**. Seiner Schrift wünschen wir weiteste Verbreitung und ernsthafte Beachtung.

Wi.

— Die französische Nordarmee im Jahre 1870/71. Von Kunz, Major a. D. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.) 1897.

Diese kleine Schrift ist ein Sonderabdruck der Artikel, welche der Verfasser in diesem Jahre im Militär-Wochenblatt veröffentlichte. Sie ist geschrieben unter Berücksichtigung der neuesten französischen Werke über diese interessante Episode des letzten französischen Krieges, namentlich aber der „nouvelle édition entièrement revue et corrigée" des hervorragenden Werkes von Lehautcourt „Campagne du nord en 1870/71." — Der Wert der Arbeit des Majors Kunz besteht in der sorgfältigen Klarstellung der bisher nicht genau bekannten Stärkeverhältnisse der Nordarmee. In dieser Beziehung ergänzt sie in willkommener Weise das Werk Zernins über General von Goeben.

v. Z.

— Choralbuch zu den Melodien des evangelischen Militärgesangbuches, sowie des evangelischen Gesangbuchs der Provinz Brandenburg. Vierstimmig gesetzt von Gustav Zanger, op. 49. (Frankfurt a. O., G. Bratfisch.)

Wie der Feldpropst D. Richter in einem Briefe an den Verleger hervorhebt, bezweckt vorliegende Sammlung „durch Verbindung des Militärchoralbuches und des für die Provinz Brandenburg herausgegebenen eine Zurückführung der auf dem Gebiete des Choralwesens herrschenden Zersplitterung auf möglichst wenige Grundformen zu bewirken." Nicht nur sämtliche Choräle beider Gesangbücher, sondern auch die Melodien zu den in den Anhängen der genannten Gesangbücher befindlichen geistlichen Volksliedern enthält die Zanger'sche Sammlung. Die Bearbeitung der Choräle selbst zeugt von der meisterhaften Beherrschung des Herausgebers im harmonischen Satze und in der Stimmenführung. Im Ganzen enthält das Buch 182 Choräle und 47 „Geistliche Volkslieder". Der gewählte Ausdruck „Volkslieder" dürfte insofern nicht ganz einwandfrei sein, als die Mehrzahl derselben keine Volksweisen sind, sondern von berühmten älteren Musikern, wie von Joh. Crüger, J. A. P. Schulz, Quanz, Melchior Franck, Michael Prätorius, Händel, Haydn, Grell und Anderen herrühren. Im Übrigen aber können wir dem Herrn Zanger hinsichtlich seiner Arbeit unbedingtes Lob spenden. In allen Fällen, wo mehrere musikalische Lesarten in Frage kommen, sind diese hinzugesetzt und ebenfalls vierstimmig ausgeführt. Für die Intonation ist mit Recht die tiefere Notierung, wie sie im Melodienbuche für das Brandenburger Gesangbuch sich findet, beibehalten worden; dadurch wird die Ausführung der Gesänge für jede Stimmlage bequem ermöglicht. Ferner hat Zanger den vierstimmigen Satz so eingerichtet, daß er sowohl auf der Orgel, als auch auf dem Klavier ausgeführt werden kann. Das Choralbuch eignet sich deshalb nicht nur zum Gebrauche in der Kirche, sondern auch für Schule und Haus und kann bei dem sehr wohlfeilen Preise von nur 3 Mark auf das Wärmste empfohlen werden.

— Sechs Motetten von Paul Blumenthal, op. 80. (Frankfurt a. O., Georg Bratfisch.)

Diesen sechs kirchlichen Chören sind Worte der heiligen Schrift untergelegt und zwar dem ersten Tonstück: 1. Joh. 4, 9, dem dem zweiten: 1. Cor. 15, 55, 57, dem dritten: Römer 8, 14. 16, dem vierten: 2. Petri 1, 19, dem fünften: Psalm 86, 3—6 und dem letzten: Offenbar. Joh. 14, 13. Sie sollen zugleich zur Verherrlichung von Weihnachten (No. 1), Ostern (No. 2), Pfingsten (No. 3), vom Reformationsfest (No. 4), Bußtag (No. 5, und Totenfest (No. 6), dienen. Der Komponist hat es wohl verstanden, in diesen Motetten den jeweiligen Empfindungsgehalt, der an diesen Festtagen des kirchlichen Jahres die Brust eines jeden evangelischen Christen erfüllt, treffend zum Ausdruck zu bringen. Die Themen sind gut erfunden und eignen sich vorzüglich zu einem organisch zusammenhängenden Aufbau des Ganzen. Auch die polyphone Fertigkeit Blumenthals verdient Anerkennung, wiewohl nicht verschwiegen werden darf, daß das häufige Oktavsingen des Soprans und Alts, das im strengen vierstimmigen Satze eines Seb. Bach bekanntlich als Oktavparallelen verpönt sein würde, nicht schön klingt; oft gehen sogar alle Stimmen Unisono und in Oktaven fort; auch dies ist befremdend und wirkt auf dem Papiere fehlerhaft. Wir vermuten jedoch, daß der talentvolle Komponist aus der Vierstimmigkeit, um Mannigfaltigkeit zu schaffen, in die Drei-, Zwei- oder gar Einstimmigkeit übergehen wollte. Jedoch hätte er dann eine, zwei oder drei Stimmen lieber pausieren lassen sollen, wie es in solchen Fällen die Meister Bach und Händel thaten. Diese allein sind uns in Sachen geistlicher Tonkunst die obersten Richter und wir fürchten, sie würden beim Anblick der vielen homophonen Stellen in Blumenthals Motetten bedenklich mit ihren Allongeperücken gewackelt haben. Abgesehen von dieser Ausstellung sind die Motetten mit technischer Gewandtheit und mit guter Kenntnis der klanglichen Wirkung geschrieben und werden zur Erhöhung der Feierlichkeit des Gottesdienstes an den obengenannten kirchlichen Festtagen zweifellos beitragen. Da sie vierstimmig geschrieben und leicht auszuführen sind, so dürften sie hauptsächlich den Kirchenchören kleinerer Gemeinden eine willkommene Gabe sein.

Dr. G.

— Christentum und moderne Weltanschauung. Von Dr. W. Heinzelmann. (Erfurt, (Carl Villaret, Inh. Arthur Frahm.) 1897. VI u. 119 S. kl. 8°. Mk. 1,20.

Den früher von ihm veröffentlichten Aufsätzen apologetischen Inhalts, wie „Bildung und Einfalt" (1885), „Die Erziehung zur Freiheit" (1887), „Goethes Iphigenie" (1891), „Goethes religiöse Entwicklung" (1893) u. a. schließt der Verfasser diese neue Gabe an; zwei Abhandlungen, deren erste einen Vortrag für die vorjährige Kaisergeburtstagsfeier der Kgl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt enthält. Er schließt an an die vom Kaiser entworfenen und von Professor Knackfuß ausgeführten allegorisch-symbolischen Gemälde, in welchem der Gegensatz der beiden, die Gegenwart beherrschenden Weltanschauungen dargestellt ist. Der auch schon (in den pädagogischen Blättern 1874) veröffentlichte zweite Aufsatz versucht die Frage nach der Versöhnung von Christentum und Zeitkultur, in dem Sinne zu lösen,



daß er zeigt, wie sich die Grundlinien der christlich-religiösen Weltanschauung ganz gut mit der modernen, insbesondere deutschprotestantischen Kultur und Bildung vertragen. Man wird nicht erwarten, daß in solchem engen Raum eine eingehende Auseinandersetzung dieser komplizierten Fragen erfolgt. Man wird hier vielmehr nur Anregung zum Nachdenken über die für so viele heutige Bildungsmenschen geradezu lächerlich gewordenen Dinge zu suchen haben. Ihre Lösung werden diese Fragen nie und nimmer auf dem Büchermarkt finden. Aber es ist schon viel gewonnen, wenn unsere modernen Bildungsmenschen zum Nachdenken über ernste, besonders religiöse Fragen kommen, ehe ihnen Tod oder Sozialdemokratie Alpdrücken machen. Dazu ist das Schriftchen angelegt. Wir freuen uns auch, wenn aus nichtpastoralen Kreisen derartige apologetische Arbeiten erscheinen und die Bildungswelt herbeiziehen zur christlichen Arbeit — vor allem an sich selber. Man soll es nur bedenken, wie auf allen Gebieten von oben her das Gift nach unten sickert.
F.

— Landeskirchentum und soziale Frage. Vortrag. Gehalten auf der kirchlich-sozialen Konferenz in Barmen am 10. November 1897 von Dietrich von Oertzen, mit einigen Zusätzen zum Druck gegeben. (Berlin, Vaterländische Verlagsanstalt, Wilhelmstr. 30—31.) 1897.

Schon im Dezemberheft 1897 ist auf den Inhalt dieses Vortrages hingewiesen, unter Abdruck der ihm zu grunde liegenden 7 Thesen, welche auch als „Syllabus errorum“ die vorliegende Schrift einleiten. Der Herr Verf. stellt gewissermaßen als Vorbedingung für eine kraftvolle Mitwirkung der Kirche an der Lösung der sozialen Frage, ihre Befreiung von der staatlichen Gewalt hin, er wünscht eine staatsfreie Kirche, Trennung des Hirtenamts von der Verwaltung u. s. w.; ihm scheint zuerst Lösung der Verfassungsfrage nötig zu sein, ehe innerhalb der protestantischen Kirchen die Frage der Lehreinheit in die Hand genommen werden kann. Daß in einer staatsfreien Kirche „der Himmel auf Erden nicht anbrechen wird“, verkennt Verf. nicht, aber er hält es für Pflicht, unsere kirchlichen Verhältnisse zu bessern, einem Idealbilde nachzustreben. Die staatsfreie Kirche im kirchenfreien Staat ist ein solches Idealbild. Die Vorschläge des Verf. können über die große Frage gut unterrichten und vielleicht auch denjenigen eine günstigere Meinung über die „staatsfreie“ Kirche beibringen, den die kirchlichen Zustände in Nord-Amerika kopfscheu gemacht haben.
v. H.

— Aus Charles Kingsleys Schriften. Von Marla Baumann. „Das Trefflichste, was ein Trefflicher gesagt.“ Eine Auswahl aus seinen Predigten, Vorträgen, Ansprachen, Essays, Beschreibungen u. s. w. Autorisierte Übersetzung. Mit Bild Kingsleys, seines Hauses und seines Grabes. (Göttingen. Vandenhoeck & Ruprecht.) 1897. 270 S. kl. 8°. Preis Mk. 3,60. geb. Mk. 4,60.

Welch ein selbständiger geistesgewaltiger und doch liebenswürdiger Mensch und Christ ist doch der am 23. Januar 1875 verstorbene Charles Kingsley gewesen (geb. 1819 zu Holne, Devonshire). Er hat sich auf mannigfaltigem Gebiete hervorgethan. Als Vikar, und dann Pfarrer der armseligen Bevölkerung zu Eversley wie als Professor der Geschichte in Cambridge und zuletzt als Kanonikus an der Westminsterabtei. Gewiß, er ist ein Idealist gewesen; das kennzeichnet schon seine Forderung an die Arbeiter, deren soziale Lage in England damals doch gewiß unter allem Hunde war: „die Arbeiter vor allem müssen sich selbst bessern und bilden!“ Aber dann warf er sich mit aller Energie auf die Gründung von allerlei Genossenschaften (Schuh- und Kohlen-Klub-Gesellschaft der Mütter, Anleihefonds &c.) Ja, er erklärte die Schlagworte der Revolution „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“ im christlichen Sinne gefaßt zu Gottes Liebesgedanken über die Menschheit (bei einer Predigt 1851 in London über Luc. 4, 18—21 erhob sich der anwesende Rektor zum Protest gegen diese Lehre, und Kingsley wurde von dem Bischof die Kirche verboten). Er nannte aber auch Menschen, welche wie David Strauß dem Volke seinen Glauben rauben wollten, „die argen Aristokraten;“ denn sie nehmen dem Volk das Beste — ihren Heiland! — Kingsley schrieb eine Reihe von Romanen, welche auch, besonders Hypathia, in Deutschland bekannt wurden. Aus denselben bietet das vorliegende Werk nichts. Dagegen hat die Übersetzerin aus einer Reihe der nach 1872, ja nach des Verf. Tod erschienenen Werken Stellen ausgewählt und geboten, welche die verschiedensten christlichen, kirchlichen, sozialen und historischen Angelegenheiten der Menschheit berühren. Mag manches von uns zurückgewiesen werden, wie z. B. die Behandlung der Lehre von der Ewigkeit der Höllenstrafen S. 75 — man wird der von der Liebe getragenen sittlichen Kraft des Übersetzers stets anmerken, daß hier kein leichtfertiger Geist redet. Ein Muster von Geschichtsphilosophie, welches Schreiber dieser Zeilen an Vilmars Art diese Dinge zu behandeln erinnert hat, ist S. 171: Deutschland. Es wird dies Buch gewiß viele anregen, zu Kingsley's Schriften zu greifen und die erweckliche Kraft eines solchen Geistes an sich zu erfahren.
F.

Für Freunde der Kunstgeschichte.

Der Schriftleitung ist zur Besprechung zugegangen:

Kunstgeschichte im Grundriß. Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von M. v. Bröcker. 3. neubearb. Auflage mit 71 Abbildungen im Text. (Göttingen. Vandenhoeck u. Ruprecht.) 1898. geh. Mk. 3,—. Schulband Mk. 3,40. Geschenkband Mk. 4,—.

Wir machen heute auf das schöne, auch als Geschenk für Neu-Konfirmierte geeignete Buch, aufmerksam und werden eine eingehendere Besprechung im Aprilheft folgen lassen.



Osterfreude.

„Wer will verdammen? Christus ist hie, der gestorben ist, ja vielmehr der auch auferstanden ist, welcher sitzet zur Rechten des Vaters und vertritt uns." Röm. 8, 34.

In den größesten aller Kämpfe schaut der Apostel Paulus hier hinein: in den Kampf des Christentums mit der heidnischen Welt.

Er selbst hat mitten darin gestanden wie kein anderer Apostel. Er darf es von sich sagen: „Wir sind geachtet wie Schlachtschafe, wir sind stets als ein Fluch der Welt und ein Fegopfer aller Leute, wir tragen allezeit das Sterben des Herrn Jesu an unserm Leibe."

Aber Leib und Leben gilt ihm nichts. Er wirft es in Ephesus vor die wilden Tiere, er giebt es in Jerusalem den fanatischen Juden preis, er schlägts in die Schanze unter mancherlei Gefahren, denn er weiß es: erst durch den Tod hindurch gehts zum wahren Leben! Mit dem Sterben fängt er erst an, der wunderbare Entwicklungsprozeß: „Es wird gesäet verweslich und wird auferstehen unverweslich, es wird gesäet in Schwachheit und wird auferstehen in Kraft, es wird gesäet in Unehre und wird auferstehen in Herrlichkeit, es wird gesäet ein natürlicher Leib und wird auferstehen ein geistlicher Leib.

Ohne Auferstehung ist ihm der Glaube eitel, die Erlösung nichtig, der Mensch die elendeste unter allen Kreaturen, durch die Auferstehung der Glaube ein Sieg, die Erlösung eine Macht, und der Mensch ein Herr aller Dinge.

Wie ist Paulus zu dieser Gewißheit seines Auferstehungsglaubens gekommen? Nicht durch die Schulmeinung der Pharisäer, zu deren Füßen er gesessen, nicht durch die Philosophie der Griechen, deren Weisheit er studiert, nicht durch die Erziehung frommer Eltern, deren Erbe er sich bewahrt — sein Auferstehungsglaube gründet sich auf innerste, persönliche Erfahrung; darum ist er so felsenfest. Die Macht des lebendigen Heilandes hat hineingegriffen in sein Leben, die Gnade des erhöhten Herrn hat seine Gesetzeswelt aus den Angeln gehoben, so ist der Schüler Mosis zum Jünger Jesu geworden, der Pharisäer unter den Pharisäern zum Vornehmsten unter den Sündern, der jüdische Fanatiker zum Apostel für die Heidenwelt, der Hüter des Gesetzes zum Rüstzeug des Evangeliums: das Alte ist vergangen, siehe, es ist alles neu geworden!" —

Mit dieser Erfahrung ist für ihn der Streit entschieden. Wie er sich selbst vor Damaskus dem Herrn zu Füßen geworfen mit der Frage: „Herr, was willst du, daß ich thun soll?" so sieht er im Geiste die ganze Welt dem lebendigen und erhöhten Christus zu Füßen liegen. „Jesus hat Recht behalten in dem Kampfe, der auf Golgatha geführt und am Ostermorgen beendet ist! Israel hat ihn getötet, Gott hat ihn auferwecket! Sein Volk hat ihm das Messiasamt bestritten, sein Vater hat es ihm bestätigt!" Der freche Spott: „Er hat Gott vertrauet, der erlöse ihn nun, hat er Lust zu ihm!" ist buchstäblich zur Wahrheit geworden: Gott hat sich völlig auf seine Seite gestellt, hat ihn erlöst — damit ist Christi Sache ein für allemal gewonnen.

Und an seinem Siege haben alle die Anteil, welche ihm angehören, seinen Namen tragen und seiner Gnade trauen. Was auch kommen mag in der Geschichte der Welt: es kann nichts anderes sein als eine neue Stufe auf dem Siegeszuge des Evangeliums,

als die erneute Erfahrung für die Gemeinde Jesu: In dem allen überwinden wir weit um deswillen, der uns geliebet hat!"

Das ist die Osterfreude, in der das Herz des Paulus lebt; sie klingt wie ein Sturmlied hinaus in die Welt, mit der er zu ringen hat. Und es sind nicht nur besondere Stunden, nicht nur die Höhepunkte seines inneren Lebens, wo er von dieser Freude getragen und gehoben wurde: nein, sie ist ein für allemal die Atmosphäre gewesen, in der er lebte. Der „Christus für uns" war ihm auch der „Christus in uns;" er konnte sagen: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebet in mir! Er lebt nicht nur für sich in der Herrlichkeit seiner eignen Person, er lebt nicht nur für uns in dem Fortschritt seines Werks, sondern er lebt in mir als die innerste Kraft meines Wesens!" Und dieses Durchlebtsein von Christi Person und Christi Geist ist das tiefste Geheimnis dieser wunderbaren Apostelgestalt. Hier liegt die Wurzel für die einzigartige Gewalt seiner Persönlichkeit. Er webt Zeltdecken und predigt das Evangelium. Er wird von allen Seiten angelaufen und zersplittert sich doch nicht. Er macht einen Eroberungsplan bis an die Enden der damaligen Welt und hat doch Zeit für jeden Zwischenfall in seinen Gemeinden. Nichts entgeht seinem Auge und durch nichts wird es abgelenkt von dem einen großen Ziel: Das Evangelium zu predigen als eine Kraft Gottes selig zu machen alle, die daran glauben. Todessehnsucht und Lebensfreudigkeit, warten können in Trübsal und nicht müde werden von der Arbeit, Überfluß haben ohne Übermut und Mangel leiden ohne Kleinmut — alles das ist ihm gegeben in dem einen Worte: „Christus lebt; er lebt für uns; er lebt in mir!"

Solche Osterfreude fehlt so vielen in der Christenheit unserer Tage. Sie tragen den Auferstehungsglauben wie eine saure, schwere Last. Es ist ihnen ein Stück Kirchenlehre, nicht aber ein Stück persönlichen Lebens, eine historische Thatsache, keine wirkende und schaffende Kraft.

Daher die Müdigkeit des heutigen Christentums, die Zaghaftigkeit gegenüber den Mächten der Gegenwart, die ständige Defensive, gegenüber der modernen Weltanschauung. Es fehlt der Osterglaube, der mit der Botschaft „Christ ist erstanden!" hinaustritt in die alt gewordene Welt. Denn alt ist sie geworden trotz all der neuen Erfindungen und Entdeckungen. Dampf und Elektrizität, alle die Errungenschaften moderner Technik können doch die Lebenskräfte nicht ersetzen, die ihr abhanden gekommen sind in unserer glaubensarmen Zeit. Materialismus auf der einen, Mystizismus auf der andern Seite, das sind die Krücken, an denen die Welt der Gegenwart ihre Straße zieht; den Mut verloren, der Ideale beraubt, an der Hoffnung verzweifelnd — ein Weg des Todes.

Aber gerade dieser Bankerott des inneren Lebens, wie ihn die Gegenwart nicht mehr verheimlichen kann, soll uns alle um die Losung scharen: „Christus ist hie!" In ihm kann die alte Welt sich erneuen, heute so gut wie vor achtzehnhundert Jahren, in ihm ist das Leben, und das Leben ist das Licht der Menschen. „Rückkehr zu Jesus!" Das klingt wie ein verborgenes Seufzen durch tausende und aber tausende von Menschenseelen hindurch, die ihren Durst nach Frieden an anderen Quellen vergeblich zu stillen versuchten. Rückkehr zu Jesus! Sie kann nur zu dem Auferstandenen geschehen, der es den Seinen verheißt: „Ich bin bei Euch alle Tage bis an der Welt Ende." Und wo sie geschieht, da fängt ein neues Leben an, da scheint ein Licht in alles Dunkel hinein, da giebt es Erlösung von allen Sünden, da klingt auch über den Gräbern ein Siegesgesang, da dringen Auferstehungskräfte in die Welt des Sterbens.

Darum brauchen wir auch heute noch nicht zu verzagen. Wir rufens hinein in die Stürme unsrer Zeit: Jesus lebt! Wir schreibens über all die Not und den Jammer ringsumher: Jesus lebt! Wir schöpfen Kräfte des innern Lebens aus der täglichen Erfahrung: Jesus lebt! Und wenn die Tage zu Ende gehen und die Nacht kommt, da niemand wirken kann, dann retten wir unsere Seele in die Gewißheit hinein:

> Jesus lebt, mit ihm auch ich
> Tod, wo sind nun deine Schrecken?

Er lebt, er giebt ewiges Leben in Ewigkeit.



Verfehltes Leben.

Von

E. Sommerfeldt.

I.

Die Nachbarin hatte die sich klemmende Thür mit hartem Ruck zugedrückt und war in ihre Wohnung gegangen. Sie wohnte Wand an Wand mit dem Alten, der nun allein im Fieber auf seinem Bett lag. Es war nichts besonderes in der Stube des alten Mannes. Ein abgeschabter, rother Tisch; einige Stühle mit hohlen Sitzen; eine laut tickende alte Uhr; ein kleiner Ofen auf vier hohen Füßen, auf dessen Vorderplatte der Sündenfall abgebildet war. Vor einem zweiten Bett waren die Gardinen zusammengezogen. Es hatte seit der Zeit, daß dieser Mann hier eingezogen war, als Aufbewahrungsort für die Kisten gedient, in denen er Heringe von Haus zu Haus getragen und verkauft hatte. Hatte sich der Bettraum bis an die Stubendecke gefüllt, dann ließ der Alte sie auf einen Wagen laden, und nach einer Abnahmestelle im fernen, größeren Dorf fahren.

„Peter Jansen fiert Pingsten und makt dat Hus rein", sagten dann die Nachbarn mit gewohntem Lächeln.

Im übrigen hatte man sich an den Sonderling gewöhnt. Er gehörte zu den stillen Trinkern, die sich nur selten übernahmen und auch nicht weiter lästig fielen. Man nahm ihn auch nicht für ernst, wie auch er sich allerlei gefallen ließ. Bald gab er zwei, bald drei Heringe für einen Groschen. Das war alles, was man aus seinem Munde hörte. Ein Unheimliches nur hatte er an sich. Seit 36 Jahren hatte er mit keinem Schritt des alten Godbersen Haus betreten. Es schien ihm auch nicht genug zu sein, an jenem Haus vorüberzugehen. Wenn der Weg es nur irgend zuließ, so ging er im Bogen um jenes Haus herum.

„Da geiht de Haß", sagten die Mütter zu den Kindern, welche den alten Mann dann mit scheuen Augen ansahen und ihm keinen guten Tag boten.

Es waren noch kurze Tage. Im Westen lag ein hellgelber Strich in der schweren, dunklen Luft. Dorthin waren die starren Augen des Alten vom Bett aus gerichtet. Unruhig bewegte sich seine Hand über die dünne Bettdecke. Es wurde dunkler. Eine flackernde, dünne Flamme warf aus der undichten Ofenthür helle Lichter auf die gegenüberliegende, getünchte Wand.

Von außen her hörte er Stimmen. Es trat aber nur eine einzelne Person zu ihm in die Stube. Die Nachbarin war zurückgeblieben. Es legte jemand die Mütze ab, stellte den Stock in die Ecke und setzte sich an das Bett des Alten, der gegen die schwindende Helligkeit nur die Umrisse der vor ihm sitzenden Gestalt sah.

„Giw mi de Hand, Peter, un segg mi allens, wat du up din Hart häst. Dat kunn bald to lat sin."

Eine Zeit lang kam keine Antwort. Die freie Hand strich hin und her die Bettdecke glatt. „Ick häw nix to bekenn'n", sagte endlich der Kranke.

Der Andere ließ die heiße Hand los, erhob sich vom Stuhl und sagte: „Um Jesu willen, Peter — — Peter, du steihst vör de Ewigkeit!"

Wieder keine Antwort. Da ging der Andere nach dem Stuhl am Ofen, setzte sich, stützte die Arme auf die Kniee und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

Die Flamme im Ofen warf einen großen Schatten an die Wand. Eintönig tickte die laute Uhr. Aus der Wohnung nebenan klang gedämpft die Handtierung und die Sprache der Leute. Es ging jemand am Fenster vorüber. Nach langer Zeit noch einer. Eintönig zog der Wind um das Haus.

Der Kranke war in einen unruhigen Schlaf gefallen. Dann fuhr er wieder auf und suchte mit unruhigen Augen verstohlen den Schatten an der Wand. Der war noch da! Bis an die niedrige Decke war er gewachsen. Was that der Mann dort?

Der Kranke schob heimlich den Bettvorhang zur Seite. Nun sah er das von der Flamme beleuchtete, ihm halb zugewandte Gesicht. Das Auge blickte verloren aus dem kleinen Fenster. Es glänzte ein feuchter Schimmer in ihm. Der Mann hatte die Hände zusammengelegt. Hell spielte der Feuerschein auf dem weißen Haar an den Seiten des sonst kahlen Schädels.

„Hans!" kam es jetzt vom Bett her.

Der Gerufene erhob sich müde und setzte sich schweigend an das Bett.

„Hans, kümmt de Paster wohrhaftig nicht anners to't Abendmahl, as bet ick bicht häw?" —

„Nä, Peter! He hätt mit mi spraken; een vun uns beid'n schullst du segg'n, wat de Wohrheit is."

„Denn will ick di de Wohrheit segg'n, Hans Godbersen. Du bist doch de Nächst' dato. Awer twee Mal bruk ick doch nich to bichten?"

„Nä, Peter, blot eenmal. Dat anner kümmt denn torecht."

Der Kranke schloß die Augen. Sein Atem ging schnell und schneller; die Finger glitten wieder über die Falten der Bettdecke, als wollten sie vieles aus dem Leben wegwischen, auf welches sein innerer Blick wie auf ein dunkles Bild sah.

II.

Der, welcher an jenem Bett saß, Hans Godbersen, war vor 38 Jahren der Vater einer Tochter, um die ihn die Nachbarn beneideten. Ein Fremder hätte auch gewiß nicht gewußt, aus welchem dieser armseligen Arbeiterhäuser mit ihren lang herabhängenden Strohdächern, den abgebröckelten Schornsteinen, den schiefen Mauern und den kleinen Fenstern dies Mädchen gekommen sein sollte, wenn er ihm begegnet wäre. Antje Godbersen wußte, daß man ihr nachsah, obgleich jeder sie von Kind auf gesehen hatte. Sie hatte sich freilich noch nie anders als in dem kleinen Spiegel gesehen, der vor Alter halb blind war. Von dem wußte sie es gewiß nicht, daß sie hübsch war. Es hatte ihr das auch niemand gesagt. Wer sollte ihr das auch von diesem Haufen Menschen, der sich hier kärglich zusammengebaut hatte, gesagt haben! Aber es lag in ihrer Natur, daß sie etwas auf sich hielt. Ihre Füße steckten nicht in den schweren, nägelbeschlagenen Holzschuhen, welche die Andern trugen. Sie trug neumodische, solche mit hartem, aber glänzend schwarzem Oberleder, eingefaßt mit rotem Leder. Sie ging auf ihnen so leicht, wie die Seeschwalbe im Watt am Außendeich. Ein frisches, ebenmäßiges Gesicht lachte aus dem bunten Kopftuch. Sauberkeit bei aller Dürftigkeit lag auf der jugendfrischen, elastischen Gestalt. Schnell war sie nach der Schulzeit aufgeblüht und schien es im Wuchs den stattlichsten Mädchen in der weiten Umgegend gleichthun zu wollen.

Ihr Vater, der das noch am besten in Ordnung befindliche Haus bewohnte, sah mit Sorgen auf das Kind. Er nahm eine eigene Stellung bei den paar Leuten ein, die sich hier, weitab von der Welt, in einem Winkel des Deiches angebaut hatten. Es waren meistens Arbeiter, die unter ihm arbeiteten. An ihn wandte sich der Deichverband, wenn

im Frühjahr und Herbst der schützende Deich ausgebessert werden mußte. Der dämmernde Morgen schon fand diese Männer bei ihrer Arbeit, der Abend erst sah die Schweigsamen einträchtig ihren Häusern zuwandern. So ging ein Tag nach dem anderen angesichts des ebbenden und flutenden Meeres an ihnen vorüber, freudlos, leidenschaftslos. Selten glitt in weiter Ferne, das hohe Watt meidend, ein Segel vorüber. Selten warfen die Wellen einen Balken oder eine leere Kiste an den Strand. Sonntags aber sammelten sich die Leute, Männer, Frauen und das junge Volk in der Dämmerung bei Godbersen, welcher ihnen eine Predigt vorlas oder selber ein Stück in der Bibel auslegte, an dem er schon lange vorher mit seinen grübelnden Gedanken gehangen hatte. Mit rauhen Stimmen sang man dann aus dem „Psalmbuch" einen Gesang, und Godbersen schloß mit eindringlichem, kraftvollem Gebet die Stunde. Auf dem erhobenen Gesicht des Betenden zuckte dann ein Leben, von dem man merkte, daß es in der Tiefe mächtig wallte. So war es immer unter diesen Leuten gewesen. Keiner sah darin etwas Sonderliches. Diese abendlichen Zusammenkünfte ersetzten ihnen die ferne Kirche und boten ihnen zugleich Gelegenheit, sich mit kargen Worten allerlei mitzuteilen, was der eine oder der andere im Laufe der Woche aus der Welt erfahren hatte. Godbersen hätte es nicht gelitten, wenn jemand aus seinem Hause in diesen Stunden gefehlt hätte. Auch Antje nahm willig Anteil, wenn auch ihr Vater es einem Nachbarn einmal geklagt hatte, daß sie sich noch nicht „mit ganzem Ernst dem Herrn ergeben hätte."

Groß war aber das Mißtrauen, welches er einem jungen Mann von 20 Jahren entgegenbrachte, dem Peter Jansen. Derselbe lebte nur mit seiner alten Mutter zusammen. Er hatte Glück mit seinen 80 Schafen, die er am Deich grasen ließ, und konnte sich viel besser halten als alle Arbeiter bei ihrer mühevollen Arbeit. Womit er sich eigentlich am Tage beschäftigte, wußte niemand. Keiner verkehrte in seinem Haus, das von ihm auch nur selten verlassen wurde. Schon als Schulknabe hatte er sich für sich gehalten. Das war auch später so geblieben und von Jahr zu Jahr schlimmer geworden. An den Versammlungen in Godbersens Haus hatte er niemals teilgenommen. Das könne er bequemer und besser für sich selbst haben, hatte er einmal fallen lassen. Und oftmals in der ersten Zeit hatte man es sich zugeflüstert, daß Peter Jansen zur Zeit der Gebetsstunde an den Deich gegangen wäre, die Ruder über den Schultern, das Fangnetz unterm Arm. An hellen Sommerabenden konnte man dann sein Segel noch auf dem dunklen Wasser leuchten sehen; auch wußte man sich zu erzählen, daß er ein paar Mal hätte draußen bleiben müssen, weil er gegen Ebbstrom und Wind nicht das Ufer hätte gewinnen können. Durchnäßt bis auf die Haut, mit nassen, wirren Haaren und blassem Gesicht hatte man ihn dann später kommen sehen. So schüttelte man den Kopf über den hageren, aber kräftigen jungen Mann, der den Leuten nicht ins Auge sehen konnte, und nannte ihn einen „narrschen Kirl." Godbersens Freundschaft suchte er nicht, obwohl er schon lange sein Auge auf dessen begehrenswerte Tochter geworfen hatte. Auf Antjes Mutter rechnete er nichts. War es nicht schon genug, wenn er sich mit der Tochter abgeben wollte! Mit der Zeit würde sich das Alles schon machen. Von Jahr zu Jahr, von Monat zu Monat, von Woche zu Woche war unterdes das verzehrende Feuer seines Begehrens gewachsen. Stundenlang konnte er am Fenster brütend sitzen, bis es ihn wieder hinaustrieb ins Meer, wo er im Kampf mit Wind und Wellen seine Leidenschaft zu kühlen suchte. Es war von Antje auch nicht unbemerkt geblieben, wenn er mit einem geschossenen Seehund oder einem Korb voll Schollen auf dem Rücken über den Deich stieg. Hatte er sie nicht getroffen, so wartete er, bis er sie vom Wege rufen und die Beute mit unverhohlener Befriedigung zeigen konnte.

Es war wieder einer jener Tage, wo die Männer außer Sehweite am Deiche arbeiteten. Antje war wie gewöhnlich, um die Dämmerung eines Juliabends an den Deich gegangen, um ihre Schafe zu melken, welche gegen eine Entschädigung in der Herde des Peter Jansen weideten. Wie zufällig lehnte dieser an einem alten Schirmdach, wie es die Deicharbeiter gegen den Wind aufzustellen pflegen. Als er die Arbeit des Mädchens beendet glaubte, ging er auf dasselbe zu, welches ihn mit verlegenem Blick kommen sah.

„Go'n Abend, Antje!"



Er sah an ihr vorbei, als er fortfuhr:

„Ick wull di man segg'n, dat ick hüt oder morgen bi din' Vader vörspräken will. He schall uns verlöwen, dat wi mit eenander gahn dörft in Tru un Ehren. Wat meenst du dato, Antje?"

„O, Jansen! Min Gott, dat geiht nich. Dat giwt en Unglück. Kannst du nich töwen? Vader ist nich god up di to spräken," antwortete das erschrockene Mädchen.

„Nä, Deern, töwen kann ick nich mehr. Ick mag nich mehr alleen herumloopen." — „Ick bin di god, Antje," fuhr er leiser fort, „un will ümmer god to di ween. Legg en god Wurd bi din Vader för mi in."

Er zog das sich schwach wehrende Mädchen an sich heran und ging schweigend mit ihr dem Fußsteige zu, der über den Deich den Wohnungen zuführte. Dann faßte er ihre Hand, drückte sie hart und sagte mit hartem Ton:

„Dat hölpt di allens nix. Ick mag di keen annern laten."

Am nächsten Abend kam er wirklich und bat den ihn scharf ansehenden Godbersen um das Recht, mit seiner Tochter offen zu verkehren, damit alles in Treu und Ehren zugehe. Godbersen, dem solches nicht unerwartet kam, hatte auch die Antwort bereit. Er fragte ihn mit kurzen Worten, ob er denn ein Christenmensch wäre, der seine Tochter als sein christliches Weib halten und ihr zur Seligkeit verhelfen könnte. Darauf lautete wieder die kurze Antwort, daß er, Peter Jansen, sich wie ein ehrlicher Mensch gehalten hätte. Er wolle den sehen, der ihm ein Wort nachsagen könne. Antjes Seligkeit wolle er aber gewiß nichts in den Weg legen.

„Nä, Peter Jansen," erwiderte Godbersen ernst und bestimmt und richtete sich in die Höhe, „dat is mi nich 'nug för min Kind. Wer min Kind hebb'n will, de schall en Christenminsch sin."

Und halb schon abgewendet rief er mit lauter Stimme:

„Wat schall awer darut warr'n, wenn en Mann sülwer nich den rechten Weg geiht!"

Die Mutter wischte sich die Augen mit der Schürze. Antje ging aus der Thür und wartete auf dem dunklen Flur, bis Jansen das Haus verlassen hatte. Sie brauchte nicht lange zu warten. Sie fuhr zusammen, als die Hausthür krachend zugeschlagen wurde.

Die Thränen liefen ihr die Backen herunter, als sie leise in die Stube ging und sagte: „Vadder! Vadder! wenn dat man keen Unglück giwt!"

„Antje, doh du man, wat för Gott Recht is. An sin'n Segen is allens gelegen. So lang ick din Vader bin, schallst du nich verlorn gah'n. Verleugn' din Heiland nich! Hörst du, Kind!"

III.

Draußen vor dem Deiche rollte es nicht mehr heran langgezogen, aufschäumend, sich überstürzend, Schaum und Wasserstaub über den Deich werfend, wie in der Frühe des Morgens. Jetzt, am Abend, bei der zweiten Flut war draußen Aufruhr, Empörung, ohnmächtige Wut, ein brüllendes Durcheinander. Stoßweise donnerte der Oktobersturm um das Haus, an dessen Fenster auf hartem Stuhl Peter Jansen saß und in den Wassernebel stierte. Er dachte, wie immer an die, welche in geheimer, fürchterlicher Angst unter einem Vorwand zu ihrem Onkel gereist war. Da schob sich eine ihm bekannte Gestalt am Fenster vorüber, öffnete die Thür, schlug sie dem Luftstrom entgegen wieder ins Schloß und trat in die Stube.

Peter Jansen verließ seinen Platz nicht und wandte nur langsam das Gesicht dem Eintretenden zu. Kalte Ruhe lag auf dem blassen Gesicht.

„Peter Jansen," rief Godbersen mit lauter Stimme, „wo is min Dochter?"

„Wat weet ick," war die ruhige Antwort.

Godbersen sah den Mann bestürzt an.

„Jansen, ick bäd di; — mi ahnt nix Gudes; — segg mi, worum kümmt Antje nich wedder?" Das war die helle Vaterangst, die aus dem sonst so gemessenen Godbersen sprach.

„Wat fragst du mi? Is se nich bi den Smid, din Broder, to Besök?"

Da trat der andere auf ihn zu, faßte seine Schultern und schrie:

„Gottes Unsegen öwer di, wenn du Hand an min Dochter leggt häst. Ick häw för de Sünd' keen Platz in min Hus. — Ick kann de Schann vör Gott un Minschen nich an min Disch sitten seh'n."

Er wandte sich zum Gehen.

„Kind, Kind!" rief er in der Thür, „wat häw ick di dahn, dat du mi so an't Hart grieben deihst?"

Peter Jansen sah ihm nach. Dann stand er auf und schloß die offen gebliebene Thür mit einem lauten Ruck. „Häst du dat nich fülwer wullt," murmelte er zwischen den Zähnen, die Augen starr auf den Fußboden heftend, „du mit din christlichen Glowen?" Er warf den Kopf in die Höhe und blickte wieder zum Fenster heraus. Er lachte in sich hinein: „Un verstött nu sin Kind! — Töw du!"

Mit lauten Schritten ging er durch den schmalen Hausflur in die Küche, wo seine Mutter am offenenen Herdfeuer saß. Ihre roten Augen thränten. Der Sturm trieb den beißenden Rauch in die Küche zurück. Die alte Frau wartete auf das Kochen des Wassers im eisernen Grapen, der über dem mit trockenem Schafsdünger genährten Feuer stand.

„Mo'er! ick mut towegs; ick kam mor'n Awend wedder!" —

„Bi dit Wedder?" sprach die Alte mehr zu sich als zu dem, der schon auf dem Flur sich fertig machte für den Marsch in Regen und Schlamm. Draußen trieb ihn der Sturm vor sich her. Er schlug ihm den Ölrock klatschend an die hohen Stiefel. Er schob ihn vorwärts, wenn der Fuß auf der schlüpfrigen dünnen Grasnarbe ausglitt. Bald ließ er nach auf einen Augenblick, sodaß der Mann innehalten, sich auf den Stock stemmen und Luft holen konnte, bald jagte er wieder wagerechte, schwere Regenböen über das weite, öde Feld. Zwei Stunden war er so gegangen. In einer einsamen Schenkstube am Wege sah er Licht. Er hörte drinnen keine Stimmen und ging hinein. Das aufwartende Mädchen sah ihn verwundert an und setzte den bestellten Grog vor ihn hin; in zwei kurzen Zügen leerte er das Glas, forderte sich ein zweites und verließ ohne Wort das Haus, nachdem er das Geld auf den Tisch geworfen hatte.

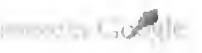
Er blickte nicht rechts, nicht links. Die Augen vor sich auf den Weg gerichtet, schritt er, wenn der schlüpfrige Weg mit dichterem Gras bewachsen war, mit großen Schritten aus. Allmählich hoben sich die Linien eines Dorfes aus der von Dunst erfüllten Luft. Nun blickte er scharf zur Seite; und als er ein schmales Brett über dem breiten Graben zur Seite des Fahrweges bemerkte, ging er auf demselben hinüber, quer über die Fennen auf ein kleines, fernes Licht zu. Immer aufs Neue mußte er die Klumpen der schweren Kleierde, die sich an die Stiefel setzten, abstoßen, bis er tief aufatmend vor der Hütte eines Mannes stand, der früher in seinen Diensten gestanden hatte, jetzt aber die Schafe dieser Gegend hütete. Zu diesem hatte er das willenlose Mädchen geführt, welches es auch bei seinen Verwandten nicht mehr aushielt. Der Mann erhob sich beim Eintritt Jansens schwerfällig und bot ihm ein kurzes: „'N Abend! So lat noch?"

Jansen aber ging auf Antje Godbersen zu und sagte: „Lat uns alleen, Niß!" Der Angeredete entfernte sich, um seiner im Stall beschäftigten Frau zu sagen, daß Peter Jansen gekommen sei. „Min Gott, he will doch wull nich to Nacht bliewen?" antwortete diese, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

„Antje, min Deern, wi geiht di dat?" fragte Jansen, nachdem er sich des triefenden Rockes entledigt hatte.

Das Mädchen sah ihn mit ihren großen Augen an und fuhr fort, die gesponnene Wolle zu einem Knäuel zu wickeln.

Der Mann nahm einen Stuhl, stellte ihn neben den ihrigen und legte den Arm um ihre Schulter. Er wußte auf einmal nicht, wie er ihr das sagen sollte, was er ihr sagen wollte. Unterwegs, solange er mit sich, dem Sturm und seinen Gedanken allein gewesen war, hatte er es gewußt. Antje sollte nun wissen, was für einen Vater sie hätte. „So'n



Minsch!" hatte er mehr als einmal laut vor sich her gerufen, „hett ja gor keen Hart in de Bost."

Aber so konnte er dem Mädchen jetzt nicht kommen, dessen grenzenloser Kummer ihn aus den großen, angstvollen Augen angeschaut hatte. Er mußte gegen seinen Willen wieder an ihr herzzerbrechendes Schluchzen denken, als er sie heimlich auf dem Wege zu ihren Verwandten begleitet und bald darauf in dieses Haus geführt hatte. Er mußte es auch jetzt noch hören, wie sie damals unaufhörlich gejammert und gerufen hatte: „min Vader, o, min Vader; wat schall ut mi warr'n?"

Doch endlich begann er vorsichtig:

„Antje! — Du sühst so blaß un so truri ut. Kunn dat nich veel anners sin, as dat wi hier sitt as slechte Lüd?"

„Weet nich, Jansen. Dat is mi nu so to Mot, as wenn hier ganz de rechte Städ' is vör min Sünd' un Schann."

„So? weer't nich beter, wenn du in min Hus weerst as min ihrlich Fru, Antje?"

„Weet nich, Jansen; ick much doch nich jeden Dag min Vaders Gesicht un min Moders Thranen sehn."

„Un din Vader mag di ock nich sehn, Deern. — He will di nich sehn. — Dat hätt he to mi seggt, Antje. Dat hett he wohrhaftig hüt Nahmiddag to mi seggt up min Stuw. — O, so'n Mann! Dat du so'n Vader häst. Em weer't wull all eens, wenn wi Rumdriewers wür'n. — Awer daför bin ick noch da!"

So war es nun doch heraus, was er hatte sagen wollen. Er war in einen immer lauteren Ton gefallen, fast in den gleichen, in dem er mit sich auf dem Wege geredet hatte. Antje sah nach einer Weile mit thränendem Auge zu ihm auf und fragte mit leiser Stimme:

„Hätt min Vader sin Hus vör mi toslaten?"

„Ja, Antje, dat hätt he dahn!" bestätigte der Mann laut.

Das Mädchen fiel in tiefes Nachdenken. Forschend blickte Jansen sie von der Seite an. Er mochte fühlen, daß von dem Ausfall dieser Stunde vieles, ja vielleicht Alles in seinem Leben abhängen würde.

Dann sah er ihre tief atmende Brust; er sah, wie das Auge der vor sich nieder Blickenden sich langsam mit großen Thränen füllte, welche die Backen hinunterrollten und auf ihre im Schoß gefalteten Hände fielen. Dann hörte er leise, wehmutsvolle Worte wie im Traum gesprochen:

„Min Vader hätt Recht. — Ick mag em nu ok nich unner de Ogen kamen . . . Min Vader! min Mo'er!" — schluchzend legte das Mädchen den Kopf auf den Tisch und fand zum erstenmal Erleichterung ihres gepreßten Herzens in Thränen, die selbst dem harten Mann nahe gingen.

Er wollte sie trösten. Aber womit? Er erinnerte sich dessen, was er sonst aus dem Munde der Leute gehört hatte.

„Antje," sagte er und legte seine Hand auf ihren Arm, ween nich so! Wi hew Unglück hatt; awer dat is noch nich so grot . . . Anner Lüd' kennt dat ok . . . Lat man een kamen, de di wat segg'n wull. He kreeg dat mit mi to dohn."

Da erhob das Mädchen den Kopf und sah ihn wieder mit großen Augen an.

„Nä, Jansen, da kumm mi nich mit. Ick häw liert, wat Sünd is. Un Sünd bliewt Sünd, un Schann bliewt Schann, wenn ok all de Lüd davun nix weeten wöllt. Ick mut nu lieden, un ick will ok lieden . . . . Wat awer darut warrn schall, dat mag Gott weeten, ick weet dat nich."

Und sie nahm ihr Knäuel und wickelte hastig das Garn.

Der Unmut, der ganze häßliche, unbußfertige Unmut redete nun aus Jansen, als er aufstand und sagte:

„Denn hölpt dat nich!"

Mit finsterem Blick ging er ein paar Mal durch die enge Stube, blieb vor dem Mädchen stehen, sah es lange an und gab ihm die Hand:

„Go'n Nacht denn, Antje, ick mutt sehn, dat ick unnerkam in dat Dörp; dat is all lat wurd'n."

„Go'n Nacht, Jansen!"

Bald darauf hatte sich die Thür hinter ihm geschlossen.

Das Mädchen aber, ein Bild von Trostlosigkeit, folgte in Gedanken dem, der mit großen Schritten dem eine Stunde entfernten Dorfe zuschritt. Er hatte in ihrem Herzen einen Stachel zurückgelassen. Sie fühlte es an einem unbestimmten Schmerz. Was war es denn eigentlich, was da brannte, als wenn etwas Heißes, Brennendes auf die Hand gefallen wäre? Aber die gebrannte Hand konnte man sonst zurückziehen im Schmerz und sie kühlen. Hier mußte sie still halten, so sehr es auch brannte. — Das alte Unglück konnte es nicht sein. Es mußte ihr etwas Neues und auch das wieder gegen ihren Willen zugefügt sein.

Jetzt meinte sie, es zu wissen. Aber es ging wie eine Nebelwolke an ihr vorüber, unfaßbar noch, unerkennbar. Nun nahte es sich schon wieder ihrem inneren Auge. Es hatte schon festere Formen, es war auch gewachsen. Wie oft hatte sie etwas Ähnliches gesehen, wenn sie vor ihres Vaters Thür am Sommerabend nach Sonnenuntergang gestanden hatte. Da waren die weißen Nebelstreifen aufgetaucht auf dem Erdboden. Noch lagerten sie auf dem Fleck, da sie geboren. Dann fingen sie an zu wandern, lautlos, wie von unsichtbaren Händen geschoben. Sie überdeckten die Ferne, die eben noch im goldgrünen Abendlichte erglänzte; sie wuchsen zusehends, hoch, haushoch. Dann war Antje jedesmal in die Thür gegangen. Sie hätte sonst zusammenschauern müssen unter dem plötzlichen, naßkalten Lufthauch.

O, wenn sie doch jetzt auch eine Thür gehabt hätte, in die sie sich hätte flüchten können gegen das, was sich nun auf sie zu bewegte! Aber wohin sollte sie? — Ihr Vater hatte ja die Thür vor ihr verschlossen, und — ihr Vater hatte ein Recht dazu.

So mußte sie still halten dem eisigen Lufthauch, der sie erschauern machte bis ins innerste Herz. Und nun, nun auf einmal wußte sie, was es war. Sie war eine Sehende geworden. Das war es: der Schimpf, den ihr Jansen zugefügt hatte, da er sie den andern, all den andern gleichgestellt hatte, die sich nichts aus ihrem Unglück machten, auch nichts aus zwei- und dreifacher Schande, weil man sich allgemein an diese Dinge gewöhnt hatte.

O, zu diesen andern, zu all den andern, von denen sie früher geheimnisvoll hatte erzählen hören, ohne es ganz zu verstehen, zu diesen, deren freche Gesichter sie dann und wann gesehen hatte, zu der Masse der entehrten Mädchen, entehrt im Rausch, entehrt in der Lust, entehrt an den Wegen, entehrt in den Häusern, zu diesen gehörte nun auch sie in den Augen des Mannes, der über ihr bis dahin so ahnungsloses Herz das sündige Unglück gebracht hatte.

Antje Godbersen! Sie sah ihren Namen vor sich geschrieben in die Luft! Wie mußte dieser Name in den Herzen der Eltern brennen, die bis dahin so fröhlich über die Reinheit ihres Namens gewesen waren, wenn ihr schon wieder das Blut aus den Fingern ging, hinauf in die pochenden, brennenden Schläfen!

Aber nun erhob sie sich. Ein Anderes in ihrer Brust stritt dagegen. Hatte Peter Jansen nach seinen Begriffen sie auch den andern gleichgestellt, so brauchte sie das doch nicht unwidersprochen hinzunehmen. Dazu hatte er kein Recht gehabt! Er am allerwenigsten!

Mit erhobenem Kopf blickte sie aus dem Fenster in die Nacht. Das Herz klopfte hörbar. Sie mußte die Hand auf die Brust legen, als wenn sie es damit zur Ruhe zwingen könnte.

So fanden sie der Hirte und die Frau, welche mit schwerem Schritt in die Stube kamen und sich schweigend zum zu Bettgehen rüsteten.

Antje ging aus der Stube in ihre Kammer. Es lag wie ein Bann auf ihr. Stolz und Demütigung standen einander gegenüber und es war unentschieden, welchem von beiden der Sieg zufallen würde.



Armes, verlassenes Menschenkind! Du hast ja den verlassen, der allein mit unsichtbarer Hand einen neuen Anfang an das jähe Ende deiner Kindheit, neue Hoffnung in deine unendliche Hoffnungslosigkeit setzen kann. Und doch jammerts ihn deiner Not, um deinetwillen und um deiner Eltern willen, die heute Abend schier mit Gewalt um deine Seele ringen. —

Peter Jansen, nachdem er in einer halb erleuchteten Ecke der Wirtsstube schweigend sein Abendbrot gegessen hatte, ließ sich nicht von den lachenden und laut redenden Gästen stören. Als er seine kurze Pfeife geraucht hatte, suchte er sein Bett auf, schloß die Augen und wollte nun nichts mehr von den Gedanken wissen, deren er bis dahin nicht Herr geworden war.

„Kummt Tied, kummt Rat“, — damit schlief er ein.

IV.

Der Winter war vergangen. Der Schnee lag nur noch in den tiefen Gräben am Nordabhang des Deiches, wohin kein Strahl der niedrigen Sonne fallen konnte. Draußen vorm Deich begannen die Eisschollen zu treiben, scharf von den Deicharbeitern beobachtet. Man trug es von Haus zu Haus, daß sich offenes Wasser gebildet hätte. Noch einmal bildete sich ein grauhelles, wüstes Durcheinander von Eis, Schlamm und Schnee, dann war auch das in einer Nacht hinausgetragen ins weite Meer.

Man hatte gerade noch Zeit, auch die alte Mutter Jansen zum fernen Kirchhof zu fahren. Es hätte nicht später sein dürfen. Noch hatten die Pferde, welche den einfachen Wagen mit dem kleinen, schmucklosen Sag zogen, leichte Arbeit auf den erst halb aufgethauten Wegen. Darnach ging man wieder an die gewohnte Arbeit, die Schäden, welche Eis und Sturm dem Deiche zugefügt hatten, auszubessern. Als die Männer eines Abends nach Hause kamen, meldeten die Frauen, daß Peter Jansen Haus und Vieh an einen Andern abgetreten habe; derselbe sei am Morgen gekommen und mittags habe man Peter Jansen mit seinem Stock fortwandern gesehen. Keine wußte wohin.

Wieder übernachtete Peter Jansen in dem bekannten Wirtshaus und forderte dasselbe Bett, welches ihm vor einem halben Jahr eine gedankenfreie Nacht geboten hatte. Heute brauchte er auch nicht viel zu denken. Hatte er nun nicht doch Rat gemacht? Und war er nun nicht einen großen Schritt weiter? Endlich weg aus der verhaßten Nachbarschaft! Nun konnte er ein neues Leben anfangen, und er wollte den mal sehen, der ihm auf seiner neuen Stelle dazwischen reden wollte. Mit großen Buchstaben schrieb er einen kurzen Brief an Antje Godbersen, steckte ihn auf seinem Wege in den Postkasten des Dorfes, wanderte diesen Tag und noch einen halben und war zur bestimmten Stunde auf dem einsamen Bauernhof, den ihm ein Unterhändler besorgt hatte. Mit dem aus seinem Hause und der Herde gelösten Gelde, wozu noch das Erbteil seitens der Mutter kam, konnte er schon eine volle Wirtschaft führen.

Prüfenden Auges ging er durch das Haus und hatte bald einen Überblick über das Inventar. War auch mancherlei altes, abgenütztes Zeug darunter, mit den wichtigsten Sachen konnte er die Frühjahrsarbeiten beginnen. Er beobachtete den Knecht und das Mädchen scharf, welche bald merkten, daß mit dem schweigsamen Manne nicht zu spaßen wäre und thaten, was sie konnten.

Und als erst der Kiebitz schrie und die ersten Lämmer blähten, als die Hühner gaderten und die Luft voll Lerchensang war, da kam eine eigenartige Lust über den Mann. Er zog den Pflug hervor und schritt bald hinter ihm her in den Furchen seines Pfluglandes. Mit Hü und Hott hatte er sich während der ersten Stunden die Zeit vertrieben; dann hatte er vor sich her gepfiffen. Eine große Genugthuung überkam ihm, daß er nun doch alles gezwungen hätte mit kaltem Blut. Mit dem Godbersen hatte er nichts mehr gehabt, der ging ihn nun nichts mehr an, nachdem er seine Tochter so behandelt hatte. Nicht ein Wort wollte er ihm zukommen lassen. Er könnte ihm ja noch einmal schreiben und fragen, ob er die alte Sache ruhen lassen und ihm seine Tochter zur Frau geben wollte. Aber würde das was helfen? In dessen Kopf spukte doch man

allerlei heiliges Zeug. Vielleicht könnte er sich noch eine zweite Predigt holen und sich noch einmal etwas von Bekehrung unter die Nase reiben lassen.

Er riß mit einem Fluch den Pferden die Köpfe in die Höhe, die allmählich in den nachdenklichen Schritt des Bauern gefallen waren. Mit einem Ruck wurde der Pflug vorwärts gerissen. Die fettglänzenden Schollen wurden zur Seite geworfen.

Ein Glück nur, daß er dem Alten nicht auf der Tasche zu liegen brauchte. Das könnte dann noch was Rechtes geben, wenn er auch in diesem Punkt von dessen Gnade leben müßte.

Er spuckte aus. „Harr grad noch fehlt!“ rief er vor sich hin.

Nein, es war doch besser, daß das Mädchen erst einmal bis zur Mündigkeit einen anständigen Aufenthalt in seinem Hause hatte. Schlecht sollte es ihr wahrhaftig nicht gehen. Dafür hielt er doch zu große Stücke auf sie. Alles andere würde sich schon seiner Zeit finden.

So kam er denn eines schönen Maientages vor dem Hause des Hirten mit seinem blitzenden Phaëton an und mußte innerlich lachen über die Augen, die Antje Godbersen machte, als er sie mit dem Kissenbündel in den mit rotem Plüsch ausgeschlagenen, leicht federnden Wagen holte und sie sorgsam mit Decken und Tüchern verwahrte. Auf der glatten Chaussee angelangt, ließ er die Pferde in scharfem Trabe ausholen.

So etwas hatte Antje doch nicht erwartet. So war sie noch nie gefahren. Und wenn sie die Gestalt vor sich sah und daran dachte, was für Mühe sich Jansen auf dem holprigen Landwege gegeben hatte, um sie vor dem häßlichen Stoßen und Schütteln zu bewahren, dann war es ihr, als ob ein weiches Gefühl gegen ihn in ihrem Herzen aufstieg. Oder war es die Wirkung des wunderbaren Sonnentages mit seinen warmen Dünsten in der leuchtenden Luft, oder des Anblicks einer reichen Gegend, oder waren es wiederkehrende Genesungskräfte, genug, als Peter Jansen sich einmal wieder umblickte und fragte: „Wat seggst nu, Deern?“ da stand ein Stück Lächeln in dem leise geröteten Gesicht, auf dem es wochenlang wie eine drückende Wolke gelegen hatte.

„'t is good, Jansen“, antwortete sie und bemerkte wohl, daß er den Pferden einen neuen Schlag gab, daß sie schnaubend mit klappernden Hufen den Weg entlang trabten.

Am Ende des Weges ging es langsamer. Der Wagen mußte in einen Nebenweg biegen, der wieder Vorsicht für Mutter und Kind gebot. Da wies Jansen plötzlich mit der Peitsche nach vorn und rief laut: „Da sühst uns Hus!“ Es war nicht viel mehr als eine graue Wand mit hohem Strohdach darüber zu sehn. Aber in den Fenstern flammte es vom Wiederschein der Abendsonne. Schon bogen sie in einen Seitenweg, der gerade auf das Haus führte. Jansen hatte ihn mit Schaufel und Egge geebnet. So rollte der Wagen wieder leichtfedernd und lautlos dem stillen Hause zu, welches, mitten in den Feldern und grünen Fennen, manchem Menschen begehrenswert erschienen wäre.

Und warum sollte sich dort nicht von den Beiden das Glück finden lassen?

Antje merkte, wie jemand in allen Ecken und Winkeln vor dem Hause gewesen war mit ordnender Hand. Die Milchgefäße blitzten im Abendlicht, welches nun mit verklärenden Farben auf dem ganzen Hause ruhte. Sie merkte, daß es Jemandem darauf angekommen war, einen guten Eindruck wachzurufen.

„Kumm in, bring't Glück mit rin!“ so hob er Antje aus dem Wagen und öffnete ihr die Hausthür.

Mittlerweile war es dunkel geworden. Antje konnte das ruhig weiterschlafende Kind in die zubereitete Wiege legen. Sie mochte nicht fragen, wer diese in Ordnung gebracht hatte. So setzten sich beide bald an den mit sauberem, glänzendem Linnen gedeckten Tisch. Während das Mädchen allerlei herein brachte, was Küche und Keller an Vorrat hatten, erzählte Jansen. So gesprächig wie heute hatte Antje ihn noch nie gesehen. Es war eine sonderliche Art von Freude, die aus seinen Augen leuchtete. Und wie umständlich er im Erzählen war. Es schien ihm daran zu liegen, daß ja nichts Bemerkenswertes vergessen werden möchte. Er legte ihr den Stand seines Vermögens vor, er rühmte, wie wenig Schulden auf dem Besitze lasteten. Und dazu noch die Aussicht, ein schönes Geld zu verdienen. Doch eine ganz andere Wirtschaft als die da oben.

Dann fragte er mit blinzelnden Augen, ob sie als seine Haushälterin auch auf Vorrat wirtschaften könnte. Das müßte sie lernen. Sie brauche ihm nur zur rechten Zeit zu sagen, wenn es ihr fehle. Er wolle es schon aus dem Dorfe mit dem Fuhrwerk holen.

„Süh, Deern! da ganz achtern liggt dat Dörp; den Karkturm kannst' noch eben seh'n. Dor, de swarte Spitz! Dat is öwer en Stünn weg. Wi sitt hier so schön alleen, Deern!

„Ach ja!" antwortete Antje, „wenn dat nich up't Geld ankümmt, denn kann man allens."

Jansen lachte leise. „Sühst du, dat weer keen slechte Snak. Ick weer all en beten bang, dat di hier allens to wietlöftig würr. Nä, Antje!" fuhr er in dringendem Ton fort, „hol di man to mi. Denn kann allens noch wunnerschön warrn. — Und in twee Johr, setzte er leiser hinzu, wenn't di bi mi gefallt, denn büst du münnig, denn heirad'n wi." Er streichelte ihre weiche Hand zärtlich.

„Veel arbeid'n häst' nich nödig, Deern", fuhr er fort. „Schallst noch lang smuck bliewen, Antje." Er legte den Arm um ihre Hüften, streichelte das glattgescheitelte blonde Haar. „Bist doch min söte Deern, Antje!"

Und Antje hörte auf das Werben des Mannes. Im Verlaufe dieses Tages hatte sie wieder gemerkt, daß er in seiner Weise etwas von ihr hielt. Nicht das Gefühl geschmeichelter Eitelkeit wurde bei ihr wach und machte sie weich. Dazu war sie in den letzten paar Monaten zu nachdenklich und still geworden. Es war das an Liebe glaubende und auf Glück hoffende junge Herz, welches aus den Worten sprach:

„Ja, mug doch man allens noch wedder good warrn, Peter."

Des Mannes Arm löste sich unmerklich. Also war doch noch nicht alles gut? Nun war es auch ihm, als wenn ein dünner Schleier durch eine unsichtbare Hand von der Wirklichkeit gezogen würde. Sein Herz, das eben noch so schnell geschlagen hatte, stockte. Er begriff, daß er vorsichtig sein müßte. Nur nicht zu schnell heraus mit dem Wort, welches ihm schon auf der Zunge lag!

Antje bemerkte wohl sein plötzliches Schweigen. Auch sie fühlte, wie ungewiß noch alle Hoffnung war. Aber diese Stunde, diese erste stille Stunde in ihrem neuen Zufluchtsort wollte sie nicht dadurch stören, daß sie sich beiden die schwere Aufgabe vorstellte, deren Lösung noch vor ihnen lag, deren Lösung aber herbeizuführen sie allerdings entschlossen war.

„Wi möllt Gott bäd'n, dat he allens wedder good mackt. Nich, Jansen?"

„Ja", antwortete dieser kurz und erhob sich, um sich eine Pfeife zurecht zu machen. Und als er sich nicht wieder zu ihr setzte, sondern im Zimmer auf und ab zu gehen begann, da deckte sie den Tisch ab, nahm dann ihr Strickzeug und so eifrig die Finger arbeiteten, so unruhig arbeiteten auch die Gedanken. Gewiß auch bei ihm, der in den Stall gegangen war und den sie mit ärgerlicher Stimme Anordnungen für den Knecht treffen hörte. Der Knecht mochte wohl etwas erwidert haben. Sie hörte noch einmal die kurze laute Stimme Jansens.

„Wat is?" fragte Antje den Eintretenden.

„Ei, immer de ole Snack. Ick häw dit vergäten und dat vergäten, ick weet dit nich und weet dat nich. Is doch man jämmerlich bestellt mit de Verlat up de Lüd. Paß man good up de Deern, sunst stäckt beid' de Köpp tosam. Dat Tafeltüch!" So hatte Jansen einen Ableiter seines Ärgers gefunden und fand denn auch bald seine vorige Stimmung wieder. Es lag wieder der alte muntere Ton in der Stimme, als er sagte: „Go'n Nacht, Antje! Du bis möd. Dröm wat Godes. Morgen könnt wi uns mihr vertell'n."

Am andern Morgen hatten sich die zahlreichen Sperlinge eben erst aufs Feld begeben, in dem gelben Weizen sich die Frühkost zu holen, als auch schon Jansen und Antje aus der Hausthür traten.

„Wat is dat för en Busch an min Slapstuwenfinster, wo de Spatzen so narrsch in hüsen doht?", fragte Antje und zeigte auf einen Jelängerjelieberbusch, dessen Ranken unordentlich und lang an einem Stück der Mauer herunterhingen.

„Schall he weg? Minetwegen. Dat Spatzentüch kann ick gor nich bruken, se sünd as unkloog in den Weeten."

„Ei, lat de Busch", bat Antje, „he sitt so vull Bläu und rükt richtig fein."

Jansen zeigte ihr die Hühner, die ihm viel Geld gekostet hatten. Er zeigte auf die schwere Sau und freute sich im Gedanken auf die bald zu erwartende Gesellschaft der Ferkel. Als sie darauf im hellen Glanz der Morgensonne der Fenne zugingen, da freute er sich im Stillen über das Mädchen, welches mit leichtem Fuß neben ihm ging. Die frische Morgenluft hatte ihr wieder das Gesicht gerötet und aus den Augen blickte wieder Lebenslust wie früher, als sie sagte:

„Jansen, hier is dat doch anners as an uns Diek."

Sie wunderte sich über die Maßen über die schweren Schafe und die große Zahl der Lämmer, welche neugierig an sie herankamen, um dann im Galopp davonzuspringen. Sie mußte auch einen jungen Ochsen auf sein Fleisch befühlen.

„Veel Gras, Antje, un en gode Weeten! En godes Johr. Wenn de Prisen sick man en bäten schicken wöllt, denn krigst du en nieges Kleed, Antje, awer en feines."

Was der Sommer versprach, der Herbst hielt es. Und Peter Jansen hielt auch sein Wort. Eines Nachmittags setzten sich beide auf den Vorsitz des Wagens und fuhren zum Erntetanz. Jansen in dem Bewußtsein, daß er jetzt in die Gesellschaft gehöre. Antje in der Hoffnung, daß man sich nicht viel um sie kümmern werde. Es sollte ihr einmal etwas Neues sein, dem Tanzen der Leute zuzusehen.

So fand sie denn auch einen versteckten Platz bei einer einfachen, abgearbeiteten Frau. Dann und wann kam Peter Jansen zu ihr. Er war in guter Laune. Einmal konnte sie sehen, wie er im Nebenzimmer, wo die Mannsleute saßen und standen, dem Wirt zuwinkte, welcher bald darauf einen Rundgang auf den Tisch stellte. Vom Tanzen verstand Jansen nichts. So wollte er sich auch heute nicht lächerlich machen. Auch Antje hatte bald Ruhe, nachdem sie einigen Bauern, die vor ihrem hübschen Gesicht stehen geblieben waren, standhaft einen Tanz verweigert hatte. Und als ihr der Gedanke durch den Kopf schoß, was wohl ihr Vater sagen würde, wenn er hören sollte, daß seine Tochter hier öffentlich getanzt hätte, da wurde sie glutrot und freute sich, daß sie es nicht gethan hatte.

Es mochte gegen 10 Uhr sein, als der Saal sich allmählich leerte. Antje fragte ihre Nachbarin, ob die Leute schon nach Hause gingen. Sie erhielt die Antwort, daß die meisten nur zum Essen gingen. Für die Zurückbleibenden, meistens kleine Bauern und Handwerker, setzte die Musik aufs neue ein. Es tanzten aber nur fünf Paare in dem großen Saal.

Antje sah Peter Jansen mitten durch den Saal kommen; er ging nicht mehr sicher. Er kam auf sie zu. „Kumm, Antje, een lüttjen möt wi versöken!" Er hatte ihren Arm fest umfaßt, so daß es schmerzte.

„Nä, Jansen, ick danz nich."

„Ach wat", fuhr er dringender fort, „een man. Denn wöllt wi ock to Hus. Kumm man!"

„Nä, leewer nich."

Er aber sprach lauter, so laut, daß man es im halben Saal hörte und die Köpfe sich nach ihnen umwandten: „Kumm, lat mi nich lang bäd'n. Tier di nich, Deern!"

Antje fürchtete einen Auftritt; sie wollte mit diesem Tanz die Heimfahrt sich erkaufen, um schlimmeren Dingen zu entgehen. Mit einem Ruck erhob sie sich und tanzte mit rotem Kopf und fliegendem Atem. Sie bemerkte dann die lächelnden Mienen, mit denen man ihrem ungeschickten Tanzen folgte, blieb am Ausgang plötzlich stehen, machte sich los und ging mit einem kurzen „Nu gaht wi to Hus" aus der Saalthür.

„Wat? To Hus! Fräulein! Fräulein!" hörte sie noch eine Reihe von Stimmen hinter sich. „Nä, Jansen, een möt wi noch hebb'n. Willst du de Irst sin?"

„Lat uns noch een krieg'n, Meister!" rief Jansen, der gute Miene machte. „Awer en gud'n to'n Sluß." Dann stieß er mit den andern an, trank aus und sagte in seiner kurzen, eigenen Weise: „Djüs ok."

Als der Wagen außerhalb des Dorfes auf der mondbeschienenen Chaussee rollte, überließ er die Pferde sich selbst, und legte den Arm um die schweigend neben ihm Sitzende.

„Häw ick di wat dahn, Antje? Du seggst ja nix? Weer dat nich en vergnögden Abend?“

„Ja, bit up dat Danzen. Dat harst di sparen kunnt. Dat weer mi greulich argerlich, Jansen.“

„Ja, mi Deern“, erwiederte Jansen zärtlich. „Dat glöw ick wull. Awer kann dat nich bald anners warrn? Du häst mi noch mit keen Wurd seggt, wenn du min Fru warrn willst, Antje. Is da wat in'n Weg oder nich?“

„Daröwer künnt wi nahher snaken, Jansen“, erwiderte Antje zu des Mannes Erstaunen kühl und kurz. Ein schneller Umschlag fand bei ihm statt.

„Denn man to!“ rief er laut. „Hü!“ Und als wenn ihm der Weg und die Zeit zu lang würde, jagte er die Pferde vorwärts. In scharfer Fahrt bog er in den Landweg, so daß Antje unwillkürlich sich an das Seitenpolster fassen mußte. — Jetzt sah sie ihr Haus im weißem Licht des Mondes. Sie dachte an ihr Kind, das unter seinem Dache schlief. Das ahnte ja nichts davon, wie die beiden, die ihm das Leben geschenkt hatten, mit pochenden Herzen einer Stunde entgegengingen, die schon längst im Lichte einer freundlichen Erinnerung an die Freude des sich Findens und sich Hingebens hinter ihnen liegen sollte.

Aber nun? In dem einen wohnte die heiße, begehrende Leidenschaft und das vom Grog erhitzte Blut jagte durch die Adern. Er war nun fertig und bereit, sein Schicksal zu leiten, wie er seine Pferde mit fester Hand leitete. Dahin sollte ihn das Schicksal führen, wohin er es zwingen wollte, so wie er den Wagen dahin brachte, wohin er ihn bringen wollte. Antwort wollte er und eine bestimmte Aussicht. Im Herzen des Weibes aber sammelte sich instinktmäßig Kraft, nicht, wie einst, alles aus der Hand zu geben zu einem zweiten, vielleicht noch größeren Unglück. Was schon längst hätte geschehen sollen, es durfte nicht mehr versäumt werden; es mußte in dieser Stunde volle Klarheit und Wahrheit in ihr Zusammenleben gebracht werden. Aber wo war die Liebe, die sonst mit stillem Zuge und sanfter Gewalt zwei Herzen vereinigt und sie über die Hindernisse hinweghebt? Ja, wo war die?

Wieder stand der Tisch gedeckt. Jansen schickte Knecht und Mädchen sofort zu Bett und eröffnete den Kampf.

„Na, wat is dat denn, wat du mi to vertellen häst, Antje?“ Er ging mit großen Schritten nach seiner Gewohnheit im Zimmer auf und ab. Auch dieser eintönige Ton der Schritte erinnerte Antje Godbersen an eine andere Stunde und brachte ihr in Erinnerung, um was es sich jetzt handeln würde.

„Magst di nich dal setten, Jansen?“ begann sie mit erzwungener Ruhe. „Lat uns de Sak in alle Ruh afmaken.“

Er aber rief voll innerer Ungeduld: „Wat is da noch lang' to red'n und to öwerlegg'n? Schallst ja man segg'n, wann du min Fru warrn willst. Dat anner find sick dann vun sülwer!“

„Nä, Jansen. Gegen min Vadders Will künnt wi nix maken. Dat weetst du.“

„Na, und wat denn! Denn wöllt wi wull noch en paar Johr töwen?“

„Dat beiht nich nödig. Wenn du di mit Vadder utenanner setten wullst, künn dat all fröher to Recht kamen.“

„Ick?“, lachte Jansen jetzt auf. „Wat du seggst! Nu hör' eener mal. Nä, Deern, mi hätt he nich de Dör wiest. Dat hett he bi di dahn. Willst du di nich mit em verdräg'n?“

„Ja“, antwortete Antje und wurde rot bis unter die Schläfen. „Dat kunn ick wull dohn un ick würr de Weg ok finn to em. Awer du weetst doch noch, wat he di dat irste Mal seggt hät und wat he gewiß noch een Mal segg'n ward . . . . Bist du en christlichen Mann, Jansen?“

„Da hewt wi dat! Nu is ja allens klor!" rief der Mann mit lauter Stimme und stand vor dem Mädchen still.

„Awer Deern!" rief er jetzt mit häßlichen Lachen. „Büst du nich unkloog? Wat willst du denn maken? Meenst du denn, dat ick di ümmer blot as Hushöllersch nödig häw?"

Antje verstand, was er damit sagen wollte; dieser Gedanke war ihr aber auch nicht mehr fremd; sie hatte schon damals, als sie jene trostlose Zeit im Schäferhaus abwarten mußte, mit ihm gerechnet. So antwortete sie tonlos:

„Du mußt dohn, wat du nich laten kannst. Ick und dat Kind warrn denn wull de Weg na Hus söken."

„Ick und dat Kind!" . . . . Jansen wurde blaß. Mit großen Augen sah er auf die, aus deren Augen große Thränen fielen.

„Du und dat Kind", murmelte er. „Dat is richtig." — Er überlegte und lachte bitter auf: „O, dat kann ja noch nüdlich warr'n. Se und de Jung' . . . min Jung' . . . ehr Jung' . . ."

„Peter, lat dat", sagte das Mädchen, „sett di dal! So kamt wi nich wieder!"

Er setzte sich wirklich. Es lag aber etwas Falsches in seinem Blick, als er fragte: „Na, wat häst du denn noch to segg'n?"

„Segg, Peter" — Antje Godbersen war aufgestanden und hatte ihre Hand auf die Schulter des Mannes gelegt. Es war nicht mehr das Mädchen, es war das Weib, welches aus ihr sprach . . . „Segg, Peter, is di nich eenmal de Gedanke kam, dat wi Unrecht dan häwt vör Gott und Minschen?"

Er zuckte unter ihrer Hand zusammen. Es wurde ihm eisig zu Mute. So hatte sie noch nicht mit ihm geredet. So hatte eigentlich noch keiner mit ihm geredet. Er hatte gehofft, daß Antje Godbersen nicht zu viel von ihrem Vater mitbekommen hätte, und daß sie sich schließlich auch das abgewöhnen und vernünftig werden würde. Er war ja nie für solche Frömmigkeit gewesen. Nun merkte er aber, wie sehr er das haßte.

„Na und wieder?" fragte er spöttisch.

„Wenn en Minsch Unrecht dan hett, denn ward he still und truri; denn . . . . sökt he, wie he sin Unrecht god maken kann."

Die leise und langsam gesprochenen Worte hatten eine andere als die gehoffte Wirkung. Der Bauer sprang auf:

„Du viellich, du, Antje Godbersen — ick awer nich. Dat is Kinnersnack. Dat häst du vun din Vadder lihrt. Weetst' sunst noch wat?"

„Nä, Jansen, sunst weet ick nix mehr."

„Ick ok nich! Adjüs ok!"

Er ging aus der Thür. Antje horchte, was er thun würde. Sie meinte, ihr Herz würde stehen bleiben. Sie hörte den Kleiderhaken von der Wand gleiten und auf den Boden fallen. Sie hörte den Mann mit großen Schritten unter dem Fenster vorbei gehen. Alles andere konnte sie sich denken. Andere hatten es ebenso gemacht. So ging sie mit zitternden Knieen und wehem Herzen in ihre Schlafstube. Sie löschte das Licht aus und lag lange an der Wiege des Kindes. Weinen konnte sie nicht. Wozu auch! Seit langer Zeit betete sie wieder . . .

Der Wind hatte sich aufgemacht. Wenn eine lose Thür im Schloß klappte, wachte sie auf aus dem leisen Schlaf. Es kam aber kein anderer Ton durch die Stille der Nacht. Auch am nächsten Tage kam niemand ins Haus. Das hätte sie nicht gedacht. Aber andere Männer machten es ja auch so.

An dem folgenden Morgen erst sah sie seine müde Gestalt den Weg heraufkommen. Sie ging ihm nicht aus dem Wege. Sie sah ihm voll ins Gesicht. Sie bemerkte, daß sein Blick den ihrigen scheu auswich. Schweigend suchte er sein Bett auf und ließ sich an dem Tage nicht mehr sehen.

V.

Drei Jahre waren ins Land gegangen. Antje Godbersen stand hochaufgeschürzt in ihrer vollen Gestalt an der Seite eines Leiterwagens und warf dem Knecht auf dem



Wagen mit langer Gabel das Heu zu; auf der anderen Seite verrichtete das Mädchen dieselbe Arbeit. Es war schwül. Ein Gewitter lag in der Luft. Noch sollten acht Hausen unter Dach gebracht werden. Als der Wagen im Trabe davonfuhr, setzten sich beide Mädchen erschöpft auf den nächsten Heudiemen und trockneten die nasse Stirn.

„Ick glöw, wi halt dat noch", sagte das Mädchen und blickte nach dem Westen, wo eine blaue Wolkenbank lag.

„Dat weer to wünschen för dat Heu. So drög häwt wi dat noch nich infreeg'n. De Flot kummt Klock fiew. Wi häwt noch en halbe Stünn Tied. Awer ilig is dat doch . . . . Wer kümmt da?" fragte sie und legte die Hand auf die Brust. „De Mann is möd . . . . Deern, dat is min Vadder. Min Gott, wat geiht he langsam. Mak du mit de Knecht wieder. Ick kam wedder."

Immer schneller wurde ihr Schritt, je mehr sie die Züge des Kommenden erkannte, der mit ernstem Blick auf sie sah.

„Vadder! Min Vadder!" schluchzte sie und legte die heißen Arme um seinen Hals.

„Go'n Dag, min Kind. Wie geiht di dat", fragte er mit forschendem Blick und zitternden Lippen.

„Jem häwt dat ilig", fuhr er fort, „ick will nich stör'n. Ick sett mi hier dal."

„Nä, Vadder, irst kam in't Hus!"

„Kind, ick bliew hier. Gah an de Arbeit. Nahstens kam ick mit."

Er ging mit ihr ans Heu, ließ sich auf dem nächsten Haufen nieder und blickte erstaunt auf die Arbeit, welche sein Kind that. Mit tiefer Wehmut sah er sie an, die Mutter geworden war, ohne daß er sich darüber hatte freuen dürfen. „Man ward old", dachte er, und wußte nun, weshalb man ihn unterwegs überall für einen alten Mann gehalten hatte.

Der letzte Hause wurde in Eile auf den Wagen geworfen, als es vom Westen her grollte. Schweigend gingen sie zu dritt hinter dem Wagen dem Hause zu.

„Du bist stark wurd'n, Antje", fing der Alte an. Moder lätt di gröten."

„Wie lang will Vadder bliewen?" fragte die Tochter.

„Bit Morgen, Kind. Ick mutt mal mit di alleen spräken."

Nachdem der Alte sich erholt und an dem, was er gefordert, erquickt hatte, begann er mit langsamer, ernster Stimme zu erzählen und kam dann auf die Gerüchte zu sprechen, die über Peter Jansen bis zu ihm gedrungen waren. Er ließ sich bestätigen, daß Jansen in den letzten drei Jahren zum Trinker geworden war, der in der ersten Zeit viel Geld im Spiel und Traktieren verschleudert, nun sich aber selber unter Vormundschaft gestellt hatte, weil ihn das verlorene Geld wochenlang ärgerte. Er hatte es sich aber ausbedungen, daß Antje Godbersen Zeit ihres Lebens den Hof verwalten sollte. Der Alte horchte auf, als draußen eine heisere, dünne Stimme dem Knecht befahl, Thüren und Fenster zu schließen vor dem aufkommenden Wind, welcher vom Fahrweg her Staubsäulen vor sich her trieb. Er forschte weiter, ob Jansen von Anfang an Neigung zum Trinken gezeigt hätte und fragte, worüber dies zum Ausbruch gekommen wäre. Antje erzählte mit kurzen Worten den Auftritt an jenem Abend, an welchem sie ihre einzige Bedingung gestellt hatte.

„Häst du so to em seggt, Antje?"

„Ja, Vadder, Wurd vör Wurd. Wär dat Recht oder Unrecht?"

„Unrecht wär dat nich, Kind. Dat freut mi um di. Ick dank Gott, dat ick so min Dochder wedder finn. Hätt he di nahstens denn tofred'n laten?"

„Nich immer, Vadder. Wenn se duhn weer, denn nich. Ick kunn em awer hol'n. Wenn he nüchtern würd, würd he ümmer stiller. Üm de Wirtschaft kümmert he sick sietdem nich veel mehr. He is en 'slagen Mann, de in sin Elend geiht, un ick kannt nich ännern. O, Vadder!"

Weiter fragte der Alte, wie es mit den Vermögensverhältnissen stände und erfuhr, daß es nicht gerade zum Besten, aber auch nicht zum Schlechtesten stände! Für sie habe er auskömmlich gesorgt. Dann sagte er dem Mädchen den Zweck seines Kommens. Er wollte sagen, was er seinem Gott schon oft gesagt habe, daß er darin gegen sie gefehlt

habe, daß er ihr nicht sein Haus wieder geöffnet, daß er sie in der Fremde gelassen habe, ohne die näheren Umstände zu wissen und ohne sie gehört zu haben. In seiner großen Herzensnot habe er aber allmählich die Barmherzigkeit Gottes besser verstehen gelernt als in früheren Jahren. Nun trüge er noch schwer daran, daß sein kurzes Wort auch von Jansen benutzt werden konnte, den Riß durch so lange Zeit offen zu erhalten und sein Kind von ihm, dem Vater, fern zu halten. Zuletzt hätte er es aber nicht länger ertragen. Er wolle nun sehen, was sich noch machen ließe.

Feuchten Auges hatte Antje ihrem Vater zugehört. Durch die Dämmerung leuchteten die Blitze.

„Nä, Vadder, du häst gegen mi nich Unrecht dan. Dat hätt ok bi mi sin Tied brukt, eh ick mi bögen wull. Hier in düsse Stuw häw ick tum irsten, awer nich tum letzten Mal nah de schreckliche Abend mit Gott rungen. Ick häw nu freed'n funn. — Awer ick kann nich weggahn vun disse unglückliche Mann", setzte sie wie zu sich selbst sprechend hinzu. „Ick doh för em, wat ick kann. He lött mi ock allens dohn. Awer in sin Seel is dat greulich düster und dunkel. He geiht herüm in en stille Vertwiflung und ick bün bang', dat he sick noch wat andeiht."

Und wieder begann der Alte zu fragen, ob nicht noch ein Versuch gemacht werden könnte. Er wäre bereit, als Christenmensch das erste Wort zu geben. Antje antwortete, daß sie das Beste hoffen wollte, aber sich nur wenig versprechen könnte bei dem verhärteten Herzen des Mannes.

„Sin Trurigkeit is de Trurigkeit vun de Welt, Vadder, as in Godd's Wurd steiht. De würkt ja de Dod. Gott erbarm sick öwer sin arme Seel."

Dann gingen die beiden in die Wohnstube, nachdem das Mädchen an das Bett des Kindes gerufen war.

Peter Jansen saß am Fenster und sah nach den zuckenden Blitzen, das Kinn auf die Hand gestützt. „Hier is min Vadder, Jansen", sagte Antje, „he will di spräken."

„Wat denn?", antwortete dieser, ohne seinen Platz zu ändern. Godbersen sah den Mann wieder vor sich, wie er ihn vor Jahren in dessen Haus am Deich gesehen hatte an jenem Sturmtage. Sie waren beide älter und stiller geworden.

„Jansen", sagte Godbersen, während der Schein des Blitzes die drei Menschen mit grellem Licht übergoß, „Jansen, ick wull di segg'n, dat ick damals to hart west bün. Ick wull mi freu'n, wenn dat vergeben und vergeeten sin künn."

Jansen schwieg. Ein heftiger Donnerschlag rollte über die Felder und machte die Fenster erzittern. „Jansen", hob Godbersen von neuem an, „häst du mi nix to segg'n?"

„Nä, ick häw nix to segg'n, war die kalte Antwort. „Nu is doch allens ut. Dat kümmt nu to lat." Er fiel in ein langes Brüten .... „Ja, dat it allens ut. Dat harr allens anners warrn künnt. Min Schuld is dat nich."

„Jansen", fragte der Alte eindringlich, „din Schuld is dat nich?"

„Nä, min Schuld is dat nich. Ick häw dat Beste wullt mit din Dochter."

„Jansen, ut Sünd kummt keen Glück."

Da sprang Jansen von seinem Stuhl und rief mit häßlichem Spott: „Vadder und Dochter sünd nu eenig! Dat is ja nüdlich! Denn lat mi doch gahn mit jem fromme Snack." Er stieß den Stuhl gegen die Wand und ging mit hartem Schritt aus der Stube. Die Zurückbleibenden sahen ihm traurig nach.

„Antje", sagte Godbersen, „da mutt Gott helpen. Dat nimmt sonst keen good Enn." Aber die Thür wurde auch schon wieder aufgerissen und es war ausgebrochener, glühender Haß, welcher in die Stube schrie: „Und wenn du nich glieks makst, dat du ut dat Hus kümmst, denn will ick di hölpen." In den folgenden Fluch fiel das Krachen der zuschlagenden Thür.

„Du bliwst hüt hier, Vadder! So snackt he oft. Dat is noch en Rest vun de frühere Wut. He haßt di glöni, Vadder."

„Dat mag em Gott vergeben", antwortete Godbersen still. „Antje, wat sünd de Minschen doch unkloog, de sick gegen Godd's Wort upsett. Wat en Elend makt doch de Sünd!"

Der Donner rollte verhallend über das Feld. Das Brüllen des Viehs wurde wieder hörbar. Hin und wieder zuckte es noch in bläulichem Schein in der Stube auf.

Da wurde die Thür aufgerissen. Der Knecht rief: „Dat brennt!“

Beide stürzten aus dem Zimmer. Ein feiner Brandgeruch füllte den Hausflur.

„Gah mit dat Kind ut de Stuw“, rief Antje dem Mädchen zu. „Vadder kumm mit!“

Sie liefen durch den leeren Stall, sie öffneten die Thür zu dem Raum, wohin das Heu gefahren war. Ein dicker Rauch schwehlte ihnen entgegen. Antje schlug die Thür zu und eilte um das Haus auf die andere Seite.

„Bringt Water her, gau!“ Und während der Knecht und der Alte nach Wasser liefen, ergriff sie eine Heugabel und trug, rückwärts gehend, einen glimmenden und knisternden Heuhaufen ins Freie, wo er schnell in Flammen aufging.

Als aber der zurückgebliebene Rest, vom Zug angefacht, zur Flamme aufleuchten wollte, schoß ein Eimer Wasser hinein, dem mehrere schnell folgten. Dann griffen auch die beiden Männer zu, und trugen auf den Gabeln die qualmenden Reste aus der Scheune, bis die Gefahr vorüber war.

Keiner sprach ein Wort. Nur die Augen des Weibes sahen drüben auf dem Fahrwege vom Schein eines Blitzes erleuchtet eine Gestalt stehen, das Gesicht dem Hause zugekehrt. Bald darauf war sie fort.

Peter Jansen blieb auch für die nächste Zeit verschwunden. — — —

VI.

Sechs und dreißig Jahr! Was für eine Zeit! Wie viel Glück, wie viel Unglück baut sich in 36 Jahren auf! Für Peter Jansen aber waren diese 36 Jahre nichts als ein langer, langer Traum gewesen. Seit er sich vor 36 Jahren wieder am Deich eine Stube gemietet und sich durch den Hausierhandel mit Fischen und dem Taschengeld, welches ihm vom Vormund aus dem von Antje Godbersen weiter bewirtschafteten Hofe zugeschickt wurde, auskömmlich nähren konnte, war nichts, gar nichts Besonderes mit ihm vorgefallen. Er wußte oftmals selber nicht, wozu er auf der Welt wäre. Denn dieser Fischhandel in Wind und Wetter, dieses stundenlange Herumstapfen auf dem Binnendeich, der bald schlüpfrig wie eine Seehundshaut, bald aufgeweicht wie ein Sturzacker war, auf dem dann in der trockenen Zeit wieder der feine Staub in Nase und Mund drang, daß es zwischen den Zähnen knirschte, war doch wahrhaftig nicht das Leben wert.

Oder waren das seine guten Tage, wenn er von einer Wirtsstube zur andern zog, sich zu den Bauern setzte und doch nicht mit ihnen redete, nur um einen Grog nach dem andern zu trinken, bis er in irgend einer Ecke auf irgend einem Stuhl einschlief, um dann beim Erwachen dies unheimliche, stille Trinken fortzusetzen, bis er merkte, daß es Zeit wäre, an den Heimweg zu denken? Oder war das seine Freude, wenn er, in seiner armseligen, öden Stube angekommen, sich auf das Bett warf, um einen langen, tiefen Schlaf zu thun? Nein, auch das konnte ihm keine Freude machen. Denn seine Wirtsfrau hörte ihn nach solchen Tagen nichts anderes murmeln als: „'s is allens Dreck, nix as Dreck.“ — Oder war das seine Freude, wenn er müßig vor seinem Fenster stand, um nach dem bekannten Haus des Godbersen zu blicken, oder wenn er seinen bekannten Umweg machte, um nicht in die Nähe des Hauses zu kommen? Dann schien ihm eine heimliche Freude aus den Augen zu leuchten. Aber das war keine reine Freude, das war die hämische Freude, die Schwester ihres unheimlichen Bruders, des verzehrenden Hasses. — — —

Nun hatte ihn die Lungenentzündung gepackt. Er merkte selber, wie schnell es mit seinem bischen Lebenskraft zu Ende ging; ja er merkte, wie auch die treibende Macht seines Lebens, die harte, kalte Selbstsucht sich verzehrte. Er wußte selber nicht, wie es kam, daß sich der Widerstand gegen den, der jetzt an seinem Bette saß, auflöste. Es war wohl das kurze Aufleuchten eines besseren Lebens, welches auch in ihm wohnte. Dann und wann in seinem Leben hatte dieses die harte Rinde seiner eingefleischten

Selbstsucht durchbrechen wollen, aber nur um bald wieder in sich zurückzusinken und wie ein sterbender Funke mehr und mehr hinzuschwinden. Gott und die beiden Menschen, welche den Funken anzufachen versucht hatten, hatte er von sich fern gehalten. Nun zuckte es noch einmal in der gequälten Seele auf, als wenn sie noch einmal zurückweichen wollte vor dem ewigen Tode. Er beichtete.

„Godbersen! — Ja, ick bün Schuld an din Unglück. Antje hätt keen Schuld. Ick häw gräulich an ehr Lewen mi versünnigt . . . .“ Er fing an zu weinen. Es war das Weinen eines hülflosen Kindes . . . . „Awer ick wull ja min Kopp dörchsetten. Nu is bald allens vörbi.“

„Peter Jansen, wer hätt damals dat Füer an dat Heu leggt?“

„Ick, natürlich ick; ick wull di rut smöken ut min Hus. Dat weer Wahnsinn, Godbersen.“

„Wat harrst du denn gegen mi, Peter?“

„Gegen di? Nix und doch allens. Een Minschen mußt ick doch hebb'n, den ick hassen künn. Up di smeet ick min'n glönigen Haß. Du mit din'n Glowen! Ick häw jüm Beide in de Höll verflucht.“

„Warum büst du denn von Hus gahn und hierher kam?“

„Ick wull mi nich jeden Dag för Antje und dat Kind schamen. De Beiden schull'n keen Not lid'n. Awer di wull ick argern, Godbersen. Sunst harr ik nix vun de Welt. De Düwel harr mit fat . . .“

Er fiel zurück und griff mit den Händen um sich. Kalter Schweiß trat auf die Stirn. Noch einmal öffneten sich die Augen: „Hans, hölp mi! . . . .“, schrie er. „Warum hölpst du mi nich? . . . Warum bädst du nich?“ . . . . Es folgte ein unverständliches, hastiges Murmeln.

Godbersen hielt den Fiebernden, bis er merkte, daß eine große Ermattung die Spannung der Glieder löste. Stoßweise ging der Atem aus und ein.

Der Alte erhob sich. Seine Kniee zitterten. Er ließ Licht bringen. Als er wieder allein war, legte er den Kopf auf den Tisch und betete mit ausgestreckten Armen für den, der das Unglück seines Lebens gewesen war.

Noch einmal fuhr der Kranke in die Höhe, streckte die Hände weit von sich und schrie mit gepreßter Stimme: „Warum bädst du nich?“, worauf wieder jenes unverständliche, hastige Murmeln folgte. Dann wurde es stiller und immer stiller. Der Kranke schien schnell seinem Ende entgegenzueilen. — —

Godbersen hörte draußen einen Wagen vorfahren und halten. Bald darauf trat der Pastor in die Stube. Ein Blick auf den Kranken sagte ihm, daß der Tod seine Arbeit bald beendet haben würde. Er wechselte einige leise Worte mit dem Alten, welcher die Blicke nicht vom Bette lösen konnte und öffnete die Thür, durch welche eine schluchzende Frau trat.

„Antje! Min Kind! Kumm her!“ Der Alte faßte unter strömenden Thränen das Weib. Schweigend traten sie an das Bett.

Das Weib aber wandte sich nach einem kurzen Blick ab, streckte die Hände abwehrend von sich und faltete sie in lautloser Erschütterung.

Erst als der Pastor herantrat, ließen sich beide hinwegführen. Sie überließen den Sterbenden der Wirtsfrau und trennten sich nach langem Händedruck vor dem Hause.

Vater und Tochter gingen dem Vaterhause zu. Draußen vor dem Deiche rauschte die kommende Flut über die Watten. Die aber, welche sich vor vielen Jahren in die Fernen des Meeres mit träumendem Blick verloren hatte, ließ sich jetzt von ihr predigen von der heiligen Flut der sündenabwaschenden, unendlichen Gottesliebe.





Dreyfuß-Zola.

Von

E. U.

Eduard Drumont, der vom ernsten sozialpolitischen Schriftsteller und Agitator im großen Stile leider schon längst zum chauvinistischen „Radaupolitiker“ und geschmacklosen Deutschenfresser herabgesunken ist, hat zu seiner guten Zeit, d. h. etwa während der Jahre 1888—1894 mehrere umfangreiche Bücher geschrieben, die auf jeden, der sie heute liest, einen nahezu prophetischen Eindruck machen müssen. Dermaßen genau, bis ins einzelne hinein, wird da — angefangen in der „France juive“ bis zur „Dernière bataille“ — alles, sozusagen, „vorausempfunden“, als unvermeidliche Folgen des herrschenden Systems gekennzeichnet, was wir seit Beginn der 90er Jahre etwa in Paris an wirtschaftlichen und politischen Skandalen ersten Ranges erlebt und eben jetzt in gesteigerter Weise erleben. Drumonts Thätigkeit bis 1894 macht ihn zum hervorragendsten Ankläger in der 1892 begonnenen und noch lange nicht abgelaufenen „Enthüllungsperiode.“ Mit der Panamaangelegenheit, welche diese Periode einleiten sollte, scheint der heutige Fall Dreyfuß-Esterhazy-Zola zwar unmittelbar nichts gemein zu haben; am wenigsten darin, daß die Rollen vertauscht sind, und daß z. B. Drumont, der einst nicht genug „Licht“ schaffen konnte, jetzt zu denen gehört, die sich der „Aufklärung“ am leidenschaftlichsten widersetzten. Indessen, die allgemeinen Grundzüge, im menschlichen und gesellschaftlichen Sinne des Wortes, gleichen sich in beiden Fällen so sehr, daß es innerlich untrennbare Verbindungen, äußerlich zerreißen hieße, wenn man den Panamaskandal und den Dreyfuß-Handel samt Allem, was dazu gekommen ist und sich daraus entwickelt hat, nicht als Früchte desselben Baumes behandeln wollte, den der ehemalige preußische Eisenbahnminister Maybach im Abgeordnetenhause mannhaft den „Giftbaum“ nannte. Erschöpfend ist diese Nebeneinanderstellung freilich nicht. Bei dem Falle Dreyfuß, der nicht nur Frankreich, sondern — leider — auch die übrige Welt zur Zeit so mächtig bewegt, spielen eine Menge Faktoren mit, die bei dem Panamaskandal nicht in Frage kamen noch kommen konnten: er ist deshalb auch der bei weitem bedeutsamere von beiden. Kühnlich darf man sagen, daß ohne den furchtbar zerrüttenden Einfluß der Börsenmächte, wie sie in Paris bis in alle Fasern des Daseins dringen, weder ein parlamentarischer noch ein militärischer „Krach“ von diesem Umfange möglich geworden wäre. In dem ersteren Fall ist das ja auch, wie man sagt, „gerichtskundig“ geworden, in dem anderen muß man es nach Analogie zahlloser Erfahrungen der Geschichte für mehr als wahrscheinlich halten; denn wer immer der „Verräter“ sein möge — daß er nur aus Gründen persönlichen Eigennutzes gehandelt haben kann, ist klar. Oder was sonst hätte ihn unter den obwaltenden Verhältnissen bewegen können, die Geheimnisse der französischen Heeresverwaltung an irgend einen „Nachbarn“ preiszugeben? Das „große Schwungrad“

ist überall das Gold und ist es zu jeder Zeit, mehr oder weniger gewesen. Niemals vielleicht hat das Bedürfnis „bei Kasse“ zu sein eine so unbedingt ausschlaggebende Rolle gespielt, als in dem modernen Paris, wo fast alles, was zur Gesellschaft gehören will, über seine Mittel lebt, nicht einmal die Allerreichsten ausgenommen. Es beweist deshalb nichts, wenn die Parteigänger des „Gefangenen der Teufelsinsel“ darauf hinweisen, Dreyfuß habe es „nicht nötig“ gehabt, zum Verräter zu werden, er sei sehr reich gewesen. Darüber kann der Kenner, wie gesagt, nur lächeln.

Diese ewige Geldverlegenheit, die heimlich an Allen nagt, und doch nicht eingestanden werden darf — macht die „feinsten“ Damen zu Ladendiebinnen und gewöhnt die „feinsten Herren“ daran, ihren sozialen und politischen Einfluß wie ihre amtliche Kenntniß in klingender Münze zu verwerten. Die Berührung mit der Börse, die Vertrautheit mit gewissenloser Spekulation, wie sie in den letzten beiden Jahrzehnten alltäglich geworden sind, sie sind es, die die Gewissen bei ihnen abstumpfen und jeden Gewinn, der nicht notwendig in den Gerichtssaal führt, wenn nicht zu einem erlaubten, so doch zu einem zulässigen stempelt. Die parlamentarischen Bestechungen, um die sich beim Panamaskandal alles drehte, sind auch längst öffentliches Geheimnis gewesen, ehe sie in die Öffentlichkeit als solche gelangten. Sie konnten sogar „im Druck“ erscheinen; so lange die maßgebenden Blätter sich nicht veranlaßt fühlten, sich darum zu kümmern, that alle Welt, als wisse man von nichts. Daß sich beim Dreyfußhandel ähnliches zugetragen hat, glauben wir nicht. Für die Ehre des Heeres haben die Franzosen trotz alledem noch Sinn. Der Verräter darf sich nicht einmal dem Argwohn aussetzen, ohne gesellschaftlich unmöglich zu werden; darum lebt der militärische Verrat aber nicht minder sein eigenes Leben, als der parlamentarische und gerichtliche es thut, und er schöpft aus derselben Quelle.

Die Verwandtschaft läßt sich aber noch weiter verfolgen. In beiden Fällen sind nicht nur die Börsenmächte als solche, sondern vor allem das **Judentum** mit seiner ganzen Eigenart auf das tiefste beteiligt. Im Panamaskandal haben drei Juden, Baron **Reinach**, der sich unmittelbar vor dem großen „Krach“, am 20. Nov. 1892, das Leben nahm, Cornelius **Herz** und **Arton** die Hauptrolle gespielt; zur Strafe ist nach einer jahrelangen „Komödie der Irrungen“ schließlich nur der letztere gezogen worden. An dem Charakter ihrer Thätigkeit, den übrigens Drumont neben vielen anderen im Voraus aufgedeckt hatte, vermag heute aber auch der verhärtetste Philosemit nicht mehr zu zweifeln. Sie waren die Versucher, die das Gewissen der leichtfertigen und verschuldeten Volksvertreter zu betäuben wußten, sie schlichen mit dem Checkbuch herum und verstanden es, die verderbenschweren Handgelder der Panamainteressenten listig anzubringen, während sich letztere selbst vorsichtig oder vornehm im Hintergrunde hielten. Die ergebene Presse hat dies, so gut sie konnte, zu bemänteln gesucht und dank ihrem Einflusse ist es bei weitem nicht in dem richtigen Maße gewürdigt worden. Gänzlich konnte der Sachverhalt aber in diesem Falle doch nicht totgeschwiegen werden und daraus mußten sich für das Judentum als Allgemeinheit immerhin nichts weniger als schmeichelhafte Schlußfolgerungen ergeben; Schlußfolgerungen, die bei der außerordentlichen Erregbarkeit des französischen Nationalcharakters sogar unmittelbar gefährlich werden konnten. Allerdings hat derselbe, wie erst kürzlich wieder bemerkt worden ist, ebensoviel vom „Affen“ an sich als vom „Tiger“, und so durfte das kalt berechnende Judentum mit gutem Grunde hoffen, daß es ihm immer wieder gelingen werde durch Anwendung der geeigneten Mittel, d. h. durch zeitgemäßes Spekulieren auf die grenzenlose Eitelkeit und Eigenliebe der Nation, in seinem eigenen Interesse beschwichtigend zu wirken. Dennoch fühlte es sich wie vom Donner gerührt, als im Herbst 1894 ein jüdischer Generalstabsoffizier, Alfred **Dreyfuß**, unter dem dringenden Verdacht der Spionage zu Gunsten einer auswärtigen Macht verhaftet und bald darauf zur schimpflichen Ausstoßung aus dem Heere und zur Verbannung auf die „Teufelsinsel“ bei Cayenne verurteilt wurde. Ganz Israel, innerhalb und außerhalb Frankreichs, wurde von maßloser Aufregung ergriffen. Wochen und Monate hindurch stand der Dreyfußhandel in der gesamten Presse, die deutsche keineswegs ausgenommen, voran, die Welt wurde gezwungen, sich für das Schicksal dieses nach



dem Zeugnis seiner eigenen Stammesgenossen persönlich höchst unsympathischen, ja abstoßenden Juden zu interessieren, als ob die Zukunft der Menschheit in Frage gestellt wäre. Aller Lärm und alle Anstrengungen halfen indessen nichts. Dreyfuß wurde nach Cayenne gebracht und dort in allerdings höchst grausamer Haft gehalten. Man darf aber nicht etwa glauben, daß Abneigung gegen das Judentum hierbei die Rolle gespielt habe, die das böse Gewissen des letzteren sich zurecht gemacht hatte. Was Dreyfuß in erster Linie zum Verderben gereichte, war der Verdacht, daß er französische Geheimnisse an Deutschland verschachert habe. Das konnte und durfte nicht vergeben werden, weil es kein geeigneteres Mittel gab, den Revanchegedanken neu zu beleben. Von diesem Standpunkt wurde der Fall in der chauvinistischen Presse von Anfang an behandelt und damit über Dreyfuß das Urteil gesprochen, noch ehe das Kriegsgericht seine Entschließung gefaßt. Uns Deutsche konnte an dem ganzen Handel nur eines interessieren: hatte Dreyfuß mit Deutschland in Verbindung gestanden oder nicht? An sich wäre es sehr wohl denkbar gewesen. Wenn es wahr ist, daß alle Mächte ohne Ausnahme fortwährend bestrebt sind, hinter die militärischen Geheimnisse der anderen zu kommen, so versteht sich von selbst, daß keine von ihnen es im Grundsatze verschmäht, sich von untreuen und ehrvergessenen Offizieren bedienen zu lassen. Warum hätte also nicht auch Dreyfuß das sein können, was die Franzosen aus ihm machten? Indessen, er ist es nicht gewesen, das hat die französische Regierung wenigstens schon vor mehr als drei Jahren anerkennen müssen; ganz kürzlich aber ist es auch von deutscher Seite in amtlich unanfechtbarer Form bestätigt worden. Ein weiteres Interesse könnte bei uns, wie gesagt, kein nicht von jüdischen Sympathieen erfüllter Mensch an dem Vorgang nehmen, und wirklich war er, nachdem die Judenpresse die Erfolglosigkeit ihrer Bemühungen selber hatte einsehen müssen, bald fast aus dem Gedächtnis der Gegenwart verbannt. Anders natürlich entwickelten sich die Dinge in Frankreich, wo die Juden in dem Schicksal des „Gefangenen der Teufelsinsel" ihr eigenes ahnten und deshalb nicht zur Ruhe kommen konnten.

In der That hat die Angelegenheit nur scheinbar geschlummert. Das Judentum fühlte sich in seinem Stammesbewußtsein, seiner sozialen Machtstellung und seinem Geldstolz zu sehr verletzt, als daß es nicht alles hätte aufbieten sollen, um die Revision des kriegsgerichtlichen Urteils durchzusetzen. Nach wenigen Monaten schon wurde ein Preßfeldzug unternommen, der mit der Bezweiflung der Schuld des Gefangenen begann, um zu allen möglichen „Enthüllungen" fortzuschreiten. Die öffentliche Meinung zeigte sich indessen so unbelehrbar, daß die Sache sehr schnell aufgegeben werden mußte, und dies hat sich während der drei Jahre von 1894—1897 mehrmals wiederholt. Schon konnte man Dreyfuß deshalb endgiltig vergessen glauben, als im Spätherbst 1897 der Vizepräsident des Senats, Scheurer-Kestner, ein reicher und angesehener Elsässer, plötzlich seinen festen Entschluß erklärte, nicht rasten zu wollen, bis er die Unschuld des Dreyfuß, von der er fest überzeugt sei, bewiesen habe. Was den bis dahin wenig in die Öffentlichkeit getretenen Mann zu diesem Schritt veranlaßt hat, dessen Bedenken und Gefahren ihm bei seiner Kenntniß des heißen Bodens, auf dem er sich bewegte, nicht unbekannt sein konnten — hat bisher nicht aufgeklärt werden können. Vielleicht bieten die landsmannschaftlichen Beziehungen zu der gleichfalls aus dem Elsaß stammenden Familie Dreyfuß einen Anhalt, der aber, alles wohlerwogen, doch keineswegs genügt, um die für Scheurer-Kestner maßgebenden Beweggründe aufzudecken. Übrigens zeigte sich sehr bald, daß seinem Vorgehen eigentlich nur der Wert des ersten Schrittes zukam, dessen es bedurfte, um die hinter den Coulissen jedenfalls längst vorbereitete „Aktion" in Gang zu bringen; denn Scheurer-Kestner hat eigentlich nichts weiter gethan, als überall mit der biedersten Miene von der Welt zu versichern, daß er Dreyfuß für unschuldig halte und die Mittel besitze, das zu beweisen. Hinter ihm stand, wie bald offenkundig wurde, das sog. „Dreyfuß-Syndikat", eine überwiegend aus jüdischen Geldgrößen bestehende Gesellschaft, die, wie es hieß, über ein Betriebskapital von 6 Millionen verfügte, und diese gewaltigen Mittel vornehmlich dazu benutzte, um die europäische Presse mit der erforderlichen Begeisterung für die „gute Sache" zu erfüllen. Bei dem ungeheuren Einfluß, den das internationale Judentum auf diesem Gebiet ohnehin besitzt, konnte es

denn nicht schwer fallen, binnen vierzehn Tagen in der gesamten Kulturwelt einen wahrhaft ohrenbetäubenden Lärm zu erregen, wie man ihn nur hört, wenn es gilt, jüdische Beschwerden der öffentlichen Aufmerksamkeit zu empfehlen. Daß dieser Lärm eines „Ariers" wegen erhoben werden könnte — wie hätte das Jemand nur zu denken gewagt? Dennoch mußte eine Reihe besonderer Umstände dazu kommen, um dem Geschrei der Juden den nachhaltigen Widerhall und bleibenden Eindruck zu verschaffen, um die es ihnen nach den zahlreichen Enttäuschungen, die sie seit der Dreyfuß-Verurteilung erlitten, mehr zu thun war, als um irgend etwas sonst. Im Jahre 1898 stehen in Frankreich allgemeine Neuwahlen zur Deputiertenkammer bevor, d. h. eine Kraftprobe muß gemacht werden, der alle Parteien mit einer gewissen Besorgniß entgegensehen, weil keine das Bewußtsein hat, ihren Platz ganz auszufüllen und die Empfindung durchweg vorwaltet, daß es an fruchtbaren Ideen eigentlich ganz fehle. Überall werden eben nur Fraktionsinteressen selbstsüchtigster Art vertreten, herrscht ein rücksichtsloses Streben nach parlamentarischer Macht im äußerlichsten Sinne des Wortes, d. h. in dem echt französischen der persönlichen Ausbeutung des Mandats.

Allen diesen Bestrebungen nun versprach der Fall Dreyfuß nach den verschiedensten Richtungen geeigneten Stoff zur Entflammung der Leidenschaften zu bieten, wie sie selbstsüchtige Parteien unter allen Umständen brauchen. In dem einen Moment, der Deutschenhetze, aber fanden sie sich zunächst wenigstens einträchtig zusammen, wenn es der Verlauf der Dinge auch mit sich brachte, daß die sog. Dreyfußpartei sich dieses Hebels nicht lange zu bedienen vermochte.

Das große Publikum, das den Parteitreibereien fremd gegenüber steht, wenn es ihrem Anstoß auch oft willenlos folgt, hatte Anfangs nicht recht gewußt, wie es sich zu dem wachsenden Skandal zu stellen habe. Für viele handelte es sich zunächst in der That nur um die damit verbundene „Sensation", um das Moment des Überraschenden und Neuen, nach dem vor allem der blasierte Großstädter unersättlich schmachtet. Im Ganzen neigte die Masse aber doch bald entschieden zu den Gegnern der Revision hin, die ihrer instinktmäßigen Empfindung nach das nationale Interesse, den französisch-patriotischen Standpunkt vertraten, mochten sie dabei immerhin sehr wenig skrupulös verfahren. Erwägungen sittlicher Art haben im politischen Kampf von jeher keine entscheidende Rolle gespielt, die Franzosen aber sind seit hundert Jahren noch weniger als andere Leute gewohnt, ihnen einen irgend maßgebenden Einfluß einzuräumen. Die Dreyfuß-Partei zwar suchte sich dieses Hebels vom ersten Augenblicke an mit besonderer Emphase zu bedienen; sie hätte keine spez. jüdische Interessenvereinigung sein müssen, um dies nicht zu thun. Ihre Vertreter beriefen sich mit dem geschraubtem Pathos, das man an ihnen kennt, unausgesetzt auf die ewigen Gesetze der Gerechtigkeit, denen sie zum Siege verhelfen müßten, und ihre Preßorgane flossen über von jener „Humanität", die zu den widerwärtigsten Zügen der modernen Herzlosigkeit gehört. Keinen Augenblick aber vermochten sie damit die Eingeweihten zu täuschen. Unter den rohen Beschimpfungen, mit denen die Gegner sie auf Schritt und Tritt überhäuften, stand der Vorwurf schamloser Heuchelei voran und nichts machte Leuten wie Drumont und Rochefort größeres Vergnügen, als das Syndikat Tag für Tag der schmutzigsten Bestechungs- und Fälschungsversuche anzuklagen. Die Dreyfußblätter dienten natürlich mit gleicher Münze, ohne daß es selbst dem erprobtesten Scharfsinn möglich gewesen wäre, aus diesem Wust von gleichwertigen Verleumdungen den wahrheitsgemäßen Kern herauszuschälen. Nur soviel läßt sich ohne weiteres daraus entnehmen, daß eine Gesellschaft, die sich gegenseitig derartiges zutraut und in der breitesten Öffentlichkeit, unter den Augen der ganzen zivilisierten Welt vorzuwerfen wagt, an ihrem eignen Wert nicht mehr zu glauben vermag, sich innerlich selbst aufgegeben hat, um nur noch den Geboten einer brutalen Eigensucht um jeden Preis zu folgen.

Höchst peinlich mußte sich dabei die Lage des Kabinets Méline gestalten, das sich von den wechselnden Stimmungen zufälliger parlamentarischer Mehrheiten abhängig fühlte und dabei auf der einen Seite mit der ungeheuren Macht des internationalen Judentums zu rechnen hatte, während sich auf der anderen ein von wildem Deutschenhaß verzehrter



Chauvinismus drohend erhob, im Hintergrunde aber die rücksichtslose Interessen-politik der um den entscheidenden Einfluß im Staate ringenden Parteien lauerten. Zunächst versuchte der kluge und erfahrene Méline jede ausgesprochene Stellungnahme zu vermeiden. Als die Kammer aber zusammengetreten war, ließ sich diese Zurückhaltung nicht länger behaupten, die Dreyfußfrage wurde in Form einer Anfrage an die Regierung zur Erörterung gestellt und das Kabinet im Laufe weniger Wochen mehr als einmal genötigt, sich zu erklären. Weder der Ministerpräsident selbst, noch der Kriegsminister Billot konnten von ihrem Standpunkt etwas anderes thun, als den Wahrspruch des kriegsgerichtlichen Urteils über Dreyfuß als res judicata zu behandeln, auf die man nicht mehr zurückkommen dürfe und die Kammer wie der Senat pflichteten ihnen darin wenn schon mit schwankenden Mehrheiten bei. Es ließ sich indes nicht verkennen, daß diese Erklärung nicht eben mit der vollen Ruhe eines guten Gewissens, sondern unver-verkennbar unter dem Drucke einer gewissen Verlegenheit abgegeben wurde, die die Drey-fuß-Partei ohne Weiteres so auslegte, als sei die Regierung von der Unschuld des Verurteilten innerlich überzeugt, könne es aber aus Rücksicht auf den Ruf der Heeres-verwaltung nicht über sich gewinnen, der Wahrheit die Ehre zu geben, und die Revision des Prozesses anzuordnen. Wer die Dinge unbefangen ansah, mußte dagegen den Eindruck erhalten, daß es sich um etwas ganz anderes handele, und zwar, da die Nichtbeteiligung Deutschlands und Italiens an den Dreyfuß'schen Verrat amtlich hätte zugestanden werden müssen, allem Anschein nach um die Bloßstellung einer dritten Macht, mit der man ausnahmsweise rücksichtsvoll verfahren müßte.

Die Antirevisions-Partei freilich blieb hartnäckig dabei, daß Deutschland allein beteiligt sein könne und ihre Organe traten bei jeder Gelegenheit mit neuen beleidigenden Behauptungen hervor, weil sie wohl wußten, daß sie damit zwei Fliegen mit einem Schlage schlugen. Wer aber nicht in dieses Horn stieß, konnte sich, auch ohne gewisse Zeitungsenthüllungen, die bezeichnender Weise auch aus dem durch und durch verjudeten Ungarn kamen, sagen, daß die einzige verständliche Erklärung für die Haltung der leitenden Kreise in der Unmöglichkeit liegen müsse, ein bösartiges, folgenschweres Staats-geheimniß preiszugeben.

So lange nur mehr theoretisch gestritten wurde, konnte hier vielleicht noch ein Zweifel bestehen. Nachdem das Dreyfußsyndikat aber durch Vermittelung des Mathieu Dreyfuß, der, als Bruder des Verurteilten, einen besonderen Eifer zeigte, zum Angriff übergegangen war und den Major Graf Walsin Esterhazy für den eigentlichen Verfasser des sog. „Bordereau“ oder Begleitschreibens erklärthatte, dessen Entdeckung zur Verurteilung des Dreyfuß geführt haben sollte — ließ die auffällige Parteinahme der Regierung, namentlich aber des in erster Reihe beteiligten großen Generalstabes unter der Leitung des Generals de Boisdeffre für Esterhazy mit Sicherheit erkennen, daß man seine besonderen Gründe haben müsse, an dem Ergebnis des Prozesses Dreyfuß nicht zu rühren. Obwohl nämlich, dank der beispiellosen Hetze der Dreyfußpresse sehr bald zu Tage kam, daß Esterhazy wenig mehr als ein höchst bedenklicher Abenteurer sei, dem sich alles Mögliche zutrauen ließ — wurde er von der Heeresverwaltung doch mit großer Entschiedenheit geschützt, und als dies endlich nicht mehr anging, im kriegsgerichtlichen Verfahren unter Ausschluß der Öffentlichkeit freigesprochen.

Mit diesem Augenblick ist die Frage eigentlich erst in ihr kritisches Stadium getreten. Die Verurteilung Esterhazys würde zwar keinen unmittelbar zwingenden Beweis für die Unschuld des „Gefangenen der Teufelsinsel“ bedeuten, wohl aber kaum etwas anderes übrig gelassen haben, als zur Wiederaufnahme des Verfahrens zu schreiten. Eben deshalb war alles aufgeboten worden, um Esterhazys Verräterei ans Licht zu bringen. Daß diese Aussicht nun plötzlich vernichtet schien, mußte die Leidenschaft der Dreyfußleute bis zum Siedepunkt erhitzen. In der Kammer war es schon um die Jahres-wende infolge einer wilden Hetzrede des Sozialistenführers Jaurès zu einer förmlichen Prügelei gekommen, die stark an die berüchtigten Vorgänge im Wiener Reichsrat erinnerte; einen alles überragenden Eindruck aber machte der Brief Emil Zolas an die Mitglieder des Kriegsgerichts, den Kriegsminister und verschiedene Generäle, die als die eigent-

ichen Beschützer Esterhazys galten, und der wohl das stärkste ist, was an öffentlicher Beschimpfung amtlicher Einrichtungen und Personen in irgend einem Lande je geleistet worden. Zola maßte sich dabei als Privatmann, wenn schon von weltbekanntem Namen, eine Führerstellung an, die außerhalb Frankreichs undenkbar wäre in diesem von pfauenhafter Eitelkeit und dem unüberwindlichen Triebe, die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund zur Geltung zu bringen, beherrschten Lande aber zulässig erscheint: nur muß man sie sich zu erringen und vor allem zu behaupten wissen. Daß es sich in diesem Falle um keine Improvisation gehandelt hat, der Schlag vom Syndikat vielmehr sorgfältig vorbereitet worden ist, läßt sich aus dem weiteren Verlaufe der Dinge mit großer Wahrscheinlichkeit schließen, denn das erste was die Dreyfußpresse nach der Veröffentlichung des Briefes that, war die tausendfach wiederholte Aufforderung an die Regierung, doch ja Anklage zu erheben. Als es dazu aber nicht gleich kam, war des Hohnes und Spottes kein Ende, während sich gleichzeitig aus der Mitte der sog. geistigen Elite Frankreichs ein Sturm von begeisterter Zustimmung erhob, und auch die ausländischen Gesinnungsgenossen, namentlich in Italien und Belgien, sich wie auf ein gegebenes Stichwort rührten und Zola mit Adressen zu überschütten begannen. Der Gegenstoß blieb natürlich nicht aus. Während die Regierung sich in der größten Verlegenheit ihr Verhalten überlegte, kam es in Paris wie in vielen anderen großen und größeren Städten des Landes zu heftigen antisemitisch gefärbten Kundgebungen gegen Zola und das Syndikat, die erst nach mehrtägiger Dauer der äußeren Ruhe wieder wichen. Endlich war das Kabinet schlüssig geworden und ließ Zola für den 7. Februar 1898 vor die Pariser Geschworenen laden, unter der Beschuldigung, das erste Kriegsgericht, das Dreyfuß verurteilt hatte, verleumdet zu haben. Auf die übrigen Beleidigungen des Zola'schen Briefes ging die Anklage, so schwer sie waren, gar nicht ein; auch das wurde zum Gegenstand der heftigsten Preßangriffe gemacht, die die Gegner der Revision mit den brutalsten Schmähungen zu erwidern wußten. Wenn es möglich wäre, die Einzelheiten dieses Kampfes zu schildern, die unbeschreibliche Verlogenheit, die sich dabei auf beiden Seiten zeigte, und die Abgründe sittlicher Versumpfung, die hier hell erleuchtet erschienen — man würde versucht sein, an das Herannahen der letzten Dinge zu glauben: ein solches Übermaß von höllischem Hasse und unmenschlicher Rachewut, völliger Gleichgültigkeit in der Wahl der Mittel, haben wir seit den Tagen der Kommune nicht wieder erlebt.

Wie aber alle Bilder aus der Tiefe eine unheimliche Anziehungskraft besitzen, so wuchs auch das Interesse an der Entwickelung des Dreyfuß-Zola-Handels um so mehr, je näher der Tag der Verhandlung gegen Zola kam. Das alte Talent der Franzosen, die gesamte Welt in Atem zu halten, bewährte sich auch hier. Was ursprünglich nur „Judenmache" gewesen, hatte sich nach und nach in echte Teilnahme verwandelt, wenn schon nicht aus den Gründen „begeistert humaner" Natur, die die Dreyfußpresse hartnäckig für die allein maßgebenden erklärte. Was die auswärtigen Zuschauer bewegte, war die Frage: wie wird Frankreich diese zerrüttenden Kämpfe bestehen, welche Folgen müssen sich aus dem Siege, wie aus der Niederlage der Dreyfußpartei ergeben? Eine Antwort gab es darauf einstweilen nicht und konnte sich nicht ergeben; um so gespannter aber sah man natürlich dem Prozeß entgegen, der wenigstens den Anfang einer Lösung bringen mußte. Diesem großen Alles überragenden Interesse gegenüber trat die Person des Angeklagten Zola, nachdem sich die erste Erregung über sein Auftreten gelegt, doch sehr zurück. Bei alledem verlohnt es sich auch dieses Moment ins Auge zu fassen, umsomehr, als die Dreyfußpresse in bekannter „Bescheidenheit" nicht unterließ, die Initiative Zolas mit der Voltaires beim Fall Calas zu vergleichen und ihr eine zum Mindesten ähnliche Bedeutung zuzuschreiben. Wie die Zukunft darüber urteilen wird, kann niemand wissen, die Gegenwart aber hat einstweilen noch keinen Grund, soweit zu gehen. Bei alledem, wie gesagt, verlohnt es sich, das Verhalten Zolas ein wenig „unter die Lupe" zu nehmen. Über seine geheimsten Beweggründe aburteilen zu wollen, kommt uns nicht zu, unumwunden jedoch räumen wir ein, daß es uns schwer fällt, sie für so hochfliegend „ideal" zu halten, als die „ergebene Presse" Tag für Tag beteuert. Daß Zola einen nicht geringen Grad von Mut gezeigt hat, als er dem amtlichen Frankreich und einem großen Teil der



erhitzten öffentlichen Meinung den Fehdehandschuh hinwarf, wird sich gerechter Weise nicht leugnen lassen, wohl aber kann man sich Gründe recht persönlicher Natur denken, die ihn mehr bestimmt haben mögen als der angeblich unbezwingliche Drang, der Gerechtigkeit zu dienen und die Fesseln eines Unschuldigen zu lösen. Vor allem ist er als Mann von glühendem Ehrgeiz bekannt, der seit Jahren Himmel und Erde in Bewegung setzt, um in den Kreis der 40 „Unsterblichen" der französischen Akademie aufgenommen zu werden. Bis jetzt ist ihm das stets mißglückt, wiederholt hat er die niederdrückende Erfahrung gemacht, ungleich kleinere Geister vorgezogen zu sehen, und er konnte sich überdies kaum noch verhehlen, daß er anfing, eine „komische Figur" zu werden. Der Fall Dreyfuß nun bot eine nicht wiederkehrende Gelegenheit, sich gerade die Kreise auf ewig zu verpflichten, die bisher als seine unversöhnlichsten Widersacher galten, die von jüdischen Einflüssen beherrschten Kreise von „Besitz und Bildung". Unter den sog. „Intellektuellen" ragte er als der weitaus Berühmteste hervor, an ihm war es also, sich mit einem kühnen Schritt in den Vordergrund zu stellen und die zivilisierte Welt wieder einmal an den Triumpfwagen Frankreichs zu spannen. Einem Schriftsteller fin de siècle konnte es überdies nicht entgehen, welch unschätzbare geschäftliche Reklame in dem Allem lag. Siegreich oder besiegt — unter allen Umständen ließ sich aus der Lage etwas „machen." Weiter wollen wir in unseren Vermutungen nicht gehen, wenn es auch natürlich nicht ausgeschlossen ist, daß das „Dreyfußsyndikat" eine gewisse Rückversicherung materieller Art übernommen hat, die geeignet wäre, Zola vor den etwaigen wirtschaftlichen Folgen seines Wagnisses zu schützen. Da in dieser Hinsicht der vielen Entschädigungsklagen wegen, die er sich durch seine öffentlichen Beleidigungen zugezogen hat, allerdings ein erhebliches Risiko besteht, so brauchte man ihm das nicht einmal zu verdenken. Soviel scheint klar, daß Zola eben nur seinen Namen hat hergeben sollen. Zu einer anderen Art von Verwendung eignet er sich offenbar in keiner Weise. Das hat sein Verhalten während des Prozesses deutlich gezeigt. Hier ist Alles den drei Rechtsbeiständen, namentlich Labori, überlassen geblieben, während der Angeklagte sich auf einige sachlich ganz bedeutungslose, dafür aber von einer bis zum Größenwahn gesteigerten Anmaßung zeugende Worte beschränkte. Die Judenpresse hat es freilich fertig gebracht, auch das „wundervoll" zu finden; was aber würde sie gesagt haben, falls er auf der Gegenseite gestanden hätte? Überhaupt muß man die Urteile vergleichen, die über alle diese endlosen Verhandlungen gefällt worden sind, um vor der menschlichen Gerechtigkeitsliebe „Achtung" zu bekommen. Vom ersten Augenblick an erschienen das gesamte Publikum und die gesamte Presse streng nach Parteiinteressen gesondert, die Alles, was vorgeht, nur in diesem einen Sinn zu beurteilen verstehn. Für die Einen hatte Zola von vornherein unbedingt Recht, was auch bewiesen werden möge; den Andern galt seine Verurteilung als der einzig mögliche Ausgang der Sache. Es war ein Ringen um die Macht, das Recht hatte mit der Sache nichts zu schaffen, und wurde nicht einmal der Form nach gewahrt. Von diesem Standpunkt waren die Angeklagten ideell im Vorteil, weil sie als die Vergewaltigten erschienen. Wer sie aber sah und hörte, konnte keinen Augenblick bezweifeln, daß sie den Spieß umkehren würden. Labori machte von der ersten Stunde an den Eindruck eines Gewaltmenschen, etwa von Dantons Schlage, mit eisernen Nerven und einer ebenso eisernen Unverschämtheit begabt, die nicht ein einziges Mal versagte, obwohl im Saal wie außerhalb desselben eine „Temperatur" herrschte, die wohl dazu angethan war, einzuschüchtern. Draußen tobte eine wüthende Volksmenge, der man Zola und seine Vertheidiger als „Verräter" und Judenknechte geschildert, und die nicht übel Lust hatte, sie allesamt in die Seine zu werfen oder an den ersten besten Laternenpfahl zu hängen. Daß in Frankreich mit solchen Stimmungen aber nicht zu spaßen ist, hat sich seit der Bartholomäusnacht von 1572 noch in jedem Jahrhundert gezeigt. Es wäre also nicht zu verwundern gewesen, hätte es sich auch bei dieser Gelegenheit wiederholt. Soviel Selbstbeherrschung und Besonnenheit hat sich die gegenwärtige Regierung aber doch bewahrt, um hier nicht etwa ein Auge zuzudrücken. Die Polizei hat ihre Pflicht gethan und die Angeklagten vor der Wut der Menge geschützt. Immerhin, wie gesagt, haben die ersteren, namentlich aber Labori ein ungewöhnliches Maß von Kaltblütigkeit und Nervenstärke bekundet, die sich zum Teil sogar bis zur Herausforderung verstieg.

Um den Gang der Prozeßverhandlungen selbst, die über 14 Tage gedauert haben, nach der formalen Seite richtig beurteilen zu können, muß man nicht nur Jurist von Fach sein, sondern auch die französische Strafprozeßordnung näher kennen. Dem Laien erscheint vielleicht manches seltsam, was im Gesetze begründet sein mag und deshalb den leitenden Personen nicht zur Last gelegt werden darf. Diese Verwahrung vorausgeschickt, müssen wir aber doch sagen, daß uns nach deutschen Begriffen hier unendlich Vieles, fast möchte man sagen, Alles nicht nur unverständlich, sondern geradezu theatermäßig und possenhaft vorkommt, und daß wir die Würde und Sachlichkeit heimischer Gerichtsverhandlungen vollständig vermissen. Schon die Art der Leitung mußte in Erstaunen setzen. Nicht dem Präsidenten lag sie ob, sondern die Verteidiger waren es, die die Fragestellung in Händen hatten und mit den Zeugen nach Belieben verfuhren. Die Rolle des Präsidenten beschränkte sich darauf, gewisse Fragen, d. h. solche, die sich auf den Fall Dreyfuß bezogen, zu verbieten; der Staatsanwalt endlich griff garnicht ein, sondern saß von Anfang bis zu Ende als stummer Zuhörer da, um sich erst zum Schlusse als Ankläger zu einer $1\frac{1}{2}$ stündigen Rede zu erheben. Dies System kam dem Angeklagten sehr zustatten und nimmt der Behauptung der Dreyfußleute, daß das Gesetz zu ihren Ungunsten in der schmählichsten Weise verletzt worden sei, immerhin einiges von ihrem Gewicht. Abgesehen hiervon läßt sich allerdings nicht bestreiten, daß das Verfahren einen außerordentlich parteiischen Eindruck machte, und daß es an sich widersinnig erscheint, Jemand wegen Beleidigung eines Kriegsgerichts anzuklagen, ohne ihm zu gestatten, dessen Handlungsweise zu beleuchten. So oft der „Fall Dreyfuß" erwähnt wurde, war der Präsident mit seinem Verbot unweigerlich zur Hand, während er die Verteidiger im Übrigen machen ließ, was sie wollten. Natürlich legten sie es nun erst recht darauf an, die Zeugen durch unerwartete, geschickt gestellte Fragen zu überrumpeln und so doch Manches aus ihnen herauszulocken, was eigentlich nicht hätte gesagt werden dürfen. So wurde unendlich viel hin- und hergeredet, ohne daß man über nebensächliche, oft sogar ganz gleichgiltige Umstände herausgekommen wäre, das Alles aber diente doch nur dem einen Zweck, der Urheberschaft des sog. „Bordereau" oder Begleitschreibens auf die Spur zu kommen, d. h. zu beweisen, daß es nur von Esterhazy geschrieben sein könne. Dutzende von sog. Schreibverständigen, die Nachbildungen des „Bordereau" gesehen und sich ihr Urteil darüber auf eigene Hand zurecht gemacht haben wollten, wurden im Laufe der Zeit vernommen und die große Mehrzahl der nicht amtlichen Experten stimmte allerdings in der Behauptung überein, daß Esterhazy das verhängnisvolle Schriftstück verfaßt haben müsse, während die Anderen, besonders Bertillon dabei blieben, dies ebenso hartnäckig zu bestreiten. Im höchsten Grade peinlich war von Anfang an die Lage der als Zeugen vernommenen Generäle, unter denen Pellieux durch die Schneidigkeit seines Auftretens den wohlthuendsten Eindruck machte. Sie hatten sich fast regelmäßig auf das vorgeschriebene: Nein zurückzuziehen, mit dem sie den äußerst zudringlichen Fragen des nichts weniger als zart auftretenden Labori entgegentraten. Besonders schwer wurde ihnen diese von der „Staatsraison" geforderte Haltung da gemacht, wo sie sich dem Obristen Picquart, dem Hauptbelastungszeugen im Esterhazy-Prozeß gegenübersahen. Über die wirklichen Beweggründe dieses Offiziers, der in erster Reihe zu den Eingeweihten zählt und dessen Auftreten für Zola deshalb für die Dreyfußpartei ebenso wichtig als es von der Heeresverwaltung wie von der Regierung selbst unbequem empfunden werden mußte, über die innersten Beweggründe dieses Mannes, sagen wir, ist es unmöglich, ins Klare zu kommen. Die Dreyfußpartei feiert ihn als „Helden der Aufklärung und des Rechts", die Vertreter des französischen Heeres sehen in ihm einen Verräter und Fahnenflüchtigen par excellence. Wer ist hier im Recht? Diese Frage wird vielleicht für immer ungelöst bleiben, wie so manche andere, die den Kern des Ganzen berührt. Der Ausgang des Prozesses Zola am 23. Februar 1898 hat jedenfalls nichts dazu beigetragen, den Schleier zu lüften, der das Geheimnis des Falls Dreyfuß bedeckt. Zola und der mitangeklagte Herausgeber der „Aurore" welche seinen offenen Brief zuerst gebracht, sind zum höchsten Strafmaß, 1 Jahr Gefängnis (bezw. 4 Monate) und 3000 Frs. Geldbuße verurteilt worden, weil sie die vorgebrachten Beschuldigungen



nicht haben beweisen können. Darüber sind das Heer und der weitaus größte Teil des Publikums entzückt, während die Minderheit der „Intellektuels" und mit ihnen die Judenschaft der ganzen Erde vor Entrüstung zittern. Welche dieser subjektiven Empfindungen zu der Sachlage als solche besser paßt, läßt sich indessen nicht entscheiden. Daß das gerichtliche Verfahren nichts weniger als formell „korrekt" gewesen ist, das mußte hier schon zugegeben werden; in diesem Sinn haben die Dreyfußleute also ohne Zweifel Recht und ihr „Schmerzensschrei" läßt sich sehr wohl verstehen. Wenn sie andererseits aber behaupten, allen ihnen in den Weg gelegten Schwierigkeiten zum Trotz die Schuldlosigkeit des „Gefangenen der Teufelsinsel", wenn auch nur mittelbar dargethan zu haben, so glauben wir w. g. nicht, daß ein unbefangen urteilender Sachverständiger diese Auffassung teilt. Zola selbst, der vor den Verteidigern eine lange Ansprache an die Geschworenen richtete, hat nichts vorgebracht als schwülstige Phrasen, die lediglich auf das Gemüt der Geschworenen berechnet waren, ihre Wirkung aber schon deshalb verfehlten, weil er zu viel von sich selbst und seinen litterarischen Leistungen sprach, die ihm im kleinen französischen Bürgerstande weit weniger Anerkennung eingetragen haben, als in den Kreisen der eigentlichen „Bourgeois"; die Geschworenen aber gehörten, ihrer sozialen Stellung nach, vornehmlich zu den „kleinen Leuten." Weit packender sprach Labori, der in stundenlangen Ausführungen Alles zusammenfaßte, was während fünfzehntägiger Verhandlungen festgestellt oder auch nur behauptet worden war, und alle Mittel einer raffinierten Beredtsamkeit anwandte, um die Geschworenen kräftig zu „rühren." Stellenweise gelang ihm das auch, allein der Eindruck hielt nicht vor. Nach nur halbstündiger Beratung wurde das oben erwähnte verdammende Urteil abgegeben, und wenn es eine berechtigte Forderung bleibt, daß auch vor dem Schwurgericht nur das sachlich Überzeugende Anspruch habe zu gelten, so müssen wir von unserem unbefangenen Standpunkt wiederholen: Bewiesen im strengen Sinn des Worts hat Herr Labori nichts, wenn es ihm auch gelungen sein mag, manches recht wahrscheinlich zu machen Wie dilettantisch muten uns diese Beteuerungen an, die fort und fort an die Stelle der Belege treten, wie kindlich kommt es uns vor, daß ein geriebener Pariser Rechtsanwalt sich auf Zeitungsartikel beruft und diese als Zeugnisse von klassischem Wert behandelt wissen möchte! Für diese offenkundigen Blößen hatte die Dreyfußpresse in und außer Frankreich, so kritisch sie sonst zu verfahren weiß, aber gar keinen Sinn. Wie ein Mann fiel sie über die Gegenpartei her, um sie zu zerreißen, weil sie an der Vollgiltigkeit der Laborischen Argumente zweifelte, während sie gleichzeitig nichts von alledem bestehen ließ, was die Widersacher für beweiskräftig hielten. Daß dieselben, ganz abgesehen von dem brutalen Mißbrauch, den sie mit der Macht getrieben, hinsichtlich ihres Belastungsmaterials sehr wenig wählerisch verfahren sind, läßt sich freilich nicht leugnen. Namentlich der Schachzug mit der geheimnisvollen „Visitenkarte" gehört hierher. Damit ist aber nicht gesagt, daß der französische Große Generalstab nicht seine guten Gründe haben könne, um eine „Revision" des Dreyfußprozesses unter keinen Umständen zuzulassen. Man darf doch nicht vergessen, daß die Thatsachen, die durch die Prozeßverhandlungen enthüllt worden sind, eben nur in der Vorstellung des Herrn Labori Fleisch und Bein besitzen, in Wahrheit sich aber vielleicht ganz anders verhalten, sodaß die Lage vom Standpunkte der „Staatsraison" ungleich ernster erscheinen mag, als sie „vor den Koulissen" erscheint. Wir behaupten nicht, daß dem so sei, aber wir müssen die Möglichkeit, wie gesagt, gelten lassen. Das heißt aber sehr viel zugeben, ohne daß von Parteinahme für den französischen Generalstab gesprochen werden dürfte. Das liegt uns natürlich fern. Wir wissen wohl, daß dessen Partei zugleich die Revanche und den Deutschenhaß par excellence in sich verkörpert und überdies stark ultramontane, d. h. ebenfalls deutsch-feindliche Neigungen besitzt. Drumont ist ein lebender Typus dieser Mischung. So angesehen, konnten wir den Erfolg der Dreyfußpartei wünschen, wenn wir nämlich ärmlich naiv genug wären, die vergleichsweise wohlwollenden Gesinnungen, die sie jetzt Deutschland gegenüber bekundet, ernst zu nehmen. Das Alles würde aber im Handumdrehen wechseln, wenn die Dreyfußpartei nicht mehr auf die Teilnahme des Auslandes zu spekulieren brauchte, sondern in die Lage käme, sich ihrerseits an den Chauvinismus zu wenden. Gerade das Judentum hat zur Ausbeutung und Vertiefung dieses Chauvinismus seit

1870/71 mächtig und mit vollem Bewußtsein beigetragen. Dreyfuß wird auch heute noch als besonders glühender französischer „Patriot und Revanchemann“ gepriesen und sein Verteidiger im Prozeß Zola hat nicht unterlassen, für sich selbst die gleiche Ehre in Anspruch zu nehmen. Es ist also nicht der geringste Grund vorhanden, die eine der streitenden Parteien der andern vorzuziehen.

Von diesem Standpunkt müssen wir aber sagen, daß sich der Handel allen zufälligen Beiwerks entkleidet, und rein „ideell“ betrachtet, als ein Kampf des instinktmäßigen französischen Nationalgefühls gegen die Anmaßung eines internationalen „Klüngels“ ausnimmt, der die gute Gelegenheit des Dreyfußhandels benutzen möchte, um Frankreich der Herrschaft des jüdischen Großkapitals vollends zu unterwerfen, und der nun maßlos erbittert ist, weil er sich, zunächst wenigstens, eine gründliche Schlappe hat holen müssen. Wer diesen Maßstab anlegt, wird den Verlauf der Sache ganz „ungerührt“ verfolgen, denn aus langer Erfahrung weiß er genau, daß im Dienst der „guten Sache“ alle Mittel gelten, und daß man auf die beweglichen Schilderungen, die über das Dreyfußsche Unglück in Umlauf gesetzt werden, ebensowenig geben darf als auf den Nimbus, der Zola und seine Mitstreiter in den Spalten der Judenpresse umgiebt, oder auf die bald offenen, bald versteckten Anspielungen auf eine militärisch-jesuitische Verschwörung zum Sturze der Republik und die düstere Prophezeihung eines vor der Thür stehenden „Revanchekrieges.“ Das Alles ohne Ausnahme ist „Mache“ ad hoc. Ganz besonders die sog. „militärisch-jesuitische Verschwörung“ erscheint, bei Licht besehen, rein aus der Luft gegriffen. Daß die leitenden Männer im französischen Heere der Gegenwart keine sonderlich begeisterten Republikaner sind, kann man ja glauben. Was aber haben sie gethan, um sich den Verdacht von Staatsstreichsabsichten zuzuziehen? Wo ist der neue Boulanger zu finden, mit dem die Dreyfußpresse fortwährend „krebst?“ Dies Gerede hat um so weniger Sinn, als der französische Klerikalismus der Gegenwart keine ausgeprägten monarchischen Neigungen mehr besitzt, sondern sich auf Weisung Leos XIII., d. h. wohl im Grunde der Jesuiten, mit der republikanischen Staatsform ausgesöhnt hat, jedenfalls aber weit davon entfernt ist, ihr nach dem Leben zu trachten; dazu hat er in der That nicht die geringste Ursache mehr. Die in Frankreich herrschenden Opportunisten wollen mit der Hierarchie, mag sie ihnen innerlich noch so antipathisch sein, in Frieden leben, und drücken ihr gegenüber deshalb sehr gern ein Auge zu; die Hierarchie aber läßt die republikanische Gottlosigkeit ihrerseits gewähren und hütet sich, den „Laienstaat“ allzu unsanft anzufassen. Wie käme sie nun plötzlich dazu, diesen bequemen und vorteilhaften modus vivendi aufzugeben, um sich mit Hülfe der jesuitischen Generale in unberechenbare Abenteuer zu stürzen? Die Republik mag „verrottet“ sein bis auf die Knochen; würde ihre Umwandlung in eine orleanistische oder bonapartistische Monarchie daran aber das Geringste ändern? Das glauben, hieße die äußere Form maßlos überschätzen. Eine echte Monarchie, d. h. eine Monarchie von Gottes Gnaden läßt sich in Frankreich, das auf eine revolutionäre Vergangenheit von mehr als 100 Jahren zurückblickt, nicht schaffen. Die Grundlagen in der Volksempfindung sind nicht mehr da, es könnte sich höchstens um eine Monarchie mit breitestem demokratischem Unterbau handeln.

Nein, das Geschwätz der Dreyfußpresse hat in dieser Hinsicht ebensowenig Sinn, als in irgend einer andern. Zur Erklärung der in Frankreich herrschenden Erregung bedarf es dessen auch nicht, sie wird durch das Übermaß von falschem Pathos und Geschmacklosigkeit verständlich genug, mit dem man die Judenpresse seit Monaten ununterbrochen arbeiten gesehen. Nichts Begreiflicheres giebt es in der That, als daß in Frankreich unter diesen Eindrücken eine antisemitische Hochflut enstanden ist, von der man vor Kurzem noch sehr wenig merkte, und die zu der frivolen, jeder Vertiefung abgeneigten Denkweise der Pariser zumal im Grunde sehr wenig paßt. Sie würde sich ohne die Verletzung der noch immer starken nationalen und patriotischen Empfindung, deren sich die Dreyfußpartei bei ihren internationalen Anschauungen fortwährend schuldig macht, deshalb kaum lange behaupten; allein das Unfranzösische, wie es in der Kampfesweise der vom Judentum beeinflußten Presse liegt, muß immer wieder von Neuem herausfordernd wirken. So angesehen hat das „Syndikat“ durchaus nicht klug gehandelt. Das Judentum ist aber

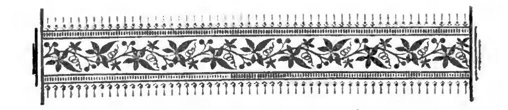


überhaupt keineswegs so geschickt, wie „thörichte Arier“ unter dem Einflusse jüdischer Preßmache glauben gelernt; mächtig erscheint es nur durch sein unverbrüchliches Zusammenhalten und die ungeheueren Mittel, über die es in aller Welt verfügt, um die Gewissen zu kaufen und die Überzeugungen zu fälschen: man braucht sich über die zahllosen Kundgebungen zu Ehren Zolas also nicht zu wundern. Auch damit freilich wird der Sache des Exkapitäns in Wahrheit nicht genützt. Alles derartige wird von den Franzosen, besonders wenn es aus dem Auslande stammt, als Beleidigung empfunden. Daß man es trotzdem auch in Deutschland versucht hat, Adressen an Zola zustande zu bringen, muß als das Äußerste gelten, was politische Taktlosigkeit zu leisten vermöchte. Gleichwohl wäre eine solche Adresse in **Berlin** bei einem Haar beschlossen worden. Der Vorstand der akademischen Lesehalle hat sich mit einem dahingehenden Antrage befassen müssen und denselben nur mit der wenig „ruhmreichen“ Mehrheit von drei gegen drei Stimmen zu Falle gebracht, ein neuer Beweis, was das Judentum auch bei uns, und selbst unter unserer gebildeten Jugend trotz aller Fortschritte der antisemitischen Denkweise noch immer vermag. Freilich weiß sich dieses Judentum jetzt plötzlich so zu stellen, als ob die Wahrung unserer nationalen Ehre eigentlich in seinen Händen liege und die leidenschaftliche Anteilnahme seiner Organe an den Vorgängen in Frankreich nichts Anderes bedeutete, als mutvolle Zurückweisung aller Rücksichtnahme auf Vorurteile und Empfindlichkeiten. Wieder einmal eine Glanzleistung der Verdrehungskunst, wie sie eben nur die Judenpresse fertig bringt. Als ob nicht gerade sie es wäre, die Frankreich gegenüber fast immer die Rolle des gehorsamen Dieners spielt!? Übrigens hat sie auch jetzt wieder zwei Eisen im Feuer. Während sie sich auf der einen Seite mit der „nationalen Maske“ brüstet, unterläßt sie es andererseits doch nicht, auf die gefährlichen Folgen hinzuweisen, die die Herrschaft des Säbels im Verein mit der des Weihwedels in Frankreich für das Ausland, d. h. für uns Deutsche haben würde. Sogar von einem förmlichen „Siege des Schreckens“ ist in diesem Zusammenhang gefaselt und die gegenwärtige Lage allen Ernstes mit der vor über 100 Jahren verglichen worden, als **Napoleon Bonaparte** sich anschickte, den „Staatsstreich“ des 18 Brümaire zu machen. Die Frage, ob sich in dem zeitgenössischen Frankreich ein Napoleon findet, wird dabei als Nebensache behandelt, und doch scheint es dort selbst an einem halbwegs brauchbaren „Boulanger“ zu fehlen! In dem heutigen Paris, das hier allein in Betracht kommen kann, hat man sich längst gewöhnt, Alles „mündlich abzumachen“, d. h. man begnügt sich damit, seine Gefühle in großen Worten auszuschäumen. Wie die Arbeiter nicht mehr daran denken, nach dem Beispiel von 1848 und 1871 ihre Haut zu Markte zu tragen, so hütet sich das Bürgertum wohl, den Ruf „à Berlin“ auszustoßen. Die Lehre des „furchtbaren Jahres“ ist noch keineswegs vergessen. Man erlaubt sich wohl hie und da eine Frechheit gegen uns, das **amtliche** Frankreich macht derartiges jedoch nicht mit, und hat dies auch bei den Verhandlungen des Zola-Prozesses hinreichend bewiesen, wie denn General **Boisdeffre**, der seinerseits allerdings nicht übel Lust gehabt zu haben scheint über die „Schnur zu hauen“, daran durch rechtzeitiges Eingreifen der Regierung verhindert wurde. Mehr verlangen wir aber nicht. Aus den pöbelhaften Ausfällen der zuchtlosen Pariser Presse machen wir uns nichts, und brauchen es um so weniger zu thun, als diese rohen Schmähungen sich ebensogut gegen die eigenen Landsleute, ja sogar, wo die Gelegenheit sich bietet, gegen die eigene Regierung richten. Das macht es auch verständlich, daß die unerhörten Beschimpfungen, mit denen Zola in seinem offenen Briefe die Generale überschüttet hat, vergleichsweise wenig Entrüstung hervorgerufen haben. Man ist gegen derartiges in Paris eben längst blasiert. Die ganze Würdelosigkeit einer jeder Empfindung der Pietät entleerten Gesellschaft tritt darin auf das Schlagendste hervor. Die Demokratie, das heißt der „Dreck“ hat deshalb Heinrich von Gagern mit seinem Ton tiefster, man möchte sagen, verbitterter Überzeugung einmal gesagt. In diesem Sinn ist sie allerdings der „Dreck.“ Und doch hat sie in Frankreich noch Eigenschaften übrig gelassen, um die wir es beneiden können, vor Allem jener starke Instinkt der Selbsterhaltung, der uns in so hohem Maße fehlt, und der in dem Vertrauensvotum gipfelte, welches der Regierung noch am Tage nach dem Zola-Prozeß, dem 24. Februar mit überwältigender Mehrheit erteilt werden konnte. Von mehr als

500 Abgeordneten fanden sich nur 54, ohne Zweifel Sozialisten, die sich auf die Seite des Judentums stellten. Die übrigen 450 wußten durch den dichten Phrasennebel der Judenpresse hindurch der Sache auf den Grund zu sehen und traten für die Ehre des französischen Heeres ein, ohne das Frankreich verloren wäre. Die sophistische Unterscheidung zwischen diesem Heere und seinen Führern, wie sie die Verhandlungen des Prozesses beherrschte, verfing hier nicht. Uns könnte es ja recht sein, wenn die Masse der Franzosen in dem Dreyfußhandel die Wege Zolas und seiner „geistigen Elite“ gewandelt wäre. Dann brauchten wir sie keinen Augenblick mehr zu fürchten und könnten über die Nation zur Tagesordnung übergehen. Wir nehmen die Dinge aber wie sie sind, und eben deshalb täuschen wir uns darüber nicht, daß bei allen abschreckenden Erscheinungen, die der Dreyfußhandel nach den verschiedensten Seiten hin gezeitigt hat, in dem französischen Volk als Gesamtheit noch sehr bedeutende Elemente der Stärke liegen, die nicht gestatten es als „quantité négligeable“ zu behandeln. Man darf diese Kräfte aber freilich nicht in dem Maße der Ergebenheit suchen, das Frankreich dem Judentum erweist, sondern umgekehrt in der Empörung seines Unabhängigkeitssinns gegen die Zumutungen desselben sind sie zu finden. Darüber täuscht sich das Judentum in Wahrheit keineswegs; es empfindet die Niederlage Zolas als seine eigene und nur deshalb ist seine Erbitterung gegen die seit einem Jahrhundert vergötterte und verhätschelte Nation so über alle Begriffe groß. Ob sie sich dauernd erweist, warten wir ruhig ab. Antisemitisch im gewöhnlichen Sinn des Wortes ist Frankreich nicht, im Gegenteil: die Stellung, welche das Kabinet Méline und mit ihm die übergroße Mehrheit der Abgeordnetenkammer in der algerischen Judenfrage eingenommen haben und die allen Anforderungen zeitgemäßer „Duldsamkeit“ entspricht, beweist, daß man weit entfernt ist, den Juden grundsätzlich zu nahe zu treten, und das wird wahrscheinlich beruhigend wirken. Alles in Allem haben die Juden in Frankreich noch immer ein zu „warmes Nest“, als daß sie diese Stellung durch allzuweitgehende Unvorsichtigkeiten gefährden sollten. Bestimmtes läßt sich zwar noch nicht sagen; der Eindruck ist einstweilen indessen der, daß die “Ernüchterung“ des Syndikates und der mit ihm verbundenen geistigen „Elite“ tiefer geht, als man es öffentlich wahrhaben möchte. Für jetzt beschränken sich die Dreyfußleute darauf, daß der Verteidiger Zolas beim Cassationshof die Nichtigkeitsbeschwerde eingelegt hat. Diese wird in einigen Monaten verhandelt werden. Es ist möglich, daß das Ergebnis den Wünschen der Dreyfußpartei entspricht; denn grobe Verletzungen der Form liegen ohne Zweifel vor. Sollte das zum Ausgangspunkte eines neuen „Revisionsfeldzugs“ gemacht werden, dann ließe sich an dem Ernst der Lage allerdings kaum mehr zweifeln. Beruhigt man sich aber damit, daß Zola aus Gründen äußerer Art straflos ausgeht, so dürfte dies als Beweis gelten, daß das Judentum seine Niederlage nicht mehr leugnet.

Wir wollen uns über diese verschiedenen Möglichkeiten den Kopf nicht zerbrechen, sondern dies unter allen Umständen den Franzosen überlassen, oder allenfalls auch den Russen, die die Frage nach der inneren Stärke oder Schwäche der „Bundesgenossen“ weit mehr angeht, als uns. An ernstliche Revanchеabsichten glaubt ohnehin kein vernünftiger Mensch, sondern höchstens nur an den mehr oder weniger geschickt behandelten Schein derselben. Dieser ist vom Standpunkt der internationalen Beziehungen allerdings viel wert und namentlich in St. Petersburg weiß man ihn sehr zu schätzen. Um so größeres Gewicht muß man dort darauf legen, daß der Dreyfußhandel endgültig begraben werde und das französische Heer dem Judentume nicht länger als „corpus vile“ diene. Dies ist ein Grund mehr, auf die Nachhaltigkeit der nunmehr eingetretenen, wenn auch nur verhältnismäßigen Beruhigung zu rechnen. Die Rücksicht auf Rußland ist noch immer diejenige, die in Frankreich am Meisten vermag. Es giebt, wie oben schon flüchtig angedeutet wurde, sogar Leute, die in eben dieser Rücksicht das ganze Geheimnis des Dreyfußhandels suchen. Auch in der Presse wird davon gemunkelt, wir können aber nicht mehr behaupten, als wir imstande wären zu beweisen und behandeln dieses Moment deshalb als „offene Frage“.

Anfang März.



Vorstöße der Schwesterkirche.

Von

Dr. Rieks.

Auf der letzten Generalversammlung der Katholiken Deutschlands in Landshut vom 29. August bis 2. September v. J. erklärte der Präsident Dr. Bachem, daß es der Herzenswunsch der Zentrumsfraktion sei, Deutschland katholisch zu machen. Zur Erreichung dieses Zieles verbreitet die Germania-Druckerei, in welcher das Hauptblatt der Zentrumspartei erscheint, bereits die 121. Zehnpfennigbrochüre. 1,600,000 Nummern dieser Flugschriften sind nach einer Mitteilung der „Germania" vom 17. Dezember 1897 verkauft worden. Der Urheber der Flugschriften ist der Jesuit Tilmann Pesch, welcher in seinen „Hamburger Briefen" und im „Krach von Wittenberg" die berüchtigsten Handbücher zur Beschimpfung der Reformation verfaßt hat. Die größere Zahl der Flugschriften, von deutschen Jesuiten verfaßt, beschäftigt sich mit Bekämpfung des Protestantismus. In der ersten „Luther und die Ehe" wird der Reformator als ein Lehrer der Vielweiberei und aller sittlichen Ausschreitungen geschildert. Nach Nr. 6 ist „Luthers Freiheit eines Christenmenschen" nichts als „Gewissenlosigkeit, Gesetzlosigkeit und Anarchie des ganzen inneren Menschen Gott und seinen Geboten gegenüber." Nr. 7 „Ignatius und Luther" verhöhnt die evangelische Geistlichkeit mit einem Sarkasmus, den sich kaum August Bebel gestatten würde. „Ist nicht jeder logische Protestant notwendig ein schlechter Protestant?" fragt Nr. 55 „Katholische und Protestantische Sittlichkeit." Gustav Adolf wird in Nr. 85 ein „Götzenbild", ein „Zerstörer Magdeburgs", „ein Mordbrenner unseres Vaterlandes" geheißen. In Nr. 115 „Katholisches Leben in der sächsischen Diaspora" werden „allerlei Lügen, tumultarische Auftritte, pöbelhafte Gewaltthätigkeiten" und ähnliche Dinge als Ursachen der Einführung der Reformation hingestellt. Alle Flugschriften von der ersten bis zur letzten sollen den Protestanten Deutschlands zum Bewußtsein bringen, daß „der Protestantismus hauptsächlich von Lügen lebt", und „daß sie (die Protestanten) in der Alternative schweben: entweder katholisch oder — nichts."

Die evangelischen Christen nun als Lügner zu titulieren, ist nicht parlamentarisch. Leider aber hat Leo XIII. in seinem Breve vom 15. August 1883 im Anschluß an Schmähworte über die Magdeburger Zenturiatoren die protestantische „Geschichtsschreibung eine Verschwörung gegen die Wahrheit" genannt. Er hat es nicht unter seiner Würde erachtet, das Majunkesche „Nachschlagelexikon", welches unter dem Titel „Geschichtslügen" bei Schöningh zu Paderborn in 15 Auflagen erschienen ist, durch ein besonderes Schreiben zu empfehlen. Dieses Buch enthält auf S. 503 den vorhin erwähnten ruchlosen Satz, daß der Protestantismus hauptsächlich von Geschichtslügen lebe, daher eine Unwahrheit sei und bald an der Schwindsucht sterbe. In diesem päpstlich gesegneten „Handbuche für die Gebildeten aller Stände" werden von S. 182—317 über Luther und die Reformation alle Schleusen einer schmähenden und verhetzenden Fabilierungskunst geöffnet.

Nicht viel besser ist das bei Fredebeul & Koenen zu Essen im vorigen Jahre in 8. Auflage erschienene zweibändige Werk von Dr. Jos. Burg: „Protestantische Geschichts-

lügen. Ein Nachschlagebuch." Der Verfasser hat die Stirn, in der Vorrede vom 8. Dezember 1897 zu schreiben: „Das arme protestantische Volk wird seit dem 16. Jahrhundert fort und fort betrogen und belogen." Ihm zufolge „geriet Luther in Anschauungen hinein, die dem gesunden Menschenverstande, dem sittlichen Gefühle, der Lehre der hl. Schrift und der Kirche und dem ganzen Grundcharakter des Christentums vollständig widersprechen" (I, S. 35). Aller Schmutz, den Döllinger in seiner ultramontanen Periode, Janssen-Pastor, Tilmann Pesch, Evers, Hohoff ꝛc. auf Luther geworfen, findet sich Seite 29—99 zusammengetragen, während alle Künste angewandt werden, um Tetzel und Alexander VI. ꝛc. möglichst reinzuwaschen. Mehr läßt sich doch nicht leisten als Alexanders VI. Verdienste um die „Unbefleckte Empfängnis Mariens" und „die Unversehrtheit des katholischen Glaubens" hervorzuheben (II. S. 251 u. 261). Die katholischen Leser der acht Auflagen des Burg'schen Werkes sind nicht minder zu bedauern, wie die der 15 Auflagen der Majunkeschen Schrift, da sie mit allen Mitteln ultramontaner Advokatenkniffe in eine förmliche Wut gegen die Reformation hineingetrieben werden.

Selbst den Leo Taxilschwindel hat der Jesuitenpater Gruber zur Verunglimpfung der evangelischen Kirche ausgebeutet. Sein dreiteiliges Werk „Leo Taxils Palladismus-Roman" mit nicht weniger als 770 S. und 2 Nebenschriften, die offene Thüren einrennen und den von Taxil und Genossen mit großem Geräusch selber eingestandenen Betrug noch näher erhärten wollen, sucht die Aufmerksamkeit der Katholiken durch Alarmrufe gegen den Protestantismus von dem Geschwüre am eigenen Leibe abzuziehen. Drei Druckbogen widmet er dem „Aberglauben und Unglauben bei den Anhängern des lutherischen bezw. reformierten Bekenntnisses", schreibt aus Janssen und Genossen eine Reihe von Zitaten über den Teufelswahn Luthers und anderer Reformatoren ab und wähnt dann durch einige Auszüge aus den Schriften liberaler Protestanten die evangelische Kirche als Pepinière des Unglaubens erweisen zu können. Wie albern ein solches Unterfangen ist, mag man aus dem katholischen „Westfälischen Volksblatte" zu Paderborn vom 7. Februar 1898 ersehen. In einem dreieinhalb Spalte langen Artikel eines nordamerikanischen Katholiken wird hier ausgeführt, daß die in Nordamerika herrschenden katholischen Irländer in fast allen ihren Bischöfen und Geistlichen durch den Liberalismus verseucht seien und den „konservativen Ansichten Roms" feindlich gegenüberständen. Gerber braucht aber garnicht bis zu den Iren zu gehen, er hat den faustdicken Unglauben eines großen Teils der Katholiken viel näher.

Und nun will er auch gar noch vom protestantischen Aberglauben reden, nachdem sein Leibblatt, die „Kölnische Volkszeitung" vom 13. Oktober 1896 geschrieben hatte: „Eine Flut des Aberglaubens drängt heran, in letzter Zeit namentlich von jenseits der französischen Grenze, — ein Aberglauben, kein Atom weniger albern und auf die Dauer auch gefährlich, wie die schlimmsten Orgien des Hexenwahns im 17. Jahrhundert. In der Zurückdrängung dieser trüben Flut von unserem Vaterlande darf man vor allem auf den deutschen Episkopat rechnen . . . Aber es ist hohe Zeit; denn in der deutschen Volkslitteratur religiöser Färbung — auch in Kalendern und Zeitschriften — machen sich schon seit Jahren Erscheinungen bemerkbar, die zu denken geben." Hier redet die „Kölnische Volkszeitung" nur von katholischer Litteratur und dem Aberglauben in katholischen Kreisen, gegen welchen einzuschreiten Professor Reusch 1879 die deutschen Bischöfe in einer bei Neußer zu Bonn gedruckten „Denkschrift" vergebens aufgefordert hat.

Angesichts solcher und ähnlicher Thatsachen hat der Jesuitenpater Gruber die Keckheit, den Vaughan-Schwindel dadurch in die Versenkung zu stoßen, daß er (III, S. 218) „auf S c h w i n d e l e i e n v i e l e r n s t e r e n u n d b e d e n k l i c h e r e n C h a r a k t e r s hinweist, von welchen schon seit Jahrzehnten, ja zum Teil seit der Reformation, der Protestantismus durchseucht ist." Man höre nun und staune! „Die viel schlimmeren Schwindeleien im Schoße des deutschen Protestantismus" bestehen in dem „evangelischen Zeugnisse des D. Barkhausen gegen die Canisius-Enzyklika" und in dem „antijesuitischen Schwindel deutscher Protestanten." „In der Rede, welche der Präsident des evangelischen Oberkirchenrats, also der höchsten kirchlich-protestantischen Behörde in Preußen, Se. Exzellenz D. Barkhausen am 29. September 1897 in der 50. Hauptversammlung des Gustav-

Adolfvereins in Berlin hielt, und in welcher er im Namen fast des ganzen deutschen Protestantismus gegen die päpstliche Canisius-Enzyklika Stellung nahm", „fanden sich einige der hauptsächlichsten im deutschen Protestantismus seit lange üblichen groben Schwindeleien." Gruber begnügt sich aber nicht III. S. 218 und 220 viermal in gesperrten Lettern von groben Schwindeleien des Vertreters deutscher Protestanten zu reden, sondern er wiederholt dieses rohe Schwähwort auf Seite 223 fünfmal, S. 224 zweimal, S. 225 einmal, wozu er hier und auf der folgenden Seite noch die Note „unehrlich" und „offenbar trügerisch" hinzufügt.

Warum überhäuft nun der Jesuitenpater in einem Verlagsartikel der Druckerei der Zentrumsfraktion den Vorsitzenden des Oberkirchenrats ein Dutzendmal mit Insulten? Einmal weil in der Rede des D. Barkhausen gesagt war, daß in der Canisius-Enzyklika „transalpinisch irrende Unfehlbarkeit . . . ex cathedra schwere Schmähungen" gegen die evangelische Kirche in Deutschland 2c. „geschleudert habe", und dann, „daß die Unterwerfung unter die höchste kirchliche Lehrgewalt und speziell unter die feierlichen ex cathedra erlassenen päpstlichen Glaubensentscheidungen „Menschenknechtschaft der Gewissen" sei."

Die erste Behauptung will Gruber durch die Gegenhauptung widerlegen, daß der Papst die Canisius-Enzyklika nicht an die ganze Kirche, sondern bloß an Deutschland, Österreich und Schweiz gerichtet und in derselben keine „alle Katholiken im Gewissen verpflichtende höchste lehramtliche Glaubens-Entscheidung" gegeben habe.

Wird nun die Papstunfehlbarkeit in dieser Weise beschränkt, so fällt keine einzige der zahlreichen Enzykliken und Breven Leos XIII. unter den Begriff der Kathedralentscheidung, denn den von Pius IX. geschaffenen Dogmen der „unbefleckten Empfängnis" Mariens und der „Unfehlbarkeit des Papstes" hat Leo XIII. aus naheliegenden Gründen kein neues Dogma hinzugefügt, sondern sich mit Erläuterungen oder Kommentaren zu den großen Kathedralsprüchen vom 8. Dezember 1854, 1864 und 18. Juli 1870 begnügt. Wenn nun aber die Leser des Gruberschen Buches daraus schließen wollten, daß sie in den Enzykliken Leos XIII. nicht den unfehlbaren, sondern einen fehlbaren Papst vor sich hätten und seiner Rede glauben könnten oder nicht, so würde der Jesuitenpater Gruber uns auf seine und seiner Kollegen Artikel in der „Germania" verweisen, wo der Nachweis geführt sei, daß alle Behauptungen der päpstlichen Enzykliken und der Canisius-Enzyklika insbesondere durchaus der Wahrheit entsprächen. Zum Beweise für die Richtigkeit der päpstlichen Bezeichnung der Reformation als Revolution führt Gruber eine Stelle aus einer Schrift von Julius von Kirchmann an, der uns gerade so wenig gilt, wie der Philosoph August Comte. Mit anderen Worten: Materiell hat der Papst nach Gruber mit den die Reformation als „Aufruhr", „Gift", „Sittenverderbnis bis zum Äußersten" und „Untergang der Religion in Deutschland" (— der Papst will den evangelischen Glauben garnicht einmal als Religion anerkannt wissen —) schmähenden Behauptungen durchaus das Richtige getroffen, aber D. Barkhausen hat kein formales Recht, zu behaupten, die Katholiken seien dogmatisch zur Zustimmung gezwungen. Daß diese Einwendungen Grubers nur Spiegelfechtereien sind, würde sich sofort aus der Gegenprobe ergeben. Wird Gruber oder irgend einer seiner Genossen den Katholiken die Zustimmung zur Canisius-Enzyklika etwa freistellen und etwaige Proteste katholischer Kreise gegen die Enzyklika gestatten wollen? Gewiß nicht. Er würde sofort auf die Stellen katholischer Handbücher der Dogmatik verweisen, denen zufolge der päpstliche Stuhl noch niemals von einem Irrtume befleckt worden sei, auch wenn allgemeine Konzilien verschiedene Päpste als Irrlehrer verurteilt, und die Historiker den römischen Bischöfen große Reihen von Irrtümern und Fälschungen nachgewiesen haben. Schon die Rücksicht darauf, daß der gegenwärtige Papst in mehreren an die ganze Christenheit gerichteten Rundschreiben vom Lehrstuhle Petri herab die Reformation und deren Helden geschmähet hat, daß alle katholischen Organe der Canisius-Enzyklika voll und ganz zugestimmt haben, daß das Rundschreiben auf den Kanzeln und in dem katholischen Jugendunterrichte verwertet, und daß in ihm vom Papste den deutschen Bischöfen, Priestern und Laien für die Unterweisung der katholischen Kinder und zur Bekämpfung der Reformation eine Reihe von Vorschriften gegeben wird, berechtigte D. Barkhausen, in seiner Ironie von einer „trans-

alpinisch irrenden Unfehlbarkeit" zu reden, „welche ex cathedra schwere Schmähungen gegen unsere teuere evangelische Kirche und insbesondere gegen den Helden der Reformation schleudert." Die oben genannten „Nachschlagebücher" „Protestantischer Geschichtslügen" von Dr. Burg und Dr. Majunke müssen zum Verständnisse der Canisius-Enzyklika und früherer Rundschreiben, in denen Leo XIII. in ähnlicher Weise den Reformator in den Kot gezogen hat, beachtet werden. Alles dieses legte dem Vertreter der evangelischen Kirche die unumgängliche Pflicht des endlichen Protestes gegen die päpstlichen Verunglimpfungen auf. Die allseitige Zustimmung der evangelischen Kirchenverbände zu diesem Proteste zeigt ja auch, daß die Gruberschen Anklagen, auch wenn sie von allen katholischen Blättern wiederholt werden, nur der Verlegenheit entspringen und der ultramontanen Taktik dienen.

Es geht doch nicht an, wie Gruber thut, zur Charakterisierung einer die Katholiken verpflichtenden päpstlichen Kundgebung lediglich auf das vierte Kapitel der vatikanischen Dekrete vom 18. Juli 1870 hinzuweisen. Außer den beiden ersten existiert auch ein drittes Kapitel, jedes mit einem Kanon versehen, in welchem die Bestreiter anathematisiert werden. Nun lehrt das dritte Kapitel, an das sich das vierte als einfache Folgerung anschließt, daß der Katholik dem Papste in allen auf Glauben, Sitte, Regierung und Disziplin bezüglichen Dingen ganzen und vollkommenen Gehorsam schulde. Es hat nun in den vergangenen 27 Jahren niemals in gewissen katholischen Kreisen zur Beruhigung oder Irreführung der Protestanten an Versuchen gefehlt, gewisse unbequeme päpstliche Enzykliken und Breven aus der Reihe „unfehlbarer Kathedralentscheidungen" in die minderwertiger quasiprivater Kundgebungen herabzudrücken. Indessen Pius IX. sowohl wie Leo XIII. haben solche Bestrebungen als liberal-katholische Verirrungen gebrandmarkt. Nach dem Juliheft der „Dublin Review" 1871 sagte Pius IX.: „Der katholische Liberalismus ist für die Kirche eine größere Kalamität als selbst die Existenz solcher Menschen, wie sie die Pariser Kommune bildeten. Natürlich ist die Stärke der Kirche die doktrinelle Einheit . . Und doch giebt es Katholiken, durchaus wohlmeinende und fromme Katholiken, welche gegen die unzweifelhafteste Belehrung der Kirche ihre Ohren verschließen, wenn die Irrtümer, die sie verdammt, nicht dem strengen dogmatischen Gebiete angehören." Im September 1877 schrieb derselbe Papst: „Wir können nur billigen, daß ihr die Sätze des Syllabus (vom 8. Dezember 1864) zu verteidigen und zu erklären unternommen habt, namentlich gegen den sog. katholischen Liberalismus, der, weil er sehr viele Anhänger selbst unter ehrlichen Leuten hat und von der Wahrheit weniger abzuweichen scheint, den übrigen nur um so gefährlicher ist, die Arglosen um so leichter täuscht." Leo XIII. verkündete am 10. August vorigen Jahres durch Kardinal Macchi einem französischen Pilgerzuge folgende Worte:

„Der absolute und vollständige Gehorsam gegen den hl. Vater macht den Ruhm der Katholiken aus, welche ihre Intelligenz und ihren Willen dem Nachfolger Petri unterwerfen; sie wissen, daß wenn sie sagen „Ich glaube", sie alles glauben, was der hl. Petrus (d. h. der Papst) von Jesus Christus überkommen hat. Dieser Gehorsam ist zum Frieden und zur Wohlfahrt der Kirche notwendig; ohne ihn ist alles Verwirrung, Teilung und unheilbare Schwäche. Daher müssen solche Katholiken, welche dem Papste diesen bedingungslosen Gehorsam nicht gewähren wollen, als Übelthäter betrachtet werden."

Vorstehendes dürfte für jeden, der sehen will, genügen, um die Ausdrücke des Präsidenten D. Barkhausen über die „Menschenknechtschaft der Gewissen" und die „irrende Unfehlbarkeit ex cathedra" völlig sachentsprechend zu finden. Zudem erweist ja auch Dr. Burg in seinen „Protestantischen Geschichtslügen" (II. 395—403) die Bulle „Unam sanctam" von 1302 weitläufig als eine unfehlbare Kathedralentscheidung, derzufolge „es allen Menschen zum Heile unumgänglich notwendig ist, dem römischen Oberhirten unterthan zu sein." Im Einklang mit dieser Bulle stellt denn auch das von der Görres-Gesellschaft herausgegebene „Staats-Lexikon" (II. S. 1243) „die direktive Gewalt der kirchlichen Autorität über die staatliche fest." Es muß hier darauf aufmerksam gemacht werden, daß die Zentrumsleute die Frage, ob die päpstliche, in vielen früheren Bullen beanspruchte Macht, Kaiser und Könige abzusetzen, aus der Unfehlbarkeit resultiere oder

mit ihr im Zusammenhange stehe, mit derselben Zweideutigkeit behandelt haben, wie die Canisius-Enzyklika. Der Abgeordnete Dittrich hat im preußischen Abgeordnetenhause am 1. Mai 1897 ganz im Gegensatz zu verschiedenen Artikeln des katholischen „Staatslexikons“ den Versuch gemacht, die Protestanten durch die Versicherung zu beruhigen, daß das päpstliche Absetzungsrecht ein Ausfluß des „mittelalterlichen Staatsrechts“, mithin antiquiert sei. Das ist nun eine handgreifliche Unrichtigkeit. Pius IX. hat, wie der katholische Gelehrte Martens 1877 in „Beziehungen zwischen Kirche und Staat“ ausgeführt hat, am 20. Juli 1871 die Absetzung der Fürsten als ein Recht behauptet, das zwar nicht in der päpstlichen Unfehlbarkeit, wohl aber in der päpstlichen Auktorität wurzele und kraft derselben ausgeübt wurde. Wenn alle Stricke reißen, werden die katholischen Dogmatiker und Polemiker sich auch in Sachen der Canisius-Enzyklika auf die päpstliche Autorität berufen, kraft deren diese Enzyklika verfaßt und veröffentlicht ist, um jeden Widerspruch verstummen zu machen.

Ist der Einzelne aber dem Papste zum vollkommenen (d. h. blinden) Gehorsam verpflichtet, und ist im letzten Grunde der römische Bischof allein berechtigt zu entscheiden, ob eine Lehre ex cathedra ist oder nicht, ob der Gläubige in Rücksicht auf die Unfehlbarkeit oder die päpstliche Autorität zu glauben hat, so verlieren die sämtlichen Anklagen Grubers alle Berechtigung. Jeder Katechismusschüler kann diesen belehren, daß die Pflicht des Gehorsams, das „Unterthansein des Heils halber“, wie Bonifacius VIII. sagt, nach katholischer Anschauung „die Bewahrung vor Irrtum durch den Papst zur Voraussetzung hat.“ Mit anderen Worten: Im letzten Grunde rekurriert der Katholik bei allen päpstlichen amtlichen Kundgebungen auf die dem römischen Stuhle angeblich anhaftende Unfehlbarkeit. Die „groben Schwindeleien“, die „unehrlichen Polemiken“ und „Betrügereien“ finden sich daher ganz anderswo, als wo sie Gruber entdeckt zu haben wähnt.

Noch weniger ist er berechtigt, den Protestanten „anti-jesuitischen Schwindel“ vorzuwerfen, dem gegenüber „der ganze Taxil-Bataille-Vaughansche antifreimaurerische Schwindel das reinste Kinderspiel“ sei (III. S. 236). Die Gegner des Jesuitismus können sich mit Fug und Recht auf die Enzyklika Klemens XIV. vom 21. Juli 1773 berufen, welche in 41 Paragraphen für „ewige Zeiten“ und kraft der „Fülle apostolischer Autorität“ den Jesuitenorden für immer aufhebt und über die Lehren und Praktiken dieses Ordens sich in einer Weise äußert, welche jede Wiederzulassung unmöglich erscheinen lassen sollte. Wenn die Genossen Grubers den jetzigen Papst bewogen haben, den „unfehlbaren“ Papst von 1773 zu dementieren, und wenn frühere Jesuiten wie Bolgeni und Georgel auf Grund von Fälschungen jenen Papst für „verrückt“ erklärt haben, so fühlt jeder, wo „grobe Schwindeleien“ beliebt werden.

Das ganze Gerede Grubers über den Taxil-Schwindel berührt geradezu komisch, da gerade er es gewesen ist, der die Taxilschen Schwindelbücher: „Bekenntnisse eines Freidenkers“ und „Vollständige Enthüllungen über die Freimaurerei“ durch Übersetzung und Anmerkungen in Deutschland eingeführt und durch besondere Schriften des Berliner Germania-Verlags 1893 und später verwertet und übertrumpft hat. Des öfteren hebt er hervor, daß die von ihm übersetzten Schriften nichts von dem erst 1891 aufgekommenen Palladismus-Schwindel enthielten. Ein oberflächlicher Blick in die Schriften von 1886, 1887 und 1888 zeigt aber das Gegenteil. In den „Bekenntnissen“ kann man S. 258 ff. und in „Drei-Punktebrüdern“ Vorrede IX u. X, I. 250 u. 375, II. 221, 238, 276, 314, 316, 563 und „Soeurs maçonnes“ in Kürze all die Schwindeleien finden, sogar einen Ritus des nicht existierenden Palladismus, welche p. 340 ꝛc. in Bataille's, Margiotta's und Vaughan's Schriften lang und breit ausgemalt werden. Wiederholt bemüht sich Gruber, die Leser glauben zu machen, die Katholiken Deutschlands hätten dem Taxilschwindel nur in geringfügiger Zahl gefröhnt, muß aber selbst einräumen, daß die Feldkircher Schwindelschrift 1896 in kurzer Zeit 6000 Abnehmer fand, und daß die für diesen Schwindel dann eintretende Zeitschrift „Pelikan“ eine große Verbreitung (90000 Abonnenten) hat. Die durch die Bonifatius-Druckerei in Paderborn, die Paulus-Buchdruckerei in Freiburg (Schweiz) und die Buchhandlung des apostolischen Stuhles zu Salzburg verlegten Taxilschen Schwindelschriften haben eine Verbreitung gefunden, wie sich ihrer wenige

Bücher erfreuen. Auf dem Umschlage der Margiottaschen Schwindelschrift hat der Schöningsche Verlag zu Paderborn ausdrücklich die Zahl „6. bis 8. Tausend“ verzeichnet. Die Prahlereien Grubers in seinem neuesten Buche (III. S. 161, 239, 271 rc.), daß er den Schwindel entlarvt habe, sind ebenso windig wie die Vorwürfe über protestantische Unthätigkeit. Die Protestanten hatten erst ein Interesse, dem Taxilschwindel ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden, als das Programm des auch von vielen Deutschen besuchten Trienter Kongresses die antiprotestantische Hetze der antifreimaurischen Bewegung bekannt machte.

Wie wenig Ursache gerade Gruber hat, über angebliche gegnerische Entstellungen zu zetern, zeigt sein Ausfall (III. S. 215) gegen die Schrift: „Leo XIII. und der Satanskult.“ Aus dieser zitiert er einen längeren Passus, den er Alphons Daudet zuschreibt, während er von Edmond Frank stammt. Er wirft dem Verfasser Widerspruch vor und schiebt ihm eine Wertschätzung Taxils zu, von der gar keine Rede sein kann. Dagegen verschweigt er vollends — und das setzt sein dickleibiges Buch in die Reihe der Schwindelschriften, — daß Dr. Paul Majunke, früherer Chefredakteur der „Germania“, in der neuesten Auflage der „Geschichtslügen“, erschienen im Monat Dezember 1897, Seite 477 ff. vor Leo Taxil seine tiefsten Verbeugungen macht und inbezug auf die „späteren“ Täuschungen desselben sich zu dem Satze versteigt: „Auch bei Besessenen sagt der spiritus malignus gezwungen oft die Wahrheit.“ Über 18 Seiten widmet Dr. Majunke in seinem päpstlich gesegneten Buche dem Nachweise, daß auch unabhängig von Leo Taxil von katholischen Celebritäten das Vorhandensein eines Satanskults in der Freimaurerei gelehrt werde. Gruber aber hat sein dickes Buch zur Bestreitung des Satanskults geschrieben. Wer treibt nun hier Schwindel? Sicherlich nicht die von beiden verleumdeten Protestanten. Diese können den Jesuitenpater auf die am 2. Januar 1897 in der „Vérité de Quebec“ veröffentlichte Resolution des von Leo XIII. protegierten Trienter Kongresses verweisen, welche also lautet: „Einstimmig wurde erklärt, daß die durch die Freimaurer reproduzierten und verbreiteten religiösen und philosophischen Doktrinen die phallischen Lehren der alten Mysterien Indiens, Persiens . . . und seit dem Christentume der Gnostiker, der Manichäer, Albigenser . . . . Templer, Feuer-Philosophen oder Alchimisten oder Rosenkreuzer sind. Diese letzteren gründeten am 24. Juni 1717 die Freimaurerei mit ihrem Symbolismus, um den Kultus des Phallus zu verewigen. Daher erklärt sich die Freimaurerei durch den Mund der englischen Mutterloge als die Capacität der Natur, die Intelligenz der Macht, welche in der Natur und ihren verschiedenen Thätigkeiten existiert.“ Die kirchliche Wochenschrift „Revue catholique de Coutances“ beruft sich noch am 18. Februar 1898 zum Beweise des systematischen Unzuchtskults der Logen auf Leo Taxil und Erzbischof Meurin, dessen französisches Buch Dr. Majunke zur Erhärtung des Satanskults dem deutschen Publikum zugänglich gemacht wissen will. Der anfangs Dezember vorigen Jahres in Paris tagende Antifreimaurerkongreß stand auf Majunkes Seite. Nur ein Abbé wagte die Behauptung, er könne von dem Präsidenten Faure und verschiedenen Ministern, die der Loge angehörten, keine Beziehungen zum Satanskult annehmen. Er wurde aber allseitig niedergeschrieen und ihm mit einem Dutzend Resolutionen geantwortet, die der Papstenzyklika vom 20. April 1884 entsprechen, welche lehrt, daß in den „verwerflichen Sekten jene bösen Geister, die gegen Gott sich empört haben, in ihrer ganzen Treulosigkeit und Heuchelei wieder aufleben.“ Es muß als eine Irreführung des Publikums bezeichnet werden, daß Gruber die ausgedehnte lehr-, hirten- und kirchenamtliche Thätigkeit des Papstes in Sachen des Satanskults in den Hintergrund schiebt und durch Fabeleien vom „groben Schwindel“ der Protestanten die Augen von der vatikanischen Tragikomödie abzulenken sucht. Das ist um so verwunderlicher, als die unter des Papstes Augen erscheinende „Rivista antimassonica“ im Januar d. Js. die Bekehrung einer Mopsschwester, d. h. eines Mitgliedes eines von Taxil erfundenen Freimaurerinnen-Ordens, umständlich erzählt und u. a. berichtet, sie habe konsekrierte Hostien aus den Kirchen in die Logen verschleppt, wo sie zum Satanskulte verwendet seien. Durch die Hülfe der heiligen Jungfrau aber sei sie nunmehr den Klauen Satans entrissen und bekehrt worden. Die „Revue catholique de Coutances“ druckt am 25. Februar 1898 die lange Bekehrungsgeschichte ab und singt dann dem Chef des

Antifreimaurerkomites zu Rom, Herrn Pacelli, ein großes Loblied. Auch das Märzheft „des Pelikan“ 1898 S. 37 verteidigt die Taxilschen „Enthüllungen“ in einem langen Artikel über „furchtbare Hostienschändungen“ in Riobamba (Ecuador).

Im engen Zusammenhange mit dem Taxilschwindel steht die Jeanne d'Arc-Bewegung in Frankreich. Der Trienter Kongreß, dem auf Befehl des Papstes Kardinal Halder von Salzburg in Gemeinschaft mit dem Fürsten Karl zu Löwenstein präsidierte, nahm aus Rücksicht auf die durch das angeblich wunderthätige Eingreifen der Jungfrau von Orleans erfolgte „Bekehrung“ Taxils und Vaughan's folgende Resolution im Herbst 1896 an: „Der Kongreß verlangt, daß die katholischen Frauen den heiligen Stuhl besonders und dringend ersuchen, die Seligsprechung der Johanna d'Arc, dieser heiligen Heldin, zu beschleunigen, deren Einfluß bei den Bekehrungen der Freimaurer so groß gewesen ist.“ Nebenbei bemerkt nahmen an diesem Kongresse 1500 Personen aus Deutschland, Italien, Frankreich ꝛc. teil, unter ihnen 36 Bischöfe und 50 Vertreter von Bischöfen, welche die Freimaurerei in „moralische und intellektuelle Beziehung zum Satanismus“ brachten. Die französischen Mitglieder des Kongresses setzen bis zur Stunde die schwindelhaften Anstrengungen Taxil-Vaughan's, die Jungfrau von Orleans als antideutsche Revanchegöttin auf die Altäre katholischer Kirchen Frankreichs zu bringen, mit ungestümem Eifer fort. Auch über diese Deutschland bedrohenden Bestrebungen hält Leo XIII. seine schützenden und segnenden Hände. Die Mehrheit der Franzosen ist durch den Deutschen-Haß so geblendet, daß die „Revue critique“ vom 21. Februar 1898 p. 157 ausruft: „Johanna wird auf französischem Boden von Bigotten und Freidenkern mit gleichem Kulte bewundert.“

Nach der „Germania“ vom 23. Januar d. J. hat Leo XIII. dem Bischofe Touchet von Orleans in einer Audienz vom 4. Dezember 1897 versprochen, das Verfahren der Heiligsprechung der Johanna zu beschleunigen und ihr den Vortritt vor 271 Seligsprechungsprozessen zu gewähren. Bis zur Entscheidung würden aber immerhin noch fünf Jahre vergehen. Die Bemerkung der „Germania“ vom 8. Dezember 1897, daß die Prälaten anderer Nationalität den günstigen Verlauf des Prozesses bezweifelten, weil das Auftreten der Heldin einen zu sehr politischen Charakter gehabt hätte, hat der Papst mit seiner Zusage bereits gegenstandslos gemacht. Die sachlichen und politischen Bedenken, welche in Rom 1876 gegenüber dem damaligen Bischofe Dupanloup von Orleans geltend gemacht wurden, haben heute im Vatikan keine Bedeutung mehr. Gegenüber der gnädigen Nachsicht, daß Deutschland in China katholische Missionare beschützen darf und durch den „Sohn des Himmels“ katholische Kirchen bauen läßt, muß Leo XIII. zur Ausrüstung der französischen Revanchegöttin das Seine thun, sonst wird „die älteste Tochter der Kirche“ unwirsch. Diese hat ihre Forderung am letzten Maitage des vorigen Jahres durch den Mund des Erzbischofs von Tours, Renou unter Assistenz von sieben Bischöfen und vielen Priestern gestellt. Derselbe sagte in seiner Festpredigt: „Könnten wir uns heute schon öffentlich vor Johanna d'Arc auf die Kniee werfen, dann würden wir so zu ihr sprechen: Erlange vom Gott der Heerscharen, daß der Sieg nicht von unseren Fahnen weiche . . . Da du oben Sankta Katharina, S. Margaretha und St. Michael wiedergefunden hast und dich vertraulich mit ihnen über die französischen Angelegenheiten unterhältst, so vergiß nicht, die du den Fremdling so wirksam verjagt und dem Vaterlande seinen vollen Länderbestand wiedergegeben hast, vergiß nicht, daß ein großer Lappen Fleisch von jener linken Seite Frankreichs (Elsaß-Lothringen) losgerissen ist, aus der du hervorgegangen bist. Johanna, die du so treu den Stimmen von oben gehorcht hast, laß uns auch gleich dir der göttlichen Aufforderung entsprechen und laß uns in Zukunft wieder wie in der Vergangenheit vor ein Ideal der Größe und des Edelmuts gestellt, die alte Formel der Gesta Dei per Francos als ein stetes Gesetz unserer Geschichte betrachten.“

Zu gleicher Zeit hat auch der Jesuit Bouvier auf der Kanzel der Pariser Notre Dame-Kirche Johanna den „Degen Gottes“ genannt. „Hat sich Gott nicht“, rief der Jesuitenpater, „wiederum als guter Franzose gezeigt? Fühlt man sich nicht gedrängt, in diesem Augenblick den alten Ruf unserer Väter auszustoßen: Vivat Christus qui diligit Francos! Ich habe nie geglaubt, o mein Land, daß deine Rolle ausgespielt sei; denn

in diesem Jahrhundert habe ich Gott dir, wie in den schönsten Tagen deiner Geschichte auserwählte Aufgaben zuweisen sehen. . . . Du hast ungezählte Karawanen an den Fuß der Pyrenäen nach jenem Stelldichein (Lourdes) gesandt, das dir die Himmelskönigin gegeben. Du hast das Herz Jesu der Anbetung des Weltalls empfohlen, und du bewahrst in Paray und in Montmartre die beiden Brennpunkte dieser Verehrung, welche die katholischste wurde, indem sie die am meisten französische verblieb."

Einen solchen Chauvinismus als gefährlichen „Schwindel" zu bekämpfen, wäre eher am Platze, als Vorstöße gegen die evangelische Kirche zu unternehmen. Ja, was soll man dazu sagen: Am 30. Mai 1431 hat die katholische Hierarchie Frankreichs die Johanna als Hexe und Satansdirne verbrannt, und heute macht man sie zu einer Heiligen. Größere Widersprüche sind nicht denkbar. (Vergl. die 1890 bei Wiegandt & Grieben zu Berlin erschienene Schrift: „Die Jungfrau von Orleans. Ein kirchengeschichtliches Bild aus dem XV. Jahrhundert" S. 79 ff., wo die Beziehungen des päpstlichen Stuhles zu dieser Hexenverbrennung geschildert sind.) Es fehlt nur noch, daß, wie in Norditalien bereits stürmisch verlangt wird, Fra Girolamo Savonarola, der Bußprediger gegen Alexander VI. und Verkündiger eines demokratischen Gottesstaates, trotz seiner Verurteilung zum Feuertode am 23. Mai 1489 von Leo XIII. in den Heiligenkalender gesetzt würde.

Es ist ein erfreuliches Zeichen, daß solche und ähnliche Dinge in einem Teile des jüngeren französischen Klerus eine evangelische Bewegung entfacht haben. Gegen 20 katholische Priester sind in den zwei letzten Jahren in den Dienst der evangelischen Kirche Frankreichs getreten. Einer von ihnen, A. Bourrier in Sèvres (Seine-et-Oise), giebt bei Charles Schlaeber in Paris, rue St. Honoré 257, eine Monatsschrift „Le Chrétien français" heraus, deren bis jetzt erschienene fünf Nummern sehr lesenswert sind. Vielleicht tritt auch im katholischen Klerus Deutschlands infolge des künstlich genährten Chauvinismus gegen die Reformation eine Ernüchterung ein. Die geräuschvoll vorbereitete Jahrhundertfeier trägt hoffentlich das ihre dazu bei. Seit dem Jahre 1300 haben die Päpste mit Ausnahme der Zeit Napoleons, welcher den römischen Bischof auf die Stufe eines kaiserlichen Kaplans herabdrückte, noch jedesmal am Ende des Säculums „nicht nur eine vollkommene und überreichliche, sondern vollkommenste Vergebung aller Sünden" (Veniam omnium peccatorum) gewährt und ungeheure Menschenmassen zur Wallfahrt nach Rom und anderen „Gnadenorten" bewogen. Einige Anstrengungen sind ja nötig, da vatikanische Stimmen herzbewegende Jeremiaden darüber anstimmen, daß bei der Feier des 60jährigen Priesterjubiläums des Papstes der Peterspfennigkasse so geringe Summen zugeflossen seien. Die mit den Wallfahrten und Ablässen verbundenen Schritte zur Bekehrung der antikatholischen Völker werden nicht minder mit allerlei Enttäuschungen begleitet sein. Die Nöte unserer Zeit mit ihren zerstörerischen Mächten erfordern eben andere Heilmittel, als sie der Vatikan mit seiner dem Evangelium abholden Methode zu bieten vermag.

In dem fast gänzlich katholischen Belgien mit 6195355 Einwohnern, von denen nur 15000 Protestanten und 3000 Juden sind, giebt es 1784 Klöster mit 30098 Ordenspersonen, also auf je 202 katholische Einwohner einen Ordengenossen. Weltgeistliche giebt es in Belgien 6562, auf je 941 Katholiken einen Geistlichen. Regierung und Finanzen, Schule und Gesetze stehen ihnen zu Diensten. Und doch mußte 1886 eine vom Könige eingesetzte Arbeitskommission erklären, daß der Katholizismus mehr und mehr verschwindet, und das Freidenkertum aufkömmt. Bei den Wahlen 1894 wurden 318000 sozialdemokratische, 553000 liberale, 31000 dissidierende und 915000 klerikale Stimmen abgegeben. Von den letzteren sind viele Pluralstimmen, d. h. ein Wähler giebt 2 oder 3 Stimmen ab. Es stehen demnach 915000 ultramontane 902000 nichtultramontanen Stimmen gegenüber. Sollte nicht ein unbefangener Blick auf die belgischen Zustände es der katholischen Presse Deutschlands verbieten, die römische Kirche als die Sozialistentöterin anzupreisen und protestantische Gegenden als besonders empfänglich für den sozialdemokratischen Bazillus hinzustellen?

Ursache für ein uneigennütziges gemeinsames Zusammengehen der Christen katholischer und evangelischer Konfession gäbe es zur Überwindung der Allen drohenden sozialen



Gefahr genug. Der Verrohung eines großen Teils der Jugend können nur gemeinsame selbstverleugnende Anstrengungen Herr werden. Aber wo böte die streitbare Vertretung der Katholiken Deutschlands in irgend einer Frage ihre Mitwirkung, ohne die mithelfenden Nichtkatholiken es fühlen zu lassen, daß katholisch Trumpf ist, und alle diejenigen, welche die Heilsnotwendigkeit des Gehorsams gegen den angeblichen Statthalter Christi bestreiten, Kinder des Verderbens sind? Die evangelischen Synoden beschließen in Verbindung mit der Regierung eine Neuregelung der Gehälter der Geistlichen. Jede Kirche soll ja ihre Angelegenheiten selber ordnen, so deklamieren die Zentrumsredner bei jeder Gelegenheit. Aber Abt Uhlhorn mußte vor kurzer Zeit auf einer hannöverschen Synode die Bemerkung machen, daß die katholische Kirche auch in Preußen mit seiner Mehrzahl evangelischer Bewohner sich im Herrschen übt. Unter dem Vorwande, die katholischen Zölibatäre mit ihren täglichen Meßstipendien müßten den verheirateten Predigern im Gehalte gleichgestellt werden, wurde die Neuregelung in dem bayerischen Abgeordnetenhause hintertrieben und in Preußen durch die katholischen Bischöfe bisher unter die Bank geschoben. In den deutschen Kolonien drängen sich katholische Missionare überall in solche Gebiete ein, wo evangelische Sendboten gewirkt haben. Die Basler Mission in Kamerun führt neuerdings Klage, daß sie von der römischen Gegenmission immer mehr eingeengt werde. Dort wie hier bildet der Ausspruch eines Jesuiten die Parole: Lieber Ungläubige, Sozialdemokraten und Freidenker, Heiden und Türken, als Protestanten.

Was ist das Ergebnis der Vorstöße der Schwesterkirche, von denen hier nur einige derselben bezeichnet sind? Der Würzburger katholische Theologie-Professor Schell hat in seiner in 6 Auflagen erschienenen Schrift: „Der Katholizismus als Prinzip des Fortschritts" (?!) trotz aller Halbheiten das Resultat mit dem Worte „Inferiorität" klar bezeichnet. Freiherr von Hertling widmet in seinem neuen Buche: „Kleine Schriften" dem „Bildungsdefizit der Katholiken in Bayern" und dem übrigen „Deutschland" zwei Abhandlungen und läßt auf S. 390 in fetter Schrift folgende Worte drucken: „Die Katholiken werden trotz aller Deklamationen mit mathematischer Sicherheit allmählich aus den bedeutenderen und einflußreicheren Stellungen des Geisteslebens und des Erwerbslebens der Nation verdrängt werden."

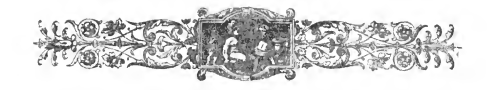
Das Leibblatt des Bischofs Dr. Simar in Paderborn, das „Westfälische Volksblatt", brachte am 7. Februar dieses Jahres folgende Schilderung der katholischen Zustände in den Vereinigten Staaten, dem freiesten Lande der Welt: „Wenn es einmal dem irischen Liberalismus in Amerika gelingen sollte, seine Positionen zu erobern, und dies könnte ihm gelingen da der größte Teil der deutsch-amerikanischen Priester-Kandidaten in den von Irländern geleiteten Seminarien zu studieren gezwungen ist, und die alten deutschen Priester stets mehr und mehr aussterben, dann ist das Schlimmste zu befürchten; vielleicht giebt es dann in den Vereinigten Staaten Nordamerikas statt einer römisch-katholischen Kirche eine irisch-amerikanisch-katholische Kirche" (wie bereits die Polen in Chikago mit ihrem Bischofe Kozlowski sich von Rom getrennt haben. D. R.).

„Die Union hat heute zwölf Millionen Katholiken, aber wie viele Millionen von diesen sind wirkliche, echte, römische Katholiken? Weit über eine Million Katholiken lebt in Mischehen, und Millionen Kinder aus katholischen Familien wachsen im Unglauben auf. Die Konsequenzen liegen klar auf der Hand."

„30000 Konvertiten sollen jährlich, wie man behauptet, in den Vereinigten Staaten in die katholische Kirche aufgenommen werden, eine Zahl, die angesichts der geschilderten Verhältnisse sehr hoch zu sein scheint; wenn über die Verluste eine Statistik aufgestellt würde, welche Zahl würde man erhalten? Ohne Bedenken wird jeder, der mit den Verhältnissen in Nordamerika bekannt ist, zugeben, daß sie 30000 übersteigen würde, und somit kein Fortschritt zu verzeichnen ist; Stillstand aber ist Rückschritt."

Diesen Ausführungen des gut unterrichteten katholischen Blattes soll nichts hinzugefügt werden.





Höfisches Leben in der Zeit der Merowinger.

Von

Dr. Wilh. Busch.

In keiner Zeit ist das deutsche Volk in größerer Unruhe gewesen als in den Jahrhunderten der Völkerwanderung. Die alten Sitze, in denen das Volk ein glückliches und reines Leben, wie Tacitus es schildert, geführt hatte, wurden verlassen, und die Grenzgebiete, endlich die blühendsten Provinzen und der Mittelpunkt des Römerreiches wurden eine Beute der Barbaren. Entsetzliches Elend haben diese Zeiten gesehen, in Trümmer sanken die stolzen Bauwerke der Cäsaren, und wo ehemals der vornehme Römer beim üppigen Gelage geschwelgt hatte, da stellte der germanische Eroberer wohl sein Streitroß in die marmorne Halle. Die römische Kulturwelt, der auch die Aufnahme des Christentums nicht mehr hatte helfen können, unterlag rettungslos der rohen und ungebändigten, aber auch frischen und die Keime der Entwicklung in sich tragenden Lebenskraft der blondhaarigen Fremden. In eine ganz neue Welt waren diese eingetreten, aus den Sümpfen und Wäldern ihrer nebelreichen Heimat waren sie ohne eigentliche Zwischenstufe in Länder versetzt, in denen die vielhundertjährige Kultur den Gegensatz der eingeborenen Bevölkerung zu den Eindringlingen als unüberbrückbar erscheinen lassen mußte. Das ist vielen Völkern zum Verhängnis geworden. Dem römischen Schwerte sind sie gewachsen gewesen, aber als es galt, auf den Trümmern ein neues Leben aufzubauen, da fanden sie dazu nicht die Kraft. Denn zunächst hatte der Germane nicht den inneren Halt, den Verlockungen der Welt, in die er eintrat, sich zu widersetzen. Die alten Bande, die ihn in der Heimat gehalten hatten, Sippe, Volksgemeinde, Stamm, hatten sich während der Wanderung gelockert, und die Religion war beim Aufgeben der alten Sitze, mit denen sie unlösbar verbunden gewesen, ins Wanken geraten. In der Heimat hatte jeder seine Pflicht gekannt, in dem reichen Lande aber erwachten Leidenschaften im Germanen, die ihm bisher fremd gewesen waren. An die Stelle der alten Sittlichkeit traten bis dahin nicht gekannte Laster, und der Freiheitssinn des Volkes artete in Willkür und Zügellosigkeit aus. Habsucht und Gier nach Genüssen konnten in diesen Germanen zu einer so erschrecklichen Höhe steigen, weil das reiche Land gleichsam selbst zu ihrer Befriedigung aufforderte, und in der Entwöhnung von vaterländischer Sitte öffnet sich das Herz am leichtesten der fremden Verderbnis. Wir sehen die Germanen mit den Römern in allen Lastern wetteifern, ja sie übertreffen, und eine kurze Spanne Zeit genügt, um Völker wie die Gothen zum Untergange zu bringen. Mit tiefer Trauer muß es noch in unserer Zeit erfüllen, daß gerade diese ostgermanischen Völker, die sich durch edle und hochsinnige Denkart vor anderen hervorthaten, an den Gegensätzen, in die sie gerieten, zu Grunde gegangen sind. Aber vergeblich ist ihr Opfer nicht gewesen. Sie haben doch die schöne Aufgabe erfüllt, der verrotteten alten Welt das frische Lebenselement zuzuführen, und aus ihrem Blute ist die Versöhnung zwischen der Antike und dem germanischen Geiste hervorgeblüht. Die überlebenden Völker haben davon den Gewinn gezogen, und wie ihre, so beruht auch unsere ganze Bildung auf dieser Verschmel-

zung der antiken Kultur und des Christentums mit dem germanischen Wesen. Da sind es vor allen die Franken, die unsere Teilnahme erregen, ein Stamm freilich, der an innerer Anlage, an Edelmut und echt deutschem Wesen sich mit Gothen und Langobarden nicht messen kann, der aber auf römischem Boden den Staat geschaffen hat, dem die Zukunft gehörte. Denn so groß die Franken im Zerstören waren, so groß sind sie auch im Wiederaufbauen gewesen.

Ein königliches Geschlecht war es, unter dessen Leitung der Frankenstamm in Gallien einbrach und den letzten Rest der alten Römerherrlichkeit im Norden beseitigte, nachdem schon seit längerer Zeit der Süden durch die Westgothen besetzt war. Für das Land war freilich der Wechsel in der Herrschaft kein Unglück, denn dem größten Teil der Bevölkerung brachten die Barbaren, wie die Römer sie nannten, die Befreiung von dem entsetzlichen Drucke, den die Grundherren ausgeübt hatten, und wenn auch keine vollständige Beseitigung, so doch eine Verminderung und gerechtere Verteilung der Steuern und Lasten. Als dann gar Chlodwig den katholischen Glauben annahm und dadurch in bewußten Gegensatz zu den Gothen trat, die der arianischen Irrlehre zugethan waren, war das letzte Hindernis beseitigt, das die Verschmelzung der eingeborenen Bevölkerung mit den germanischen Eindringlingen noch hätte stören können. Daher hören wir in diesem Lande wenig oder nichts von der Feindseligkeit der Römer gegen die Barbaren, obwohl sie sich ihrer Abkunft von den Herren der Welt stets mit Stolz bewußt geblieben sind, und Franken wie Römer arbeiten einträchtig neben und miteinander.

Dadurch hat es natürlich hier viel leichter werden können, daß das Königtum fest einwurzelte und in der ganzen Bevölkerung seine kräftige Stütze fand. Chlodwig hatte einen einheitlichen Staat geschaffen, indem er die vielen Teilkönige, welche einzelne Gaue oder Abteilungen des Volkes beherrschten, in allerdings wenig christlicher Weise aus dem Wege räumte. Aber seine Söhne teilten vermöge der privatrechtlichen Auffassung der Thronfolge als Erbgang das Reich, und wenn auch der Gedanke der Zusammengehörigkeit bewahrt blieb und mehrfach das ganze Reich wieder in einer Hand vereinigt wurde, so hat es doch fast immer gleichzeitig drei oder vier Höfe gegeben.

Bei der durchaus persönlichen Eigenart, die die öffentlichen Verhältnisse unter den Merowingern annahmen, tritt der König und sein Hof in dem Jahrhundert nach Chlodwig mehr als in andern germanischen Reichen mächtig hervor. Er ist der Mittelpunkt des Staates, sein Befehl ist ausschließlich maßgebend, an seinen Hof drängt sich alles, was nach Auszeichnung durch Thaten, Ehren und Würden strebt. Schon äußerlich ragt er über seine Franken hervor durch den Schmuck des blonden, nie von der Schere berührten Haupt- und Barthaares, und wenn er für gewöhnlich auch fränkische Kleidung trägt und fränkische Waffen, so zeichnet ihn bei besonderen Gelegenheiten doch der Königsmantel aus golddurchwirktem Stoff aus, der wahrscheinlich mit goldenen, edelsteingeschmückten Bienen besetzt war, wie man sie vor 200 Jahren in dem Grabe Childerichs I. in Tournai gefunden hat. Schon Chlodwig hat, als ihm vom griechischen Kaiser der Konsultitel verliehen wurde, auch die römischen Abzeichen der Kaiserwürde angenommen. Als er siegreich aus dem Westgothenkriege heimkehrte, zeigte er sich in Tours im Purpurmantel und mit dem Diadem auf dem Haupte, und während er durch die Straßen der Stadt ritt, streute er Gold und Silber unter das Volk aus. Dieses äußere Gepränge mußte auf die Romanen einen besonders tiefen Eindruck machen, denn in ihren Vorstellungen lebte ja noch die alte Kaisermacht mit ihrem Glanze und ihrem Scheine. Aber auch auf die Germanen konnte es seine Wirkung nicht verfehlen, denn eines unbestimmten Gefühls von der Erhabenheit des Kaiserthrons konnten sie sich nicht erwehren, obgleich sie ihn umgestürzt und seine Schätze geteilt hatten.

Würdig steht dem Könige seine Gemahlin zur Seite. Im allgemeinen haben die merowingischen Herrscher den Grundsatz befolgt, Töchter anderer germanischen Fürstenhäuser als Gattinnen heimzuführen, und zu Ost- und Westgothen, Thüringern und Burgundern treten sie in dieser Zeit in verwandtschaftliche Beziehungen. Glückliche Ehen hat es freilich nicht viele gegeben. Denn die Könige lebten nach dem von Tacitus bezeugten altgermanischen Brauche vielfach noch geradezu in Vielehe, oder sie lösten auch

aus eigener Macht eine Ehe, um eine neue zu schließen. Frauen aus einfachem, ja unterstem Stande wurden von ihnen zur Stellung einer Königin emporgehoben, Fredegunde war eine Dienstmagd im Hause Chilperichs, als sein Auge auf sie fiel, und nach Beseitigung seiner angetrauten Gemahlin Galswintha heiratete er sie. Ihr ist er auch bis an sein Lebensende treu geblieben. Ebenso verstieß Charibert seine Gemahlin, um bald nach einander zwei Schwestern, Töchter eines einfachen Wollspinners, zu heiraten. In diesen traurigen Eheverhältnissen ist mit ein Grund zu sehen für die entsetzlichen Familienfrevel, die den Merowingern einen so traurigen Ruhm verschafft haben. Wenn auch das Christentum auf das Gesamtleben des Volkes schon einen unverkennbar günstigen Einfluß ausübt, so ist bei den Herrschern im allgemeinen doch von einer versittlichenden Einwirkung noch wenig zu spüren, und die Kirche in ihren berufenen Vorstehern, den Bischöfen, scheint auch nicht den Mut gehabt zu haben, dem Unwesen zu steuern. Bischof Gregor v. Tours, der in der wildesten Zeit, als eine Brunhild und Fredegunde einander befehdeten, seine Frankengeschichte schrieb, ein Mann von großartiger Wahrheitsliebe, der sich auch nicht scheute, den Königen mannhaft gegenüber zu treten, wo er für die Kirche und ihre Lehre focht, hat kein Wort der Mißbilligung für diese Entartung, für ihn sind anscheinend alle diese Ehen rechtmäßig, und er tadelt es höchstens, daß eine der Schwestern, mit denen Charibert sich vermählte, bereits das Klostergelübde abgelegt hatte.

Stattlich wußte, wie ihr Gemahl, auch die Königin aufzutreten. Kostbare seidene Gewänder wurden aus entlegenen Ländern für sie geholt, und mit Stickereien und goldenen Fransen waren sie reich geziert. Besonders groß war ihr Reichtum an wertvollem Schmuck und Edelsteinen, den sie auch gern öffentlich bewundern ließ, und einen prächtigen Anblick gewährte es, wenn sie in einer Sänfte oder auch wohl, wie andere vornehme Frauen, hoch zu Roß, von einer Schar edler Männer und Frauen begleitet, über die Straße kam. Im Hause führte sie die Oberaufsicht, und ihr Stolz war es, wenn sie eine Menge kostbarer Stoffe und Geschmeide in ihren Truhen sammeln konnte. An solchen Gegenständen hing in damaliger Zeit das Herz königlicher Frauen.

Allerdings muß die Schatzkammer eines merowingischen Königshauses unendlichen Reichtum beherbergt haben. Schätze hatten ja auch schon die Römer gesammelt, aber die Germanen übertrafen bald ihre Vorbilder, und diese Leidenschaft beherrschte nicht nur die Häupter, sondern das ganze Volk. Wie viel Frevel sind nicht verübt worden, um den Schatz eines hohen Beamten, den er sich freilich meist auch nicht auf redliche Weise erworben hatte, zu erbeuten, wie oft sind nicht selbst Kirchen ihrer Kostbarkeiten beraubt worden, wie oft haben nicht Könige sich die Verleihung von wichtigen Ämtern und selbst von Bistümern durch große Geldsummen bezahlen lassen! Aus dem Nachlasse eines einzigen Mannes fiel König Gunthram der fast unglaublich erscheinende Betrag von 250 Pfd. Silber und 60 Pfd. Gold zu, und dabei muß man berücksichtigen, daß der Kaufwert des Goldes damals etwa zehn- bis zwölfmal so groß war wie jetzt. Der noch rohe Geschmack der Barbaren gefiel sich in der Aufhäufung des Metalls oder ließ auch wohl gern Gegenstände von riesigem Gewicht und Umfang davon herstellen. So zeigte König Chilperich einst dem Bischof Gregor einen Tafelaufsatz, der aus purem Golde gearbeitet und mit Edelsteinen reich besetzt war. Sein Gewicht betrug 50 Pfd. Solcher Schaustücke hatte Chilperich vor noch mehr anfertigen zu lassen. Mit Stolz zeigte er auch Goldmünzen, die der griechische Kaiser ihm verehrt hatte, alle ein Pfund schwer, die wohl, um das Herz des Franken zu gewinnen, eigens zu diesem Zwecke geprägt worden waren. Als Chlodwigs Sohn Childebert seiner Schwester Chlothilde, die an den Westgothen Amalarich vermählt war und von diesem schlecht behandelt wurde, zu Hilfe kam, erbeutete er in dessen Schatzkammer 60 Kelche, 15 Schüsseln, 20 Evangelienbehältnisse, d. h. Kästen, in denen die Evangelien, die man beim Gottesdienst brauchte, aufbewahrt wurden, alles von Gold und mit Edelsteinen reich besetzt. Er ließ freilich die Geräte nicht zerschlagen, wie es sonst häufig geschah, sondern schenkte sie größtenteils an Kirchen. König Gunthram ließ sich sogar die Mühe nicht verdrießen, Silberschüsseln von ungeheurer Größe mit sich zu schleppen, um sich beim Mahle ihrer zu bedienen.



Ein kindliches Vergnügen an der Massenhaftigkeit des Besitzes lebte in diesen Männern und Frauen. Nach Gold sind sie gieriger als nach Land und Leuten. Einen unglaublich großen Schatz muß Fredegunde angesammelt haben. Als sie ihre Tochter Riguntthis aussendet, damit sie einen westgothischen Prinzen heirate, läßt sie 50 Wagen mit Kostbarkeiten beladen, und als das Chilperich und seinen Franken doch etwas zu viel deucht, beschwichtigt sie ihren Unwillen, indem sie erklärt, es sei nichts aus den Schatzkammern der früheren Könige, sondern alles ihr Eigentum und ihr teils von ihrem Gemahl geschenkt, teils von den Franken selbst, teils habe sie es aus dem Ertrage der ihr zugewiesenen Höfe erspart.

Allerdings war es durchaus erforderlich, daß der König einen großen Schatz besaß. Feststehende Einkünfte hatte er nur wenige, aber der Gelegenheiten zu Ausgaben gab es sehr viele, und sehr häufig mußten die Herrscher ihren Schatz öffnen, z. B. wenn es sich darum handelte, treue Anhänger zu belohnen oder Gesandte, die in ihre Heimat zurückkehrten, zu beschenken, wie es die Sitte jener Zeit erforderte.

Ein wichtiges Amt bekleidete daher der Verwalter des königlichen Schatzes. Das war der cubicularius oder Oberkämmerer, dem die Kämmerer untergeben waren, die den persönlichen Dienst beim Könige hatten. Außer diesen befanden sich am Hofe des Königs noch eine ganze Reihe von Beamten in hochangesehener Stellung und meist Männer aus den vornehmsten Familien. So der domesticus oder Haushofmeister, und ursprünglich wohl ziemlich gleichen Amtes mit diesem der später zu höchster Bedeutung gelangende maior domus oder Hausmeier. Solcher Hausmeier gab es mehrere, die Königin und die mündigen Prinzen und Prinzessinnen hatten ihren besonderen, der an der Spitze ihres Hofstaates stand und wohl hauptsächlich die Einkünfte aus den ihnen zugewiesenen Gütern zu verwalten hatte. Außer diesen gab es noch andere Hofämter im eigentlichen Sinne, die in ihren Ursprüngen wohl meist in die alte Heimat der Franken zurückreichen. Da ist der Seneschalk oder Truchseß, sowie der Mundschenk, denen die Sorge für die königliche Tafel obliegt, ferner der Marschall, oder wie man ihn damals nannte, der comes stabuli, Stallgraf, und alle befehligen wieder ein ganzes Heer von niederen Dienern. Wichtig ist der comes palatii oder Pfalzgraf, der Vorsteher des königlichen Hofgerichts, dessen Amt schon mehr auf das staatliche Gebiet hinübergreift, ebenso wie beim referendarius, der die königlichen Urkunden auszufertigen hat und das Siegel bewahrt, wohl am besten mit Kanzler zu übersetzen. Diese Hofämter haben das ganze Mittelalter hindurch gedauert, und die Namen sind zum Teil ja selbst in der Gegenwart noch in Gebrauch. Für jene Zeiten waren diese Ämter freilich von besonderer Wichtigkeit, weil ihre Träger nicht auf die Ausübung des Hofdienstes beschränkt blieben, sondern, wie ja auch die Person des Herrschers nicht von dem Staate getrennt werden darf, auch höchste staatliche Bedeutung gewannen und vielfach geradezu als Reichsbeamte auftraten. Sie wurden vom Könige sehr oft bei Beratungen hinzugezogen, ja, vielfach mit besonderen Aufträgen betraut und in die Provinz geschickt. Für den eigentlichen Dienst in den Provinzen bestimmt waren die Herzöge und Grafen, wir sehen aber diese Männer, wie es aus dem Ineinanderübergehen der Ämter sich von selbst ergab, auch häufig am Hofe, und je einflußreicher der Adel wird, desto bedeutsamer treten sie auch am Hofe des Königs, besonders des minderjährigen, hervor. Es versteht sich, daß unter diesen Beamten, mit denen sich der König umgab, das fränkische Element überwog, aber wir finden auch schon frühzeitig Römer unter ihnen, und das konnte auch gar nicht vermieden werden, da die Rechtskenntnis, überhaupt schon die einfache Fertigkeit im Lesen und Schreiben bei den Franken, bis zum Könige hinauf, nur selten angetroffen wurde.

Der König wählte seine Diener anfangs immer, später häufig aus seiner trustis, d. i. das altgermanische Gefolge, von dem nach des Tacitus Bericht jeder angesehene Mann umgeben ist. Die Mitglieder des Gefolges sind die Antrustionen; ausgenommen werden kann jeder Unterthan des Königs, also auch ein Römer, ja selbst Freigelassene und Unfreie werden zu der Stellung erhoben. Gregor erzählte von mehr als einem Manne, der von ganz unten her in die höchsten Ämter gelangt ist. Entweder zeichnet er sich durch gewisse Kenntnisse und Fertigkeiten aus, oder er versteht durch besondere

Kriecherei sich Ansehen beim Herrscher oder der Königin zu erwerben, so daß er mit einem kleinen Amte betraut wird. Dabei gelingt es dann diesen Männern regelmäßig, wie, das wußten wohl ihre Untergebenen selbst am besten, Reichtum zu erwerben, und damit ist ihr Glück gemacht.

Die Pflicht der Antrustionen ist noch die der alten Gefolgsgenossen, dem Könige in der Schlacht zur Seite zu stehen, ihre Hauptbedeutung entfalten sie aber jetzt doch im Frieden. Bei festlichen Gelegenheiten sind sie am Hofe versammelt, sie sind wohl vollzählig anwesend, wenn Familienfeste, wie Taufen und Hochzeiten, gefeiert werden. Auch zum persönlichen Dienste bei seinen Angehörigen kann sie der König bestimmen; so muß eine große Anzahl, sehr gegen ihren Willen, Chilperichs Tochter das Ehren- und Schutzgeleit geben, als sie zur Vermählung nach Spanien reist. Die Gefolgen sind stets um den König, sie begleiten ihn überall, sie sitzen mit ihm an der Tafel, und von dieser nicht gerade lästigen Pflicht hat auch der Römer, welcher in das Gefolge eintritt, den Namen conviva regis, Tischgenosse des Königs, erhalten. Durch das ständige Zusammensein mit dem Herrscher ragen sie natürlich weit über die Mehrzahl der Franken heraus, und diese Wertschätzung zeigt sich äußerlich darin, daß ihr Wergeld, d. h. die Buße, welche für die Tötung eines Gefolgsgenossen gezahlt werden muß, das Dreifache beträgt von dem Satze des Gemeinfreien. Wenn man ferner bedenkt, daß ihnen der König häufig zum Lohn für ihre Dienste Land zum Eigentum schenkt, so begreift es sich, daß sich aus dieser Klasse von Königsleuten allmählich ein Adel entwickelt, kein Adel der Geburt, wie ihn auch die Franken ehemals besessen, der aber während der Wanderung zu Grunde gegangen war, sondern zunächst ein Amts- und Militäradel, auch wohl ein Besitzadel, denn thatsächlich ist mit der Zugehörigkeit zu dieser Klasse ein mehr oder minder großer Reichtum verknüpft. Die Verbindung mit der Person des Königs strahlt Glanz aus, gewährt Ehre, Recht und Vorteile in erhöhtem Maße. Auch die Erblichkeit, die anfangs noch fehlte, muß sich bald ergeben haben. Diese begünstigte Stellung gegenüber der Menge der übrigen Volksgenossen läßt auch bereits ein Titelwesen gedeihen. Während bei Gregor v. Tours der Freigeborene mit ingenuus angeredet wird, und der in etwas bevorzugter Stellung mit bene ingenuus (Wohlgeboren und Hochwohlgeboren), kommt für die hervorragenden Mitglieder des neuen Dienstadels, besonders die Majordome, Grafen, Herzöge u. s. w. der Titel vir illustris auf, etwa unserem Excellenz vergleichbar. Besonders angesehene Beamte werden auch wohl mit altitudo, Hoheit, angeredet.

Nicht mindere Bedeutung haben am Hofe die Würdenträger der Kirche, Äbte oder Bischöfe. Seit Chlodwigs Übertritt hat die Kirche mit der Krone im besten Einvernehmen gestanden, und der heilige Remigius galt bei dem Begründer des fränkischen Reiches, bei dem wir doch von christlicher Gesinnung recht wenig entdecken, sehr viel. Unter seinen Nachfolgern werden Bischöfe sehr oft an den Hof gezogen, sie sind den Königen wertvoll durch ihren Rat in geistlichen und weltlichen Angelegenheiten, sie werden manchmal recht gegen ihren Wunsch mit wichtigen Aufträgen bedacht, selbst als Gesandte in andere Staaten geschickt. Da der König das unbedingte Bestätigungsrecht hat und oftmals, ohne auf einen Vorschlag zu achten, nach seinem Willen und seiner Laune die bischöflichen Stühle besetzt, sehr häufig sogar mit Männern, welche bisher ein hohes weltliches Amt bekleidet haben und nun die reichen Einkünfte eines Bistums als eine wohlverdiente Versorgung für ihre alten Tage ansehen, so hat er in diesen Männern seiner Wahl zuverlässige Stützen, auf die er sich in jeder Weise verlassen kann, während andererseits die Bischöfe ein Mittelglied zwischen dem Könige und der Bevölkerung, namentlich der romanischen, bilden und in unzähligen Fällen einen segensreichen Einfluß ausüben, da sie die Ausbrüche der Roheit und Leidenschaft bei den Herrschern nach Möglichkeit zu verhindern verstehen.

Der König versammelt zuweilen die Bischöfe des ganzen Landes zu einer Synode, und sie müssen seinem Befehle gehorchen, oft aber bietet sich ihm eine bequemere Gelegenheit, die Männer, die sich ja nicht gern weit von ihrem Sprengel entfernten, an seinem Hofe zu sehen. Denn der König hält sich nicht immer an demselben Orte auf. Zwar haben einzelne Städte für die verschiedenen Gebiete größere Bedeutung. So sind als

Mittelpunkte für die Reiche der Söhne Chlothars I., deren Zeit für diese Darstellung besonders in Betracht kommt, Châlons, Rheims oder Metz, Soissons, Paris zu betrachten, aber als ständige Residenzen darf man sie doch nicht ansehen. Ihren gewöhnlichen Aufenthalt nehmen die merowingischen und später auch noch die karolingischen Könige auf den Pfalzen, die sich im ganzen Reiche verstreut auf dem Königslande befinden. Ein dauernder Sitz in einer bestimmten Stadt hätte sich ja auch mit der Art der fränkischen Reichsverwaltung schwer vereinigen lassen. Das Gefühl der innigen Gemeinschaft mit dem ganzen Volke ist noch lebhaft. Noch besteht aus der heidnischen Vorzeit der Brauch, daß der König, wenn er auf den Thron gelangt, seinen Umritt durch das ihm zugefallene Land hält. Denn erst der Landstrich, die Stadt, die er selbst betreten hat, gelten als sein unbestreitbares Eigentum. Aus altgermanischer Zeit stammt auch noch die Sitte, daß der König mit seinem ganzen Gefolge in dem Orte, an dem er Halt macht, verpflegt wird. So ist es bekanntlich auch unter den späteren Kaisern noch lange gewesen. Die merowingischen Könige haben freilich nur in seltenen Fällen diese Leistung zu beanspruchen brauchen, da sie überall im Reiche ihre Pfalzen oder doch Güter besaßen, die zur Aufnahme des Hofes geeignet waren und abwechselnd besucht wurden.

Meist reiste der König mit der ganzen Familie, Fredegunde scheint ihren Gemahl nie allein fortgelassen zu haben, und Brunhild begleitete Sigibert gar in den Krieg. Sie befand sich mit ihren Kindern in Paris, als ihren Gemahl die von Fredegunde gedungenen Mörder ereilten und sie selbst und noch mehr der jugendliche Thronerbe in die äußerste Gefahr gerieten. Über die Art des Reisens ist aus späterer Zeit bezeugt, daß der König auf einem von Ochsen gezogenen Wagen durchs Land fuhr; aber bei den Enkeln Chlodwigs dürfen wir an eine solche Art der Beförderung noch nicht denken.

Die Einrichtung der Wohnung muß recht bescheiden gewesen sein, die Räumlichkeiten waren wohl nicht viel umfangreicher als auf den Edelhöfen vornehmer Franken. Dort bestand das Wohnhaus, das aus Holz gezimmert wurde, aus einem großen Saale, an den sich einige Nebenräume schlossen, daneben stand die Kemenate, ein heizbarer Raum, der den Frauen zur Wohnung diente. Es fehlte wohl auch nicht an Gebäuden, die zur Aufnahme der Gäste bestimmt waren, erwähnenswert ist besonders der Palast, eine große Halle, zu der Stufen emporführten. Holzsäulen trugen das Dach, und zwischen ihnen und den Wänden befand sich eine erhöhte Bühne für die vornehmsten Gäste und die Frauen. Immerhin war der Raum sehr beschränkt. Als Chilperich einst auf einem solchen Sommersitz, an dem er sich besonders gern aufhielt, seine Bischöfe versammelte, waren sie genötigt, alle in einem Hause zu wohnen. So lästig für den Hof eine solche, im Jahre mehrfach wiederholte Umsiedelung auch war, denn vieles, was für den täglichen Gebrauch notwendig war, manchmal sogar der ganze Schatz, mußte mitgeschleppt werden, so hatte es doch den Vorteil, daß die Unterthanen den Herrn bei seinen Reisen oftmals zu Gesichte bekamen, und es war nicht ungewöhnlich, daß der König die meisten Freien in seinem Reiche persönlich kannte. Für die Bevölkerung war es daher eine Freude, wenn der König eine Reise antrat.

Von einer solchen Reise erzählt uns der Dichter Venantius Fortunatus. Er stammte aus Oberitalien und war auf einer Pilgerfahrt, die er zum Grabe des hlg. Martin nach Tours unternahm, an den austrasischen Königshof gekommen, wo er freundliche Aufnahme und auch Verständnis für seine Kunst fand. Später hatte er seinen Wohnsitz in Poitiers, und von hier führte ihn einmal sein Weg nach Metz, wo gerade die Könige, wie er sie nennt, also doch wohl Sigibert und sein jugendlicher Sohn Childebert, eine Reise unternehmen wollen. Er wird freudig als alter Bekannter begrüßt und zur Teilnahme aufgefordert. Es geht zu Schiffe die Mosel abwärts, über die Stromschnellen hinweg, an der Einmündung von Sauer und Saar vorbei nach Trier, das noch nicht ganz aus seinen Trümmern wieder erstanden war. Zu beiden Seiten ist jetzt der Fluß von bis an die Wolken ragenden Bergen eingeschlossen, aber der ehemals nackte Stein ist durch das zarte Grün der Reben bekleidet. So geht es im Fluge bis zur Vereinigung von Mosel und Rhein bei Koblenz. Der Dichter kann sich auf der nun beginnenden Rheinfahrt nicht versagen, ein frohes Lied anzustimmen, das den Widerhall am Ufer

weckt. In Andernach landet endlich das Schiff; und der Dichter freut sich an den rebenbewachsenen Bergen und den zu ihrem Fuße liegenden fruchtbaren Ackerfeldern. Die Könige begeben sich in ihre Halle zum festlichen Mahle. Von hier schauen sie einem fröhlichen Fischzuge auf dem Rhein zu, dessen edle Beute, der Salm, auch zur Zierde der königlichen Tafel bestimmt ist. Solche Tage, so schließt der Dichter, möge der Herr den Königen stets gewähren, die zugleich Festtage für das Volk seien.

Anschaulicher noch schildert uns Gregor eine Reise des Königs Gunthram. Es war am 4. Juli 585, einem kirchlichen Feiertage, als er sich der Stadt Orléans näherte. Eine gewaltige Menge mit Abzeichen und Fahnen zog ihm entgegen. Franken, Römer, Syrer und Juden waren im Zuge vertreten, und in verschiedenen Sprachen sangen sie: Lang lebe der König, und sein Reich breite sich über allerlei Völker zahllose Jahre aus! Noch am selben Tage wohnte er der Messe bei, und darauf fand in seinem Palaste ein großes Mahl statt, an dem die anwesenden Bischöfe, unter ihnen auch Gregor, teilnahmen. Dabei lud er die sämtlichen Bischöfe auch auf den folgenden Tag zum Mahle ein. Am 5. Juli besuchte er die Kirchen der Stadt, um dort zu beten, und bei der Gelegenheit beehrte er auch Gregor, der in einem Kirchenhause, d. h. bei einem Pfarrer, Wohnung genommen hatte, mit seinem Besuche. Leutselig unterhielt er sich mit dem Bischofe und nahm auch huldvoll den Becher Weins entgegen und das geweihte Brot, das nach damaliger Sitte sein Wirt ihm reichte. Mittags versammelten sich die Bischöfe im Palaste, um dem Könige vorgestellt zu werden. Wieder war er sehr gütig, nur einige Bischöfe, die sich an einem hochverräterischen Unternehmen beteiligt hatten, strafte er mit tadelnden Worten; von dem Mahle aber schloß er sie doch nicht aus. Er ließ sich den Segen erteilen, und „frohen Angesichts setzte er sich zur Tafel, als ob er gar nicht von dem ihm zugefügten Schimpfe gesprochen hätte." Es war eine Prunktafel, die der König mit schwerem Silbergeschirr hatte besetzen lassen. Gunthram war sehr guter Laune. Zur Belebung der Stimmung mußte auf seinen Befehl jeder Bischof durch einen Geistlichen niederen Grades einen Kirchengesang vortragen lassen. Die Gespräche, die er mit seinen Gästen führte, betrafen vorwiegend seine Familie, besonders der kurz vorher erfolgte gewaltsame Tod seines Bruders Chilperich gab ihm Anlaß, über einen nicht anwesenden Bischof, den er der Mitwissenschaft zieh, sich bitter und zornig zu äußern. Aber Gregor trat ihm mutig entgegen und wies nach, daß Chilperichs Schlechtigkeit und Gunthrams eigenes Gebet sein Ende herbeigeführt hätten. „Denn wider Fug und Recht, so sprach er, hat er dir viele Nachstellungen bereitet, die ihn endlich selbst ins Verderben brachten." Und der gute Gunthram, der sich zum Vollzuge der altgermanischen Blutrache für verpflichtet gehalten hatte, beruhigte sich auch sogleich und erzählte den Tischgenossen, daß er selbst das Ende seines Bruders in einem Traume vorausgesehen. Drei Bischöfe hätten Chilperich in Ketten geschlossen vor ihn geführt. Zwei der Bischöfe hätten den andern aufgefordert, ihm die Ketten abzunehmen, dieser aber habe gerufen: Das sei ferne, im Feuer soll er für seine Frevelthaten brennen. Und da habe er in der Ferne einen Kessel auf dem Feuer gesehen, der ganz glühend war, und während er, Gunthram, heiße Thränen vergossen habe, hätten jene seinen unglücklichen Bruder hineingeworfen. Wir können es Gregor wohl glauben, wenn er erzählt, daß sich alle Anwesenden über den lebhaften Traum ihres Königs gewundert hätten. — Den nächsten Morgen wurde eine Hofjagd veranstaltet. Bis zum folgenden Sonntage blieb Gregor noch in Orléans, an diesem Tage sah er noch eine Anzahl Bischöfe bei sich, und Gregor erzählt mit sichtlichem Schmerze, wie sich zwei derselben beim Mahle in einer Weise gezankt hätten, die allgemeines Aufsehen erregte. Gunthram lud in Orléans nicht nur selbst zu sich ein, sondern er folgte auch bereitwillig der Einladung von Bürgern der Stadt und nahm an ihrem Mahle teil, wie er auch die Geschenke nicht zurückwies, die ihm bei solcher Gelegenheit dargebracht wurden. Freilich sah er sich dadurch auch wieder genötigt, seinerseits Geschenke auszuteilen.

Es wird schon aufgefallen sein, daß bei diesem Besuche in Orléans die Gastmähler eine ganz besondere Bedeutung beanspruchen. Das ist nun aber nicht zu verwundern, denn den Königen und noch mehr ihrem Gefolge war die Stunde des Mahls geradezu

der wichtigste Abschnitt des Tages. An Gunthrams Tafel scheint es im ganzen schlicht hergegangen zu sein; das entsprach dem einfachen Sinn des Königs. Aber er bildet sicher nur eine Ausnahme, und bei besonderen Gelegenheiten, wie bei der Mündigerklärung seines Neffen Childebert, läßt doch auch er eine dreitägige Schmauserei veranstalten, bei der es hoch hergeht. Und als er mit demselben Neffen den Vertrag von Andelot geschlossen hatte, da hebt Gregor, der wieder zugegen war, auch die Üppigkeit des gleich nach der Messe beginnenden Mahls hervor, das freilich seine beste Würze durch die heitere Laune des liebenswürdigen Gunthrams erhielt. So harmlos wie an Gunthrams Tisch war es aber nicht überall. Die einfache Lebensweise der Vorfahren hatte man, wenigstens bei Hofe, längst aufgegeben. Die Vorratskammern in den Pfalzen hielt ein sorgsamer merowingischer Hausvater stets gefüllt; besondere Aufmerksamkeit wurde dem Weinkeller zu teil, in dem nicht nur die einheimischen Sorten lagerten, sondern auch aus weiter Ferne, aus Italien und Palästina eingeführte Weine. Der Koch war in dieser Zeit eine angesehene Persönlichkeit unter den herrschaftlichen Dienern. In mächtigen Schüsseln wurden die Speisen aufgetragen und eine ganze Reihe von Gängen folgte auf einander. Massenhaftigkeit der Gerichte verlangte der germanische Appetit, aber der Gaumen der Franken war doch auch schon verwöhnt durch eine feinere Art der Zubereitung, die man von den Römern gelernt hatte. Auch ein anmutigeres Aussehen hatte die Tafel bekommen; feines Obst stand in zierlichen Körbchen auf dem Tische, und auch mit Blumen — genannt werden Lilien und Rosen — war er geschmückt. Manchmal ließ der Herr wohl einem besonders geehrten Gaste eine Leibspeise vorsetzen. Als Chilperich einmal eine ganze Synode auf seiner Seite hatte, um einen ihm mißliebigen Bischof abzusetzen, widerstrebte ihm allein Gregor. Daher lud ihn der König zu seiner Tafel, auf der unter anderen Gerichten auch Schüsseln mit Geflügel und jungen Erbsen standen. Aber Gregor merkte, wie er ihn fangen wollte, und sagte zum König: Unsere Speise soll sein, den Willen Gottes zu thun und uns nicht fangen zu lassen von diesen Lüsten, auf daß wir nimmerdar seine Gebote vergessen. Und Chilperich erreichte seinen Willen nicht.

Die ganze Tischgesellschaft saß an einer langen Tafel, nicht immer die Männer allein, sondern Fredegunde wenigstens wurde mehrfach, als sie bereits verwitwet war, von Gunthram zu seinem Mahle geladen. Das Gefolge nahm auf langen Bänken Platz, die man wohl mit ausländischen Fellen und kostbaren Teppichen belegte, denn an die Bequemlichkeiten des verfeinerten römischen Lebens waren die Germanen längst gewöhnt worden.

War der Schmaus beendet, so dachte für gewöhnlich niemand daran, schon aufzustehen. Denn nun begann das Trinkgelage, und dieses fand so bald kein Ende. Bis in die tiefe Nacht wurde es manchmal ausgedehnt, und die alte Trunkfestigkeit, die schon Tacitus an unsern Vorfahren bewundert, bewährte sich glänzend auch jetzt noch. Freilich sind es nicht die Franken allein gewesen, deren Durst unersättlich war, die Römer hatten es von ihnen vortrefflich gelernt und wetteiferten mit ihnen, und selbst mancher Bischof wußte an des Königs und seiner eigenen Tafel seinen Mann zu stehen. Kam es doch vor, wie Gregor mit Entrüstung erzählt, daß Bischöfe noch schmausten und zechten, wenn die Geistlichen in der Kirche schon die Frühmesse lasen. Der König trat nicht hinter seine Getreuen zurück, sicher war er nicht der erste, der fortging, selbst von einer Königin wird berichtet, daß sie noch an der Tafel saß, als das Zechgelage längst seinen Höhepunkt überstiegen hatte.

Daß das andere Nationallaster der Germanen, von dem wir bei Tacitus hören, das Spiel, in dieser Zeit noch mit dem alten Eifer betrieben wurde, läßt sich nicht beweisen, dafür aber sah auch manche königliche Tafel, wenn sich die Gemüter erst erhitzten, gezückte Waffen, und das Blut von Verwundeten oder Erschlagenen rann über den Estrich. Ein Menschenleben galt wenig, nicht einmal der Träger eines geistlichen Gewandes war vor thätlichen Beleidigungen geschützt. Gerade in dieser Rauflust, die auch die Tafel des Königs nicht scheute, erkennt man am besten die Entartung, die im römischen Lande auch diese Germanen ergriffen hatte. So ist es denn nicht weiter verwunderlich, daß die fränkischen Könige an einem der rohesten Vergnügen der Romanen,

den Kämpfen im Zirkus, Gefallen fanden. Besonders Chilperich ließ in mehreren Städten Ringbahnen errichten, wie Gregor erzählt, um dem Volke Gelegenheit zu geben, Schauspiele zu sehen, wahrscheinlich aber doch, weil er selbst ein Freund der in ihnen stattfindenden Kämpfe war. Ebenso veranstaltete Childebert in Metz in Anwesenheit vieler Vornehmen eine Tierhetze, indem eine ganze Meute Hunde im Zirkus einen Bären oder Auerochsen jagte, und das Schauspiel ward von den Zuschauern mit großer Aufmerksamkeit verfolgt. Gregor spricht von einem Feste, als er davon erzählt.

Löblicher ist es jedenfalls, daß der König und seine Großen mit besonderem Eifer der Jagd obliegen. Das war doch noch eine Beschäftigung, die Manneskraft und Mut erforderte, fast die einzige, möchte man sagen, denn schon von den Enkeln Chlodwigs ist nur der eine Sigibert selbst ins Feld gezogen, und noch später überlassen die Merowinger regelmäßig das wichtigste Recht der Könige, die Führung des Heeres, den Großen, besonders dem Majordom. Die germanische Lust am Walde und dem freien Umherstreifen durch die Auen hatte das entnervende Zusammenleben mit den Römern doch noch nicht in dem Geschlechte ausrotten können. Meroweck, der allen Grund hatte, den Zorn seines Vaters Chilgerich und noch mehr seiner Stiefmutter Fredegunde zu fürchten, war in die Kirche des heiligen Martin geflohen, um in diesem Asyl Sicherheit zu finden. Aber als ihn ein Schicksalsgenosse, den Fredegunde hatte bestechen lassen, aufforderte, mit auf die Jagd zu kommen, da war er gleich bereit, den Zufluchtsort zu verlassen. „Was sitzen wir hier so träge und furchtsam und verkriechen uns wie Feiglinge in der Kirche, sagte der Verräter zu dem Königssohne. Wir wollen unsere Pferde kommen lassen, die Falken nehmen, mit unseren Hunden auf die Jagd gehen und uns der weiten Welt freuen." Gerade der Jagd wegen verließen die Herrscher häufig die Städte und nahmen in ihren einsamen Pfalzen Wohnung. Ein besonders leidenschaftlicher Jäger muß Gunthram gewesen sein. Wir haben schon gehört, wie bei seinem Besuche in Orléans auch eine Jagd in seinem Programm stand, und er hatte sich doch bitter beklagt, daß ihn die Staatsrücksichten nötigten, diese Reise im heißen Juli anzutreten. Das mußte die Strapazen der Jagd, die man nicht etwa mit einer Hofjagd in unseren Tagen vergleichen darf, natürlich nur vermehren, aber dadurch ließ er sich nicht abschrecken. Mit einer auffallenden Eifersucht hielt er darauf, daß ihm in sein Jagdrevier kein anderer gerate. Als er einmal im Wasgau jagte, fand er die Spur eines erlegten Büffels. Sofort wurde sein Förster ins Gebet genommen, und dieser gestand, daß Gunthrams eigener Oberkämmerer Chundo, also sein höchster Beamter, gewilddiebt habe. Da geriet der König, der sonst so leutselig war und von Gregor nicht mit Unrecht der Gute genannt wird, in den größten Zorn, und auf seinen Befehl wurde Chundo verhaftet und in Ketten ihm vorgeführt. Er leugnete freilich, daß er sich je eines solchen Verbrechens unterstanden habe, aber der König bestimmte, daß er sich durch ein Gottesurteil, in diesem Falle einen Zweikampf, reinigen müsse. Als der Zweikampf unentschieden blieb, denn Chundos Neffe, der für ihn eingetreten war, und der Förster töteten sich gegenseitig, wurde der Kämmerer, bevor er das Asyl einer nahen Kirche erreichen konnte, ergriffen und auf königlichen Befehl gesteinigt. Später hat Gunthram seine Frevelthat allerdings bitter bereut. Mit solcher Strenge wachte ein fränkischer König über seine Jagd; freilich müssen wir berücksichtigen, daß auf den Frevel am Walde das deutsche Recht aller Zeiten eine schwere Sühne gesetzt hat.

Diese Freude an der Jagd, wie der König und sein Hof sie noch offenbaren, beweist doch, daß der germanische Geist des Volkes noch nicht erloschen war. Ein Umschwung aber ließ sich nicht vermeiden. Die germanische Sitte mußte zurücktreten, wo die Franken mit der überlegenen römischen Kultur in Berührung kamen. Nun haben sich die Franken bei der Einwanderung wohl nach alter Sitte in Einzelgehöften als Landbauer angesiedelt, aber von Anfang an ist doch auch ein beträchtlicher Teil, auch die Könige selbst, in die Städte gezogen, in denen römische Bevölkerung saß. Germanisches Leben in Städten ist ein Unding, da kann es nicht gedeihen, und so ergab sich von selbst die Anlehnung an die römischen Sitten. Freilich verschwindet die germanische Eigenart nicht mit einem Schlage. Zu der vom Volke geschiedenen, hoch über dasselbe hinausgerückten Stellung,



die der Herrscher im römischen und byzantinischen Reiche hatte, konnte es bei diesem Volke nicht so schnell kommen. Der Zusammenhang zwischen Thron und Volk hat sich lange erhalten, und vielfach besteht noch ein inniges Verhältnis zwischen König und Unterthanen, das an die alten Zeiten erinnert. Wie patriarchalisch ein König noch mit seinem Volke verkehrte, sieht man bei dem Besuche Gunthrams in Orléans. Er war es auch, der einst in der Kirche zu Paris den seltsamen Einfall hatte, sich plötzlich an die versammelten Andächtigen zu wenden und sie zu bitten, nicht auch ihn zu töten wie seine Brüder, sondern ihn wenigstens noch drei Jahre leben zu lassen, damit er für seine unmündigen Neffen sorgen könne. Und die Rede fand Anklang, denn die ganze Gemeinde sandte ihre Gebete für den König zum Herrn. Unserm Geschmacke sagt dies eigenartige Hervortreten des Königs in der Kirche, das allerdings auf einen recht gemütlichen Verkehr zwischen ihm und dem Volke schließen läßt, nicht besonders zu. Es war auch nicht mehr recht angebracht, denn das gute Verhältnis änderte sich langsam. Die Verwilderung, die auf gallischem Boden einriß, hatte nicht nur die Könige verdorben, sondern auch die natürliche Ehrfurcht der Franken vor dem Leiter des Staates vermindert. Zwei Beispiele mögen ausgewählt werden. Zu Gunthram kam eine Gesandtschaft seines Neffen Childebert, Große des Reiches, darunter auch ein Bischof. Als der König bei der Unterredung eine etwas gewagte Behauptung aufstellte, ging lautes Hohnlachen durch die Versammlung, und einer der Gesandten hatte die Keckheit, dem Könige zuzurufen: „Wir wissen, König, noch ist die Axt vorhanden, die deiner Brüder Köpfe spaltete, und alsbald wird sie dir im Schädel sitzen und auch dir das Gehirn spalten." Das war dem gutmütigen Gunthram denn doch zu arg. Er geriet in Wut und ließ ihnen beim Weggehen Holzspähne, Stroh, vermodertes Heu und was man sonst wohl auf der Straße findet, an den Kopf werfen, sodaß es ein arger Skandal wurde. Das war allerdings eine wenig königliche Rache, und sie beweist, daß auch der Ton, die Lebensart eines Königs nicht immer besonders fein war. Von Brunhild hören wir einmal, daß sie, schon Witwe, sich wie ein Mann gürtete und sich zwischen zwei Heerhaufen ihrer Großen warf, die sich in blutiger Fehde gegenüberstanden. Und obwohl man ihr drohte, daß sie von den Hufen der Rosse werde zu Boden getreten werden, harrte sie doch mutig aus und verhinderte thatsächlich das Blutvergießen. Ihr Auftreten machte der Königin alle Ehre, aber es ist doch bezeichnend, daß die Großen des Reiches der Mutter ihres Königs mit dieser Drohung zu begegnen wagten. Das steht nicht im Einklang mit der hohen Achtung, deren sich vordem die Frau bei den Germanen erfreut hatte, und wir erkennen daraus, wie sich der Charakter des Volkes bereits geändert hat.

Wie traurig es mit dem Familienleben der Merowinger bestellt war, ist schon angedeutet worden. Doch fehlt es auch nicht an Beispielen, die an die gute alte Sitte mahnen. Sigibert unterschied sich von seinen Brüdern, die sich mit Frauen aus niederem Stande vermählt hatten, und warb um die Hand der westgothischen Königstochter Brunhild, die mit allen Vorzügen reich ausgestattet war. Eine innige Neigung verband beide Gatten mit einander und es ist tief zu beklagen, daß durch den jähen Tod Sigiberts dieses friedliche Glück, das nur durch die Feindschaft der unseligen Fredegunde gestört wurde, ein so trauriges Ende fand. Das war der zweite tiefe Schmerz, der Brunhilds Herz traf. Das erste Leid, das sie im Frankenlande erfahren, war der gewaltsame Tod ihrer Schwester Galswintha gewesen. Als Chilperich sah, wie das Ansehen seines Bruders durch seine Vermählung gewachsen war, warb er um Brunhilds Schwester. Die Staatsraison verlangte, daß der mächtige Freier nicht abgewiesen werde, und so war das unglückliche Fürstenkind dazu gezwungen, aus ihrer schönen Heimat zu dem ungeliebten Mann in den kalten Norden zu ziehen. Rührend ist der Abschied, den die Prinzessin von Eltern und Vaterhaus nimmt. Die Gesandten drängen zur Abreise, aber die Mutter kann sich von der Tochter nicht trennen, und als endlich der Tag da ist, erhebt sich allgemeines Wehklagen, selbst der König kann die Thränen nicht zurückhalten. Die Mutter läßt es sich nicht nehmen, die Tochter noch eine Strecke zu begleiten. Auf der Tajobrücke muß der Wagen auf Galswinthas Geheiß noch einmal halten, und thränenden Auges nimmt sie von ihrer Vaterstadt Toledo Abschied. Endlich reißt sich die Mutter los aus

der innigen Umschlingung und den heißen Küssen der Tochter. Wenn die Winde aus ihrer neuen Heimat nach Spanien wehen, so will sie das als einen Gruß der Tochter erkennen. Der ganze Kummer eines blutenden Mutterherzens klingt aus den Worten der Königin, die, als sie sich endlich trennen muß, noch lange der Scheidenden nachschaut und ihr Bild noch zu sehen wähnt, als sie schon längst dem Blicke entschwunden ist. Als dann gar nicht viel später die Kunde zu ihr dringt, daß Galswintha dem tückischen Verhängnis erlegen ist, da klagt sie, daß sie ihr Kind von sich gelassen, und sie wirft dem Tode vor, daß er nicht lieber sie statt der geliebten Tochter dahingerafft hat. Ebenso rührend ist die Klage der Brunhild, die es schmerzlich empfindet, daß sie der Schwester nicht hat die Augen zudrücken, nicht ihre letzten Worte hat vernehmen können. Ein schönes Denkmal hat sie der Verstorbenen gesetzt, denn gewiß auf ihre Veranlassung dichtete Fortunatus die schöne Elegie, in der er das Schicksal der unglücklichen Galswintha besang.

Solche Äußerungen wahren Gefühls in der Zeit der ungestümen Leidenschaften und rohester Gewaltthaten zu vernehmen, thut uns wohl. Auch das Herz einer Fredegunde gerät in schmerzliche Unruhe, wenn es sich um ihre eigenen Kinder handelt. Unter Thränen und heißen Küssen trennt sie sich von der Tochter, die zur Vermählung mit einem westgothischen Prinzen nach Spanien zieht. Besonders aber trifft es sie, als ihre Söhne erkranken. Da geht sie in sich und gelangt zur Erkenntnis ihrer Sünden, und sie, deren Habgier sonst keine Grenzen hat, veranlaßt ihren Gemahl, die Steuerlisten zu verbrennen. Ein ander Mal schickt sie große Summen an die Kirche des hl. Martin, damit ihr letzter Sohn von schwerer Krankheit genese. Und als ihr wieder ein Sohn gestorben, an dem ihr Herz mit leidenschaftlicher Liebe gehangen, da läßt sie den ganzen Schatz, den sie fürsorglich schon für das Kind zu sammeln begonnen, verbrennen oder soweit er aus Edelmetall bestand, umschmelzen, damit nicht die Erinnerung immer wieder angeregt werde und ihr Herz von neuem blute. Gewiß, das sind Züge, die unser Urteil über dies blutdürstige Weib, wie Zeitgenossen sie nennen, wenigstens etwas zu mildern vermögen.

Das Gefühl der Familienzusammengehörigkeit blieb vielfach trotz der bitteren Feindschaft der Verwandten erhalten. Gunthram hielt sich verpflichtet, den Tod seines Bruders Chilperich, der sich doch wenig brüderlich gegen ihn bewiesen hatte, zu rächen, er nahm sich auch seiner verwaisten Neffen an und sicherte ihnen das ererbte Reich; er scheute auch trotz seines Alters die weite Reise nicht, um der Taufe des jüngsten, den Vater allein überlebenden Sohnes der Fredegunde beizuwohnen. Aus unbekannten Gründen war sie hinausgeschoben worden, und der Knabe war bereits sieben Jahre alt, als er endlich in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen wurde. Es war eine große Feier. Von den Verwandten war freilich nur Gunthram zugegen, aber er war umringt von zahlreichen Großen. Die Bischöfe, welche die hl. Handlung vollziehen sollten, hatte er selbst bestimmt. Er hob auch den Knaben aus dem Taufwasser, und indem er ihn Chlothar nennen ließ, sagte er: Es gedeihe der Knabe und mache dereinst wahr, was sein Name besagt, auch blühe er in solcher Fülle der Macht, wie einst der, dessen Name er erhalten hat. (Chlothar hängt mit unserem „lauter" zusammen und bedeutet hell, glänzend.) Nach der kirchlichen Feier lud er das Knäblein zu Tische und beschenkte es reichlich. In gleicher Weise wurde auch von diesem der König wieder zur Tafel geladen und ebenfalls mit reichen Geschenken bedacht.

Die Lebensart ist verfeinert worden, und auf die Dauer hat auch das Christentum einen sittlichenden Einfluß ausgeübt. Daß nicht gleich mit einem Schlage der neue Glaube umgestaltend gewirkt hat und daß trotz des Christentums die ersten Jahrhunderte des fränkischen Volkes so viele Greuel gesehen haben, darf man gewiß nicht, wie es manchmal geschieht, dem Christentum selbst schuld geben. Wie die Germanen, als sie in das fremde Land einwanderten, zunächst jeden innern Halt verloren, ist ja bereits ausgeführt worden. Das schlechte Beispiel, das die traurige Entsittlichung und moralische Kraftlosigkeit der Römer, also der eingeborenen Christen selbst bot, und die Thatsache, daß sogar die Geistlichen von dieser Entartung nicht immer frei waren, konnte nicht erziehend auf die neuen

Ansiedler einwirken. Aber die Keime zu reicher Kulturförderung finden sich schon in der ersten Zeit. Das Christentum ist eine Macht, die im Staate und im Privatleben des einzelnen sich Geltung verschafft. Von den Herrschern selbst läßt sich nicht leugnen, daß sie der Kirche in Treue und mit dem Bewußtsein ihrer Pflichten gegen dieselbe zugethan sind. Sie ließen ihr einen kräftigen Schutz widerfahren und beugten sich mehr als einmal vor ihrem Befehle. Ihre Teilnahme am Gottesdienste war sehr rege, täglich wohl besuchten sie die Messe. Gunthram ging oft schon vor Tagesgrauen bei Fackellicht in die Kirche. Selbst ein Chilperich nahm eifrigen Anteil an religiösen Fragen. In den Stunden, in denen er nicht an Verwandtenmord dachte oder an Überfall und Beraubung auch der eigenen Unterthanen, schrieb dieser seltsame König ein Buch über die hlg. Dreifaltigkeit. Man solle dabei nicht Personen unterscheiden, lehrte er, sondern sie schlechtweg Gott nennen. So legte er die Schrift einem Bischofe vor und forderte, das solle von jetzt an Lehre der Kirche sein. Dieser freilich wies ihm nach, daß er nur eine alte Irrlehre erneuert habe, die längst abgethan sei, und als Chilperich sich nun an einen, wie er meinte, klügeren Mann wandte, bekam er eine noch deutlichere Antwort, bei der er sich, ohne seinen Ärger verhehlen zu können, beruhigte. Chilperich hat sich auch selbst als Dichter von Meßgesängen versucht, die freilich nur geringen Beifall fanden. Dabei bethätigte er einen an sich gewiß löblichen Eifer für die Ausbreitung seines Glaubens. Bischof Gregor befand sich einmal auf einem Landsitze bei Chilperich, als ein jüdischer Kaufmann ins Zimmer trat, um dem Könige Kostbarkeiten zu verkaufen, wie er schon öfter gethan. Chilperich reichte dem Manne freundlich die Hand und führte ihn zum Bischof, damit dieser ihn segnen solle. Jener aber sträubte sich, und nun machte der König ihm Vorhaltungen. Der andere verteidigte sich mutig, und bald war es ihm gelungen, den König zum Schweigen zu bringen. Jetzt setzte Gregor freilich den Streit fort, aber auch er vermochte nichts auszurichten. In andern Fällen hatte Chilperich mehr Glück mit seinen Bekehrungsversuchen, und welche Bedeutung er solchem Erfolge beilegte, geht daraus hervor, daß er selbst mehrere Juden aus der Taufe hob. Denn nach alter Anschauung traten die Paten in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu dem Täufling, und es scheint, daß die Könige sonst außer ihren nächsten Verwandten höchstens noch den Kindern ihrer vornehmsten Beamten diesen Dienst erwiesen haben.

Für die hohe Achtung, die man den Dienern der Kirche entgegenbrachte, und den unerschrockenen Mut, mit dem ein Bischof sich auch dem Herrscher widersetzen konnte, giebt es zahlreiche Beispiele. Hier sei eins angeführt. Chlothar I. wollte von allen Kirchen seines Reiches ein Drittel ihrer Einkünfte als Steuer erheben. Obgleich alle anderen Bischöfe sich dieser Anordnung fügten, trat Injuriosus von Tours entschieden für die alte Freiheit seiner Kirche ein. Zornig kam er zum Könige: Wenn du Gott nehmen wirst, was sein ist, sagte er, so wird der Herr dir bald dein Reich nehmen; und ohne dem Könige den Abschiedsgruß zu bieten, ging er von ihm. Das machte Chlothar doch betroffen. Er fürchtete die Macht des hlg. Martinus, des Schutzpatrons von Tours, daher ließ er dem Bischofe viele Geschenke bringen und bat ihn um Verzeihung. Seinen Befehl aber nahm er zurück.

Eins ihrer Hauptverdienste hat die Kirche in dieser Zeit sich dadurch erworben, daß sie innerhalb ihrer heiligen Orte Verfolgten Schutz gewährte. Wie manche Königin, manches Königskind hat nicht am Altar einer Kirche Hülfe gesucht gegen die ausgesandten Mörder. Wir lesen mit wahrer Rührung von dem Heldenmute, mit dem wackere Geistliche die in ihres Heiligen Schutz Aufgenommenen gegen anstürmende Rotten verteidigten, welche selbst die Unverletzlichkeit eines Gotteshauses nicht achteten. Chilperichs Sohn Merowech floh in die Kirche des hlg. Martin zu Tours. Der Vater hätte ihn gern herausgehabt, da er aber die Gewalt scheute, schrieb er einen Brief an den hlg. Martin selbst, in dem er ihn um Rat fragte, und diesen Brief ließ er mit einem weißen Blatte, das für die Antwort des Heiligen bestimmt war, an dessen Grabe niederlegen. Da er keine Antwort erhielt, so blieb auch Merowech unangefochten in dem Asyl, bis er später auf der Flucht an einem andern Ort ergriffen wurde.

Einen ähnlichen Aberglauben bewies Chilperich, als er zum ersten Male nach Paris zog. Die Brüder hatten ausgemacht, daß keiner ohne des andern Genehmigung diese Stadt betreten sollte. Um nun den Folgen des Meineides, dessen er sich damit schuldig machte, zu entgehen, ließ er bei seinem Einzuge die Reliquien vieler Heiligen vor sich hertragen. So, meinte er, habe der Fluch keine Gewalt über ihn.

War den Männern der Glaube vielfach nur eine Häufung äußerlicher Bräuche und artete er wohl gar in häßlichen Aberglauben aus, so finden wir bei den Frauen dagegen ein viel innigeres und reineres Verhältnis zur Kirche. Fredegunde freilich macht auch hier wieder eine Ausnahme. Ihr schlägt wohl das Gewissen, und sie denkt an den strafenden Gott, als ihre Kinder in schwere Krankheit fallen, aber diese Regung schwindet schnell wieder. Dem schlimmsten Aberglauben ist sie unterworfen, so wenn sie sich von klugen Frauen einreden läßt, bei der Krankheit ihrer Söhne sei Zauberei im Spiele, und wenn sie ihr jüngstes Kind aufs Land bringt, damit es dort vor dem bösen Blick bewahrt bleibe. Aber schon ihre Tochter Rigunthis hat einen edleren Standpunkt. Als Gregor der Majestätsbeleidigung angeklagt wird, bezeugt sie ihm ihr Mitgefühl, und an dem Tage, an dem seine Sache zu Ende geführt wird, fastet sie mit dem Hofstaat, bis ihr ein Diener verkündet, daß er sich von der Beschuldigung vollständig gereinigt habe. Von Fredegundens Gegnerin Brunhild weiß der Geschichtsschreiber zu melden, daß sie, nachdem durch die Salbung ihr Übertritt zur katholischen Kirche erfolgt ist, treu in Christi Namen in dem rechten Glauben verharrt hat. Dieselbe Treue hat ihre Tochter Ingunde bewahrt. Sie war mit ihrem Vetter, dem Westgothen Hermenegild, verlobt. Freudig wird sie in der neuen Heimat aufgenommen, aber bald wird ihr nahe gelegt, ihren Glauben zu verleugnen und dem arianischen Bekenntnis, dem damals noch der größte Teil der Westgothen zugethan war, sich zuzuwenden. Jedoch die tapfere Prinzessin läßt sich in ihrem Glauben nicht irre machen und weist die Zumutung, von ihrer reinen Erkenntnis zu einer tieferen Form des Christentums herabzusteigen, wie es der Arianismus war, weit von sich. Ja, sie erträgt lieber die Mißhandlungen ihrer eigenen Großmutter Goeswintha, die in ihrem Fanatismus die Enkelin bei den Haaren ergreift, zur Erde wirft und mit Füßen stößt, bis ihr die Sinne vergehen, als daß sie den Glauben ihres Gemahls annimmt. Ihre Treue und Bekenntnisfreudigkeit hat schließlich auch den Sieg davon getragen, denn Hermenegild bekehrt sich, hauptsächlich wohl durch ihren Einfluß bewogen, zum wahren Glauben, und er bleibt treu, als der eigene Vater ihn nebst seiner Gemahlin von sich stößt und zur Flucht ins Ausland nötigt. Fürwahr, wir können dieser Frau, die unter der schwersten Bedrängnis ihren Glauben hochhielt, die innigste Teilnahme nicht versagen; ihr schönes Beispiel sollte deutschen Fürstentöchtern stets vorschweben, an welche die gleiche, sie und ihren Glauben so tief beleidigende Zumutung gestellt wird!

Die liebenswerteste Frauengestalt, von der wir aus dieser Zeit hören, ist wohl Radegunde. Sie war die Tochter eines thüringischen Königs. Als Chlodwigs Söhne das Land ihrer Geburt eroberten, war sie in Gefangenschaft geraten, und Chlothar hatte sich dann mit ihr vermählt. Aber die Ehe war nicht von langer Dauer. Denn als Chlothar ihren Bruder ermorden ließ, trennte sich Radegunde von dem ungeliebten Manne. Sie wandte sich, wie Gregor sagt, zu Gott und gründete in Poitiers ein Kloster, das dem hlg. Kreuz geweiht wurde. Hierhin zog sie sich mit ihrer Pflegetochter Agnes, die die Würde der Äbtissin erlangte, zurück, und hier verbrachte sie ein langes Leben, von den Bürgern der Stadt schon bei Lebzeiten wie eine Heilige geliebt und mit ehrfurchtsvoller Scheu auch von den Nachkommen ihres wilden Gemahls geehrt. Das Kloster der hlg. Radegunde erscheint in diesen Jahren der blutigen Fehden und Bürgerkriege wie eine friedliche Insel im brandenden Meere. Radegunde hatte wohl den Frieden gefunden, den sie hinter den Klostermauern suchte, aber der Schmerz über ihre zerstörte Jugend hat doch ihr ganzes Leben beherrscht. Wir wissen von ihr mehr als von mancher andern fürstlichen Frau, die in einflußreicher Stellung lebte, denn ihr war es gelungen, den Dichter Venantius Fortunatus an sich zu fesseln. Von dem anmutigen Verkehr des begabten Italieners mit der damals schon hochbetagten Radegunde und der Äbtissin Agnes hören wir in sehr vielen seiner Gedichte. Dem Einflusse dieser Frauen ist es zuzu-

schreiben, daß der recht weltlich angelegte Mann in den geistlichen Stand eintrat, in dem er es schließlich noch zum Bischofe brachte, und ihrer Anregung entstammen auch wohl die geistlichen Lieder des Dichters, unter denen am meisten hervorragt das berühmte und vielgesungene Prozessionslied: vexilla regis prodeunt. Radegunde wird von ihm nur mit Mutter, Agnes mit Schwester angeredet, und die innigste Verehrung für beide Frauen prägt sich in seinen Gedichten aus. Wenn er Radegunde einen Tag nicht gesehen, vergleicht er sich klagend mit einem Lamm, das von der Mutter getrennt ist; hält ihn eine Reise fern, so vergeht er vor Sehnsucht und bittet die Wolke, daß sie ihn zu ihr tragen möge. Ohne sie fühlt er sich in der volkreichen Stadt einsam, und unerträglich scheint ihm die Zeit, wenn sie sich nach der strengen Ordensregel im Kloster einschließt und ihm unsichtbar bleibt. Liebevoll bittet er die durch langes Fasten erschöpfte Mutter, sich den Genuß von Wein zu gönnen, und der Äbtissin empfiehlt er, sich mehr Schonung aufzuerlegen und von der schweren Arbeit in der Küche abzulassen. Freilich läßt er selbst ihrer Kochkunst alle Ehre angedeihen, bereitet es doch den Frauen ein Vergnügen, bei eigenem Fasten dem Freunde, dessen schwache Seite sie recht gut kennen, ein reichliches Mahl mit vielen Gängen zu übersenden. Gewinnen wir die Königstochter lieb durch die vielen ansprechenden Züge, die der Dichter an ihr rühmt, so thun wir einen tiefen Einblick in das reiche Gemüt der deutschen Frau, wenn wir den Brief lesen, den in ihrem Auftrage Fortunatus an ihren Vetter Amalafred schrieb. In ergreifenden Worten schildert das Gedicht den Untergang des thüringischen Reiches, wie die hohe Halle in Trümmer stürzt, wie die Männer erschlagen, die Weiber von den Kindern gerissen werden. Radegunde allein ist übrig geblieben, um alle ihre Lieben, die ihr geraubt sind, zu beweinen, außer ihr der Vetter, und die ganze heiße Liebe zu ihrem untergegangenen Geschlecht häuft sie auf ihn, der ihr Gespiele in der Jugend war und dessen Bild ihre Mädchenträume erfüllte. Damals, an dem schrecklichen Tage entkam er, und in dem fernen Byzanz fand er eine neue Heimat. Jetzt trennt sie eine ganze Welt von dem Jugendgeliebten, und ihr bitterer Schmerz wird wach, da der Entfernte ihr keinen Brief sendet, der ihr sein Bild vor die Augen malen könnte. Wenn ein Lufthauch weht, wenn eine Wolke vorüberzieht, so denkt sie, ob sie von ihm komme, könnte ihr doch nur ein Vogel von ihm Botschaft bringen. Hielten sie nicht die Klostermauern, so wollte sie zu ihm eilen und die Stürme des Meers auf schwankem Fahrzeug nicht fürchten, ginge sie auch in den Fluten unter, so würde er sie doch unter Thränen bestatten, wenn er auch im Leben ihrer Klagen nicht achtete. Eine innige Rührung erweckt dieses Gedicht in uns, in dem, wie Ebert, der beste Kenner der mittelalterlichen Literatur es ausdrückt, die Heimats-, Stammes- und Verwandtenliebe, wie sie nur das Herz eines deutschen Weibes empfinden kann, die Sprache wälscher Rhetorik siegreich durchdringt, den Dichter über sich selbst erhebend.

Anders als in der stillen Zelle der frommen Radegunde sah es freilich im Volke, anders auch an den Höfen aus. Der Unterschied in der Bildung ist zwischen Siegern und Besiegten noch immer groß, wenngleich nicht zu vergessen ist, daß die durch die Annahme des Christentums herbeigeführte Annäherung der Franken an die Romanen auch eine Teilnahme an dem geistigen Leben derselben herbeiführte, während freilich auch die alte Blüte Galliens schon vor dem Einbruche der Franken zu schwinden begonnen hatte. Denn der Sinn der Großen war in dem Jammer und Elend der Zeit nur auf Genuß gerichtet. So sank die Bildung selbst in den ersten Kreisen. Wie traurig es mit den grammatischen Kenntnissen selbst hervorragender Männer in angesehenster Stellung beschaffen war, davon ist des Bischofs Gregor Geschichtswerk ein beredtes Beispiel, in dem es von sprachlichen Schnitzern geradezu wimmelt. Dabei stammt er aus einer alten, vornehmen römischen Familie. Freilich empfand er selbst bitter seine mangelhafte Vorbildung, und er hat sich zu seinem Werke auch nur entschlossen, weil, wie er sagt, die Pflege der schönen Wissenschaften in den gallischen Städten in Verfall geraten war, sodaß kein Gelehrter sich finden wollte, der einer würdigen Darstellung fähig wäre.

Wie konnte man bei so traurigen Verhältnissen erwarten, daß die fränkischen Barbaren den Wissenschaften eine besondere Teilnahme entgegen bringen würden. Aber sie haben

sich gegen die vorgefundene Kultur nicht feindlich verhalten, und der Vorwurf, den die Franzosen mit Vorliebe den Franken gemacht haben, daß sie eine blühende Kultur vernichtet hätten, ist ganz unzutreffend. Gerade die merowingischen Herrscher selbst haben ein unverkennbares Interesse für Wissenschaft und Kunst. Schon Chlodwig hatte sich von seinem Schwager, dem großen Ostgothen Theoderich, einen Citherspieler aus Italien schicken lassen und damit sein Interesse für die Musik bewiesen. Unter seinen Enkeln entwickelt sich bereits ein gewisses geistiges Leben an den Höfen. Charibert wird wegen der Meisterschaft gepriesen, mit der er sich in der lateinischen Rede auszudrücken versteht, gleichzeitig aber wird auch seine Gewandtheit in der vaterländischen Sprache hervorgehoben. Daß an Sigiberts Hofe die schönen Künste lebhafter gepflegt wurden, läßt sich ja aus dem Einflusse der Brunhild erklären, die dem begabten Westgothenvolke entstammte. Sigibert hat bereits einen wirklichen Hofdichter, eben den schon genannten Venantius Fortunatus, und die Gunst, die er ihm zuwendet, zeigt, daß er auch Verständnis für die Kunst hat, die jener pflegt. Als er den Ehebund mit Brunhild feiert, fertigt Fortunatus in seinem Auftrage ein epithalamium, d. h. Hochzeitsgedicht. Es klingt an die alten Vorbilder an, aber die antike Mythologie tritt im allgemeinen doch schon zurück. In einem anderen Gedichte, das gleichfalls die Hochzeit besingt, meint Fortunatus, wenn jetzt ein Vergil oder Homer lebte, würde man ein würdigeres Werk über das Königspaar haben. Da tritt uns schon die Schmeichelei des Hofdichters entgegen, der die Farben dick aufzutragen sich nicht scheut. Aber den Zeitgenossen war das nicht anstößig, und die Könige ließen sich gern das übertriebenste Lob gefallen.

Harmlos klingt es noch, wenn Fortunatus von Brunhild sagt, sie sei

> Schön, anmutig und klug, fromm, züchtig, gütig, bescheiden,
> Herrlich durch Schönheit und Geist wie durch ihr hohes Geschlecht,

und wenn er ihr Antlitz den Rosen und Lilien vergleicht und Spanien bedauert, dem mit ihr der prächtigste Edelstein entrissen sei. Gröbere Schmeichelei konnten Chilperich und seine Fredegunde vertragen; alle trefflichen Eigenschaften dichtet er ihnen an, von denen freilich Gregor und die sonstigen Quellen nichts wissen. Nach Fortunatus sind Chilperich und Fredegunde so ziemlich die Inbegriffe der Vollkommenheit. Eine Stelle mag genügen. Er redet Chilperich an:

> Deiner Tugenden Heer, o König, einzeln verliehen,
> Wären Unzähligen Schmuck, und du besitzest sie ganz.
> Bleibe das Glück dir treu und mög' es sich ständig vermehren,
> Sei dir vergönnt, dem Thron lang' eine Zierde zu sein
> Samt deines Reiches Schmuck, deiner tugendhaften Gemahlin,
> Die dem Herrscher gesellt teil hat an Ehre und Macht:
> Klug und erfahren im Rat, umsichtig und nützlich dem Lande,
> Reich an Sinn und Verstand, spendend mit gütiger Hand,
> Fredegunde, geschmückt mit allen hohen Verdiensten,
> Der vom Antlitz strahlt leuchtende Helle des Tags.
> Und ihre Hoheit erträgt die schwere Bürde der Sorgen,
> Pflegt dich mit gütigem Sinn, hilft dir mit heilsamem Rat,
> Leitet die Völker mit dir, und es wachsen die weiten Paläste,
> Steht dir zur Seit', und es blüht reich dir an Ehren das Haus.*)

Aber man wollte am Hofe zu Paris nicht nur den Schmeichler hören, sondern schätzte bereits auch die schmerzlindernde Kraft der Dichtkunst. Als Fredegunde zwei Söhne durch einen schnellen Tod verlor, hat Fortunatus den betrübten Eltern ein Trostgedicht schreiben müssen. Sein dichterischer Ruhm hat vielleicht auch anregend auf Chilperich eingewirkt. Der Nero seiner Zeit, wie Gregor ihn mit einem passenden Vergleiche einmal nennt, hat sich auch als Schriftsteller hervorgethan. Und das ist merkwürdig. In einer Zeit, wo es Bischöfe, nicht etwa fränkischer, sondern römischer Abstammung giebt, die von den Büchern, weltlichen und geistlichen, nichts verstehen, da macht ein fränkischer König Verse, in denen er den Sedulius, einen damals beliebten Dichter, nachahmt; auch zu geistlichen Liedern und Meßgesängen schwingt er sich auf;

*) Übersetzt in teilweiser Anlehnung an Giesebrecht.

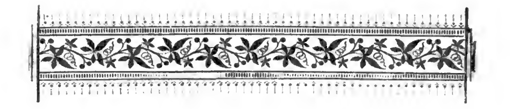


freilich waren die Verse lahm und hinkend und voller prosodischer Fehler, wie der Bischof von Tours boshaft bemerkt, und gebrauchen konnte man sie nicht. Auch in der Prosa hat er sich versucht. Ja, um einem ihm sehr dringend erscheinenden Bedürfnis abzuhelfen, ersann er sogar, ähnlich dem römischen Kaiser Claudius, zur Bezeichnung der deutschen Laute â, ö, th, w, vier neue Buchstaben, und er war so stolz auf seine Erfindung, daß er den Befehl gab, alle Handschriften und Urkunden sollten dementsprechend umgeschrieben werden, was freilich nicht geschehen ist.

Jedenfalls aber steht fest: der Bildung bar und ohne Sinn für höhere Bestrebungen sind die Merowinger nicht gewesen. Selbst eine Fredegunde fand Freude an der Poesie, und von einer anderen königlichen Frau, der schon genannten Radegunde, wissen wir, daß sie selbst lateinische Verse zu machen verstand. Auch in der Umgebung des Königs fehlt es nicht vollständig an Interesse. Fortunatus preist mit beredten Worten den Gogo, den Erzieher des minderjährigen Childebert, und vergleicht ihn gar mit Orpheus. Die vielen dichterischen Ergüsse, die er an ihn und andere Große gerichtet hat, beweisen doch, daß diese sie gern sahen und den Wert eines Gedichts zu schätzen wußten. Im ganzen war freilich das Maß der allgemeinen Bildung noch sehr gering. Wir finden zwar schon einen Arzt germanischer Abstammung, aber er war aus unterstem Stande hervorgegangen. Die schwere Kunst des Lesens und Schreibens war selbst nur wenigen Gliedern der Königsfamilie geläufig. Als Merowech, Chilperichs Sohn, in die Kirche des heiligen Martin geflüchtet war, mußte ihm Gregor zur Unterweisung seiner Seele einen Abschnitt aus der Bibel vorlesen. Ihm selbst fehlte also die Fähigkeit. Selbst Bischöfe und hohe Beamte hatten zuweilen nur geringe Kenntnisse. Gregor spricht von der ausgezeichneten Bildung eines Mannes, der im Vergil, dem Gesetzbuche des Kaisers Theodosius und der Arithmetik gut bewandert war. In der Hofschule, in die schon in dieser Zeit die Söhne der Großen zur Erziehung und Vorbereitung auf ihren späteren Beruf geschickt wurden, war das Maß der erreichten Fähigkeiten auch nicht bedeutend. Es hat sehr lange gedauert, bis der Deutsche, soweit er nicht von vornherein für den geistlichen Beruf bestimmt war, gegenüber der Waffenführung auch die Werke des Friedens, besonders die Beschäftigung mit geistigen Dingen, für gleichberechtigt ansah.

Im Frankenlande wird nicht einmal der Standpunkt, wie er in der Zeit nach Chlodwig erstiegen war, behauptet. Auch die Franken gehen, wie andere Germanen, am römischen Wesen zu Grunde, und ebenso siecht das Geschlecht der Merowinger dahin. Wenn aber ihr Staatswesen erhalten blieb, so hat es das der Verbindung mit den im Osten wohnenden Völkern, den Ostfranken, Alamannen und Baiern zu danken, die den unheilvollen romanischen Einflüssen nicht ausgesetzt waren. Das deutsche Bauernvolk, das hier auf der alten Scholle ausdauerte und von der alten Kraft nichts einbüßte, hat dem sinkenden Staate die Rettung gebracht, und hier ist auch das Geschlecht emporgewachsen, auf urdeutschem Boden, das die Franken zu neuem Glanze und über alle anderen Germanen hinaus erheben sollte, das Geschlecht der Karolinger.





Das Kloster San Lorenzo de El Escorial.

Von

Leopold Hagemann.

Am Abhange der Berge der Sierra Guaderrama liegt das vom König Philipp II. von Spanien erbaute Kloster. Zur Erinnerung an den durch seinen General Philibert von Savoyen über die Franzosen bei St. Quentin errungenen Sieg faßte der König den Plan, ein Kloster zu erbauen und es zu einer dem Heiligen Laurentius geweihten Stätte zu machen. Als im Jahre 1558 Karl V. in jenem waldumrauschten Kloster San Juste die Augen schloß, da hatte er es seinem Sohn Philipp als teuerstes Vermächtnis hinterlassen, eine Kirche und Kloster, sowie eine Gruft für Spaniens Herrscher zu erbauen. War es doch für Karl V. ein schmerzliches Empfinden, daß es in seiner ganzen Monarchie nur wenige Kirchen gab, welche einzig und allein von Christen erbaut waren. Dort zwar erhob sich in der La Mancha, im Westen seines Königreiches, der gewaltige, auf hohem Felsen aufgeführte Bau der Kathedrale von Toledo, in derselben Stadt riefen von verschiedenen Kirchen und Kapellen die Glocken die Christen zum Dienst Gottes, allein all diese Bauwerke waren unter der Mitarbeit arabischer Künstler entstanden und hatten zum Teil lange Jahre hindurch den Muhamedanern zu ihren Gottesdiensten gedient. Nun, da der alte Kaiser ein solches nur von Christen erbautes kirchliches Bauwerk nicht hatte entstehen sehen können, bat er seinen Erben, den von ihm gehegten Wunsch auszuführen.

Philipp II. setzte alle Kraft daran, um sobald wie möglich mit dem Bau eines Klosters zu beginnen. Er hatte seine Residenz nach dem damals noch unbekannten und kleinen Madrid verlegt; in heißen Sommertagen, wenn schon in den frühsten Morgenstunden die Hitze wie ein Druck auf der Stadt liegt, schweiften seine Blicke über die sich unterhalb der spanischen Hauptstadt ausbreitenden Thäler, bis sie auf den hohen Bergen der Sierra Guaderrama haften blieben. Zu diesen zog es den Monarchen, dort fand er an heißen Tagen Kühle und Erquickung, dort war der Platz, wo sein Kloster stehen sollte. In Erinnerung an die Schlacht von St. Quentin, beseelt von dem Bestreben, einen Lieblingswunsch seines Vaters zu erfüllen, begann König Philipp den Bau. Ein Zeugnis für den Glauben des Bauherrn sollte das Kloster ablegen; ebenso kalt und tot wie dieser war, ebenso gut paßt in die Steinöde der gewaltige Bau des Klosters, trotz seiner großartigen Anlage unsere Herzen kalt lassend.

Zur Erinnerung an seinen Schutzpatron, den heiligen Laurentius, welcher der Legende nach auf einem Rost gebraten ist, erhielt auch das Kloster die Gestalt eines Rostes. Wie die Stäbe eines Rostes von einem bis zum anderen Ende gerade hin verlaufen, so haftet auch dem ganzen Bau etwas gradliniges, etwas steifes an, das Auge freut sich nicht an ihm, wie an einem anderen Bauwerke.

Jene Farbenpracht, wie sie uns aus den kirchlichen Bauten Andalusiens entgegenstrahlt, jene zierlichen Windungen und Rosetten der Gothik, die wir an der zum Himmel ragenden Kathedrale von Burgos bewundern, diese Schönheiten vermissen wir an dem Bau des Klosters. Wir stehen wohl staunend vor dem gewaltigen Bau, ausgeführt unter schwierigen Verhältnissen, aber denselben zu bewundern, ist uns versagt.

Den Hintergrund bilden die fast gänzlich abgeholzten Berge der Sierra Guaderrama, auf welchen bis zum Hochsommer der Schnee liegt, und in diese öde Landschaft paßt das Kloster vortrefflich. Man kann, den gewaltigen Bau aus der Ferne betrachtend, fast glauben, derselbe sei aus den Bergen herausgehauen, so schmiegt sich der Bau der ganzen Landschaft an. Da ist keine Linie von irgend welcher Schönheit, keinen Stein in dem ganzen Gebäude giebt es, an welchem das Auge sich erfreuen kann, nein alles verläuft in steifen, einförmigen Linien.

Am 22. April 1563 wurde der Grundstein gelegt und das Werk unter der Leitung des Architekten Juan Bautista de Toledo begonnen. Zu der mit der Legung des Grundsteins verbundenen Feierlichkeit hatte auch der Mönchsorden, welchem dereinst das Kloster zugewiesen werden sollte, Vertreter gesandt. Hieronymiten, in deren Kloster Karl V. die letzten Jahre seines Lebens zugebracht hatte, mit deren Kutte er im Sterben umgeben war, sollten die Klostergebäude bewohnen und schon während der Zeit des Baues hielten sie sich im Escorial auf. — In alten spanischen Berichten über den Bau des Klosters kehrt immer ein Name wieder, den wir auch an dieser Stelle zu erwähnen nicht unterlassen können, der des Laienbruders Villacastin.

Er ist die Seele aller sich auf den Bau beziehenden Arbeiten, er hat beim Könige offenes Gehör für seine Pläne, er giebt im Namen seines Monarchen dem Baumeister die Aufträge, bis zur Vollendung des Klosters und den zu demselben gehörenden Bauwerken stand er im Dienste des Königs und sah nicht allein den Grundstein, sondern auch den Schlußstein setzen. Erst nach seinem König, in den ersten Jahren des siebenzehnten Jahrhunderts, schied er aus der Welt. Seinen Rat suchte König Philipp, wenn es galt, Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen, er hat uns verschiedene Berichte über den Bau hinterlassen und erfreute sich der Liebe und des Vertrauens der Arbeiter. Und der einfache Laienbruder ist es, der nach Tagen äußerster Anstrengung, nach wochentanger ununterbrochener Arbeit, den Arbeitern zu einer Erholung verhalf, die der Regel nach in einem Stiergefechte ihren Höhepunkt erreichte. Aus allen Teilen Spaniens kamen Arbeiter, die in der schlechten Zeit, wo das Land unter dem Druck unerhörter Steuern litt und die Arbeit darniederlag, bei dem Bau des Klosters lohnende Beschäftigung zu finden hofften. Durch einen königlichen Erlaß war allen am Bau Beschäftigten für die Dauer ihrer Arbeit Steuerfreiheit zugesichert, außerdem waren sie wiederholt daran erinnert, daß sie bei dem Bau des Klosters ihre Kräfte nicht nur in den Dienst eines irdischen Königs stellten, nein, sie hätten vor allen Dingen ein Bauwerk zu Ehren Gottes auszuführen. Der Allerhöchste, von dessen Ruhme das Kloster dermaleinst zeugen sollte, sei der eigentliche Bauherr.

Das in großartigem Umfange angelegte Werk schritt langsam vorwärts. War es doch auch nicht allein die imposante Kirche, das Kloster, die Gruft für Spaniens Herrscher, welche Philipp erbauen wollte, nein in der Nähe des Klosters sollten Wohnungen für ihn und sein Gefolge entstehen. In unmittelbarer Nähe der geplanten Bauten wurden ferner Schulhäuser erbaut, die unter die Leitung des Hieronymiten-Ordens gestellt werden sollten. Den in damaliger Zeit allen Bemühungen des Königs zum Trotz in Spanien selbst zu Tage tretenden evangelischen Bestrebungen wollte der König durch das Kloster ein Halt gebieten. Dort in der Klosterschule des Escorials wollte Philipp II. die Männer ausgebildet sehen, welche ihr Leben für die katholische Kirche in allen Weltteilen einsetzen würden, deren Bestreben es sein sollte, die Lehren der römischen Kirche vor dem Gift der Ketzerei zu wahren und die schon ausgestreute Saat Luthers und seiner Schüler zu zertreten. Allein aufhalten konnte der König den Lauf des Evangeliums nur in seinem eignen Lande, in seinem gleichsam von der Welt abgeschlossenen Spanien. Da hat er mit strenger Hand alle Anhänger der neuen Lehre verfolgt und sie zur Ehre

Gottes und zur Ausschmückung seiner Feste verbrennen lassen. Wie unter seiner Regierung jenes Haus in Valladolid, welches den Protestanten zu ihren Zusammenkünften diente, zerstört wurde, daß kein Stein auf dem anderen blieb, ja sogar verboten wurde, diesen Platz jemals zu bebauen, so wurden auch die evangelischen Gemeinden bis auf den Grund zerstört und ausgerottet.

Wenn das Kloster in der von seinem Gründer geplanten Weise entstehen und sich weiter ausbilden sollte, so bedurfte es großer Mittel, die ihm der König durch Ankauf von Ländereien verschaffte und es so zu einem der größten Grundbesitzer Kastiliens machte. — Fast in jedem Jahre befand sich der König in seinem im unteren Teile des Dorfes Escorial (auf deutsch Schlackenhausen) gelegenen Palaste, sei es, daß er mit den Mönchen die stille Woche feierte, oder auch den ungünstigen Einflüssen des heißen Madrids entfliehend sich im Sommer Wochen lang dort aufhielt. Mühsam konnte sich der Herrscher fortbewegen, von körperlichen Schmerzen gefoltert, wurde der König, der zu verschiedenen Malen während des Baues sein Ende nahe glaubte, von kräftigen Dienern in einer Sänfte zu dem im oberen Teile des Escorial entstehenden Klosters getragen. Dort oben in der vorläufigen Klosterkirche hörte er mit den Mönchen die Messe und beteiligte sich an ihren Gesängen. In derselben Kirche befand er sich einst zu Beginn der Messe in tiefes Gebet versunken, als ein Bote zu ihm trat. Staub bedeckte seine Kleider, er mußte einen weiten Weg zurückgelegt haben, aus seinen Zügen strahlte Freude, wie es sich für den Überbringer einer guten Botschaft geziemt. Nun steht er vor dem König, stumm verneigt er sich, in seinem Gebahren das Verlangen kund gebend, von seinem Herrscher zum Reden aufgefordert zu werden. Ruhig und ohne eine Miene zu verziehen sieht ihn der König an, er bewegt sich nicht von seinem Platze, nur durch ein Nicken des Kopfes dankt er dem soeben Angelangten für seinen Gruß. Erwartungsvoll blicken die Mönche von ihren Büchern auf, stumm und doch ihre Unruhe schlecht verbergend, stehen die Höflinge um ihren Gebieter, da endlich öffnet dieser den Mund und: „Erst höre die Messe, dann sprich“, ertönt es von seinen Lippen. Erst nach Beendigung der Messe konnte der Bote seinen Auftrag ausrichten und den Sieg Don Juan de Austria's über die Türken bei Lepanto melden. Jetzt erst giebt der König Auftrag, das De Deum anzustimmen, Herr Gott dich loben wir, Herr Gott wir danken dir, erscholl es nun durch die Kirche.

Fast an allen größeren Orten seines Königreichs hatte der Herrscher seine Beauftragten, welche die Kunstwerke und Kunsterzeugnisse spanischer Städte und Provinzen, die durch den Kunstsinn des Auslandes verfertigten Arbeiten ihrem Gebieter für die Ausschmückung seines Klosters zu senden beauftragt waren. Da schickte das waffenberühmte Toledo mit feiner Arbeit ausgelegte Leuchter, von Zaragoza und Sevilla kamen seine Gewebe, mit flandrischen Spitzen wurden die Meßgewänder verziert und aus den Städten Italiens sandten kunstsinnige Goldschmiede ihre Arbeiten. Benvenuto Cellini selbst wurde zur Ausschmückung der Klosterkirche herangezogen und arbeitete ein großes marmornes Kreuz, welches der Überlieferung nach auf den Schultern von fünfzig Arbeitern von Barcelona her zum Escorial getragen wurde. — Dem Könige gingen die Arbeiten zu langsam, er, der totkranke Mann, setzte alles daran, das Kloster bald vollendet zu sehen. Mochte er die Arbeiten aus allernächster Nähe betrachten, oder sich oben in den Bergen auf jenem Plateau, welches noch heute zur Erinnerung an den König den Namen silla del rey (Königsstuhl) führt, aufhalten und von dort oben die Arbeiten am Bau verfolgen, stets war sein Herz voller Sorge, ob er jemals seinen Lieblingswunsch verwirklicht sehen würde. Auf den Rat des unentbehrlichen, stets auf neue Mittel, den Bau zu beschleunigen, bedachten Villacastin stellte er einen neuen Architekten an, dem er die Oberleitung über den ganzen Bau anvertraute, den Juan de Herrera. Nun kam frisches Leben in die Arbeiten, unterstützt von Villacastin nahm sich der neue Bauleiter der Arbeiten mit großem Eifer an und sandte Boten in alle Provinzen Spaniens, um Arbeiter herbeizuholen. In großen Scharen stellten sie sich ein, vom Süden der muntere, geschwätzige Andalusier, den die Sorge um das tägliche Brot die gewohnte Arbeitsscheu vergessen ließ, dann der in sich verschlossene, harte Bewohner Castiliens, dessen Sprache

verglichen mit dem Dialekt seines im Süden an den Gestaden des Guadalquivir wohnenden Landsmannes etwas hartes, starres, aber auch etwas kräftiges hat. Ferner kam der im westlichen Teile der Halbinsel wohnende Galizier mit seinem Nachbar, dem Asturianer, vertreten waren auch die in ihren Bergen von aller Welt abgeschlossen lebenden Basken, sie hatten sich aufgemacht und waren zum Escorial gewandert. Bei einem solchen Zusammenleben der allerverschiedensten Bewohner der pyrenäischen Halbinsel mußten Unruhen unter den Arbeitern von unberechenbaren Folgen sein, zumal im Escorial keine Truppen standen. So kam es, daß eine durch den Eifer des Alkalden vom Dorfe Escorial in offenen Aufruhr ausgeartete Verstimmung unter den Arbeitern das ganze Werk still stehen lassen konnte. Wegen eines Diebstahls wollte der Alkalde einen aus dem Baskenlande stammenden Arbeiter verhaften lassen. Derselbe floh und verbarg sich in der Dorfkirche des unteren Escorials, aus welcher ihn nach damaliger Auffassung keine Gewalt vertreiben konnte. Der Alkalde drang jedoch mit Waffengewalt in das Gotteshaus, verhaftete den Gesuchten und gab Auftrag, ihn in das Dorfgefängnis zu bringen. Zuerst versetzte die Kunde von dieser unerhörten That die Landsleute des Verhafteten in ungeheure Aufregung, dann aber wuchs auch unter den anderen Arbeitern die Erbitterung und unter Vorantragung einer schwarzen Fahne drang man durch das Dorf bis zum Gefängnis vor. In kurzer Zeit waren die Thüren mit Gewalt geöffnet und nicht allein der Gesuchte, sondern auch alle anderen Gefangenen befreit. Der Alkalde, gegen den sich nun die Wut der Empörer wandte, mußte fliehen und fand eine Zuflucht im Gebirge, die Arbeit am Bau ruhte, es herrschte vollständiger Ausstand. Da nahte von Madrid König Philipp mit einem Heere, stillte ohne große Mühe den Aufstand und wollte nun strenges Strafgericht über die Schuldigen ergehen lassen. Villacastin war es auch hier, der sich der irregeleiteten Menge annahm, seinem Einflusse beim Könige war es zu verdanken, daß nur einige auf die Galeeren geschickt wurden.

Der Bau konnte ohne weitere Störungen weiter geführt werden, schon standen die einzelnen Stockwerke, die Kuppel der Kirche begann sich zu wölben, die Türme waren fertig gestellt, so daß man nun an die Ausschmückung des Innern gehen konnte. Spanische und italienische Künstler arbeiteten im Escorial, Spuren ihres Fleißes, ihrer Kunstfertigkeit findet man nicht allein in den bis auf den heutigen Tag gut erhaltenen Wandmalereien, nein, auch die in der Bibliothek aufbewahrten Meßbücher sind von ihrer Hand geschmückt. Vor allen Dingen ließ es sich Philipp angelegen sein, in den zu seinem Gebrauche bestimmten Zimmern die Bilder des Künstlers zu sehen, den er am meisten schätzte, die er ankaufte, wo sich ihm Gelegenheit bot, die des großen Italieners Tizian. Ob der Künstler, von dessen Hand verschiedene, den Monarchen darstellende Bilder herrühren, den König persönlich in Spanien aufgesucht hat, wissen wir nicht, wahrscheinlich sind diese Bilder auf Reisen des Herrschers außerhalb seines Landes gemalt. So entstand vermutlich ein Bild des Künstlers, welches seinen Gönner in jugendlichen Jahren darstellt. Kalt, als ob in ihnen kein Leben, sondern Tod, blicken uns die Augen an, welche die sich ihm Nahenden bis in's Innerste zu durchforschen suchten; in schwarze Kleider gehüllt steht der vor uns, dem sich seine Umgebung nur zitternd zu nahen wagte und erst mit den Worten: sosegaos (beruhigt euch!) zum Reden veranlaßt werden konnte. Welch ein Gegensatz, auf der einen Seite der König, ein guter und treuer Sohn der römischen Kirche, der sein Kloster in starren und schmucklosen Formen entstehen ließ, auf der anderen Seite der leichten Sitten nicht abgeneigte Herrscher, zu Zeiten ganz und gar seiner Sinnlichkeit lebend, die er, wenn es sein mußte, mit Gewalt zu befriedigen wußte. Das Kloster, die Kirche des Escorials in ihrer erhabenen Einfachheit, dann die üppigen, sinnlichen Bilder des Italieners in den Zimmern des Herrschers, fürwahr der Gegensatz kann nicht größer gedacht werden.

Trotzdem der König aus allen Teilen seines Reiches, selbst aus der neuen Welt, für sein Kloster Kostbarkeiten kommen ließ, in Italien wertvolle Handschriften für die Bibliothek des Klosters aufkaufte und der Bau fast vollendet war, so kamen ihm doch dann und wann trübe Gedanken, die ihn daran zweifeln ließen, ob der Bau nach Fertigstellung den von ihm gewünschten Eindruck machen würde. Zu Burgos war es, wo der König

noch einmal die ganze Pracht, die formvollendete Schönheit des Doms jener Stadt auf sich wirken ließ. Als er dann die Karthause, das Kloster Miraflores (Miraflores) bei Burgos besichtigt und in seinen Gedanken jene Schöpfungen mit seinem Kloster verglichen hatte, rief er betrübt aus: Wir haben nichts gethan mit unserem Escorial. Am 13. September 1584 wurde der Schlußstein gesetzt, aber erst 1594 konnte die Klosterkirche durch den päpstlichen Nuntius eingeweiht werden. Am Abend des 30. August fanden die mit der Einweihung der Kirche verbundenen Festlichkeiten ihr Ende; während der ganzen Nacht strahlten die unzähligen Fenster des großen Klosters im hellen Lichterglanze, so der Umgegend verkündend, daß nun endlich ein Lieblingswunsch zweier Herrscher seine Erfüllung gefunden habe. — Aus der in dieser Nacht im Klosterhofe hin und her wogenden freudig erregten Menge lösen sich zwei Gestalten, schreiten durch das hohe Klosterthor, wenden ihre Schritte zu den Bergen und machen endlich, auf einer Felsplatte angelangt, halt. Der Nuntius war es, mit ihm der Kronprinz von Spanien. Unwillkürlich bewegte sich ihr Gespräch um die Feier des heutigen Tages, des 30. August, und als sie nun dort oben standen und auf das erleuchtete Kloster sahen, da fragte der päpstliche Vertreter den Prinzen nach den dem Kloster von seinem Vater verliehenen Rechten und Gerechtsamen. Der Prinz war gut unterrichtet, die Einkünfte der reichen Abteien, welche dem Kloster zugefallen waren, die weiten Landstrecken, die dem Kloster zu eigen gehörten, die verbrieften Rechte und Freiheiten: das alles war dem Prinzen gegenwärtig und er versprach, einstmals für die Rechte des Klosters mit seinem königlichen Worte einzustehen, den Willen seines Vater zu ehren.

Die Länge aller Gebäude, zu welchen außer dem Kloster mit seiner Kirche, die Bibliothek, die Schulen und andere kleinere und größere Bauten gehören, beträgt 205 Meter, die Breite der ganzen Baulichkeiten erstreckt sich auf 161 Meter. Am Haupteingange bemerken wir über dem gewaltigen Thor die Statue des heiligen Laurentius, in der rechten Hand den Rost von vergoldeter Bronze, in der linken ein Buch haltend. Wir treten durch das Hauptthor in den patio de los reyes, den Königshof, dort stehen sechs Statuen, Könige des alten Testamentes darstellend: Josafat, Hiskias, David (auf der Harfe spielend), Salomo (das Buch der Weisheit in der Hand haltend) und Manasse. Durch den Hof führt der Weg zur Zierde des ganzen Baues, zur Klosterkirche. Das nach dem ursprünglichen Plan von St. Peter zu Rom erbaute Gotteshaus schmücken zwei Ecktürme von einigen 70 Meter Höhe, über der Kirche wölbt sich eine mächtige Kuppel, deren Abschluß ein eisernes Kreuz bildet. Die Spitze dieses Kreuzes befindet sich 95 Meter über dem Grund der Kirche. Das Hauptportal wird bei den seltensten Gelegenheiten geöffnet, eine Seitenthür zur rechten, eine andere zur linken, vermitteln gewöhnlich den Eintritt. Über dem linken Seiteneingang giebt eine Tafel davon Kunde, daß König Philipp II. von Spanien zu Ehren des heiligen Laurentius das Kloster erbaut habe, von jener vorhin erwähnten feierlichen Einweihung der Klosterkirche berichtet eine Tafel über dem rechten Seiteneingang. Beim Eintreten in die Kirche gelangen wir zuerst zum sogenannten bajo coro, dem unteren Chor. Vergebens versucht man, in die eigentliche Kirche eingetreten, von den Raumverhältnissen des kolossalen Gebäudes sich eine Vorstellung zu machen und wenn sich der Besucher dann erinnert, daß er sich nur in einem Teile des Klosters befindet, so wächst sein Erstaunen über die Willenskraft eines Monarchen, der mit unzulänglichen Hülfsmitteln so großes geschaffen und seinen Plan in der von ihm gewünschten Weise ausgeführt hat. Auf vier gewaltigen granitenen Pfeilern, deren jeder 32 Meter Umfang hat, ruht die Kuppel.

Während letztere bei fast allen kirchlichen Bauwerken Spaniens sich bemalt findet und mit Darstellungen aus der biblischen, oder Legenden-Geschichte geschmückt ist, zeigt die Kuppel dieser Kirche im Innern keinen Schmuck. Sie paßt in ihrer Einfachheit vollkommen zu dem ganzen Bau, den sie nach oben harmonisch abschließt.

Die achtundvierzig Seitenaltäre jedoch, sowie die großen Malereien in den Wölbungen der Kirche stören den Gesamteindruck, den der Bau auf den Beschauer macht, sie passen nicht in die kalte Schönheit der Klosterkirche. Ein italienischer Künstler war es, der mit seinem Pinsel die Gewölbe der Kirche ausschmückte, die Gemälde dieses



Künstlers, Luca Giordano, führen dem Beschauer nicht allein Szenen aus der biblischen Geschichte, wie die Verkündigung Christi und seine Geburt vor Augen, sondern stellen auch Erzählungen aus der Legendengeschichte, wie die Himmelfahrt der Jungfrau Maria dar.

Durch die Kirche hindurch schreitend gelangt man zur Hauptkapelle, der capilla mayor. Auch die in diesem Raum befindlichen Arbeiten sind fast ausschließlich von Italienern hergestellt. Ein Zeugnis von ihrer Kunstfertigkeit giebt der in dieser Kapelle stehende aus Marmor verfertigte und mit Gold reich verzierte Altar. Hinter demselben liegt der Grundstein, die primera priedra.

Zu der Gruft der Herrscher, dem panteon de los reyes, gelangt man auf dem Wege vom Schiff der Kirche zur Sakristei. Zwölf granitene Stufen führen zu einem Treppenabsatz, von welchem zwei Wege abgehen, links zur Gruft der Prinzen und Prinzessinnen, rechts zur Begräbnißstätte der Könige von Spanien. Die über der Pforte zur Gruft der Könige befindliche Inschrift erinnert an den Erbauer König Philipp II. und an seine Nachfolger Philipp III. und Philipp IV., die die Arbeiten in der Gruft erst zum Abschluß gebracht haben. Auch an diesem Ort befindet sich ein Altar, in einfachen, jedoch edlen Formen gehalten und aus schwarzem Marmor angefertigt. Seine Nordansicht schmückt ein von zwei Mönchen des Klosters hergestelltes Relief: die Grablegung Christi. Von Herrschern, die hier beigesetzt sind, ist vor Allem der zu nennen, auf dessen sehnlichsten Wunsch das Kloster erbaut ist, der einst so mächtige Karl V., oder wie er in der Reihenfolge der Herrscher seines Stammlandes heißt Karl I. Auch sein Sohn, der eigentliche Erbauer des Klosters, hat hier seine letzte Ruhestätte gefunden. Unter den 26 Leichnamen, welche in der stillen Gruft im Escorial ruhen, befinden sich nicht allein Regenten Spaniens, auch die Königinnen, deren Söhne den Thron bestiegen haben, sind hier beigesetzt. Als letzter Fürst ruht dort König Alfons XII. Leider ist es ihm nicht vergönnt gewesen, an der Seite derjenigen beigesetzt zu sein, welche er im Leben auf das innigste geliebt hat, seiner ersten Gemahlin Mercedes von Monpensier. Eine innige Zuneigung verband beide; seit früher Jugend durch freundschaftliche und verwandtschaftliche Beziehungen eng mit einander verbunden, nahmen sie innigen Anteil an einander. Und als im Jahre 1868 durch die Revolution die beiden getrennt wurden, der junge Prinz in die Verbannung ging, da wurde zwischen den beiden Verwandten — ihre Mütter waren Schwestern — ein enger Briefwechsel geführt. Endlich konnten die beiden vereinigt werden, allein schon nach einem Jahre glücklichen Zusammenlebens starb Mercedes. In der Gruft der Könige konnte sie nicht beigesetzt werden, sie hatte dem Lande keinen Thronerben geschenkt, allein auch in der Gruft der Prinzen und Prinzessinnen ruht sie nicht. Fern von allem fürstlichen Glanze ist ihr in einem abgelegenen Winkel eine Ruhestätte geworden, verborgen liegt ihr Grab, keine Krone schmückt es, nicht einmal ihren Namen trägt der Stein. Nur zwei Worte stehen auf demselben, zwei kurze Worte, die dem tiefen Schmerz des Königs beim Scheiden seiner Gemahlin treffenden Ausdruck verleihen: Dulcissima conjux.

Zwei Jahre vor seinem frühen Tode war es, als König Alfons XII. einen fürstlichen Gast in den Klosterräumen herumführte und mit demselben auch in das Panteon gelangte. Vielleicht dachte keiner von beiden, weder Alfons XII., noch sein Gast Kronprinz Friedrich Wilhelm von Deutschland daran, welche Wendung die Geschichte seit den Tagen der Erbauung des Klosters genommen. Da ruhte der vor ihnen im Sarge, dessen Schöpfung das Kloster gewesen, der Verfolger der Evangelischen, der treue Sohn Roms: Philipp II. Da standen sie nun, die beiden Fürsten am Sarge dieses Gewaltigen, der eine ein römisch-katholischer Christ, als Monarch in seinem Lande Religionsduldung übend. Der andere Fürst kam von der Gruft des Mannes, dessen Lehre Philipp II. auf das Heftigste bekämpft hatte: von Wittenberg reiste Friedrich Wilhelm zum König von Spanien, er, der Nachkomme jenes Wilhelm von Oranien, dessen Tod Philipp II. auf dem Gewissen hat.

Wer achtete denn zu Lebzeiten dieses Königs des kleinen Kurfürsten von Brandenburg? Und nun war sein Reich, verglichen mit der Ausdehnung, die es zu seiner Zeit hatte, klein geworden, der Nachkomme jenes Oraniers jedoch Erbe eines mächtigen Reiches.

Daß jemals wieder in Spanien evangelisches Leben erwachen könnte, daran haben wohl weder Philipp II. noch seine Nachfolger gedacht, aber trotz aller Hemmung von Seiten der römischen Kirchen und des Staates, trotz aller Gewalt finden wir heute an vielen Orten Spaniens evangelische Gemeinden und wenn wir uns der schweren Zeiten, der mannigfachen Verfolgungen, welche die Evangelischen in Spanien zu erdulden hatten, erinnern, so erkennen wir auch hier die Wahrheit eines portugiesischen Sprüchwortes, welches lautet: Gott pflegt auf krummen Wegen grade zu schreiten.

In dem großen Mausoleum der spanischen Prinzen und Prinzessinnen finden wir auch ein deutsches Fürstenkind beigesetzt: Maria Josefa Amalie, Tochter des Prinzen Max von Sachsen. Sie war mit jenem König Ferdinand III. von Spanien verheiratet, der seine Eltern an Napoleon I verriet und dann von demselben selbst seines Landes beraubt wurde. Er war die Geißel seines Landes, führte die Inquisition, wenn auch in milderer Form, wieder ein und hat das in den Augen vieler Spanier unleugbare Verdienst, eine Akademie für Stierkämpfer in Sevilla begründet zu haben.

Eine der größten Sehnswürdigkeiten im Escorial bildet die Büchersammlung, die weltberühmte Bibliothek. Auch auf die äußere Ausstattung derselben ist viel Sorgfalt verwandt, der Fußboden des großen Saales ist aus weißem und farbigem Marmor, fünf aus Bronce gefertigte und mit Marmorplatten belegte Tische dienen zur Einsichtnahme der Bücher.

Eine Zierde der Bibliothek bildet die vom Kardinal Cisneros herausgegebene Polyglottenbibel; auch an arabischen Handschriften ist die Sammlung ungemein reich, allein der Katalog derselben umfaßt mehrere starke Bände. Die Augustinermönche, welchen jetzt das Kloster zum Aufenthalt bestimmt ist, sind mit der Herausgabe eines neuen Katalogs beschäftigt, eine Arbeit, die sie noch auf Jahrzehnte im Escorial verweilen läßt.

Eins der ältesten spanischen Litteraturdenkmäler, das Lied von den heiligen drei Königen, befindet sich im Escorial, auch sonst bietet die Bibliothek den Philologen viel Interessantes.

In dem zur Seite des Klosters erbauten Palast befindet sich auch das Zimmer, in welchem der Erbauer des Klosters seinen Geist aufgab.

Nur kurze Zeit konnte sich der König an der Vollendung des Baues freuen, seine Krankheit machte rasche Fortschritte, gehen war ihm unmöglich, so mußte er sich von Dienern in einer Sänfte befördern lassen. Und als auch hierzu die Kräfte nicht mehr ausreichten, er matt und schwach in seinem Bette zurückblieb, da konnte er sich doch an den Gottesdiensten der Mönche beteiligen. Von seinem Alkoven aus war ihm ein Blick in die Kirche vergönnt, zu seinen Ohren drang die Stimme des Priesters, seine Augen sahen die den Gläubigen zur Verehrung hochgehaltene Monstranz. Nun war es vorbei mit der Freude des Königs an den üppigen Bildern Tizians, jenen farbenprächtigen Darstellungen menschlicher Kraft und Schönheit, jetzt nahm in seinem Gemache eine Grauen erregende, die Sinne verwirrende Darstellung der sieben Todsünden einen bevorzugten Platz ein. Schwerer und qualvoller wurde sein Leiden, 59 Tage hat der König im Sterben gelegen, geplagt von seinen Ärzten, die das entfliehende Leben aufzuhalten suchten, gemartert von furchtbaren Schmerzen.

Es war ein ergreifendes Sterbebett in jenem einfachen Gemache. Vielleicht stieg im Gedächtnis König Philipps die Erinnerung an begangenes Unrecht auf, da er seine Feinde heimlich hatte aus dem Wege räumen lassen, vielleicht kamen ihm die lutherischen Ketzer in den Sinn, wie sie erhobenen Hauptes mit leuchtendem Antlitz zum Scheiterhaufen schritten. Seine Geduld im Leiden war bewunderungswürdig, nie hörte man einen Laut der Klage in jenen für ihn so schweren Tagen von seinen Lippen. Selbstanklagen wegen der verbannten Evangelischen haben ihn nicht gequält, er glaubte hierin seine Pflicht als römisch-katholischer Christ gethan zu haben, wie er denn auch in seinen letzten Augenblicken den Eindruck eines solchen machte. Den Schleier Unserer Lieben Frau von Montserrat an die Brust drückend, dasselbe Kruzifix, welches auch sein Vater in



seiner Todesstunde in der Hand hielt, umklammernd, gab er seinen Geist in jenem Raume auf, der so eng war wie sein Herz.

Das Haus, welches König Philipp, während das Kloster gebaut wurde, im unteren Teile des Dorfes Escorial bewohnte, wurde im spanischen Unabhängigkeitskriege gegen die Franzosen zerstört und vollständig zur Ruine gemacht. Lange Jahre war an der Stelle des alten Hauses unbebautes Land, nur wenige Überreste erinnerten an die Wohnung des mächtigen Herrschers. Ohne von der einstmaligen Bestimmung dieses Hauses etwas zu wissen, kaufte der nun seit fast dreißig Jahren in Spanien evangelisierende Pastor Fritz Fliedner das Grundstück und erbaute dort ein Heim für seine spanischen Waisenkinder. Da singen nun Kleine und Große unsere evangelischen Lieder in spanischer Sprache, das deutsche geistliche Volkslied, das deutsche evangelische Kirchenlied sind in die Gesangbücher der verschiedenen evangelischen Kirchen Spaniens übergegangen.

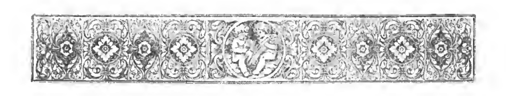
Aber auch sonst geht von jenem Hause im unteren Escorial ein Strom evangelischen Lebens durch Predigt und Schule aus. Da kann man sich nicht wundern, wenn ein Franzose nach einem Besuche des Hauses im unteren Escorial, nach einem Aufenthalte im Kloster des oberen Escorials, seinen Landsleuten begeistert von dem Werke des deutschen Geistlichen berichtet. Daß an demselben Orte, wo sich der Ketzerverfolger Philipp aufhielt, nun eine evangelische Gemeinde besteht, das macht auf ihn einen gar gewaltigen Eindruck und begeistert ruft er aus: dafür hätte ich fast einen Deutschen umarmt.

Auf einem alten Bilde wird der Sieg der römischen Kirche über die evangelische dargestellt. Das Bild verherrlicht den in der Schlacht von Nördlingen über die Schweden davongetragenen Sieg der Kaiserlichen. Im Vordergrunde reiten zwei katholische Erzherzöge über einen Haufen schwedischer Leichen. Unter dem Bilde lesen wir: „Fit via vi." Ja „Fit via vi", das ist die Kampfesweise der katholischen Kirche, die mit Gewalt, mit Feuer und Schwert sich Bahn brechen will und auf unzähligen Scheiterhaufen die Bekenner des Evangeliums hat verbrennen lassen.

Wie anders die evangelische Kirche; bei uns kann und darf es nur heißen: Fit via amore. Mit Liebe, und einzig und allein mit Liebe, will die evangelische Kirche sich ausbreiten, sie verschmäht die Kampfesmittel und die Kampfesweise Roms. Und wenn unsere spanischen Brüder oft hart unter dem auf ihnen liegenden Drucke seufzen und es oft scheint, als ob es mit der evangelischen Sache in Spanien nicht vorwärts ginge, so gilt doch auch ihnen das Wort Luthers: Das Reich muß uns doch bleiben („De Dios el reino queda.")

Benutzte Quellen: Justi, Spanische Kunst. (Enthalten in Baedeker, Spanien.) C. A. Wilkens, Geschichte des Spanischen Protestantismus. Andrés Marin Pérez Guia del monasterio de San Lorenzo de El Escorial.





Die Notlüge.

Von

P. W. Mader. (Eichelbach).

Einleitung.

In einer Zeit, welche bemüht ist, den Satan in einen Engel des Lichts zu verkleiden, welche Gesetze und Pflichten als Unsittlichkeit, sittlichen Ernst als Prüderie, Frömmigkeit als Heuchelei brandmarkt, und dagegen Zügellosigkeit als Freiheit, Schamlosigkeit als Wahrheit, und Ausschweifung als natürliche Sittlichkeit preist — in einer solchen Zeit mag es gewagt erscheinen ernstlich aufzutreten gegen „kleine" Sünden, die auch von vielen Christen als „harmlos", „erlaubt", ja zuweilen „notwendig" angesehen werden.

Wird da nicht das Geschrei über pietistische Engherzigkeit zunehmen, kann das nicht dazu dienen, viele schwankende Christen noch mehr in's feindliche Lager zu drängen. Ist es nicht ratsamer, sich auf die Verteidigung der Hauptsachen zu beschränken und in solchen Nebensachen duldsam zu sein?

Darf man mit aller Schärfe gegen die Notlüge auftreten, auf die Gefahr hin, durch solch scharfes Vorgehen den Gegnern eine neue Waffe gegen das wahre Christentum in die Hand zu geben?

Jesus sagt: „Ich bin die Wahrheit!" und „wer aus der Wahrheit ist, der höret meine Stimme"; den heiligen Geist nennt er den „Geist der Wahrheit", der „in alle Wahrheit leitet," und von seinen Jüngern fordert er: „Eure Rede sei ja, ja, nein, nein, was darüber ist, das ist vom Übel."

Macht Jesus in so entschiedener Weise die Wahrhaftigkeit zur Grundlage unsres Christenglaubens und unsres Christenlebens, so darf ein Christ es niemals als eine Frage von untergeordneter Bedeutung ansehen, ob er in allen Fällen und unter allen Umständen verpflichtet sei, die Wahrheit zu sagen.

Die heftigsten Angriffe der Gegner können dem Christentum nicht schaden, wenn es fest auf dem Grunde der Wahrheit beharrt; wenn es aber in einer solch grundlegenden Frage, wie die seiner Stellung zur Wahrheit es ist, eine schwankende und ungewisse Stellung einnimmt, dann ist der Schade, der ihm daraus erwächst, unermeßlich.

Darum wollen wir es versuchen, die Notlüge vom christlichen Standpunkt aus in das rechte Licht zu stellen und ihre verderblichen Folgen zu beleuchten.

1. Allgemeines über die Notlüge.

1. Wesen und Zweck der Notlüge. Die Notlüge ist eine Unwahrheit, zu der man sich durch eine Notlage gedrängt fühlt, um einen drohenden Schaden von sich oder andern abzuwenden. Die Versuchung dazu kann entweder unmittelbar an einen herantreten, in dem Fall, wo das Bekennen der Wahrheit Unheil nach sich zu ziehen droht,

oder sie kann durch andere Sünden vorbereitet sein, und ergiebt sich als deren Folge, indem die Lüge dazu dienen soll, die gemachten Fehler zu verheimlichen, um Strafe oder Schande zu vermeiden.

Für den ersteren Fall diene als Beispiel die Verleugnung des Petrus, für den letzteren die Ausflucht Adams („ich fürchtete mich, denn ich bin nackt") oder Kains („ich weiß nicht! Soll ich meines Bruders Hüter sein?")

2. Die Notlüge und der Glaube. Der Grundsatz der Notlüge ist: „Lasset uns Böses thun, daß Gutes daraus entstehe."

Vom Standpunkt des Christenglaubens giebt es eine Notlüge, d. h. eine Notwendigkeit zu lügen, nicht. Denn einmal hat der Glaube das Vertrauen zu Gott, daß er helfen könne, wenn auch die menschliche Kurzsichtigkeit keinen Ausweg mehr sieht; es ist also immer Unglaube, Kleinglaube, wenn der Mensch denkt, eine Lüge allein könne in einem bestimmten Fall helfen: der Christ muß glauben, Gott kann helfen, auch wenn ich bei der Wahrheit bleibe, da wo die Lüge allein einen Ausweg zu bieten scheint.

Sodann muß der Christenglaube daran festhalten, daß das Beharren bei der strengen Wahrheit niemals zu einem wirklichen Nachteil führen könne: sollte es auch wirklich das Leben des Bekenners oder seiner Mitmenschen kosten, so müßte er darin Gottes Willen sehen. Der christliche Grundsatz muß heißen: „thue deine Pflicht (d. h. in unserm Fall: bleibe bei der strengen Wahrheit), möge daraus entstehen, was da wolle!" Und da Gott ein Gott der Wahrheit ist, so muß der Christ glauben: auch bei scheinbarem Nutzen muß die Notlüge mehr wirklichen Schaden anrichten, als die Wahrheit, die, bei scheinbar noch so schlimmen Folgen, in Wirklichkeit nie zum Schaden gereichen kann. Der Gehorsam der Wahrheit kann nicht schlimme Früchte tragen, dagegen: was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele? Und eine Lüge, welcher Art sie auch sei, muß, als etwas Gottwidriges der Seele Schaden bringen, und an und für sich, wie jede Sünde, das Verderben der Seele nach sich ziehen, wenn sie nicht auf dem Weg der Gnade, der Vergebung getilgt wird.

3. Die scheinbare Kollision der Pflichten. Wir reden von einer „scheinbaren" Kollision der Pflichten, weil es für einen Christen keine wirkliche Pflichtenkollision geben kann. Unter dem Ausdruck „Pflichtenkollision" versteht man Umstände, da ein Mensch zwei oder mehrere Pflichten gleichzeitig zu erfüllen hätte, aber nur eine derselben erfüllen kann, so daß er durch Erfüllung einer Pflicht notwendig andere Pflichten verletzen muß und auf diese Weise in peinliche Zweifel versetzt werden kann: „Was soll ich thun?" Solche Zweifel haben ihren Grund gewöhnlich darin, daß Wollen und Sollen, Wunsch und Pflicht miteinander im Streite stehen: der Mensch hat eine Pflicht zu erfüllen, die ihm aber unangenehm ist, so redet er sich ein, daß das, was er lieber thäte, ebenso eine Pflicht sei.

Es giebt für einen Christen unter allen Umständen nur einen Weg, der durchaus der rechte ist, da Gottes Wille stets nur einer sein kann; ist der Christ noch nicht so weit zur Wahrheit durchgedrungen, steht er noch nicht so kindlich unter der Leitung des heiligen Geistes, daß er den rechten Weg jederzeit klar erkennen würde, so muß er eben in seinen Zweifeln sich aufrichtig im Gebet an Gott wenden, der ihm dann gewiß den rechten Weg zeigt, wenn der Christ nur wirklich bereit ist, den eignen Willen zum Opfer zu bringen. Die Unlust, Gottes Willen zu thun, ist es stets, die uns vorspiegelt, wir wüßten seinen Willen nicht.

Eines aber sollte auch dem wenigst geförderten Christen allezeit feststehen: daß es nie und nimmer seine Pflicht sein kann auch nur die kleinste Sünde zu begehen; es kann also auch die Lüge niemals zur Pflicht werden.

Und wenn wir glaubten, durch eine kleine Lüge das Leben von Tausenden retten zu können, so ist diese Lüge nicht Pflicht, sondern Sünde. Erwäge zunächst die menschliche Kurzsichtigkeit: wie kannst du gewiß wissen, ob die Lüge den gewünschten Erfolg haben wird? Glaubst du, daß Gott keinen Weg übrig habe, den gleichen Erfolg zu erzielen, auch wenn du bei der Wahrheit bleibst? Bei ihm ist kein Ding unmöglich, und er thut noch oft Dinge und findet Wege, die uns als Wunder erscheinen.

Sodann erwäge, daß die Wahrheit, weil Gott ein Gott der Wahrheit ist, **unter allen Umständen** bessere Früchte tragen muß, als eine noch so kleine und scheinbar noch so notwendige Lüge.

Zum Beweis, daß eine Notlüge zur Pflicht werden könne, werden verschiedene Beispiele angeführt; greifen wir zwei der bestechendsten davon heraus, um sie vom christlichen Standpunkt aus zu beleuchten.

Ein unschuldig Verfolgter hat bei dir Schutz gesucht. Die Feinde kommen und fragen nach ihm: mußt du durch eine Lüge ihn retten wollen und die Verfolger auf falsche Fährte leiten? Nein!

Du brauchst ihn nicht zu verraten, du brauchst keine Antwort zu geben, du kannst antworten: „Sehet selber nach!" aber lügen darfst du nicht. Bringst du aber nicht dadurch dich selber und den andern in Gefahr, vielleicht in Not und Tod?

1. Wenn du lügst, hat die Lüge vielleicht nicht den gewünschten Erfolg, der Flüchtling wird dennoch entdeckt und die Erbitterung der Feinde ist um so größer.

2. Wenn du bei der Wahrheit bleibst, kann Gott dich und deinen Schützling dennoch retten, wenn es dir gleich unmöglich schien.

3. Wenn die Wahrheit auch dich und die deinigen samt dem Flüchtling in Not und Tod brächte, so müßtest du es als Gottes Willen ansehen, der in Wirklichkeit nicht zu euerm Schaden, sondern zu euerm Besten (ewige Seligkeit), und zum Besten seines Reiches ausschlagen muß, während eine Rettung durch Lüge kein wirklicher Vorteil, sondern Schaden wäre. Luc. 9, 24; 17, 33 u. s. w. Ein Beispiel: Zur Zeit der Dragonnaden flüchtete ein evangelischer Geistlicher zu einer befreundeten Familie in Lyon. Als die Dragoner das Haus umstellten, um nach ihm zu fahnden, verbarg er sich in einem Brunnen im Hofe, dessen Mündung gut verborgen lag. Als die Dragoner in's Haus eindrangen, verschmähten es die evangelischen Bewohner des Hauses, durch eine Notlüge den Verdacht der Häscher zu mindern. Es hatte den Anschein, als sollte dies dem Schützling verhängnisvoll werden, denn die Dragoner spürten nun so eifrig alles aus, daß sie schließlich auch den verborgenen Brunnen im Hof entdeckten und einen Kameraden hinabließen. Dennoch rettete Gott den Geistlichen auf ganz unverhoffte und wunderbare Weise, denn der Verfolger wurde unverrichteter Sache wieder emporgezogen, sei es, daß er den Gesuchten im Brunnen durch irgendwelche Fügung nicht hatte sehen wollen, sei es, daß er in der That so mit Blindheit geschlagen wurde, daß er den Mann, den er fast berührte, nicht sah.

Rosegger schildert in seinem „Wirt an der Mahr" mit großartiger Tragik, wie Peter Mayrs Knecht die Feinde durch eine Lüge auf falsche Fährte führen will, und sie, ohne es zu ahnen, gerade nach dem wahren Zufluchtsort seines flüchtigen Herren weist.

Die Beispiele aus dem Leben sind zahlreich, die uns beweisen, daß selbst unter solchen Umständen, wo die Not eine Lüge zu gebieten scheint, dennoch Ehrlichkeit am längsten währt; und ein Christ darf und soll es glauben, daß die Wahrheit nie wirklich schaden, die Lüge nie wirklich nützen kann.

Es handelt sich natürlich hier nicht um die Fälle des weisen und liebevollen Verschweigens, bei denen von einer Lüge nicht die Rede ist. Aber auch, um ein solches Geheimnis besser zu bewahren, und die Gefahr zu vermeiden, daß es verraten werde, darf der Christ niemals eine Lüge zu Hilfe nehmen, oder, was das gleiche ist, eine Zweideutigkeit in der Absicht aussprechen, jemand zu täuschen oder irre zu führen.

„Fromme" Lügen giebt es nicht: das ist ein Unding, eine Gotteslästerung!

Ein andres Beispiel, durch welches man versucht, die Notwendigkeit der Notlüge in gewissen Fällen nachzuweisen, ist folgendes:

Ein Schiff ist in Brand geraten; alles flüchtet in die Boote; nur eine Mutter irrt wie wahnsinnig auf dem brennenden Schiff umher: sie sucht ihr Kind, und will ohne dasselbe das Schiff nicht verlassen.

Die Zeit drängt; das Kind ist in der brennenden Kajüte; es ist unmöglich, es zu retten. Da entschließt sich der Kapitän zu einer Notlüge, um die unglückliche Mutter

zu bewegen, das Schiff zu verlassen: Er sagt der Verzweifelten, ihr Kind sei schon gerettet, und befinde sich auf einem der Boote.

Ist diese Notlüge nicht gerechtfertigt, ja notwendig? Nein!

1. Wer weiß ob die Lüge hilft? Wird die Mutter ihr Glauben schenken? Wird sie nicht wahnsinnig werden, sich das Leben nehmen, oder am Glauben Schiffbruch leiden, wenn der Betrug offenbar wird, so daß der Schade ebensogroß oder größer wird, als wenn man sie ihrem Schicksal überlassen hätte?

2. Könnte man sie nicht mit Gewalt fortführen? Oder sollte Gott wirklich keine Mittel und Wege mehr finden, die Unglückliche zu retten, wenn man, statt zur Lüge Zuflucht zu nehmen, bei der Wahrheit bliebe? Ein Christ würde es mit einem stillen Gebet versuchen zu dem, der die Herzen der Menschen lenken kann, wie Wasserbäche.

3. Wenn auch alles umsonst wäre, wir haben kein Recht, Gottes Gebot zu übertreten, auch um ein Menschenleben zu retten, und dürfen überzeugt sein, daß es für uns und jene Unglückliche in Wahrheit besser ist, wenn wir unbedingt bei der Wahrheit bleiben: denn der Gott der Wahrheit ist es, der die Menschenschicksale lenkt.

Die Welt wird zwar empört sein und „Mord!“ schrein, wenn ein Menschenleben der Wahrheitsliebe geopfert wird; aber das kommt daher, daß sie in der Lüge lebt, und nichts vernimmt vom Geiste Gottes. Die Lüge aber tötet, die Wahrheit macht lebendig! Darum glaube, wo Gott helfen will, also Hilfe überhaupt möglich ist, da wird geholfen, ohne daß es nötig wäre, die Hilfe durch eine Lüge zu erkaufen. Das ist nicht etwa Fatalismus, denn der Fatalismus spricht: Thue, was du magst, es geht wie Gott will; der Glaube aber: „Thue, was du sollst, es geht, wie Gott will!“

Ein letztes Beispiel: Ein Major Karls XII. von Schweden hatte wegen eines Duells das Land verlassen müssen, kam aber später wieder zurück, und nahm wieder Dienste im schwedischen Heer. Karl beabsichtigte, den tüchtigen Mann zum Oberst zu befördern, fragte ihn aber zuvor, ob er nicht der Mann sei, der einen Kameraden im Zweikampf getötet habe? Da der Offizier leugnete, wandte sich Karl von ihm ab mit den Worten: „Schade um den Mann! er lügt; ich kann ihn nicht belohnen!“

So kann die Notlüge das Gegenteil von dem bewirken, das man von ihr hofft.

4. **Die Notlüge im Alten Testament.** Für das Verhalten des Christen in der Frage über die Berechtigung der Notlüge, ist es vor allen Dingen wichtig, daß er die Stellung der hlg. Schrift zur Notlüge kennen lernt.

Im alten Testament wird von einigen Lügen berichtet, die wir zu den Notlügen rechnen müssen, und, obgleich im alten Testament der Geist der Wahrheit noch nicht so lebendig weht, von dem Jesus den Jüngern des neuen Bundes sagt: „Wisset ihr nicht, weß Geistes Kinder ihr seid“, (der Geist der Liebe und der Geist der Wahrheit ist ein und derselbe) damit betonend, daß der Geist des alten Testaments für das neue nicht immer maßgebend sein darf, sind die Fälle doch äußerst selten, wo die Notlüge im alten Testament entschuldigt schiene.

1. Mos. 3, 10 ist die Entschuldigung Adams, obgleich nicht aus der Luft gegriffen, als Notlüge anzusehen, da er nicht den wahren Grund seiner Flucht angiebt. Die Lüge hilft ihm aber nichts. Ebenso 1. Mos. 4, 9 leugnet Kain, etwas von seinem Bruder zu wissen, ohne daß ihm die Lüge aus der Not hülfe.

1. Mos. 12, 13 und 20, 2 sagt Abraham zwar nichts Unwahres (siehe 1. Mos. 20, 12), aber im Grunde ist es doch eine Notlüge, da er eine Täuschung damit beabsichtigt. Beidemal droht die Lüge schlimme Folgen nach sich zu ziehen und wird getadelt (1. Mos. 12, 17—19 und 1. Mos. 20. 2, 3, 9.).

1. Mos. 18, 15 Sarahs Lüge, die in Mörikes „altem Turmhahn“ in so köstlich naiver Weise entschuldigt wird:

> „Das Weib hingegen flausen machet,
> Spricht: „ich habe nicht gelachet!“
> Das war nun zwar gelogen fast;*)
> Der Herr es doch passieren laßt,
> Weil sie nicht leugt aus arger List,
> Auch eine Patriarchin ist.“

*) d. h. fest, stark.

1. Mos. 26, 7. 10. wird von Isaak die gleiche Notlüge berichtet, wie von seinem Vater Abraham, und dieselbe wird ähnlich getadelt.

1. Mos. 31, 35 greift Rahel infolge ihres Diebstahls zu einer Notlüge, über die weiter nichts gesagt wird.

1. Mos. 37, 32 ist es ebenfalls die Sünde (der Verkauf Josephs), die Jakobs Söhne zu einer Notlüge treibt, welche sich durch Jakobs Verzweiflung und später durch das erwachende Gewissen der Schuldigen bitter rächt.

Josua 9 greifen die Gibeoniter zu einer Notlüge, um ihr Leben zu retten; die Lüge trägt ihnen einen Fluch ein: V. 22 und 23.

Richter 16 speist Simson die Delila einigemal mit einer Notlüge ab, statt ihr männlich die Auskunft zu verweigern; schließlich gesteht er die Wahrheit, was ihm zum Verderben gereicht; hier kann man sagen: hätte er nicht anfangs zur Lüge seine Zuflucht genommen, sondern bestimmt erklärt, nichts sagen zu wollen, so hätte er sein Geheimnis eher bewahrt; aber nachdem er einmal zu lügen angefangen, und die Lügen immer herauskamen, wurde er zuletzt dazu gedrängt, Schande und Ehren halber sein Geheimnis zu offenbaren.

1. Sam. 20, 28 lügt Jonathan, um David zu retten.

2. Kön. 5, 25 lügt Gehasi, um sein Unrecht zu verbergen, wird aber trotz der Lüge, oder vielleicht eben um derselben willen, mit dem Aussatz bestraft.

Wirklich gelobt werden allein die Lügen der Rahab (Josua 2, 4. 5 und 6, 25) und der Jael (Richter 4, 18. 20. 21. und 5, 24): Da zeigt sich denn deutlich, daß der Geist des alten Bundes von der Vollkommenheit der evangelischen Erkenntnis und Forderungen noch weit entfernt ist.

Dies sind so ziemlich die einzigen Stellen im alten Testament, wo von eigentlichen Notlügen die Rede ist: fast überall werden sie getadelt oder zeitigen sie doch schlimme Folgen.

5. Die Notlüge im neuen Testament. Jesus nennt sich die Wahrheit und macht das Reden der Wahrheit und den Wandel in der Wahrheit zur unbedingten Pflicht seiner Jünger.

Matth. 5, 37 schließt auch jede Notlüge aus: ein Christ soll so durch und durch wahrhaftig sein, daß man ihm auf sein einfaches „ja" und „nein" hin unbedingt glauben darf, und alles Beteuern und Schwören dadurch überflüssig wird.

Jesus selber hat das Beispiel vollkommenster Wahrhaftigkeit gegeben, und hat die Wahrheit gesagt auch da, wo sie ihm offenbar Gefahr brachte. Schließlich verschmähte er es, durch eine Notlüge, die ihn vielleicht in Gethsemane, jedenfalls aber vor Pilatus hätte retten können, sein Leben zu erhalten. Ihm nach verlangen die Apostel von den Christen die strengste Wahrhaftigkeit. Da die Persönlichkeit Jesu eine Notlüge, zu welchem Zweck es auch sein mochte, durchaus ausschließt, so kann auch in der Nachfolge Christi keine Notlüge erlaubt sein, und ein Christ darf auch die vor der Welt edelste Notlüge nicht entschuldigen oder als berechtigt anerkennen.

Das klassische Beispiel einer Notlüge im Neuen Testament haben wir in der Verleugung des Petrus. Soll die Notlüge erlaubt sein, so können wir auch diese Verleugnung nicht tadeln, denn, menschlich angesehen, konnte sie dem Petrus Freiheit und Leben retten, ohne irgend jemand zu schaden.

Ein näheres Eingehen auf einzelne Stellen des neuen Testamentes, das alle und jede Lüge dem Satan, Gott aber nur Wahrheit zuschreibt, ist überflüssig, da sich auch nicht eine Stelle findet, aus welcher eine Berechtigung oder Entschuldigung der Notlüge sich folgern ließe.

Die Notlüge steht im Widerstreit nicht nur mit der Wahrheit, sondern auch mit dem Gottvertrauen und der Gottergebung, die Jesus von seinen Jüngern fordert. Sie ist ein Teil der Notwehr, die nach den Menschensatzungen gestattet, nach Jesu Lehre (Bergpredigt Matth. 5, 39. 40. 44; Aussendung der Jünger Matth. 10, 9. 10. 16. 23. 28. 39. Gethsemane Matth. 26, 52 u. s. w.) und Beispiel nie und nimmer berechtigt ist.

6. Die gesellschaftliche Lüge. Die gesellschaftliche Sitte bindet an gewisse Formen, die unter Umständen zur Lüge werden, und dann Konvenienzlügen oder konventionelle Lügen genannt werden, weil sie von jedermann als bloße Formen angesehen werden, die man nicht als bare Münze nimmt. Diese Lügen kann man als Notlügen ansehen, da der Verkehr in der menschlichen Gesellschaft, die gesellschaftliche Höflichkeit ihren Gebrauch fordert.

So lange diese Formen nur gebraucht werden als Redensarten und Höflichkeitszeichen, ohne die Absicht, eine Täuschung zu erwecken, ist es nicht angebracht, sie als Lügen zu bezeichnen. Wenn jemand, der mich zum erstenmal sieht, zu mir sagt: „Es freut mich, Ihre werte Bekanntschaft zu machen," so weiß ich, daß dies eine allgemein gebräuchliche Redensart ist, und glaube nicht unter allen Umständen, daß es ihn wirklich freut; es fällt mir aber darum nicht ein, seine Worte als eine Lüge anzusehen.

Ebenso sind die Anreden „geehrter Herr" ꝛc. und die Schlußformen „hochachtungsvoll" und ähnliche, die im Briefstil und gesellschaftlichen Verkehr gebraucht werden, bloße Redensarten, die man auch solchen Leuten gegenüber anwendet, die man weder ehrt, noch hochachtet, und es wäre lächerlich, sie deshalb als Lügen anzusehen: sonst dürfte man auch niemand „Herr" nennen, der nicht wirklich eine herrschende Stellung einnimmt. Worte sind Worte, und der Buchstabe gilt nicht, sondern der Sinn.

Anders gestaltet sich die Sache, wenn wirklich eine Täuschung beabsichtigt ist, wenn man etwa durch Freundlichkeit in Mienen und Reden einen Menschen glauben machen will, er sei einem angenehm, während er einem widerwärtig ist, ein Besuch freue einen, während er einem lästig ist, und so viele ähnliche Täuschungen, die man ausübt, um sich die Menschen geneigt zu erhalten.

Werden die gesellschaftlichen Formen wirklich zur Notlüge, so sind sie eines Christen unwürdig.

Deshalb setzt mancher Christ seine Ehre darein, gegen diese Formen zu verstoßen, und rühmt sich der Offenheit und Wahrheitsliebe, wenn er denen, die er nicht achtet, auch äußerlich keine Ehre anthut, und gegen die, die ihm unsympathisch sind, unfreundlich, ja grob ist!

Das ist aber grundverkehrt!

Willst du dich bessern, so thue nicht das Gute von dir, sondern das Schlechte. Nun ist es aber nichts Schlechtes, sondern etwas Gutes, äußerlich freundlich, höflich, ehrerbietig gegen jedermann zu sein. Steht aber deine innere Gesinnung mit diesem äußeren Benehmen im Widerspruch, sodaß es zur Lüge wird, so wirf nicht der Wahrhaftigkeit zuliebe deine guten äußeren Formen weg, sondern deine schlechte innere Gesinnung.

Ein Christ soll freundlich sein gegen jedermann, aber auch alle Menschen lieben; er soll allen ehrerbietig entgegenkommen, aber auch alle von Herzen ehren; es soll so weit kommen, daß ihn jede neue Bekanntschaft, jeder Besuch — auch zur Unzeit — wirklich freut, und das ist möglich, wenn die allgemeine Nächstenliebe sein Herz erfüllt.

Ein Christ darf niemand verachten oder geringschätzen, auch den widerwärtigsten und sündigsten Menschen nicht (Matth. 5, 43—48 und 39—42). Ist das möglich? Ja, durch eine rechte Sündenerkenntnis. In solcher Sündenerkenntnis nannte sich Paulus den vornehmsten unter den Sündern, und zu solch einem Bekenntnis sollte die Sündenerkenntnis jeden Christen führen.

Betrachte ich meine Sünden in Rücksicht auf den Charakter, die Gaben, die Erziehung, das Beispiel, den Umgang, die Bewahrung ꝛc. die Gott mir zu teil werden ließ, so müssen sie mir gleich einem Balken erscheinen, die Sünden andrer, auch der verworfensten Sünder, aber als bloße Splitter. Nur wenn ich mich mit anderm Maße messe, als andre Leute, kann ich andre verachten (Matth. 7, 1—5; Joh. 8, 7 „welcher unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie".)

Darum kann Jesus, der als der Sündlose keinen Sünder verachtete, als der Höchste sich unter alle erniedrigte, und als der Herr jedermanns Diener wurde, von uns Sündern verlangen, daß wir alle unsre Mitmenschen höher achten, als uns selbst, und allen in Demut, Freundlichkeit und Liebe dienen sollen (Mark. 9, 35; Luc. 22, 26; Joh. 13, 14. 15. 17.)

Ebenso stellt Paulus die Forderung auf: „durch Demut achte einer den andern höher denn sich selbst" (Phil. 2, 3; vgl. Röm. 12, 10.)

So schwindet für den Christen die gesellschaftliche Notlüge, ohne daß er die gute Sitte verletzt, von selbst dahin, dadurch, daß er seine innere Gesinnung durch wahre Demut und aufrichtige Liebe mit den äußeren Freundlichkeits- und Höflichkeitsformen in Einklang bringt.

7. Die Notlüge in der Litteratur. Es ist traurig, welche große Rolle die Notlüge in unserer Litteratur spielt: es ist selten noch ein Roman, eine Novelle, eine Erzählung zu finden, wo nicht eine oder mehrere Notlügen dazu helfen müßten, die Verwicklungen zu lösen.

Dagegen wäre wenig zu sagen, wenn dies nur naturwahre Schilderungen sein sollten, welche die Herrschaft der Lüge in unserm Geschlecht zur Anschauung brächten, womöglich, um sie zu brandmarken.

Das Schlimme ist aber, daß die Verfasser solche Lügen als etwas Selbstverständliches, Harmloses entschuldigen, ja oft als etwas Unumgängliches darstellen oder gar als etwas Edles loben.

Das gehört auch zum Edlen vor der Welt, das Gott nicht erwählet hat!

Noch peinlicher muß es berühren, wenn man selbst bei entschieden christlichen und bewährten Volks- und Jugendschriftstellern, wie W. O. v. Horn, Hoffmann und andern die Notlüge entschuldigt findet.

Unser christliches Bewußtsein hat sich so sehr an die Entschuldigung der Notlüge gewöhnt, daß wir oft mit innerer Genugthuung und Bewunderung lesen, wie dieser oder jener Held sich durch List und Schlauheit in Verbindung mit einem Gewebe von Notlügen, aus schwierigen Lagen herausgeholfen hat.

Selten sind, auch in unserer christlichen Litteratur, die Schriften, die, wie Roseggers Roman „der Wirt an der Mahr," entschieden Stellung gegen die Notlüge nehmen. Hier haben wir eine echt-christliche Denkweise, da der Held den sichern Tod einer „kleinen" Notlüge vorzieht und alle Überredungskünste an seiner Wahrheitsliebe scheitern. Und der Verfasser ist erst nicht einmal ein evangelischer Christ!

Ja, vor der heidnischen Litteratur muß sich unsre christliche Litteratur schämen: Wenn man in den alten indischen Sagen, vor allem in der Ramajana, liest, wie rein und lauter und entschieden die Wahrheitsliebe bei jenen Heiden war, daß ihnen Notlügen und Zweideutigkeiten, wie sie bei uns gar nicht als Unrecht empfunden werden, in tiefster Seele zuwider waren, so müssen wir gestehen, in diesem Punkte standen jene alten Heiden dem Evangelium ungleich näher als unsre heutige Christenheit.

Darum, auf zum Kampf, diesen Schandfleck aus unsrer christlichen Litteratur und aus unserm christlichen Leben zu entfernen, indem wir alle und jede Lüge aufs strengste als solche brandmarken!

II. Die Notlüge in der Kindererziehung.

1. Der Eltern Beispiel. Welch schrecklichen Fluch spricht Jesus aus über alle, die den Kindern ein Ärgernis geben! Christliche Eltern, erziehet Eure Kinder zur strengsten Wahrhaftigkeit; — aber wie ist es möglich, wenn sie an Euch selber das Beispiel der Lügenhaftigkeit sehen, wenn sie es merken, daß es Euch im Notfall auf eine „kleine" Unwahrheit nicht ankommt, ja wenn sie es erfahren müssen, daß Ihr Euch untereinander und sie selber des öfteren täuschet und belügt? Wird doch die Lüge von vielen Eltern geradezu als ein Erziehungsmittel mißbraucht!

Ja, Ihr Eltern, wenn Ihr Euern Kindern nicht selber das Beispiel strengster Wahrhaftigkeit gebet, so gebt Ihr ihnen ein böses Ärgernis und hindert sie, dem Heiland nachzufolgen: bedenket den Fluch, der darauf ruht!

Wie soll ein Kind wahrhaftig werden, das etwa von seinen Eltern sieht, daß sie sich vor einem mißliebigen Besuch verleugnen lassen, das hört, wie sie die Magd anweisen, zu lügen, sie seien nicht zu Hause?



Muß nicht das Kind das Lügen lernen, wenn es merkt, wie die Eltern einander betrügen und die Mutter etwa dem Kinde sagt: „Sag's nur dem Vater nicht"?

Und wenn die Eltern dem Kinde, statt seine vorlauten Fragen einfach abzuweisen, ein Märchen aufbinden, muß es nicht, wenn es hinter die Wahrheit kommt, ebenso unaufrichtig gegen die Eltern werden, und es mit der Lüge so leicht nehmen, wie sie, so daß das offenherzige Verhältnis gestört wird?

2. Die Erziehung zur Wahrhaftigkeit. Christliche Eltern sollen es von Anfang an bei ihren Kindern mit nichts strenger nehmen, als mit der Lüge, und ja auch die kleinste Unwahrhaftigkeit nicht ungestraft hingehen lassen, sonst öffnen sie allen Ungezogenheiten und Sünden Thür und Thor, da ein lügenhaftes Kind leicht das meiste vor den Eltern verheimlicht.

Dabei darf die Erziehung keine allzustrenge sein, daß die Kinder nicht aus Furcht vor zu harter Strafe zur Notlüge greifen. Eine geleugnete Schuld muß immer viel schärfer gestraft werden, als eine eingestandene: Das Kind soll wissen, die Notlüge hilft mir nichts, sondern vergrößert nur die Gefahr. Ein offenes Geständnis soll stets strafmildernd sein, wennmöglich sogar eine völlige Straffreiheit zur Folge haben nach Psalm 32, 5. Im übrigen sollen die Eltern offenherzig und liebevoll mit ihren Kindern verkehren und stets gerne auf all ihre kleinen Anliegen eingehen, damit die Kinder lernen, kein Geheimnis vor den Eltern haben zu können noch zu wollen.

3. Leere Drohungen und Versprechungen. Viele Eltern suchen ihre Kinder durch Drohungen oder Versprechungen zum Gehorsam zu bewegen. Mit den Versprechungen muß ein weises Maß gehalten werden, daß die Kinder ja nicht daran gewöhnt werden, den Gehorsam als ein besonderes Verdienst anzusehen, für das sie jedesmal eine Belohnung zu beanspruchen hätten. Wenn aber einmal etwas versprochen wurde, so muß es unbedingt erfüllt werden, sonst ist dieses Erziehungsmittel aus der Hand gegeben und der Glaube der Kinder an die Wahrhaftigkeit der Eltern ist untergraben.

Der Strafe muß immer eine Strafandrohung vorhergehen (1. Mos. 2, 17 2c.): nie strafe man ein Kind im Zorn wegen einer That, von der es nicht wußte, daß sie strafwürdig sei, sonst wird es irre, und weiß schließlich nicht, was es thun und lassen soll.

Ist aber eine Strafe angedroht, so muß sie auch bei Übertretung des Gebots vollzogen werden. Nichts ist schädlicher, als leere Drohungen! Wenn z. B. die Mutter stets droht: „jetzt sage ichs dem Vater!" thut es aber selten oder nie, so verliert das Kind den Respekt und lernt nie der Mutter gehorchen. Ebenso geht es mit allen anderen Drohungen, von denen das Kind hoffen kann, sie werden nicht erfüllt.

Am schlimmsten sind solche Drohungen, mit denen man den Kindern Furcht einjagen will und die völlig auf Unwahrheit beruhen, die sogenannten „Popanze". Wenn man z. B. droht „der schwarze Mann kommt!" „der Kaminfeger kommt!" wenn man mit dem Pelzmärtel, der Nachteule und dgl. Gespenstern dem Kinde Schrecken einflößt, um es zum Gehorsam zu bewegen, schadet man ihm nicht blos durch Erziehung zur Furchtsamkeit an Leib und Seele, sondern man beraubt sich auch der wirklichen Erziehungsmittel. Das Kind wird um nichts gehorsamer, da die Schreckmittel bald ihre Wirksamkeit verlieren, indem die Drohung sich nie erfüllt; das Kind merkt bald die Lüge, zu der seine Erzieher Zuflucht nehmen und gewöhnt sich selber solche Schwindeleien an. Oft wundern sich die Eltern, woher ihr Kind so frühe auf das Lügen verfalle und denken nicht daran, daß es nur von ihnen selber gelernt hat.

Die einzige Drohung soll die Androhung der Strafe sein, die im Fall des Ungehorsams wirklich zur Vollstreckung kommt. Sobald das Kind weiß, was mir angedroht wird, wird auch ausgeführt, die Drohung ist also wahrhaftig, — sobald kann auch die Androhung dauernd den gewünschten Erfolg haben und dem Kind werden viele Strafen erspart, die man ihm schließlich doch erteilen muß, wenn es an die lügenhaften Drohungen nicht mehr glaubt, und ihnen beharrlichen Ungehorsam entgegensetzt.

Merke: jede leere und lügenhafte Androhung wirkt eine Zeit lang, um nachher um so schlimmere Folgen des Ungehorsams nach sich zu ziehen: zuletzt ist man völlig machtlos dem Ungehorsam des Kindes gegenüber; es glaubt den Drohungen nicht mehr,

und eine gehäufte und verschärfte Zucht, die schließlich notwendig wird, kommt zu spät, um den angerichteten Schaden wieder gut zu machen: Die Strafen erregen dann eher Verwirrung und Verbitterung, als daß sie den Gehorsam erzwängen, und nur eine eiserne Konsequenz kann das Kind nach längerer Zeit zur heilsamen Erkenntnis bringen, daß nunmehr an Stelle der leeren Drohungen wirkliche unerbittliche Bestrafung des Ungehorsams tritt.

4. Märchen. Harmlose Märchen, die nicht einen unpädagogischen Inhalt haben, sind eine gesunde Kost für Kinder. Unpädagogisch sind: gehaltlose Märchen, die für den erwachsenen Kinderfreund nichts Anregendes haben; ein rechtes Märchen muß auch auf Erwachsene, so weit sie kindlichen Sinn haben, einen Zauber ausüben durch seinen sittlichen Gehalt ohne langweiliges Moralisieren; unpädagogisch sind ferner allzu schauerliche Märchen, die das Kindergemüt mit ungesunden, beängstigenden Phantasieen erfüllen, Märchen, in denen die unchristlichen Leidenschaften zu gebilligtem Ausdruck kommen, und Märchen, in denen das Böse Triumphe feiert, z. B. Lüge, Betrügereien *c. als Schlauheit gepriesen werden.

Am häufigsten findet man in den Märchen den unpädagogischen Zug der als berechtigt anerkannten grausamen Rache: so ist in Schneewittchen der Schluß zu streichen, da die böse Königin in glühenden Pantoffeln sich zu Tode tanzen muß. Hänsel und Gretel, ist ein ganz unpädagogisches Märchen (Lüge und grausame Notwehr resp. Rache). Im christlichen Märchen darf die Rache nur dann gebilligt werden, wenn sie nicht durch Menschen geübt wird, sondern als eine schicksalsmäßige, göttliche erscheint: Die Rache ist mein, ich will vergelten, spricht der Herr!

Viele Märchen von Rudolph Müldener müssen aus solchen Gründen als unpädagogisch verworfen werden, während man aus Andersens, Grimms, Bechsteins, Reinicks, Musäus' Märchen kaum ein einziges auszuscheiden oder etwas zu verbessern braucht, aus Hauffs Märchen nur einige wenige, aber auch diese nicht unbedingt, wenn nämlich das Kind zum rechten Verständnis des Märchens erzogen ist.

Niemals darf ein Kind in dem Glauben belassen werden, der Inhalt des Märchens sei wahr: es soll von vornherein wissen, daß es Erfindung und Phantasie ist, daß die Märchengeister, Feen, Elfen, Kobolde *c. in der Wirklichkeit nicht existieren. Nur wenn das Kind streng wahrhaftig über das Wesen des Märchens aufgeklärt ist, werden auch pädagogisch unanfechtbare Märchen ihm keinen Schaden, sondern nur schätzenswerten Nutzen bringen, ohne daß der Genuß durch die Erkenntnis irgendwie beeinträchtigt würde — im Gegenteil!

Sobald aber Eltern oder Erzieher das Kind im Glauben an die Wahrhaftigkeit des Märchens belassen wollen, so schaden sie ihm nachhaltiger, als sie ahnen: in dem Falle wird das Märchen zur Lüge und erzeugt Gespensterfurcht und andre Schäden.

So ist es auch ein pädagogisches und sittliches Unrecht, das Kind anzulügen, das Christkindle schmücke den Baum, hole den Wunschzettel und bringe die Gaben. Man glaube doch nicht, durch diese poetische Lüge den Kindern die religiöse Wahrheit näher bringen zu können: Lüge bleibt Lüge! Sehr oft legen christliche Eltern damit ganz gegen ihre Absicht den Grund dazu, daß die Kinder später mit den religiösen Märchen auch die Glaubenswahrheiten als Märchen über Bord werfen.

Auch das so viel verbreitete Storchmärchen und ähnliche müssen als ebenso unchristliche wie gefährliche Notlüge strengstens verworfen werden.

Wenn das Kind vorzeitig Fragen stellt, die ihm nicht beantwortet werden können, so lüge man es doch ja nicht an, und speise es mit keinem Märchen ab, sondern sage ihm rundweg: „das kannst du jetzt noch nicht wissen!" Merkst du aber, daß dein Kind dem Geheimnis durchaus auf den Grund kommen will, was übrigens bei einem wohlerzogenen Kinde erst dann eintritt, wenn die Zeit der Erkenntnis gekommen ist, so sage ihm die Wahrheit, so weit sie nötig ist, es würde dann das Märchen doch nicht mehr glauben, und möchte dadurch nur zu um so eifrigerem, heimlichem Forschen gereizt werden.

Sind nicht die Eltern dazu berufen, ihre Kinder über diese Dinge aufzuklären? Wie viel geheimen Reiz, wie viel Grübeln und Flüstern würden sie abschneiden, wenn sie diese Pflicht zur rechten Zeit erfüllten, nie aber zur Lüge ihre Zuflucht nähmen.

Und doch überlassen es die meisten Eltern der Zeit und dem Zufall, den Kindern die Wahrheit hierüber zu offenbaren. Von verdorbenen Kameraden oder aus schlechten Büchern werden viele Kinder oft frühzeitig auf eine ganz verkehrte Art in Dinge eingeweiht, welche ihnen die Eltern verheimlichen wollten.

Nun muß das Kind natürlich auch den Eltern gegenüber sein Wissen und Forschen oder seine blos zufälligen Entdeckungen verheimlichen, und durch die Lüge haben die Eltern selber eine Scheidewand zwischen sich und ihren Kindern aufgerichtet, hinter welcher die Sünden gegen das 6. Gebot im Verborgenen keimen und aufblühen können. Durch ihre Lüge haben die Eltern es dem Kinde abgeschnitten, seine Zweifel, Anfechtungen, Versuchungen, und alles, was es von andern hört, inbetreff dieser Dinge den Eltern offen anzuvertrauen: Dadurch haben sie ihr Kind schutzlos der schlimmsten Verführung preisgegeben und verlieren die besten Gelegenheiten zu Warnungen, Ermahnungen &c., die das Kind vielleicht beizeiten vor schlechter Kameradschaft und gefährlichem Forschen hätten bewahren können.

Diese Lüge ist es endlich, die bei so vielen, die berufen sind, die Kinder zu erziehen, eine Scheu erzeugt, das 6. Gebot auszulegen, auf der Kanzel, in der Kinderlehre und in der Schule es zu berühren, ja die neuerdings das Bestreben wachgerufen hat, Gottes Wort und unsre Kinderlehre zu verstümmeln, das Wort der Wahrheit unserm Lügenwesen anzupassen.

Man glaube doch nicht, daß das, was in der Bibel oder in der Kinderlehre steht, an und für sich dazu angethan sei, die Sinne zu reizen! Schlägt ein Kind in der Bibel Stellen auf, die vom 6. Gebote handeln, so hat es sein Wissen gewiß nicht aus der Bibel geschöpft, die das Böse in ihrer Wahrhaftigkeit aufdeckt, nie aber mit einem Reiz umgiebt, sondern erst wenn das Kind auf anderm Wege zu seinem Wissen gekommen ist, auf einem Wege, der die Erkenntnis mit Sinnenreiz umgab, fängt es auch an, solche Bibelstellen aufzusuchen. Mit dem Streichen dieser Stellen aus der Bibel wäre daher gar nichts, auch rein gar nichts gewonnen! Auch glaube man nicht, daß verdorbene Kinder durch das Hinweisen auf solche Bibelstellen wirklich harmlose Gemüter vergiften könnten. Es führen viele gefährliche Wege zur Erkenntnis: verblendete Thoren, die da helfen wollen, in dem sie allein den einzig ungefährlichen Weg verrammeln! Thue die Lüge weg, so wird der geheimnisvolle Reiz des Natürlichen schwinden, und du magst das Wort der Wahrheit unverfälscht den Kindern lassen. Was das Unnatürliche betrifft, so können die Stellen, die man streichen will, nur dazu dienen, davon abzuhalten und abzuschrecken.

Wehe aber, wenn man der Lüge zuliebe das Wort der Wahrheit verstümmeln und verfälschen will! Stelle dich in den Dienst der Wahrheit, nicht aber Gottes Wort in den Dienst deiner Lügenhaftigkeit, sonst versetzest du der Sittlichkeit nur einen neuen tötlichen Stoß.

Zeige deinem Kind den Abgrund und warne es davor, wie es die Art des wahrhaftigen Gotteswortes ist, dann wird dir Gottes Wort zum Gehilfen werden. Deinem Märchen- und Lügenwesen aber ist es allerdings hinderlich.

Die Eltern sind dazu berufen auch in diesen Dingen ihren Kindern zur rechten Zeit die Wahrheit zu sagen, so weit es nötig ist, unter keinen Umständen sollen sie aber eine Lüge hier als geboten oder erlaubt ansehen.

Lehrer und Seelsorger dürfen die Eltern auf diese Pflicht aufmerksam machen, haben aber weder die Pflicht noch das Recht, ohne Auftrag der Eltern die Kinder über diesen Punkt aufzuklären. Es ist daher besonders in der Kinderlehre, dem Religions- und Konfirmandenunterricht ein feiner Takt nötig, und eine weise Wahl der Ausdrücke geboten, wo es sich um Erklärung des 6. Gebotes handelt. Selbst im Konfirmandenunterricht darf den Kindern niemals eine plumpe Aufklärung gegeben werden, vollends nicht mit besonderer Umständlichkeit (durch auffallende Trennung der Geschlechter bei Behandlung des 6. Gebots). Sagt man auch nur Dinge, die den Kindern — auf dem Lande wenigstens — vorher schon genau bekannt sind, so werden doch die Kinder und noch mehr die Eltern höchlich Anstoß daran nehmen, weil der Schein des Geheimnisses

auch auf dem Lande gewahrt wird. Lehrer und Seelsorger können ihrem Wirken dadurch sehr viel schaden.

Die Aufklärung über diese Dinge ist durchaus Sache der Eltern. Lehrer und Seelsorger haben nur vor Sünde zu warnen, in einer Art, daß ein Anstoß ausgeschlossen ist, ohne daß sie der Prüderie huldigen oder Vorschub leisten.

5. **Die Notlüge in der Kinderlitteratur.** Wir haben schon gesagt, daß leider in vielen Kinderschriften, selbst von bewährten christlichen Schriftstellern, die Notlüge stillschweigend hingelassen oder gar entschuldigt wird.

Besonders anziehend für die Jugend sind solche Erzählungen, da in den Augenblicken größter Gefahr gelungene Kriegslisten zur Rettung der Helden dienen müssen. Nun giebt es eine Schlangenklugheit, eine List, die mit der Lüge nichts gemein hat: so kann sich der strengste Christ aufrichtig freuen über die Kriegslist Gideons Richter 7, 16 und 20 oder Hannibals: daran möge sich auch unsre Jugend ergötzen! Leider aber sind meistens solche Listen mit Lügen verbunden, und dann stelle man sie der Jugend nicht als etwas Berechtigtes und Nachahmenswertes dar.

Am schlimmsten ist es, wenn die Lüge geradezu als Beispiel des Guten vorgeführt wird. Und leider sind die Fälle nicht selten.

Halten wir es Deamicis als einem Katholiken zugute, wenn er es als ein leuchtendes Beispiel christlichen Edelmutes preist, wie ein Schüler, um einem andern die Strafe zu ersparen, die Schuld auf sich nimmt und lügt: „Ich habe es gethan!" Der edle Zweck soll das Mittel heiligen! Aber wie oft liest man bei evangelischen Schriftstellern ähnliches, wie werden gerade der Jugend solche Lügen als nachahmenswerte Beispiele vorgehalten, wie wird der Edelsinn eines solchen Lügners gepriesen!

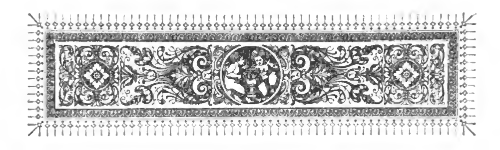
Ein edler Sinn ist etwas schönes, doch soll er sich nie und nimmer durch die Lüge bethätigen; noch viel weniger soll die Lüge, so edel ihr Zweck sein mag, von Christen gebilligt, entschuldigt, oder gar verherrlicht werden.

Etwas andres ist es, zu Verleumdungen schweigen, und unter einem falschen Verdacht stillschweigend Strafe leiden, als sich zu einer Schuld ausdrücklich bekennen, die man nicht begangen hat.

Halten wir uns hier auch Jesu Beispiel vor: er konnte zu Verleumdungen schweigen und stillschweigend Unrecht dulden, nie aber hat er sich zu einer Sünde bekannt, nicht einmal da, wo er die Sündenlast der Menschheit thatsächlich auf sich nahm.

Mich schmerzt es immer ganz besonders, wenn ich in Jugendschriften die Lüge, die sich in unsrer ganzen Litteratur heutzutage so breit macht, stillschweigend oder ausdrücklich entschuldigt finde; am schmerzlichsten ist es mir, wenn ich auch edle christliche Geister, treffliche Jugendschriftsteller, nicht ganz frei sehe von einer harmlosen Auffassung der Notlüge.

O, daß wir lernten noch mehr aus der Wahrheit sein und in der Wahrheit wandeln, und alles, was Lüge heißt, in welchem Gewande es auch auftreten möge, ferne von uns wiesen! Besonders aber laßt uns unsere Jugend vor der Lüge warnen, sie zur Wahrheit erziehen, und ihr das Beispiel strengster Wahrhaftigkeit geben, daß es bei allen fest und klar stehe: **Für den Christen giebt es keine Lüge, die entschuldbar wäre, für den Christen giebt es keine Notlüge!**



Sozialaristokratische Ideen.

Von

Dr. phil. Ludwig Ziehen.

Im Jahre 1896 ist bei O. Liebmann in Berlin eine Brochüre „Sozialaristokratische Ideen von Karl Freiherrn von Manteuffel“ erschienen, die mehr als in der Regel derartige publizistische Erzeugnisse pflegen, Aufsehen erregt hat. Die Aufnahme war freilich verschieden: während sie auf der einen Seite mehr oder weniger wohlwollende Empfehlung fand — eine französische Zeitschrift feierte sie als eine Verjüngung der aristokratischen Idee, als die Versöhnung von Demokratie und Aristokratie —, erfuhr sie auf der andern Seite heftige und scharfe Zurückweisung, ja von einem nationalökonomischen Gelehrten des Berliner Tageblatts, Dr. Oppenheimer, wurde sie geradezu als ein neuer Beweis für das geringe geistige Niveau und die politische Unfähigkeit der ostelbischen Junkerschaft verwertet. Die Schrift verdient in der That unser Interesse, nicht nur weil hier ein Mitglied der alten Aristokratie sich so rückhaltslos als Feind der bestehenden wirtschaftlichen Zustände und als Anhänger sozialistischer Ideen bekennt, sondern auch wegen der Art von Sozialismus, die er vertritt.

Wir sind gewohnt, gegenüber dem individualistischen Liberalismus den diesem feindlichen Kollektivismus als Sozialismus, Sozialdemokratie zu bezeichnen. Aber mit Recht hat einer unserer schärfsten staatswissenschaftlichen Denker, Heinrich Dietzel in Bonn, darauf hingewiesen, daß dieser Sprachgebrauch unzweckmäßig ist und den tiefsten prinzipiellen Unterschieden nicht gerecht wird. Ein Einziges beweist das m. E. genug: bei der gewöhnlichen Unterscheidung rangieren Marx und Bebel, Platon und Rodbertus in einer Gruppe. Der durch und durch aristokratische Platon und der Gleichheitsfanatiker Bebel zusammen! Armer Platon — es thut mir immer in der Seele weh, wenn ich dich in der Gesellschaft seh'! Nur wer an Äußerlichkeiten haftet, kann übersehen, daß beide durch eine gewaltige Kluft getrennt sind. Ihrem Wesen nach aber besteht diese, wie Dietzel klar erkannt hat, darin: Marx, Bebel u. s. w. sind im Grunde genommen, so gut wie die Liberalen, Individualisten, denen das größtmögliche Glück des Individuums Endzweck aller Dinge ist, nur daß die einen dieses Ziel im System der freien Konkurrenz, die anderen es in einer kollektivistisch organisierten, vulgo sozialdemokratischen Gesellschaftsordnung zu erreichen suchen. Platon dagegen ist in Wahrheit Sozialist, ein Mann, dem das Wohl und der Fortschritt des Ganzen Endzweck ist, dem er das Interesse des Individuums eventuell zu opfern bereit ist. In diesem Sinne und nur in diesem war Platon, der größte Geist des Altertums, Sozialist, in diesem unter den neueren vor allem Rodbertus. Nur eine Verkennung dieses tiefen prinzipiellen Gegensatzes konnte

Platon und Bebel auf einer Seite zusammenstellen, dieselbe Verkennung, die es fertig gebracht hat zu glauben, es sei Platon, den Aristophanes in seinen unsterblichen Ekklesiazusen verspotte, und nicht vielmehr der Zukunftsstaat kommunistischer Individualisten.

Für die praktische Politik mag diese, Dietzel zu verdankende scharfe Scheidung zunächst ohne Einfluß bleiben, wissenschaftlich richtig, theoretisch wichtig ist sie deshalb doch und keineswegs so künstlich, wie jüngst im Anschluß an die Manteuffelsche Brochüre ein gelehrter Kritiker behauptet hat. Wenn dieser sagt, das Ziel aller politischen und wirtschaftlichen Bestrebungen sei ein und dasselbe: „eine mit überwiegenden Lustgefühlen verknüpfte, harmonisch ineinander greifende Funktion der zur Arbeitsteilung verbundenen Organe derart, daß sowohl das Ganze wie die einzelnen Teile im Gleichgewicht der Kräfte bleiben," (nebenbeigesagt, es sollte polizeilich verboten sein, unsere ehrliche deutsche Sprache durch ein derartiges gelehrt sein sollendes Kauderwelsch zu entstellen!) so erfaßt er den Kern der Sache nicht. Gewiß erstrebt auch der Individualist „die Wohlfahrt aller, die Kraft des Staates, das Gedeihen der Gesellschaft!" Die Wohlfahrt des Einzelnen ist ja bis zu einem gewissen Grade immer auch von der des Staates abhängig, und insofern liegt auch dieser dem Individualisten am Herzen. Aber nicht ist ihm das Ganze, der Staat das prius, das höhere, das gewissermaßen ein gesondertes, über den Individuen stehendes Dasein führt, dem deshalb das Glück des Einzelnen, eventuell auch aller unterzuordnen ist. Hier liegt der fundamentale Unterschied, hier der Grund zu mancher bekannten Erscheinung des politischen Lebens, z. B. warum der Liberalismus im Allgemeinen nicht sehr geneigt ist, für rein nationale Zwecke Opfer zu bringen, und der sozialdemokratische, konsequente Individualismus gar nicht. Beide sprechen ja freilich viel von einem großen Ganzen, für das auch sie kämpfen, der „Menschheit". Aber damit machen sie nur sich oder Anderen etwas weiß. Das Wort „Menschheit", wie sie es gebrauchen, ist eine Phrase. Es giebt eben einmal nur Deutsche, Russen, Franzosen, Türken, Kaffern u. s. w., der Mensch „an sich" existiert nicht. Wohl haben diese verschiedenen Völker manches Gemeinsame wie die Interessen der Kunst und der Wissenschaften, (bei der ganzen „Menschheit" stimmt zwar auch dies nicht, vgl. Kaffern) und dies Gemeinsame können und sollen sie auch gemeinsam pflegen, wie sie es ja thun. Daneben überwiegen aber die Verschiedenheiten und Gegensätze, und diese werden sich von Zeit zu Zeit immer wieder geltend machen, so lange eben ein Volk nicht mit Gewalt unterdrückt wird oder freiwillig auf seine nationale Eigenheit und Selbständigkeit verzichten sollte. — NB. nicht zu Gunsten der „Menschheit", sondern eines anderen Volkes. Diese nationale Selbständigkeit fordert allerdings oft Opfer seitens der Einzelnen, und eben darum mag sie der konsequente Individualist so wenig leiden und schwärmt — von der Menschheit. Der Sozialist dagegen bringt diese Opfer gern, denn der Staat, das Ganze, in das er von der Natur hineingestellt ist, steht ihm höher als das individuelle Dasein. Wenn Dietzel sagt, das Individualprinzip und das Sozialprinzip seien gleichartige Axiome, die eine logische Antinomie in sich schließen, so mag das Erkenntnis theoretisch zutreffen, ethisch scheint mir aber doch der Sozialismus höher zu stehen, weil er die Bereitwilligkeit zur schwersten aller Tugenden, zur Selbstverleugnung, erfordert. Deshalb wird auch dieser Sozialismus nie die großen Massen dauernd an sich fesseln, er wird vielleicht wieder einmal mehr Einfluß gewinnen als heute, zur Herrschaft kommen wird er nie, darin täuscht sich Karl von Manteuffel, der mit Begeisterung für ihn, den Sozialismus in Dietzelschem Sinne, in die Schranken tritt.

Es war mir stets verständlich, daß sich gerade unter dem Adel Anhänger des Sozialprinzips gefunden haben. Denn ein Aristokrat, insofern er wirkliches Standesbewußtsein hat, ist in einer Richtung schon gewohnt, seine individuellen Wünsche und Vorteile einem größeren Ganzen unterzuordnen, er lernt von Jugend auf Rücksicht auf seinen Namen, auf seinen Stand zu nehmen, und wenn sich diese Rücksichtnahme oft in Standesvorurteilen äußert, vorhanden ist sie immerhin. Solchen Leuten ist es aber leichter, die Unterordnung ihrer persönlichen Wünsche und Interessen, die sie in gewissen Grenzen doch schon ausüben, auch auf ein größeres Ganzes auszudehnen. So erkläre ich es mir, daß der brandenburgisch-preußische Adel, nachdem ihm einmal durch die eiserne

Faust der Hohenzollern zum Bewußtsein gebracht worden war, daß über dem Stand der Staat stehe, sich dann verhältnismäßig leicht und rasch in den Staatsdienst eingelebt und in der Hingebung an das Ganze als Offizier und Beamter große Verdienste errungen hat, die ihm nur Böswilligkeit oder historische Ignoranz abstreiten kann. Der wahre, echte Aristokrat ist von Hause aus sozialistisch veranlagt und ein Kind des Individualismus

Diese sozialistische Veranlagung hat bei Karl von Manteuffel unter Anlehnung an die systematischen Erörterungen Dietzels, dessen Schüler er ist, zu bewußter theoretischer Stellungnahme geführt, zur Stellungnahme für das Sozialprinzip und gegen das Individualprinzip. Seine Vorwürfe gegen den Individualismus sind oft nicht neu, und oft vielleicht noch schärfer und vollständiger wissenschaftlich begründet worden. Aber was er in dieser Beziehung vielleicht verliert, das gewinnt er wieder durch die Wärme und Kraft seines Angriffes. Der praktisch-ethische Kämpfer ist in Manteuffel stärker als der wissenschaftliche Denker. Ich begreife leicht, daß darüber manche Vertreter des Liberalismus ungehalten sind und ihnen eine kalte erkenntnis-theoretische Erörterung lieber wäre als ein Angriff, der auch „die moralischen Konsequenzen“ zu ziehen wagt. Daß das System der freien Konkurrenz in freien Resultaten keineswegs die Forderungen des Individualprinzips erfüllt, und der konsequente Individualist nicht anders kann als Anhänger der Sozialdemokratie zu sein, ist schon öfters gesagt worden, aber selten hat jemand so scharf wie Manteuffel es ausgesprochen, daß viele Individualisten diese Konsequenz nicht ziehen wollen, weil sie wissen, daß der Kommunismus mit seiner ausgleichenden Tendenz ihre eigene Genußsphäre mindern würde. „Dies sind Leute, die, wenn sie arm wären, Sozialdemokraten sein würden“. Und viel schärfer als das obige ruhige objektive Urteil trifft die Leidenschaft in den Worten Manteuffels: „Das ist die zum Himmel schreiende Lüge des Liberalismus; rings um uns her sehen wir Unfreie und Leidende, und wir sollen doch glauben, daß ein Wirtschaftssystem, welches weitaus die größte Hälfte unserer Mitbrüder knechtet und quält, um einige Emporkömmlinge der Börse und Spekulation zu bereichern, wir sollen glauben, daß ein solches System das Glück des Einzelmenschen fördert?“

Am meisten Interesse beansprucht natürlich die Kritik, die er vom Standpunkt seines Sozialprinzips, speziell seiner sozialaristokratischen Anschauung aus an den heutigen Zuständen übt. Manteuffel verleugnet seinen Adel nicht, er ist sich dessen vielmehr voll bewußt, aber er ist sich auch der Pflichten bewußt, die der Adel auferlegt. Wer heute als „wahrhaft freiheitlich“ gesinnter Mann gelten will, den muß ja bei dem bloßen Wort „Aristokratisches Standesbewußtsein“ pflichtschuldigst eine demokratische Gänsehaut überlaufen, ich gehöre leider zu diesen beneidenswerten „Unentwegten“ nicht und finde, daß gegen ein solches Bewußtsein gar nichts einzuwenden ist, vorausgesetzt, daß es sich nicht in thörichter Geringschätzung Anderer und ungerechtfertigtem Eigendünkel, sich nicht nur in Beanspruchung von Rechten und Ablehnung von Pflichten äußert. Im Gegenteil, es ist nur wünschenswert — bei Taine kann man viel Treffendes darüber nachlesen — daß ein Stand im Staate existiert, der eine alte Tradition zu wahren hat, für den es das Gebot giebt: noblesse oblige. Und das ist bei Karl von Manteuffel so sympatisch, daß er wirklich von diesem Gedanken erfüllt ist, ja aus allen seinen Worten klingt es wie eine Mahnung an seine Standesgenossen, auch ihrerseits jenes Grundsatzes eingedenk zu sein. Standes- und Vermögensunterschiede, sagt er, sind nur dann vom Sozialprinzip aus zu rechtfertigen, wenn diejenigen, die diese Vorzüge genießen, ihre Pflichten gegenüber der Gesamtheit erfüllen. „Wehe ihnen, wenn sie dies vergessen, wenn sie ihre Pflichten vernachlässigen, ihr Leben nach rein egoistischen und materialistischen Gesichtspunkten regeln.“ „Sie können von da ab keinen Grund mehr für ihre Existenzberechtigung anführen, und ihr Sturz ist über kurz oder lang unvermeidlich.“

Von diesem Standpunkt des noblesse oblige aus unterzieht Manteuffel auch die heute stattfindende soziale Auslese einer herben Kritik: „Kein Zeitalter hat soche Riesenvermögen in die Hand Privater gelegt wie das unsrige, in keinem aber sind diese großen Vermögen so wenig den Interessen des großen Ganzen dienstbar gemacht worden.“

„Wir sehen täglich, daß sich in den Dienst des Vaterlandes, in den Dienst der Religion und der Barmherzigkeit nicht die Besitzer der größten Vermögen, sondern meistens die der mittleren und kleineren Vermögen stellen." Leider wird man die Berechtigung dieser Behauptungen — und zwar gerade für Deutschland — zum größten Teil zugestehen müssen, und wenn Manteuffel die größte Schuld daran dem System der freien Konkurrenz beimißt, so unterschätzt er wohl andere dazu beitragende Momente; aber wahr ist es immerhin, daß heute nicht der Tüchtigste und Beste, sondern der Schlauste und Egoistischste die meiste Aussicht emporzukommen hat. „Das Geld ist heutzutage eine entscheidende Vorbedingung zur Erwerbung des Heimatrechtes in den oberen Klassen geworden," und wie dies Geld gewonnen wird, danach wird leider oft nicht allzuviel gefragt.

Zu ebenso scharfer Kritik wird Manteuffel durch die Lage der unteren, arbeitenden Klassen veranlaßt. Es sei unbestreitbar, daß sie „nicht nur in relativer Hinsicht unserer heutigen Kulturstufe nicht entspricht, sondern auch absolut in moralischer, geistiger und physischer Hinsicht vielfach traurig, ja unwürdig ist." Ein solcher Zustand ist aber unvereinbar mit dem Sozialprinzip, das das Wohl und eine möglichst hohe Stufe der Gesamtheit zum Ziele hat. Denn das ganze Volk muß davon in Mitleidenschaft gezogen werden, die unteren Klassen machen ja überhaupt den größten Teil der Gesamtheit aus, und eine dauernde Vernachlässigung derselben müßte schließlich zu einer sozialen Revolution führen und damit den Fortschritt und die Zukunft unseres Vaterlandes vernichten. Und Manteuffel glaubt, daß unser Volk noch zu Großem berufen ist, er gehört nicht zu den Leuten, die da wähnen, wir seien schon eine „saturierte" Nation, er hofft, wie Rodbertus, auf die Zeit, wo „ein großer deutscher Kaiser an der Spitze Europas einherziehen wird."

Manteuffel begnügt sich nicht mit dieser negativen Kritik und unterwirft zuletzt die Skizze zu einem auf den Grundsätzen des Sozialprinzips errichtetem Staate. Es bestätigt sich hier wieder der alte Satz, daß die Kritik leichter ist als das positive Schaffen. Es ist allerdings mit Unrecht behauptet worden, daß er nichts Neues bringe und nur das alte staatssozialistische Rezept wieder zu empfehlen wisse, das übrigens für viele Fälle gar nicht so übel ist. Im Vordergrund des Interesses steht für ihn vielmehr offenbar die soziale Auslese, die er sich in sogar sehr eigenartiger Weise geordnet denkt. Denn auch in seinem Zukunftsstaate soll es eine solche Auslese, eine „soziale Stufenleiter" geben. Mit Recht erklärt er es vom Sozialprinzip aus für durchaus wünschenswert, daß es Klassen giebt, die nach Einkommen, Bildung und dementsprechend nach ihrer sozialen Macht verschieden sind. Denn die Pflege der Kultur fordert eine bevorzugte Klasse, und das Bestehen einer sozialen Stufenleiter regt zudem den Ehrgeiz an und erhöht die Intensität der Arbeit. So soll denn deshalb eine möglichst große Zahl von Abstufungen bestehen, von denen die höhere immer geringer an Zahl, aber größer an Einfluß und Einkommen ist, sodaß der ganze Staat den harmonischen, sich langsam zum Gipfel zuspitzenden Aufbau eines Kegels oder einer Pyramide darstellt. Aber die soziale Auslese soll nicht wie heute der Willkür überlassen sein, sondern vom Staate geregelt werden. Dieser soll dafür sorgen, daß wirklich nur die tüchtigsten Elemente emporsteigen: nicht mehr das Geld, sondern allein das Verdienst soll den sozialen Rang verleihen, und dieser nur dann erblich sein, wenn der Sohn desselben würdig ist. So soll denn der Staat, von dem Karl von Manteuffel träumt, im wahrsten und schönsten Sinne des Worts aristokratisch, d. h. ein Staat sein, in dem die wahrhaft besten Bürger herrschen.

Der Traum ist schön, aber ich fürchte, er wird nie zur Wirklichkeit werden, wie man es auch versuchen mag. Der Manteuffelsche Versuch, so dankenswert er an sich ist, zeigt nur, wie schwer es ist: selbst wer die Grundideen, die ihn dabei leiten, billigt, wird den Beweis für ihre praktische Durchführbarkeit vermissen. Aber dies thut der Bedeutung der Schrift keinen Eintrag. Denn diese liegt wo anders, sie liegt erstens darin, daß doch wieder einmal der Versuch gemacht ist, das Sozialprinzip gegenüber dem in der Sozialdemokratie vertretenen individualistischen Kommunismus zu seinem Recht zu

bringen, und daß wieder einmal ein Anhänger des Sozialismus, wie ihn einst Platon, dann Rodbertus vertrat, den Kampfplatz betritt; zweitens aber darin, daß es ein Mitglied der alten Aristokratie, ein Junker ist, der so offen und schonungslos die Ungerechtigkeiten der heutigen Ordnung zugiebt und eine so vorurteilsfreie, wahrhaft soziale Gesinnung verrät, wie man sie vielen von denen, die den Mund gegen den Adel so voll nehmen, nur wünschen könnte. Deshalb wird sich in dem Kampf gegen die Junker, der heute Mode ist und wie so viele Moden geschmacklose Übertreibungen hervorruft, diese Schrift nicht verwenden lassen. Im Gegenteil, sie ist ein erfreuliches Zeichen, daß in diesen Kreisen das Gefühl für das noblesse oblige nicht erstorben ist, daß auch in ihnen das Verständnis für die Not und die Sehnsucht unserer Zeit lebt, daß die „Edelsten der Nation" nicht alle so denken wie Herr von Stumm, falls Leute wie dieser überhaupt zu diesen Edelsten gerechnet werden sollten. Und deshalb wünsche ich auch, daß diese „Sozialaristokratischen Ideen" Karl von Manteuffels recht viel gelesen werden, vor allem in hohen und höchsten, ja allerhöchsten Kreisen.

Monatsschau.

Politik.

Wie vor $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnten, zur Zeit der „Flaggenhissungen" in Afrika, so scheint die deutsche Politik jetzt in Ost-Asien Schule zu machen. Seit der Besetzung von Kiautschau, im November 1897, hat gerade wie damals im „dunkelen Erdteil", ein europäisches Wettrennen angefangen, bei dem ein Jeder, der es irgend zu leisten vermag, sich ein möglichst großes Stück von China sichern möchte. Wir wollen nur hoffen, daß nicht auch der weitere Verlauf der Dinge ein ähnlicher sein werde, und wir uns mit dem kleinsten Stück begnügen müssen. Auf Nord-China weiß Rußland mit voller Wucht zu drücken; Mittel-China haben sich die Engländer, auf ihre Besitzungen in Honkong gestützt, als ihren besonderen Anteil auserkoren, von Süden her aber machen die von Tonking aus vordringenden Franzosen ihre Ansprüche geltend. Daß bis jetzt noch keine dieser drei Mächte etwas Endgültiges erreicht hat, ändert hieran nicht viel. China ist völlig wehrlos, und vermag sich nur durch seine Kunst im Verschleppen einigermaßen zu helfen. Im Norden kommt ihm bis zu einem gewissen Grade der russisch-englische und russisch-japanische Gegensatz zu statten, der ohne Zweifel einigermaßen aufhaltend wirkt, auf die Dauer aber schwerlich wird verhindern können, daß Rußland Port Arthur behält und es durch eine Zweiglinie mit der mandschurischen Eisenbahnlinie verbindet; alsdann aber würde dieser Teil von China seinem Einfluß äußerlich unrettbar verfallen, und die chinesische „Staatsraison" dort nur wenig mehr bedeuten. Daß man sich in London wie in Tokio hierüber heftig erregt, ist begreiflich genug; die von dort neuerdings lautgewordenen Kriegsdrohungen sind aber gewiß nicht ernst zu nehmen, sondern nur darauf berechnet, in Petersburg einschüchternd zu wirken. Dort wird man darüber höchst wahrscheinlich lächeln. Die Antwort ist denn auch in einem Ukas des Zaren zu erblicken, der dem Finanzminister befiehlt, aus den Beständen der Reichsrentei 90 Millionen Rubel (etwa 200 Millionen Mark) zu außerordentlichen Flottenbauten zu entnehmen; und dieser Wink ist offenbar verstanden worden; denn das englisch-japanische Kriegsgeschrei läßt sich seitdem nicht mehr vernehmen. Mit China wird Rußland also ziemlich ungestört weiter verhandeln können; eigentümlicherweise hat es dagegen in Korea soeben einen recht empfindlichen Rückschlag erlebt. Dort haben es die vereinten englisch-japanischen Einflüsse zu Wege gebracht, daß Rußland sich genötigt sieht, auf alle Vorteile des im Herbst v. J. mit der Korea-

nischen Regierung geschlossenen Vertrages zu verzichten, wonach die gesamte Finanzverwaltung des Landes in russische Hände übergehen sollte. Herr Alexejew sollte seinen Posten am 12. März bereits verlassen, und Mr. Brown ist bis auf Weiteres wieder Herr der Lage.

Bis auf Weiteres — denn der englischen Herrlichkeit läßt sich erfahrungsmäßig auch keine ungestörte Dauer versprechen. Immerhin spricht dieser neueste Umschwung jedoch dafür, daß in der Zukunft eine ernsthafte Auseinandersetzung lauert, bei der es sich um noch mehr handeln wird, als um die koreanischen Dinge. Zur Zeit ist keiner der drei Mitbewerber stark genug, um die anderen endgültig aus dem Felde zu schlagen. Wer von ihnen dieses Ziel später einmal erreicht, kann nur die Entwickelung der Dinge selber lehren; alles Prophezeihen wäre voreilig, und deshalb vom Übel. Von den gewaltigen Verschiebungen, die die nächsten Jahre bringen müssen, vermag sich Niemand eine annähernd ausreichende Vorstellung zu machen. Am wenigsten wird sich im südlichsten Teile von China etwas Wesentliches ändern. Daß die Franzosen dort Gebietszuwachs erlangen werden, bezweifeln wir zwar nicht, wohl aber, daß sie es verstehen, ihn wirtschaftlich auszunutzen. Ob wir unsererseits aus Kiautschau etwas machen werden, steht, w. g. auch noch dahin. Die Regierung hat zwar sehr geschickt und zielbewußt gehandelt, und im besten Sinne des Worts, das ihrige gethan. Aber werden sich die private Thatkraft und Unternehmungslust der Nation auf derselben Höhe halten, oder dieselbe vielmehr erreichen? Nach dem, was wir bisher in Afrika erlebt, läßt sich das leider nicht unbedingt bejahen. Außerdem aber steht zu befürchten — das müssen wir hier wiederholt betonen, und Sachkundige geben uns darin recht, daß, wenn wir gutmütig genug sind, unseren ostasiatischen Besitz dem Welthandel kurz und gut zu öffnen, — nicht wir, sondern die Engländer Kraft ihres schon vorhandenen handelspolitischen Übergewichts, den „Löwenanteil“ davon haben werden.

In der griechischen Anleihefrage sind nun endlich alle Formalitäten erledigt, das Gesetz über die Finanzüberwachung von der griechischen Nationalvertretung genehmigt, und die Bürgschaft für die Anleihe von England, Frankreich und Rußland übernommen worden. Da die Verzinsung dieser Anleihe, die noch dazu al pari ausgegeben werden soll, aber nur drei vom Hundert beträgt, so darf man sich wohl fragen: wen soll das locken? Diesen Ertrag und auch noch mehr, kann ein Jeder ja auch im eigenen Lande haben; welcher vernünftige Mensch kann sich also veranlaßt sehen, sein Geld dem nur gezwungen ehrlichen Griechenland vorzustrecken. Wir hoffen, daß wenigstens in Deutschland niemand darauf verfällt. Mögen dann Engländer, Franzosen und Russen machen, was sie wollen. Uns gehen diese Dinge garnichts an, und auch um Kreta samt seinem „Gouverneur“ brauchen wir uns glücklicher Weise nicht mehr zu bekümmern. Auch auf die angebliche Bewegung auf der Balkan-Halbinsel ist unseres Erachtens so lange nichts zu geben, als Milan an der Spitze des Serbischen Heeres steht, und Fürst Ferdinand die Geschicke Bulgariens leitet. Was der „Heldenmut“ des Ersteren wert ist, hat sich schon bei Slivnitza gezeigt; wenn Fürst Ferdinand sich aber mit ernstlichen Absichten auf Makedonien trüge, so würde er sich nicht jüngst als „Büßgänger“ nach Wien begeben haben; denn die österreichische Politik ist die letzte, die einen Angriff geigen die Rechte der Türkei begünstigen würde. Ohne das amtliche Eingreifen der Regerungen bedeuten Aufstände in Makedonien und Albanien aber nicht viel. Im Augenblicke ist es übrigens auch davon ziemlich still geworden. Die Lektion vom vorigen Jahre ist eben noch keineswegs vergessen.

Auch die afrikanischen Schwierigkeiten, wie sie namentlich wegen der Nigerfrage zwischen Frankreich und England bestehen, haben bis jetzt noch zu keiner unmittelbaren Verschärfung der Lage geführt. In der beiderseitigen Presse namentlich der englischen, wird zwar stark gedroht, die Regierungen haben aber nicht die geringste Lust sich zu entscheidenden Maßnahmen zu entschließen, und so wird, trotz mancher gegenseitigen Unbill von Monat zu Monat weiter verhandelt. Von dem vielversprochenen Vorstoß der Franzosen nach dem oberen Nilthal ist übrigens nichts mehr zu hören; andererseits aber haben die Engländer in Abessinien, durch den von Sir Rennel

Rod mit Menelik abgeschlossenen Vertrag, im Gegensatz zu allen russisch-französischen Ausstreuungen, einen unbestrittenen Vorteil davon getragen, von dem man allerdings nicht weiß, wie lange seine Wirkung dauert, da Russen und Franzosen ihre Hände natürlich nicht in den Schoß legen, sondern weiter arbeiten werden, um den Britten das Spiel zu verderben, so gut es irgend geht. Diese sind den Streitkräften des Khalifah inzwischen ziemlich nachgekommen, es ist also möglich, daß der längst erwartete Zusammenstoß, von dessen Ausgang das Schicksal des Sudan abhängen kann, nun bald erfolgt. Daß dies auch für die Beziehungen Englands zu den übrigen afrikanischen Mächten von großer Bedeutung sein müßte, liegt klar auf der Hand. Die Wirkung würde sich bis nach dem Süden hin verspüren lassen und auch auf das Verhältnis zu Transvaal nicht ohne Einfluß bleiben, vor allem aber natürlich dazu beitragen, die Stellung der Engländer in Ägypten auf lange hinaus zu sichern. Das ist, wie Jedermann weiß, der Schlüssel zu ihrer gesamten afrikanischen Politik, ja, man darf wohl behaupten, weit mehr als das.

Der Rücktritt des Ministeriums Gautsch am 5. März ist nur dem gänzlich Uneingeweihten überraschend gekommen. In der politischen Welt wurde Herr von Gautsch von Anfang an als Platzhalter des Grafen Thun betrachtet, dem er sogar die Gefälligkeit erwies, seine Sprachenverordnungen unmittelbar vor dem Amtsantritt des „neuen Herrn" zu erlassen. Wenn diese Verordnungen für die Deutschen annehmbar wären, so würde das für die Stellung des Grafen Thun immerhin etwas bedeuten können; da sie aber weder die Deutschen noch die Tschechen zufrieden stellen, so läuft Graf Thun nicht geringe Gefahr, sich auch seinerseits zwischen zwei Stühle zu setzen. Ob es überhaupt einen denkbaren österreichischen Minister giebt, der diesem Schicksal zu entgehen vermöchte, muß heute freilich äußerst zweifelhaft erscheinen. Graf Thun greift gleich zu Anfang zu dem letzten Mittel, das ihm bleibt: er spannt Deutsche und Tschechen an denselben Wagen. Die einen müssen ihm den Handelsminister, die anderen den Finanzminister liefern; außerdem ist noch ein polnischer Landsmann-Minister mit unaussprechlichem Namen dabei. Aber wird das Alles auf die Dauer viel helfen? Wenn die Minister ihre Parteien nicht mehr hinter sich haben, sind sie im parlamentarischen Sinne nichts als Nullen. Nun haben sich aber selbst die deutschen Großgrundbesitzer, aus deren Reihen der neue Handelsminister hervorgegangen ist, dem Kabinet Thun gegenüber die Hände frei gehalten, von den anderen deutschen Gruppen garnicht zu reden. Von tschechischer Seite aber ist dieselbe Erklärung abgegeben worden. Unter diesen Umständen wäre es geradezu ein Wunder, wenn Graf Thun mehr zu leisten vermöchte, als seine Vorgänger seit dem Rücktritt des Grafen Taafe, dessen Kunst unter den heutigen Verhältnissen übrigens auch versagen würde.

Der längst unter der Asche glimmende Gegensatz zwischen den Vereinigten Staaten und Spanien hat sich neuerdings, d. h. besonders seit dem Untergang des Kreuzers Maine im Hafen von Havanna, so bedeutend verschärft, daß manche schon an den nahen Ausbruch eines Krieges glauben. Trotz der von den Yankees mit augenfälliger Hast betriebenen Rüstungen, möchten wir vorerst aber nicht so weit gehen, weil wir die kindische Großmannssucht der Herren kennen; noch mehr aber, weil schlechterdings nicht abzusehen ist, weshalb die Vereinigten Staaten durchaus mit Gewalt und unter gewiß nicht unerheblichen Opfern nehmen sollten, was ihnen bei einiger Geduld von selber zufallen müßte. Der einzige vernünftige Erklärungsgrund wäre der, daß sie das Ende des kubanischen Aufstandes trotz alledem herankommen sehen, damit aber würde ihnen jeder Vorwand zur Einmischung genommen werden. Ob es an dem ist, läßt sich von außen aber nicht erkennen. Sympathieen können wir weder für die Spanier noch für die Yankees hegen. Eine sonderbare Zumutung ist es jedenfalls, daß Erstere im Fall eines Krieges auf europäische Unterstützung hoffen. Sie müssen die Folgen ihrer jahrhundertelangen Mißwirtschaft selber tragen.

Unsere innere Politik zeigte zeitweise ein sehr ernstes Gesicht. Auch jetzt noch thun wir gut, uns nicht allzuviel zu versprechen, denn nie dürfen wir vergessen, daß im deutschen Reichstage, um dessen Haltung sich alles dreht, nicht die nationalen

Elemente das letzte Wort zu sprechen haben, sondern neben den ausgesprochen reichsfeindlichen und reichsfremden auch die, die sich von der politischen Größe Deutschlands für ihre besonderen Zwecke keine Förderung versprechen und deshalb weit eher geneigt sind aufhaltend zu wirken, um hier den mildesten Ausdruck zu gebrauchen. Unter diesen Elementen steht das Zentrum als ausschlaggebend weitaus voran; mit seinen Stimmungen und Entschließungen müssen wir vor allem rechnen, so demütigend dies für uns auch ist. Ein großer Teil dieser Partei war zwar von Beginn an nicht abgeneigt, die geforderte Flottenverstärkung im Rahmen eines besonderen Organisationsplanes zuzugestehen; er thut es aber nicht aus innerem Drang, sondern läßt sich von Zweckmäßigkeitsrücksichten kühlster Art bestimmen und denkt deshalb garnicht daran, auf dieser Lösung unter allen Umständen zu bestehen. Vor allem sind es die Bayern ultramontaner Richtung, die auch hier wieder als „Pfahl im Fleisch" des Reichs erscheinen, und die auch bei der am 21. März erfolgten Abstimmung über § 1 des Flottengesetzes mit schroffem „Nein" sich der Minorität (139 Stimmen) anschlossen.

Wir gehen in nationalen Dingen eben noch einen sehr unsicheren Weg und haben allen Grund, unsere Nachbarn in dieser Hinsicht samt und sonders zu beneiden. Dazu hat auch die zweite Lesung der Dampfer-Unterstützungs-Vorlage Anlaß geboten. Alles in Allem läßt sich auf Grund der dabei festgestellten Thatsachen leider nicht bezweifeln, daß die Reichsbeihülfe, bis jetzt wenigstens, dem Auslande mehr zu Gute kommt, als uns selbst und daß sich namentlich die Engländer auf unseren Schiffen bis zur Sprache herunter, mehr zu Hause fühlen dürfen, als wir selbst. Das Unwürdige dieses Zustandes wurde im Reichstage von konservativer und nationalliberaler Seite scharf betont, ohne jedoch dort, wie in der Presse gebührende Beachtung zu finden. Daß wir überwiegend fremde Waren befördern, scheint selbst in den s. g. nationalen Kreisen vielfach noch ebenso wenig Anstoß zu erregen, als daß man auf den Reichsdampfern englisch spricht und schreibt. Es heißt zwar, daß der „Norddeutsche Lloyd" sich in dieser Hinsicht zu einigen Zugeständnissen herbeigelassen habe; in das Gesetz sind entsprechende Bestimmungen jedoch nicht aufgenommen — so weit reicht unser deutsches Selbstgefühl trotz Kiautschau noch nicht, und das gerade trägt mit dazu bei, uns wegen der Zukunft besorgt zu machen. So lange wir bescheiden in die Ecke treten, werden wir im großen Weltgetriebe, unserer unleugbaren wirtschaftlichen Begabung ungeachtet, zu keinem rechten Erfolge kommen; am wenigsten den Britten gegenüber, die sich zwar öffentlich so stellen, als hätten sie vor unserem Mitbewerbe auf dem Weltmarkte große Angst, i.. Wahrheit jedoch davon sehr wenig verspüren, weil sie eben in jedem einzelnen Fall die Erfahrung machen, daß die Deutschen immer wieder bereit sind, ihnen den Vortritt zu lassen, oder es doch nicht verstehen, die Gunst der Lage gehörig auszubeuten. Eine „Probe auf das Exempel" werden w. g. unsere Leistungen in Ost-Asien bieten. Dort liegen die Dinge z. Zeit so, daß wir ungehindert zu zeigen vermögen, was wir können, und wir werden keine Entschuldigung haben, wenn wir es nicht thun, sondern aus falscher Gutmütigkeit und Rücksichtnahme, die uns Niemand dankt, auf die Vorteile verzichten, die uns durch das umsichtige und entschlossene Vorgehen der Reichsregierung in den Schoß zu fallen scheinen.

Zu den vielumstrittenen Fragen, die nun endlich doch zur Lösung kommen, wird höchst wahrscheinlich auch die Militär-Strafprozeß-Ordnung gehören. So sehr wir damit auch vom Standpunkt der Reichsidee einverstanden sein müssen, so wenig können wir uns der Sache als Freunde des Heeres und seiner Verfassung unbefangen freuen; denn die zum Abschluß gelangte zweite Beratung der Vorlage lehrt, daß dieselbe eine Menge Bestimmungen enthält, die uns in diesem Sinn nicht annehmbar erscheinen. Auch die Militärverwaltung sieht die Sache in diesem Licht, da der Kriegsminister von Goslar sonst wohl nicht Veranlassung genommen hätte, die von den Konservativen eingebrachten Abänderungsanträge zu empfehlen. Genützt hat das indessen nichts; die Anträge sind sämtlich abgelehnt, und dafür die Kommissionsbeschlüsse mit einigen nicht unwesentlichen Verschlechterungen angenommen worden. Zu diesen gehört namentlich die gänzliche Streichung des § 8, die noch dazu auf den Vorschlag der Sozialdemokraten

hin erfolgte. Wird dieser Beschluß in der dritten Lesung aufrecht erhalten, so heißt das den gehässigsten Beschwerden ehemaliger Soldaten gegen ihre alten Vorgesetzten Thür und Thore öffnen. Der konservative Antrag wollte die Leute in dieser Hinsicht noch für zwei Jahre der Militärgerichtsbarkeit unterstellen; die Fassung des Ausschusses wenigstens auf ein Jahr. Die Mehrheit aber beschloß, unter Vorantritt des Zentrums, wie wir gesehen, die ganze Bestimmung zu streichen! Wie das ausgenutzt werden wird, kann man sich denken. Wie wird sich die Reichsregierung nun zu dem Ganzen stellen? Unseres Erachtens ist ihr Standpunkt gegeben, d. h. die größte Festigkeit würde sich wie immer als die größte Klugheit erweisen. Daß das Zentrum und die Liberalen allesamt das Zustandekommen des Gesetzes dringend, ja man kann fast sagen, brennend wünschen, steht durchaus fest; sie würden sich also, wenn die Regierung auf ihrem Schein bestünde, d. h. die Aufhebung aller, mit der Mannszucht unvereinbaren Beschlüsse verlangte, wenn auch widerwillig, ohne Zweifel fügen. Warum sollte die Regierung, da sie sich in einer unangreifbaren Stellung befindet, dies nicht thun? Unangreifbar nennen wir ihre Stellung mit vollem Recht, denn die geltende Militär-Strafprozeß-Ordnung hat sich durchaus bewährt; es eilt also garnicht damit, sie abzuändern. Die Konservativen haben dies richtig erkannt, und dem entsprechend ihre Anträge gestellt, von denen sie, wie wir annehmen dürfen, unter keinen Umständen abgehen werden. Auch auf dem militärischen Gebiet ist die Rechtseinheit gewiß manches Opfer wert; die Grundlagen der Heeresverfassung aber dürfen um keinen Preis angetastet werden, denn das heißt die des Reiches selbst erschüttern. Ohne das Heer würde es nichts sein, als ein Haufen hülfloser Menschen, die jeder Unbill des Auslandes preisgegeben wären. Was das aber bedeutet, das haben wir Deutsche seit den Tagen des dreißigjährigen Krieges in so erschütternder Weise erfahren, wie kaum ein anderes Volk auf Erden. Und doch zeigt sich der Instinkt der Selbsterhaltung gerade bei uns oft noch so schwach! Sonst würden auch in dem vorliegenden Fall alle Parteien darin einig sein müssen, die Bürgschaften für die Aufrechterhaltung der Manneszucht im Heere zu erhöhen; statt dessen sehen wir die Mehrheit wieder nur bemüht, vor allem die Rechte des Einzelnen zu schützen, während allein die Konservativen Verständnis für das Gesamtinteresse zeigen. Wir dürfen darauf stolz sein; was aber nützt es uns, wenn wir dazu verurteilt sind, Monologe zu halten? Nun, noch brauchen wir die Hoffnung nicht aufzugeben, daß die verbündeten Regierungen, die den Reichstag an richtigem Verständnis für das Wohl des Reichs schon oft übertroffen haben, auch diesmal den einzigen Weg finden werden, der zu diesem Ziele führt. Wenn nicht, so würde die ablaufende Gesetzgebungsperiode des Reichstags mit einem scharfen Mißklang schließen; die Verantwortung dafür aber fiele dem ausschlaggebenden Zentrum zu, und Niemand sonst.

24. März 1898. E. Frh. von Ungern-Sternberg.

Kolonialpolitik.

In einer Mitte März d. Js. erschienenen Schrift*): „Kommende Weltwirtschaftspolitik" stellt der Verfasser, Herr Paul Dehn, insbesondere die Seepolitik Englands der deutschen Handelspolitik gegenüber. „Was England treibt," heißt es auf S. 102, „ist allerdings nicht Weltwirtschaftspolitik, sondern mehr, es ist Weltherrschaftspolitik, es beansprucht die Oberherrschaft auf der See wirtschaftlich und politisch. Zu diesem Zweck unterhält es fast allerwärts eine starke Seemacht und sucht nebenbei eine

*) Die bei Trowitzsch und Sohn (Berlin, Wilhelmstr. 29) herausgekommene Schrift bespricht nach einleitenden Bemerkungen die handelspolitische Weltlage, englische Handelspolitik, Englands Zukunft, Allamerika, das russisch-asiatische Reich, Ostasien, künftige Welthandelspolitik, Zollkriege, Seepolitik von ehedem und heute, deutsche Seeinteressen, die Deutschen im überseeischen Auslande, deutsches Kapital im Auslande, deutsche Weltpolitik. — Wir empfehlen die Schrift angelegentlichst. Pr. Mk. 1,—.

Abart der Monroe-Doktrin zu verkünden, wonach nirgends eine dritte Macht sich einmischen darf, damit englische Interessen nicht beeinträchtigt werden. Wo es mit dieser Monroe-Doktrin nichts erreicht, verlangt es volle Gleichberechtigung in dem Bewußtsein, daß es dabei mit seinem Vorsprung und mit seiner Überlegenheit die besten Geschäfte macht, während es selbst mit der Absicht umgeht, sich von seinen Kolonieen Sonderbegünstigungen einräumen zu lassen." Der ganzen englischen überseeischen Wirtschaftspolitik mit ihren weit ausholenden Zielen entspricht auch die Menge des im Auslande „arbeitenden" englischen Kapitals, das dort nationale Stützpunkte schafft und zugleich die nationale Macht stärkt, indem es Arbeitskräfte wie Unternehmer, Ingenieure &c. nach sich zieht und der heimischen Industrie Bestellungen zuführt. Das englische Kapital im Auslande soll sich auf 80 Milliarden Mark belaufen. Auch Frankreich und Belgien haben sich seit längerer Zeit bestrebt, in ähnlicher Weise im Auslande zu wirken und so den Nationalwohlstand zu heben.

In weit geringerem Maße ist dies leider bisher in Deutschland geschehen. Es ist allerdings nicht unbeträchtliches deutsches Kapital bei überseeischen Unternehmungen, z. B. Pflanzungen &c. beteiligt, deutsche Geschäftshäuser und Banken werden im Auslande immer zahlreicher ins Leben gerufen, namentlich ist deutsches Geld — zum Teil in leichtsinnigster Weise — in fremden Anleihen angelegt — aber alle diese Anlagen sind mit gewissen Ausnahmen auf banktechnische Spekulationen zurückzuführen, der nationale Gesichtspunkt ist von der deutschen Hochfinanz sehr oft arg vernachlässigt. Herr Dehn sagt mit Recht: „mit dem Gelde, das in Deutschland aufgebracht wurde, sind im Auslande große öffentliche Werke gebaut worden, aber in der Regel nicht mit deutschen Leitern, Technikern und Vorarbeitern, mit Maschinen und sonstigem Bedarf deutscher Herkunft." Deutsches Kapital und deutsche Arbeit haben bisher im Auslande durchaus nicht in der wünschenswerten innigen Verbindung gestanden. Dabei ist es zweifellos, daß viele deutsche Techniker &c. in fremdem Solde stehen und nicht zur Stützung des Deutschtums mitwirken können, weil sie nicht für deutsche Unternehmer, sondern für Franzosen, Belgier oder Engländer arbeiten. Es ist durchaus notwendig, daß die großen deutschen Bank-Institute mit ihrer, wie Dehn sagt, „bequemen aber bedenklichen Praxis" brechen, daß das deutsche Kapital, soweit es im Auslande nach Anlage sucht, sich von nationalen Interessen nicht mehr losreißt, daß es auch den Kolonieen in höherem Maße wie bisher zugewendet wird.

Natürlich ist mit der Anlage deutschen Geldes in unseren Kolonieen eine gewisse Gefahr, ein Risiko verbunden. Aber ist das mit der Anlage in exotischen Anleihen etwa besser? Welche enormen Verluste haben besonders kleine Sparer bei solchen Anleihen erlitten, man berechnet sie auf eine Milliarde Mark! Die Geldanlage in Pflanzerunternehmungen in Ostafrika, Kamerun &c. ist jedenfalls sehr viel sicherer wie die in argentinischen und portugiesischen Papieren, die in geradezu gewissenloser Weise von Berliner und anderen deutschen Banken bei uns untergebracht sind. Sehr bald wird sich zeigen, ob unsere Hochfinanz wirklich bereit ist, in der neuen chinesischen Kolonie, in Kiautschau das erforderliche Geld zu schaffen. Die deutsche Regierung hat mit Geschick und Schnelligkeit in China operiert, sie hat das ihrige gethan, um dort festen Fuß zu fassen und ein Einflußgebiet zu gewinnen, das deutschem Gelde und deutscher Intellegenz großen Spielraum verschafft. Jetzt sind die Industriellen, die Geldmächte an der Reihe, die gebotenen Vorteile auszunutzen, durch deutsche Techniker Hafenanlagen in Kiautschau herzustellen, Eisenbahnen auf der Halbinsel Schantung auf Grund der uns von China gewährten Berechtigungen unter Verwendung deutscher Schienen, Lokomotiven &c. zu erbauen und die Kohlenbergwerke unter Leitung deutscher Bergleute auszubeuten. In wie weit das deutsche Kapital geneigt ist, hier thätig mitzuwirken, läßt sich noch nicht übersehen; es sind zwar vielfach allgemein gehaltene Mitteilungen, sogar von Seiten der Regierung, über ein starkes Angebot von Geld für die genannten Zwecke in die Öffentlichkeit gelangt, aber man wird gut thun, bestimmte und offizielle Mitteilungen abzuwarten.

An die Spitze der Verwaltung von Kiautschau ist als Gouverneur ein Marineoffizier, Kapitän z. S. Rosendahl, gestellt, dem die gesamten Truppen und Zivilbeamten unterstehen; als oberste Verwaltungsbehörde für die dortige Besatzung dient das Reichsmarine-Amt. Abweichend von den für die übrigen Kolonieen geltenden Bestimmungen ist Kiautschau nicht der Kolonial-Abteilung bzw. dem Auswärtigen Amt zugeteilt, und es läßt sich hieraus erkennen, daß die Reichsregierung die Bedeutung des Hafens zunächst in seiner Eigenschaft als Flottenstation sieht. Vermutlich ist aber die jetzt gewählte Art der Verwaltung nur ein Provisorium, das erst dann eine feste Gestalt annehmen wird, wenn der Hafen sich zum Handelsplatz ausbildet. Daß dies recht schnell geschehe, darf man um so mehr hoffen, als die Annahme des Flottengesetzes, die Vermehrung unserer Streitkräfte zur See dazu beitragen muß, das Vertrauen unserer Kaufleute und Rheder, wie auch das der Deutschen im Auslande auf den ihnen durch das Reich gewährten Schutz zu heben und sie daran zu erinnern, daß es nationale Pflicht ist, deutsches Geld im Auslande nur bei deutschen Unternehmungen, jedenfalls unter Heranziehung deutscher Techniker und deutscher Maschinen rc. zu verwerten. Nur so ist es möglich, dem deutschen Namen jenseits der Meere die ihm in Folge unserer großen Volkszahl zukommende Achtung zu verschaffen. Die großen, im Laufe dieses Winters in Berlin und anderen Städten abgehaltenen Versammlungen zu Gunsten der Flottenvorlage rc. ließen etwas vom Hauch der Begeisterung für Deutschlands Macht und Größe spüren; die Erkenntnis dessen, was für die Nation als solche bei der Flottenfrage auf dem Spiel stand, ist augenscheinlich in weitere Volkskreise gedrungen, das Bewußtsein, daß nationale Fragen dem Parteigezänk entrückt werden müssen, ist erstarkt. An Kraft und elementarer Gewalt kann sich dieses deutsche National-Bewußtsein allerdings mit dem der Engländer, Franzosen rc. noch nicht annähernd messen; es steckt noch in den Kinderschuhen, aber es wächst und wird weiter wachsen, wenn nicht alle Zeichen trügen. Vorläufig bedarf das deutsche Volk in dieser Hinsicht noch der führenden Hand, und es wird außerordentlich viel darauf ankommen, daß diese Führung nicht schwankend ist, sondern sicher und thatkräftig den Weg vorwärts zeigt. Einer solchen Führung folgt Deutschland ohne Zögern und Besinnen. Der Umschwung der Stimmung, wie er sich im Laufe des letzten halben Jahres bemerkbar gemacht hat, ist einzig und allein eine Nachwirkung der geschickten und kraftvollen auswärtigen Politik des Reiches.

Auch in Afrika hat diese Politik einen, wenn auch nicht so bedeutenden Erfolg zu verzeichnen gehabt. Bekanntlich waren seit einiger Zeit englische Expeditionen in die sog. neutrale Zone an der Nordwestgrenze unseres Togogebiets eingedrungen; sie sind, jedenfalls in Folge der von der deutschen Regierung hiergegen erhobenen Einwendungen, vor kurzem zurückgezogen. Damit ist allerdings die Lage in den Küstengebieten östlich und westlich Togos und im Bogen des Niger noch keineswegs geklärt. Seit November 1897 tagt einmal wieder eine englisch-französische Kommission in Paris zur Schlichtung der Streitfragen zwischen beiden Ländern über das Hinterland von Dahome, Lagos rc., aber von wirklicher Einigung ist noch nichts zu spüren, wenn auch die offiziöse Presse beider Länder von Zeit zu Zeit meldet, die Verhandlungen gingen vorwärts. Thatsächlich liegt die Sache so, daß die mit anerkennenswerter Thatkraft arbeitenden Franzosen unter allen Umständen eine Verbindung von Senegambien nach dem unteren Niger erlangen wollen und zu dem Zweck im Bogen des Niger eine Menge Stationen angelegt haben, die sie den Engländern gegenüber als beati possidentes erscheinen lassen. Durch Nachrichten dieser Art, u. a. auch durch die Besetzung der Orte Nikki und Bussa, welche man in England als britisches Eigentum ansieht, ist die öffentliche Meinung in England äußerst erregt und fordert die Zurückdrängung der Rivalen. Ganz besonders haben die „Times" sich zum Mundstück der Gegner Frankreichs gemacht und einen Kriegsruf nach dem anderen erschallen lassen. Allzuviel ist auf diesen Preßlärm nicht zu geben, aber es verdient doch Beachtung, daß englischerseits die Truppen in Westafrika thatsächlich verstärkt werden und u. a. auch der von Uganda durch seine mehr wie rücksichtslose Energie bekannte Oberst Lugard dorthin geschickt ist. Ob es sich hier um einen Feldzug gegen die Haussastaaten oder um Zurückdrängung französischer Expeditionen aus dem bestrittenen

Gebiet handelt, läßt sich nicht unterscheiden. Bei alle dem Säbelgerassel darf man aber nicht vergessen, daß England zur Zeit an den verschiedensten Stellen ein Schwinden seiner Macht befürchtet: in China, Süd-Afrika, Westafrika ꝛc.; daß es in Egypten und an der Nordwestgrenze Indiens im Kriegszustande sich befindet und deshalb geneigt sein dürfte, wenigstens in Westafrika ohne ernste Verwickelungen durchzukommen. Das wissen die Franzosen und benutzen die Gelegenheit, ihre Pläne im Bogen des Niger so rücksichtslos wie möglich durchzuführen.

Mit den bisher dort erreichten Erfolgen kann man in Paris wohl zufrieden sein. Weniger erfreut zeigen sich die Franzosen über die Wirkungen des im Jahre 1897 zwischen Deutschland und Frankreich getroffenen Togo-Abkommens. So schreibt die „depêche coloniale“: „es war leicht vorauszusehen, daß die von unseren Kommissaren im unteren Dahome gemachten Konzessionen, besonders die Zession des rechten Monoufers an Deutschland, unsere Kaufhäuser in Grand Popo und Ague (auf der Nehrung, welche französisch geblieben ist, gelegen) schädigen würde. Die Ereignisse haben nun unglücklicherweise unsere Befürchtungen bestätigt und wir hören, daß von zwölf großen Handelshäusern in Gr. Popo neun im Begriff sind, nach dem deutschen Ufer des Mono überzusiedeln, und daß zwei andere einfach ihre Komptoire schließen werden.“ Deutscherseits liegt eine Bestätigung dieser überraschenden Mitteilung nicht vor, und sie ist möglicherweise übertrieben. Immerhin geht daraus hervor, daß das Mono-Dreieck, die Frucht jenes Abkommens, nicht so wertlos ist, wie mancher gedacht hat. Noch wertvoller wie diese Verlängerung der Togoküste würde für uns die Verschiebung der Grenze nach Westen bis zum Volta sein, und das Bestreben unserer Diplomatie muß darauf hinausgehen, dieses Ziel zu erreichen. Vielleicht bieten die sich immer mehr zuspitzenden Streitfragen zwischen Frankreich und England hierfür eine gute Handhabe.

Ähnlich wie in Togo läßt sich auch von den anderen deutschen Schutzgebieten eine schnelle wirtschaftliche Entwickelung erhoffen und zwar um so mehr, weil nirgends ernste Unruhen sich störend bemerkbar machen. Selbstverständlich fehlt es an lokalen Aufständen hier und da nicht. So ist in Kamerun die Schutztruppe genötigt gewesen, unter Beihülfe des Kanonenboots „Habicht“ einen Aufstand der östlich Kribi wohnenden Buli und Bane niederzuwerfen, die den direkten Handel an der Küste nach dem Innern störten. Bedeutender scheint eine Empörung der Swartboi-Hottentotten im nördlichen Teile des südwestafrikanischen Schutzgebietes gewesen zu sein, die jedenfalls durch durch die in Folge der Rinderpest entstandene Notlage hervorgerufen ist; ob der Aufstand durch die siegreichen Gefechte der Schutztruppe, bei denen auch ein Offizier schwer verwundet wurde, völlig beendet ist, ist noch nicht bekannt. Auf die eingeborene Bevölkerung wirft es ein nachteiliges Licht, daß trotz der vielfach herrschenden Not die Zahl der zur Arbeit beim Eisenbahnbau sich meldenden Farbigen so gering gewesen ist, daß aus der Kap-Kolonie Arbeiter herangezogen werden mußten. Der Bahnbau schreitet übrigens vorwärts und wenn Major Leutwein, der jetzt noch in Wiesbaden eine Kur braucht, nach dem Schutzgebiet im April oder Mai zurückkehrt, wird er schneller wie früher nach Otjimbingue gelangen.

Besonders beunruhigende Gerüchte waren im Laufe des März über Deutsch-Ostafrika verbreitet. Da hieß es, der vom Hauptmann Prince 1896 nach der Absetzung des Oberhäuptlings Kwawa zum Sultan von West-Uhehe ernannte Merere habe sich mit dem immer noch nicht dingfest gemachten Kwawa verbunden und sich mit 80000 Mann gegen die Deutschen gewendet. Die Zahl „80000“ mußte schon Bedenken erwecken und es schien als ob das Gerücht auf einer „Negernachricht“ beruhe, die dann an der Küste gehörig aufgebauscht und so nach Europa gelangt sei. Nach neuen Nachrichten ist aber in Uhehe thatsächlich ein Aufstand ausgebrochen, über dessen Umfang allerdings noch keine genauen Mitteilungen vorliegen. Auch scheint es unter den Konde, nördlich vom Nyassa-See zu gähren und ein Kriegszug des Bezirksamtmanns in Langenburg, Hauptmann von Elpons, ist nötig geworden. So weit sich das von hier aus übersehen läßt, haben diese Empörungen jedenfalls nur lokale Bedeutung, an der Küste und in den Plantagen-Gebieten Usambaras herrscht völlige Ruhe. Störend würde ein Aufstand im Kondelande aller-

dings für die beiden dort thätigen evangelischen Missionsgesellschaften sein, und wir wollen schon deshalb wünschen, daß der Hiobspost bald bessere Nachrichten folgen.

Weniger mit kriegerischen, wie mit finanziellen Schwierigkeiten hat die Basler Missionsgesellschaft auf ihrem seit 1886 in Angriff genommenen Arbeitsfelde Kamerun zu kämpfen. Wie ein Aufruf des Ausschusses für evgl. Mission in Kamerun meldet, fehlt es an Geld, um den aus dem Gebiet vielfach hervortretenden Bitten um Missionare und Lehrer überall nachkommen zu können; die Ausgaben der Basler Gesellschaft haben, da man doch das Werk in Kamerun energisch weiterführen wollte, die Einnahmen sehr beträchtlich überstiegen: ein Fehlbetrag von 240,000 Mk. ist entstanden. Hilfe ist deshalb sehr nötig und der genannte Ausschuß wendet sich mit dringender Bitte an alle Freunde der evangelischen Mission; Beiträge und Zusagen von solchen sind an Hrn. Finanzrat a. D. Klaiber in Stuttgart (Olgastraße 110) zu senden. Bei den herrlichen Erfolgen der Basler Mission in Kamerun wäre eine Einschränkung der Arbeit sehr bedauerlich, und ich möchte deshalb auch die Leser der A. K. Monatsschrift dringend zur Beihülfe auffordern. Es muß für uns Evangelische auch deshalb Ehrenpflicht sein, die Mission in Kamerun kräftig zu unterstützen, weil die römisch-katholische Kirche sich hier mit unerlaubten Kampfesmitteln in unbestritten protestantische Gebiete eingedrängt hat und das Werk der Basler Mission nach besten Kräften hindert, während zugleich der Islam von Norden vordringt. „Sollten wir", so heißt es in dem oben genannten Aufruf „ruhig zusehen, wie die evangelische Mission zu Gunsten der katholischen oder gar des Islam zurückgedrängt und teilweise lahmgelegt wird?" Gewiß nicht! Aber es ist nun Zeit, daß die evangelische Bevölkerung Deutschlands ihre Taschen etwas weiter öffnet und die vortreffliche Basler Gesellschaft wirksam unterstützt.

Zum Schluß dieses Berichtes soll noch dem Abg. P. Schall Dank ausgesprochen werden, daß er am 22. März im Reichstage energisch für die Verminderung des Schnapshandels in Westafrika eingetreten ist. Aus der Erwiderung des Unterstaatssekretärs von Richthofen war erfreulicherweise zu entnehmen, daß schon eine internationale Konferenz von Belgien berufen ist, um sich mit dieser Angelegenheit zu befassen.

24. März 1898. Ulrich von Hassell.

Sozialpolitik.

Die Tagesblätter waren im Monat März angefüllt mit Erinnerungen aus dem Jahre 1848. Leider zogen die allerwenigsten Artikel die richtigen Schlußfolgerungen. Zunächst fehlte fast überall der Hinweis darauf, was wir der Armee verdanken, die gehorsam den Aufstand niederschlug und ebenso gehorsam den Kampfplatz, auf dem sie gesiegt hatte, verließ, ebenso gehorsam zurückkehrte und die Ordnung wieder herstellte, ja die auf Befehl ihres Kriegsherrn das Gleiche that in Dresden, Baden rc. Was wäre aus Deutschland geworden ohne die Pr. Armee von 1848, was aus manchen deutschen Fürsten, wenn ihnen nicht Friedrich Wilhelm IV. seine Soldaten zu Hülfe geschickt hätte. Zu den Gräbern im Friedrichshain sind Tausende gepilgert, nur wenige haben die Gräber unter der Invalidensäule aufgesucht. Und doch hätten wir ohne die Treue derer, die dort schlummern, gewiß und wahrhaftig heute kein deutsches Reich.

Aber auch nach der anderen Seite hin ist die Geschichte jener Märzrevolution eine im höchsten Grade lehrreiche. Die Forderungen, die man bezüglich einer Reform der bestehenden Zustände gestellt hatte, waren bewilligt worden, ehe die Revolution begann. Die Bewilligung war mit Dank angenommen. Trotzdem begann der Straßenkampf. Der Aufruhr wurde besiegt, die Truppen waren Herren des Kampfplatzes. Trotzdem räumte die Regierung das Feld, zeigte sich überall, nicht nur in Berlin, sondern im ganzen Lande, Unentschiedenheit und Schwäche bis zum höchsten Grade.

Warum? Was war der Grund? Die Ursache lag darin, daß ein großer Teil des Geforderten nicht nur an sich berechtigt, sondern auch in seiner Ausführung bereits

geplant war. Man hatte den Allgemeinen Landtag berufen, aber man hatte sich gescheut, ihm die Periodizität und damit die Rechte einer Volksvertretung zuzuerkennen; die Kleinstaaterei und die daraus bedingte Ohnmacht Deutschlands, den Mangel einer Flotte erkannte man als ein Übel an, das Polizeibevormundungssystem lastete auch auf den königstreu gesinnten Kreisen. Auf den Aufschwung nach den Befreiungskriegen war eine Periode der Stagnation und Depression gefolgt, die alle Schichten der Bevölkerung ergriffen hatte. Das lähmte den Mut und die Thatkraft derer, deren Aufgabe es war, gegen die Revolte Front zu machen. Erst als die Demokratie in der Nationalversammlung und überall sonst jedwede vernünftige Grenze überschritt und gleichzeitig ihre eigene Regierungsunfähigkeit darlegte, fand man sich zur Kontreaktion zusammen. Die Wiederherstellung der Ordnung gelang nicht nur in Preußen, sondern überall in Deutschland, als man den Mut fand, sie ernstlich in Angriff zu nehmen; aber man konnte auch eine ganze Reihe von Zugeständnissen, die man bewilligt hatte, nicht wieder rückgängig machen, vor allem die Verfassung selbst nicht. Ebenso blieb die Deutsche Einheitsfrage aufgerollt und verschwand nicht wieder von der Bühne der Politik, bis sie 1866 und 70 gelöst wurde.

Sehr, sehr ähnlich ist die heutige Lage. Ein großer Teil des Volkes steht den geltenden Ordnungen grollend gegenüber und erstrebt deren Beseitigung. Was ihn hindert, sie auf gewaltsamem Wege zu versuchen, ist einzig und allein die Furcht, daß ein derartiger Versuch mißlingen würde. Daran, daß die Umsturzpartei losschlägt, sobald sie Aussicht hat, daß die Armee ihr gegenüber versagt, darf wohl kein Zweifel obwalten.

Es liegt also wieder, wie vor den Märztagen 1848, Zündstoff in der Luft. Daß unsere Zustände auf sozialem Gebiet nicht bleiben können, wie sie sind, ist mehr oder minder die Meinung Aller, sonst würde ja auch nicht die soziale Frage das Hauptthema aller Erörterungen sein. Ist man nun aber schon einmal ernstlich daran gegangen, diese Frage auch nur auf dem Papier zu lösen, sich darüber klar zu werden, was es eigentlich kosten würde, wenigstens das äußerste Elend in unseren Tagen zu beseitigen? Das können wir nicht leugnen: der Gegensatz zwischen reich und arm ist in keiner Zeit so kraß zu Tage getreten, wie in der unsrigen. Weit bedeutsamer aber ist es, daß das Bewußtsein dieses Gegensatzes in den unbemittelten Klassen ein weit schärferes ist, als früher. Die Armut trug in vergangenen Zeiten ihr Los als ein von Gott gegebenes und gewolltes geduldiger als jetzt, wo sie es als eine menschliche Ungerechtigkeit empfindet. Auch früher herrschte Luxus und Üppigkeit gegenüber äußerster Not, aber die große Masse des Mittelstandes stand zwischen Reichtum und Armut und lebte einfach. Gegenwärtig ist der Mittelstand fast verschwunden, und der Reichtum ist nicht mehr an Titel und Besitz und an die, diesen anhängenden Verpflichtungen geknüpft, er ist zum großen Teil aus der früher unbemittelten Klasse hervorgegangen. Daß Fürsten und Grafen reiche Leute sind, erkannte das Volk gewissermaßen als eine Notwendigkeit an, heute sind sie vielfach arm, oft recht arm, und den Leuten, die an ihre Stelle getreten sind, sprechen die unteren Klassen, so zu sagen, die Berechtigung ihres Reichtums ab; auch wird letzterer vielfach in verletzender Weise zur Schau getragen. Ich stand kürzlich vor zwei frischen Gräbern, auf denen verblichene, aber doch noch als kostbar zu erkennende Kränze in solchen Mengen lagen, daß ihr Wert auf Hunderte von Mark zu schätzen war. Wenn sie in das Trauerhaus kurz vor der Beerdigung gebracht waren, so hatten die Hinterbliebenen kaum Zeit, sie zu betrachten. Manche und zwar sehr kostbare wurden aber erst unmittelbar bei der Trauerfeier vor dem Sarg niedergelegt. Um denselben stand dicht geschart die Menge der Leidtragenden, ebenso waren die Nebenzimmer gefüllt; wer hat da diese kostbaren Kränze gesehen? Fast niemand.

Man sagt, die Blumenhändler verdienen durch diese Sitte. Aber kann dieser Verdienst der thatsächlich ganz unnützen Ausgabe gegenüber in Betracht kommen? Ist es richtig, so viele herrliche Blumen, so liebliche Gaben der Güte Gottes der Massenvernichtung preiszugeben, ohne daß sie irgend jemand zur Freude gereichen? Und nun demgegenüber das Begräbnis und das Grab eines armen Mannes!

Unsere Wohnungseinrichtungen, Tafelfreuden rc. gehen weit über den Bedarf hinaus, stehen in einem schroffen Gegensatz zu den Sitten der

Voreltern. Dagegen kauft das heutige wohlhabende Publikum viel seltener als jene ein gutes Bild oder ein gutes Buch. Übertriebener Modeluxus auf der einen, hat stets Einschränkung vernünftiger Ausgaben auf der andern Seite zur Folge. Die Lage unserer Finanzen in Reich und Staat ist eine günstige, man hofft sogar, die erhöhten Ausgaben für die Flotte ohne neue Steuern und Anleihen decken zu können. Sollten wir wirklich zu arm an Mitteln sein, um der bitteren Not, welche nicht nur auf die arbeitenden Klassen, sondern auch auf viele andere Schichten des Volkes drückt, wirksam zu steuern?

Ich stehe, wie den Lesern dieser Monatsschau bekannt, nicht auf dem Standpunkt derer, welche die soziale Frage durch Organisation der Arbeiterschaft und was dazu gehört, lösen wollen. Ich erstrebe eine Reform von oben, Besserung der Wohnungsverhältnisse, Herabminderung zu weit ausgedehnter Arbeitszeit, Rückgabe der Gattin und Mutter an ihre Familie, Überwachung und Erziehung der konfirmierten, erwerbsarbeitenden Jugend, Fürsorge für sachgemäße und ebenfalls erziehlich wirkende Fortbildung der letzteren, gesunde Volkslitteratur und -Unterhaltung. Zu alle dem fehlen die Mittel und vor allem fehlt, wie ich im Märzheft auszuführen versucht habe, der Anstoß und die Leitung von oben. Weil das aber fehlt, so wird die Lage von Jahr zu Jahr, und von Jahrzehnt zu Jahrzehnt nicht besser, der Gegensatz zwischen reich und arm vermindert sich nicht, er verschärft sich. Im Jahre 1848 war die Arbeiterschaft von dem politischen Reformgedanken nicht mit ergriffen, jetzt ist sie die Hauptträgerin desselben und die erstrebte Reform liegt weniger auf politischem wie auf sozialem Gebiet. Ich habe wiederholt betont, daß ich nie und nimmer an den Sieg einer sozialen Revolution glaube, wohl aber die Verwüstung, die sie anrichten würde, fürchte. Sollen wir nun wirklich die Dinge sich ruhig so weiter entwickeln lassen, wie in den letzten Jahrzehnten, sollen wir es ruhig mit ansehen, wie unsere Arbeiterschaft immer mehr sozialdemokratisiert wird, sollen wir die Augen davor verschließen, daß, wie im Märzheft an dieser Stelle hervorgehoben ist, die Arbeiterbevölkerung immer mehr in eine städtische, das platte Land in den zuverlässigsten, den Nord- und Ostseeprovinzen immer mehr entvölkert, die durch die Sozialdemokratisierung der Massen uns bedrohende Gefahr daher immer größer wird? „Mensch, bedenke dein Ende“, sagt das Sprüchwort; wo soll es mit dem allem hinaus? Wie in der Zeit zwischen 1815 und 1848 sind wir heute durchaus in der Lage und durch nichts gehindert Reformen auszuführen, dabei aber sie in den richtigen Grenzen zu halten. Sollen sie uns vielleicht später einmal abgezwungen, sollen wir in aufgeregten Zeiten genötigt werden, den Arbeitern ein unbeschränktes Koalitionsrecht zu bewilligen, wie solches mit seinen Folgen im Februarheft zu schildern versucht ist. Darin, daß die sozialen Reformen nicht nur in den sozialdemokratischen, sondern auch in den, den sogenannten bürgerlichen Parteien zugehörigen Zeitungen und Zeitschriften erörtert werden, daß auch in letzteren die Reformbedürftigkeit unserer Zustände anerkannt wird, liegt die große Gefahr, und zwar nicht wegen dieser Anerkennung und Erörterung, sondern deshalb, weil trotzdem nichts oder doch nichts Durchgreifendes geschieht. Ich habe oben die Frage gestellt, wieviel würde es denn kosten das krasseste Elend zu beseitigen? Wir sind in der Vervollkommnung aller Einrichtungen außerordentlich vorgeschritten, die Erfindungen der Technik haben uns zu Zuständen geführt, die wir früher nicht ahnten; der Verkehr hat Raum und Zeit fast gänzlich überwunden. Das alles ist aber vielmehr den oberen wie den unteren Schichten zugute gekommen, obwohl auch letztere ihren Vorteil davon gehabt haben. Sollten wir nicht endlich an Maßnahmen denken, welche es ermöglichen, daß die Erfindungen und die Entwicklung der Neuzeit auch dem ärmeren Teil des Volkes zugute kommen? Warum lassen wir das arbeitende Volk noch länger in Kellern und auf Böden hausen, anstatt ihm außerhalb der dumpfen Häusermassen luft- und lichtreiche Wohnungen zu schaffen? Wenn man einmal die Villen und villenartigen Häuser außerhalb der früheren Stadtmauern in den Städten Deutschlands zählen wollte, und gleichzeitig die Arbeiterhäuser, welche hinausgebaut worden sind, welches Mißverhältnis würde sich zu Ungunsten der Letzteren ergeben! Könnten wir ferner nicht den Grundsatz zur Geltung bringen, daß die Maschine nicht nur dazu bestimmt ist, die Produktion zu vermehren, sondern auch dazu, die menschliche

Arbeitszeit zu mindern und zu verkürzen? Industrielle, welche für gesunde Daseinsverhältnisse ihrer Arbeiter schon seit Jahren Sorge tragen, haben, wie noch ganz kürzlich der Abgeordnete Freiherr Heyl zu Herrnsheim im Reichstage hervorgehoben hat, die besten Erfolge erzielt. Ihre Industrie blüht, die Sozialdemokratie ist in ihre Arbeiterschaft, mit der sie in Frieden leben, nicht eingedrungen. Es geht also auch so, die Industrie kann bestehen, kann konkurrenzfähig bleiben, wenn sie den Arbeitern ein menschenwürdiges Los bereitet. Wollen wir es wirklich mit ansehen, bis alle Industriellen, auch die unvernünftigsten, zu dieser Erkenntnis gekommen sind? Vielleicht ist es, bis das geschieht, zu spät um der Revolution vorzubeugen.

Was auf die ökonomische Lage des Arbeiters am nachteiligsten einwirkt, sind die Perioden der Arbeitslosigkeit. Für Krankheit, Unfall, Alter und Invalidität haben wir gesorgt, aber der Not, welche aus Arbeitslosigkeit entsteht, kommen wir nicht zu Hülfe, und doch würde dieser Not durch einen organisierten, sich über das ganze Reich erstreckenden Arbeitsnachweis zum allergrößten Teile abgeholfen werden. Wer guten Verdienst hat, wer nicht durch Arbeitsüberbürdung zum Unmut gereizt wird, wer eine gesunde Wohnung mit einem Gärtchen sein Heim nennen darf, wem nicht die Arbeitslosigkeit als Schreckgespenst immer von Neuem droht, der wird in den seltensten Fällen geneigt sein, zu revolutionieren. Ohne allgemeine Unzufriedenheit in den arbeitenden Klassen kann die Sozialdemokratie, das hat sie selbst oft genug bekannt, nicht bestehen. Bebel hat mit Recht gesagt, wenn die „Genossen" plötzlich in der Mehrzahl wohlhabende Leute würden, so möchten die allerwenigsten Sozialdemokraten bleiben. Warum sucht man nun nicht diese Unzufriedenheit, sobald sie eine berechtigte ist, zu beseitigen, warum nimmt man die Mittel dazu nicht ernstlich in Erwägung?

In den deutschen Arbeiterkolonieen wurde im Lauf des Februar 1898 der Hunderttausendste Kolonist aufgenommen. 24 Landes- und Provinzialvereine haben diese Kolonieen, 30 an der Zahl, in ganz Deutschland errichtet. Sie dienen denjenigen, welche so heruntergekommen sind, daß sie kein Arbeitgeber mehr annimmt, als Zufluchtsstätte. Abgerissen an der Kleidung, ohne einen Pfennig Geld in der Tasche, körperlich und oft auch geistig geschwächt, im Banne der Trunksucht, melden sie sich zur Aufnahme. Fleißige auch im Winter ununterbrochene Arbeit in gesunder freier Luft, einfache aber kräftige und regelmäßige Ernährung, Entziehung jedweder Getränke alkoholischen Inhalts bringen sie zumeist in wenigen Monaten dahin, daß sie mit ausreichender Kleidung versehen und im Besitze einer kleinen Geldsumme, den Weg in das Leben wieder aufnehmen können. Viele werden in Arbeit untergebracht. Unter 7191 Aufgenommenen waren 1897 nur 13 Todesfälle zu verzeichnen. Krankheiten kommen verhältnismäßig selten vor. Diese Kolonieen, deren erste 1882 begründet wurde, waren in den ersten Jahren namentlich in den Wintermonaten so überfüllt, daß viele Abweisungen erfolgen mußten; 1897 blieben im Januar, dem Monat, in welchem der stärkste Besuch stattfand, 270 Plätze unbesetzt. ein Beweis, daß dem Bedürfnis thatsächlich genügt ist und weiter dafür, daß bei ernstem und allgemeinem, sich über das ganze Reich erstreckenden gutem Willen einem Notstand wirklich abgeholfen werden kann. Er kann nicht gänzlich beseitigt werden, das Meer des Lebens wirft immer wieder Schiffbrüchige ans Land; aber die Rettungsstationen, welche sie aufnehmen und verpflegen, müssen vorhanden sein.

100000 Aufnahmen von Kolonisten in 14 Jahren zeigen im übrigen, daß die Not nicht so groß ist, wie man gemeinhin anzunehmen pflegt; das gilt auch von allen übrigen Gebieten. Man glaubt zumeist, vor einem Berge zu stehen, über den man nicht hinüber kann. Das ist nicht richtig. Daß Jemand verhungert, wird in Deutschland verhältnismäßig selten vorkommen, und die Zahl derer, welche absolut kein Obdach haben und ein solches in den vorhandenen Anstalten nicht finden, ist ebenfalls eine sehr geringe. Nackend darf sich niemand auf der Straße zeigen, schon mit Rücksicht auf die polizeilichen Vorschriften nicht. Die Menschen, um die es sich handelt, haben also, denn sonst könnten sie ja nicht leben, das was ihr Dasein notdürftig fristet. Wollte man es einmal berechnen, was es kosten würde, um diese notdürftige in eine ausreichende und daher erträgliche Existenz umzuwandeln, so würde man erstaunen, wie verhältnißmäßig ge-

ringe Mittel dazu benötigt wären. Es giebt nicht nur zahlreiche Einzelgemeinden, sondern auch ganze Bezirke, in denen man eigentliche Armut, d. h. Mangel an Nahrung, Kleidung, Obdach überhaupt nicht kennt, in anderen Bezirken und Gemeinden ist die Zahl der Notleidenden eine kleine. Ein wirklicher Notstand herrscht nur in den großen Städten und Fabrikdistrikten und auch in letzteren durchaus nicht überall. Im Kruppschen und Stummschen Revier z. B. ist die Lage der Arbeiter eine sehr günstige und Not ganz unbekannt.

Auf der anderen Seite, was geschieht nicht da, wo die Not herrscht, um ihr abzuhelfen; welche Summen — auch hierüber liegen kaum statistische Ermittelungen vor — werden in Deutschland an öffentlichen und privaten Armenunterstützungen aufgebracht, und wie viel größere Erfolge könnte man erzielen, wenn es gelänge, die Mittel und Kräfte, welche zur Abhülfe der Not dienen, mehr als bisher zu konzentrieren.

Das Zentrum hat kürzlich vorgeschlagen, die Mehrkosten für die Flottenvermehrung durch eine höhere Besteuerung der größeren Einkommen zu decken. Ich meine, wenn man überhaupt diesen Modus zur Anwendung bringen wollte, so wäre es viel sinngemäßer, die Einnahmen des übergroßen Reichtums zur Linderung der übergroßen Armut stärker heranzuziehen als bisher. Das ist aber nicht nötig; um dieser äußersten Not abzuhelfen, würde man mit den bisherigen Mitteln auskommen, wenn man sich nur einmal zu einem konzentrischen Vorgehen entschließen wollte.

In einer kürzlich abgehaltenen Versammlung des ostpreußischen landwirtschaftlichen Zentralvereins wurde der im Märzheft besprochene, durch die Arbeiterentvölkerung der Nord- und Ostprovinzen hervorgerufene Notstand für bösartiger erklärt, als derjenige, welcher durch das Sinken der Getreidepreise herbeigeführt ist. Für die Germanisierung der polnischen Provinzen haben wir ein zweites Hundert Millionen übrig. Sollten wir nicht in der Lage sein, überschüssige oder schlecht bezahlte Arbeitskräfte in den Städten wieder auf das Land zu verpflanzen und zwar dadurch, daß man derartigen Arbeitern die Mittel in die Hand gäbe, sich das für die Begründung einer Arbeiterexistenz auf dem Lande benötigte Inventar zu beschaffen? Die Freizügigkeit läßt sich schwerlich wieder aufheben, aber dahin könnte man sie herabmindern, daß sie denjenigen, welcher wegen mangelnden Arbeitsverdienstes die öffentliche Unterstützung in Anspruch nimmt, beschränkt, mit andern Worten, daß die Behörde mit der Befugnis ausgestattet wird, ihn von einem Orte, an welchem Arbeit für ihn mangelt, an einen andern, an welchem sie ihm reichlich dargeboten wird, für eine bestimmte Zeitdauer zu verweisen.

Die Revolution vom März 1848 erzwang Konzessionen, welche unvorbereitet und überstürzt bewilligt wurden. Das hat uns Schäden verursacht, an denen wir noch heute kranken. Revolution von unten tritt immer nur ein, wenn man von oben die Ausführung wirklich benötigter Reformen unterläßt. Mehr oder minder geht jeder Revolution eine Zeit voran, in welcher sich Reformbedürftigkeit auf einer Reihe von Gebieten herausstellt und zum Gegenstande der öffentlichen Besprechung wird. Revolution ist daher die Folge von Unterlassungssünden. Heute haben wir noch Zeit, Gelegenheit, Macht und Mittel, die benötigten Reformen auf sozialem Gebiet auszuführen. Woran es uns fehlt, ist einzig und allein der Wille. Gebe Gott der Herr in Gnaden, daß diese Willensschwäche sich nicht zu hart an uns und unsern Kindern rächt.

Potsdam, 21. März 1898. C. v. Massow.

Kirche.

Ein Einsiedler hatte einen zahmen Bären, der seine Einsamkeit im Walde mit ihm teilte und ihn zärtlich liebte. Als der Herr einst im Schlaf lag, bewachte der Bär seine Ruhe. Da geschah es, daß eine Fliege sich dem schlafenden Herrn auf die Nase setzte. Der sorgsame Wächter wollte sie töten. Er erhob sich, ergriff einen Felsblock

und warf die Fliege tot. Leider wachte aber auch der Einsiedler nicht wieder auf. Der wohlmeinende aber ungeschickte Wächter dieser Geschichte ist der Vorstand des Evangelischen Bundes, der sein warmes Gefühl für die evangelischen Interessen durch seine Eingabe vom 14. Februar in einer so ungeschickten Weise zum Ausdruck gebracht hat, daß mehr Schaden als Nutzen davon entsteht. Wenn deutsche Katholiken in Rom die Geburtstagsfeier ihres Kaisers zu einer päpstlichen und anti-italienischen Demonstration benutzen, so ist das zu bedauern — aber nicht mehr als die Thatsache, daß es überhaupt Deutsche giebt, die ultramontan gesinnt sind. Wenn zu dieser Feier der preußische Gesandte beim Vatikan eingeladen wird, so konnte er nicht gut anders handeln, als er gethan hat, — daß er nämlich mit dem deutschen Kaiser auch den Pabst leben ließ. Nun fehlte aber der Toast auf den König von Italien — und hierin sieht der Bund eine Schädigung der evangelischen Interessen, für die er einzutreten hat. Er macht — in diesem seinen Eintreten für die evangelischen Interessen — den Reichskanzler darauf aufmerksam, daß durch dieses Benehmen des preußischen Gesandten beim Vatikan die freundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Italien, also der Dreibund, gefährdet würden. Daß diese Spitze der Beschwerde des Bundes in den Kreisen der Regierung als eine ganz ungehörige Einmischung empfunden ist, beweist die schroffe Art der Antwort: Mitteilung des Allerhöchsten ernsten Mißfallens und Zurücksendung des Briefes. Die darauf erschienenen mehrfachen Kundgebungen des Bundes und seiner Freunde sind mir völlig unverständlich. Es wird von denselben einerseits zurückgewiesen, daß man die politische Seite des Vorganges habe betonen oder politische Ratschläge habe erteilen wollen, und andererseits vom Zentralverband selbst ausgesprochen: es sei die Eingabe „einzig und allein aus dem lebhaften Gefühl für die Ehre Deutschlands und des evangelischen Bekenntnisses hervorgegangen".

Ungeschickt war zunächst, daß der eigentliche Grund des von vielen protestantischen Deutschen empfundenen Ärgernisses gar nicht genannt ist, nämlich der Umstand, daß der beim König im Quirinal beglaubigte deutsche Botschafter abwesend war und somit in Italiens Hauptstadt eine Kaisergeburtstagsfeier nur in Verbindung mit den Anfeiern des Souveräns Leos XIII. stattfand. Und besonders ungeschickt ist die Belehrung über die politischen Folgen dieses Umstandes, die den Vertretern der äußeren Politik erteilt wird. Aber dieses — und noch manches andere — geht uns in einem kirchlichen Berichte direkt nichts an. Für uns ist von Bedeutung nur der Umstand, daß derartige politische Akte ausgehen von einem Verein, der sich einen eminent religiösen Zweck gestellt hat, und zwar setzt sich der Verein zum größten Teil zusammen aus Männern derjenigen Richtung, welche uns und unsern Gesinnungsgenossen fortwährend vorwerfen, daß wir Politik und Religion mit einander vermischten. Bei unserer „Vermischung" von Religion und Politik handelt es sich aber lediglich um die Geltendmachung christlich-sittlicher Grundsätze für die Organisation unseres gesellschaftlichen Lebens. Dagegen müssen wir in den Kundgebungen des Evangelischen Bundes und seiner Freunde eine thatsächliche Vermischung und Verwechslung tief religiöser und rein äußerlicher Gesichtspunkte feststellen.

Ich betone zunächst stark das Gemeinsame, das uns mit dem Evangelischen Bunde verbindet. Ein Verein zur Wahrung der evangelischen Interessen hat gerade in Deutschland seine tiefe Berechtigung. Und ebenso kann nicht laut genug immer wiederholt werden, daß an sich die römische Kirche ein staatsgefährliches Institut ist, und daß die Ansprüche ihres Oberhauptes auf weltliche Souveränetät direkt widerchristlich sind. Aber um so mehr haben wir uns in der Polemik auf den streng evangelischen, auf den Standpunkt Luthers zu stellen. Als auf dem Bremer Kirchentage im Jahre 1853 die katholischen „Missionen" zuerst zur Sprache kamen, wurde — im Gegensatz zu den konfessionell-lutherischen Mitgliedern, wie z. B. Stahl und Hengstenberg — eine Bitte an die Staatsregierungen beschlossen, damit sie jene Reisepredigten hinderten. Das „Volksblatt für Stadt und Land", das dies als unevangelisch zurückwies, galt als katholisierend, — während es vor Augen liegt, daß gerade jener Hilferuf an die weltliche Macht einen Abfall von dem rein evangelischen Prinzip bildete. Ähnlich ist es, wenn heute — nicht

die Macht, die Wirksamkeit, der freie Lauf, sondern die Ehre des evangelischen Bekenntnisses gewahrt wird und wenn dies mit der Ehre des deutschen Reiches in Verbindung gebracht wird, für die man sich gegenüber dem preußischen Gesandten einlegen müßte. Es ist durchaus nicht abzuweisen, daß über die Frage verhandelt werde, ob es kirchenpolitisch richtig sei, daß Preußen einen Gesandten beim Vatikan hält, ob es nicht richtiger sei, den vom Grafen Hoensbroech mehrfach gemachten Vorschlägen zu folgen. Aber daß dadurch dem evangelischen Bekenntnis ein Hindernis seiner Kraft bereitet werde, ist eine Verkennung des Standpunktes. Wären doch alle die Männer, die sich im evangelischen Bunde in so wohlmeinenden Absichten verbinden, ausnahmslos rechte Confessores, fest auf dem unverfälschten Evangelium stehende Bekenner, es würde besser um die Macht des evangelischen Bekenntnisses in Deutschland gegenüber Rom stehen. Wir müssen aber leider feststellen, daß bei manchen seiner Parteigänger das Protestieren stärker hervortritt als das positiv evangelische Bauen.

Als ein Beitrag zu dieser Frage ist die Rede zu bezeichnen, welche nach unwidersprochenen Berichten der bekannte Pastor Thümmel kürzlich über Ultramontanismus und Christentum gehalten hat. Am Schluß desselben soll er gesagt haben: „Und wenn der Vers gesungen wird: das Reich muß uns doch bleiben, sollte man auch den Mut haben, dabei an das deutsche Reich zu denken". Es wäre interessant zu erfahren, wie viel Mitglieder des Evangelischen Bundes bei solchen Äußerungen eines Mannes, der als „der wohlunterrichtetste Kämpfer für die Bundessache" bezeichnet ist, ein Gefühl haben dafür, daß mit der Billigung solcher Polemik der Romanismus innerlich schon gesiegt hat. Mit Recht werfen wir diesem vor, daß er das Wort des Meisters: Mein Reich ist nicht von dieser Welt — verworfen hat. Aber was läßt denn Thümmel davon stehen? So lange sich der Evangelische Bund von solchem Manne nicht entschieden lossagt, kann er nicht auf eine aktive Teilnahme solcher evangelischer Christen rechnen, welche in Bezug auf das Evangelium sich ganz andere Aufgaben stellen, als seine ihm von Menschen gegebene „Ehre" aufrecht zu halten.

Was wird nun, um zum Anfang zurückzukehren, der Erfolg dieses ganzen Unternehmens des Bundes bezüglich der Kaiserfeier in Rom sein? — Er wird dann, wenn er sich in wirklich berechtigten Fragen, wo das öffentliche Recht seitens katholischer Organe in kirchlichen Dingen mißachtet wird, an die Obrigkeit wendet, dem denkbar schlechtesten Vorurteil begegnen, weil er noch lange hin für eine Gesellschaft gelten wird, die sich in Dinge mischte, die sie nichts angehen. Und daher unser Urteil: wohlmeinend aber schädlich. —

Aus Frankreich wird seit einiger Zeit von einer anwachsenden Bewegung unter römischen Priestern berichtet, welche ihrer Kirche den Rücken kehren. In der protestantischen Fakultät in Paris sind gegenwärtig sieben ehemalige Priester als Theologiestudierende eingeschrieben. Ein anderer, der bereits evangelischer Geistlicher ist, redigiert eine kirchliche Zeitschrift. Von römischer Seite ist eine solche gegründet zu dem ausdrücklichen Zweck, „diese protestantischen Anschläge zu kennzeichnen". — Auch in Italien gewinnt die Opposition gegen römisches Papsttum und römischen Aberglauben mehr Boden. Eine eigene Zeitschrift „La Nuova Roma" dient diesen Bestrebungen, wo auch eine ganze Anzahl von Geistlichen ihre Klagen über den geistigen Verfall der jesuitisch gewordenen Kirche aussprechen. — Es ist abzuwarten, wieviel von bloßem Subjektivismus und Opposition sich hier dem zweifelsohne vorhandenen ernsten evangelischen Streben anhängt. Aber in manchen Gegenden des römischen Herrschaftsgebietes, insonderheit in Italien, ist doch schon jede Abwendung von Rom seitens eines Geistlichen die Abwendung vom Aberglauben und vom Laster.

In unserer heimischen Kirche hat sonderbarer Weise die ganz einfache und sachgemäße Verfügung eines Provinzialkonsistoriums unerwartetes Aufsehen gemacht. Es ist der Erlaß des Konsistoriums in Breslau über den Vollzug der Taufe. Es ist eine oft beklagte Methode der römischen Kirche, die erst in der neueren Zeit entstanden ist, Evangelische bei ihrem Übertritt noch einmal bedingungsweise zu taufen. Den Grund dafür bildet keineswegs, wie oft ungerechter Weise den Römischen nachgesagt ist, ein

Zurücktreten von dem Grundsatze, daß jede rite vollzogene Taufe (auch durch Laien oder Ketzer) wirksam sei, sondern die Besorgnis, daß evangelisch Getaufte eben nicht rite getauft seien. Zu einem giltigen Vollzuge gehört ihnen nämlich nicht nur die richtige Anwendung der Taufworte, sondern auch die richtige Applikation des Wassers. Dasselbe muß tropfbar flüssig sein. Schon vor etwa 12 Jahren erkundigten sich am Rhein katholische Dekane bei evangelischen Superintendenten nach der in ihren Diözesen bräuchlichen Art der Taufe und gaben grade dies als Grund der auch von ihnen lieber vermiedenen Wiedertaufe an, daß man bei der Sitte vieler evangelischer Geistlicher, das Kind nur mit einem feuchten Finger zu bestreichen, eine richtige Wassertaufe nicht anerkennen könne. Da auch in den leitenden Kreisen der evangelischen Kirche diese moderne Unsitte des feuchten Streichens gemißbilligt worden ist, so wurde in der neuen preußischen Agende ausdrücklich bestimmt, daß der Geistliche drei Mal das Haupt des Kindes in einer für die Zeugen sichtbaren Weise zu begießen habe. Als nun bei einzelnen Fällen römischer Wiedertaufe in Schlesien auf Beschwerde des Kgl. Konsistoriums der Oberpräsident die Antwort des Erzbischofs von Breslau dahin mitteilte, daß nur da die Wiedertaufe vollzogen werde, wo die Gewißheit des ordnungsmäßigen Wassertaufens fehle, so hat das evangelische Konsistorium mit vollem Rechte auf die Bestimmungen unserer Kirchenordnung hingewiesen, durch welche auch evangelischerseits der ökumenische Charakter unserer Taufe betont werden soll. Der „Protestant", das Organ des Protestantenvereins, ist darüber sehr zornig; aber auch andere Stimmen haben den Erlaß als eine Schwäche bezeichnet und dergleichen thörichtes Zeug mehr ausgesprochen. Man hat sogar die gefährdete Gesundheit der kleinen Kinder in das Gefecht geführt, als ob es etwas Unbekanntes wäre, daß sich Wasser durch Anwendung von Feuer etwas erwärmen läßt.

In gewissen Blättern wird die Angelegenheit der hannoverschen Pastoren noch viel erörtert, die vom Landeskonsistorium diszipliniert sind, weil sie sich weigerten, in der vorgeschriebenen Form das Kirchengebet am hundertjährigen Geburtstag Kaiser Wilhelms zu halten, da in diesem Gebet politische Ansichten geäußert würden, die nicht die ihrigen sein. Wir haben sofort nach dem ersten Bekanntwerden dieser Angelegenheit unser lebhaftes Bedauern darüber ausgesprochen, daß das Kirchenregiment keinen Weg gefunden hat, den Bedenken der Geistlichen entgegen zu kommen. Wir können den Ausdruck dieses Bedauerns jetzt, wo sich eine so lang ausgesponnene Agitation an den ganzen Fall knüpft, nur wiederholen. Der Ausgang der Angelegenheit schadet der Sache des Friedens und der Sache des Kirchenregiments. — Weniger Aufsehen scheint die Absetzung des Pastor Schall in Bahrdorf im Braunschweigischen zu erregen. Das Schicksal dieses Mannes ist wirklich ein tragisches zu nennen. Ein sehr befähigter, durchaus im lutherischen Bekenntnis stehender Mann, mit dem wärmsten Herzen für die Not des Volkes, besonders auch des durch die Sozialdemokratie verführten, mit viel volkswirtschaftlicher Bildung, hätte er ein Vorkämpfer kirchlich-sozialer Thätigkeit besonders gegen die Sozialdemokratie werden können. Allein durch eine schroffe Form seines Auftretens und eine fast kindliche Naivetät im Umgang mit den Behörden hat er es sich zugezogen, daß ihm der Prozeß gemacht werden konnte, dessen Verhandlungen im Einzelnen uns noch nicht vorliegen. Er redigiert nun die Neue Lutherische Kirchenzeitung (Kropp in Schleswig-Holstein) deren bekannten schroffen Ton er in seiner Verbitterung über das ganze Staatskirchenwesen nicht gerade mildert. —

In einem kirchlichen Bericht verdient wohl auch der neueste Prozeß eine Erwähnung, den Stöcker gegen den Redakteur der Saarbrücker Zeitung Herrn Schwuchow führte. Von allgemeinem Interesse daran ist der gewonnene Einblick in die unglaublich niedrige Weise, in welcher die Hintermänner jener Saarbrücker Zeitung und der freikonservativen Post sich Material gegen den gehaßten Mann zu verschaffen gesucht haben, wozu sie so übel wie möglich berüchtigte Leute in Sold nahmen. Und es darf als eine freudige Genugthuung des so viel verleumdeten Mannes angesehen werden, daß alle jene Kreaturen Nichts zusammenzutragen vermochten, womit man ihn „fangen" konnte. Das sind die Mittel, mit denen man einen Mann — zumeist um rein persönlicher Interessen willen — lahm zu legen versuchte, der wie kein Anderer in der Gegenwart das Bewußtsein von

dem Beruf der Kirche an unserm Volke in den weitesten Kreisen erweckt und gestärkt hat.

Noch muß ich erwähnen, daß der kirchliche Bericht in unserem Februarheft viele Besprechungen und Angriffe erlebt hat. Auch Stöcker hat in der deutschen Evang. K. Z. seinen teilweisen Dissensus ausgesprochen. Veranlassung, irgend etwas zu ändern, ist mir aber durch keine der verschiedentlichen Äußerungen gegeben. Am unzufriedensten ist die hannoversche Pastoralkorrespondenz mit meinem Urteil über die Minorität der Landessynode. Ich bin sofort mit Freuden bereit, dasselbe so öffentlich wie möglich zu widerrufen, sobald ich aus irgend einer Zeitschrift oder Broschüre aus dem Lager der sog. reinen lutherischen Landeskirchen eine Äußerung zugesandt bekomme, die ersichtlich macht, daß sich jemand auf dieser Seite die Aufgabe gestellt, die Zustände, Rechtsverhältnisse und Geschichte der sog. preußischen Union unbefangen zu studieren. Das was an dieser Sache so betrübend ist, ist dies, daß das Haupterfordernis einer wirksamen Aktion der evangelischen Kirche in Deutschland, nämlich die Gemeinsamkeit aller derer, welche trotz der Verschiedenheit ihres Bekenntnisstandes auf dem gemeinsamen Boden des geschichtlichen Christentums stehen, im gemeinsamen Gegensatz zu den Vertretern eines modernen Christentums, die auch in lutherischen Pfarrämtern und auf Lehrstühlen lutherischer Fakultäten sich finden — daß diese so notwendige Gemeinsamkeit gehindert wird durch einen Doctrinarismus, der den Thatsachen nicht gerecht wird und durch einen Kirchenbegriff, der mit dem 7. Artikel der Augsburgischen Konfession wenig Ähnlichkeit mehr hat.

Greifswald, 21. März 1898. D. M. von Nathusius.

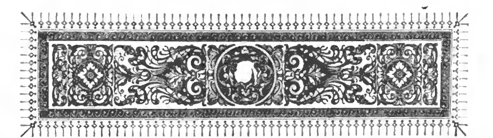
Erklärung.

Die Einladung zur freien kirchlich-sozialen Konferenz am 19. und 20. April nach Berlin ist nun ergangen. Man wird sich des kirchlich-sozialen Manifestes erinnern, das Stöcker 1896 nach seinem Austritt aus dem Ev.-sozialen Kongreß im Verein mit Lic. Weber und dem Unterzeichneten ausgehen ließ. Die ungewöhnliche Teilnahme, welche die damalige Erklärung fand, legte den Gedanken einer Konferenz nahe, welche die ausgesprochenen Ideen verträte. Wenn ich mich damals diesem Gedanken nicht anschloß, so war der Grund die Hoffnung, daß eine schon bestehende Vereinigung die kirchlich-soziale Aufgabe in die Hand nehmen würde, und die Befürchtung, es könnte durch eine neue Bildung die Zerspaltenheit noch größer werden. Nachdem sich jene Hoffnung nicht erfüllt hat und die kirchlich-soziale Konferenz ins Leben getreten ist und eine rege Teilnahme, besonders im Westen gefunden hat, kann ich nur wünschen, daß sie zum Sammelpunkt aller derjenigen aus allen Parteien und Richtungen werde, welche im Sinne und Geiste Luthers wollen, daß das Evangelium die bewegende Kraft unseres Volkslebens werde und bleibe, und welche auch für die großen sozialen Nöte der Gegenwart in der Rückkehr zur christlichen Weltanschauung die einzige Hilfe sehen.

Ich habe darum mit Freudigkeit den Vortrag über „die soziale Arbeit als Seelsorge am Volk" übernommen, in welchem ich grade das Vorbild unseres größten deutschen Kirchen- und Volksmannes Luther aufzustellen gedenke. Als hoffnungsvoll für die Entwicklung der Konferenz erscheint mir der Umstand, daß mein Korreferent ein Hannoverscher Lutheraner ist und daß der andere Hauptvortrag von einem Vertreter der Evangelisationsbewegung gehalten wird. Meine Bitte geht insonderheit an meine konservativen und konfessionellen Freunde, Geistliche und Laien, daß sie durch eine zahlreiche Beteiligung diese Sache unterstützen.

Wenn die Konferenz auf ihrer letzten Tagung sich besonders in den Dienst der Selbstständigkeits-Bewegung stellen zu wollen erklärt hat, so ist das dasselbe, was wir seit Jahren und Jahrzehnten vertreten und auf der herzerhebenden landeskirchlichen Konferenz vom 9. Mai 1895 zum Ausdruck gebracht haben. Es handelt sich jetzt nicht um Sonderbestrebungen auf diesem Gebiete. Auch handelt es sich nicht um Erwägungen und Bestrebungen politischer Art (etwa christlich-sozial contra konservativ — ich würde in eine solche Versammlung niemals einen Fuß setzen) es handelt sich lediglich um kirchliche Fragen, um das, was vor fünfzig Jahren Wichern „die Predigt von den Dächern" nannte. Es handelt sich um die Aufgaben der Gemeinde Jesu Christi an der Gesellschaft — es handelt sich darum, dieselben klar zu stellen, zu begrenzen und zu vertreten, einerseits gegen diejenigen, welche unter einer ähnlichen Fahne die Revolution predigen — sie sind von uns ausgegangen, aber sie waren nicht von uns — und andererseits gegen allen steifleinenen Kirchen-Doktrinarismus und Bureaukratismus, gegen einen lutherisch maskierten Puritanismus, gegen die Vertretung egoistischer Interessen und gegen Menschenfurcht. Immer tiefer, immer weiter, immer höher! — das soll die Parole sein für alle kirchliche Arbeit und so auch für die kirchlich-soziale Konferenz.

Greifswald, 23. März 1898. D. M. von Nathusius.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Schriften des deutschen Vereins für Armenpflege und Wohlthätigkeit. (Leipzig. Duncker u. Humblot.) 1897.

29. Heft. Die Armenpflege in ihren Beziehungen zu den Leistungen der Sozialgesetzgebung. Bericht erstattet im Auftrage des Vereins von Bürgermeister Brinkmann in Königsberg i. Pr. 40 S.

30. Heft. Die Fürsorge für Wöchnerinnen und deren Angehörige. Zwei Berichte . . . von Medizinalrat Dr. med. Hauser in Donaueschingen und Bürgermeister a. D. Dr. jur. Münsterberg in Berlin. 47 S.

31. Heft. Die Gewährung von Wohnungsmiete als Art der Armenunterstützung. Zwei Berichte . . . von Beigeordneten Dr. Kayser in Worms und Stadtrat Kafstein in Potsdam. 68 S.

32. Heft. Die Beteiligung größerer Verbände an der Armenlast. Zwei Berichte . . . von Landesrat Brandts in Düsseldorf und Finanzrat Dr. F. W. R. Zimmermann in Braunschweig. 91 S.

33. Heft. Die Fürsorge für die schulentlassene Jugend. Bericht . . . von Dr. Felisch, Landgerichtsrat in Berlin. 37 S.

34. Heft. Stenogr. Bericht über die Verhandlungen der 17. Jahresversammlung u. s. w. am 23. und 24. Sept. 1897 in Kiel. 138 u. XV S. Preis Mk. 3,40.

Die Berichte über die Beziehungen von Armenpflege und Sozialgesetzgebung, Mietsunterstützungen und die Thätigkeit der größeren Verbände betreffen vorwiegend technische Fragen der Armenpflege und ihrer Verwaltung, so daß es an dieser Stelle genügt, sie erwähnt zu haben. Dagegen möchten die beiden anderen Gegenstände für weitere Kreise von Interesse sein. Im 33. Hefte stellt Dr. Felisch die Arbeit des Berliner Vereins „Freiwilliger Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen" dar, der sich nach dem Pflegerinstem vaterloser Kinder annimmt, nachdem sie der Schule entwachsen sind. Freilich besteht er erst seit einem Jahre, so daß über seine Erfolge kein sicheres Urteil möglich scheint. Vor allem aber sei die Aufmerksamkeit der Leser auf das 30. Heft gelenkt, in welchem die hochwichtige Frage der Wöchnerinnenfürsorge vom medizinischen, sozialpolitischen und armenpflegetechnischen Gesichtspunkte aus gründlich und eindringlich behandelt wird. Beide Referenten stimmen durchaus überein, besonders begegnen sie sich in der Forderung, daß die Hebammenverhältnisse, Ausbildung, Kontrolle, aber auch wirtschaftliche und soziale Stellung der Hebammen nachdrücklich gebessert werden müssen. Auch die bez. Debatte (im Heft 34) ist besonders interessant. Wi.

— Die Kündigung des englischen Handelsvertrags und ihre Gefahr für Deutschlands Zukunft. Von Karl Rathgen. Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch, N. F. Bd. XXI. 4 H. (Leipzig. Duncker u. Humblot. 1897.) 20 S. Preis Mk. 0,40.

Der Verfasser ist durch seine tiefe Kenntnis der englischen Handels- und Wirtschaftspolitik vorzugsweise befähigt, zu der, durch die Kündigung der Handelsverträge mit Deutschland und Belgien inaugurierten Wandelung in der britischen Zollpolitik das Wort zu ergreifen. Er sieht in der von England selbst am meisten erstrebten, nach unwandelbarer Taktik aber in ihrer Initiative sehr schlau den Kolonieen zugeschobenen Vereinigung des Königreichs mit denselben zu einem durch keinerlei Zollschranken voneinander, um so besser aber vom Auslande getrennten Greater Britain in der That die Gefahr für Deutschland, großer Absatzgebiete verlustig zu gehen, an Industrie und Ansehen gleichzeitig zu sinken, kurz eines jener Länder zu werden, die nach Chamberlains großer Rede im englischen Kolonialinstitut, „weil sie nicht fortschreiten, bestimmt sind, in eine untergeordnete Stellung zu rücken." Abhilfemittel: eine einer Weltmacht würdige Flotte und Bethätigung unserer Stellung auch nach außen hin, besonders in Ostasien. Diese Forderungen hat die Wirklichkeit inzwischen teils erfüllt durch die bekannten Ereig-

nisse in China, teils ist sie im Begriff, es zu thun. Über Deutschlands Weltstellung können demnach alle Parteien beruhigt sein, selbst wenn sie, was Ref. von sich nicht behaupten kann, die Furcht des Verfassers teilen, die erste Landmacht der Welt könne je zu den sekundären Ländern gehören, die nicht fortschreiten. Aber uns dünkt, das Stutzen und die offenbare Schwenkung Englands auf dem Wege seiner so lange und so stolz verfolgten Zollpolitik enthält noch eine andere Warnung für uns, die nicht, wie jenes, korn- und fleischerzeugende Kolonieen haben, mit denen wir uns zu einem Länder und Meere umspannenden „Großdeutschland" verbinden können. Englands Zukunftsmacht liegt im Schoße seiner Kolonien, weil dort seine Nährkraft liegt. Besinnen wir uns darauf, wo die unsrige liegt und hüten wir sie, so lange es noch Zeit dazu ist. B.

— Die Preußische Zentral-Genossenschaftskasse. Von Dr. Karl Heiligenstadt, (Jena. Gustav Fischer.) 1897. 102 S. Preis Mk. 1,60.

Die nach dem kurz vorher erlassenen Gesetz am 1. Okt. 1895 in Thätigkeit getretene Zentral-Genossenschaftskasse für preußische Genossenschaftsverbände ist vom Verf. ihrer Entstehung, ihren Zwecken und bisherigen Erfolgen nach eingehend behandelt. Die Absichten, denen das Institut dienen soll, sind zweifellos die besten, und es ist bedauerlich, daß dieselbe Regierung, die eine Seite des Genossenschaftswesens so kräftig — allzu forciert sogar, wie in Genossenschaftskreisen bedauert wird — zu unterstützen sucht, die andere Seite, nämlich die Konsumvereine, noch immer mit Mißtrauen ansieht und durch kleinliche Einschnürungen zu hemmen bestrebt ist. Die Nachteile, die man von dem staatlichen Eingreifen in die Genossenschaftsbewegung sonst befürchtet und bemerkt, das künstliche Züchten von kleinen Scheinverbänden, die nicht aus inneren Gründen erwachsen und darum schnell wieder eingehen, wird man von der Zentralgenossenschaftskasse nicht befürchten dürfen. Sie ist ohne Zweifel geeignet, einem wirklichen Bedürfnis nachzukommen und ihr rasch gewachsener Geschäftsumfang weist auch auf große Erfolge hin. Daß ihre Organisation mehr auf die Kreditbefriedigung ländlicher Genossenschaftsverbände als der Schulze'schen Kreditvereine zugeschnitten ist, ist nur in der Ordnung, da den letzteren die Geldbeschaffung aus anderen Quellen um vieles leichter fällt. Um ein abschließendes Urteil über den Wert der Einrichtung abzugeben, hat man ihre Wirkung noch nicht lange genug beobachten können. Zur Informierung über ihre Zwecke, ihr Thätigkeitsgebiet und die Methoden ihres Arbeitens mit den Kooperativ-Verbänden ist die vorliegende Arbeit sehr geeignet. B.

2. Kirche.

— J. Schneider, Pfr. in Elberfeld: Theologisches Jahrbuch auf das Jahr 1898. Des „Amtskalenders für ev. Geistliche." 2. Teil. 25. Jahrgang. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 372 S. Pr. Mk. 3,50, geb. Pr. Mk. 4,—.

Zum 25. Mai tritt das Jahrbuch vor seine Leser, ein „altbewährter Freund für den Studiertisch des Geistlichen," aber auch geeignet, von kirchl. interessierten Laien benutzt und studiert zu werden. Der Inhalt des Buches ist ungemein reich und zuverlässig. Die Einleitung bildet ein vom Herausgeber selbst geschriebener Artikel über „Evangelisation und Gemeinschaftspflege", der nüchtern und klar diese Frage bespricht. Es folgt ein Kapitel über „neuere kirchliche Gesetzgebung." Dabei sind wichtige kirchliche Gesetze der deutschen Einzelstaaten zunächst zusammengestellt, sodann Entscheidungen der höchsten Gerichtshöfe, soweit sie das kirchliche Verfassungs- und praktische Gemeindeleben berühren, und schließlich einzelne Erlasse der preußischen Ministerien. Daran schließt sich ein Personalstatus der evangelischen Kirche Deutschlands. Besonders interessant ist die von Pfr. Schöner in Dottenheim zusammengestellte Uebersicht über den Stand der Heidenmission, wobei nur die Bemerkung erlaubt sei, daß der Präsident der Berliner Missionsgesellschaft I, Geheimrat von Gerlach, Vollenschier ist. Eine Übersicht über die Judenmission ist von Pfr. Lic. de le Roi, Schweidnitz verfaßt. Es folgt die vom Herausgeber behandelte „Kirchliche Statistik", sodann von Hofprediger Schneider, Kösfeld, bearbeitet ein statistischer Überblick über innere Mission, und schließlich in Kapitel 8 eine Darstellung kirchlicher Vereine, bearbeitet von Lic. theol. Götz, Elberfeld. Den Schluß des verdienstvollen Handbuchs bildet eine kirchliche Chronik und ein Nekrolog. St.

— Jahrbuch der Sächs. Missionskonferenz für das Jahr 1898. XI. Jahrgang. (Leipzig. H. G. Wallmann.) 204 S. Preis Mk. 1,50.

Es ist dankenswert, daß das tüchtig gearbeitete Jahrbuch der sächs. Missionskonferenz auch weiteren Kreisen angeboten wird. Aus dem Inhalt desselben möchten wir die populär gefaßte Darstellung des Buddhismus aus der Feder des Innsbrucker Professors L. von Schröder als besonders wertvoll und zeitgemäß hervorheben. St.

— Ein Wort an die Konfirmanden für jeden Tag des Monats, welcher der Konfirmation vorausgeht. Von Ch. Correvon, Pfarrer zu Frankfurt a. M. Aus dem Französischen übersetzt von J. v. H. (Frankfurt a. M., Joh. Schergens.) 1897. 84 S.

Am Tage der Konfirmation erhalten die Kinder manches gute Buch zum Geschenk. Der Eifer, darin zu lesen, wird selten den Wünschen der Geber entsprechen. Wie nun, wenn man ihnen vorher etwas böte, da der wichtige Tag noch vor ihnen liegt und sie auf denselben sich rüsten? Das vorliegende Heft soll in diesem Sinne den Kindern dienen durch tägliche Betrachtungen eines kurzen Schriftworts. Eine herzliche Liebe zum Herrn zu wecken und zu pflegen, ist des Verf. treue Absicht. Ob er immer eine dem Konfirmationsalter entsprechende Schreibweise getroffen, dazu möchte ich ein kleines Fragezeichen machen. Nicht viele werden eine solche Reife haben, wie sie vorausgesetzt wird. Ich würde auch statt der Form der Selbstbetrachtung lieber die des väterlichen Freundeswortes gewählt haben, der Titel läßt ja auch nichts anderes erwarten. Einige Wendungen, die ein wenig ins

Übertriebene gehen, würden auch wohl weniger unangenehm berühren, wenn sie nicht gerade dem Kinde in den Mund gelegt wären, z. B. S. 10: Fast kein Tag vergeht, wo ich nicht meine Eltern durch Ungehorsam betrübe und ihnen Veranlassung gebe, über mich zu weinen." Eltern und Freunde der Kinder mögen sehen, ob sie für das gute Büchlein, das wohl noch einzig in seiner Art ist, eine geeignete Verwendung haben. Wt.

— Der Apostel Paulus. Ein Lebensbild von Walther Wolff, Pfarrer. (Gießen, J. Ricker.) 1897. 98 S. Preis Mk. 1,20.

Der Verf. wünscht sich als Leser neben anderen auch die Jugend, „denen das Ganze des überlieferten Glaubens erst im Anschauen christlicher Persönlichkeiten lebendig und anziehend wird." Zu dem Zwecke hat er auf Grund der biblischen Quellen, deren Glaubwürdigkeit er voraussetzt, das Leben des Paulus nach Werden, Wirken und Ausgang dargestellt. Nicht den Apostel in seiner Bedeutung für die christliche Kirche will er theologisch werten, sondern den Helden des Glaubens in seiner erhabenen Größe uns menschlich näher bringen, dessen Bild, wie er mit Recht meint, jedes Herz ergreifen muß, dem noch Ideale geblieben sind. Was der Verf. wollte, ist ihm trefflich gelungen. Er hat uns ein mit Liebe, ja Begeisterung gezeichnetes Lebens- und Charakterbild gegeben, das in geschickter Darstellung besonders das Innenleben des Apostels uns möglichst verständlich zu machen sucht. Im einzelnen sei folgendes bemerkt. Auf S. 13 wird die Berufung des Paulus von Damaskus als wunderbarer Vorgang anerkannt, doch finde ich diese Anerkennung etwas matt, sie sieht wie eine Art Zugeständnis aus, ich würde statt dessen eine nachdrückliche Betonung, daß es sich hier um eine bestbeglaubigte geschichtliche Thatsache handelt, lieber gesehen haben. Respekt vor den Thatsachen! Das insbesondere der Jugend einzuschärfen, scheint mir nötiger, als der Hinweis, daß solches E:eignis sich vor unserem Denken rechtfertige. S. 31 heißt es: Es scheint, als ob Paulus die enge persönliche Fühlung mit den Uraposteln nicht wiedergewonnen habe." Davon wissen wir nichts; leere Vermutung! Ein Satz des Vorworts ist mir unverständlich geblieben, nämlich „daß es sich in unserm Christenglauben um mehr handelt, als um den eitlen, erdichteten Trost naiver Gemüter, die mit kindlich dumpfen Sinnen in weltferner Stille dahin leben." Also der Trost, welchen die „naiven Gemüter in weltferner Stille" am Evangelium haben, ist ein eitler, erdichteter? Sollte ein Druckfehler vorliegen? Wt.

— Zeugnisse eines alten Soldaten an seine Kameraden. II. Jahrgang. Von G. von Viebahn, Generallieutenant z. D. (Berlin. Dt. Evangel. Buch- und Traktatgesellschaft. 1897.) Pr. geh. Mk. 0,60, geb. Mk. 1,—.

Die Verbreitung der „Zeugnisse" in der Armee ist eine sehr große. Im zweiten Jahre (1897) sind wöchentlich 40 000 Exemplare verteilt; der dritte Jahrgang wird in jeder Woche in einer Auflage von 45 000 Exemplaren ausgegeben. Das beweist einmal, wie sehr solche „Soldatenpredigten" bisher leider gefehlt haben, und zweitens, wie gut der Verf. das rechte Wort und die richtige Weise für die junge Mannschaft zu treffen versteht. Was über Jahrgang I gesagt wurde, gilt auch für den zweiten: die Predigten sind eindringlich, kurz, männlich und leicht verständlich geschrieben; es mag hinzugefügt werden, daß sie in ihrer Anlehnung an Ereignisse aus dem Kriege, an das tägliche Leben des Soldaten u. s. w. in hohem Grade anregend sind. Die zu einem Bande zusammengestellten „Zeugnisse" des Jahres 1897 sind ein schönes Geschenk für Soldaten und solche, die es gewesen sind. v. H.

— Abschiedsworte an seine Freunde und die Kirche von Adolf Monod. Aus dem Französischen übersetzt von P. Böing. (Herborn. Nassauischer Kolportageverein. 1898.) Pr. geh. Mk. 0,75, geb. Mk. 1,25, bezw. Mk. 1,50.

Auf dem Krankenbett hat Monod 25 Ansprachen an Freunde und Freundinnen gehalten und zwar an den Sonntagen vom 14. Oktober 1855 bis zum 30. März 1856; am 6. April 1856 ging er zur ewigen Ruhe ein. In seinem Krankenzimmer fand ein abwechselnd von verschiedenen Geistlichen geleiteter Gottesdienst mit Austeilung des heiligen Abendmahles statt; nach dem Genusse desselben nahm Monod das Wort. Diese Ansprachen sind nicht von ihm selbst aufgeschrieben, sondern auf Grund von Notizen verschiedener Zuhörer sorgsam für den Druck zusammengestelll; nur eine einzige Rede ist von ihm durchgesehen und verbessert, und er äußerte bei dieser Gelegenheit sein Erstaunen darüber, wie treu seine Worte wiedergegeben seien. Kein evangelischer Christ wird diese letzten im Angesicht des Todes gehaltenen Ansprachen des Gottesmannes lesen können, ohne ergriffen zu sein von dem Ernst und der Glaubenstiefe, die sie durchziehen; gerade in ihrer Kürze wirken sie gewaltig. Wir freuen uns, daß die letzten Zeugnisse des großen Predigers in guter deutscher Übersetzung vorliegen und wünschen ihnen weiteste Verbreitung. v. H.

— Der Heiland im Leiden und Siegen. Ein Passions- und Osterbuch. Von Hermann Friedrich Schmidt, Pastor der deutsch-evang. Gemeinde in Cannes. (Basel, R. Reich. 1898.) Pr. Mk. 2,60.

Wer die früheren Schriften dieses bedeutenden Predigers kennt, der wird sich über jede Vermehrung derselben aufrichtig freuen und wird die Vorrede der vorliegenden Predigtsammlung nur schmerzlich bewegt lesen können. Passions- und Osterpredigten giebt es freilich in großer Zahl und die vorliegenden zeichnen sich nicht aus durch neue Wege, weder für den Inhalt noch für die Form. Aber das Eigentümliche an ihnen liegt in zwei Umständen: es ist das psychologische Element auch im Leiden Jesu stark hervorgehoben und man merkt den Predigten die Luft des Kreuzes an, in der sie geboren sind. Sie werden sicher Vielen zum Segen werden. M. v. N.

— Das Wesen der Theologie als Wissenschaft. Biblische Ansprachen über Eph. 3, 8—21 auf der Göttinger Herbstkonferenz, 6. Okt. 1897 von Dr. Ernst Fr. Wynecken, Pastor in Edesheim. (Hannover, H. Feesche.) 1897. Pr. Mk. 0,25.

Die Kons. Monatsschrift kann nicht jeden einzelnen Vortrag oder Predigt besprechen. Auch der vorliegende, wollten wir ihn sachgemäß be-

handeln, würde zu Darlegungen führen, die ebenso lang würden als der Vortrag selbst. Aber genannt muß er an dieser Stelle werden, als eine ebenso eigentümliche wie tiefgreifende erbauliche Erörterung eine der wichtigsten Prinzipienfragen. Alle andere Wissenschaft, das Welterkennen, endet mit der Hypothese, die Theologie beginnt mit der Hypothese und erschließt das Weltgeheimnis von dem erkannten Ziel und Zweck aus, auf Grund der in Christo uns gegebenen Besitzes.

M v. N.

— In der Fremde und Daheim. Das Gleichnis vom verlorenen Sohn Luk. 15, 11—32. Zu erneuter Beherzigung ausgelegt von E. Miescher, Pfarrer an St. Leonhard in Basel. (Basel, Missionsbuchhandlung.) 1898. 122 S. Pr. Mk. 0,80.

Eine schöne populäre Auslegung des Gleichnisses. Eine Einleitung, vier Hauptteile (Hinweg von daheim! In der Fremde. Heimwärts. Daheim) und ein Schlußwort (Wenn der Herr kommt). Am schönsten ist der dritte Hauptteil mit den 7 Abschnitten. 1. Unsere Angst. 2. Anfechtung auf dem Heimweg. 3. Der Vater sah ihn. 4. Das Entgegenkommen des Vaters. 5. Gott macht das Glauben leicht. 6. Das Bekenntnis. 7. Die volle Gnade. — Auffallend ist die Wendung „geuden" (S. 12 mit des Vaters Gut, S. 39 ohne Objekt).

Dn.

— Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika von Georg J. Fritschel. 1. Teil (212 S.) Pr. Mk. 3,50; 2. Teil (432 S.) Mk. 5,50. (Gütersloh. Bertelsmann.)

Mit regem Fleiße bearbeiten seit längerer Zeit schon die lutherischen Theologen Amerikas die Geschichte ihrer heimischen Kirche. Ref. hat die Leser der Monatsschrift wiederholt mit den Resultaten der bezüglichen Forschungen bekannt zu machen versucht, vergl. Jahrgang 1891/2 die drei Artikel „Zur Geschichte der lutherischen Kirche in Amerika" und 1893 S. 803 ff. die Besprechung des Werkes von Grädner. Doch fehlte immer noch eine für deutsche Kreise geschriebene zusammenfassende Darstellung. Manche hervorragende Werke waren englisch geschrieben (vor allem das so interessante Buch von Mann, life and times of Mühlenberg), die deutsch geschriebenen behandelten oft nur die Geschichte einzelner Kirchenkörper oder Synoden oder waren, wie das Buch von Grädner zu umfassend angelegt. So haben wir denn Grund uns zu freuen, daß endlich eine Geschichte der luth. Kirche in Amerika erschienen ist, welche in mäßigem Umfange den deutschen Kreisen Kenntnis von diesem wichtigen Kirchengebiete giebt. Der Verf. trägt einen in der lutherischen Kirche Deutschlands geachteten Namen. Die Gebrüder Fritschel, Sigmund und Gottfried, geborene Nürnberger, beide Schüler von Löhe, waren die bedeutendsten Theologen, wenn nicht Gründer der Jowa-Synode, der Verf. aber, Georg, wird der Sohn eines dieser beiden Brüder sein. Georg ist wie die beiden älteren Männer entschiedener Vertreter des Standpunktes von Jowa und man kann daher sagen, in seinem Buche wird die Geschichte ebenso aus dem Gesichtswinkel von Jowa dargestellt, wie bei Grädner aus dem Gesichtswinkel von Missouri. Es kommt allerdings bei unsrem Buche noch eins hinzu. Es ist nicht durchweg eine selbständige Arbeit, sondern zum großen Teil Übersetzung der englisch geschriebenen Geschichte der amerik. Lutheraner von Jacobs in Philadelphia (Band 4 des Sammelwerkes the American Church History Series,) und da Jacobs (geb. 1844) Glied des Generalkonzils ist, so kommt in manchen Partien des Buches auch der Standpunkt des Generalkonzils, d. h. der Lutheraner in den östlichen, fast ganz englisch redenden Staaten zum Ausdruck. Nimmt man nun noch dazu, daß der Verf. die Darstellung der Geschichte der Mission unter den Indianern aus Karstens früher auch von uns angezeigter Geschichte der evang.-luther. Mission entnommen hat, so wird klar, daß wir es nicht mit einem einheitlich gearbeiteten Buche, sondern mit einer Art von Sammelwerk zu thun haben, in welchem allerdings für den Kenner der Sache und wohl auch für den deutsch-luther. Theologen die vom Verf. selbst bearbeiteten Abschnitte, nämlich die Geschichte der deutschen Synoden des Westens (Jowa und Missouri mit seinen Verbündeten, der Synodalkonferenz) grade die interessantesten sind. Der erste Band, bis zum Tode Mühlenbergs reichend (1787), ist wesentlich nur Bearbeitung von Jacobs. Wer die Bücher von Mann und Grädner kennt, wer die neue Ausgabe der „Halleschen Nachrichten" in Händen gehabt hat, findet hier kaum etwas Neues. Aber dem weiteren, kirchlich interessierten Publikum sei auch grade dieser Band empfohlen. Die Arbeiten der holländischen Lutheraner, dann der Schweden von Gustav Adolf an kommen zur Darstellung. Dann folgen die Westdeutschen, welche vor den Schrecken der Reunionskriege über England in dem Staat New York sich ansiedeln, und später die Salzburger, welche in Georgia eine Heimat finden, bis 1742 der Mann den Boden Amerikas betrat, in dem die dortige Kirche ihren Patriarchen verehrt, der von Halle aus durch Francke gesandte Mühlenberg, durch den die luth. Kirche zunächst in Pennsylvanien und New-York neu organisiert wurde. Der zweite Teil beginnt mit den Zuständen, wie sie sich in den Oststaaten nach 1787 und nach dem Unabhängigkeitskriege bildeten. Es kommt die Zeit des Abfalls durch den eindringenden Rationalismus bis zur Gründung der Generalsynode 1821, das Vorherrschen des sogenannten „amerikanischen" d. h. verwaschenen Luthertums und im Gegensatze dazu ein allmähliches Erstarken des konfessionellen Bewußtseins. In der Mitte der sechziger Jahre kam es zum Bruch, von der Generalsynode trennte sich das bestimmter konfessionell gerichtete Generalkonzil. Mit S. 121 beginnt nun der interessanteste Abschnitt des vorliegenden Werkes, überschrieben „die Neugründung der lutherischen Kirche in Amerika und zwar im Mississippi-Thale durch die von Ferdinand Walther geführten Sachsen und in Jowa und an den Seeen durch die von Löhe gesandten Franken. Der Verf., welcher entschieden der Löheschen Schule angehört, schildert mit großer Ausführlichkeit Löhes Bedeutung für die Entwicklung in Amerika, wie diese ja auch schon von Deinzer in der Biographie Löhes ins Licht gestellt war, während die Missourischen Schriftsteller, z. B. Hochstetter, bemüht sind, Löhe hinter Walter zurückzustellen. Fritschel nennt Löhe den „eigentlichen Gründer der bekenntnistreuen Kirche im Westen", denn ihm sind Jowa und seine Verbündeten die Vertreter des genuinen Luthertums,

wogegen er der Missourischen Richtung vorwirft: sie bestehe wesentlich darin, „daß sie eine bestimmte Form der Lehre, ein bestimmtes, bis ins einzelste ausgebautes System, in der Weise aufstelle, daß sie in mechanischer Weise alle einzelnen Bestandteile desselben, gleichviel welche Stellung im Ganzen des Systems dieselben einnehmen, als unfehlbare göttliche Wahrheiten behandelt und die Annahme aller dieser einzelnen Sätze zur Bedingung der Kirchen- und Glaubensgemeinschaft macht," d. h. Missouri verwechselt Bekenntnis und dogmatisches System miteinander. In den lutherischen Kreisen Deutschlands hat man seinerzeit den Ernst, welchen Missouri mit der reinen Lehre machte, voll gewürdigt, aber man hat dann auch die, man kann wohl sagen, orthodoxistische Entartung Missouris bitter beklagt und darunter zu leiden gehabt, denn dieser Geist ist es gewesen, welcher namentlich unsre freikirchlichen Bestrebungen verderbet hat. Die vom Verfasser S. 264—314 gegebene Schilderung des großen Lehrkampfes zwischen Missouri und Jowa möchte ich dringend zu ernstem Studium in Deutschland empfehlen. Wenn der Verf. die Darstellung dieser ganzen Entwicklung in den westlichen Staaten zwischen den Bericht von dem Bruch in der Generalsynode und den von der Entstehung des Generalkonzils schiebt, so hat das seinen guten Grund. Es wird grade dadurch klar, was auch dem Ref. bisher nicht so entschieden entgegengetreten war, daß das Erstarken des konfessionellen Bewußtseins auch in dem amerikanisierten Osten wesentlich durch die Kraft des Luthertums in dem deutschen Westen veranlaßt wurde, zugleich aber auch, warum es zu einer Verbindung zwischen dem Generalkonzil und Jowa nicht gekommen ist. Es ist doch ein andrer Geist in dem englischen Luthertum des Ostens als in dem deutschen des Westens, und dieser würde bleiben, auch wenn man sich über die bekannten „vier Punkte" (Chiliasmus, Geheime Gesellschaften, Kanzelgemeinschaft und Altargemeinschaft) einigen würde. — Das Buch hat weniger amerikanische als deutsche Leser im Auge, wie es auch deutschen Theologen gewidmet ist, dem Hauptvertreter der lutherischen Gotteskasten, Pastor Funke in Gehrden und den Professoren Hashagen-Rostock und Seeberg-Erlangen. Der Verf. möchte, daß man in Deutschland etwas lernte von der Entwickelung der staatsfreien Kirche in Amerika. Denn auch in Deutschland denkt man an Entstaatlichung der Kirche, aber mit den freikirchlichen Versuchen hat man trübe Erfolge gehabt. Denn man hat sich von Missouri verleiten lassen und man hat das große Wort der Augustana vergessen: satis est de doctrina evangelii et de administratione sacramentorum consentire, man hat ein dogmatisches System, an dem nicht der Glaube und die Hoffnung eines Christen hängt, für die Kirchengemeinschaft grundleglich gemacht und man hat dadurch nicht gesammelt, sondern zerstreut. Was der Verf. uns aus den zwischen Missouri und Jowa geführten Lehrverhandlungen zeigen will, drückt er so aus: „Es ist das Eigentümliche der luth. Kirche, daß sie allen Nachdruck auf die reine Lehre des Wortes Gottes legt. Da darf weder die Grenze der Kirchengemeinschaft enger gesteckt werden als das Bekenntnis (wie der Separatismus thut) noch auch weiter als das Bekenntnis (wie der Unionismus thut)." — Ungerne nur breche ich hier meine Anzeige des wichtigen Buches ab, dem ich viele Leser auch in der luth. Kirche Deutschlands wünsche. J. P.

— Eins im Herrn. Predigten und Reden gehalten von H. A. Jentsch, Dr. theol. u. philos., weiland Geheimer Kirchenrat und Oberkonsistorialrat in Dresden. (Großenhain, Hermann Starke.) (Plasnick.) 1898. S. VI u. 228. Preis Mk. 2,—, geb. Mk. 2,50.

Der Verfasser ist am 8. Januar 1896 gestorben. Wir haben daher ein posthumes Werk vor uns, das die Kinder des Verstorbenen herausgegeben haben, „um dem Kreise seiner Freunde und Familienglieder eine immer von Neuem redende Erinnerung an Stunden wahrer christlicher Gemeinschaft aus der Zeit seiner pastoralen Thätigkeit darzubieten." Diese Predigten und Reden mögen aber, so hoffen die Herausgeber, auch in einem weiteren Kreise die Erkenntnis wecken und klären von der Seligkeit der Lebensgemeinschaft mit Christo, die sich in das Wort zusammenfaßt: „Eins im Herrn!" Diese Hoffnung ist nicht unberechtigt, da diese 30 Predigten und Reden die den Christen beschäftigenden Fragen in edler und dabei verständlicher und gedankenreicher Weise beantworten. Der Preis ist ein sehr mäßiger, Druck und Ausstattung sind gut. s.

— Die Mission der Brüdergemeine in Missionsstunden. Herausgegeben von G. Burkhardt, Missionsdirektor a. D. 2. Heft. Suriname. (Leipzig, Friedrich Jansa.) 1898. S. II u. 156. Pr. Mk. 1,50.

Dieses Buch des erfahrenen Missionsdirektors ist nicht nur für Missionsstunden sehr brauchbar, sondern interessiert mit seinen trefflichen Schilderungen von Land und Leuten auch weitere Kreise. Suriname oder holländisch Guyana in Südamerika wurde schon 1735 von der Brüdergemeine für die Mission ins Auge gefaßt. Heute zählt sie in der Hauptstadt Paramaribo allein 15000 und außerhalb in 12 Plantagengemeinden und auf 7 Außenstationen 13900 Seelen. Keine andere evangelische Missionsgesellschaft macht ihr Konkurrenz, nur die katholische Kirche mit 10000 Anhängern erschwert und durchkreuzt ihre Arbeit. In 24 Schulen unterrichtet die Brüdergemeinde 2500 Kinder. 80 eingeborene Lehrer und Lehrerinnen helfen am Erziehungswerke. Für Unterhaltung eines Lehrerseminars und der Schulen giebt die niederländische Regierung einen Jahresbeitrag von 35000 Gulden. Die Kasse der gesamten Missionsverwaltung der Brüdergemeine mußte aber für Suriname im Jahre 1896 allein 81600 Mk. beisteuern, obwohl die Brüder in Paramaribo einen großen Manufakturladen, eine Eisenhandlung, eine Handlung mit Bauholz und eine Bäckerei haben. Wenn keine ungeahnten Hindernisse eintreten, dürfte die Mission solche Fortschritte machen, daß sie weiterer Zuschüsse nicht bedarf. s.

— Verborgene Pilger. Betrachtungen von Dr. Ernst Gelderblom, Pastor in St. Petersburg. I. Naeman von Damaskus. Betrachtungen über 2. Kön. 5. II. durchgesehene Auflage. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1897. S. VIII u. 174. Pr. Mk. 1,50, geb. Mk. 2,—.

Den Inhalt der 27 Verse des 5. Kapitels des zweiten Buches der Könige, der u. a. auch von Dammann in Essen vor einigen Jahren erbaulich

und packend behandelt wurde, zerlegt der Verfasser in zehn Betrachtungen, von denen jede säuberlich disponiert ist. Dieselben sind überschrieben: I. Gedanken auf den Weg; II. Der syrische Feldmarschall; III. Das kleine Mägdlein aus Israel; IV. Auf Irrwegen; V. Die Hand des Herrn; VI. Die Glaubensprobe; VII. Die Heilung; VIII. Gewonnen; IX. Gehasi; X. Heimkehrgedanken. Diese Betrachtungen sind nach Form und Inhalt empfehlenswert und können wegen ihrer verständlichen und erwecklichen Darstellung für die Erbauungsstunden in christlichen Vereinen und Häusern gute Dienste leisten. s.

3. Geschichte.

— **Geschichtsblätter des Deutschen Hugenottenvereins. Zehnt VI. Heft 1—10 (Magdeburg, Heinrichshofensche Buchhandlung). 1896/97.**

Die Veröffentlichungen des deutschen Hugenotten-Vereins sind in unserer Zeitschrift schon einige Male anerkennend erwähnt, und auch der vorliegende Band enthält wieder sehr viele Mitteilungen von geschichtlichem, besonders kirchengeschichtlichem, aber auch kulturgeschichtlichem Wert. Der Inhalt bezieht sich auf die Konföderation reformierter Kirchen in Niedersachsen. (Heft 1 u. 2, Verf. D. Brandes), die Geschichte der Waldensergemeinde Pinache in Württemberg (Heft 3 u. 4, Verf. P. Märkt), das Bürgerrecht der Hugenotten zu Frankfurt a. O. (Heft 5, 6 u. 7, Verf. Lic. Tollin), die französisch-reformierte Kolonie zu Friedrichsdorf a. T. (Heft 8, Verf. P. Denkinger), die Hugenotten-Kolonie in Braunschweig (Heft 9, Verf. D. Brandes); Heft 10 bringt Urkunden zur Geschichte hugenottischer Gemeinden in Deutschland (Verf. Lic. Tollin) und enthält ein Register über das ganze Zehnt VI. Fast überall wiederholt sich in den Hugenottenkolonieen bzw. Waldensergemeinden Deutschlands der Vorgang, daß Sprache und Tradition der Voreltern aufgegeben werden; auch diese Hefte, so z. B. die sehr interessante Darstellung der Geschichte von Pinache (Heft 3 u. 4) wissen davon zu berichten. Eine Ausnahme macht Friedrichsdorf a. Taunus, wo noch heute die französische Sprache im Gottesdienst und Religionsunterricht beibehalten ist und auch die Umgangssprache der von den Flüchtlingen abstammenden Familien bildet. Bis 1856 war dort sogar kein deutscher Lehrer angestellt, dann aber machte das Zuströmen vieler Deutschen das Zurücktreten der französischen Sprache im Unterricht nötig. (vergl. Heft 8). Mit der uns zugesendeten Geschichte der église réformée in Leipzig beginnt Zehnt VII. Wir freuen uns an dem Fortgang des Werkes, dessen Mitarbeiter schon jetzt eine Menge wichtigen Materials für eine zusammenhängende Geschichte der Hugenottengemeinden in Deutschland zu Tage gefördert haben. v. H.

4. Lebensbeschreibungen.

— Geisteshelden, herausg. von Anton Bettelheim. 27. Band. Luther 1525—1532. Von Arnold O. Berger. (Berlin, Ernst Hofmann & Co.) 300 S. Geh. Mk. 2,40, Ebnd. Mk. 3,20; Hfrzbd. Mk. 3,80.

Gegenüber den bischöflich und päpstlich approbierten „Geschichtslügen" Majunkes und dem „Blütenstrauß aus Luthers Werken von A. Arndt, jetzt Priester der Gesellschaft Jesu, früher protestantischer Theologe" ist ein Werk des Bonner Privatdozenten Berger über Martin Luther freudigst zu begrüßen, zumal es in willkommener Ergänzung gleichzeitig mit der dritten Auflage des trefflichen Lutherbuches von Dr. Max Lenz erscheint. Berger schildert Luther von kulturhistorischem Gesichtspunkte aus als führenden Geist. Die volle Rechtfertigung dieser Überschrift will der Verfasser in der noch nicht zum Abschluß gebrachten zweiten Hälfte dieses Buches bringen, welche folgende Überschriften enthalten soll: I. Luther als Kirchenstifter und Theologe, II. Luther als Ethiker und Pädagoge, III. Luther als Sozialist, IV. Luthers Verhältnis zu Wissenschaft und Kunst, V. Luther und die deutsche Nationallitteratur, nebst einem Anhange: Luther als Stilist. Mit einem kurzen dritten Buche unter dem Titel: „Martin Luthers Ausgang und Vermächtnis" wird das Werk vollständig vorliegen. Ein dem Schlußbande anzuhängendes Ergänzungsheft wird ein ausführliches alphabetisches Register und einen kritisch-bibliographischen Anhang nebst Exkursen und Erläuterungen bringen. Auf die Vollendung dieses Werkes darf man gespannt sein; denn der Verfasser ist ein tüchtiger Historiker mit einem gesunden kritischen Blick und einer feinen psychologischen Beobachtungsgabe. Er sieht mit Recht den Schwerpunkt der Reformation nicht ausschließlich in der Emanzipation vom Papsttum, sondern vor allem im Protestantismus, d. h. in jener souveränen Bewußtseinstellung des Menschen, die wir als Gewissensfreiheit, Selbstverantwortlichkeit oder Autonomie der Persönlichkeit zu bezeichnen pflegen, und die in der religiösen Sphäre, in welcher sie zuerst entdeckt worden ist, als die unbedingte Suprematie des Gott und seine Gnade in Christo ergreifenden Glaubens über alle priesterliche und sakramentliche Vermittlung, über alle Kirchentradition und Lehrautorität hinweg festgestellt wurde. Eine dritte große Errungenschaft Luthers sieht der Verfasser in dem sozialistischen Elemente neben dem starken individualistischen. Wenn nämlich nach Luther der Glaube der einzige echte Gottesdienst ist und Kraft des Glaubens das allgemeine Priestertum gilt, wenn demzufolge das Reich des Glaubens keine eingeschränkte Sphäre der Bethätigung hat, sondern so groß ist wie die Welt des Handelns überhaupt, so ergiebt sich, daß die Werke des Glaubens innerhalb der gesellschaftlichen Ordnung vollzogen werden sollen: Ehe, Staat und Berufsarten. „Die Gesellschaft ist ein lebendiger Organismus, ein Leib mit vielen Gliedern, von denen jedes seine besondere Aufgabe zu erfüllen hat und dessen unsichtbares Haupt Christus ist. Der Glaube will das Werk Gottes in der Welt wirken; er kann zu diesen Wirkungen nur gelangen in einer christlichen Gesellschaft, d. h. in einer solchen, deren Träger vom echten Geiste des Evangeliums durchaus erfüllt und nichts anderes als die ausübenden Organe der im Evangelium enthaltenen idealen Lebensordnungen sind: demnach ist der Glaube ein sozial thätiges Prinzip, er kann nicht umhin, die Gesellschaft an der Norm des im Evangelium offenbarten göttlichen Willens zu prüfen, und muß, wofern sie dieser Prüfung nicht

standhält, ihre totale Umbildung zu einer erst im eigentlichen Sinne christlichen Gesellschaft als sein heiliges Recht fordern."

Der Verfasser ist kein Theologe, sondern Historiker, ein Umstand, der sein Buch in weitere Kreise führt. Möge es nur bald zum Abschlusse kommen und auch in katholischen Kreisen den Wust von Unwahrheit und Bosheit beseitigen helfen, welchen Janssen und Onno Klopp, Evers und Majunke, Leo XIII. und andere über Luthers Lehre und Leben ausgeschüttet haben! s.

— Königin Carola von Sachsen. (Leipzig, Hinrichssche Buchhandlung und Berlin, Mittler u. Sohn.) Pr. Mk. 4,—.

Zur bevorstehenden 25jährigen Regierungs-Jubelfeier des Königs von Sachsen und seiner Gemahlin hat Oberst z. D. von Schimpff das obige Buch zusammengestellt, das das Leben der Königin in allen Phrasen sehr ausführlich, manchmal vielleicht etwas zu ausführlich, behandelt. Es verdient, da es ein wesentliches Stück neuerer Geschichte umfaßt, auch außerhalb Sachsens gelesen zu werden. — r.

— Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Freiheitskämpfers und Glaubensstreiters Wilhelm Ribbeck, nach gedruckten und ungedruckten Urkunden mitgeteilt von G. Kypke, Past. emer. (Leipzig, Fr. Richter). 1897. Pr. Mk. 1,—.

Der Name Ribbeck wird vielen Lesern völlig unbekannt sein. Aber man wird gern mit ihm bekannt und wir find dem Verfasser dankbar für die recht gelungene Zusammenstellung. Die größere Hälfte bildet eine von R. selbst verfaßte Geschichte seiner Kindheit, die nicht nur reizend geschrieben, sondern auch von kulturhistorischem Wert ist (1798 bis 1806); dann kommen seine Kriegserlebnisse, als Lützower Jäger, Freund Körners und Hauptbeteiligten bei der Erbeutung der Napoleonischen Herrlichkeiten bei Waterloo. Zum Schluß R.'s Wirken und Leben als Subalternbeamter, Dichter und Christ bis zu seinem Tode 1843. Von Interesse ist noch aus dieser Zeit zu erfahren, daß der bekannte Vers von R. ist, — bei der Illumination in Magdeburg zu Ehren Friedrich Wilhelms IV. i. J. 1840 —: „Fleuch, Königsaar zur Sonne frei, zürnt auch des kleinen Thiers (Thiers) Geschrei." Auf dem dazu gehörigen Bilde befand sich der preußische Adler und der gallische Hahn. — Ferner, daß er in den ersten Streit gegen die Lichtfreunde in Magdeburg schriftstellerisch mit eingegriffen hat. M. v. N.

— Auguste Viktoria, das Lebensbild der deutschen Kaiserin, dem deutschen Volke dargereicht von Ernst Evers. 3. Auflage. (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission); brochiert Mk. 1,75, geb. Mk. 2,50, geb. i. Goldschn. Mk. 2,75.

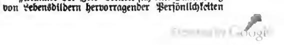
Diese „dritte" Auflage der vortrefflichen Lebensgeschichte unterscheidet sich in nichts von der im Jahre 1891 erschienenen zweiten und führt die Darstellung des Lebens unserer Kaiserin auch nur bis zum Jahre 1891. Auf dem Titelblatt steht „zweite Auflage", auf dem äußeren Umschlage dagegen „dritte Auflage" — die Verlagsbuchhandlung scheint also selbst nicht recht zu wissen, welche Bezeichnung sie dem Buche geben soll. Das Vorwort des Verf. ist vom 22. Oktober 1891 datiert. v. H.

— J. D.: Fünfzig Jahre unter dem Geheimnis Gottes. Selbstbiographie. (Leipzig, A. Deichertsche Verlagsbuchhandlung [G. Böhme]. 1898. I u. 166 S. 8°. broch. Mk. 2,10.

Wie der Titel, so ist die ganze Selbstbiographie in einem etwas gesuchten Tone geschrieben. Wir mögen ihn nicht; obwohl wir gerne zugestehen, daß die Frömmigkeit, der feste ev.-luth. Glaube und das Gottesleben des Verfassers gewiß nicht bloß schriftstellerische Form ist, sondern von Herzen kommt. Die Selbstbiographie entfaltet das Leben eines Mannes, welcher ursprünglich badischer Lehrer war, eine höhere Ausbildung sich aneignete, in seelsorgerlichen Verkehr mit dem damaligen luth. Pfarrer von Ispringen, späteren Generalsuperintendenten in Celle Max Frommel († 1890) trat, und durch Vermittelung des Generalsuperintendenten Braun 1883—1888 Lehrer an der Pfarrschule der deutschen St. Martinigemeinde in der Kapstadt wurde. Von dort zurückgekehrt wirkt er als Lehrer der englischen Sprache in Baden. All das ist schön erzählt, aber man hat den Eindruck, es soll als etwas besonderes dargestellt sein, und wo man die Absicht merkt, wird man verstimmt. Das ganze Lebensbild schließt sich um drei Schriftstellen, welche dem Verf. zu verschiedenen Zeiten auf dem Lebenswege gegeben wurden: Jes. 55, 8 (Meine Gedanken rc.) I. Joh. 3, 15 (Verwundert euch nicht rc.) und Sach. 14, 7 (Um den Abend wird es Licht): Worte, von denen man wiederum sagen muß, sie passen für jedes ausgeprägte Christenleben. Wenn wir so das Gesuchte in dem Schriftchen tadeln und uns fragen: sollte das nicht mit etwas Eitelkeit zusammenhängen, so können wir aber auch sagen, daß uns gar manches, was seine Schrift bietet, sehr sympathisch ist. Wir rechnen dazu nicht bloß sein treues Bekenntnis zur luth. Kirche, seine Liebe zu dem Choral rc., sondern ganz besonders auch seine abwehrende Haltung gegenüber „dem Schlagworte der gegenwärtigen evang. Kirche: der „Inneren Mission" mit ihrem Sonntagsschulwesen, ihren Familienabenden und ihrem Vereinswesen." Was er hierüber S. 127—135 schreibt, ist aus der Erfahrung genommen. Hat er doch durch das endlose christliche Vereinswesen angeregt „Statuten eines zeitgemäßen Vereins" veröffentlicht, deren erster § lautete: „Jedes Mitglied verpflichtet sich, sieben Abende in der Woche nicht auszugehen." Nicht minder gefällt uns seine scharfe Sprache gegen das Politisieren. „Die Zugehörigkeit zu einem politischen Klub bringt „angenehme Abwechslung" in die Einförmigkeit des alltäglichen Lebens. Sie macht es zur Pflicht, die Versammlungsabende zu besuchen, wo beim Glase Bier und Tabaksqualm debattiert wird, wo die Aufgaben der konservativen Partei in beredten Worten vorgezeichnet werden. — „Ja, das war schön, Frau!" — Das ist leider in den meisten Fällen der einzige Erfolg einer solchen Versammlung." (S. 134.) F.

— Heinrich von Stephan. Ein Lebensbild von E. Krickeberg. (Dresden u. Leipzig, Carl Reißner). 1897. 320 S.

„Männer der Zeit" betitelt sich eine Sammlung von Lebensbildern hervorragender Persönlichkeiten



der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit, welche unter der Leitung des Herrn Diercks in dem oben genannten bewährten Verlag erscheinen soll. Heinrich v. Stephan ist das erste dieser Lebensbilder gewidmet und man kann nur wünschen, daß sich ihm möglichst bald einige weitere Bände anschließen mögen. Verfasser giebt in seinem Lebensbild des ersten deutschen Generalpostmeisters gleichzeitig eine kurze, doch übersichtliche Geschichte der deutschen Post selbst, ihrer Entstehung aus den kleinen Anfängen der brandenburgischen und preußischen Post und ihrer Entwickelung zum wichtigsten und führenden Gliede des Weltpostvereins. Daß diesem sachlichen Inhalt des Buches gegenüber der persönliche der Biographie zeitweilig zurücktritt, ist natürlich, wenn es auch dem Werke selbst etwas an Frische nimmt. Heinrich v. Stephans Laufbahn ist, bei allem Organisationsgenie des hervorragenden Mannes, vorwiegend eine Beamtenlaufbahn, freilich eine solche von einzig dastehender Entwickelung gewesen, und die Thaten seines Lebens sind gleichzeitig die Erfolge seines Berufs und die Entwickelungsstaffeln der deutschen Post. Wenn einzelnen Schöpfungen Stephans, so der Postkarte, den Postbauten, dem Postmuseum besondere Abschnitte des Buches gewidmet sind, so sind sie damit dem Menschen Stephan selbst gewidmet, dessen Leben fast ausschließlich Arbeit war und der die seltene Gabe besaß, einzelne Gebiete dieser Arbeit selbst zu Mitteln seiner Erholung und Anregung zu machen. Die äußeren Geschicke seines innerlich wenig, im wörtlichen Sinne um so mehr bewegten Lebens kommen hauptsächlich in den Kapiteln „Jugendzeit, Ausbildung, ägyptische Reise, Stephan als Mensch", in anziehenden kurzen Bruchstücken aus seinen eigenen und den Erinnerungen Anderer, aus seinen Reden, Briefen und anderen Quellen zur Darstellung. Wie es über das Wesen Stephans zu seinen Lebzeiten nur eine Stimme gegeben hat, so erscheint es auch hier. Genialität im Erfassen des praktischen Lebens; ein staunenswerter Reichtum von Wissen, Schlagfertigkeit, Pflichttreue bis zur letzten Stunde seines Lebens, damit gemischt ein reiches Gemüt, feste Anhänglichkeit und reine Frömmigkeit, das waren die Eigenschaften eines Mannes, der über Tausende seinesgleichen emporstieg, ohne sich einen von ihnen zum Feinde zu machen. Ob Verf. in dem Rühmen der Schöpfungen Stephans nicht am Ende doch des Guten zu viel gethan, ob nicht eine kleine Dosis der bedingungslosen Anerkennung besser durch ein klein wenig Kritik ersetzt oder wenigstens auf andere Schultern, deren der Generalpostmeister ja so viele und so wackere neben sich hatte, gehäuft worden wäre, steht auf einem anderen Blatt. Sicher ist, daß der, dem hier eine ungemessene Schale Lobes dargebracht wird, bescheidener von sich gedacht hat. Von diesem leichten Bedenken abgesehen, ist das Buch an Sprache und Inhalt für jedermann zu empfehlen. B.

— Michael Salomon Alexander, der erste evangelische Bischof in Jerusalem. Ein Beitrag zur orientalischen Frage. Von Lic. J. F. A. de le Roi, Pastor em. Schweidnitz. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1897. 230 S. Mk. 3,—.

Ein mit viel Liebe, aber mit ebenso viel gewissenhafter Erforschung der Wahrheit gezeichnetes Lebensbild des ersten evangelischen Bischofs zu Jerusalem. Wir lernen in dieser Schrift den Lebensgang eines nach vielen Kämpfen durch die Kraft des Evangeliums überwundenen Jüngers und Streiters Christi kennen. Zugleich erhalten wir einen Einblick in wichtige kirchenpolitische Fragen früherer Zeit sowohl, wie in die Verhältnisse der verschiedenen morgenländischen Kirchenparteien der Gegenwart. Die Ereignisse im Orient haben die letzteren dem Interesse der Christen wieder sehr nahe gerückt; die vorliegende Schrift verdient darum eine dankbare Aufnahme in christlichen Kreisen. Wt.

5. Kunst.

— Deutsche Nationalfeste. 1. Band. 5 Heft. (München u. Leipzig, R. Oldenbourg.) 1897. Pr. jedes Heftes Mk. 0,70.

Neben Mitteilungen über die Ausführung der Satzungen des Ausschusses für deutsche Nationalfeste und „Stimmen vom Tage" enthält Heft 5 namentlich einen recht gut geschriebenen Artikel des Herausgebers Dr. Rolfs über „die Kunst auf den deutschen Nationalfesten", insbesondere die Beteiligung der Baukunst, Malerei und des Kunsthandwerks. Wer sich überhaupt für die Abhaltung der Nationalfeste interessiert, wird hier manche anregenden Gedanken finden. Die Befürchtung liegt leider nahe, daß zu den idealen Bestrebungen des „Ausschusses" sich bald noch andere gesellen werden, die nichts weniger wie ideale Pläne verfolgen. In Olympia stand neben der Rennbahn der Tempel des Zeus und der Sieger empfing nur einen Olivenkranz — ob aber auf dem Festplatze der deutschen Nationalfeste eine Kirche erbaut wird und ob die Sieger mit einem Eichenkranz zufrieden sein werden, scheint uns mehr wie zweifelhaft zu sein. v. H.

— Kunstgeschichte im Grundriß. Kunstliebenden Laien zu Studium und Genuß von M. v. Bröcker. 3. neubearb. Auflage mit 71 Abbildungen im Text. (Göttingen. Vandenhoeck u. Ruprecht.) 1898. geh. Pr. Mk. 3,—. Schulband Pr. Mk. 3,40. Geschenkband Pr. Mk. 4,—.

Die Kunstgeschichte ist eine neue, aber sehr schnell populär gewordene Wissenschaft. Sie ist so schnell ins Kraut geschossen, daß kunstverständige Männer ihre Stimme zu dringender Warnung erheben. Kunstgeschichtliches Wissen, überlieferte Urteile und Vorurteile drohen die Urteils- und Genußfähigkeit des Publikums, die sowieso nicht sehr groß sind, völlig zu zerstören. In seiner sehr anregenden Schrift „Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken" (Hamburg 1897) sagt Alfred Lichtwark u. a.: „Meinungen und Ansichten über Kunst Kindern mitzuteilen ist geradezu Sünde, ganz gleichgiltig, ob es im Sinne der sog. älteren oder der sog. modernen Richtung geschieht . . . Deshalb ist Kunstgeschichte in der Schule, wo sie auf eigener Erfahrung des Kindes nicht ruhen kann, direkt schädlich. Sie sollte streng verpönt sein. Wo sie vorkommt, gehört sie meist in das Gebiet der feineren und auch wohl der derberen Komik. Namentlich in Mädchenschulen. Wenn es die Schule verläßt, hat das arme Kind alles schon gehabt und kann sich von Herzen für gar

nichts mehr interessieren, denn das Herz, auf das es ankommt, hat nichts gelernt." Indes ich sehe nicht, wie man auf den höheren Stufen des Unterrichts die Kunstgeschichte ganz vermeiden kann, und jedenfalls hat jeder, der anfängt sich für Kunstwerke zu interessieren, und im übrigen sich einiger geschichtlicher Bildung erfreut, das starke Bedürfnis, auch über die Kunst sich geschichtlich zu orientieren, ohne daß ihm immer gleich Zeit und Mittel zu eigener Anschauung zu Gebote ständen. Muß es also in irgend einer Weise Kunstgeschichte sein, so wird man andererseits allerdings darauf zu achten haben, daß die angedeuteten Gefahren thunlichst vermieden werden, — Gefahren, welche nicht nur für Kinder, sondern genau in demselben Maße auch für Erwachsene bestehen. Und zwar bestehen sie wesentlich in der Anempfindung, an Stelle der lebendigen, eigenen Empfindung, und in der Kritik an Stelle des hingebenden und so allein hinnehmenden Genießens. Es gilt daher möglichst bloß zum Beobachten anzuleiten — „überhaupt keine Worte machen und sehr haushälterisch mit dem Ausdruck der Bewunderung oder Begeisterung umgehen .... ein warmes, herzliches Wort wird um so stärker wirken, je seltener es kommt." Noch gefährlicher ist das Kritisieren! „Auf das Kritisieren, diese abscheuliche Angewohnheit, durch die sich die Halbbildung und die Gefühlsroheit unseres Durchschnittspublikums offenbart, kommt der Mensch nicht von selber. Es entsteht aus einem Ansteckungsstoff, der sich in Massenansammlungen Halbgebildeter entwickelt .... Die Lust zum Kritisieren und Kritiker zu hören, hat in unserem Jahrhundert die unmittelbare Freude an allen großen Erscheinungen der Kunst im Herzen von Millionen und aber Millionen zerstört." Eine ganz ohne Begeisterung und ohne Kritik geschriebene Darstellung der Kunstgeschichte möchte nun freilich weder jemand zu schreiben noch jemand zu lesen Lust haben. So aber sind Lichtwark's Worte auch nicht zu verstehen: zurücktreten sollen beide gegenüber der Anleitung zum eigenen Sehen. Und einigermaßen entspricht M. v. Bröckers „Kunstgeschichte im Grundriß" diesen Anforderungen. Sie ist zwar in einem begeisterten, oftmals rhetorischen Stile geschrieben. Allein, da die Verfasserin eine seltene Empfänglichkeit für das Schöne, auch in seinen zunächst fremdartigen Erscheinungen, besitzt und in gleicher Weise einen Cornelius und einen Liebermann, einen Raffael und einen Uhde zu schätzen weiß; da sie jeder eigenartigen künstlerischen Persönlichkeit mit voller Unbefangenheit gegenübertritt und ihre Begeisterung für den einen nicht auf Geringschätzung des anderen hinausführt; da sie mehr die Kunstwerke zum Verständnis zu bringen, als über die Künstler zu räsonnieren bestrebt ist, so kann sie der reiferen Jugend als eine berufene erste Führerin in das Verständnis der Kunstgeschichte empfohlen werden. Dazu befähigen sie auch andere wesentliche Vorzüge: sie beschränkt sich streng auf die Hauptsachen und Hauptpersonen, so daß dem jugendlichen Leser ein nicht zu komplizierter Überblick über das ganze Gebiet gegeben wird; sie setzt auf jedem Punkt die Kunstgeschichte in Zusammenhang mit der Profangeschichte; sie betont mit besonderer Liebe und guter Einsicht die gegenseitigen Beziehungen zwischen Kunst- und Religionsgeschichte; sie schreibt anschaulich, klar, lebhaft — zuweilen für uns etwas zu lebhaft. Wir möchten zu bedenken geben, ob nicht für die zu hoffende 4. Auflage hin und wieder einige Ermäßigung der genus grande dicendi rätlich wäre, wie auch eine Anzahl allzu weiblicher Wendnngen (z. B. „entschieden" S. 9; „poesievoll" S. 14) ohne Schaden wegfallen könnten. Wesentlicher jedoch scheint uns etwas anderes: fast ganz fehlen Litteraturangaben. Es würde weder zuviel Raum einnehmen noch zuviel Mühe machen, wenn für die wichtigsten Perioden und Künstler solche Werke namhaft gemacht würden, die dem Laien weiterzuhelfen geeignet sind. Gerade die empfänglichen Leser, bei welchen die Verfasserin ihren Zweck erreicht hat, würden für solche Hinweise sehr dankbar sein. Aber auch so ist das Werk der Verfasserin eine wertvolle Gabe, auf die wir besonders in dieser Zeit die Aufmerksamkeit lenken möchten: es sei zum Geschenk an Neu-Konfirmierte empfohlen. Die Erbauungsbücher, welche man diesen auf den Tisch legt, drei oder vier mit einem Male, erfüllen oft genug ihren Zweck gar nicht, — außer Weitbrecht „Heilig ist die Jugendzeit" und Geroks Palmblättern giebt es wenige, die die Jugend wirklich dauernd anziehen. Ein Buch aber wie die v. Bröcker'sche Kunstgeschichte wird gelesen und kann durch seinen Inhalt und seinen warmen, echt evangelischen Grundzug nur „erbauend" wirken, wenn man unter Erbauung versteht, was die Schrift meint: jede Förderung in der Erkenntnis des Heils und seiner Bedeutung für die Menschheit. Wi.

6. Litteraturwissenschaft.

— Die klassische Poesie und die göttliche Offenbarung von D. Julius Disselhoff. Herausgegeben von Deodat Disselhoff. (Kaiserswerth a. Rh., Verlag der Diakonissenanstalt.) 1898. 562 S. 8°. Mk. 7,50, geb. Mk. 9,—

Mit uns werden viele dem Sohn des entschlafenen Disselhoff Dank wissen, daß er durch diese Sammlung das Andenken seines Vaters in uns erneuert. Wer den Verstorbenen nur aus seiner umfassenden, segensreichen Thätigkeit am Kaiserswerther Diakonissenhaus oder aus seinen zahlreichen, warm empfundenen Volksschriften kannte, wird überrascht sein, ihn in dem vorliegenden Werke als feinsinnigen Kenner der klassischen Litteratur wiederzufinden. Wir, denen die im Vorjahre erschienene, gleichfalls von seinem Sohn herausgegebene Sammlung: „Alles ist Euer, Ihr aber seid Christi" schon hohen Genuß bereitet hat, sind doppelt erfreut, uns hier noch einmal seiner Leitung anvertrauen zu können und lassen uns gern von ihm wieder in die Tiefen der Dichtung hineinführen. Hatten jene Aufsätze in einem Durchblick durch die gesamte Litteratur den Nachweis erbracht, daß alle Poesie bewußt oder unbewußt ein Zeugnis für den christlichen Glauben und ein Wegweiser zu den ewigen Wahrheiten des Evangeliums sein könne, so ist diese Schrift im besonderen der altklassischen Poesie gewidmet. Die Poesie der Menschheit soll uns das Leben und Streben der Menschheit in seiner Ganzheit offenbaren und so auch die Antwort geben auf die Kardinalfrage der Weltgeschichte, die Frage nach Gott und dem Verhältnis Gottes zur Welt und der Welt zu Gott. Wie

die Welt des Altertums sich nun an der Lösung dieses Rätsels versucht hat, lehrt uns Dinselhoff in dem vorliegenden ersten Teil seiner Arbeit. In großen Zügen führt er uns durch die Dichtungen der Iranier und Inder und zeigt, wie in ihnen sich wohl oft Ansätze finden, Gott in seinem persönlichen, sittlichen Geistesleben zu erfassen, wie diesen Erhebungen aber jedesmal ein Zurücksinken in die Naturvergötterung und damit auch eine Auflösung des geistig-sittlichen Wesens des Menschen folgt. Ausführlicher behandelt der Verfasser dann die griechische Poesie in ihrer geschichtlichen Folge. Auch sie zeugt von dem innersten Sehnen der aus Gott stammenden, persönlichen Menschennatur nach einem lebendigen, persönlichen Gott. Aber die verschiedensten Versuche, diesen sich zu schaffen, führen zu keinem Ziel. Wohl scheint Sophokles in der Antigone der Wahrheit nahe gekommen zu sein, wenn er zeigt, wie die unbedingte gläubige Hingabe an den göttlichen Willen auch zur aufopfernden Bruderliebe befähigt, aber der eigentliche Gott der Liebe bleibt ihm fremd; eine Versöhnung des sündigen Menschen mit der Gottheit und in deren Folge eine innere Läuterung derselben kennt er nicht. So geht denn die nur stückweise erkannte Wahrheit wieder verloren und bei Euripides tritt an die Stelle des persönlichen Gottes der Mensch und die Natur. Wie die Poesie, so hat auch die Vernunft in der Philosophie aus eigener Kraft sich den Weg zur Wahrheit nicht bahnen können. Allerdings finden wir bei Sokrates den unmittelbarsten Ausdruck einer Gottesverwandtschaft, die aus dem Gewissen stammt. Aber das Ergebnis der philosophischen Arbeit ist doch nur die Aufhebung des bereits gewonnenen Bewußtseins eines persönlichen Gottes und Ersetzung desselben durch einen philosophischen Begriff. Sehr viel kürzer ist zum Schluß die römische Dichtung behandelt, die nach ihrer vorwiegend praktischen Richtung eine selbstständige Bedeutung für die Lösung dieser tief innerlichen Fragen nicht hat. — Mit der Herausstellung dieser knapp von uns angedeuteten Grundgedanken ist aber der Inhalt des Buches keineswegs erschöpft. Eine Fülle der feinsinnigsten Bemerkungen finden sich in die Besprechung der einzelnen Dichtungen eingewoben und machen die Lektüre für jeden, auch für den, der nicht in allen Punkten den Anschauungen des Verfassers wird beistimmen können, zu einer außerordentlich anziehenden und fruchtbaren. Kein Gebildeter wird es aus der Hand legen, ohne ihm reiche Anregung für eine immer vertieftere Beschäftigung mit den griechischen Klassikern zu verdanken. Und das erscheint besonders wertvoll namentlich in unserer Zeit, wo man vielfach glaubt, an jenen achtlos vorüberziehen zu dürfen. Hoffentlich erlauben es die hinterlassenen Papiere dem Sohne, uns bald mit einer Fortsetzung des Werkes zu beschenken, diesem Bande wünschen wir die weiteste Verbreitung. —ck.

7. Poesie.

— **Gudrun.** Ein Schauspiel in 5 Aufzügen von **Georg Ruseler.** (Oldenburg u. Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.) 1898.

Das Stück, das zuerst in Oldenburg am 18. April 1897 aufgeführt wurde, behandelt einen Kampf zwischen Friesen und Normannen in sagenhafter Zeit. Gudrun, die Tochter des Friesenkönigs Hettel, die Verlobte des Königs Herwig von Seeland, fällt in die Hand Hartmuts, des Königs der Normannen und wird, weil sie sich weigert, sein Weib zu werden, von Gerlind, der Mutter des Königs, wie eine niedere Magd behandelt. Die Friesen stürmen die Burg der Normannen, Hartmut fällt im Kampfe und Gudrun bittet, ehe sie ihrem Verlobten in die Arme fällt, für ihre Quälerin Gerlind, die ein Friese mit dem Schwerte bedroht. Mit dieser Szene klingt das Stück versöhnend aus.

—r.

— **Idis** von **Fanny Stockhausen.** (Düsseldorf, Schaffnit.) 32 S.

Geibel hat bekanntlich im „Tod des Tiberius" den römischen Hauptmann, der unter Jesu Kreuze gestanden und gesprochen hatte: „Wahrlich, dieser ist ein frommer Mann gewesen und Gottes Sohn!" zu einem Germanen gemacht. Er steht Wache am Palaste des Tiberius und träumt sich zurück unter das Kreuz in Judäa und in die Wälder Germaniens. Auch Fanny Stockhausen verwertet diesen Hauptmann, sie macht ihn zu einem Cherusker und verflicht ihn in die Geschicke Armins, Idis aber, die Heldin des Gedichtes, ist seine Tochter, die nach dem Tode der Mutter vereinsamt auf den fernen Vater wartet. Vielleicht wäre es kein Schade für die Dichtung gewesen, wenn die Fabel derselben etwas mehr durchgeführt worden wäre. Es wird eben zu viel angedeutet und die dem Epos erlaubte Breite fehlt zu sehr. Aber was geboten wird, zeugt von dichterischer Begabung, auch die Form ist zu loben, der fünffüßige Blankvers ist mit Geschick behandelt. Als Weihnachtsgeschichte hat die Dichterin die anspruchslose Dichtung gedacht und mit Freuden habe ich sie in der Adventszeit gelesen. J. P.

— 1. **Kleiner Liederschatz** für Familie und Gemeinschaft. Unter Mitwirkung von Freunden gesammelt von **Christoph König** in Eberdingen und durchgesehen von Friedrich Jehle, Stadtpfarrer an der Friedenskirche in Stuttgart. 855 Lieder auf 648 Seiten; gut gebunden Pr. Mk. 1,60.

2. **Geistliche Lieder und Chöre für gemischte Stimmen.** Zum Gebrauch in Familie, Kirche und christlichen Vereinen unter Mitwirkung von **M. Benzinger**, Rektor a. D. in Stuttgart, gesammelt von Christoph Dölker, Schullehrer in Nagold. Neue Folge der „geistlichen Lieder mit Melodien", gut gebunden Mk. 2,—. Beide im Verlag der Evangel. Gesellschaft in Stuttgart. 1897.

3. **Bundeslieder.** Eine Sammlung von Liedern für christliche Vereine. Herausgegeben vom Ausschuß des süddeutschen evang. Jünglingsbundes. (Stuttgart, Kommissionsverlag von M. Holland.) 1897. 216 S. Pr. geb. Mk. 0,50.

Von diesen drei aus Stuttgart kommenden Liederbüchern trägt besonders das erste württembergische Art an sich. Es ist hauptsächlich bestimmt für den Gebrauch der christlichen Gemeinschaften, in denen das geistliche Lied gepflegt wird. Was hier Bedürfnis ist, das würde man anderswo neben einem guten Kirchengesangbuch als überflüssig ansehen. Besonders Johann Michael Hahn, Hiller, Tersteegen, Woltersdorf, Zinzendorf sind bevorzugt.

Der mäßige Preis bei vortrefflicher Ausstattung zeigt, daß man auf großen Absatz rechnet. Die Melodien zu diesen Liedern finden sich vielfach in dem an zweiter Stelle genannten Chorgesangbuch. Es ist dies eine neue Folge der „Geistliche Lieder mit Melodien“, die von den gleichen Verfassern gesammelt sind und weite Verbreitung gefunden haben. Auch dieser Teil, der Lieder alter, neuer und neuester Komponisten enthält, wird sich bald in den Kreisen der christlichen Chorsänger Heimatrecht erwerben. — Das Bundesliederbuch ist mit großer Sorgfalt hergestellt, wie die Vorrede erkennen läßt, und bietet auch eine Anzahl „weiterer Lieder“ (NB. sie sind wohl absichtlich nicht „weltliche“ Lieder genannt), allerdings füllen dieselben von 196 nur 36 Seiten. Wt.

— Waldhüters Weihnacht. Dramatisches Festspiel für Kinder in fünf Auftritten von Herm. Anders Krüger. (Leipzig, Friedrich Jansa.) 1897. 38 S. kl. 8°. Mk. 0,60.

Der Verf. hat das kleine Festspiel 1893 für eine Schulaufführung niedergeschrieben und folgt jetzt dem Wunsche mehrerer Freunde, indem er es einem größeren Publikum zugänglich macht. Wer in einem Weihnachtsfestspiel das Kindlein in der Krippe, Joseph und Maria und der Engel Gesang sucht wird von allem dem nichts finden. Das Reich der Waldzwerge, Knecht Rupprecht sind es, welche unter Leitung des Christkindes, — es ist die größte Erscheinung des ganzen Spiels und putzt deshalb den Christbaum — dem durch Not zum verbitterten Ungläubigen gewordenen Waldhüter Jakob und seiner Familie eine reiche Bescherung in der Christnacht in die Hütte zaubern. Alle Not hat ein Ende. Das ist alles ganz schön — aber wo bleibt in dem Stücke die Erlösung von Sünde. Statt ihrer stehen da die Zwerge mit dem Christkind als Personifikation der Liebe, die aus der äußeren Not hilft und dadurch ohne Buße „dem verbitterten Gemüte wieder zurecht hilft.“ Wir können daran keinen Geschmack finden. F.

8. Unterhaltungslitteratur.

— Lying Prophets by Eden Phillpotts. 2 vol. (Leipzig, Tauchnitz.) 1897. Pr. jed. Bandes Mk. 1,60.

Ein ernstes Buch, eines der bedeutenderen unter denen, die mir neulich zu Händen gekommen sind und doch nicht für jedermann geeignet um des Stoffes willen, der darin behandelt wird. Der Titel lautet „Lügenpropheten“. Wer darunter verstanden wird, wird klar werden, wenn ich die Geschichte kurz skizziere. In einem Dorfe von Cornwallis lebt ein Fischer Michael Tregenza, ein scheinendes Licht in der Sekte der „Lukas-Evangelisten“, einer extrem methodistisch gerichteten Partei: „Der Herr ist König, vor Ihm zittre das Erdreich“, das ist sein Wahlspruch, denn Er macht selig, wen Er will und Er verdammt, wen Er will. Die Hölle wird voll sein und der Himmel leer, die Menschen sollen sich vor Gott fürchten, ob es aber für den Sünder eine Gnade giebt, das weiß Gott, Menschen aber haben nicht Gnade, sondern Zorn zu verkünden. Ihm ist eine junge Tochter Joan aufgeblüht, in deren Herzen in kindlicher Einfalt Glaube und Aberglaube durcheinander wohnen. Der strenge Gott ihres Vater, die Feen und Gespenster aus alter Heidenzeit und die lieben Heiligen, von deren Kapellen noch allenthalben Ruinen liegen, das alles findet bei ihr Raum. Londoner Maler, die in diese Gegend kommen, haben sie oft gern malen wollen, aber für ihren Vater ist Kunst nichts weiter als Teufelspomp. Da steht sie einmal auf einer Klippe und schaut dem Schiffe nach, auf welchem ihr Verlobter, auch ein Sektengenosse des Vaters, als Matrose auf weite Fahrt geht und hier weiß ein Maler, John Barron, sie in ein Gespräch zu ziehen und sie zu bestimmen, daß sie sich ohne Wissen ihres Vaters von ihm malen lassen soll. Mit meisterhaft psychologischer Kleinmalerei wird geschildert, wie Barron, den sie nur als „Meister Jan“ kennen lernt, in wiederholten Begegnungen mit ihr ihr Vertrauen gewinnt und geistigen Einfluß auf sie übt. Er ist halb Darwinist, halb Pantheist, er spricht zu ihr von der großen Mutter Natur, deren Kind auch sie sei und die zu ihr rede aus Blume und Welle, wie aus jedem Triebe ihres Herzens. Während er eigentlich nur künstlerisches Interesse an ihr hat, während er nur zu Gunsten seines Bildes ihre Sinne reizt, damit noch ein andres Licht als das unbefangener Kindlichkeit aus ihren Augen scheine, werden doch endlich auch seine Sinne ihr gegenüber rege und das Ende ist, daß er sie an Leib und Seele verführt. Sie glaubt seinem pantheistischen Gefasel, sie lügt gegen ihren Vater, sie vergißt ihren Verlobten, sie giebt sich dem Maler hin, auf dessen Treue sie baut, und sie bleibt bei alle dem das naive Kind, das sie vorher gewesen. Barron, ein Mann von schwindsüchtiger Anlage, denkt wohl einmal, er wolle Joan, der er die Ehe versprochen hatte, zu sich rufen, wenn er bald sterben sollte, um sie dann zur Erbin seines großen Vermögens zu machen, zunächst aber reist er nach London und verspricht nur, bald schreiben zu wollen. Nach langem Warten erhält Joan einen Brief, der aber nur eine bedeutende Summe in Banknoten enthält. Das Geld und zugleich der Zustand der Tochter wird von ihrer Stiefmutter entdeckt und der alte Tregenza treibt mit seinem Fluche die Tochter als eine der Hölle Verfallene aus dem Hause. Joan nimmt ihre Zuflucht zu dem Bruder ihrer verstorbenen Mutter, dem in einem Nachbardorfe wohnenden alten Bauern Chirgwin, der in seiner treuherzigen Einfalt sich ihrer annimmt und ihr von dem lieben Heilande redet, durch den wir Vergebung der Sünden haben. Wieder mit liebevoller Kleinmalerei werden wir durch die nächsten Monate geführt und genau nehmen wir an dem Fortgange von Joans Zustand, aber auch an ihrer seelischen Entwicklung teil. Sie kann den Glauben an Meister Jans Treue nicht aufgeben, aber er wird wankend, wankend wird auch der Glaube an sein Naturevangelium, dagegen mischt sich nun der schlichte Bibelglaube mit all den anderen Fermenten, die in ihr gären, und man ist gespannt darauf, wie etwa nach der Geburt ihres Kindes aus ihr, die bisher selber noch ein Kind war, die bewußte Frau sich entwickeln wird. Da tritt plötzlich eine jähe Katastrophe ein. Der schwer erkrankte Barron ruft Joan zu sich; an dem Abend aber, als sie den Brief erhält, bricht eine furchtbare Sturmflut über Cornwallis los nnd zu den Opfern, die auf dem Lande umkommen, gehört sie, zu den Opfern auf dem Meere

ihr Bruder Tom und in den Schrecken der Nacht wird ihr Vater wahnsinnig. Sie stirbt so, daß sie den Glauben an den „Meister Jan“ wieder gefunden hat und so, daß der Heiland, wenn auch noch unklar, in ihr Seelenleben hineingetreten ist, der alte Tregenza aber weiß auch im Wahnsinn von nichts als von Hölle und Verdammnis. Bald nach Joans Tode kommt ihr früherer Verlobter Joe Noy von seiner Seereise heim und erfährt, als er ahnungslos in Tregenzas Haus tritt, alles was sich begeben hat. Da hält er sich als fanatischer „Lukas-Evangelist“ für den, welcher von Gott zur Rache über den Übelthäter bestimmt ist und er beschließt, Joans Verführer zu suchen und zu töten, auch wenn er dann als Mörder nicht blos der irdischen Gerechtigkeit, sondern auch dem Verdammungsurteil Gottes anheimfallen muß. Lange sucht er in London, endlich sieht er das Bild, welches Barron von Joan gemalt hat und findet so auch den Maler, aber er findet ihn als Leiche, Barron ist eben an der Schwindsucht gestorben. Am Schlusse des Buches finden wir Joe bei der Familie des alten Bauern Chirgwin und dürfen hoffen, daß er dort die sündenvergebende Heilandslegende ebenso kennen lernen wird, wie Joan sie kennen gelernt hatte. Wer also sind die Lügenpropheten? Auf der einen Seite diejenigen, welche den Kultus des Genius und das naturalistische Evangelium der Fleischesfreiheit verkündigen, auf der anderen Seite diejenigen, welche nichts anderes kennen, als ewige Prädestination und welche nichts von Gnade und Vergebung der Sünden wissen. Wer aber sind die rechten Propheten? Diejenigen, welche mit dem alten Evangelium aus Schrift und Kirche den erschrockenen Gewissen den Heilsweg zeigen können. Das ist die Idee des vorliegenden Romans, den wir um seines Stoffes willen zwar nicht jedem in die Hand geben möchten, den wir aber sowohl wegen seiner Idee als auch wegen seiner herrlichen Schilderungen von Land und Leuten in Cornwallis sehr hoch stellen möchten.

J. P.

— Heilendes Gift. Roman von Fedor von Zobeltitz. 2 Bde. (Jena, Costenoble.) Mk. 8,—.

Die Bücher von Fedor von Zobeltitz bieten viel stoffliches Interesse, sie sind spannend, und von ihnen ist, so weit seine Bücher mir bekannt geworden sind, rühmend zu sagen, daß nichts Unsauberes sich drin breit macht, daß man sie daher unbedenklich auch Frauen in die Hand geben kann. Unser Roman handelt von einem fabelhaften Gifte aus Java, dem Gula-Itan, aus welchem ein deutscher Gelehrter, ein anderer Professor Koch, ein Spezifikum gegen die Epilepsie extrahiert hat. In das Einzelne der etwas verwickelten Geschichte lasse ich mich nicht ein, viel Intrigue, viel Verbrechen giebt es da durchzumachen, man kann oft von der Lektüre nicht gut loskommen, wenn man auch sehr bald schon ahnt, wie der Knoten sich lösen wird. Wer nichts weiter sucht, als einmal eine ganz spannende Unterhaltung für einige müßige Stunden, wird bei „Heilendes Gift“ seine Rechnung finden. Neue, tiefe Gedanken allerdings darf er nicht suchen.

J. P.

— Schwiegertöchter. Roman von Alexander Baron von Roberts. (Berlin W., Fontane & Co.) 456 S. Pr. Mk. 6,—.

Das nachgelassene Werk eines kürzlich verstorbenen Schriftstellers. Ein talentvoller Erzähler war Baron Roberts jedenfalls, aber mehr auch wohl nicht, tieferen Gehalt, Nahrung für den inneren Menschen sucht man in diesem Buche vergebens, eine Eintagsfliege ist es, wie so viele der neueren Romane, zum künftigen Vergessenwerden geschrieben. Von dem pensionierten Rechnungsrat Achilles, von seinen drei Söhnen und seinen drei Schwiegertöchtern handelt die Erzählung. Ob es in Berlin ein solch Protzentum giebt, wie in dem Hause des einen der Schwiegerväter, des Stadtrates Koppenberg zur Schau getragen wird, weiß ich nicht. Aber trotz der Märchenpracht, die bisweilen an Tausend und eine Nacht erinnert, bleibt über dem ganzen Roman doch ein Hauch so kleinstädtischer, spießbürgerlicher Philisterhaftigkeit, daß man oft lebhaft an „Wilhelmine Buchholz“ erinnert wird. Daß übrigens Berlin in einem christlichen Lande liegt und daß es dort so etwas wie eine christliche Kirche giebt, würde man, wenn man es nicht anderweitig wüßte, aus diesem Roman nicht erfahren. Es kommt wohl einmal so ein Anklang von sentimentalem Rationalismus vor, aber im übrigen lebt man ohne Gott in der Welt. Man thut ganz nach seines Herzens Lust und schließlich sind die Menschen doch alle „schrecklich gut“, besonders solche, von denen man es sonst eigentlich nicht voraussetzt, z. B. ein Malermodellmädchen, das sich in den gewagtesten Akten hat malen lassen. Man muß dem Verf. nur dankbar sein, daß er uns nicht etwa als Gegensatz zu dem tugendhaften Modell mit einem heuchlerischen Pastor beschenkt hat. „Schwiegertöchter“ gehört zu den Büchern, die einmal durchgeblättert werden und dann im Staube der Leihbibliotheken der verdienten Vergessenheit anheimfallen: leidlich geschickt gemachte Dutzendware!

J. P.

— Das rote A. Von Nathaniel Hawthorne. Deutsch von Margarete Jacobi. (Stuttgart, Robert Lutz.) 1897. VII u. 296 kl. 8°. geb. Mk. 4,—.

Was will der Roman uns erkennen lassen? Sein Schauplatz ist Boston vor zweihundert Jahren. Er selbst ist ein Meisterstück künstlerischer Darstellung und psychologischer Entfaltung, wie uns seit langer Zeit nichts ähnliches vorgekommen ist; und trotzdem das Gefühl des Unbefriedigtseins, ja der Beklommenheit, wenn man ihn gelesen hat. Man könnte sagen, er will die große Wahrheit darstellen: die Sünde ist der Leute Verderben. Die Ausführung dieses Themas wird in das Gewissen der einzelnen Betheiligten verlegt: hier vollzieht sie sich in dem Atheisten (Chillingworth), in der Ehebrecherin Esther mit einem in Elend, Reue und Buße geläuterten tapferen Herzen und in dem frommen, schwachen Pfarrer Dimmesdale. Wie wunderlich sind da die Urtheile der Menschen, auch der Pastoren — und mit welcher eisernen Konsequenz geht Gottes Urteil und Gericht seinen Weg und wie wirds sein, wenn wir einmal jeden am rechten Platz stehen sehen: nicht allein Hurer und Ehebrecher, sondern auch die äußerlich Gerechten und innerlich Verhärteten. Dem unheimlichen Eindruck, welchen der Roman macht, trotz seiner finsteren Schönheit und dem Gottesgericht, welchem sich wie den Blitzen niemand entziehen kann, der sich in den Roman versenkt, muß man entgegenstellen,

das Bestreben, Menschen aufzuwecken zur Wahrheit gegen sich selbst. War das allein vor 200 Jahren in Boston nötig? F.

— Die Verlagshandlung von Breitkopf und Härtel in Leipzig beabsichtigt die sämtlichen Werke von Felix Dahn (die Werke poetischen Inhaltes) in einer Lieferungsausgabe (75 Lieferungen, 21 Bände) im Lauf von zwei Jahren zum Gesamtpreise von 75 Mark erscheinen zu lassen. Unsere Monatsschrift will gerne von diesem Unternehmen Notiz nehmen und hin und wieder über die weiter erscheinenden Bände (die Ausgabe beginnt mit dem 6. Bande „Der Kampf um Rom") berichten, aber sie wird ihre grundsätzliche Stellung zu Felix Dahn dabei nicht verschweigen dürfen. Die Monatsschrift ist zur Vertretung christlicher Weltanschauung gegründet und berufen, wir glauben aber Dahn kein Unrecht zu thun, wenn wir behaupten, daß er in dieser grundsätzlichen Anschauung mit uns nicht eins ist. In seinem Roman: „Sind Götter?" kommt er zu dem Resultat, man müsse diese Frage dahingestellt sein lassen, sein Halfred ist ein Agnostiker modernsten Schlages und die vom Dichter gepredigte Lebensweisheit ist die: „Der Mann soll nicht seufzen, grübeln und verzagen, sondern sich freuen an Hammerwurf und Harfenschlag, an Sonnenschein und Griechenwein und an Frauenschöne!" Diese grundsätzliche Verschiedenheit unseres Denkens von dem Felix Dahns ist von dem früheren Berichterstatter D. K. bei der Besprechung der einzelnen Romane des Dichters und in seiner Brochüre „Der Professorenroman" (Zeitfragen des christlichen Volkslebens IX, 4) betont worden; ich schließe mich solchem voll an und wünsche mit D. K., daß im Lager der Offenbarungsgläubigen das Geschrei: „Groß ist die Diana der Epheser" immer seltener gehört werde, und daß man sich von der Herrschaft der Modeschriftsteller emanzipiert. Vielleicht hat der Verleger gerade den rechten Augenblick für diese Lieferungsausgabe getroffen, denn die Dichtungen von Dahn kommen gewissen unsre Zeit bewegenden Ideen entgegen. Ein Vertreter christlicher Weltanschauung ist Dahn ja nicht, er sucht vielmehr das Heil im Deutschtum abgesehen vom Christentum, er will „altdeutsches Volkstum" dem gegenwärtigen Geschlechte neu beleben und er ist daher recht eigentlich ein Dichter, der das Wort ausspricht, welches vielen auf der Zunge liegt: das Evangelium von der Majestät des deutschen Namens. Altdeutsches Heidentum, nicht wie es dem Christentum zustrebt, sondern wie es in sich selbst gewesen ist, soll der Gegenwart vorgehalten werden, nicht der deutsche Geist, der sich dem Christentum vermählt hat, wie er aufs Christentum angelegt war, sondern der deutsche Geist, der sich in sich selbst genug ist und keiner christlichen Ergänzung bedarf, soll es sein, wohinein sich dies Geschlecht zu seinem Heile zu vertiefen hat. Als ich vor etwa 20 Jahren den „Kampf um Rom" zuerst las, bin ich mir dieses Gegensatzes meines Denkens zu dem von Felix Dahn bewußt geworden, und jetzt, da mir die Redaktion die erste Lieferung der Gesamtausgabe zugesandt hat, kann ich nicht anders als diesen Gegensatz betonen. Vielleicht findet sich bei diesem oder jenem Einzelwerke später Veranlassung, auf die Bedeutung von Dahn etwas genauer einzugehen. J. P.

— Ikarus. Eine Reisenovelle von H. Melsir. Mit einem Vorwort von D. Leopold Witte. Zweite Auflage (Wolfenbüttel, Julius Zwißler.) 1897. Pr. broch. Mk. 3,—.

Die erste Auflage dieser feinsinnigen und den Geist des Lesers anregenden Novelle erschien vor kaum 1½ Jahren, und wir freuen uns, daß schon jetzt ein Neudruck erforderlich geworden ist. Die Novelle ist im Juniheft 1897 unserer Zeitschrift sehr anerkennend besprochen, und wir beschränken uns deshalb auf diese kurze Anzeige. Möchten sich recht viele finden, die das Buch ihrer Bücherei einverleiben; es verdient mehr wie einmal gelesen zu werden. Die Verfasserin aber möge das Wort des ihr Buch einführenden Prof. Witte beherzigen: „Wer solch ein Erstlingswerk fertigt, der übernimmt auch Pflichten für die Zukunft", und uns bald mit einer neuen Gabe erfreuen. v. H.

— Im Waldwinkel. Von Nikolaus Krauß. (Berlin, Fontanes 1 Mark-Bücher.)

Ein paar kleine Geschichten, teils ernsten, teils heiteren Inhaltes, die alle wirkliche Waldluft atmen. Besonders die erste, „der Tod im Walde", ist mit dramatischer Anschaulichkeit erzählt. Es ist das Schicksal eines alten Försters, der unter der unvernünftigen Wirtschaft des neuen Besitzers des Waldes leidet. Dieser kürzt den Arbeitern den geringen Lohn, beschränkt ihnen die kleinen Rechte, die sie bisher besaßen und bringt schließlich Erbitterung und Verwirrung in die Reihen der Waldbewohner. Der Förster steht innerlich auf der Seite der Unterdrückten, muß aber ihnen gegenüber seine Pflicht thun. Er wird, als er zwei Wilddiebe verfolgt, von ihnen angeschossen und muß lange auf dem Krankenbette liegen. Noch nicht wieder genesen, erhält er seine Kündigung von dem neuen Herrn. Da fängt eines Tages der Wald an zu brennen; obwohl der Förster sich kaum mühsam weiter schleppen kann, kommandiert er doch die Rettungsarbeiten, zu denen sich auch die längst abgelohnten Arbeiter von selbst wieder einfinden. In dem Augenblick, wo es sich entscheidet, daß das Feuer den gezogenen Graben nicht zu überschreiten vermag, der größere Teil des Waldes also gerettet ist, bricht der Förster tot zusammen. Das alles ist mit prägnanter Knappheit und großer Einfachheit geschildert. —r.

— Deutsche Träumer. Vaterländischer Roman von Ludowica Hesekiel. 2 Aufl. (Berlin, Otto Janke.)

Die Erzählung spielt sich auf dem bewegten Hintergrunde des dreißigjährigen Krieges ab. Im Vordergrunde steht der Feldherr des Kurfürsten Johann Georg von Sachsen, Hans George von Arnim auf Boytzenburg, einer von jenen deutschen Träumern, die, wie die Verfasserin sagt, sein werden und sein müssen, solange Deutschland ist, die aber auch zur rechten Zeit zu erwachen verstehen. Das Zeitkolorit ist sehr treffend, die Charakteristik der einzelnen Figuren vortrefflich, doch wirkt eine gewisse Breite der Erzählung an einigen Stellen ermüdend. Die vielfach verschlungene Handlung spielt vorwiegend in der Mark Brandenburg, zeitweilig aber auch in Polen und Schweden. —r.

— **Erlebtes und Erlauschtes für gemeinsame und einsame Stunden von B. Mercator.** (Berlin, Buchhandlung der Berliner Stadtmission.) Mk. 1,50, geb. Mk. 2,50.

Eine Reihe kurzer Erzählungen, die wohl meist auf wirklichen Erlebnissen beruhen, werden uns hier von einer weiblichen Hand gereicht, welche die Feder nicht nur mit Leichtigkeit führt, sondern auch von tüchtiger, echt christlicher Gesinnung zeugt. Die kleinen Geschichten aus der Kinderstube und dem häuslichen Leben sind zum Teil recht anziehend geschrieben und bieten eine gesunde Kost für junge Christinnen. Einige beigegebene Gedichte, sowie die in Märchen- und Parabelform gekleideten Stoffe möchten weniger ansprechen. Offenbar ist die schlichte Erzählergabe der Verfasserin größer als ihre lyrische Veranlagung. Erstere weiter anzubauen, wird der Leser von „allerlei Licht“, „unser Studierzimmer“, „Dreimal“ ꝛc. unter dem Eindruck der ihn friedlich umwebenden Bilder ihr nur raten können. v. Lz.

— **The Jessamy Bride by Frank Frankfort Moore.** (Leipzig, Tauchnitz Edition.) Preis Mk. 1,60.

Ein litterar-historischer Roman, der in England sogleich in aller Hände war und ein begreifliches Interesse erregte, da die liebenswürdige Dichtergestalt Oliver Goldsmiths, des bekannten Verfassers von dem auch in Deutschland heimisch gewordenen Pfarrer von Wakefield darin den Mittelpunkt bildet, um welchen sich ein Kreis hervorragender Zeitgenossen engbefreundet zusammenschließt. Außer der Hauptgestalt sehen wir den berühmten Schauspieler und unerreichten Mimiker Garrick, den großen Porträtkünstler Sir Josua Reynolds, den Lexikographen Johnson, den Rechtsgelehrten Edmund Burke u. A. — höchst charakteristisch und in lebendiger Wechselwirkung zu einander gezeichnet, und gewinnen zugleich ein Bild der gesellschaftlichen Zustände Englands und insbesondere Londons im vorigen Jahrhundert. Nicht ohne Reiz sind die wenigen, in den Roman verwebten Frauengestalten, doch behaupten sich die — wie man glauben möchte — mit historischer Treue gezeichneten Männer durchaus im Vordergrund. Das Buch, für dessen wunderlichen Titel der Leser übrigens vergeblich eine Erklärung sucht, dürfte namentlich Theaterfreunde interessieren. v. Lz.

— **Old Mr. Tredgold by Mrs. Oliphant.** (Leipzig, Tauchnitz Edition.) 2 Bde. Preis jedes Bandes Mk. 1,60.

Wer nur Zeitvertreib sucht und in keiner Weise wählerisch ist, wird vielleicht Unterhaltung finden können an der in diesem Buche gegebenen, sehr umständlichen Schilderung eines nur von seinem Gelde besessenen, boshaften Emporkömmlings und seiner beiden Töchter, von denen die jüngste sein Liebling, eine selbstsüchtige Koquette, ihn an Herzlosigkeit und „cunning“ noch übertrifft, und die zu Gunsten der ersteren — ohne jeden Grund — enterbte Älteste, gemütvoller, aber sehr beschränkt, ebenfalls kaum Teilnahme erwecken kann. Sittliche Förderung und geistige Anregung, oder auch nur psychologische Entwicklung und Weiterführung der Charaktere, wie dies gerade die englischen Novellen vielfach so anziehend macht, sucht man in diesen sich nur auf der äußersten Oberfläche bewegenden zwei Bänden vergeblich. v. Lz.

— **Drei Teufel. Eine Idylle von der Kehrseite. Von Richard Bredenbrücker.** (Berlin, Fontane.) (214 S.) Mk. 3,—.

Wer das Haus, in dem diese Geschichte spielt, in den Tyroler Bergen liegen sähe, würde vielleicht ausrufen: wie idyllisch liegt es da! Welch einen veredelnden Einfluß muß diese Umgebung auf die Bewohner üben! Und wenn man nun in dies Haus ginge und lernte drin die drei „Pitscheider Madel“ kennen, was würde er dann wohl sagen? Wirklich eine Idylle von der Kehrseite! Die älteste Moidl (Maria), 85 Jahre alt, ist mit dem Hans Lillner verheiratet. Das Ehepaar bewohnt nun mit den beiden Schwestern, Neas und Durl, beide hoch in den Siebzigern eine Stube und nun zanken sich die vier alten Leute Tag für Tag um alles und jedes. Weitere Personen werden gar nicht vorgeführt, nur einmal kommt der Herr Kurat als Friedensstifter, sonst immer nur diese vier Alten, eine Zankszene nach der anderen und immer im breitesten Tyroler Dialekt, der an Schimpfwörtern ganz besonders reich zu sein scheint. So unliebenswürdig, unfriedfertig und mißgünstig die drei Weiber auch sind, so möchte ich sie doch nicht drei „Teufel“ nennen, denn sie sind im Grunde nicht bösartig, sondern nur roh, selbstsüchtig u. völlig unerzogen. Wenn der Verf. wirklich Tyroler Typen geschildert hat, so erschrickt man darüber, wie die römische Kirche es versäumt hat, das so kirchentreue Volk innerlich zu erziehen. Natürlich giebt es auch auf dem Boden des Protestantismus ebensolche Teufel, aber das sind dann ganz unkirchliche Menschen, die sich von jedem Einflusse der Kirche und ihrer Gnadenmittel fern gehalten haben. Diese Alten aber sind völlig in der Hand des Priesters, sie thun sofort, was dieser ihnen sagt, weil sie die Summe der Paternoster fürchten, die er ihnen sonst in der Beichte auflegen wird. Aber einen irgendwelchen herzbekehrenden Einfluß der Kirche merken wir nicht. Sie sind entsetzlich abergläubig, ihre ganze Religion ist eigentlich nicht christlich, sondern heidnisch, sie fürchten sich vor Gott, vor den Heiligen und vor den Gespenstern, aber eine Gottesfurcht, die das Böse austreibt, kennen sie nicht. Der Verf. reflektiert nie über seine Personen, er läßt das Leben in dieser Stube nur objektiv an unseren Augen vorüber gehen, wir aber müssen entsetzt ausrufen: das also ist römisch-katholisches Volksleben, das sind die Resultate römischer Seelsorge! Diese ungebrochenen, unerzogenen, kleinlich selbstsüchtigen, heidnisch dummen Menschen! Ohne es vielleicht zu wollen, hat der Verf. eine vernichtende Kritik katholischer Seelsorge geschrieben. — Unerquicklich ist ja der Stoff, aber doch ist das Buch meisterhaft geschrieben. Es ist immer wieder dasselbe und man wird dieser Schilderungen doch nicht müde, denn es ist wahr, was der Verleger in seinem Begleitschreiben bemerkt, der Dichter schildert mit tiefer Menschenkenntnis, feiner Charakterisierungskunst und überlegenem Humor. Unter den Dialektdichtern der Gegenwart nimmt er jedenfalls nicht die letzte Stelle ein. J. P.

— **Unter Tannen und Palmen.** Erzählungen von **Ernst Evers.** 2. Auflage. (Berlin,

Stadtmission.) (199 S.) Pr. Mk. 1,50, eleg. geb. Mk. 2,20.

Ernst Evers ist einer unserer beliebtesten christlichen Volksschriftsteller, seine Geschichten sind gute Sonntagsblattgeschichten, zwar nicht mehr, aber auch nicht weniger. Nicht mehr denn auf große schriftstellerische Kunst machen sie keinen Anspruch, sie bewegen sich immer in ziemlich gleichen Bahnen, die Gestalten sind nach bestimmten Schablonen gezeichnet und das Ganze hat ziemlich ausgeprägte Tendenz; aber auch nicht weniger: es ist doch noch gute Erfindung drin und die Tendenz wird nicht zu aufdrängerisch methodistisch, die Geschichten sind überhaupt noch Geschichten und nicht blos in Geschichtsgewand eingekleidete Predigten. Namentlich einfache Leute aus dem Volke, die Gottes Wort noch lieb haben und deren Geschmack noch nicht verwöhnt ist, werden ihre Freude an diesen Erzählungen haben, in die Dorfbibliotheken gehört das Buch, damit in den Gesindestuben sich die Dienstmädchen draus vorlesen. Daß das Buch Anklang gefunden hat, beweist ja der Umstand, daß es eine zweite Auflage erlebt hat. Der Verf. will durch die „Tannen“ das Weihnachtslicht, durch die „Palmen“ das Osterleben andeuten und er wünscht auch mit diesem Büchlein „Lichtstrahlen aus Bethlehems Krippe und Leben aus dem Herzen des auferstandenen Heilandes“ in die Herzen unsres Volkes zu dringen: „Gott wolle das Büchlein auch auf seinem zweiten Gange mit seiner Gnade geleiten und der uralten Wahrheit auch in der neuen Zeit viele empfängliche Herzen bereiten.“ Dem Wunsche schließen wir uns an. J. P.

— **Deutschlands Kampf gegen Frankreich 1870—71.** Für Deutschlands Volk und Jugend erzählt von G. **Weitbrecht**, Stadtdekan in Stuttgart mit einem Titelbild und 25 Text-Illustrationen. Fünfte Auflage. (Stuttgart, Evangelische Gesellschaft) 1897. 96 S.

Der bekannte Herausgeber der Jugendblätter und Verfasser trefflicher Bücher für die Jugend hat zur Centenarfeier des vorigen Jahres diese volkstümliche Darstellung des Krieges von neuem ausgehen lassen. Es ist hauptsächlich für Süddeutsche bestimmt und wird hier unter den guten Büchern über den Krieg seinen Platz behaupten. Wt.

— **Sonnenblumen.** Herausgegeben von **Karl Henckell**. Jahrgang 1896/97. 24 Nummern. (K. Henkell & Co., Zürich und Leipzig.) Pr. Mk. 2,25, der einzelnen Nummer Mk. 0,10.

Zweck und Anordnung dieser Auswahl-Sammlung lyrischer Poesie ist schon mehrfach in der A. K. M. besprochen. Abgesehen von den im Oktoberheft 1897 S. 1120 erwähnten Dichtern enthält der vorliegende, mit hübscher Umschlagmappe ausgestattete Band Gedichte von Chamisso, Dehmel, Musset, Holz, Hartleben, Lermontow, Lenz, Poe; jedem Blatt ist ein Brustbild und ein kurzer Lebensabriß des betr. Dichters beigegeben. Welchem Plan Hr. Henkell bei der Aneinanderreihung der einzelnen Blätter folgt, ist nicht zu entdecken. In einem „Vorklang“ genannten Gedicht vergleicht er selbst sich mit einem Gärtner: „In einem großen Garten — find ich der Blumen viel — von tausend Form und Arten — und mannigfachem Farbenspiel.“ Der Strauß, der uns in diesem 2. Jahrgang geboten wird, ist recht bunt geraten, aber der „Gärtner“ hat es verstanden, jede Art und Gattung in charakteristischen Formen einzuverleiben. Das Sammelwerk sei jedem Freunde lyrischer Dichtung empfohlen. v. H.

9. Verschiedenes.

— **100 Inschriften auf Christengräber** in Bibelspruch und Liedervers, dargeboten von **Böhmer**, Pastor. (Berlin, Stadtmission.) 22 S. Pr. Mk. 0,20.

Zu den vorhandenen guten Sammlungen von Grabinschriften ist noch diese neue hinzugekommen. Neues kann man von ihr nicht erwarten und bietet sie auch nicht. Darum wollen wir aber das kleine Heft nicht für überflüssig erklären. Es giebt durch sein Erscheinen Anlaß und Gelegenheit dazu, daß Christen für die Gräber der Ihrigen christliche Inschriften suchen und finden. Wt.

— **Hausmannskost.** Kurze Geschichten für Groß und Klein, dargeboten von Lic. Dr. H. **Gelderblom**, Pastor der Zionsgemeinde in Berlin. (Berlin, Stadtmission.) 1897. 100 S.

Eine Sammlung von guten, meist bekannten Geschichten, die nach zwölf Überschriften: Eltern und Kinder, Herrschaften und Dienstboten, Obrigkeit und Unterthanen ꝛc. geordnet sind. Jeder Abschnitt beginnt mit Schriftworten und endigt mit Liederversen. Man könnte das ganze „Haustafel mit Bildern“ nennen. Der Verf. meint, auch der Name „Bilderbuch zur sozialen Frage“ wäre geeignet. Wann werden wir nur dies Schlagwort „sozial“ wieder los? Die Gegenwart liebt es doch sonst, die Fremdwörter auszuscheiden. Man meint doch nicht, daß die damit bezeichnete Sache so neu sei, daß dazu habe ein besonderer Begriff geprägt werden müssen? Wenn der Verf. im Vorwort auch eine Verwendung des Buches als Prämie für brave Schüler und Konfirmanden empfehlen möchte, so spreche ich demgegenüber den Wunsch aus, die Behörden möchten das Prämienunwesen insbesondere im Konfirmandenunterricht verbieten. Kann man den Hochmut noch besser großziehen, als durch Prämien für Konfirmanden? Das Buch bietet seinem Titel entsprechend „Hausmannskost“, des Vorworts bedurfte es nicht. Wt.

— **Rudolf Genée; Zeiten und Menschen.** Erlebnisse und Meinungen. (Berlin, Mittler u. Sohn.) 1897.

Der Verfasser hat mancherlei Zustände und Menschen in Deutschland kennen gelernt, er hat sich in mannigfachster Weise auf dem Gebiete der Kunst, Litteratur und auch der Journalistik beteiligt und Gelegenheit gehabt, mit Männern in nähere Fühlung zu kommen, die einen weitreichenden Einfluß ausgeübt haben. In dem vorliegenden Buche erzählt er seine Erlebnisse, die zwar zunächst viel persönliches bieten, aber doch mit den hauptsächlichsten Ereignissen der letzten 50 Jahre eng verwoben sind, und deshalb auch für weitere Kreise Interesse haben. Genée hat die Revolution in Berlin erlebt, in Koburg als Redakteur gewirkt, er ist in Dresden, München und Nürnberg gewesen

und bewährt sich als ein scharfer Beobachter und gewandter Schilderer. Das Buch eines solchen Mannes zu lesen ist immer ein Vergnügen, auch wenn man nicht immer seine Ansichten zu teilen vermag. — r.

— Kriegsgeschichtliche Beispiele aus dem deutsch-französischen Kriege 1870/71. Von Major Kunz. IV. Heft. Die Nachtgefechte im Festungskriege vor Straßburg, Verdun, Belfort und Paris. V. Heft. Attacken französischer Kavallerie auf deutsche Infanterie und Artillerie. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.) 1897.

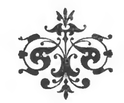
Verfasser liefert im Sinne seiner früher an dieser Stelle besprochenen Arbeiten neue Beiträge für die praktischen Studien unserer jungen Offiziere. Bei dem regen Interesse, welches auch das nicht fachmännische Leserpublikum in unserem Vaterlande an kriegsgeschichtlichen Fragen — namentlich über den letzten Krieg — zu nehmen pflegt, wird besonders die Abhandlung über die Attacken der unstreitig sehr tapfern französischen Reiterei auf deutsche Infanterie und Artillerie Vielen willkommen sein. v. Z.

— Gustav Adolfs Grab in der Riddarholms-Kirche zu Stockholm. Von G. A. Büttel, Kgl. preuß. Divisions-Pfarrer zu Schleswig. Dritte verbesserte Auflage. (Barmen, Hugo Klein.) 88 S.

Eine Beschreibung der Ruhestätte Gustav Adolfs nebst Bericht über die mannigfachen Gedächtnisfeiern, die bei derselben gehalten sind. Die Schilderung, voll Begeisterung für den Helden zeigt zuweilen ein zu starkes Pathos; warum z. B. S. 77: . . . „die Leser vernehmen, was der erlauchte und vom Evangelium erleuchtete Graf von Wintzingerode im Königsschloß zu Stockholm zu des Schweden-Königs hoch zu verehrender Majestät in der Empfangsaudienz gesprochen hat?" Der Bilderschmuck ist gut, abgesehen von der Abbildung der Riddarholmskirche, die den Ansprüchen der Gegenwart nicht genügt. Wt.

— Habt nicht lieb die Welt. Worte zur Beherzigung für Jünglinge von Ch. H. Spurgeon. Mit einem Vorwort von Dekan Th. Römer (Stuttgart, D. Gundert.) 1898. 219 S. Preis geb. Mk. 2,40.

Wir haben es hier, ähnlich wie mit dem S. 435 angezeigten Abschiedsworten Monods, nicht mit einem von dem „Fürsten unter den Predigern" selbst geschriebenen Buch zu thun, sondern mit einer Zusammenstellung aus seinen Schriften 2c. Sie ist vortrefflich gelungen und kann als eine in hohem Maße anregende Mitgabe für's Leben an Konfirmanden bezeichnet werden. Mag hier Spurgeon von Umgang mit anderen, von Charakterbildung, von festlichen Tagen, von der Reinheit des Herzens 2c. sprechen — immer sind die kleinen Ansprachen packend, immer die Hauptsache, die Heilandsliebe, festgehalten, und das ganze Buch ist, wie Dekan Römer im Vorwort sagt: „ein fröhliches Lob des herrlichen Standes eines Kindes Gottes." Jeder Christ, ob alt oder jung, wird sich an dem schönen Buch freuen, und ich wünsche, daß es recht vielen Neu-Konfirmierten geschenkt wird. v. H.



Gebauer-Schwetschke'sche Buchdruckerei Halle (Saale)



Wie ein Ausflug nach Skandinavien endete.

Erzählung nach Reiseerlebnissen

von

Otto von Golmen.

In das Gastzimmer des „Hôtel de Russie“ zu Rostock trat ein vornehm gekleideter junger Mann von schlanker Gestalt. Am Eingange legte er sein Reisegepäck ab und nahm an der Frühstückstafel Platz. Bald darauf erschienen eine ältere und eine jüngere Dame in gewählter Reisetoilette und setzten sich in der Nähe nieder. Bemüht, nach Nielsens „Führer durch Norwegen, Schweden und Dänemark“ seine Reiseroute fortzusetzen, hatte jener seine Nachbarinnen anfangs garnicht bemerkt; nachdem er aber seine Blicke wieder erhoben, verriet alsbald die Lebhaftigkeit seiner Augen, daß er durch deren Anwesenheit nicht unangenehm berührt wurde. Beide besaßen unverkennbar den nordgermanischen Typus. Ihre mehr als mittelgroßen Gestalten zeigten bei der Zierlichkeit und dem Ebenmaße der Formen eine kräftige, blühende Gesundheit, welche ebenso sehr aus den rosigen Wangen ihres von hellblondem Haar umspielten Antlitzes wie aus ihren munteren blauen Augen hervorleuchtete. Die ältere, offenbar die Mutter, war noch immer eine schöne Frau; ihr reizendes Abbild, die jüngere, aber glich jener holden Rosenknospe, welche sich soeben im nahen Garten durch den kosenden Morgenstrahl zwischen bethauter Umhüllung geöffnet hatte.

Der Kellner brachte das Frühstück.

„Wann geht der Dampfer nach Nykjöbing ab? — fragte die Mutter.

„Werde mich sofort erkundigen, gnädige Frau!“ — lautete die Antwort.

Der junge Herr erhob sich:

„Gestatten Sie mir, meine Damen, Ihnen Bescheid zu sagen: Es ist jetzt $6^1/_2$ Uhr; es bleiben also noch 45 Minuten bis zur Abfahrt!“

„Sie wollen gleichfalls das Schiff benutzen?“ forschte die ältere Dame.

„Ich bin auf dem Wege nach Kopenhagen.“

„So werden wir Reisegefährten sein.“ —

Man stellte sich vor, um dann die Unterhaltung fortzuspinnen. Der junge Regierungsassessor von G. gedachte seinen diesmaligen Urlaub in Dänemark und Norwegen zu verleben; die Damen waren nach einer Vergnügungsreise, auf welcher sie mehrere größere Städte Süddeutschlands, die Rheingegend, Berlin und die Schlösser bei Potsdam besucht hatten, auf dem Heimwege nach der Hauptstadt Dänemarks begriffen.

Bald befand man sich auf dem Dampfboote. Je weniger die dreiviertelstündige Fahrt bis Warnemünde an landschaftlichen Reizen bot, desto mehr wußte man von den herrlichen Punkten zu plaudern, welche den Damen auf ihrer Reise begegnet waren und an die sich auch für den Assessor angenehme Erinnerungen aus früherer Zeit knüpften.

Vorübergehend fesselten die Gebäude von Warnemünde ihre Blicke, dann lenkte das Schiff in die offene See hinaus.

Nach mehreren Regentagen war der Himmel wieder ziemlich klar, doch ein frischer Wind aus Nordwesten bewegte lebhaft die Wellen und führte bisweilen auch graue Wolken herauf, welche einige schwere Tropfen herniedersandten. Häufig geriet das Dampfboot in starkes Schwanken, und schon nach kurzer Zeit erlag Frau von M. der Tücke des Meergottes. Die blonde Marie war in zärtlichster Weise um ihre Mutter bemüht, aber noch ehe es ihr gelang, diese in die Kajüte zu führen, wurde sie selbst von dem fatalen Übel befallen. In Berücksichtigung des Umstandes, daß sich Damen bei den peinlichen Äußerungen der Seekrankheit naturgemäß den Blicken fremder Menschen, besonders der Herren, entziehen möchten, beschränkte der Assessor seine Fürsorge darauf, daß er seinen Reisegefährtinnen die Hülfeleistung einer Dienerin verschaffte.

Einsam stand er dann auf dem Decke des Schiffes, schaute gedankenvoll in die schäumenden Fluten und auf die schneeweißen Möven, welche den langen Spuren des Fahrzeuges scharenweise folgten und hin und wieder hinabtauchten, um mit raschem Griffe eine Beute zu erjagen. Fast schien es, als hätte ihn dieses unaufhörlich erneuerte Schauspiel völlig gefesselt, — und doch war es anders. Die jähe Unterbrechung seiner Unterhaltung mit den Damen wollte ihm garnicht gefallen, und durch genaue Beobachtung der Wogenbewegung suchte er nun zu ergründen, wann er wohl deren Rückkunft würde erwarten können. Daß er eigentlich sein Reisebuch hatte weiter studieren, ja sogar etwas Dänisch treiben wollen, kam ihm jetzt gar nicht mehr in den Sinn.

Doch dort lag ja Gjédser Odde, die Südspitze der Insel Falster, und bald darauf lenkte das Schiff in den schmalen Guldborgsund ein, welcher Falster von Laaland trennt. Sogleich beruhigten sich die Wogen, das Schwanken des Fahrzeuges hörte auf und wenige Augenblicke später tauchte Mariechen am Arme ihrer Mutter wieder aus der Kajüte empor.

Es ist ein Trost bei der tückischen Seekrankheit, daß sie nach ihrem schnellen Verschwinden wenig Spuren zurückläßt. Die rosigen Wangen des Fräuleins waren kaum bleicher als vordem, und schalkhaft lächelnd lispelte der zierliche Mund:

„Die garstige See!"

„Sie müssen uns — oder vielmehr den unruhigen Wogen die jähe Unterbrechung unserer Unterhaltung verzeihen!" setzte Frau von M. scherzend hinzu.

Und nun fand das lebhafte Geplauder bis nach Kopenhagen hin keine Störung mehr. Man warf den Blick rechts und links auf das dänische Land, und die Damen waren unermüdlich, ihrem Reisegefährten über ihre Heimat Auskunft zu geben. So verfloß die Eisenbahnfahrt durch die Insel Falster, die Überschiffung des schmalen Masnedsundes nach Seeland hinüber und die Durchquerung dieses fruchtbaren Eilandes auf glattem Schienenwege in höchst angenehmer Weise, und fast überrascht sah man endlich rechts vor sich die Türme der dänischen Hauptstadt.

Als der Zug auf dem Bahnhofe hielt, sprach Frau von M., indem sie dem Assessor ihre, die Wohnungsangabe enthaltende Karte mit verbindlichem Lächeln überreichte:

„Ich bitte um ihren Besuch, da wir Ihnen vielleicht einige Ratschläge für Ihren Aufenthalt erteilen können!"

Herr von G. hatte seinen Blick auf das Fräulein gerichtet; ein Schatten von Wehmut lag auf seinem Antlitz. Doch die junge Dame schien sein Schweigen als zögernde Zurückhaltung zu deuten und sprach, ihm zum Abschiede herzlich die Hand entgegenstreckend: „Ja, mein Herr, Sie müssen uns besuchen; wir werden uns freuen, Sie wiederzusehen!"

Da griff der Assessor lebhaft nach der kleinen weißen Hand, küßte sie freudig und erwiderte: „Ich werde mir gern die Ehre geben, dieser gütigen Einladung zu folgen!"

Ein Wagen führte die Damen von dannen, ein anderer brachte Herrn von G. nach dem kleinen Unions-Hôtel am St. Annaeplatz.

Der Wirt, ein gemütlicher Göttinger, bereitete dem Gaste einen guten Empfang. Im Gespräche mit ihm trat dieser durch ein kleines Vorzimmer in den Speisesaal ein und ließ sich an der Tafel nieder. In Erwartung der bestellten Abendmahlzeit stützte

er mit der Linken sein Haupt, öffnete das Notizbuch und begann, seiner Gewohnheit gemäß, Aufzeichnungen über die Erlebnisse des Tages zu machen. Länger als sonst fielen sie diesmal aus, und allerhand angenehme Erinnerungen flossen in poetischer Färbung, ja zuletzt in wirklichen Versen, auf die goldumränderten Blätter. Auf die wenig zahlreiche Gesellschaft hatte er nicht acht, und selbst dem Wirte erwiderte er auf dessen zuvorkommende Fragen nur das Nötigste.

So war es ihm auch entgangen, daß in dem Vorzimmer zwei Herren lebhafte Unterredungen führten und, nachdem er erschienen, häufig ihre Blicke beobachtend nach ihm richteten. Ihre Gesichter waren von reichlichem Trinken gerötet; ihre Zungen vermochten nur noch zu lallen, aber sie gossen nach wie vor feurigen Trank in die Kehlen hinunter, und gerade durch die Ankunft des neuen Gastes schien die Erregung noch gesteigert zu werden, welche sie aus der Flasche gesogen hatten. Eben verweilte der Wirt, der sie mit unbehaglicher Miene beobachtete, in ihrer Nähe, als sich der eine unter Anstrengung erhob und in gebrochenem Deutsch die Worte hervorstieß:

„Die Hannoveraner sind Gentlemen, — aber die Prusses sind Canaille!"

Er hatte sich nach dem Speisesaale hingewendet und seine Worte mußten dem Assessor in die Ohren gellen, aber dieser ließ sich in seinen süßen Gedanken nicht stören. Um so eifriger war der Wirt bemüht, auf die vollen Zecher begütigend einzuwirken.

„Sie sind, meine Herren," redete er sie in dänischer Sprache an, „in einem öffentlichen Gasthause, in welchem neben anderen Fremden auch Deutsche logieren; es kann ihre Absicht nicht sein, diese zu belästigen!"

Auf einen der Zechbrüder schien diese Mahnung Eindruck gemacht zu haben, denn er richtete flüsternde Laute an seinen Genossen; dieser aber war offenbar desto unempfänglicher geblieben, denn er lenkte plötzlich mit schwankenden Schritten nach dem Speisesaal hinüber. Einen Augenblick später hatte er neben dem Assessor Platz genommen und maß diesen mit feindlichen Blicken. Das Schlimmste befürchtend, hielt sich der Wirt in der Nähe; die Notwendigkeit eines Eingreifens ward ihm klar, doch konnte er nicht schnell genug zu einem Entschlusse kommen. Der Assessor hingegen hatte noch immer seine frühere Haltung bewahrt. Seine Herzensergüsse füllten weiter die Notizblätter, und hin und wieder bekundete ein Lächeln, welches verklärend über sein Antlitz flog, daß er den rechten Ausdruck gefunden zu haben glaubte.

Endlich setzte er vorübergehend den Bleistift ab; sein Blick streifte flüchtig den ungeladenen Nachbarn. Darauf hatte dieser gewartet:

„Ich war Kürassier-Offizier . . . bei Oeversee haben ich österreichische Offizier . .

Er machte mit der rechten Hand eine kräftige Bewegung nach dem Assessor hin, um zu bezeichnen, wie er seine Gegner niedergemacht habe. Aber jene renommistischen Worte in Verbindung mit der linkischen Handbewegung und dem wilden, stumpfsinnigen Gesichtsausdrucke des Berauschten waren weit entfernt, in dem Angeredeten Bewunderung oder gar Furcht hervorzurufen. Ein spöttisches Lächeln erschien auf dessen Antlitze:

„So, so! . . . Scheinen ein absonderlicher Held zu sein!"

Und nun kehrte der Assessor gleichmütig zu seinen Aufzeichnungen zurück, ohne den Eisenfresser einer weiteren Beachtung zu würdigen.

Diese Geringschätzung steigerte jedoch die unfreundliche Gesinnung des Dänen zu heftigem Zorne.

„Die Hannoveraner sind Gentlemen, — aber die Prusses sind Canaille!" platzte er abermals heraus, indem seine verschwommenen Augen mit unheimlichem Hasse auf dem Assessor ruhten.

Dieser hatte sich schnell erhoben und war dem Dänen würdevoll gegenübergetreten:

„Mein Herr, ich bin ein Preuße und schätze es mir zur höchsten Ehre, ein Preuße zu sein! Dänemark aber habe ich bisher als das Land eines gebildeten Volkes betrachtet, in welchem alle friedlichen Reisenden g a s t l i c h e Aufnahme finden! . . ."

Der Wirt war in höchster Erregung herbeigeeilt.

„Entweder verläßt dieser Herr oder ich Ihr Haus!" wendete sich der Beleidigte an ihn mit entschiedenem Tone, indem er zugleich seine Sachen zusammenpackte.

Unterdessen wurde der Beleidiger von seinem Zechgenossen in das Vorzimmer zurückgezogen; dort bildeten sie mit dem Wirte eine lebhaft bewegte Gruppe, während sich auch die übrigen Gäste in größter Bewegung befanden. Daß der Assessor entschlossen war, seinen Worten gemäß zu handeln, zeigte sein ganzes Verhalten. Da näherte sich ihm der Genosse seines Gegners:

„Ich war auch dänische Offizier; wir haben hier seit Mittag schwedische Punsch getrunken; — der Herr müssen Pardon geben, daß mein Freund in Aufregung thörichte Worte gesprochen hat." —

„Diese Entschuldigung, mein Herr, würde mir größere Befriedigung gewähren, wenn ich sie aus dem Munde ihres Genossen vernähme; ich kann nur wünschen, daß er dieselbe wiederholt!" gab der Assessor zur Antwort.

Jener kehrte in das Vorzimmer zurück, und nun ereignete sich für die Zuschauer etwas Überraschendes. Unsichern Ganges trat bald darauf der Beleidiger wieder ein; in der einen Hand hielt er eine gefüllte Flasche, in der anderen zwei Gläser und stellte sich also vor den Assessor:

„Ich sein betrunken und bitten um Verzeihung, wenn ich den Herrn beleidigt haben ... Daß ich alles wieder gut machen wollen, trinken sie mit mir diese Flasche!"

Erstaunt blickte der Preuße zu dem Dänen hinüber:

„Ihre Entschuldigung nehme ich an, und ich will Ihnen die Beleidigung in Anbetracht Ihres Zustandes verzeihen, aber mehr können Sie unmöglich verlangen, mein Herr!" — Er wendete sich an den Wirt:

„Bitte, senden Sie mir das Abendessen auf mein Zimmer!" — und mit kühlem Gruße verließ er den Speisesaal.

„Als er die Treppe zu seinem Gemache emporstieg, schüttelte er unwillkürlich das Haupt: „Mariechens Landsleute und Standesgenossen!" sagte er in spöttischem Tone. Doch schnell wurden ihm diese Worte leid; das Bild der anmutigen Dänin trat hold und fleckenlos wieder vor seine Seele; ihr hätte er nun seine unfreundlichen Gedanken gern abgebeten, und da er hierzu nicht Gelegenheit fand, duldete er es, daß die Erinnerung an sie in ihm lebendig blieb.

Froh erhob er sich am Morgen von seinem Lager; noch einen Augenblick verfolgte er die Spuren anmutiger Träume, die ihn umgaukelt hatten, dann riß er sich kräftig los und besann sich auf den ursprünglichen Zweck seines Aufenthalts in Kopenhagen. Thorwaldsen! dieser Name ward nun der Mittelpunkt seines Interesses. Die Frauenkirche und das dem großen Meister gewidmete Museum mit dessen unvergleichlichen Marmorwerken zogen ihn so übermächtig an, daß er für die ethnographische Sammlung und die nordischen Altertümer nur wenig Zeit übrig behielt. Und so ausschließlich gab er sich den edlen Kunstgenüssen hin, daß in seiner Erinnerung die Ereignisse des Vortages ganz zurücktraten. Selbst an dem zweiten Morgen lenkte er seine Schritte wiederum dem ernsten Bauwerke zu, auf dessen ringsummauertem Hofe jener „König im Reiche der bildenden Kunst" inmitten seiner Schöpfungen unter grünen Epheuranken schlummert.

Aber was war es denn, wodurch er diesmal so mächtig ergriffen wurde, als er im VIII. Saale des Museums vor der entzückenden Marmorstatue der „Hoffnung" stand?

„Ja, die Kunst ist göttlich", rief es in ihm, „aber alles, was der Genius des Meisters gebiert, hat sein Auge, wenigstens in einzelnen Zügen, vordem schon lebendig und wirklich erschaut! Solche Gestalten vermöchte der Meißel nimmer in Marmor zu bilden, wenn sich ihm hierzu nicht menschliche Vorbilder darböten!" ...

Plötzlich stand wieder ein liebliches Mädchenbild vor seinen innern Augen, das er unter den vielseitigen Anregungen fast vergessen hatte; um es festzuhalten und sich an ihm zu laben, hielt er unwillkürlich die Hand vor das Antlitz. Als er wieder aufblickte, fiel ihm abermals die Statue der „Hoffnung" ins Auge, — und „Hoffnung, Hoffnung!" klang es sanft und mahnend zugleich durch sein Herz. Schnell riß er sich los und eilte hinaus, um seine Schritte nach der „Amaliengade" zu lenken. Stand nicht diese Straße auf der Karte der Dame? Er griff in die Tasche; — es war richtig, und auch die Zeit schien für den Besuch noch geeignet.

In einem vornehmen Salon empfing ihn Frau von M. und bald auch trat ihr Töchterchen hinein. Ein leiser Vorwurf, daß er erst heute gekommen, dann — wie konnte es anders sein? — eine lebhafte Unterhaltung über Thorwaldsens Werke. Wie leuchteten die Blicke der jungen Leute vor Freude, als sie ihre völlige Übereinstimmung in deren bewundernder Wertschätzung erkannten!

Nur ungern riß sich der Assessor endlich von der angenehmen Unterhaltung los, doch seiner Entschuldigung, allzulange gestört zu haben, begegnete Frau von M. mit der freundlichen Einladung, sie und ihre Tochter am nächsten Nachmittag auf einem Ausfluge nach Helsingör, sowie den Schlössern Fredensborg und Frederiksborg begleiten zu wollen. Wer möchte die dänische Hauptstadt besuchen, ohne auch einen Nachmittag diesen berühmten Punkten der Insel Seeland zu widmen? Und nun gar unter so liebenswürdiger, kundiger Führung! Natürlich nahm der Assessor die Einladung mit größtem Vergnügen an.

Es war eine herrliche Dampfschifffahrt, von dem schönsten Sonnenschein begünstigt. In Gesellschaft der Frau von M. und ihrer liebenswürdigen Tochter befanden sich mehrere ältere Damen aus deren Bekanntenkreise, die so eifrig auf Mitteilungen über die deutsche Reise bestanden, daß sie alsbald einen geschlossenen Ring um Frau von M. bildeten. Unter diesen Umständen konnte der Assessor völlig ungestört mit Mariechen plaudern. Die junge Dame war eifrig bemüht, ihm alle beachtenswerten Punkte am Ufer zu bezeichnen und zu erklären: zunächst in Kopenhagen selbst den Hafen, die regelmäßig gebaute, mit Palästen besetzte Neustadt, die Esplanaden, die trutzige Zitadelle und die deren Abschluß nach der Seeseite zu bildende „Langelinie“, hernach an der sanft ansteigenden Küste von Seeland, Klampenborg, Taarbäk, Skodsborg und Vedbäk; drüben zur Rechten die durch Tycho de Brahe's Sternwarte berühmte schwedische Insel Hveen und nur ein wenig entfernter, die weite Landschaft Schonen in Südschweden. Aber über der aufmerksamen Naturbetrachtung wurde auch diesmal die Kunst nicht vergessen, und wenn der Assessor die rosigen Lippen harmlos, fast kindlich über all solche Dinge plaudern hörte, und dabei im Großen wie im Kleinen doch zugleich verständigen Sinn und tiefes Gemüt hervorleuchten sah, so mußte er sich glücklich preisen, daß ihn ein gütig Geschick auf der Reise gen Norden mit diesem Mädchen zusammengeführt hatte.

Dort lag nun an der schmalen Stelle des Sundes die alte Stadt Helsingör, von dem gewaltigen Seeschlosse Kronborg überragt; gegenüber die schwedische Stadt Helsingborg. Die Fahrt war beendet; man stieg ans Land.

„Wie schön, daß diese Reise an meinem heimischen Gestade nur selten mit Unbehagen verknüpft ist!“ bemerkte das Fräulein, als es, von des Assessors Hand unterstützt, auf die Landungsbrücke hinüberhüpfte.

„Dort draußen“, entgegnete der Begleiter, auf das Kattegat zeigend, „soll's meist weniger angenehm sein!“

„Ja, ja, das böse Meer! — Doch ohne seine beweglichen Wogen keine lieblichen Küsten, und vor allem auch keine sammetnen Matten, wie unser Seeland sie besitzt! — Wie spärlich erschien mir in ihrem Deutschland fast überall der Rasen, selbst da, wo man ihn täglich überrieselt und künstlich ernährt!“

„Wir haben in Preußen gerade da, wo eine große Geschichte auf jedem Schritte ergreifend zum Wanderer redet, weit weniger Saft und Kraft im Boden als hier; auch die Menschen sind dort steif, knochig, fast rauh!“

Der Assessor hatte dies mit einem leichten Lächeln gesprochen. Lebhaft bemerkte die junge Dame dagegen:

„Das macht Ihr Volk auch so fest und unwiderstehlich, wenn um das Schicksal der Länder gerungen wird! — Doch nun müssen Sie sich hier unserer Führung anvertrauen; es giebt manche Sehenswürdigkeiten: in Kronborg, Marienlyst, namentlich aber in Fredensborg und Frederiksborg!“

Zunächst hatte man von dem südwestlichen Turme der Feste Kronborg den Blick nordwärts in die unermeßliche See hinaus gewandt, dann hatte der Mund des Fräuleins entzückend von Hamlet geplaudert, der nach Shakespeare auf der Terasse dieses Schlosses den Geist seines Vaters erscheinen sah.



„Mich haben meisterhafte Darstellungen jener berühmten englischen Tragödie immer gewaltig ergriffen," bemerkte der Assessor, als das jugendliche Paar aus dem Turme auf die Terrasse zurücktrat, „aber trotzdem kann ich mir den Charakter des düstern dänischen Prinzen noch nicht vollständig entziffern!"

„Was mich betrifft, so liebe ich derartige düstere, rätselhafte Charaktere eigentlich garnicht! — entgegnete lebhaft die junge Dame. — „Wie viel schöner ist es doch, wenn das Herz sich frei und warm anderen Menschen öffnet und fröhlich teil nimmt an dem Glück und der Freude der Erde!"

Da ergriff der Begleiter ihre Rechte und sagte: „So stimmen unsere Empfindungen ganz überein!"

Er warf einen innigen Blick auf die schöne Dänin und glaubte auch in ihren Augen zu lesen, daß sie sich dieses Geständnisses herzlich freue, — aber zu weiteren Erklärungen kam es nicht, denn soeben folgte die Mutter mit ihren Begleiterinnen ihnen nach auf die Terrasse des Schlosses.

„Noch eins muß ich Ihnen berichten"; begann jetzt in reizender Unbefangenheit das junge Mädchen — „dort unten, in den tiefsten Tiefen der Gewölbe haust „Holger Danske", Dänemarks Schutzgeist, und sobald unser Vaterland in Gefahr kommt, erscheint er, um ihm Rettung zu bringen!"

„Ihr Vaterland ist einst größer und mächtiger gewesen als jetzt", bemerkte darauf der Begleiter „aber schön und bedeutend, ein berechtigtes und geachtetes Glied unter den Staaten Europas ist es auch jetzt noch, — in die Mitte gestellt zwischen uns südlichen und den nördlichen Germanen, bestimmt, nach allen Seiten hin auszugleichen und zu vermitteln! — Möge sein Schutzgeist es leiten, diese Aufgabe immer mehr zu erkennen und zum Segen der stammverwandten Völker zu erfüllen!" —

Bald darauf saß die kleine Gesellschaft behaglich auf der Terrasse des Kurhauses von Marienlyst, um im Genusse des herrlichen Ausblicks nach dem Sunde hin den Kaffee einzunehmen.

Aber wie plötzlich sollte der Assessor aus allen seinen Himmeln fallen! — In Begleitung eines älteren Herrn näherten sich jetzt zwei Herren dem gemütlichen Kreise, und die letzteren erkannte der Assessor sofort als dieselben Herren, welche damals seinem Eintritte in das Kopenhagener Hôtel einen so übeln Beigeschmack verliehen hatten. In seinen Blicken drückte sich Unbehagen aus, während die beiden, namentlich jener mutwillige Beleidiger, nur schwer ihre feindliche Gesinnung gegen den Fremdling zu unterdrücken vermochten. Der Frau von M. schien diese Äußerung gegenseitiger Abneigung völlig entgangen zu sein. „Ein deutscher Herr, der uns auf unserer Reise überaus liebenswürdige Gesellschaft geleistet hat und den wir so glücklich sind, nun mit den Schönheiten unseres Landes bekannt zu machen. — Der liebe Bruder meines verstorbenen Gemahls, welcher meiner Tochter den Vater ersetzt; Herr von P., ein naher Verwandter, und Herr von B., sein ritterlicher Freund. . ."

Also stellte die Dame eifrig die Herren einander vor; ihre Tochter aber hing sich zärtlich an den Arm des Oheims, welcher ihr kosend die Wangen streichelte.

Als Frau von M. nicht ohne Befremden bemerkte, daß sich die drei Herren nach sehr steifer Verbeugung stumm und kalt gegenüberstanden, sprach sie mit gewinnender Freundlichkeit:

„Sie müssen sich kennen lernen und wir werden die Vermittelung übernehmen!"

Doch sie hatte nicht den gewünschten Erfolg.

„Sind uns bereits flüchtig begegnet", sagte in verächtlichem Tone der Herr von P., „an einem der letzten Abende . . . wo war es doch?"

„Im Unions-Hôtel", ergänzte ernst der Assessor, „vielleicht lassen wir das Weitere ruhen!"

„Wie Sie wünschen!" klang es frostig zurück.

„Sie werden hier keine Ursache haben, über uns zu klagen!" setzte Herr von B. etwas höflicher hinzu.

Der Oheim war herangetreten:

„Hier am grünen Gestade, zu welchem die schimmernden Arme des Meeres von allen Seiten Gäste herbeiführen, darf man kein allzutreues Gedächtnis haben, sondern muß die Vergangenheit möglichst vergessen: Noch vor wenigen Jahren freilich hätt' ich einem Deutschen den Rücken gekehrt."

„Was zwischen Völkern geschehen ist", erwiderte artig der Assessor, „darf man wohl auch nicht zum Anlasse persönlicher Feindschaft machen; was mich betrifft, so habe ich in den Angehörigen Ihres Volkes immer germanische Stammesgenossen geachtet!"

Ein höhnischer Zug flog über das Antlitz des Herr von P.; er schien eine Bemerkung machen zu wollen, doch biß er sich auf die Lippen und schwieg. Die weiteren Bemühungen der Frau von M., eine unbefangene Geselligkeit herbeizuführen, fanden nur bei dem Assessor und dem Oheim einiges Entgegenkommen, während sich die beiden anderen Herren grundsätzlich abseits hielten. Herr von P. hatte sich an Mariechens Seite gesetzt und beschäftigte die junge Dame derartig, daß sie den übrigen Anwesenden gänzlich entzogen wurde; sein Freund unterhielt sich nicht minder eifrig mit den älteren Damen. Daß man sich hierbei ausschließlich der dänischen Sprache bediente, machte die Lage des Assessors noch peinlicher. Nur einen mäßigen Trost konnte es diesem gewähren, daß ihn Frau von M. mehrfach in ein Gespräch zog und auch der Oheim sich bisweilen mit einer wohlgemeinten Bemerkung an ihn wendete.

Als dann die Eisenbahnfahrt nach Fredensborg, eine Besichtigung des dortigen königlichen Schlosses und im Anschluß hieran ein Spaziergang durch den entzückenden Schloßpark folgte, beobachtete der Assessor auch gegen die junge Dame eine vornehme Zurückhaltung und begünstigte dadurch vollends das Bestreben des Herrn von P., dieselbe ganz für sich in Anspruch zu nehmen. Dabei wurde er zusehens ernster und hätte am liebsten einen Vorwand gesucht, um vorzeitig nach Kopenhagen zurückzukehren. Dies verbot ihm freilich die Rücksicht auf die Damen, auch hinderte ihn ein gewisser Trotz, vor dem leichtfertigen Rival das Feld zu räumen und ihm scheinbar das anmutige Mädchen „preiszugeben." In seiner Verstimmung, die sich zuletzt selbst gegen dieses richtete, war es ihm völlig entgangen, daß Mariechen mehrfach versucht hatte, an seine Seite zu gelangen, aber hieran durch die zudringliche Beflissenheit des Herrn von P. jedesmal gehindert worden war. Als die Gesellschaft das Ufer des lieblichen Esromsees erreichte, wußte es die junge Dame endlich zu ermöglichen, daß sie auf einen Augenblick in die Nähe des Assessors kam.

„Nur ungern", sprach sie sanft, „sehe ich unsere fesselnde Unterhaltung unterbrochen; hoffentlich gestattet uns ein gütiges Geschick bald deren ungestörte Fortsetzung!"

Ein Lichtstrahl verklärte das Antlitz des Angeredeten, als er erwiderte:

„Seien Sie versichert, mein gnädiges Fräulein, daß ich keinen lebhafteren Wunsch hege!"

Doch schon hatte sich wieder der Störenfried zwischen die beiden jungen Leute gedrängt, und eine weitere Aussprache war unmöglich.

Man setzte die Fahrt nach Frederiksborg fort und besuchte die wiederhergestellte und an Sehenswürdigkeiten reiche Kirche des Schlosses. Nicht ohne Erstaunen bemerkte der Assessor hier unter den Wappen der Ritter des dänischen Elephantenordens auch das des Fürsten Bismarck.

„Unserm Erzfeinde an dieser geweihten Stätte und unter solchen Ehrenbezeugungen zu begegnen, muß mit Entrüstung erfüllen", rief Herr von P.

Unwillig wendete sich der Assessor um. Er sah, wie der Oheim die Achsel zuckte und vernahm mit Genugthuung dessen Entgegnung:

„Ein großer Mann ists nun einmal; — hätten wir ihn besessen und auch den Moltke bei uns behalten; es stände besser um uns!"

„Moltke — dieser Verräter!" sagte sein Neffe verächtlich.

Da konnte sich der Assessor nicht länger halten.

„Man wußte ihn nicht zu fesseln", bemerkte er scharf, darum kehrte er wieder in sein Geburtsland zurück!" —

Einen weiteren Zusammenstoß wußte Frau von M. zu verhüten, indem sie den Assessor fortzog, um ihm in der „Betkammer" der Kirche Karl Blochs schöne Gemälde zu zeigen.



Die Rückkehr nach der dänischen Hauptstadt verlief ohne weitere Zwischenfälle, aber ziemlich einförmig für den Assessor. Als sich die Gesellschaft auf dem Kopenhagener Bahnhof trennte, reichte ihm Frau von M. freundlich die Hand, indem sie die Hoffnung aussprach, ihn vor seiner Abreise nochmals in ihrem Hause begrüßen zu dürfen, was er bereitwilligst versprach. Auch die junge Dame nahm von ihm in liebenswürdiger Weise Abschied, und als er ihr in mehr als förmlicher Höflichkeit die Hand küßte, begegneten ihre schönen blauen Augen den seinigen mit innigem Ausdrucke. Von den drei Herren hatte nur der Oheim des Fräuleins einige artige Worte für ihn, während sich die anderen mit kaltem Gruße entfernten, ja der Herr von P. ihm bei dieser Gelegenheit nochmals einen Blick voll Haß und Verachtung zuwarf.

Nach dem Hôtel zurückgekehrt, zog er sich bald auf sein Zimmer zurück und begann über die Erlebnisse des Tages nachzusinnen.

Dieser hatte manchen glückseligen Augenblick gebracht, alles aber, was die süßesten Hoffnungen in seiner Seele zu erwecken schien, versank in todtfinstrer Nacht, sobald er an jene dänischen Eisenfresser gedachte. Allmählich packte ihn ein unsäglicher Widerwille gegen dieses Gefolge der jungen Dame, ja er ward sogar recht unzufrieden mit sich, daß er in einem so feindlichen Kreise geduldig ausgehalten hatte. Und jetzt war er entschlossen, jene Beziehungen gewaltsam zu zerreißen, welche der Zufall geknüpft hatte. Schon morgen wollte er abreisen, am liebsten ohne Abschied. Doch nein, das ging nicht: er hatte einen letzten Besuch versprochen. Diese Form mußte also erfüllt werden, — aber es sollte jedenfalls nur ein kurzer Höflichkeitsbesuch sein! —

Als er am nächsten Mittag an der Amaliengade vorsprach, fand er nur Frau von M. anwesend; ihre Tochter war, wie sie sagte, dem Oheim aufs Land gefolgt. Nach den Erwägungen des Vorabendes hätte ihm dies erwünscht sein müssen, aber nun that es ihm doch leid, und vollends verstimmte ihn die auffällige Zurückhaltung, welche diesmal von der Dame des Hauses gegen ihn beobachtet wurde. Den Grund dieser Veränderung glaubte er zu erraten, und er war daher nahe daran, sich über seinen Zusammenstoß mit den Offizieren auszusprechen. Leider bot sich keine rechte Gelegenheit hierzu, und die Höflichkeit gegen die Dame schien es ihm zu verbieten, eine solche vom Zaune zu brechen.

„Gnädige Frau", — sprach er im Weggehen — „ich danke Ihnen für die angenehmen Stunden, die ich in Ihrer Nähe und an der Seite Ihrer Fräulein Tochter verleben durfte! Gern hätte ich dies auch der verehrten jungen Dame ausgesprochen . . ."

„Man macht auf Reisen Bekanntschaften", — versetzte Frau von M. kühl — „aber eine wird leicht durch die andere verdrängt!"

Der Assessor bemerkte mutig dagegen:

„Mit Unterschied, gnädige Frau: — ich bitte nur einen herzlichen Gruß an das Fräulein!"

Frau von M. verbeugte sich artig, erwiederte aber nichts . . . .

Auf dem schönen, mit jeglicher Bequemlichkeit ausgestatteten Dampfer „Melchior" entfernte sich unser Reisender von der dänischen Hauptstadt. Er stand auf dem Decke des Schiffes und blickte gedankenvoll nach dem Inselgestade hinüber, dessen anmutige Punkte ihm Mariechens munteres Geplauder vor zwei Tagen so reizend geschildert hatte. Er war nahe daran, jene Erinnerungen im Gedächtnisse zu erneuern und festzuhalten, ja er griff unwillkürlich nach seinem Notizbuche, in das er seit seiner Ankunft in Kopenhagen wider Gewohnheit keine einzige Zeile geschrieben hatte. Aber nun kam er sich wieder schwach, ja unmännlich vor, stampfte unwillig mit dem Fuße den Boden und wendete sich mit Entschiedenheit von dem dänischen Gestade ab — der schwedisch-norwegischen Küste zu. Dort lag sie, aus festem Granitstein gemeißelt und von felsigen Skären trotzig umgürtet; zahlreiche Fischerboote mit schimmernden Segeln huschten an ihr hin und her, und weiter hinaus zogen große wie kleine Segelschiffe zwischen stattlichen Dampfern ihre flüchtige Bahn. Es war, als wenn aus dem engen Kreise kleiner, ärmlicher Gedanken hinaus sein Geist wieder zu großen, würdigen Zielen gelangte, während die feuchte, kühle Seeluft auch seinen Körper zu erfrischen begann.

Nur verstohlen wendete er nach längerer Zeit den Blick wieder nach rückwärts. Das dänische Gelände war nun entschwunden.

„Es ist gut!" sagte er halblaut — „mag auch alles, was sich daran knüpft, für mich also verschwinden!" Er mischte sich unter die Gesellschaft. Da waren auch Damen, ja einige jüngere, die aus der Ferne nicht übel aussahen. Unwillkürlich trat er heran.

„Wie gefällt Ihnen, mein Fräulein, jenes Felsengestade?" — hörte er einen Herrn fragen.

„Na, 's geht ja wohl an; — so schön wie Pichelswerder, Stralau und Rummelsburg ist's freilich nicht!" — erwiderte die Holde in unverkennbarem Berliner Dialekte.

Er war kein Freund desselben, noch weniger derjenigen, die ihn redeten. Ärgerlich wendete er sich ab, lenkte einer andern Seite des Schiffes zu und begann sich mit Nielsens Reisebuche zu beschäftigen. Grade zur rechten Zeit tauchte dort vorn der Christiania Fjord auf. Allerhand anmutige Bilder begannen in nächster Nähe an seinen Blicken vorüberzuschweben: kleine grüne Eilande, Fischerhütten, Weiler, Felsengestade, zahlreiche Boote von jeglicher Größe, — und im Hintergrunde lag, von waldigen Bergen überragt, die große, schöne Hauptstadt von Norwegen.

Bald legte der Melchior an, und der Assessor stürzte sich sofort in das frische Leben Christianias. Unermüdlich ging er seinem Reisebuche nach, um nichts Sehenswertes außer Acht zu lassen, bis er am späten Abende totmüde in das „Grand Hôtel" an der Karl-Johann-Gade zurückkehrte. Was für ein fester Schlummer mußte nach all diesen Streifzügen folgen! Mit besonderem Behagen streckte er sich auf seinem Lager aus.

Aber o weh! ein Bild, das er in den Zerstreuungen des Tages zu bannen gesucht und zu bannen vermocht hatte, tauchte ihm nun in deutlichen Zügen vor der träumenden Seele auf; er fand sich im traulichen Gespräche mit diesem Wesen — ungestört durch lästige Zeugen. . . Dann erwachte er, rieb sich die Stirn und ward der Täuschung gewahr. Unwillig legte er sich auf die Seite; suchte in der Eile einen ganzen Berg alltäglich-prosaischer Gedanken aus dem Aktenstaube seines Berufes hervor, um nicht wieder in so thörichte Träume zu verfallen, — und war abermals entschlafen. Siehe, da stand sie, die er so entschieden hatte bannen wollen, aufs neue vor ihm, aber jetzt schimmerten ihre Augen in Thränen.

„Habe ich das um dich verdient, — fragte sie mit bebender Stimme — daß du mich also meidest?"

Ja, er hatte es deutlich vernommen: Mit dem vertraulichen „du" ward er angeredet. — Was blieb ihm weiter übrig, als sie zu trösten? Dadurch ward sie ruhiger, lächelte wieder und sprach: „Um deinetwillen habe ich zu leiden, und will es auch gern, wenn du mir deine Liebe bewahren willst!" . .

„Seltsam!" — rief er, als er wiederum erwachte. — „Wozu diese Träume? . . . Kann sie auf mich rechnen, da ich ihr noch nicht von Liebe gesprochen, geschweige denn um ihren Besitz geworben habe? . . . Doch sollten höhere Mächte ihrem bekümmerten Gemüte die Perlenbrücke der Träume bis zu meinem Herzen gebaut haben?"

Da war es mit seinem Schlummer gänzlich vorbei; stundenlang wälzte er sich unruhig auf seinem Lager und erhob sich endlich in großer Frühe unzufrieden und sorgenvoll.

Im Gastzimmer forderte er finster den Morgenkaffee.

„Wollen der Herr schon wieder abreisen?" — fragte der Kellner.

„Wohin geht der nächste Zug?"

„Nach Drammen — Kongsberg."

„Und wohin wendet man sich von dort?"

„Nach Thelemarken, mein Herr! — O, es ist schön: man fährt mit dem „Skyd" weiter nach Tinnoset, macht auf dem Dampfboote die herrliche Fahrt über den langgestreckten Tinnsee bis Örnäs, und von dort reist man wieder mit „Skyd" das Thal der Maanelv aufwärts nach Krokan zu dem Rjukanfoß, der an senkrechter Felswand in eine ungeheure Tiefe hinabstürzt und von der schneebedeckten Kuppe des Gausta überragt wird." . . .



Der Kellner war bei diesen Ausführungen immer lebhafter geworden.

„Sie kennen die Gegend?“ — fragte der Assessor.

„Ich bin zu Dale im Westfjordthale und an der Maanelv zu Hause.“

„So besorgen Sie schnell meinen Kaffee und bewirken Sie, daß ich rechtzeitig auf dem Bahnhofe bin!“

Eben wollte der Assessor in den Zug steigen, als zwei Damen in Begleitung eines Herrn herbeigeeilt kamen: er erkannte in ihnen Reisegenossen vom „Melchior“.

„Wie muß man sich abhaspeln; der Zug geht gar zu früh!“ — seufzte die ältere Dame, eine Frau von rundlichen Formen.

„Komm nur“; — setzte die jüngere hinzu — „in dem Coupé da, wo der Herr reingeklettert ist, haben wir guten Platz!“

Dem Assessor lief es eiskalt über den Rücken:

Nun auch noch diese Berlinerinnen!

„Bitte, meine Damen“, — dirigierte jetzt zuvorkommend der begleitende Herr — „hier nebenan haben wir einen ganzen Wagenabteil für uns!“

„Wenn Sie meinen!“ — tönte es zurück.

Vorläufig war unser Reisender gerettet. Der Zug setzte sich in Bewegung, erst an dem malerischen Westufer des Christiania Fjord entlang, oftmals reizenden Ausblick gewährend, dann weiter landwärts auf Drammen und Kongsberg zu. Die Landschaft hat ja eigentümliche Reize; der düstere, melancholische Charakter des Nordens prägt sich in ihr fast überall aus, aber unser Reisender, der im Vorjahre durch die Schweizer Alpen nach Norditalien gezogen war und an all den schönen Seeen geweilt hatte, in denen sich der Südfuß des Hochgebirges badet, wurde von der Aussicht nur mäßig befriedigt. Müde wendete er sich von der Gegend ab, lehnte sein Haupt in die Ecke — und war bald entschlafen. Wildbewegte Wasserwogen, Felsen mit jähen Abstürzen, und dann gar zerschellende Boote, Menschen im entsetzlichen Kampfe mit der empörten Flut, Todesangst in den Zügen; — das waren die wenig erfreulichen Bilder, welche ihm diesmal vor die träumende Seele traten. Da war es wahrlich eine Erleichterung, als sich geräuschvoll die Coupéthür öffnete und des Schaffners gellende Stimme „Kongsberg!“ rief.

Er sprang auf und eilte hinaus zu der Skydsstation; vor ihm her die Berliner Gesellschaft. Eben fuhren mehrere jener eigenartigen zweirädrigen Karren vor, welche die gewöhnliche Reisegelegenheit Norwegens bilden.

„Auf diesen Dingern da soll man sich weitergondeln lassen?“ — fragte die ältere Dame unwillig. — „Wenn ich da ganzbeinig 'rauf komme, ist für meine Tochter kein Platz mehr! da lobe ich mir unsere Berliner Droschken; die sind Brautkutschen dagegen!“

„Eigentlich ist auch jeder Wagen nur für eine Person,“ — erläuterte der Begleiter — „und der Reisende soll selbst die Zügel führen!“

„O das ist grade 'was Schönes!“ — rief lebhaft die Tochter — „Ich will drauf losfahren, daß mich Renz mit seinen besten Hengsten nicht einholen soll!“

„Ich aber gehe nicht auf den Leim!“ — erklärte die Mutter.

Der Herr suchte zu vermitteln, es wollte ihm aber nicht gelingen.

Der Assessor stand in der Nähe, als wenn er besonders dabei interessiert wäre, doch wollte er nur die Entscheidung abwarten, um auf seiner Weiterreise eine Berührung mit dieser Gesellschaft vermeiden zu können. Zu seinem Unglück hatte ihn aber die Mutter der wagemutigen Berlinerin als einen Reisegefährten vom „Melchior“ erkannt und suchte nun seine Vermittelung nach:

„Meinen Sie nicht auch, daß eine anständige Frau auf solchem Karren nicht allein kutschieren kann, und noch viel weniger ein junges Mädchen?“

Der Assessor zuckte die Achsel:

„Bequem ist die Fahrt grade nicht, doch können Sie sich einen Burschen nehmen, der hinten auf der Pritsche Platz nimmt und von dort aus den Karren lenkt!“

„Das werden Sie doch wohl auch nicht empfehlen wollen?“

„Es wäre wenigstens sicherer, namentlich wenn der Weg an Abhängen vorüberführt. . . Wollen Sie aber die Skydsfahrt auf alle Fälle vermeiden, so müßten Sie zusehen, ob sich nicht ein mehrsitziger Wagen, wie Sie ihn gewohnt sind, beschaffen läßt!"

In der behäbigen Frau leuchtete ein Hoffnungsstrahl auf:

„Wenn's nur wenigstens so ein Fleischerwagen wäre, wie unser alter, auf dem ich mit meinem Mann jahrelang morgens auf den Viehof gefahren bin! Wir hatten's damals noch nötig, daß wir uns alle beide ums Geschäft bekümmerten." . .

Den vom Assessor unterstützten Bemühungen der Fleischerfrau gelang es in der That, einen Landauer zugesichert zu erhalten, freilich mußte sie erst dessen Rückkunft von einer andern Fahrt abwarten, und darüber konnten mehrere Stunden vergehen.

„Um so besser"; — meinte sie zufrieden — „da können wir grade noch den Magen versorgen; auf Reisen habe ich fortwährend Hunger! . . . Wir nehmen Sie mit, wenn Sie wollen; der Wagen hat vier Sitzplätze! — wendete sie sich gutmütig an den Assessor."

„Ja, Sie sind uns willkommen; einen Landsmann läßt man nicht gern im Stiche!" — ergänzte die Tochter, und machte dabei dem jungen Manne ein zuckersüßes Gesicht, welches den bisherigen Reisegefährten wenig angenehm zu berühren schien.

Der Assessor lehnte höflich ab:

„Meine Zeit ist kurz bemessen und unsre Route wird sich kaum vereinigen lassen!"

Er eilte von dannen, um vor diesen Landsleuten einen Vorsprung zu gewinnen.

„Ein sehr netter Herr; — sagte die Tochter, ihm wehmütig nachblickend — „ich glaube, er ist von Adel!"

„Vor solchen Leuten muß man sich auf Reisen vorsehen;" — meinte der Reisebegleiter bedenklich — „treibt sich in jetziger Zeit mancher umher, spielt den Baron, wohl gar den Grafen und steht jeden Augenblick in Gefahr, daß er „festgesetzt wird!"

„Nanu, Herr Schultze!" — rief entrüstet das junge Mädchen — „Sie sehen wohl jeden, der nicht Berliner Gemeindelehrer ist, für einen Spitzbuben an?"

„Daß der von höherm Stande ist", — ergänzte die Mutter — „sieht man ihm beim ersten Blicke an! Wozu wär' ich denn mehrmals nach Moabit ins Kriminalgericht gekommen, — es handelte sich natürlich nicht um mich, sondern um Gesellen, die uns betrogen hatten, und solchen Schaden kann man sich nicht gefallen lassen — wenn ich einen gebildeten, vornehmen Mann nicht von einem gemeinen Gauner unterscheiden sollte?" . . .

Weitere Erörterungen über die Persönlichkeit des Assessors schnitt der Kellner ab, indem er einen herrlichen Lachs auf den Tisch setzte. — Unterdessen jagte jener auf seinem Skyd davon. Je wilder das norwegische Pferdchen trabte und je höher er in die Berge hinauf kam, desto wohler ward ihm zu Mute. Daß nur noch ein Karren vor ihm her die nämliche Richtung verfolgte, war ihm eben recht; der blasierte Engländer, der sich mit seinem Angelgerät in einer einsamen Hütte am Bolkesjö-See ansiedeln wollte, konnte ihn nicht leicht durch nutzlose Reden belästigen.

Es war schon ziemlich spät, als er am Gaard Bolkesjö anlangte. Ein paar einsame Gehöfte, in stattlicher Höhe gelegen; freundliche Wirtsleute und einfache, kräftige Speisen; prächtige Aussicht auf die nahen Seeen Bolkesjö und Folsjö, dazu im Westen auf den hochragenden Gausta und auf das stattliche Blefjeld im Norden; — kein Wunder, daß unser Reisender sich voll Befriedigung entschloß, hier zu übernachten. Vor den Berlinern, die auf Hitterdal fahren wollten, war er außerdem sicher. Bei frühem Aufbruche konnte er dann bequem das Dampfboot zur Fahrt über den Tinnsee erreichen.

Seit einer Reihe von Tagen überkam unsern Assessor zum erstenmale wieder ein gewisses Behagen. Daß die Sonne in dieser nördlichen Gegend gar nicht unterzugehen schien, war ihm eben recht; konnte er doch noch gegen 8 Uhr abends einen längeren Ausflug nach dem Blefjeld unternehmen. Überall tiefste Einsamkeit, — keine Menschenseele, die seinen Pfad störend kreuzte, und, was ihm zur besondern Erleichterung gereichte, auch keine Berlinerinnen — und dabei oftmals entzückende Thalblicke und seltsame Felsbildungen von hartem Granitgestein!

Als er von der Bergfahrt zurückkehrte, setzte er sich auf dem freien Platze vor dem einfachen Logierhause nieder, um das entzückende Panorama und den beglückenden Frieden umher weiter zu genießen. Es war schon längst 10 Uhr, als sich endlich die Sonne zum Untergange neigte. Ihre letzten Strahlen ließen scheidend die mächtige Kuppe des Gausta in goldenem Glanze schimmern, während dichte Nebelschatten bereits den Bolkesjö- und Folsjö-See umhüllten. Aber was war das für ein neuer Glanz, der nach dem völligen Erbleichen der Abendröte den Kampf mit der heraufdämmernden Nacht erfolgreich begann? . . . Ach ja, der Mond ließ seine volle Scheibe hinter den Bergen heraufsteigen, um seinen Silberglanz in die Thäler zu ergießen und dem Naturfreunde die kurze nordische Nacht gänzlich fortzuzaubern! Laue Lüfte, lautlose Stille und zitterndes Mondscheinlicht auf blumigen Matten; — wer hätte nicht schon Stunden gehabt, in denen durch sie die Seele über die Erdenwelt hoch emporgehoben wurde? Der Assessor war kein überschwänglich Gemüt, aber die Erlebnisse der letzten Zeit brachten es mit sich, daß die Gebirgsnatur Skandinaviens ihn in dieser magischen Verklärung übermächtig ergriff, — und er gab seine Seele ohne Einschränkung den Empfindungen hin, die das Echo jener Sprache sind, welche der Schöpfer in seinen Werken zu uns redet. . .

Die Lichter waren in dem einsamen Wirtshause erloschen; der Assessor hatte es nicht bemerkt. War es ihm doch auch entgangen, daß der freundliche Wirt nach ihm von dem Eingange aus kopfschüttelnd Umschau gehalten und dann, weil er ihn nicht bemerkt, zögernd die Thür wieder zugemacht hatte. Halb träumend, halb wachend saß er auf dem einsamen Holzstuhle nahe dem Abhange über dem lieblichen See, dann erst fuhr er plötzlich aus den Gedanken auf, als des neuen Morgens purpurner Glanz gegen 1 Uhr nordostwärts über dem „Numedal" aufzutauchen begann. Schnell erhob er sich jetzt. Bleiern lag ihm die Müdigkeit in den Gliedern, denn sein Träumen hatte keine Spur körperlicher Erquickung gebracht. Er wollte — mußte jetzt schlafen. Gut, daß der biedere Norweger in dieser Einsamkeit weder Schlüssel noch Riegel oder gar Sicherheitsketten gebraucht! Leicht nur eingeklinkt war die Thür; er stieg unbehelligt zu seinem Gemache hinauf. Und nun schlummerte er, dem Tageslichte zum Trotz, lange, lange Zeit, — und diesmal, so schien es, ganz ohne störende Phantasiegebilde.

Endlich wurde an seine Thür gepocht. In gebrochenem Deutsch meldete der Wirt, daß es bereits 9 Uhr vormittags sei, und erinnerte daran, daß sein Gast bei der Abendmahlzeit von der Absicht gesprochen habe, zu früher Stunde nach Tinnoset weiterzufahren.

Der Assessor faßte sich schnell. Nach wenigen Augenblicken war er angekleidet; die Einnahme seines Frühstücks und die Begleichung seiner mäßigen Rechnung nahmen nicht viel mehr Zeit in Anspruch, und dann trug ihn sein Skyd an den beiden Seeen vorüber dem Thale des Tinnelv entgegen.

Sollte er noch das Dampfboot erreichen können? Starke Zweifel beschlichen sein Gemüt, doch er wollte wenigstens den Versuch machen. Endlich tauchte Tinnoset vor seinen Blicken auf. Vor Andreas Andersens Wirtshause hielt er sein Norwegerpferdchen an.

O weh, aus der Thür springt ihm die junge Berlinerin entgegen:

„Das war recht nett, mein Herr, wie Sie den Karren regierten: der Gaul lief ja wie besessen, — und doch kommen Sie später als wir! . . . Aber ich habe ganz vergessen, Ihnen guten Morgen zu wünschen! — Guten Morgen, mein Herr!"

Mißmutig erwiderte der Ankömmling den Gruß, da steckt auch schon die Mutter ihr rundes Haupt durch das Fenster:

„Du lieber Gott! können Sie sich so 'was denken? Der Dampfer ist schon längst fort; und nun soll man in diesem Neste hier sitzen bleiben!"

„Der Dampfer? Also wirklich! . . . Dann muß man seinen Plan ändern!"

„Ja, ich möchte auch wieder umkehren; dies Land ist noch gar zu wild; — Berlin . . ."

„Ich kann es Ihnen nicht verdenken, wenn Sie bald wieder dahin zurückkehren!"

Heftig rief die Tochter dazwischen:

„Nanu; was sollten denn die Leute dazu sagen, wenn wir nach der langen Seefahrt hier umkehren wollten, ohne die Hauptsache gesehen zu haben: die Schneeberge, die Gletscher und die Wasserfälle?“

„Sie sehen, wie es den armen Müttern geht; die müssen sich ducken!“ — klagte die alte Frau — „was gedenken Sie zu thun?“

„Das muß ich mir erst überlegen!“ — erwiderte der Assessor, indem er sein Rößlein einem Knechte übergab. Er trat an die Haltestelle des Dampfers; derselbe hatte bereits vor 2 Stunden seine Fahrt begonnen, und was das Schlimmste war: am nächsten Tage machte er überhaupt keine Fahrt. Doch ja, man konnte ihn sich für 28 Kronen mieten! Darauf wäre es unserm Reisenden wahrlich nicht angekommen, wenn er dadurch dem zweifelhaften Vorzuge dieser Gesellschaft hätte entgehen können.

Ein eisgrauer Fischer kreuzte seinen Weg. Dieser wies auf ein Boot, das in der Nähe der Haltestelle lag und gab ihm, so gut es ging, zu verstehen, daß er bereit sei, die Überfahrt zu bewerkstelligen. Vier Stunden angestrengtes Rudern und dafür 6 Kronen; es schien keine unbillige Forderung. Er schloß mit dem Manne ab. Nun schnell das Gepäck herbei, und dann mit flüchtigem Gruße von der zudringlichen Gesellschaft fort — hinaus in die See!

Aber da war ja schon das Dreigespann.

„Es ist auch wahr: Wenn der Dampfer nicht fährt, nimmt man 'ne Gondel;“ — sprach holdlächelnd das Fräulein — „Sie werden uns doch mitnehmen?“

„Ich kann es Ihnen nicht zumuten, denn die Fahrt ist sehr lang und nicht ungefährlich, auch faßt das Boot kaum so viele Personen!“

„Wir richten uns schon ein; zu Hause haben wir unsrer oft noch mehr auf einer kleineren Nußschale gesessen!“

Der Wirt Andreas Andersen war hinzugekommen:

„Bei stürmischem Wetter ist das Boot für Sie alle nicht ausreichend, aber heute ist ja keine Wolke am Himmel und der See spiegelglatt!“

Jetzt gewann auch die Mutter Mut:

„Wir Berliner sind wie Wasserratten und vertrauen uns gar zu gern den Wellen an; nur hübsch still muß man sitzen und darf nicht schaukeln!“

Der Gemeindeschullehrer aber machte ein bedenkliches Gesicht:

„Frau Lehmann, Sie sollten diese norwegischen Seen nicht mit den märkischen verwechseln; auch das Reisebuch sagt: „Der Tinnsee ist launisch und stürmisch, weshalb man bei Bootpartieen vorsichtig sein muß!“

„Er wird nicht schlimmer als der Müggelsee sein, und wenn Leute, die diese Gegend genau kennen, keine Angst haben, so fürchte ich mich auch nicht!“

Diesen entschlossenen Worten ihrer Mutter fügte das Fräulein die spöttische Bemerkung hinzu:

„Wenn Herr Schultze sich fürchtet, so kann er ja den Dampfer benutzen, — das heißt: sobald er wieder einmal fährt! . . . Nicht wahr, Sie nehmen uns mit?“ — bat sie dringend den Assessor.

Was sollte dieser machen? So unbequem ihm diese Gesellschaft auch war, mochte er doch nicht so unhöflich sein, unter den obwaltenden Verhältnissen die Bitte der Frauen abzuweisen.“

„Ich selbst“ — sprach er — „habe ja keine Befürchtung, da ich ein passabler Schwimmer bin; — wenn Sie es wagen wollen, soll es mir recht sein!“ . . .

Der alte Fischer brachte das Boot heran und ordnete die Plätze. An die Seite der wohlbeleibten Frau Lehmann kam der hagere Herr Schultze; zur Seite des Fräulein Lehmann hatte der stattlichere Assessor Platz zu nehmen. Letzterer ließ sich jetzt alles gefallen; die Frau oder das Fräulein galt ihm als Nachbarin gleich. Anziehender war ihm das wackere norwegische Mädchen, welches mit in den Kahn stieg, um seinen alten Vater in der Ruderführung zu unterstützen. Wie wußte dieses gesunde Naturkind die Arme zu rühren und mit jedem Schlage in die Flut das Fahrzeug kräftig vorwärts zu schnellen! Und nun begann es nach dem Takte der Ruder auch einen volkstümlichen

Gesang, dessen schwermütig-melodische Klänge zum Herzen sprachen. Mit Wohlgefallen ruhte des Assessors Blick auf der blonden Germanin; — schade, daß er ihre Sprache nicht verstand; freilich würde ihm auch dann seine Reisegesellschaft kaum gestattet haben, mit ihr, wie er's wünschte, zu plaudern. Jeden Augenblick sollte er ja der jungen Berlinerin über Dinge Auskunft geben, die ihm gleichgültig waren; der Gesang der Norwegerin fand deren Beifall durchaus nicht. Das aber reizte den jungen Mann zum Widerspruche, welchen er so weit trieb, daß er der Sängerin einen Kroner schenkte, um sie zur Fortsetzung ihrer melancholischen Weisen zu ermuntern. Nebenher ließ er die Blicke über die Umgebung des Sees gleiten. An seinen südlichen Ufern nur von niedrigen Felsmassen mit düstrer Bewaldung umsäumt, bettet sich dieser weiter nordwärts in stattlichere Gebirgsgruppen, die mit jähen Abhängen zu ihm sich senken. Hier läßt sich der See mit den schönen Wasserbecken der Alpen vergleichen, mit denen er auch die hellgrüne Farbe und die krystallene Klarheit der Fluten gemein hat. — Oftmals schaute der Assessor auch dem Spiele der Wellen gedankenvoll zu, welche, von den Rudern gefurcht, diese mit silberhellen Tropfen übertauten, in denen die Sonnenstrahlen sich tausendfach brachen. Wenn ihn dann aufs neue ein müßiges Wort seiner geschwätzigen Nachbarin traf, hatte er nur eine kurze Erwiderung bereit.

Bald nach Mittag begann sich unerwartet das Wetter zu ändern. Der Wind hatte sich gedreht; Wolken stiegen im Westen empor und statt der bisherigen Windstille erhob sich eine stetig wachsende Brise, welche erst nur leicht die Wellen kräuselte, sie dann allmählich aber immer heftiger bewegte. Des Schiffers Blick umdüsterte sich; mit gesteigerter Anstrengung suchte er im Verein mit seiner Tochter das Boot vorwärts zu treiben. Hart an dem Westufer entlang, das einige Deckung gewährte, führte er die Fahrt und beobachtete hin und wieder den Himmel.

Eben hatte er dem Örtchen Hovin gegenüber eine Felsennase umfahren, als er in eine kleine Bucht lenkte und dort anlegte. Er wendete sich an den Assessor mit dem Wunsche, auf wenige Augenblicke rasten zu dürfen. Dieser benutzte die Gelegenheit, um unter Zuhülfenahme seines kleinen dänischen Wortschatzes Aufschluß über das Wetter zu begehren. Die junge Berlinerin sprang ihm nach an den Strand und bestürmte ihn mit Fragen über den Stand der Dinge.

„Die Leute wollen nur etwas Atem schöpfen, da sie für die noch übrige, weite Fahrt einen sehr schweren Kampf mit den Wogen befürchten!“ — lautete die Antwort.

Frau Lehmann nahm diese Mitteilung mit ängstlicher Miene auf.

„Wenn bei uns zu Hause 'mal das Wetter umschlägt,“ — sagte sie — „kann sich der Mensch leicht überallhin in Sicherheit bringen, aber hier ist ja nicht einmal ein Hundestall, geschweige denn ein gescheites Wirtshaus!“

Der Assessor wies auf eine dürftige Hütte, welche in der Nähe hinter einem Felsen hervorschaute; zwei kleine Kinder in dürftigster Kleidung hüteten nebenbei eine Ziege mit deren Jungen:

„Ein Obdach wäre das ja wohl, aber Schmalhans ist dort zu Hause, und auch an das bescheidenste Nachtquartier nicht zu denken! . . . Was die Seefahrt anlangt, so meint der Schiffer uns noch vor dem vollen Ausbruche des Unwetters bis Strand bringen zu können, wo wir in Örnäs Hôtel wohl aufgehoben sein würden. . . Aber ein Wagnis ist's freilich!“

„Was meinen Sie, Herr Schultze?“ — fragte Frau Lehmann.

„Ich stehe für nichts; besser der schlechteste Unterschlupf, als ein vorzeitiges Grab im Tinnsee!“

Das junge Mädchen lachte über diese Worte des Gemeindeschullehrers hell auf:

„O dieser Heldenmut! Ich finde ihn großartig! . . . Ich fahre jedenfalls weiter, mag's kommen, wie es will!“

Diese Erklärung war entscheidend. Der alte Norweger und sein wackres Mädchen waren bald wieder bereit.

Aus einem Leinentuche hatten sie Stücke des norwegischen „Knackebrotes“ entnommen, wie man sie in den Hütten jener Armen vielfach an Bindfaden aufgereiht vorfindet. In

das Seewasser getaucht und also erweicht, ward diese karge Nahrung verschluckt; dann schöpfte sich einer nach dem anderen mit der Bootskelle Wasser des Sees zum Trunke. Nun griffen sie wieder mutig zum Ruder.

Aber der Kampf mit den Wogen wuchs unaufhörlich. Heftig schwankte der Nachen und schon begann hin und wieder eine Welle über dessen Bord zu schlagen. Dessen ungeachtet blieben die beiden nordischen Ruderer unerschütterlich; hätten nur auch die übrigen Insassen denselben Gleichmut bewahrt! Zwar der Assessor schaute gelassen wie früher auf die Fluten, und auch seine junge Nachbarin hielt sich ziemlich wacker; ein um so kläglicheres Bild dagegen bot das andere Paar. So oft eine starke Woge auf das Fahrzeug zuschoß, erhob Frau Lehmann ein lautes Wehgeschrei, und Herr Schultze saß leichenblaß und ganz in sich zusammengesunken an ihrer Seite.

„Was soll nur aus uns werden?" fragte ihn angstvoll seine Nachbarin.

„Es war nicht anders zu erwarten; ich bin auf alles gefaßt!" gab er klanglos zurück. „Was hilfts einem, daß man schwimmen kann, bei diesem Wellenschlage?"

„Und wir, die wir das nicht gelernt haben! . . ."

Der Nachsatz erstarb auf den Lippen der armen Frau, denn eine Woge brach über sie her und durchnäßte sie vollständig.

Trotzdem wußten die erfahrenen Ruderer lange Zeit das Äußerste zu verhüten. Rechtzeitig setzten sie immer ihre Schaufeln ein und hielten das Boot ebenso fern von der bewegteren Mitte des Sees wie von dem umbrandeten Felsenufer. Schon trat der Ort Strand mit seinen freundlichen Häusern deutlich vor den Blicken der Reisenden hervor, aber grade jetzt stieg die Gefahr noch höher als früher. Aus dem Thale der Maanelv, welches bei Strand mündet, brach der Sturm mit ungehemmter Gewalt zu dem Seebecken heran, das sich an eben jener Stelle erheblich verbreitert. Deshalb türmten sich die Wogen noch mächtiger empor, und es schien kaum möglich, das Boot hier hindurch zum rettenden Strande zu lenken.

Dort hatten sich inzwischen die Bewohner versammelt und beobachteten mit ängstlicher Spannung den Ausgang des mutigen Ringens. Wenn eine Katastrophe erfolgte, war selbst der tüchtigste Bootsmann, der kräftigste Schwimmer nicht imstande, Hülfe zu bringen.

Doch da lag ja das Dampfboot. Es war ein glücklicher Gedanke, daß der Kapitän den Kessel heizen und es bereit machen ließ, um dem gefährdeten Nachen entgegenfahren zu können. — Zu spät! Noch einmal hatten die Ruderer glücklich einen Wogenberg überwunden, aber unmittelbar folgte ein zweiter von größerer Höhe und Wucht; da geschah das längst gefürchtete Unglück: Das leichte Fahrzeug schlug um und seine Insassen wurden in den Wellen begraben. Ein lauter Aufschrei ward vernommen; er rührte von Frau Lehmann her und wurde von den Frauen am Strande unwillkürlich wiederholt. Dann hörte man durch das Brausen des Sturmes und das Tosen der Wogen hindurch vom Dampfboote her das Kommandowort des Kapitäns und das Keuchen der in Bewegung gesetzten Maschine. Einen Augenblick nur waren die Verunglückten unsichtbar gewesen; nun tauchten ihrer mehrere wieder aus den Wellen empor. Allen voran steuerte der Assessor kräftig dem Lande entgegen, und er war nicht allein. Mit der Linken hielt er die junge Berlinerin fest, und so sehr ihn diese in ihrer Todesangst behinderte, kam er doch zusehens dem Ufer näher. Hinter ihm rang Lehrer Schultze mit Anspannung aller Kräfte um seine eigene Rettung. Was aber sollte aus der armen Frau Lehmann werden? Zum Glücke hatte der wackere Fischer an dieselbe gedacht. Sobald er wieder emporgetaucht, hatte er sie ergriffen und arbeitete sich, von seinem mutigen Mädchen unterstützt, mit dieser Last vorwärts dem Strande zu. Bald konnten von dem herangekommenen Dampfboote aus den Schwimmenden Taue zugeworfen werden. Als der erste ward der Assessor mit Fräulein Lehmann an Bord gezogen, dann brachte man den Lehrer grade noch rechtzeitig aus der Flut herauf, und zuletzt gelangte auch der alte Norweger mit seiner Tochter und Frau Lehmann in Sicherheit. Letztere konnte freilich erst nach länger Bemühung wieder zum Bewußtsein gebracht werden, auch ihre Tochter und Herr Schultze waren ziemlich schwach, während der Assessor ziemlich vergnügt



seine nasse Kleidung abschüttelte und dann in Örnäs Hôtel eilte, um sich mit trockenen Gewändern zu versehen. Hierauf schaute er sich nach seinen Leidensgefährten um, sorgte für die erforderliche Pflege und begab sich dann wieder zum Strande. Zu seiner Freude war es inzwischen gelungen, das Boot aufzufangen und selbst das Gepäck in Sicherheit zu bringen. Herzlich schüttelte er dem alten Schiffer und seinem tapfern Mädchen die Hand und belohnte sie reichlich. Alle, die sonst an dem Rettungswerke teilgenommen hatten, lud er in das Hôtel, um sie durch eine dampfende Punschbowle zu erquicken. Im Kreise dieser biederen Norweger fühlte er sich unbeschreiblich wohl.

Als er eine Stunde später Nachfrage nach den Kranken hielt, kam ihm bereits Fräulein Lehmann im Gewande einer skandinavischen Bäuerin entgegen, aber nun wurde seine frohe Laune sofort durch eine unerschöpfliche Flut von Dankesworten getrübt. Wenn er doch die Dame hätte bewegen können, sich zur Erholung von dem gefährlichen Abenteuer wieder zur Ruhe zu begeben! Entsetzlich, wenn nun auch noch die Mutter hinzukommen sollte! Mit Mühe gelang es ihm endlich, das Fräulein von der Notwendigkeit zu überzeugen, die Pflege der Mutter zu übernehmen, welche vorläufig noch recht leidend war. Im übrigen traf er in aller Stille seine Anstalten für die Frühe des folgenden Tages.

Durch eilige „Flucht“ gelang es ihm wirklich, für den Genuß der großartigen Natur Norwegens einen vollen Tag ungestörter Muße zu gewinnen.

Von Dale aus hatte er die ziemlich anstrengende Bergtour nach dem Gausta unternommen, welche ihm zwar keine überraschende Fernsicht geboten, aber Geist und Körper erfrischt hatte, und nun stand er wie gebannt in der Nähe des majestätischen Falles. Ja, dieser Rjukan, dessen ungeheure Wassermasse mit furchtbarem Getöse über eine senkrechte Felswand 245 m tief in die schauerliche Schlucht hinabstürzt und mächtige Wolken von Staubregen wieder emporwirbelt, um die groteske Umgebung mit dichtem Schleier zu umhüllen, zeigt die norwegische Gebirgsnatur in ihrer ganzen fessellosen Wildheit. Hier führen die furchtbaren Riesengeschlechter der nordgermanischen Göttersage noch immer im grimmen Kampfe mit den menschenfreundlichen Asen ihr welterschütterndes Dasein und mit geheimem Schauder möchte man jeden Augenblick erwarten, daß der bisher sturmfeste Standort, daß alle Granitfelsen, die den Wasserfall umrahmen, plötzlich in dem grausigen Schlunde versinken! —

„Findet man Sie endlich wieder? — O, es war garnicht schön, daß Sie uns ohne Abschied verließen!“ — tönte es dem mächtig ergriffenen Beschauer gerade jetzt in die Ohren.

Mit wenig freundlichem Blicke wendete er sich dem Fräulein Lehmann zu, das, von eiligem Steigen hochgerötet, an ihn herantrat. Die Augen des jungen Mädchens leuchteten in herzlicher Freude, und es streckte ihm schon von weitem die Hand entgegen. Diese Erscheinung war eigentlich garnicht so übel. Erst jetzt fiel es ihm unwillkürlich auf, daß die Berlinerin schlank und ebenmäßig gebaut, in ihren Bewegungen nicht ohne Grazie war; auch die norwegische Kleidung, die sie noch immer trug, stand ihr nicht übel. Zwar fehlte ihrem Antlitze der Ausdruck eines höheren geistigen Interesses, aber zu den anmutigeren Vertreterinnen ihres Geschlechtes mußte sie immerhin gezählt werden. Das Gesicht des Assessors hatte sich zusehends aufgehellt.

„Sie scheinen sich zu wundern, daß ich noch in dieser fremdartigen Kleidung stecke“, fuhr das junge Mädchen fort, „doch können Sie sich denken, wie es nach dem gestrigen Unfall mit meiner Garderobe bestellt ist! — Aber warum sind Sie so eilig abgereist?“

„Ich bin in meiner Zeit sehr beschränkt“, entschuldigte sich der Assessor, „nur zu schnell geht mein Urlaub zu Ende!“

„Schade, schade!“ seufzte das Fräulein; man sah ihm an, daß es bereits die Wahrscheinlichkeit einer erneuten Trennung schmerzlich empfand. Aber gerade dadurch wurde der junge Mann wenig angenehm berührt. Gewaltsam unterdrückte er seine neue Verstimmung.

„Sie sollten sich den Wasserfall betrachten, ehe wir diesen Ort wieder verlassen; das Schauspiel ist einzig in seiner Art!“ sagte er artig.

„Er macht einen gar zu grausigen Spektakel; ohne Sie möchte ich hier keinen Augenblick stehen!“

„So können wir zu dem Wirtshause zurückkehren, ich habe den Anblick hinreichend genossen!“ Diese Worte klangen auffallend kühl. Er lenkte den Fußsteig zurück; das Fräulein folgte beklommen: Dieser Herr war so ganz anders wie die meisten Männer, namentlich auch ganz anders, wie sie ihn sich wünschte. — —

Beim Eintritt in das Wirtshaus von Krokan sah sich der Assessor dem längst gefürchteten Ansturme ausgesetzt. Frau Lehmann hatte seit dem unfreiwilligen Bade im Tinnsee noch keine Gelegenheit gehabt, ihm ihr Herz auszuschütten; man kann sich daher denken, welche Flut von Dankesworten jetzt über ihre Lippen floß. In ihrem Eifer erhob sie den jungen Mann nicht bloß als den Retter ihrer Tochter, sondern behauptete auch, daß sie selbst ohne seine Hülfe ein feuchtes Grab in dem skandinavischen See gefunden haben würde. Und dabei habe er ihr nicht einmal die Möglichkeit gelassen, gegen diejenigen erkenntlich zu sein, welche bei dem Rettungswerke mitgewirkt; diese alle hätten erklärt, daß sie schon mehr als ausreichend belohnt worden wären, natürlich von dem „verehrten, lieben Herrn.“ So entschieden nun unser Assessor die ihm zugeschriebenen Verdienste auf ein möglichst bescheidenes Maß zurückzuführen bemüht war, mußte er sich doch mehrere Stunden lang den Aufmerksamkeiten der beiden Frauen aussetzen, da seiner gelegentlichen Bemerkung, daß er schon am nächsten Tage die Rückreise nach Deutschland antreten werde, die dringende Bitte folgte, wenigstens noch den letzten Abend in Gesellschaft seiner Landsleute zu verbringen. Während dies der Assessor mit einer gewissen Todesverachtung that, spielte Herr Schultze insofern eine komische Rolle, als er trotz der vornehmen Zurückhaltung, mit welcher die Artigkeiten der beiden Frauen aufgenommen wurden, in ihnen doch eine ungebührliche Mißachtung seiner eigenen Person zu erblicken schien und daher verdrießlich und einsilbig in einer Ecke saß.

Als man sich endlich trennte, verfehlte Frau Lehmann nicht, den „lieben Herrn“ unter genauer Angabe ihrer Wohnung zu einem Besuche in Berlin einzuladen.

„Sie können ganz gewiß glauben, daß wir Sie aufs beste aufnehmen werden!“ fügte die Tochter hinzu.

Als am nächsten Tage der Assessor auf dem Deck des kleinen Dampfers stehend, die Rückreise über den Tinnsee antrat, war ihm gar seltsam zu Mute. Wie so ganz wider seinen ursprünglichen Plan hatte sich dieser Ausflug gestaltet! Er hatte ihn noch weit ausdehnen, namentlich auch die hochromantischen Fjorde der norwegischen Westküste besuchen wollen, und die nötige Zeit hierzu würde ihm zur Verfügung gestanden haben. Und nun kehrte er nach kaum $1\frac{1}{2}$ Wochen hier in Thelemarken um! — — Das alles weshalb? — O, diese Frauen! — Mußte er nicht aus den Bahnen dieser Berlinerinnen heraus, mit welchen ihn ein widriges Geschick zusammengeführt? Wäre dies nicht geschehen, so hätte er ja wohl seinen ursprünglichen Plan durchführen können! Wirklich? — fragte er sich zweifelhaft und gelangte nun zu einer eigentümlichen Entdeckung: Seit er sich bemüht hatte, von der Familie Lehmann loszukommen, war unwillkürlich ein Bild, das er gewaltsam zu vertilgen gesucht, in seiner Erinnerung wieder lebendig geworden, — und auch zu der holden Verkörperung dieses Bildes führte sein Rückweg gen Süden! — Diese Reise hatte nun einmal ihren Zweck völlig verfehlt! — Trotzdem lächelte er in sich hinein: Es läßt sich nun nicht mehr ändern! Zunächst muß ich nach Seeland zurück! Nach Seeland? Könnt' ich nicht von Christiania sogleich an Kopenhagen vorüber nach Stettin fahren? Nein, nein! — Ich muß zusehen, wo die blonde Dänin geblieben ist; ob sie meiner noch freundlich gedenkt! Und Zeit dazu ist ja noch mehr als hinreichend vorhanden! — Aber Herr von P. — dieser widerliche Mensch? Thut nichts; unwürdige Mitglieder kommen in jeder Familie vor! —

Kaum war der Assessor im Unions-Hôtel zu Kopenhagen angekommen, als er den dienstfertigen Wirt beiseite nahm:

„Eine Gefälligkeit wünsch' ich von Ihnen, aber sie erfordert strenge Verschwiegenheit!“

Der biedere Göttinger übernahm bereitwillig den Auftrag. Ein findiger Diener hatte nach Verlauf eines Tages diejenigen Verhältnisse erkundet, welche Herr von G. zu

wissen wünschte, und am folgenden Vormittage nahm dieser dann voll lebhafter Erwartung seinen Weg nach der Amaliengade.

Er ließ sich bei Frau von M. mit der Bemerkung melden, daß ihm vor seiner Rückkehr nach Deutschland noch eine ganz kurze Unterredung erwünscht sei. Ohne Aufschub vorgelassen, fand er die Dame artig, doch wie beim letzten Besuche ziemlich förmlich.

„Sie sind also am Ende Ihrer skandinavischen Fahrt angelangt; — dieselbe ist anscheinend kürzer ausgefallen, als Sie beabsichtigten."

„Ob sich mein Aufenthalt hier in Dänemark nicht noch verlängert, hängt von Umständen ab."

„So, so; Sie sind noch nicht ganz entschieden?"

„Ich würde so lange bleiben, wie ich irgend könnte, wenn ich nur mein Herz zu fragen hätte, doch hat dieses leider nicht allein zu entscheiden!"

„Mein Herr, ich verstehe Sie nicht! . . ."

Der Assessor faßte Mut.

„Gnädige Frau," sprach er „was soll ich's länger verheimlichen? Fräulein Marie hat zu entscheiden, ob diese schöne Insel mir zur zweiten Heimat werden darf oder nicht! . . . Ich habe, nachdem Ihnen dies, wie mir schien, erwünscht war, die junge Dame zu vergessen gesucht, aber weder das brausende Meer, noch Sturmwind und Wellen, weder rauschende Wasserstürze noch wildromantische Gebirgseinsamkeit ließen mich dazu gelangen . . ."

Frau von M. war sehr ernst geworden:

„Sie vergessen, mein Herr, daß während der letzten Jahrzehnte zwischen unserm Volke und dem Ihrigen eine unüberbrückbare Kluft entstanden ist!"

„O diese Kluft beginnt sich auszufüllen, — und selbst wenn sie zwischen den Völkern fortbestände, würde man sie für die Herzen nicht anerkennen dürfen!"

„Jeder ist ein Kind seiner Heimat; diese hat den ersten, den größten Anspruch auf uns; selbst um der Liebe willen darf man sein Vaterland nicht aufgeben!"

„Ihre verehrte Tochter würde auch an meiner Seite nicht gezwungen sein, ihr Heimatland zu verachten, denn ich wüßte nicht, welche Gegensätze zwischen uns Deutschen und Dänen jetzt noch vorhanden sein sollten!"

„Bedenken Sie doch, daß Deutschland uns Schleswig-Holstein entrissen hat, daß es sich weigert, auch nur diejenigen Gebiete Schleswigs zurückzugeben, die von Dänen bewohnt sind . . ."

„Der Krieg entschied gegen Sie; darnach wurden die Friedensbedingungen abgefaßt, — aber unsre Achtung haben wir Ihrem tapfern Heere, Ihrem Volke niemals verweigert!"

„Mag sein, daß manche von Ihnen so denken; aber es hilft nichts; ich muß es kurz machen: Selbst wenn ich Ihren und Mariechens Wünschen nachgeben wollte, so würde es doch nichts helfen, denn es sind noch andere Faktoren vorhanden, mit denen wir rechnen müssen; — mein Schwager, der Vormund und zweite Vater meines Kindes, würde niemals seine Zustimmung geben! . . ."

Es war eine Abweisung, — und doch fühlte sich sein Herz nicht entmutigt.

„Nur eine Bitte gestatten Sie mir noch, gnädige Frau," — sprach er lebhaft — „Seien Sie uns nicht entgegen, — seien Sie zugleich versichert, daß mein Herz mit allen Trieben sich sehnt, Ihr Töchterchen glücklich zu machen!"

Frau von M. reichte ihm die Hand:

„Leider ist mir's verwehrt, nach meinen Gefühlen zu entscheiden! . . ."

Als der Assessor das Haus an der Amaliengade wieder verließ, leuchteten Hoffnung und Vertrauen aus seinem Antlitze. Auf die Geliebte — das hatten die Worte ihrer Mutter verraten — glaubte er unbedingt zählen zu dürfen, und da ihm auch letztere nicht grundsätzlich entgegen war, wollte er mit dem Oheim schon fertig werden. Zum Glück lag ja die Entscheidung nicht bei Herrn von P. —

Am nächsten Morgen bestieg er den ersten Zug, welcher auf der seeländischen Westbahn nach Korsör führte, von wo er weiter über den großen Belt nach der Insel Fünen

zu reisen beabsichtigte. Er wußte wohl, wo seine blonde Dänin weilte, und gedachte, sie aufzusuchen. Allerhand Pläne durchschwirrten sein Hirn, und sein größter Kummer war es, daß die langsame Fahrt deren Ausführung wider Erwarten verzögerte. Endlich hatte er Korsör erreicht. Dort lag ja das Dampfschiff zur Abfahrt nach Fünen bereit, doch mußte er eine Stunde warten, ehe es sich in Bewegung setzte, und ein und eine halbe Stunde verstrichen dann wieder, ehe es in Nyborg wieder vor Anker ging. Gut, daß der Zug nach Odense sich dort schnell anschloß und diese Hauptstadt von Fünen in raschem Fluge erreichte. Ein naher Herrensitz war das Ziel seiner Reise; ein Mietswagen führte ihn diesem entgegen. Nach halbstündiger Fahrt sah er den Gutshof, inmitten üppiger Fluren und von einem schattigen Parke begrenzt, vor seinen Blicken auftauchen.

Sein Herz pochte in lebhafter Erwartung. Aber was war das? Von dem Gutshofe her nahte eine anmutige Gestalt. Sie trug ein einfaches helles Sommerkleid; ein großer Strohhut mit rotem Bande überschattete ihr Haupt; ein lichter Schirm ruhte gleich einem Spazierstocke in ihrer Rechten. Geschah es ohne Grund, daß dieses Wonnegefühl sein Inneres durchbebte?

Er sprang aus dem Wagen, entlohnte den Kutscher und eilte vorwärts. Und er hatte sich nicht getäuscht; jetzt stand er Marie gegenüber.

Eine tiefe Röte hatte das Antlitz der jungen Dame bedeckt.

„Sind Sie es wirklich, Herr Assessor?“ — fragte sie überrascht.

„Als eine günstige Vorbedeutung muß ich es nehmen, daß Sie, die ich suche, mir schon hier begegnen!“

„Mich suchen Sie? . . . darf ich es glauben?“

Statt einer Antwort hatte Herr von G. die Hand des Fräuleins ergriffen, und mit warmen Küssen bedeckt. Dann erhob er kühn seine Werbung:

„Den Wünschen der Ihrigen entsprach es, daß ich Sie nicht wiedersehen, daß ich Ihrer vergessen sollte, aber je weiter ich mich von Ihnen entfernte, desto lebendiger erhob sich in meiner Seele Ihr Bild, und nun bin ich gekommen, um Sie über mein Schicksal entscheiden zu lassen: Mein Fräulein, darf meine aufrichtige Neigung auf Erwiderung hoffen?“

Ihre Augen strahlten in wunderbarem Glanze:

„Ich hätte nimmer zu hoffen gewagt, Ihnen heute wieder zu begegnen, doch gesteh' ich es gern, daß mich das herzlich erfreut! . . . O ließen sich die Hindernisse beseitigen, welche der Erfüllung unsrer Wünsche entgegenstehen!“

„Unsrer Wünsche!“ — jubelte der Assessor — „O wie dank' ich Ihnen, daß es auch die Ihrigen sind! . . . Das Übrige wird sich schon finden; — ist Ihr Oheim zu sprechen?“

„Ich war noch soeben bei ihm; Sie treffen ihn im Parke; — aber von dem Preußen will er nichts wissen! Mein Vetter, Herr von P., hat ihn völlig gegen Sie eingenommen!“

„Nicht hab' ich es anders erwartet . . .“

„O, Sie sollen sich in der feindseligsten Weise über unser Dänemark geäußert haben; nur durch seine Mäßigung soll ein Duell mit Ihnen vermieden worden sein! . . . . . Vergeblich habe ich dagegen die Äußerungen vorgebracht, die Sie zu mir gethan haben und die unzweifelhaft bewiesen, daß Sie hochherzig und edel über unser Volk und Vaterland denken!“

„Bitte, teures Fräulein, führen Sie mich zu Ihrem Oheim!“

Herr von M. machte große Augen, als er den preußischen Assessor, dem er seine Nichte zu entführen gesucht, nun in deren Begleitung vor sich hintreten sah, doch er war ein Edelmann von weltmännischer Bildung, der sich gewandt in die unerwartete Lage zu finden wußte:

„Mein Herr, ich bin überrascht, auf meinem einsamen Landsitze Ihren Besuch zu empfangen, aber ich pflege das Gastrecht nicht nach der Nationalität zu bemessen!“

„Ich danke Ihnen für diese Worte und bitte Sie, mir eine kurze Unterredung gewähren zu wollen!“

Herr von M. geleitete den Assessor in seinen Salon, zu welchem von dem Parke her eine Freitreppe führte und bot ihm zuvorkommend einen Sessel.

„Da Sie mir als Dänenfeind charakterisiert worden sind," — begann er in ernstem, aber keineswegs unfreundlichem Tone — „so können Sie sich denken, daß ich Sie hier nicht erwartet habe!"

„Ich dränge mich Ihnen nicht auf," — entgegnete der Gast — da ich mich aber frei von der mir zugeschriebenen Gegnerschaft weiß und Ihre holde Schutzbefohlene herzlich verehre, so glaubte ich meinen Besuch wagen zu dürfen!"

„Ja, ja, das Kind hat Sie wacker verteidigt, — aber die Angaben meines Neffen ließen keinen Zweifel aufkommen! Bei meiner eignen Abneigung gegen Preußen fand ich es übrigens ganz natürlich, daß auch ein Preuße keine Liebe zu Dänemark hegt, aber unvorsichtig schien es mir von Ihnen, dies in Kopenhagen öffentlich zu bekennen, unbegreiflich sogar in Anbetracht des vorhergegangenen freundschaftlichen Verkehrs mit einer dänischen Familie! . . ."

Der Assessor schilderte mit kurzen Worten seinen Zusammenstoß mit den Herren im Unions-Hôtel.

Herr von M. hörte aufmerksam zu, dann sagte er: „Mein Neffe, der ehemalige Rittmeister, hat allerdings eine durstige Kehle und rasselt bisweilen ganz am unrechten Orte mit dem Säbel; möglicherweise ist ihm selbst die Begebenheit am nächsten Tage nicht mehr ganz klar gewesen! . . . Gegen Ihr Auftreten, das, wie Sie sagen, der Wirt bestätigen wird, läßt sich nichts einwenden, — im Gegenteil würde es Ihrer unwürdig gewesen sein, anders zu handeln! . . . Aber was finden Sie eigentlich an dem Kinde?"

„Dasjenige liebreizende Wesen, Herr von M., welches mir die Erde zum Himmel verklären würde!"

„Sollte dieser Glaube auch nachhaltig sein? Es ist immerhin gewagt, seine Wahl in ganz fremden Kreisen zu treffen! — Man sagt auch, daß Liebe, besonders die schnell entstandene, blind mache! . . . Aber Sie sind kein jugendlicher Fant mehr, sondern ein verständiger Mann!"

„Wenn mein Herz sich entschieden hat, so geschah es, mein Herr, weil die junge Dame mehr als alle anderen meinem Ideal von einer Gattin entspricht!"

„Ein vortreffliches Kind ist's ja, und ich möchte es recht glücklich sehen, — aber aber . . ."

„Legen Sie die Entscheidung ihrer Zukunft — ich bitte Sie herzlich — in die Hand der jungen Dame! Sie hat mich, wie ich glaube, genügend kennen gelernt, um zu wissen, was sie von mir zu erwarten hat!"

„Aber ihre Mutter?"

„O, diese wird mich schwerlich zurückweisen!"

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Nach unsrer gestrigen Unterredung darf ich von Frau v. M. eine wohlwollende Gesinnung erwarten!"

Herr von M. schritt zu einer Gartenthür.

„Mariechen, mein Kind, bist du da?" — rief er in den benachbarten Salon.

Das Fräulein eilte herbei und schaute in banger Erwartung bald auf den Oheim, bald auf den Assessor. Der Oheim ließ sie nicht lange in Ungewißheit.

„Herr von G." — sprach er — „hat mir soeben erklärt, daß er deinetwegen gekommen sei und nur von dir das Glück seines Lebens erwarte; — es fragt sich, wie du selbst darüber denkst!"

„Nichts wünsche ich mehr, als an seiner Seite durchs Leben wandeln, nichts mehr, als seine Erwartung erfüllen zu können!"

„Nun, dann will ich nicht länger widersprechen, mein Herr! Wie Sie meinen, wird ja meine Schwägerin gleichfalls nicht dagegen sein; natürlich setze ich voraus, daß auch ihre Eltern die kleine Dänin als Schwiegertochter aufnehmen werden!"

Der alte Herr legte die Hände der Liebenden ineinander:

„Doch die eigentliche Verlobung wird erst gefeiert, nachdem alle Berechtigten zugestimmt haben! . . . ."

Diese Bedingung fand nach kurzer Frist ihre erfreuliche Erfüllung. Der einzige, welcher mit der unerwarteten Wendung der Dinge anfänglich recht unzufrieden war, Herr von P., mußte notgedrungen gute Miene dazu machen.

„Ich hätte Ihnen vielleicht nichts in den Weg gelegt," — sagte er bei dem Verlobungsfeste zu dem Assessor — „wenn Sie es damals nicht abgelehnt hätten, mit mir in gutem „Schwedischen Punsch" Versöhnung zu trinken!"

„Und Sie werden mir nicht mehr verdenken, daß ich ein solches Verlangen ablehnte!"

„Wenn Sie es jetzt dem Verwandten ihrer Braut nicht länger verweigern!"

„Wie sollte ich das, da Sie den Preußen nicht mehr verachten und beleidigen? . . ."

Etwa zwei Wochen nach seiner Abfahrt vom Rjukanfoß befand sich der Assessor wieder auf dem „Melchior", der ihn von Kopenhagen nach Stettin hinüberführen sollte; von dort gedachte er noch einige Tage zu seinen Eltern in der Provinz Sachsen zu fahren. Es drängte ihn, diesen persönlich über seine Verlobung näheren Bericht zu erstatten.

Als das stattliche Dampfschiff in Stettin anlegte, drängten sich zwei Damen, welche als Zuschauerinnen auf der Landungsbrücke standen, eifrig heran.

„Herr Assessor! Gnädiger Herr!" klang es ihm lebhaft entgegen.

„Sie hier, Frau Lehmann, und auch Sie, mein Fräulein?"

„Seit gestern schon, Herr Assessor;" — keuchte die rundliche Frau — „man muß doch endlich an's Nachhausefahren denken! . . . . Aber daß Sie jetzt erst ankommen, und sind uns doch solange vorausgeeilt!"

„Ja, wir dachten, daß sie längst schon in Deutschland wären!" — fügte die Tochter hinzu.

„Es kommt oft ganz anders als man beabsichtigt hat!" — lachte der Assessor — „Der Natur wegen bin ich ausgereist, hatt' es besonders auf Norwegen abgesehen, doch in Dänemark wurde ich festgehalten, weil ich dort eine liebe Braut fand!"

Ein schmerzlicher Zug glitt über das Antlitz des jungen Mädchens, die Mutter aber fuhr redselig fort:

„Eine Braut also? Was Sie sagen! Ja, ja, eine Braut! — Das ist brav von Ihnen! Ein guter Mensch darf nicht für sich allein bleiben! . . . Siehst du, Olga, ich habe dir's immer gesagt: Nimm Herrn Schultze; er meint es ganz gut mit dir, und sein Brot hat er auch! . . . Was ist denn Ihre Braut für eine Geborene?" — wandte sie sich nochmals an den Assessor.

„Ein Fräulein von M. aus einer alten dänischen Adelsfamilie!"

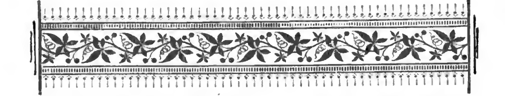
„So, so! — Nun, ich wünsche Ihnen recht viel Glück, und wenn Sie nach Berlin kommen sollten, so wissen Sie ja unsre Adresse!"

Der Assessor drückte der guten Frau die Hand und empfahl sich ebenso freundlich dem jungen Mädchen. Dieses aber schaute dem Davoneilenden wehmütig nach und sprach in vorwurfsvollen Tone zu ihrer Mutter:

„Du willst nun einmal, daß ich Frau Schultzen werden soll! — Ja, wenn der da um mich angehalten hätte, würde ich mich nicht lange besonnen haben!"







Der Parlamentarismus der Gegenwart*).

Von

Oberpräsident a. D. Frhr. von Nordenflycht.

I.

Es ist eine nicht wegzuleugnende Erscheinung, daß die demokratische Richtung, wie sie sich in dem heutigen deutschen parlamentarischen Leben geltend macht, in Rücksichtslosigkeit der Sprache und sachlicher Begehrlichkeit in der Zunahme begriffen ist. Man fragt sich mit Recht, woher kommt das? Hat die demokratische Führung dabei berechtigte Ziele im Auge, und kann sie sich mit der Hoffnung tragen, dieselben jemals ohne gewaltsame Umwälzungen zu erreichen und zu bewähren, und endlich glaubt sie dabei aufrichtig an eine politische Verbesserung des allgemeinen Befindens in Staat und Gesellschaft? Wir unsrerseits, die wir dies niederschreiben, müssen dies mit gutem Grunde bezweifeln und in Abrede stellen. Das deutsche Volk befindet sich seit vielen Jahrhunderten in wohl geordneten Monarchien, und hat in dieser Staatsform sich eines sichtlich zunehmenden Fortschrittes in allen Rücksichten des Rechtes, des Ansehens, der allgemeinen Bildung und des persönlichen Wohlbefindens zu erfreuen gehabt. Zugleich enthält diese Staatsform die sichersten Bürgschaften für eine vor gewaltsamen Katastrophen möglichst gesicherte allgemeine Fortentwickelung. Freilich sind wir in neuerer Zeit nicht ganz vor schmutzigen Störungen im Staatsgange bewahrt geblieben. Aber es kann darüber kein Geheimnis sein, daß die Zündstoffe, welche hierbei ausgestreut wurden, vom westlichen Auslande hier eingeführte Waren gewesen sind. Sollten wir nicht imstande sein, uns vor einer Wiederholung derartiger Einbrüche durch strengere Aufmerksamkeit auf die Bewegung der Geister in unserem eigenen Lande für die Zukunft zu schützen? Es ist ja ein uralter politischer Satz: „Invidia est fons democratiae“. Und neiderfüllte Gemüter wird es zu allen Zeiten geben, namentlich aber wenn, wie wiederholt in Nachbarstaaten, immer von Neuem die in ihrem Kern ganz ungerechtfertigte und unerreichbare Forderung aufgestellt wird, einer völligen Gleichheit der Einzelnen im Volke an Vermögen, Ehrenrechten und Teilnahme an der Führung der Staatsgesellschaft.

Der Schreiber dieser Zeilen glaubt nicht fehlzugreifen, wenn er behauptet, die demokratische Saat in den Köpfen und Herzen unserer jungen heranwachsenden Generation werde nicht zum mindesten oft schon in den oberen Klassen unserer Bildungsschulen ausgestreut, und zwar ausgestreut wesentlich durch die Art und Weise, in welcher das Staatsleben der antiken Republiken vor den Augen der Jugend entfaltet wird. Da ist fast nichts zu hören, als Anpreisung und Bewunderung der republikanischen Helden, zumal wenn sie Stellung in den demokratisch konstruierten Verfassungen jener Republiken

*) Dem Artikel des verehrten Herrn Verfassers, der sich als Staatsbeamter und Historiker einen hochgeachteten Namen gemacht hat, haben wir gern Aufnahme gewährt, ohne uns den von ihm ausgesprochenen Ansichten in jeder Einzelheit anschließen zu können. — Die Schriftleitung.

finden. Unbezweifelt ist ja, daß in der geistigen Entwickelung der athenienſiſche Freiſtaat allen Anderen vorleuchtet. Allein es darf darüber nicht vergessen werden, daß Kunst und Wissenschaft nicht die erste oder gar ausschließliche Aufgabe einer Staatsleitung ist, und daß die dabei gewonnene Blüte meist mit dem Zerfall der inneren Staatsordnung und damit zugleich der edleren Mannestugenden, Zucht und Sittenreinheit erkauft wird. Hierin wird bei dem Geschichtsunterricht nicht selten gefehlt, und selten hört man dort die Vorzüge der modernen Monarchien den krassen Schattenseiten der antiken demokratischen Republiken entgegenstellen. Da bekommt der adlig geborene Schüler, wie oft! von seinen Mitschülern zu hören: ja, ja, mit den stolzen Junkern da muß man aufräumen, und so bald als möglich! Und der dort schon auf diese Weise gestreute Samen schießt dann auch in den späteren Jahren, wo der jeweilige Staatszustand der gehässigen Kritik demokratischer Preßorgane und brutaler Phillippica von Adelsfeindschaft schwärmenden Parlamentsmitgliedern vor den Augen des gierig lauschenden Volkes unterzogen wird, reichlicher noch in Blüte.

Es mag, an diese Stelle anknüpfend, vielleicht nicht ohne Nutzen sein, einmal einen flüchtigen Blick auf jene griechischen Musterbilder zurückzuwerfen und sie mit der Fackel ihrer eigenen einstmaligen Vertreter zu beleuchten, um zu erkennen, daß jene demokratischen Verfassungen keineswegs seiner Zeit das Lob empfingen, das heute die demokratisch angehauchten Geister ihnen zu ihrer eigenen Genugthuung so gerne ablauschen.

Bis etwa um das Jahr 750 v. Chr. giebt es, worin die neuesten Forschungen übereinstimmen, in der griechischen Geschichte kein historisch erwiesenes Datum. Bis dahin muß man mit den Stammestraditionen und den Staat mythologisch durchsetzenden Sagen rechnen. Für die Erhebung der Gemüter lag darin allerdings ein starker Anreiz zu heroischem Patriotismus. Eine nüchterne Kritik der Staatsordnungen darf man darin aber nicht suchen. Wir wissen heute nur soviel, daß der Entwickelung des so zerrissenen und zerklüfteten eigentlichen griechischen Landes überall Einwanderungen aus Asien zu Grunde liegen und hier vornehmlich, wie dies auch von den Einwanderungen des nördlicher gelegenen Festlandes gilt, von Backtrien aus. Die nördlich von der Donau zur Ruhe gekommenen Wandervölker werden in der Tradition als Pelasger (aus Kleinasien) bezeichnet; die südlich von der Donau im wesentlichen als Nuanzierungen dieses Hauptstammes, Illyrier und Thracier. Herodot nennt noch die Thracier als die zahlreichste Nation nach den Indiern; zu den Thraciern gehörten auch die jetzt in Kleinasien zur Ruhe gekommenen Phrygier, Mysier, Bithynier. Die Thracier stiegen dann niederwärts in südlicher Richtung bis Attika. Ein Teil der Pelasger drang bis in die südlichen Teile des späteren Griechenlands und bis in den Peloponnes, und mit ihnen die Hellenen.

Der geographischen außergewöhnlichen Zersplitterung der großen griechischen Halbinsel, welche vom Donauufer südwärts bis zu den gezackten Küsten von Attika mit Athen, und Argos; Lakedämonien mit Sparta, und Messenien bis tief in das große Becken des mittelländischen Meeres sich erstreckt, — ist es völlig entsprechend, wenn in den verschiedenen Halbinseln, trockenen Binnenthälern, Küstenstreifen verschiedene Völkergesellschaften sich feßhaft machten, je nach ihrer angestammten Natur oder mitgebrachten Gewohnheit. Die einen, wie die meergewohnten Jonier, in der nach einer Seite offenen, dem Meere zugänglichen Halbinsel Attika (Athen); andere, wie die landfesteren Dorier, in dem von Bergen umschlossenen und vom Flusse Eurotas durchströmten Lakonien mit Sparta zum Mittelpunkte rc.

Dem sich anpassend, entwickelten sich auch demnächstige Staatseinrichtungen in den verschiedenen Niederlassungen in Griechenland in grundverschiedener Weise. Allen ist das gemeinsam, daß es sich überall nur um eine einzige Stadt handelte, deren Stadtverfassung zugleich die Landes- oder Staatsverfassung darstellte. Der Staat der Lakonier existierte nur in der Stadt Sparta, der Staat der Athener nur in der Stadt Athen. Wir würden heute nicht ganz fehlgreifen, wenn wir sagten, die Volksversammlung des Staates Athen war im Grunde nur eine Stadtverordnetenversammlung und nicht anders diejenige von Sparta. Landbewohner als Mitglieder der großen Volksversammlung, welche den Staat regierte, gab es nicht. Wie ganz anders muß der Schluß sein über



den möglichen Umfang der Befugnisse, welche einer solchen Stadtverordnetenversammlung anvertraut wurden, im Vergleich mit der Verfassung unserer heutigen Staaten, wo Deputierte eines Umkreises von Tausenden von Quadratmeilen sich in der Hauptstadt und um den hervorragenden Thron, zusammenfinden, um mit zu raten über das Wohl des Ganzen. Wer hierzu sich heute einfindet, sieht in den meisten Fällen zum ersten Male den Mitgenossen seiner politischen Thätigkeit, während dort jedes (nebenbei ständige) Stadtmitglied sich mit den Übrigen gewohnheitsmäßig duzte, und jeder dem Anderen längst gewohnt war, in das Herz und in die Taschen zu gucken. — Die große Staats- und Verwaltungsmaschine des modernen Staates dreht sich aber, im Wesentlichen ganz unabhängig von diesen periodisch zusammentretenden Abgeordneten um ihre eigene, gewohnte Axe, beherrscht oder regiert, und zwar am unmittelbaren Zügel, von einem Monarchen der wie der preußische (ohne den allergeringsten Querzügel aus der nicht in die laufende Verwaltungs-Staatsmaschine einrangierten, nach Millionen zählenden Volksmasse) über Hunderttausende, ihm allein widerstandslos ergebene Bajonette mit Unwiderstehligkeit kommandiert.

Erscheint es nicht geradezu wie ein Absurdum, wenn man sieht, wie irgend ein unerschöpflich rede- und mäkelsüchtiges Mitglied jener von überall her zur Beratung über Gesetze und den Haushalt des Gesamtstaates einberufenen Abgesandten sich zur Aufgabe macht, im Namen des sogenannten Volkes, von dem er höchstens nur durch einige Hundert, von einem beliebigen Flecke des umfangreichen Staatsgebietes, die Vollmacht zum Erscheinen sich errungen hat, und meistens auch unter Widerspruch einer oft nur um ganz wenige Köpfe hinter der Majorität zurückbleibenden Minorität, der laufenden Staatsverwaltung mit deren unwiderstehlichen Spitze in die Speichen zu greifen, und dieselbe, soweit er hier (meist glücklicher Weise) nichts durchsetzen kann, wenigstens auf ekelhafte Weise nach besten Kräften begeifert. Solche Menschen, die der Mehrheit der Bevölkerung und der Parlamentsversammlungen längst schon ein Gräuel durch ihre Unverschämtheiten nnd Frechheiten geworden sind, reisen dann prahlhansig in der großen Monarchie umher, um ihren Genossen mit eitelm Stolze vorzurenommieren: Diesmal haben wir es einmal wieder der Regierung gründlich gegeben! Bei einer so oft bewährten ausgezeichneten Militärverfassung des deutschen Reiches bzw. des preußischen Staates erscheinen die sich alle Jahre wiederholenden, haßathmenden und lediglich demagogischem Zwecke dienenden Angriffe auf die Heeresverwaltung und militärische Disziplin in der Armee von der Rednerbühne des deutschen, wie preußischen Parlaments geradezu sinnlos und zweckwidrig, und es wäre sehr erwünscht, im Interesse der gesamten Staatsorganisation, daß einem solchen Unfuge durch reglementare Bestimmungen Einhalt gethan würde.

Ein eingehenderer Rückblick auf die Vorstellung, welche die zeitgenössischen Schriftsteller über den politischen Wert der beiden griechischen Verfassungen, der athenischen wie der spartanischen hegten, möchte es hier wohl verdienen, der Gegenwart einmal wieder in Erinnerung gerufen zu werden. Xenophon, der klassische Zeuge, beginnt seine Darstellung der athenischen Verfassung mit folgenden Worten:

„Was die Staatsverfassung der Athener betrifft (er war bekanntlich selbst Athener), so kann ich die Athener darüber nicht loben; denn sie verfolgten mit derselben das Ziel, daß das sogenannte gemeine Volk sich unter ihr besser befinden und wohler fühlen sollte, als die eigentlichen im Besitze des Landes befindlichen autochtonischen Bürger. Ich habe nur das anzuerkennen, daß sie, nachdem sie sich einmal zu diesem an sich so bedauerlichen Schritte hatten verleiten lassen, es sich alle Mühe haben kosten lassen, dieselbe, da sie nun einmal gegeben war, auch nach Möglichkeit und ohne zu großen Schaden durchzuführen. Nur das Eine muß ich noch hervorheben, wodurch die Athener zu diesem wunderlichen Entschlusse eigentlich gekommen waren, die geringer geborenen Leute, das sogenannte niedre Volk in Vorteil zu setzen vor der vornehmeren Klasse, vornehmer, sei es durch Geburt, oder durch Verdienst, oder endlich durch erworbenes größeres Vermögen. Die Stadt Athen — denn diese bildet ja allein den Staat, — lebt seit ihrem Bestehen hier — nach der ionischen Einwanderung aus Asien, — wesentlich nur von der Schifffahrt. Dfie Schifffahrt allein ist es im Grunde, welche bei dem so er-

staunend geringen Umange des ganzen Staatsgebietes und der Dürftigkeit seines Bodens, der Staatsgesellschaft zu dem jetzigen Reichtum und der politischen Macht verholfen hat, und es anscheinend auch nur für die Zukunft vermögen wird. Und die Schiffsbesitzer, Schiffszimmerleute, Schiffskapitäne und selbst Steuerleute wissen das auch recht gut, und stehen miteinander vereint, um dementsprechend auch ihre Ansprüche gegen den Staat darnach zu bilden. Die erblichen Besitzer aber der an sich dürftigen Äcker von Attika, (der eigentliche Grundadel) können gegen die Anerkennung dieser offenen Thatsache sich auch nicht sträuben und haben in der Bewilligung der wesentlichen Teilnahme an den Staatsangelegenheiten ihnen die Anerkennung dessen gewähren zu müssen geglaubt. Dafür haben wiederum die Seeleute anerkennen müssen, daß sie selbst bei ihrer häufigen Abwesenheit von Hause garnicht im Stande sein würden, den Oberbefehl im Heere, sei es im Kriege oder im Frieden, sowie die Pflichten der höchsten Staats-Leitungs- und der Staatsaufsichtsposten mit Regelmäßigkeit und selbst nach der dazu erforderlichen Einsicht ihrerseits zu übernehmen, und haben die Sorge hierfür überall lieber den grundbesitzenden, altadligen Familien zu überlassen. — Nun muß aber in jedem Lande die Klasse der gebildeteren Vornehmen einer eingreifenden Herrschaft des ungebildeten niederen Volkes entgegen sein. Denn es ist ja erfahrungsmäßig, daß bei der größeren Bildung und Vermögenslage in dieser Klasse die Selbstsucht eine viel geringere, dagegen die Hingebung an das Staatsganze und das allgemeine Staatswohl vornehmlich zu Hause ist, während bei der niederen ungebildeteren Klasse Selbstsucht, Neid und selbst Neigung zu Aufständen und Staatsfeindlichkeiten zu finden ist. Dies rührt auch ganz natürlich von dem entschiedenen Mangel an guter und sorgfältiger Erziehung her, zu der ihnen ja meistens auch die erforderlichen Mittel und die Muße fehlen." — Wir lassen dieser, gewiß sehr zutreffenden Darlegung eines berühmten geistvollen Zeitgenossen, noch, der Parallele wegen, die Aussprüche unseres Schiller, dieses tief denkenden historischen Kopfes, folgen, und glauben, daß sie beitragen werden, das Urteil über die im Großen und Ganzen wohl nirgends bestrittene Unfähigkeit der Volksmasse zur Beurteilung und Beantwortung höherer und freierer Staatsfragen zu bestätigen.

Solon, heißt es in dem bekannten Aufsatze Schillers (Band X) übernahm es, dem atheniſchen Staate eine neue Konstitution zu geben. Diese beruhte auf der Vermögenseinschätzung sämtlicher Bürger in vier Klassen. Nur die drei ersten Klassen konnten öffentliche Ämter bekleiden. Die Teilnahme der vierten Klasse beschränkte sich auf die persönliche Teilnahme an der allgemeinen Volksversammlung. Dabei waren in die Kompetenz dieser Versammlung immer noch wichtige Dinge verwiesen: Die Wahl der Obrigkeiten, besonders wichtige Rechtshändel, Beschluß über Krieg und Frieden, Steuerbewilligungen. Hierdurch und auf diese Weise ward freilich die Verfassung eine vollkommene Demokratie. Das Volk als solches war der Souverän. Aber auch sehr bald zeigten sich die höchst nachteiligen Folgen dieser Einrichtung. Die menschlichen Leidenschaften mischten sich nur zu bald in die öffentlichen Beratungen und der ewige Tumult hinderte fast beständig die besonnene Beschlußnahme. Die einzige Vorsicht war wenigstens noch getroffen, die Vorberatung aller zur Volksversammlung zu bringenden Anträge (die Ekklesie). Aber in der danach folgenden Schlußberatung trat der Krebsschaden der Demagogie sofort wieder in das grellste Licht. Diese Klasse der Demagogen, oder Volksaufwiegler hat durch den Mißbrauch, den sie mit ihrer Rabulisterei und dem ja immer so leicht beweglichen Sinne der gemeinen Menge machte, der atheniſchen Republik durch die ganze Zeit ihres Bestehens weit mehr noch geschadet, als sie ihr bei vernünftiger Verwendung ihres Einflusses hätte nutzen können, und wenn sie, vornehmlich frei von dem ewigen Neide und Hasse gegen die alten angesessenen, vornehmern und reichen Geschlechter (die heutigen Agrarier) das wahre Interesse des Staates als solchen, und des Gesamtwohls der Staatsgesellschaft, — die unbestritten erste Bedingung einer jeden Staatsleitung — vor Augen gehabt hätten. Aber wie bald wurden alle diese gewerbsmäßigen Volksredner nicht die reinsten Sophisten, die den Ruhm ihres Gewerbes darin setzten, der unwissenden Menge das Gute als etwas Schlimmes und das Schlimme als etwas Gutes vorzumalen". —

Dagegen sagt wieder Xenophon in seiner bekannten Darstellung der spartanischen Verfassung: „Ich habe mich lange gewundert, daß Sparta, obgleich es doch zu den geringst-bevölkerten Staaten Griechenlands gehört, doch der mächtigste und berühmteste unter ihnen geworden ist. Nachdem ich aber von den dortigen Staatseinrichtungen nähere Kenntnis genommen habe, hat meine Verwunderung aufgehört und ich bewundere den Mann (Lykurg), welcher sein Vaterland durch diese Staatseinrichtungen auf den Gipfel des politischen Wohlbefindens erhoben hat. Er hatte, um dahin zu gelangen, allen freien Männern des Landes untersagt, sich mit irgend etwas ernstlich zu befassen, was nur den Privatnutzen zum Ziele nimmt oder zum Zwecke hat; nur was dem Staate, als solchem, Ansehen und Freiheit verschaffe, das allein sei der Gegenstand der Fürsorge und Anstrengung eines freien Mannes“.

Wir können es uns nicht versagen, für unsre Auffassung hier noch einen berühmten politischen Schriftsteller der Neuzeit vorzuführen, obgleich es gerade die Demokratie, namentlich zur Zeit der französischen Revolution gewesen ist, welche sich bei ihrer blutigen Umwälzung einer geordneten Monarchie, vorzugsweise (und ganz besonders in ihrem berufensten Vertreter Robespierre) so gern auf ihn berief: Jean Jaques Rousseau. „Es gab“, erklärte er in seinem Kontrakt sozial wörtlich: „Es gab nie eine vollkommne Demokratie und wird nie eine geben. Es ist geradezu gegen die Natur der Dinge, daß eine unwissende Menge über eine wissende Minorität regieren soll. Die Volksmenge als solche kann ja nie dauernd beisammen sein, um die Regierung in regelmäßigem Gange zu halten. Sobald aber erst Ausschüsse mit Regierungsgewalt eintreten, ist schon die Natur der Demokratie verändert. Nur ein ganz kleiner Staat, mit möglichster Gleichheit des Besitzes der Einzelnen untereinander und mit Einfalt der Sitten, ließe allenfalls eine demokratische Regierungsform passiren. Denn keine Regierungsform ist, wie die demokratische, ewigen Erschütterungen und Bürgerzwisten und Bürgerkriegen ausgesetzt. Für Götter möchte sie allenfalls gut sein. Allein für Menschen taugt sie nichts. Auch kann ja, wo das ganze Volk der Gesetzgeber sein will, es nicht selbst wieder auch der Ausführer sein. Und wiederum für die Handlungen der Einzelnen, welchen statt dessen die Ausführung übertragen werden muß, kann unmöglich das Ganze im Einzelnen verantwortlich sein“. —

Und in dem geistvollen Buche „Rembrand als Erzieher“ lesen wir Seite 259 „Demokratie ist ein Körper, der sich nach einem Kopfe sehnt, darum beträgt sie sich auch oft so kopflos. Und darum findet sich auch wieder so leicht ein Kopf, sei es nun ein Demagoge oder ein Cäsar. Es ist ein altes und oft bestätigtes geschichtliches Gesetz, daß auf die Demokratie stets ein Cäsar folgt. In Deutschland muß der auf uns harrende Aristokratismus aus bäuerlicher (landbauender) Wurzel sich entwickeln. Die Zahl derer, welche Menschen sein können und wollen, wird immer nur eine Minderzahl darstellen. Dann wird das uraristokratische Gesicht dieses Volksthums aus der demokratischen Maske, die es für eine geraume Zeit jetzt nun schon getragen hat, in reiner Klarheit wiederaufbrausen. Nach der demokratischen Majoritätszeit kommt wieder die aristokratische Minoritätszeit“. Und an einer anderen Stelle:

„Das monarchische Prinzip in Deutschland ist im eigentlichen Grunde ein adliges Prinzip. Das gilt ganz besonders von den Hohenzollern. Sie sind langsam aus dem Volke herausgewachsen, sie waren lange ein einfaches Adelsgeschlecht und wurden dann ein deutsches Herrschergeschlecht, und sind jetzt das deutsche Herrschergeschlecht geworden. Sie waren immer ein Teil und sind sind jetzt noch der Kern des deutschen Adels. Das Wesentliche der Monarchie wie des Adels ist aber die Erblichkeit d. h. die Kontinuität der lebendigen Blutströmung und Charakterströmung. In diesem Sinne erscheint auch der Purpur als das echte Symbol der königlichen Herrschaft“.

II.

Das ganze gegenwärtige parlamentarische Leben auf dem europäischen Festlande ist, genau besehen, eine große Anomalie. Woher schreibt sich dieser Verfassungszustand?

Aus England. Sind aber die thatsächlichen Unterlagen dafür diesseits und jenseits des Meeres dieselben? Nur ein ununterrichtetes oder befangenes Auge würde diese Frage bejahen.

Schon vor vielen Jahren, als nach Beendigung der Befreiungskriege die Erfüllung der vom preußischen Könige beim „Aufruf an sein Volk" gethanen Zusage einer Volksvertretung in Frage und Erwägung kam, sprachen unbefangene und unterrichtete Männer die Warnung aus, man möge sich ja in Acht nehmen, fremdländische Vorbilder, etwa England, zum Muster zu nehmen, vielmehr in konservativer Weise an den Unterlagen festhalten, welche die eigene Heimat in ihrer bisherigen politischen Entwickelung darböte. Die allgemeine Volksvertretung dürfte nur ein Fortschritt auf dem bisher schon betretenen Wege sein, eine Unterstützung des Vorgefundenen, Gewohnten, Geliebten. Eine hervorragende Stelle unter diesen Warnungsrufen nahm die berühmte Schrift des preußischen Ministers des Auswärtigen v. Ancillon ein: „Zur Vermittelung der Extreme". Ancillon wies darauf hin, man möge sich doch zunächst klar machen, aus welchen Elementen das parlamentarische Leben jenseits des Kanals, und aus welchen historischen Voraussetzungen es hervorgegangen sei. Wilhelm der Eroberer, der Normannenherzog, habe sein ursprüngliches Heimatland mit seinen Getreuen vom Festlande aus wiedererobert, und unter diese seine Getreuen demnächst zur Belohnung den ganzen Grund und Boden verteilt. Ganz England wurde in Einzelbesitzungen des siegreichen Adels verteilt. Kein anderer Grundbesitzer existierte fortan dort mehr. Nun war es eine an sich vollkommen natürliche Folge aus dieser Voraussetzung, und entsprechend zugleich den allgemein damals herrschenden innerpolitischen Bestrebungen, daß der neue Landeskönig mit seinen getreuen Lehnsleuten d. h. dem allgemein im Besitze des Landes befindlichen Grundadel auch die Regierung des Landes fortsetzte. Dieses geschah in den fortan regelmäßig gewordenen parlamentarischen Sitzungen. Das Parlament unter dem Vorsitz gewissermaßen des Königs, ward die regelmäßige Regierung des Landes. Die Teilung des Parlamentes in zwei verschiedene Gruppen, des Ober- oder Adelshauses und des Hauses der Gemeinen ward ein weiterer natürlicher Fortschritt in dieser Landes-Verwaltung. Das Oberhaus versammelt in sich die erblichen Lords, die Häupter des den gesamten Grundbesitz des Landes darstellenden Adels, das Haus der Gemeinen, die aus Wahlen hervorgehenden jüngeren Mitglieder dieser selben Familien, denen später auch, der Wahl in den Ständen überlassen, bürgerliche oder gewerbliche Elemente hinzugestellt wurden. Das Parlament verkörpert auf diese Weise die ganze besitzende und gebildete Bevölkerung des Königreichs.

Dieses Parlament wurde nun und ist bis heute geblieben, die eigentliche und alleinige Regierung des Landes. Das englische Parlament, so lautet eine bekannte Äußerung, kann Alles, nur nicht die Sterne vom Himmel herunterziehen. Eine spezifische, vom Parlament gesonderte Beamtenwelt, eine sogenannte Bureaukratie, giebt es in England gar nicht. Freilich sind untergeordnete lokale Beamte notwendig zur Ausführung und Handhabung der Gesetze, allein diese Beamten sind in ihrer Thätigkeit dem Parlamente untergeben, das durch seine Kommissarien auch die erste Ausführung der vom Parlament gegebenen Gesetze besorgt und später überwacht. Auch die Berufung der Minister, als die höchsten Verwaltungs-Chefs, geschieht gar nicht unabhängig vom Parlamente durch die Krone, sondern die im Parlamente gerade herrschende Majorität, wählt aus sich selbst die ihr dazu geeignet scheinenden und dazu auch willigen Mitglieder, und legt deren dann ausgefertigtes Minister-Patent dem König (oder der Königin) zur Unterschrift vor. Nicht einmal der Armeebefehl steht unter dem Könige, sondern unter dem jeweiligen Ministerium. Nicht eine Kompagnie kann die Krone ohne das Ministerium marschieren lassen. Darin liegt die parlamentarische Verfassung von England. Das Parlament ist die Allmacht. Und auf dem Kontinent?

Im Mittelalter herrschte die Lehnsverfassung d. h. das Land war geteilt in Lehnsträger, mit ebensoviel diesen letzteren zur eigenen freien Verwaltung überlassenen Gebieten. Hieraus entwickelten sich lokale Souveraine mit Hoheitsrechten, und nur über diesem Komplex und lokalen Administrationen schwebte mit schwachem, wesentlich nur die Gesamtverteidigung des gemeinsamen Landes betreffenden Hoheitsrechte, die oberste Königliche oder Kaiserliche Gewalt. Reichstage aus diesen Lehnträgern von Zeit zu Zeit

berufen, hielten das Bewußtsein einer gewissen Gesamt-Gemeinschaft lebendig, bis dieses lose Gewebe in Deutschland zuletzt ganz unter fremdem militärischen Anstoß zusammenbrach. Daraus erhoben sich verschiedene Landes-Souverainetäten, welche nur noch in einem gewissen Bundes-Verhältnis sich an einander schlossen.

Die Preußische Krone leitete ihre volle Souverainetät erst aus ihrem außerdeutschen Besitze im Weichselgebiete her. Überall war die Krone der Sitz der Regierung, und nur provinzielle Land- und Kreistage gewährten dem Wunsche und dem Bedürfnisse des gebildeten Teils der Bevölkerung nach einer gewissen Teilnahme an der Verwaltung ein Genüge.

In Preußen ward nun, um den Verheißungen vom Jahre 1813 volles Genüge zu thun, 1844 der allgemeine Landtag der Monarchie zusammengerufen. Die verschiedenen provinziellen Anschauungen in Politik und Verwaltung hatten hier Gelegenheit sich auszutauschen. Es zeigte sich zu nicht geringer Überraschung der Welt hier schon ein reiches Maß politischer und administrativer Einsicht. Männer, wie Vincke, Bismarck, Camphausen, Hansemann, Thadden, Auerswald u. A. überraschten durch ihre glänzende parlamentarische Beredtsamkeit. Man hätte keine Bedenken mehr tragen dürfen, die regelmäßige Periodizität dieser Versammlung zuzugestehen. Daß dies nicht geschah, rächte sich durch den demokratischen Anprall von 1848, dem man nun nicht mehr Willens- und Herzensstärke genug besaß, energisch zu widerstehen. Denn die Macht hatte die Krone. Von da aus schlich sich das demokratische Gift in die spätere Verfassungs-Vorlage vom Dez. 1848, aus der die Nachwelt, wie die bekannt gebliebenen königlichen Worte mit richtiger Voraussicht es prophezeiten „mit Thränen aber vergeblich dieses Gift wieder auszutilgen bemüht sein würde". Wir leiden unzweifelhaft heute darunter. Man vergesse doch nie den alten richtigen Spruch: invidia est fons democratiae. Diese Wurzel invidia wuchert noch heute offenkundig fort und vergiftet oder infiziert so, ebenso offenkundig, unsere heutige parlamentarische Vertretung. Die demokratischen Elemente, welche sich dank unserer mißglückten Wahl-Verordnungen reichlich in die parlamentarischen Körperschaften eindrängen, sind alle, das muß dem blödesten Auge einleuchten, wesentlich von einer einzigen Leidenschaft beseelt: dem Neide, welcher die allgemeine Gleichheit, dies heiligste Programm der Alles zertrümmernden französischen Revolution von 1789, sich zum Zielpunkt nimmt. Darum dieser immer und bei jeder Gelegenheit hervorsprudelnde Haß gegen den, man kann ja wohl sagen, oft bis tausendjährigen adligen Grundbesitz im Lande, dessen Namensträger die hervorleuchtenden Zierden unserer Vergangenheit im Staate und vor Allem im Felde bilden. Und dieser Haß wird nicht ruhen, so lange er hofft, die leidenschaftlich erstrebte Austilgung des Adels herbeiführen zu können, worauf dann freilich die bekannten Worte unseres großen patriotischen Dichters Anwendung finden werden: „Mehrheit! Was ist Mehrheit? Verstand ist bei der Menge nie gewesen; der Staat früh oder spät muß untergehen, wo Mehrheit herrscht und Unverstand entscheiden". Und die Führer dieser giftgetränkten Gesellschaft haben ja auch gar kein Vaterlandsgefühl oder irgend eine patriotische Anhänglichkeit an den Staat, den Staat, dem sie doch nun einmal angehören. Sie liebäugeln, wie man unverholen sieht, mit den gleichen staatsumstürzenden demokratischen Kräften im westlichen Nachbarlande, und sind jederzeit bereit, mit denselben sich die Hand zu reichen, wenn daraus zu hoffen wäre, auch die einheimischen, ihnen widerwärtigen Zustände der bestehenden politischen oder bürgerlichen Ungleichheit zu zertrümmern. Solchen Geistern aber eine hervorragende Mitwirknng bei der laufenden Gesetzgebung oder gar bei der Verwaltung eines Gott lob! noch monarchisch gesonnenen Reiches einzuräumen, kann nur als ein großer politischer Fehler bezeichnet werden. Es giebt ja leider zum Schaden unserer politischen oder staatlichen Einheit auch sonst noch unversöhnliche Geister in unserem Parlamente, welche die Motive für ihre Mitwirkung am Staatsleben auch nicht aus dem Kern unseres eigenen Deutschen Leibes nehmen, sondern lieber auf die höheren Instruktionen lauschen, welche ihnen von jenseits der Berge (ultra montes) zugeweht werden. Rücksichtlich des allgemeinen Wahlrechtes, dem von vielen Seiten jetzt endlich unverhüllt schon die Schuld an dem durchaus unbefriedigenden Zustande in den Verhandlungen unseres Reichstages zur Last gelegt wird, hatte meines Erachtens Graf Mirbach in einer seiner

jüngsten Reden nicht Ursache, den Wunsch von sich abzuwehren, als wenn er für dessen Reform plädieren wolle. Das mochte nicht gerade opportun sein, da eine Wirkung von einer dagegen zu erhebenden Philippika in dem Augenblicke nicht zu erwarten war. Aber unzeitig an sich kann nie die öffentliche Wiederholung des Ausspruches sein, daß die Form dieses Wahlrechtes allerdings die Quelle der wenig erquickenden Ergebnisse unseres jetzigen Reichstages ist. Das Parlament eines aus Königreichen und Fürstentümern bestehenden Konförderativ-Reichs kann nicht dieselben Aufgaben haben, welche mit den mehr lokalen Parlamenten der Einzelreiche erreicht werden sollen. In diesen ist jetzt der Tummel-Platz, wo untersucht werden mag, wo den einzelnen kleinen Staatsbürger der Schuh drückt, und hier ist auch ausreichender Spielraum dafür gegeben. Viele solcher Landtage stehen alljährlich in Deutschland hierfür offen. Und hier mag auch die Verschiedenheit in den Bedürfnissen der mancherlei deutschen Stammesarten und Volkstypen laut werden. Der Reichstag dagegen stellt die Vertretung einer Verbindung von Reichen, als großer politischer Staatskörper, zu einem umfassenden gemeinsamen Reichskörper vor, der allein durch komplizierte, politische Anschauungen und nicht durch einfache menschliche Gefühle geleitet wird und deren Besprechung und Erledigung nur politisch gebildeten Köpfen zustehen sollten. Für die Schreier, für die Rechte der Volksmassen oder für die bequemere Stellung des Hauses des gemeinen Mannes ist hier die Tribüne nicht aufgerichtet. Das hieße auch blos crambe repetita (aufgewärmter Kohl) auftischen. Darum ist das Interesse für die Thätigkeit in diesem Parlamente auch bei so vielen seiner Mitglieder bereits stark abgekühlt.

Das Wahlgesetz für den Reichstag führt auch auf ein bekanntes Motiv des Schöpfers dieses Werkes zurück. Es liegt in seiner damals gegen die bei ihm geltend gemachten Bedenken gegebenen Antwort: „Für den Augenblick kommt es mir hauptsächlich darauf an, daß wir nicht Partikularisten in diese Versammlung bekommen. Ehe das zur Führung Deutschlands berufene Preußen hier ganz erfolgreich operiren kann, muß es sich erst ganz sicher in seinem Sattel fühlen. Unter Mitwirkung der verschiedenen, dem deutschen Volke so inveterierten Partikularismusse wird es diese Sattelfestigkeit schwerlich so bald erreichen". Dem Einwande, daß es aber wohl noch niemals ohne Staatsstreich gelungen sei, eine demokratische Verfassungsform in eine mehr aristokratische zurückzuschrauben, und dieser einzige Weg dazu doch seine großen Bedenken in sich schlösse, antwortete der große Staatsmann: „ich bin immer dafür gewesen, vor allem erst das Nächstliegende zu überwinden, für das Fernere ergeben sich später von selbst Mittel und Wege". Für die Richtigkeit dieser Maxime konnte freilich der eminente Staatsmann seine eigenen Erfolge wohl ins Feld führen. Nur vergaß er dabei, daß er selbst nicht unsterblich sei.

Unseren Demagogen pur-sang steht dagegen beständig das Schauspiel der Staatsverwaltung jenseits des Rheines verlockend vor Augen mit dem bekannten von Gambetta aufgedrückten Gepräge: Nur das Volk als solches darf souverain sein. Nun, wir meinen, diese Chimäre sollte doch nach gerade jedem nachdenkenden und beobachtenden Politiker auch als eine solche erscheinen. Wir unsererseits kennen nichts Unerquicklicheres, als dieses ewige Schwanken der Regierung dort zwischen bloßem, oft lächerlichem Sturze und rapider Beseitigung durch einen Messerstoß ins Herz. Die triumphierenden Helden der heutigen demokratischen französischen Republik vergessen ganz die Lehren ihres eigenen Meisters Jean Jaques Rousseau: „Die reine Demokratie mag für die Götter taugen, für Menschen ist sie unausführbar." —

Wie nachteilig der Staatsordnung im Ganzen die Befugnis der heutigen Parlaments-Helden ist, jede Regierungshandlung, welcher Art sie sei, auch der bloßen unentbehrlichen Disziplin in den militärischen und zivilen, diesen in sich selbst ja disziplinarisch geordneten Körperschaften, von der öffentlichen Tribüne herab ins allgemeine Gerede zu ziehen und mit dem obligaten demokratisch-demagogischen Eifer zu besudeln, das ist ja jüngst auch von einer Stelle gerügt worden, wo man es am wenigsten erwarten konnte, in Pest, wo bekanntlich der Armeebefehl ergangen ist, die Offiziere hätten sich des Besuches der Parlamentssitzungen auf den Tribünen zu enthalten, weil die allgemeine, so unentbehrliche Disziplin in der Armee dadurch nur gefährdet werde.



Die vorstehenden Erörterungen sind keineswegs den Erfahrungen der jüngsten Gegenwart oder Vergangenheit entnommen. Uns liegt die bekannte Broschüre des verstorbenen Dr. Strousberg gerade vor (Fragen der Zeit Berlin 1879), aus denen es doch von Interesse ist, einiges davon hier wiederum in Erinnerung zu rufen. Die Gegner der freiheitlichen Institutionen, heißt es dort, pflegen zu sagen, daß das parlamentarische System eine englische Erfindung sei, und daß man selbst ein Engländer sein müsse, um einen zutreffenden Gebrauch davon zu machen. Aristoteles erklärt bekanntlich, daß die Natur in dem Menschen das einzige politische Geschöpf geschaffen habe. Strousberg hält dies mit der Einschränkung aufrecht, daß in Europa das einzige parlamentarische Geschöpf der Engländer sei. Durch ein besonderes Wohlwollen des Schöpfers besitze der Engländer allein die guten und freilich auch die Schattenseiten, welche ein gutes Parlament bilden, denn der Engländer verbinde mit der Neigung zum Fortschritt auch die Anhänglichkeit an das Herkommen, und mit dem persönlichen Stolze auch den Respekt vor der notwendigen Autorität. Er bringe in sein öffentliches Leben die Fähigkeit für die öffentlichen Geschäfte mit; er kümmere sich um die Interessen des Staates mit gleicher Wärme, wie um seine eigenen Angelegenheiten, er trüge den einmal gegebenen Umständen Rechnung, und ziehe den lustigen Theorien die Lehren der praktischen Vernunft vor. Er besitze einen gewissen Grad natürlicher Toleranz für seine politischen Gegner. Er bekämpfe sie, wo er es für nötig hält, mit Kraft, aber er taste sie nicht wie Verbrecher an, er wolle sie nicht an sich zum Sturze bringen, noch sie verschlingen mit Haut und Haaren. Er sei bereit, sich zu vergleichen, und nähme auch einstweilen mit Abschlagszahlungen vorlieb. England ist nach ihm auch das einzige Land, wo es echte Konservative giebt, die sich auch gegen den Fortschritt nicht verschließen, während die preußischen Konservativen wohl teilweise noch zu fest am Hergebrachten halten, (das könnte man heute wohl nicht mehr sagen); während offenbar die deutschen Fortschrittsmänner immer zu sehr doktrinär räsonnieren, und dabei der praktischen politischen Erfahrung durchaus entbehren.

Die beiden Parteien, welche sich überall im Parlamente wieder finden, sollten sich allezeit zunächst daran erinnern und dessen stets eingedenk sein, daß die Aufgabe des Parlamentes nur sein könne, über den allgemeinen Gang der Regierung das Auge offen zu halten, nicht aber selbst regieren oder mitregieren zu wollen. Sie müssen anerkennen, daß eine Regierung unnütz oder verstimmt werden müßte, wenn man sie daran hindere, nach eigenem Ermessen zu regieren, oder ihr direkt in die Speichen greifen wolle. Es gäbe ein altes Volkssprüchwort, „man kann nicht zugleich die Glocken läuten und zur Kirche gehen." —

Man hält es in England, wie überall sonst, der Oppositionspartei zu Gute, wenn die in der Minderheit sich befindende Partei sich an den leitenden Ministern mitunter etwas derbe reibt. Aber dafür gilt es für parlamentarischen Anstand, daß die Majorität dafür auch nicht ihrerseits dem Ministerium Hindernisse in den Weg legt, und das letztere dadurch zu dem Ausrufe zwingt: „Gott bewahre mich vor meinen Freunden, gegen meine Feinde werde ich mich schon selbst schützen." Es gilt für einen festen Grundsatz in allen freien Ländern, daß wer die Gewalt besitzt, auch für ihre Handhabung im Allgemeinen verantwortlich ist, aber auch, daß, wer nun einmal verantwortlich ist, auch freie Hand behalten muß. Wenn das Parlament mitregieren will, enthebt es die Regierung selbstverständlich seiner Verantwortlichkeit. Und es ist bekannt, daß die freien Völker auch das bedeutend empfinden, daß wirklich regiert werde, und wollen oft lieber ein Regiment, was mitunter auch fehlgreift, als den Mangel jedes Regiments. Die nörgelnden Abgeordneten aber, welche beständig an den Ministern etwas auszusetzen haben, bilden sich ein, oder geben sich meist die Miene, als seien sie die eigentlichen Repräsentanten der öffentlichen Meinung. Aber diese ewig prickelnden Heißsporne täuschen sich selbst nur, oder wollen täuschen. Im Allgemeinen ist ein Minister — und soll es auch sein — kühler als der Abgeordnete, und das Land sogar noch kühler als der Minister. Das Volk sündigt selten durch ein Übermaß von Enthusiasmus, es hat sein Gefühl meistens im ruhigen Gleichgewicht, es ist im Durchschnitt geduldig.

Dies mag man sich überall gegenwärtig halten.



David Chyträus.

Ein Schüler Melanchthons und Historiker des Reformationsjahrhunderts.

Von

Dr. P. Paulsen in Mölln (Lbg.)

Im vorigen Jahre hat Deutschland den 400. Geburtstag Melanchthons gefeiert. Da haben wir uns die liebenswerte Persönlichkeit und die unvergänglichen Verdienste des Mannes vergegenwärtigt. Was er für Luther und die Reformation gewesen ist, hat der Reformator selber bezeugt. Im Zusammenhang mit der kirchlich-reformatorischen steht seine wissenschaftlich-reformatorische Thätigkeit. Besser als irgend ein anderer war Melanchthon geeignet, Bahnbrecher eines neuen Wissenschaftsbetriebes in Deutschland zu werden. Teils durch seine Schriften, mehr aber noch durch seine zahlreichen Schüler hat er einen echt wissenschaftlichen Geist weit über Deutschlands Grenzen hinaus verbreitet. Die Blüte der Jugend nicht nur Deutschlands, sondern halb Europas saß lernbegierig zu seinen Füßen. Und diese seine Schüler haben den Geist edler Wissenschaftlichkeit auf Schulen und Universitäten verpflanzt.

Unter den zahlreichen Schülern Melanchthons ist einer, der nach dem übereinstimmenden Urteil der Zeitgenossen diesen Namen in einzigartiger Weise verdient. Es ist David Chyträus. Schon früh ist die Wissenschaft sich der Bedeutung dieses Mannes bewußt geworden und bis in die neueste Zeit hinein hat sie sich mit ihm beschäftigt. *) Was alles Chyträus als Theolog, als akademischer Lehrer, als Reorganisator der Universität Rostock, als Organisator der mecklenburgischen und österreichischen Landeskirchen rc. geleistet hat, steht auf einem anderen Blatt. Zweierlei ist aber bisher noch nicht genug ins rechte Licht gestellt: Sein Verhältnis zu Melanchthon und seine Bedeutung für die Historie und Historiographie seiner Zeit.

I.

Indem wir in folgendem Aufsatz diese beiden Fragen zu beantworten suchen, werden wir uns zunächst bemühen, den Lebensgang unseres Chyträus unter den beiden Gesichtspunkten seines Verhältnisses zu Melanchthon und seiner Beschäftigung mit der Historie in kurzen Zügen darzulegen.

Chyträus, zu deutsch Kochhafen (Kochtopf), geboren 1530 im Württembergischen, ging, nachdem er an der Universität Tübingen mit Vorliebe humanistische Studien getrieben hatte, im Jahre 1544 behufs Fortsetzung seiner Studien nach Wittenberg. Hier wandte er sich zuerst an Melanchthon, an den er durch dessen Bruder Georg Schwarzerd mit

---

*) Vgl. über die Litteratur rc. meine Dissertation: David Chyträus als Historiker. Rostock. Karl Hinstorffs Buchdruckerei. 1897. 96 S.



Empfehlungsschreiben versehen war. Seine geistige Einführung bei Melanchthon steht sozusagen unter dem Zeichen der Historie. Als dieser nämlich aus den Empfehlungsbriefen ersah, daß der 14jährige Chyträus bereits Magister wäre, fragte er ihn verwundert: Es tu magister artium? Worauf Chyträus bescheiden erwiderte: Seine Präzeptoren in Tübingen hätten ihn ja dazu promovieret, obwohl er noch jung wäre. Darauf fragte Melanchthon weiter, ob er auch die griechische Sprache etwas studiert hätte, und als Chyträus dies bejahte, legte ihm Melanchthon den Thukydides vor mit der Aufforderung, ihm daraus vorzulesen. Der junge Magister übersetzte nicht nur fließend, sondern erklärte das Übersetzte auch lateinisch. Darüber wurde Melanchthon so erfreut, daß er in die Worte ausbrach: „Tu merito es Magister et tu eris mihi filii loco." — Und wie Melanchthon es vorhergesagt, so ist es gekommen. Chyträus aß an seinem Tisch, arbeitete in seinem Studierzimmer, war der erste in seinen Vorlesungen und ging als letzter hinaus; er begleitete den Lehrer auf dessen Spaziergängen, mit einem Wort: Es bestand das allerinnigste Verhältnis zwischen ihnen, wie es intimer nicht zwischen Vater und Sohn gedacht werden kann. Chyträus sah in Melanchthon den Inbegriff aller Vollkommenheiten und gehorchte dem beinahe göttlich verehrten Lehrer bis aufs Wort: Er richtete seine Studien, seine Sitten, sein ganzes Leben nach dessen Vorschriften und Beispiel ein, und Melanchthon seinerseits, der von Anfang an mit divinatorischem Blick erkannte, was in dem Jüngling steckte, liebte ihn wie seinen Sohn und nannte ihn nur „seinen David."

Dies Verhältnis zu Melanchthon kann garnicht genug hervorgehoben werden, weil es für die gesamte Entwicklung und für das ganze Leben des Chyträus von der allerschwerwiegendsten Bedeutung geworden ist. Es besteht in der That eine ganz frappante, man kann wohl sagen, beispiellose Kongenialität und Ähnlichkeit zwischen den beiden, die sich nicht nur auf die Naturanlage, sondern auf das ganze Personenleben, auf den gesamten wissenschaftlichen Typus sehr oft bis ins Kleinste hinein erstreckt. Dieselbe geistige Frühreife, dieselbe Universalität der Auffassung und geistigen Interessen, dieselbe umfassende Gelehrsamkeit, dieselbe stupende Belesenheit. Dieselben Tugenden und dieselben Schwächen. Die Zeitgenossen heben hervor, daß von allen Schülern Melanchthons in Chyträus sich in einzigartiger Weise das Bild des Lehrers wiederspiegele und sein verdienstvollster Biograph Schütz nennt ihn den alterum Philippum, sein zweites Ich.

Bei Luther hörte Chyträus nur die Vorlesungen über die zehn letzten Kapitel der Genesis, die dieser in seinem letzten Lebensjahr hielt. Wenn Luther auch einen bedeutenden Eindruck auf Chyträus gemacht hat, so kann dieser doch nicht im entferntesten mit dem Einfluß verglichen werden, der von Melanchthon auf ihn ausgegangen ist.

Daß Melanchthon für die historische Entwicklung des jungen Chyträus von grundleglicher Bedeutung geworden ist, ist selbstverständlich. Hier in der Wittenberger geistigen Atmosphäre hat er die unausrottbare Vorliebe für die Geschichte eingesogen, hier die Keime gelegt, die später in ihm zu schöner Blüte und reifer Frucht gediehen sind. Was gab es für eine Wissenschaft, die Melanchthon nicht in den Kreis seiner Vorlesungen hineingezogen hätte!? Und dabei war die Behandlung doch keine oberflächliche, und der Lehrer vergaß nicht, den Schülern das multum, non multa einzuprägen.

Welchen Aufschwung nahm in dieser Zeit die Historie! Melanchthon lehrte sie gewissermaßen in modernem Sinne, teils auf Grund des von ihm ganz umgearbeiteten Chronikon des Karion, teils mit Benutzung der nach den Handschriften edierten Hauptautoren, der klassischen wie der mittelalterlichen. Von hier stammt u. a. die lebenslängliche Vorliebe unseres Autors für Herodot und Thukydides. Das kritische Auge wurde geschärft, das geschichtliche Urteil gebildet. Die ganze Unterrichtsweise Melanchthons trägt diesen echt historischen Charakter, eine Methode, die Chyträus später in gleicher Weise angewandt hat.

Nicht allein in den Vorlesungen, sondern auch im Hause des Lehrers empfing Chyträus tagtäglich Belehrung über geschichtliche Dinge. In Melanchthons Studierstube flossen täglich Briefzeitungen (vgl. weiter unten) mit geschichtlichen Neuigkeiten aus allen Himmelsrichtungen zusammen, an deren Vervielfältigung zwecks Weiterbeförderung Chyträus sicherlich teilgenommen hat.

An Melanchthons Stelle und auf seine Empfehlung hin wurde Chyträus im Jahre 1550 an die Universität Rostock berufen. Der junge, von echt wissenschaftlichem Geist erfüllte Mecklenburger Fürst Johann Albrecht wollte durch Heranziehung tüchtiger Lehrkräfte aus der Wittenberger Schule seiner in den letzten Zügen liegenden Universität neuen Lebensodem einhauchen. Dazu that er in der Berufung des Chyträus den allerglücklichsten Griff. Der junge Gelehrte trat von Anfang an zu dem hochgebildeten, ja gelehrten Johann Albrecht in freundschaftliche Beziehungen. Im Verein mit ihm hat er an der Neugestaltung der Universität und an der Organisation der mecklenburgischen Landeskirche gearbeitet. Bis zu seinem nur zu frühen Ende ist Johann Albrecht seinem Professor der gewogenste Gönner, ja sein Freund geblieben. Noch in seinem Todesjahre besuchte er gelegentlich eines Aufenthalts in Rostock die Vorlesungen des Chyträus und sprach ihm in einem eigenhändig geschriebenen Briefe seine allerhöchste Befriedigung und seinen Dank aus.

Hier in Rostock hat Chyträus während eines halben Jahrhunderts eine vielseitige und sehr segensreiche Thätigkeit entfaltet, wie nur Melanchthon es hätte thun können. Rostock ist durch Chyträus zum Wittenberg der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts geworden. Der Ruf seiner Gelehrsamkeit und Dozententüchtigkeit übte bald eine gewaltige Anziehungskraft aus. Aus allen Himmelsrichtungen strömte die studierende Jugend nach Rostock. Über seine liebliche Stimme, seine „zierliche Beredenheit" und schöne richtige Erklärung — „wie er das von seinem Präzeptor Philipp sehr wohl gelernt hatte, dem er mit sonderlichem Fleiß und Glück hierin folgte" — ist nur eine Stimme des Lobes. Ja man behauptete, daß er an Geschicklichkeit und Anmut im Dozieren seinen Lehrer noch übertreffe.

Die Folge war, daß nicht er allein, sondern auch die ganze Universität und Stadt seinethalben mehr und mehr berühmt wurde, nicht nur in Deutschland, sondern auch in anderen Ländern, und daß viele junge Leute aus allen Ständen und weit entlegenen Gegenden, darunter Fürsten, Grafen, Freiherrn &c. hierher geschickt wurden, den berühmten Dozenten zu hören. In Scharen strömte die studierende Jugend in die Vorlesung des Chyträus, sodaß das größte Auditorium oft kaum die Menge faßte. Rostock war derzeit nicht die kleinste, sondern die besuchteste Universität Deutschlands.

Von Anfang an zog er dank der gewaltigen Universalität seines Geistes die verschiedensten wissenschaftlichen Gebiete in den Kreis seiner Vorlesungen. Er las fast über sämtliche Zweige der Theologie, über Philosophie, über die griechischen und lateinischen Klassiker. Vor allem war er darauf bedacht, seine Schüler in die Geschichte einzuführen und ihnen die Fähigkeit zu vermitteln, die Dinge geschichtlich aufzufassen. Und daß ihm das gelungen ist, beweist u. a. die überaus lebhafte Teilnahme, die sie — wie sich später zeigen wird — den geschichtlichen Arbeiten ihres Meisters entgegenbrachten. Einige haben sich selbst als Geschichtsschreiber einen Namen erworben, so Peter Lindenberg, der Verfasser der Rostocker Chronik, Paul Oderborn, der eine Geschichte Stephans von Polen geschrieben hat, Ubbo Emmius, der Verfasser einer Geschichte der Friesen. Ebenso hat der Isländer Arngrimus Jonas auf direkte Aufforderung seines Lehrers hin eine Geschichte seiner Heimatsinsel geschrieben. Man kann dreist sagen, daß Chyträus eine historische Schule begründet hat.

Während der ersten Hälfte der Rostocker Periode wurden seine Kräfte durch sein theologisches Lehramt, durch die Neugestaltung der Universität und durch die Organisierung der mecklenburgischen und österreichischen Landeskirchen dergestalt in Anspruch genommen, daß ihm nur wenig Zeit für sein Lieblingsstudium, die Geschichte, übrig blieb. Doch hat er ihr seine Mußestunden gewidmet. Im Jahre 1559 begann er seine Vorlesungen über Herodot. 1560 liest er über das 4.—7. Buch, 1561 über die zweckmäßige Einrichtung der historischen Studien, 1563 über das 4. und 5. Buch des Thukydides, 1564 über das 6. Buch, 1565 über das achte. Diese Vorlesungen, die er öfter wiederholt hat, sind alle im Druck erschienen und haben z. T. mehrere Auflagen erlebt.

Seine durch und durch geschichtliche Auffassung der Dinge und sein feines Verständnis für historische Entwickelungen befähigten den Chyträus wie keinen anderen zum

Kirchenorganisator. Dies organisatorische Talent hat er bei der Einrichtung der mecklenburgischen und österreichischen Landeskirchen glänzend bewährt. Der geschichtlichen Entwickelung der Kirche bringt er ein feines Verständnis entgegen. Da ist nichts von bilderstürmerischem, puritanischem Geist; wo irgend möglich schont er die Tradition der Kirche, und nur wo sie entartet ist und der hl. Schrift direkt widerspricht, beschneidet er sie. Sein Gegensatz gegen die Kalvinisten stammt mehr aus deren Ignorierung jeglicher geschichtlichen Tradition, als aus dogmatischen Rücksichten. —

Daß Chyträus bis zu seinem letzten Atemzuge an seiner unbegrenzten Verehrung für seinen Lehrer Melanchthon unentwegt festhielt und ihn gegen Verunglimpfungen verteidigte, war vielen luther. Theologen strenger Richtung ein Dorn im Auge. Hunnius u. a. nahmen Anstoß an der 1591 veröffentlichten adhortatio, die, des Lobes über Melanchthon voll, zum fleißigen Lesen seiner Schriften auffordert. Philipp ist ihm eben nächst der Schrift stets die höchste Autorität geblieben, und er konnte es — wie sein Biograph Schütz sagt — kaum ertragen, daß man dessen παρoραματα auch nur mit leichtem Tadel berühre. Nur muß man nicht meinen, daß darüber Luther, dessen Schriften Chyträus auf fleißigste las, zu kurz gekommen wäre. Er faßte eben Luther und Melanchthon in ihrer unlösbaren Einheit auf und war eifrig bemüht, Philipp mit Luther zu vereinigen und den einen aus dem anderen zu erklären.

Je zweifelnder er den vielen Versuchen der Theologen, eine Vereinbarung in der Lehre zu erzielen, gegenüberstand, weil er oft erfahren hatte, daß sie sich selbst widersprächen und ihre eigenen Behauptungen retraktierten, desto eifriger war er, der Historiker, bemüht, die Kontroversen aus der Geschichte und dem Glaubensbewußtsein der alten Kirche zu erklären. Zu dem Zweck studierte er aufs eifrigste die Schriften der Väter der alten Kirche, und wo diese ihn im Stich ließen, wie z. B. bei der Idiomenkommunikation, da hielt er lieber mit seinem Urteil zurück, als daß er über Dinge, die uns hier doch stets ein Mysterium bleiben müssen, bestimmte Aufstellungen gemacht hätte.

Bei alledem soll nicht geleugnet werden, daß Chyträus auch an den Schwächen der melanchthonischen Natur teil hatte. Er war zuweilen allzu zaghaft und zurückhaltend in seinem Urteil. Und in seiner Nachgiebigkeit gegen Andersdenkende — worauf wir später zurückzukommen noch Gelegenheit haben werden — dürfte er hier und da zu weit gegangen sein.

Aber darum sich den Chythräus anders zu wünschen wie er war, oder ihn um dieser Schwäche willen zu verketzern, wäre zwecklos. Luther ist Luther gewesen, weil er war, wie er war, und ebenso stehts mit Melanchthon und Chyträus. —

Von tiefem Schmerz über die Uneinigkeit der lutherischen Theologen und über das zerrissene Antlitz der lutherischen Kirche erfüllt, und von den mannigfachen, z. T. sehr gehässigen und völlig aus der Luft gegriffenen Vorwürfen, Verdächtigungen und Anfeindungen zurückgestoßen und angewidert, wandte er sich in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens fast ausschließlich der Thätigkeit zu, für die er sein Leben lang die allergrößte Vorliebe besessen hatte und für die er unzweifelhaft am meisten begabt war, nämlich der historischen. Dieser Periode gehören die Werke an, durch die er sich in der Geschichte der deutschen Historiographie einen achtbaren Namen erworben hat, in erster Linie das Chronicon Saxoniae. Man muß sich wundern, wie er eine solche Arbeit hat bewältigen können, wenn man sich gegenwärtig hält, daß er nebenher noch seines Lehramts zu warten hatte, und vor allem, daß er in den letzten zwanzig Jahren seines Lebens mehr kranke als gesunde Tage gesehen hat. Die vielen Jahre ununterbrochener, harter Arbeit und übermäßiger Anstrengungen waren nicht spurlos an ihm vorübergegangen, sondern hatten die Keime zu mancherlei Krankheiten gelegt. Schwere Schicksalsschläge in seiner Familie und Schmerz über die Zerrissenheit seiner Kirche hatten das Ihre gethan, ihn früh zum alten Mann zu machen. Schon 1580, wo er sein Buch: de morte et vita aeterna schrieb, trug er sich mit Todesgedanken. In den 80er Jahren, wo ihn die erste Ausarbeitung der Saxonia völlig in Anspruch nahm, klagt er über Gliederweh und Kopfschmerz. 1589 hält ihn die Krankheit viele Monate ans Bett gefesselt. An vielen Orten hat sich bereits die Nachricht von seinem Tode verbreitet. Aber immer

wieder erholt er sich, und jeden Augenblick, den er der Krankheit abringen kann, widmet er der weiteren Ausarbeitung und Berichtigung seiner Chronik, eine Arbeit, die ihm in schweren Stunden, Erleichterung, Trost und Freude gewährte.

Im Jahre 1590 ist er fest entschlossen, sein Geschichtswerk abzuschließen und die Fortsetzung einem andern, der größer als er ist, zu überlassen, aber sobald er nur wieder einigermaßen bei Kräften ist, kann er sich seiner Lieblingsbeschäftigung nicht entziehen, und im Jahre 1591 schreibt er: trotzdem die Gicht ihn des Gebrauchs beider Hände beraubt hat, will er, solange Atem in ihm ist, den geschichtlichen Briefwechsel mit seinen Freunden fortsetzen und an der Vervollkommnung seiner Chronik weiter arbeiten. — Und das hat er gethan, trotzdem die Krankheiten in vermehrter Zahl und mit verdoppelter Gewalt von Jahr zu Jahr wiederkehrten. Auf dem Bette liegend, erklärte er 1594 seinen Söhnen und einigen ihm nahestehenden Jünglingen den Herodot, weil ihm dies eine unvergleichliche Befriedigung und Erleichterung in Schmerz und Krankheit verschaffte. Immer seltener kann er das Bett verlassen, immer mehr schwinden die Kräfte. Im Jahre 1598 verbreitet sich wiederum die Kunde von seinem Ableben. Doch er erholt sich einigermaßen und setzt unverdrossen seine Chronik fort, bis ins Jahr 1600, sein Todesjahr hinein. Noch in den allerletzten Lebenstagen lag ihm sein Geschichtswerk auf dem Herzen. Vier Tage vor seinem Tode, am 22. Juni, besuchte sein Freund Sturz den schwerkrank Darniederliegenden. Da sagte Chyträus zu dem ihm sehr nahestehenden Freunde: „Ich habe die Geschichte dieses Jahrhunderts beendet und die letzte Hand daran gelegt und weiter werde ich nun nicht schreiben." — Und diese seine Ahnung bestätigte sich; denn am 25. Juni 1600 beschloß er sein reichgesegnetes Leben durch ein sanftes, seliges Sterben.

II.

1. Die geschichtsphilosophischen Anschauungen des Chyträus. Man macht sich am besten einen Begriff von der Gelehrsamkeit und Vielseitigkeit unseres Autors, wenn man von den 1561 gehaltenen und alsbald im Druck erschienenen Vorlesungen: de Regulis studiorum et ratione discendi, eine Art Enzyklopädie fast aller Wissenschaften, Kenntnis nimmt. Es gab damals wohl kein Wissensgebiet, das von Chyträus in diesem Buche nicht berücksichtigt wäre. Nicht nur die Geistes-, sondern auch die Naturwissenschaften zieht er in den Kreis seines wissenschaftlichen Erkennens. Seine hervorragende pädagogische Begabung und Tüchtigkeit kommt vornehmlich in dieser Schrift zur Geltung. Auch hierin ist er ein würdiger Nachfolger Melanchthons, gewissermaßen ein zweiter praeceptor Germaniae.

Uns interessiert an diesem bedeutsamen Buche hauptsächlich das 5. Kapitel des 3. Teils: de historiarum lectione recte instituenda, wegen der darin niedergelegten Anschauungen über die Geschichte und über den Wert der Beschäftigung mit ihr. Diese sind nämlich für die Würdigung des historischen Charakters unseres Autors nicht unwichtig.

Die Historien — sagt Chyträus — sind zum großen Teil nichts anders als leuchtende Beispiele der göttlichen Weisheit und des göttlichen Gesetzes, der Vorsehung und Gegenwart Gottes in der Menschheit, ausgedrückt in den Thaten großer Könige, Staaten und Männer.

Indem diese Beispiele darthun, wie ungerechte Pläne und Verbrechen bestraft und ein gerechtes Verhalten belohnt wird, fallen sie mehr in die Augen und treiben mehr an, das Böse zu fliehen und dem Guten nachzujagen, als nackte Vorschriften.

Dann kommt Chyträus auf den Nutzen der Beschäftigung mit der Historie zu sprechen: Sie ist nützlich für den Herrscher, um sein Auge und Urteil zu schärfen für die Gründe der Veränderungen ꝛc. im Völkerleben, und damit er klüglich die Ursachen von Staatsunglück vorhersieht und eifrig meidet. Denn wie des Menschen Natur dieselbe bleibt, so sind die Händel, Pläne, Ursachen, Ausgänge ꝛc. im Völkerleben auch immer gleich. Darum ist die Geschichte, wie Thukydides sagt, ein κτῆμα εἰς ἀεὶ das ausgeprägte Bild des ganzen menschlichen Lebens, das zu allen Zeiten der Welt paßt, sehr nützlich, um ein richtiges Urteil über alle menschlichen Verhältnisse zu gewinnen. Ferner ist das

Studium der Geschichte von Nutzen für das Einzelleben; darum hat Cicero recht, wenn er sie magistra vitae nennt.

Aber sie ist nicht nur die Lehrerin des bürgerlichen, sondern auch des christlichen Lebens, und der Kirche Christi vor allem nötig; denn die ganze Heilslehre ist in den Büchern der Propheten und Apostel in geschichtlicher Ordnung überliefert, und keine Geschichte ist älter als die biblische, die die ununterbrochene und sichere Reihenfolge der Jahre und Dinge von der Schöpfung an enthält. — Die Profangeschichte ist hauptsächlich dazu da, damit die Reihe der göttlichen Offenbarungen umso deutlicher hervortrete.

Die höchsten und eigenartigsten Gaben des Menschen, sagt Chyträus — das Hauptziel aller unserer Studien ist die sapientia und die eloquentia, d. h. die Klugheit, richtig über die Dinge zu urteilen und die Fähigkeit, die Gedanken gut auszudrücken und schön darzustellen. Diese zwei Tugenden heißt Lucian den Historiker von Hause aus mitbringen. Sie werden offenbar am meisten ausgebildet durch das Studium der Geschichte.

Ohne die Geschichte könnten alle anderen Wissenschaften, so die Medizin, die Physik, die Philosophie nicht bestehen.

Die Kenntnis und Erforschung der Geschichte ist es vor allem, wodurch sich der Mensch von allen anderen Lebewesen, die nicht mit der Erinnerung für die Vergangenheit begabt sind, unterscheidet. Ausgelöscht aber würde die Kenntnis der alten Thaten, wenn sie nicht in Monumenten der Geschichte und Litteratur verzeichnet würden. — So ist die Geschichte in der That das Licht der Wahrheit, das Leben der Erinnerung, die Lehrerin des Lebens, die Verkünderin des Altertums.

Wer also Nutzen von der Beschäftigung mit der Geschichte haben will, der strebe zuerst danach, die gesamte Weltgeschichte nach der Vorschrift des Polybius *ὑπὸ μίαν-σύνοψιν ἄγειν καὶ σωματο ποιεῖν*, sie mit einem Blick zu umfassen, sie gleichsam in körperlicher Gestalt, wie ein Gemälde zu schauen und beständig vor seinem geistigen Auge zu haben. Dann giebt es keinen größeren Genuß als das Studium der Geschichte. Darum soll man sich zuerst nach einem Kompendium einen Gesamtüberblick über die Universalgeschichte zu verschaffen suchen. Schließlich soll man beim Studium der Geschichte sein Augenmerk nicht sowohl auf Beschreibung von Schlachten oder äußerlichem Pomp richten, als vielmehr auf das Ingenium, die Bestrebungen und den Charakter hervorragender Persönlichkeiten, auf die Ursachen und Anlässe der Geschehnisse, auf die Pläne, ob sie klug eingefädelt sind oder nicht, und vor allem auf die eingewobenen Reden und weisen Erwägungen. —

Chyträus schließt sich in seinen geschichtsphilosophischen Anschauungen aufs engste denen seines Lehrers Melanchthon an, dessen Bearbeitung der Carionschen Chronik er seinen universalhistorischen Vorlesungen zu grunde legte. Doch ist er an mehreren Punkten über Melanchthon hinausgegangen.

Die moralisierende, theologisierende Tendenz drängt sich, wie wir sahen, in den Vordergrund. — Daß eine solche Geschichtsauffassung, konsequent und im einzelnen durchgeführt, keineswegs zu richtigen, objektiven Resultaten gelangt, liegt auf der Hand. Sie geht von der falschen Voraussetzung aus, daß jeder bösen That die Strafe auf dem Fuße oder doch nach kurzer Zeit, noch während des Lebens des Übelthäters folge, und daß jede gute Handlung schon in diesem Leben ihren Lohn empfange und zu Ehren komme. Dies Prinzip aber streitet gegen die Wirklichkeit, wie wir sie vor Augen haben, und eben diese Wirklichkeit, wie sie ist — die Dinge wie sie sind, ohne Nebenabsichten und Tendenzen zu erforschen und zur Darstellung und Anschauung und Anschauung zu bringen, ist das Wesen der Geschichtsschreibung. — Es ist unvermeidlich, daß bei solcher Geschichtsbetrachtung, wenn sie wirklich in der Geschichtsschreibung auf das Material im einzelnen angewendet wird, (was weder bei Melanchthon noch — wie wir weiter unten noch zeigen werden — bei Chyträus der Fall ist) die Objektivität der Darstellung verletzt wird.

Neben diesen unwissenschaftlichen Gesichtspunkten hat Chyträus, wie wir sahen, auch manche sehr gute Erkenntnisse vom Wesen der Historie. Er weiß, daß die notwendigen Erfordernisse eines echten Historikers die wahre Weisheit, die Dinge richtig zu beurteilen und die Kunst einer schönen, anschaulichen Darstellung sind; er weiß, von welch eminenter

Bedeutung die geschichtliche Forschung für fast alle Gebiete des geistigen Lebens ist. Aus seinem Dringen darauf, bei der Erzählung geschichtlicher Ereignisse das Augenmerk nicht sowohl auf das Äußerliche, als vielmehr auf die Ursachen des Geschehenen und den Charakter hervorragender Persönlichkeiten zu richten, erhellt genugsam, daß er das Wesen pragmatischer Geschichtsschreibung begriffen hat. Der Gesichtspunkt endlich, den er am Schlusse aufstellt: man solle, um wahren Nutzen aus der Beschäftigung mit der Historie zu ziehen, sein Hauptbestreben darauf richten, das Gesamtbild der Geschichte mit einem einzigen Blick zu umspannen, es wie ein Gemälde zu schauen trachten, ein Gesichtspunkt, den Melanchthon ebenfalls betont, ist eines echten Historikers würdig. —

2. Das Hauptgeschichtswerk des Chyträus. Schon längere Zeit hatte sich Chyträus mit dem Gedanken, der ihm nahe liegen mußte, getragen, die geschichtlichen Werke Krantzens bis auf seine Zeit fortzusetzen. Zu Anfang der 80er Jahre machte er sich an die Ausführung und zwar griff er im Jahre 1582 zuerst die Fortsetzung der metropolis Krantzens, einer Geschichte der Bistümer Norddeutschlands an, die, wie Chyträus mit scharfem Auge erkannte, einer mehrfachen Ergänzung und Berichtigung bedurfte. Zu dem Zwecke wandte er sich teils persönlich, teils brieflich an die Vorsteher der Bistümer, Stifte und Archive um Überlassung von Quellenmaterial. Da aber standen ihm bittere Enttäuschungen bevor: Nur der Bischof von Lübeck, der Dekan von Havelberg und der Konsul von Wittstock haben seiner Bitte willfahrt. Viele haben ihm überhaupt nicht geantwortet, andere haben nicht einmal die Namen und Reihenfolge der Bischöfe ihres Bistums mitteilen können oder wollen.

Dadurch entmutigt, beschloß er, von der Fortsetzung der metropolis Krantzens abzusehen. Auch später, als ihm mehr Material zuging, hat er sie in der ursprünglich beabsichtigten Form nicht wieder aufgenommen. (cf. m. Diss. S. 28 ff.) Wahrscheinlich kam er bald zu der Überzeugung, daß die Geschichte jener Bistümer viel zu eng mit der Reformationsgeschichte und mit der Geschichte des Jahrhunderts überhaupt verflochten sei, als daß es für ihn zweckmäßig wäre, sie getrennt von jener darzustellen.

So ist denn die Fortsetzung nicht nur der Saxonia und Vandalia, sondern auch der Metropolis Krantzens in dem Hauptwerk, der Saxonia des Chyträus zu suchen, und nicht in der Namensaufzählung im Booemium Metropolis, das nur das Vorwort zu jener beabsichtigten, aber nicht nach dem ursprünglichen Plan ausgeführten Fortsetzung der Metropolis Krantzens ist. Grade der Teil der Saxonia, der die Geschichte jener Bistümer Norddeutschlands behandelt, ist mit am gelungensten.

a. Die Quellen der Geschichtsschreibung des Chyträus. Wenn man die Briefe des Chyträus durchliest, wird man sehr bald auf die Hauptquellen hingeführt, auf die sog. Briefzeitung, die im 16. Jahrhundert als Geschichtsquelle eine so außerordentliche Rolle gespielt hat.

Blicken wir in die Archive jener Zeit hinein, so finden wir sie von Briefzeitungen förmlich überschwemmt. Das Wesen und die Bedeutung derselben sind im allgemeinen noch zu wenig bekannt und gewürdigt.*) Sie sind die Vorläufer der gedruckten, periodischen und somit im letzten Grunde der heutigen Zeitungen. Aus der Zeit vor der Erfindung der Buchdruckerkunst stammend, wo man das Bedürfnis fühlte, sich über wichtige Tagesneuigkeiten Kenntnis zu verschaffen, waren sie bereits zu Beginn des 15. Jahrhunderts vielfach in Gebrauch. Mit dem Aufkommen der Buchdruckerkunst wurden sie teilweise gedruckt, oft in mehreren Auflagen. Aber neben den gedruckten bestehen die geschriebenen noch immer in großer Zahl fort. — Unter den niederen Kreisen des Volkes waren diese geschriebenen und gedruckten politischen, kirchlichen und sonstigen Neuigkeitsberichte sehr wenig in Umlauf; denn dort war die Teilnahme an den politischen und öffentlichen Dingen gering. Gelehrte und Beamte (weltliche und kirchliche), Börsenmänner und Kaufleute, Staatsmänner und Fürsten waren es, die dies Institut der geschriebenen Zeitungen pflegten und immer mehr ausbildeten. — Man führte damals unglaublich ausgearbeitete Korrespondenzen. In die Briefe flocht man kürzere oder längere Notizen

*) Vgl. R. Graßhoff, die briefl. Zeitung des 16. Jahrh. Leipzig 1877.



über alle möglichen Neuigkeiten und Begebenheiten ein. Bei Ereignissen, die allgemeines Interesse in Anspruch nahmen, schwollen diese Notizen zu längeren Berichten an, die in dem Briefe selbst keinen Platz mehr fanden. Daher hängt man den eigentlichen Briefen Blätter, Beilagen (pagellae, newe Zeitungen, Briefzeitungen) an, die oft eine ganze Anzahl solcher Notizen und Berichte über die verschiedensten Begebenheiten enthielten. Diese Briefzeitungen blieben nicht in den Händen des Adressaten, sondern gingen aus einer Hand in die andere, wurden von Ort zu Ort weiter geschickt und öfter gedruckt oder in fremde Sprachen übersetzt. In dieser Gestalt findet man sie heute noch in zahlreichen Exemplaren in den Archiven. Auch in den umfangreichen Korrespondenzen aus jener Zeit finden sie sich in großer Menge, so z. B. in Melanchthons ungeheurem Briefwechsel. In der Studierstube Melanchthons strömte eine Flut solcher Neuigkeitsberichte zusammen, und von hier aus gingen sie wieder, oft in vermehrter und verbesserter Auflage, in alle Winde.

Die Quellen der Briefzeitungen sind vielfach mehr oder minder bestimmte Gerüchte, oder Berichte der zureisenden Kaufleute und Buchhändler, Erzählungen von aus dem Felde heimkehrenden Soldaten, Mitteilungen von Studenten, Gastfreunden, Gesandten 2c. Auch gab es eigne Boten (tabellarii), die solche „neuen Zeitungen“ von Berufswegen von Ort zu Ort trugen.

Natürlich waren diese Nachrichten inbezug auf ihre Glaubwürdigkeit sehr verschieden. Die zuverlässigsten waren in der Regel die, die in den Verkehrscentren zusammenliefen. In Wien strömten z. B. besonders viele Nachrichten aus dem Osten, über die Türken 2c. zusammen. Noch wichtiger war Venedig. Hier besaß man bereits ein Zeitungsbureau, das außer den kaufmännischen Nachrichten auch Berichte über politische und andere Geschehnisse einzog und an Interessenten in Abschriften verkaufte. Die Schreiber wurden gut bezahlt.

Nach Wittenberg gelangten ebenfalls Nachrichten aus aller Herren Länder. Andere Centralpunkte waren Genua, Nürnberg, Augsburg, Frankfurt a. M., Köln, Straßburg, Hamburg, Lübeck, Bremen, Riga, Rostock 2c. — Natürlich flossen auch an den Fürstenhöfen eine große Masse solcher Tagesneuigkeiten zusammen. Die Beamten der Kanzleien teilten die Neuigkeiten dem Fürsten mit, falls die Briefe nicht direkt an denselben adressiert waren. Es kommt uns heute seltsam vor, daß an Fürstenhöfen oft lang andauernde Unkenntnis über wichtige Tagesereignisse herrschte.

Daß ihnen derartige Zeitungen meist sehr willkommen waren, beweist u. a. ein Brief Herzog Albrechts von Preußen an Melanchthon, worin es u. a. heißt: möget Ihr uns in Wahrheit glauben, daß wir, die wir schier am Ende der Welt sitzen, bisweilen weniger denn nichts von solchen und dergleichen Zeitungen bekommen. Begehren demnach mit Gnaden an Euch, Ihr wollet uns oft und viel neuer Zeitungen schreiben. —

Die Briefzeitungen lieferten meistens einfache historische Berichte, untermischt mit Betrachtungen, welche die persönlichen Befürchtungen, Wünsche und Hoffnungen ausdrücken. Sie bilden ein Sammelsurium von Nachrichten der mannigfachsten Art.

Diese Briefzeitungen also, die nicht selten in etwas veränderter und reduzierter Gestalt in die zeitgenössischen Geschichtswerke (Sleidan, Paulus Jovius 2c.) übergegangen sind, haben auch für Chyträus eine Hauptquelle gebildet. — Man staunt, wenn man hinter den Umfang der Korrespondenz kommt, die Chyträus geführt hat. Einen stattlichen Band von nahezu 1300 engbedruckten Oktavseiten bildet die uns überkommene Briefsammlung und doch dürfte sie nur einen Bruchteil seiner gesamten Korrespondenz enthalten. Mit über 400 Personen hat er nachweisbar in Briefverkehr gestanden, und an einzelne lassen sich mindestens 60 Briefe von nicht geringem Umfang nachweisen, von denen die Sammlung nur den zehnten Teil enthält. Gewiß sind noch Briefe von Chyträus in öffentlichen und privaten Bibliotheken oder in den Archiven zu Wien, Prag, Riga, Kopenhagen, Stockholm 2c. vorhanden; sehr viele werden verloren gegangen sein. Die Briefe haben nicht nach Hunderten, sondern nach Tausenden gezählt. Mit dem Kaiser und dem Patriarchen von Konstantinopel, mit Königen und Königinnen, mit unglaublich vielen Fürsten, Herzögen, Grafen, Baronen, Kanzlern, Räten, Sekretären,

Konsuln, Senatoren, Syndiken, Erzbischöfen, Bischöfen, Superintendenten, Gelehrten aller Fakultäten hat Chyträus in Briefwechsel gestanden. Seine Korrespondenz reicht von Island und Stavanger bis Konstantinopel und Alexandrien, von Edinburg und London bis Lemberg und weit ins Russische hinein. Man muß sich gegenwärtig halten, daß Chyträus eine Berühmtheit war, daß sein Ruhm, den er am meisten seiner historischen Thätigkeit verdankte, ganz Europa erfüllte. — Nun enthalten natürlich viele Briefe, namentlich aus der ersten Rostocker Periode, fast ausschließlich Theologisches, seit Ausgang der siebziger Jahre aber bezieht sich ihr Inhalt immer ausschließlicher auf geschichtliche Dinge, und die Formeln mitto nova, mitto pagellas meo more, mitto paginas more usitato etc. kehren immer wieder, ein Zeichen, daß den Briefen historische Beilagen angehängt waren. Zum Schluß folgt dann gewöhnlich die stereotype Formel: a te vicissim nova expecto oder: siquid de rebus Turcicis, Gallicis etc. ἀξιόλογον habes, quaeso, ut mecum communices, oder wie die Formeln sonst lauten.

Die Glaubwürdigkeit dieser Briefzeitungen ließ natürlich häufig viel zu wünschen übrig. „Lügenzeitungen" waren nichts Seltenes. Damit mußte man von vorne herein rechnen und hat Chyträus selbstverständlich gerechnet.

Derartige Lügenzeitungen gingen nicht bloß aus Unkenntnis, sondern häufig aus einer ganz bestimmten Absicht hervor. Leute, die man ihrer Stellung nach für sehr wohl unterrichtet halten mußte, oder die sich wenigstens den Anschein zu geben verstanden, als seien sie es, bedienten sich, gradeso wie heute, der jeweiligen herrschenden Stimmung, um ihren falschen Berichten und Enthüllungen eine solide Grundlage und den Schein der Glaubwürdigkeit zu geben. Chyträus sah sich daher bei diesen Nachrichten wohl vor und prüfte sorgfältig, weß Geistes Kinder sie seien.

Wenn ihm ein berichtetes Faktum nicht ganz glaubwürdig erschien, so wartete er, bis mehrere Berichte von glaubwürdigen Personen einliefen. Gelegentlich läßt er sich vernehmen: Neues gäbe es wohl, nur hätte er noch keine völlige Sicherheit darüber.

Bei dem rapiden Anschwellen seiner Korrespondenz, vornehmlich in den achtziger Jahren, war es ihm natürlich unmöglich, sich durch geschriebene Neuigkeitsberichte für die Empfangenen dankbar zu zeigen. Um dem Verlangen der zahllosen, nach Neuigkeiten allzeit hungrigen Korrespondenten zu genügen, stellte er Pagellen zusammen und ließ sie drucken. Hierzu wählte er mit Vorliebe solche Ereignisse, die — wie er sich ausdrückt — „in aller Ohren klangen", wie die Belagerung Antwerpens, die Krönung Sigismunds III. von Polen ꝛc. Einige dieser kleinen Veröffentlichungen wuchsen zu Broschüren, zu kleinen Werken (opuscula) an. Der Inhalt dieser kleinen Schriften ist sehr gemischt.*) Neben offiziellen Edikten oder Auszügen aus solchen stehen offiziöse Berichte, und zwischen diesen kurze Briefnotizen über alle möglichen geschichtlichen Ereignisse oder eine der in jener Zeit so beliebten historischen Reden. Eine Kritik des Inhalts ergiebt, daß sie ihrem Werte nach nicht nur untereinander, sondern auch in sich selbst sehr verschieden sind. Einzelne Berichte können als zuverlässige Quelle gelten, während andere Teile einer solchen Flugschrift als wertlos bezeichnet werden müssen. So sind die Reden oft nichts weiter als Lobhudeleien. — Chyträus gebührt das Verdienst, diese Gattung der historischen Flugschriften weiter ausgebildet zu haben. Und daß er damit große Anerkennung gefunden hat und einem Zeitbedürfnis entgegengekommen ist, beweisen nicht nur die wiederholten Auflagen, die sie erlebten, sondern auch der Umstand, daß man ihm von vielen Seiten ähnliche Arbeiten zur Herausgabe übersandte. So bittet ihn Heinrich Rantzau, Vizekönig von Holstein, die Herausgabe seiner Leichenrede auf König Friedrich von Dänemark zu besorgen. Der Bischof von Hildesheim schickt ihm die Geschichte des Hildesheimer Krieges zur Herausgabe. Der junge Herzog von Kurland will die vita seines Vaters von ihm bevorwortet und ediert wissen. Ebenso wird ihm die vita Karls IX. von Frankreich zur Herausgabe übersandt. — Die stille Studierstube des Theologen ist zum Redaktionsbureau für historische Schriften geworden.

*) Vgl. Richard Hausmann, Studien zur Geschichte des Königs Stephan von Polen. 1. Teil. Dorpat 1880. S. 75ff.



Neben den gedruckten Flugschriften waren selbstverständlich auch noch immer die geschriebenen Briefzeitungen in Umlauf.

Wie hat nun Chyträus diese ganze Zeitungslitteratur für seine Chronik nutzbar gemacht? — Wo es sich um Dinge von mehr persönlichem und privatem Interesse handelt, hat er die Berichte der Saxonia gegenüber denen der Briefe sehr beschnitten. In vielen Fällen stellt er den Bericht aus mehreren Briefzeitungen, die ihm über ein und dasselbe Thema zugegangen sind, zusammen. Die größeren gedruckten Flugschriften, die er schon als solche einer gewissen Redaktion unterworfen hatte, hat er ziemlich wörtlich in seine Chronik aufgenommen. Man erkennt dies u. a. an der erbaulichen Schlußformel, die auch in seinen Briefen oft wiederkehrt. Andern hat er die religiösen Betrachtungen und Verzierungen, die meist nur äußerlich angeklebt wurden, genommen.

Mit dem Material, das ihm durch seinen ausgedehnten und weitverzweigten Briefverkehr aus allen Himmelsgegenden zuströmte — so massenhaft es auch war —, konnte Chyträus sich nicht zufrieden geben. Er mußte sich, besonders für die erste Hälfte seines Chronikon, anderweitig nach Stoff umsehen. — Zu dem Zweck hat er sich um urkundliches Material an die Archive und Höfe gewandt, da diese „Burgen der Gerechtigkeit und der Wahrheit seien und dafür gehalten werden“. — Und da ist ihm denn vieles zur Verfügung gestellt worden. — Am entgegenkommendsten hat sich der schwedische König gezeigt, der ihm reichliche Akten und Aufzeichnungen aus der früheren schwedischen Geschichte, namentlich über Steno Sture und Gustav Wasa durch seinen Kanzler Olaf Swercheri zur Benutzung übermittelt hat. Die Bischöfe von Hildesheim, Lübeck, Bremen und Verden haben ihm Chroniken ebenfalls aus der ersten Hälfte des Jahrhunderts übersandt. Die Städte Wismar, Lübeck, Münster, Dortmund, Emden, Stralsund, Treptow, Riga rc. haben ihn mit den Schätzen ihrer Archive unterstützt.

Nun muß man aber nicht glauben, daß all dies Material reine, unverfälschte und ungefärbte Quellen gewesen wären. Chyträus mußte mit dem Material, das man ihm mitzuteilen beliebte, vorlieb nehmen. Von diesen Quellen waren aber manche offizieller oder offiziöser Herkunft und von tendenziöser Färbung, und da mußte Chyträus sehen, wie er mit ihnen fertig wurde. — Die Verarbeitung dieses Materials ist ihm sauer genug geworden. In einem Brief an Rantzau klagt er darüber: „Schwierig ist es für mich gewesen, die dänischen und schwedischen Berichte über Severin von Norby mit einander in Einklang zu bringen und oft habe ich beim Schreiben gedacht: Die hohen königlichen Räte müßten dafür Sorge tragen, daß wahre und sichere Erzählungen aufgeschrieben würden. Aber die scheinen andres zu thun zu haben, da sie dem Geschichtsschreiber, wenn er sich um Mitteilung der Wahrheit an sie wendet, nichts antworten, und wenn man die Wahrheit allzu nackt sagt, hart mit einem ins Gericht gehen. Noch in mehreren andern Briefen klagt er, daß ihn die Bearbeitung der von verschiedenen Standpunkten aus verfaßten und oft differierenden schwedischen und dänischen Quellenberichte besonders große Schwierigkeit mache. Nach Möglichkeit und besten Kräften habe er Kritik geübt: So habe er die schwedischen Aufzeichnungen mit denen des Rosefontanus über das Leben des Königs Johann von Dänemark und Schweden verglichen, damit auch die andre, die dänische Partei zu Worte komme, und er habe nichts, was zur Feststellung und Erforschung der Wahrheit dienen könne, außer acht gelassen.

Aus diesen Briefen erhellt zur Genüge, daß Chyträus nach besten Kräften an seinen Quellen Kritik übte und aufs redlichste bemüht war, jedem das Seine zu geben, was allerdings bei der Lückenhaftigkeit und Verderbtheit seiner Quellen zuweilen ein Ding der Unmöglichkeit war.

Da die ihm aus fürstlichen und städtischen Archiven zur Verfügung gestellten Hülfsmittel in vielen Fällen versagten, so schlug Chyträus ein eigentümliches Verfahren ein, um diesen Mangel auszugleichen. — Er sucht offizielle Mitarbeiter zu gewinnen, die ihm bestimmte Abschnitte ausarbeiten. Da sind zuerst seine Schüler, die unter ihm durch eine tüchtige historische Schule hindurch gegangen waren, und von denen sich mehrere, wie bereits erwähnt, als Geschichtsschreiber hervorgethan haben.

An Friedrich Beurhusen, Rektor der Schule zu Dortmund, wendet er sich mit der Bitte um Mitteilung der kurzen Geschichte des dortigen Gymnasiums und der Stadt. Heinrich Betulejus, Rektor zu Lüneburg, hat ihm eine genaue Beschreibung der Braunschweiger Händel versprochen. Den Pastor Stolshagen zu Iglau bittet er, sich genau nach den Anfängen und dem Fortgang der Reformation der Stadt zu erkundigen und ihm darüber zu berichten, damit er es der Geschichte der übrigen Kirchen hinzufügen könne. Asderborn und Tegelmeister schickten ihm eingehende Berichte über die Reformation und Gegenreformation in Riga. An den eben aus Norwegen zurückgekehrten Vizekönig, den dänischen Ritter Christian Frise, schickt er auf eigene Kosten einen tabellarius, um endlich von ihm ausführliche Berichte über die Chorographie Norwegens und die Geschichte des Krieges, den der Dänenkönig 1500 und 1530 in jenem Lande geführt hat, zu erlangen, behufs Einverleibung in seine Chronik. Mit genau demselben Ansinnen wendet er sich an den Syndikus Simon von Aslve in Norwegen, vielleicht weil Frise seinem Wunsch nicht in genügender Weise entgegengekommen ist.

Eine noch andre, in recht weitem Umfang angewandte Methode, seine Chronik zu ergänzen und zu berichtigen, ist die, daß er einzelne Bücher derselben, die er eigens für diesen Zweck in einer geringeren Anzahl von Exemplaren drucken ließ, an kompetente Männer zur Zensur und Vervollständigung schickte. Zuweilen gaben ihm seine gelehrten Freunde, Schüler und andere, die von seiner Chronik Kenntnis genommen hatten, aus eigenem Antrieb Winke und Fingerzeige, die er für die Verbesserung und Ergänzung seines Werkes benutzen konnte, indem sie ihn entweder auf kleine Irrtümer aufmerksam machten oder ihm glaubwürdigere und ausführlichere Berichte zusandten.

Chyträus war eben bei den unüberwindlichen Schwierigkeiten, sich ausgiebige und rein fließende Quellen zu verschaffen, auf Mitarbeiter angewiesen und mußte sich in vielen Stücken auf ihr Urteil verlassen, und es liegt auf der Hand, daß dies Verfahren der Saxonia in vielen Fällen zu gute kommen mußte und zu gute gekommen ist. Daß die Chronik als Ganzes hierdurch eine **wesentliche** Änderung erfahren habe, glauben wir nicht. Schade, daß sich die ersten Abzüge, aus denen man den Umfang jener Korrekturen hätte ermessen können, nicht mehr erhalten haben.

Daß in einzelnen Fällen die Objektivität der Saxonia unter der teilweise offiziellen Korrektur gelitten hat, wird man freilich kaum leugnen können; denn schwerlich sind alle Korrektoren so gesonnen gewesen wie der sächsische Kanzler **Gerstenberg**, der dem **Chyträus** die zur Zensur unterbreiteten Pagellen der Saxonia mit der verbindlichen Antwort zurücksandte: er wolle nicht mit seiner Sichel in einer fremden Ernte schneiden, denn es sei Vermessenheit, wenn — sit venia verbo — „Das Schwein die Minerva belehren wolle".

Von Wichtigkeit für die Quellenuntersuchung der Saxonia ist die Frage, ob und in welchem Abhängigkeitsverhältnis sie zu andern bekannteren Geschichtsschreibungen jener Zeit steht:

Da liegt die Annahme nicht ferne, daß **Chyträus** sich auf **Sleidans** berühmtes Buch gestützt habe, zumal da ihm für die erste Hälfte seines Werks die beliebte Quelle der Briefzeitung nur spärlich fließen konnte. Allerdings hat er das treffliche Werk besser zu würdigen gewußt als sein Lehrer **Melanchton**, der bei dessen Erscheinen urteilte, er könne das Werk nicht loben, denn es bringe vieles wieder ans Tageslicht, was besser mit ewigem Schweigen bedeckt geblieben wäre.

Chyträus hingegen urteilt: **Sleidan** habe die Geschichte Luthers und die aus dem Zwiespalt der Religion im deutschen Reich entstandenen Kämpfe und Thaten **Karls** V. treu und lichtvoll geschildert.

Eine Prüfung wird ergeben, ob Chyträus den Sleidan benutzt hat. —

Im 7. Buch seiner Chronik, unter den Aufzeichnungen des Jahres 1517, gedenkt **Chyträus** mit ein paar Sätzen des Thesenanschlags und des Ausspruchs, den **Krantz** auf die Kunde hiervon kurz vor seinem Tode that, giebt dann ein paar notdürftige Daten aus Luthers Leben und fährt darauf fort: „Von diesem Jahr hat **Johann Sleidan** Luthers Geschichte und die daraus erfolgten Veränderungen im weltlichen Regiment an-

gefangen, welche zugleich mit den Büchern und Schriften Luthers männiglich bekannt sind. Deshalb will ich vorsätzlich die Händel, die zuvor genugsam ganz weitläufig von vielen beschrieben sind, übergehen oder doch nur die Hauptsache aufs allerkürzeste berühren. —

Da haben wir seinen Grundsatz in Bezug auf Sleidan, nach dem er denn auch verfahren ist. — Der Entwicklung und inneren Kämpfe Luthers, die doch für das Verständnis der Entstehung der Reformation von so hoher Wichtigkeit sind, des Thesenstreits, der Unterredungen mit Cajetan und Miltitz, der Leipziger Disputation, der Verhandlungen auf dem Reichstage zu Worms — gedenkt Chyträus gar nicht oder nur im Vorübergehen mit ein paar flüchtigen Worten. Dagegen erzählt er mit Behagen und Ausführlichkeit eine lustige Anekdote, die auf dem Reichstage zu Worms passiert sei, und die Melanchthon in seinen Vorlesungen des öfteren zum Besten gegeben habe. — Die Entführung Luthers auf die Wartburg und den dortigen Aufenthalt schildert er ausführlicher als Sleidan, überhaupt ist das Bestreben, jenen zu ergänzen, etwas zu bieten, was Sleidan nicht hat, unverkennbar. Eine Ausnahme von diesem Grundsatz macht er bei der Darstellung der Verhandlungen auf dem Augsburger Reichstag von 1530, wo er sehr ausführlich verfährt, und zwar aus dem Grunde — den er obendrein selbst angiebt —, weil er hierüber gründlichere Quellenstudien gemacht und die Akten und Verhandlungen dieses Reichstages herausgegeben hatte. — Auf 20 Seiten der Saxonia hat er die Quintessenz des größeren Werkes wiedergegeben, und es ist ihm dies meisterhaft gelungen. Diese Partie ist eine der besten der Chronik. —

Eine Anlehnung an andere bekannte Geschichtschreiber jener Zeit (Jovius, Bucharan, Heidenstein 2c.) ist entweder überhaupt nicht oder doch nur in beschränktestem Maße nachzuweisen (vgl. meine Dissertation S. 44ff.). Es wäre grundfalsch, für jeden Bericht in der Saxonia nach einer Vorlage suchen und eine solche nachweisen zu wollen. Chyträus war ein Mann der augenblicklichen Aufzeichnung. Er machte sich Notizen von allem, was er sah und hörte. Vieles in seiner Chronik hat er direkt aus dem Gedächtnis niedergeschrieben. Die persönliche Beobachtung, Erfahrung und Erinnerung ist eine nicht zu unterschätzende Quelle bei ihm. In Florenz steht er am Grabe des Historikers Jovius und merkt sich dessen Epitaphion, das er an der gehörigen Stelle seiner Chronik zu verzeichnen nicht vergißt. Ebensowenig versäumt er, bei der Todesanzeige des Rektors der Schule zu Groningen zu berichten, wie er denselben vor zwei Jahren auf seiner Reise durch Holland besucht und ihm „mit holdseligen Worten" die kleine Kunst Galens vor einer zahlreichen Schülerschar hat erklären hören; wie er sich von ihm die Gebeine Wessels hat zeigen lassen, und wie sie sich über Luther, Erasmus und den greulichen Unfug der Wiedertäufer in jenen Gegenden unterhalten haben. — Die Cimbrische Halbinsel hat er in der ausgesprochenen Absicht durchwandert, seine Saxonia um die Chorographie dieses Landes bereichern zu können. — Und was hat er nicht alles auf seinen Reisen nach Österreich und Steiermark erfahren, wo er zu so vielen, auch geschichtlich wohl unterrichteten Männern in nahe Beziehungen trat.

Viel Neues konnte er von der aus allen Gegenden Europas in Rostock zusammenströmenden, beständig fluktuierenden Studentenschaft zu wissen bekommen. — Und wie viele Fürsten, Kanzler, Sekretäre 2c. haben ihn in seinem stillen „Musaion" aufgesucht, die er gründlich ausgeforscht hat. — Überall war er der Wißbegierige, keine Gelegenheit, seine geschichtlichen Kenntnisse zu erweitern, sich über ihm unklare Dinge Gewißheit zu verschaffen, hat er unbenutzt vorübergehen lassen.

Ein wahrer Schatz war für ihn sein sogar in bezug auf die unbedeutendsten Kleinigkeiten erstaunlich treues Gedächtnis, das ihm bis zu seinen letzten Lebenstagen in ungeschwächter Kraft erhalten blieb. Er war der eifrigste Sammler von alten Tafeln, Papieren und Dokumenten. Die zeitgenössische Litteratur im weitesten Sinne bis zu einem gewissen Grade als Quelle zu benutzen, verschmähte Chyträus nicht. Wiederholt führt er ganze Passagen aus Erasmus Werken, namentlich aus dessen sehr geschätzten Briefen an. Und wo die Quellen spärlicher flossen, da begnügte er sich eben mit dem, was er hatte: So werden in der Saxonia die Ereignisse eines ganzen Jahres zuweilen auf dem engen Raum einer halben oder einer Seite abgethan. In einzelnen Büchern

des ersten Teils seiner Chronik hat er fast nur das ihm aus Schweden reichlich zugeflossene Material verarbeitet. Trotzdem nimmt die Darstellung des reichsten halben Jahrhunderts unserer Geschichte bei Chyträus kaum zwei Drittel des Raumes ein, welchen er der letzten, ungleich ärmeren Hälfte zugemessen hat, ein Beweis dafür, daß Chyträus im ersten Teil seines Geschichtswerks gewissermaßen nur Nachlese halten will, und daß sich im zweiten Teil der ursprünglich ins Auge gefaßte Rahmen einer Geschichte Sachsens immer mehr zu dem einer Geschichte Europas ausgewachsen hat.

b. Nähere Würdigung des Chronikon als Ganzen. Die ersten beiden Ausgaben seiner Chronik (1585 und 86) ließ Chyträus anonym erscheinen, und zwar, wie er selbst in einem Briefe angiebt, aus dem Grunde, damit er, wie jener Maler, der hinter seinem Gemälde auf das Urteil der Vorübergehenden horchte, aus den Urteilen kompetenter Leute erführe, ob es wahr und gewiß sei, was er nach den Briefen seiner Freunde erzählt habe.

Er wollte eben, daß sein Buch durch sich selbst wirke, und daß man sich bei Beurteilung desselben nicht durch persönliche Gründe, sei es der Gunst oder der Mißgunst, beeinflussen ließe. Auch mag seine oft allzuängstliche Natur mit dazu beigetragen haben, daß er dies periculosae plenum opus aleae, wie er es in der Vorrede nennt, zuerst anonym in die Welt geschickt hat. Er geht sogar so weit, in der Vorrede zur Saxonia zu fingieren: „Ein Freund von ihm habe angefangen, diese Geschichte zu schreiben, und er habe ihn durch Genealogien rc. nach Kräften unterstützt."

Diese Fiktion des Chyträus ist ihm mit Recht von mehreren Seiten verübelt worden. Es zeigt sich hier die Neigung des Chyträus zu dissimulieren, die seine Biographen als eine seiner schwachen Seiten hervorheben. In den späteren Ausgaben hat er sich dann unverhohlen als Verfasser bekannt.

Chyträus wußte sehr wohl, daß die Pragmatik, die Bloßlegung und Aufzeigung der bewegenden geistigen Kräfte in und hinter den Dingen, die genaue Darlegung der Ursachen, Gründe, Anlässe, näheren Umstände rc. das wahre Wesen der Historie ausmache. — Er hat einen sehr hohen Begriff von der Historie und stellt an den wahren Historiker die höchsten Anforderungen. In seiner oft gerühmten Bescheidenheit hat er sein Chronikon nur als eine rohe Stoffsammlung, als einen Entwurf einer sächsischen Geschichte bezeichnet, worin er nur Bausteine für einen echten Historiker, wie z. B. Herodot oder Thukydides es waren, zusammentrage.

Wenn man mit dem Maßstab der heutigen pragmatischen Geschichtsschreibung an die Saxonia herantritt, so muß man gestehen, daß sie manches zu wünschen übrig läßt: Der Stoff ist durch die chronologische Anordnung oft sehr zerrissen und die Übersicht erschwert. Die großen allgemeinen Gesichtspunkte fehlen häufig. Der Stoff ist nicht genug mit den gewaltigen Ideen, die in jenem Jahrhundert alles beherrschten und dem Zeitalter ihr Gepräge verliehen, nach allen Seiten hin durchdrungen, die einzelnen Thatsachen sind nicht immer nach ihrer Bedeutung für das Ganze erfaßt und in pragmatischer Weise zu einem künstlerischen Ganzen vereinigt. Chyträus steht noch mitten in der brausenden Bewegung jener Zeit, daher konnte er ihre Bedeutung noch nicht voll übersehen; es fehlte ihm dazu u. a. auch an Zeit, und nicht zum wenigsten an ausreichenden und reinen Quellen.

Wollen wir dem Chronikon gerecht werden, so müssen wir es in echt wissenschaftlicher und historischer Weise mit dem Maßstab seiner Zeit messen. Und da müssen wir sagen: Es genügte vollauf den Anforderungen, die in jener Zeit an ein wissenschaftliches Geschichtswerk gestellt wurden, und nach Sleidans berühmtem Werk giebt es in jenem Jahrhundert in Deutschland keine bedeutendere Erscheinung auf historischem Gebiet.

Das Werk wurde von den Zeitgenossen mit ungeheurem Beifall aufgenommen. Das beweisen auch die zahlreichen Auflagen, in denen es noch zu Lebzeiten seines Verfassers erschienen ist. Durch eine deutsche Übersetzung wurde das Chronikon auch dem Volke zugänglich gemacht. Die bedeutendsten zeitgenössischen Historiker zollten dem Werke rückhaltslose Anerkennung und wählten den Chyträus zu ihrem Vorbild in der Geschichtsschreibung. Männer wie Conring, Seckendorf u. a. waren des Lobes über die Saxonia



voll; und man kann nicht in Abrede nehmen, daß das Werk von nachhaltigster Wirkung gewesen ist.

Von bleibendem Werte ist die Darstellung der Einführung und des Fortgangs der Reformation in den einzelnen norddeutschen Städten und Territorien. Chyträus war von der Überzeugung durchdrungen, es sei ein Mangel, wenn zu der Universalgeschichte der Kirche nicht die der einzelnen Partikularkirchen hinzukämen; und so war sein Bestreben darauf gerichtet, eine Geschichte derselben für Norddeutschland zu liefern. Dieser Teil der Saxonia darf als eine würdige Ergänzung und Fortsetzung der Geschichte Sleidans und als eine nicht unwesentliche Bereicherung unserer Kenntnis der Reformationsgeschichte bezeichnet werden; manchem späten Kirchenhistoriker ist er zu gute gekommen.

Wenn die Saxonia im großen und ganzen auch durch die Resultate der neuern Geschichtsschreibung antiquiert ist, so kommt sie doch noch vielen, aus Archiven 2c. geschöpften Einzelheiten, namentlich der Territorialgeschichtsschreibung zu gute. Die Geschichte der nordischen Reiche ist in dem Chronikon reichlich bedacht. Die Verhandlungen über die Konkordienformel, wie überhaupt die erbitterten Kämpfe zwischen den verschiedenen Richtungen in der protestantischen Kirche während der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts hat Chyträus mit Stillschweigen übergangen, ohne Zweifel aus Widerwillen gegen dogmatische und kirchliche Zwistigkeiten. Es ist ihm dies von manchem verübelt worden.

Besser für das Chronikon wäre es gewesen, wenn Chyträus die historischen Reden über berühmte fürstliche Persönlichkeiten seiner Zeit an den betreffenden Stellen nicht in die geschichtliche Darstellung seiner Chronik eingeflochten hätte. Diese Reden sind von recht geringem historischen Wert: die Charaktere der geschilderten Personen sind nicht scharf gefaßt. So hat sich Chyträus über die geistlichen Grundlagen und die politischen Beweggründe und Absichten der deutschen Kaiser völlig getäuscht. Nicht anders wie sein Lehrer Melanchton hat er diesen, namentlich Karl V., inbezug auf ihr Verhältnis zur evangelischen Kirche viel zu viel zugetraut, sie mit zu viel Wohlwollen behandelt.

Um noch ein Wort über die Form der Saxonia zu sagen, so ist dieselbe gewandt und ansprechend. Der Verfasser erhebt sich in seiner Darstellung nicht selten zur Anschaulichkeit und lebendigen Schilderung. Auch in der Sprache eifert Chyträus seinem Vorbilde Melanchton nach, ohne jedoch immer dessen elegantes und flüssiges Latein zu erreichen.

Im Hinblick auf die theoretischen Anschauungen unsers Autors über die Historie müßte man eigentlich inbezug auf bestimmte Gesichtspunkte mit einiger Beklemmung an seine Geschichtsschreibung herantreten. Man könnte fürchten, daß er überall das religiös-ethische Moment in gewaltsamer, tendenziöser Weise in den Stoff verarbeitet und so der Objektivität in Darstellung der Thatsachen geschadet hätte.

Aber hierin sieht man sich angenehm enttäuscht. Jenes Prinzip ist nicht so ernst gemeint, wie es den Anschein hatte, es muß bei der Wahrheitsliebe des Mannes dem Zwange der Thatsachen, die sich eben nicht so ohne weiteres jenem moralisierenden Prinzip unterordnen wollen, weichen. Es ist auch darin dem Chyträus ergangen wie seinem Lehrer und Vorbild. Theologische und religiöse Betrachtungen kommen in der Saxonia sehr selten vor, und wo sie vorkommen, sind sie äußerst harmloser Natur.

Und während er in seinen Briefen und Flugschriften an die Darstellung ungewöhnlicher und Aufsehen erregender geschichtlicher Ereignisse gern theologische Betrachtungen über Gottes Zorn und Gericht 2c. anknüpft, begnügt er sich in seiner Chronik durchgängig mit der Erzählung des nackten Thatbestandes.

Es ist kein Wunder, daß ein Mann von so scharfem und besonnenem Urteil und von so wahrheitsliebendem Charakter wie Chyträus, in seinem Geschichtswerk im großen und ganzen Licht und Schatten richtig verteilt und jedem das Seine giebt. Wenn seine Sympathieen auch unverkennbar der Reformation gehören, so hat das ihn doch nicht blind gemacht für die Schwäche und Verfehlungen der lutherischen Partei und ihrer großen Männer. Auf der andern Seite sucht er der römischen Kirche nach besten Kräften gerecht zu werden, wozu er vermöge seines vortrefflichen Verständnisses für historische Entwickelungen befähigt war wie nur einer.

Daß sein Geschichtswerk von mehreren Seiten Anfeindungen erfuhr, ist ebensosehr ein Beweis für als gegen das Gesagte. Chyträus wußte, daß die Herausgabe eines solchen Werkes ein gefährliches Wagstück sei, da die meisten alles andere eher ertrügen, als die schlichte, nackte Wahrheit. Damit soll keineswegs gesagt sein, daß Chyträus in allen einzelnen Fällen den richtigen Standpunkt vertreten und vollkommen richtig und objektiv gesehen und geurteilt und dargestellt hätte. In vielen Fällen war ihm dies aber auch durch die Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit seiner Quellen unmöglich gemacht. Namentlich von dänischer Seite mußte er den Vorwurf der Parteilichkeit über sich ergehen lassen. Die höchsten dänischen Beamten erhoben wiederholt den Vorwurf gegen ihn, er nehme in seiner Geschichtsschreibung für Schweden, dessen Geschichte er ungleich größere Sorgfalt zugewandt habe als der dänischen, Partei gegen Dänemark, dessen Geschichte er zu kühl behandle. In Wahrheit hat er die ihm zu Gebote stehenden beiderseitigen Quellen mit größtmöglichster Gewissenhaftigkeit und Unparteilichkeit verglichen und benutzt. Mehrmals hat er sich angeboten: Wenn man ihm gewissere Erzählungen hierüber aus den Archiven oder anderen glaubwürdigen Dokumenten beibringen könne, so wolle er die bezügliche Partie seiner Chronik gerne nach der bewiesenen Wahrheitsnorm umarbeiten oder wenigstens nach dem Beispiel des „Vaters der Geschichte" verschiedene, einander widersprechende Berichte in gutem Glauben erzählen und sich jeglichen Urteils hierüber entschlagen. — Ja er hat, als man seine wiederholten Anfragen um Quellen unbeantwortet ließ, das ganze 4. Buch seines Chronikon, das vorwiegend über Dänemark und Schweden handelt, vor der Herausgabe der Zensur kompetenter, dänischer Hofbeamten unterbreitet und es nach ihren Weisungen umgearbeitet.

Dies alles zeigt hinlänglich, daß Chyträus von dem lautersten Willen beseelt war, und daß ihm die Erforschung der Wahrheit über alles ging. Wenn es ihm dennoch trotz aller erdenklichen Mühe, die er sich gab, nicht immer gelungen ist, diese festzustellen, so lagen die Gründe dafür nicht in, sondern *außer* ihm, in der Unzulänglichkeit und Unzuverlässigkeit seiner Quellen und Gewährsmänner, auf die er sich in vielen Dingen, von denen ihm keine Originalkenntnis beiwohnte, verlassen mußte.

Damit sind wir an den Schluß unseres Aufsatzes gekommen. Chyträus' Verhältnis zu Melanchton und seine Bedeutung für die Geschichtsschreibung des Reformationsjahrhunderts, — das ist es, was wir ins Licht zu stellen gesucht haben. Eins ist eng mit dem andern verknüpft: Melanchton hat der Vorliebe seines kongenialsten Lieblingsschülers für geschichtliche Studien neue Nahrung zugeführt. Von ihm hat Chyträus die historisch-wissenschaftliche Methode und Schulung mitgebracht, die ihn befähigte, auf die Geschichtschreibung seiner Zeit mittelbar und unmittelbar einen nachhaltigen Einfluß auszuüben: *mittelbar* dadurch, daß er in seiner außerordentlich einflußreichen, halbhundertjährigen Dozentenstellung unablässig bemüht gewesen ist, seinen sehr zahlreichen Schülern Interesse und Liebe für die Historie einzuflößen, Bemühungen, die mit dem besten Erfolge gekrönt wurden; *unmittelbar* durch seine historiographischen Leistungen, durch seine historischen Flugschriften und seine übrigen historiographischen Arbeiten, vornehmlich durch die Saxonia. Dies letzte Werk, wodurch Chyträus sich namentlich um die Reformationsgeschichte verdient gemacht hat, bedeutet in der That eine nicht gewöhnliche Förderung der Geschichtsschreibung des Reformationsjahrhunderts.







Das Rankesche Haus in Ansbach.

Von

Amalie Textor.

Verfasserin von „Unsere Stiefmutter".

Ob es jemand hätte vergessen können, der es einmal betreten, der einmal jenen wunderbaren Hauch des Friedens und Wohlseins empfunden, der es durchströmte? Das Haus lag auf einem nach drei Seiten abfallenden Hügel, der im Sommer grün und mit Obstbäumen bestanden, einen gar freundlichen Anblick bot. Aus den Fenstern des westlichen Giebels sah man über grüne Wiesen auf die Häuser der mittelfränkischen Kreishauptstadt Ansbach, auf die beiden alten Kirchen mit ihren stattlichen Türmen bis hinüber zu den waldigen Höhen, die jenseit das Thal einschließen, durch welches das kleine Flüßchen Rezat seinen bescheidenen Weg zieht. Von der Ostseite führte ein ziemlich langer, von Kirschbäumen eingefaßter Gartenpfad bis zu der Pforte. Da lag an der großen, von Nürnberg über Kloster Heilsbronn nach Ansbach führenden Landstraße ein einfaches Wirtshaus, „die Windmühle". Täglich zweimal, Vormittags und Abends zwischen zehn und elf hielt vor seiner Thür der schwerfällige „Postomnibus", der in gut vier Stunden vom schönen Nürnberg her gefahren kam, legte Hemmschuh an und rumpelte mit schleifendem Getöse einen Hohlweg hinab, um dann, am Fuß des Hügels angelangt, in einer Viertelstunde das Städtchen zu erreichen. Der von Ansbach kommende Fußgänger, der Rankes besuchen wollte, ging aber nicht den staubigen Hohlweg hinauf. An der Ecke des dicht mit Buschwerk bewachsenen Gartenzaunes bog er ab; da stand auf grünem Grund eine prächtige Ulme, in ihrem Schatten ein laufendes Brünnlein mit weitem Trog, zu dem der Schafhirt seine wollige Herde führte, gegenüber ein kleines Pförtchen. Dort trat man ein, stieg auf sich schlängelndem, schmalem Pfad, im Frühjahr unter Blütenbäumen, hinan bis zu einem runden Gartenhäuschen, das wie ein Wartturm auf der Höhe lag, und von wo aus man weite Strecken der Landstraße zu überblicken imstande war. Erst dort oben auf dem ziemlich großen Plateau sah man das Haus. Die Fenster des Erdgeschosses waren mit Wein umrankt, die oberen sieben lagen frei. An der linken Seite schloß dichtes Buschwerk, von Akazien und einer mächtigen Silberpappel überragt, den Vorgarten ab, in dem auf grünem Rasen ein Apfelbaum weit seine Zweige breitete. Viele Holzkasten an den Bäumen boten dem fröhlichen Volk der Stare gesicherte Heimstätte.

Hier wohnte vor nun vierzig Jahren*) Friedrich Heinrich Ranke, damals Konsistorialrat in Ansbach, und seine Gattin Selma, die einzige Tochter des Professors Gotthilf

*) „Jugenderinnerungen mit Blicken auf das spätere Leben" von Friedrich Heinrich Ranke. Stuttgart 1877 bei J. F. Steinkopf.

Heinrich von Schubert in München. Er war der dritte der fünf Brüder Ranke, deren ältester der berühmte Leopold gewesen. Von ihren sieben Kindern hatten schon fünf das Elternhaus verlassen und sich einen eigenen Herd gegründet, zwei, eine Tochter und der jüngste Sohn waren noch daheim.

Als ich die Schwelle zum erstenmal überschritt, war es Nacht, meine Mutter und ich reisemüde und voll sorgender Erwartung, was der Tag uns zeigen werde, denn fremd waren uns das Haus und seine Bewohner. So traten wir am Morgen in das Wohnzimmer, golden fiel der Sonnenschein durch die Fenster, der erste Reif lag auf den Gräsern des Vorgartens, von dessen Bäumen die letzten Blätter fielen. Wie längst bekannte Freunde wurden wir von Frau Ranke begrüßt, alte innige Beziehungen hatten unsere Familien seit Jahren verbunden, aber wir hatten uns niemals gesehen. Dann trat der Herr des Hauses ein. Nie werde ich den Eindruck vergessen, den seine Persönlichkeit auf mich machte, als er meiner Mutter und mir die Hände zum Willkommengruß bot. Dies Gefühl hat sich die langen Jahre hindurch, in denen ich das Glück hatte, ihn wieder und wieder zu sehen, nur verstärkt. Er war von schlanker, mittelgroßer Gestalt, das lichte, durchgeistigte Angesicht von leicht ergrautem, lockigen Haar umrahmt, das in der Mitte gescheitelt war. Aus seinen blauen Augen strahlte eine wunderbare Güte. Seine ganze Person hatte etwas Zartes, sodaß ein Universitätsfreund, Pastor Zeller aus Giebichenstein bei Halle, der ihn in jener Zeit besuchte und ihn seit den gemeinsam verlebten Jugendjahren nicht wiedergesehen, voll zärtlichen Staunens vor ihm stand, und ausrief: „Ja, es ist noch „die Jungfrau Ranke". Diese äußere Erscheinung war aber nur der Abglanz seines inneren Wesens. Wenn ich versuchen möchte zu erklären, worin der Zauber lag, der ihn umgab, der heiligend und beglückend zugleich auf seine Umgebung wirkte, so glaube ich es am besten mit einem Wort der heiligen Schrift zu können: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen." Er stand vor Gottes Angesicht jeden Augenblick seines Lebens. Ein tiefes Glücksgefühl durchströmte mich in seiner Nähe, die Erkenntnis, daß ein Mensch schon hier auf Erden ein solches Gotteskind sein könne.

Was ich an jenem ersten Morgen empfand, war nur eine Ahnung; aber ganz gefangen nahm uns die unbeschreibliche Freundlichkeit, mit der er uns in seinem Hause aufnahm. Nach dem Frühstück sammelten sich die Familienglieder, auch die Gäste und die Magd des Hauses, um das Klavier. Dann las der Hausherr die Losungen des Tages und einen Abschnitt aus dem neuen Testament mit kurzen Erklärungen, nachher sprach er ein freies Gebet und den Segen. Der Hauptinhalt dieser täglichen Gebete war Dank für die Gnade, die uns durch die Erlösung geworden. Tief pflanzte sich in die jugendlichen Gemüter die Erkenntnis, daß die Sorge für unsere Seele die Hauptsache im ganzen Leben sei. Das Wort des Herrn: „Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen", ging mir damals in voller Klarheit auf, wenn ich auch an seiner praktischen Anwendung ein ganzes Leben gelernt habe. Er bat auch um irdische Dinge, aber nur kurz und zum Schluß: um Schutz auf der Reise, Dank für glückliche Heimkehr, für die einzelnen Kinder und Enkel an Geburtstagen und in Krankheitszeiten. An jenem ersten Morgen dankte er, daß wir die weite Fahrt vom Norden her ohne Schaden zurückgelegt und betete, daß Gott unsern Eingang segnen wolle. Für mich war das um so bedeutungsvoller, da ich für anderthalb Jahre als Kind des Hauses aufgenommen wurde. Wie sein Gebet, war sein ganzer Sinn, unverrückt auf ein Ziel gerichtet, und wirklich, „alles andere" ließ ihm Gott zufallen, denn ihm zur Seite stand seine Gattin, die ganz den Wert eines so seltenen Mannes zu schätzen wußte. Sie hatten sich früh gefunden und lange Jahre voll gegenseitiger Liebe und gemeinsamen Schaffens lagen hinter ihnen. Er war des Hauses Priester und Haupt, sie ihres Mannes Krone und rechte Hand.

Wie deutlich steht sie vor meinem geistigen Auge! Aus dem lebensvollen Angesicht, schon damals, obgleich sie erst einundfünfzig Jahre zählte, dicht von einer weißen Haube umschlossen, blickten ein paar kluge, dunkelgraue Augen voll reger Teilnahme den vor ihr



Stehenden an. Ihre wohl einst schlanke Gestalt war mit den Jahren stärker geworden, aber sie bewegte sich rasch und anmutig, und in ihrer feinen, kleinen Hand lag das Wohl des Hauses sicher und fest. Es schien alles von selber zu gehen, kein Scheltwort wurde laut, und doch wußte jeder, daß er genau an seine Pflicht gebunden sei. Am Nachmittag kamen meist Gäste, Alte und Junge, Männer und Frauen. Zu einem kürzeren Besuch, etwa am Vormittag, war die Entfernung von der Stadt zu groß. Immer wieder füllte die holde Tochter des Hauses die Kaffeekanne und die Tassen, jeder wurde erquickt. Wie empfing Frau Ranke alle so herzlich, wie fragte sie nach Leid und Freude, wie aufmerksam hörte sie zu, als ob ihr all das fremde Ergehen eigene Herzenssache sei. Die Persönlichkeit und das Schicksal der einzelnen Menschen war ihr auch von höchstem Interesse, selbst derer, die sie nur durch Erzählungen kannte. Ihr lebhafter Geist stellte sie lebendig sich vor das innere Auge, und wo die Erzählung oder Beschreibung leere Stellen ließ, füllte ihre rege Phantasie die Lücken aus. Die eigentliche Weihe, ich weiß kein anderes Wort, empfingen diese Nachmittagsstunden, wenn der Herr des Hauses für kurze Zeit in den Kreis trat. Nicht als ob die Unterhaltung dann immer geistlich geworden wäre, o nein, aber die besondere Freude eines jeden, ihn zu sehen, von ihm angesprochen zu werden, wirkte erhebend. Sein Wesen war vornehm in Wort und Gebärde, ritterlich höflich und doch von der herzlichsten Einfachheit. Es war gar kein Unterschied zwischen den Gästen des Hauses, mochte es ein Präsident, ein einfacher Bürger der Stadt, ein schüchternes, altes Fräulein oder ein Bauersmann sein, der seinen früheren „Herrn Beichtvater" aufsuchen wollte. Alle wurden mit der gleichen Achtung und Freundlichkeit aufgenommen.

Rankes waren durch ihr früheres Leben mit vielen Menschen in Beziehung getreten, so war das gastliche Haus, im Sommer wenigstens, selten leer und in den achtzehn Monaten meines Dortseins sind eine große Zahl Menschen an mir vorübergegangen. Ich nenne nur Präsident v. Harleß aus München, Pfarrer Löhe aus Neuendettelsau, Karl v. Raumer aus Erlangen und andere mehr, die für Stunden oder Tage einkehrten.

Von den vier Töchtern war, wie schon gesagt, nur noch eine zu Hause, der Eltern Augen- und Herzensfreude. Sie war eine liebliche Erscheinung mit dunkelm, lockigen Haar und schönen, seelenvollen Augen; ihre schlanke Gestalt, im Sommer meist in weiß gekleidet, hatte etwas Lilienhaftes. Wunderbar gemischt erschien ihr Wesen: klug und gefühlvoll, demütig, fromm und doch voll naiver, fröhlicher Einfalt. Mit inniger Zärtlichkeit umgab sie ihre Eltern. Ich faßte für sie eine schwärmerische Liebe, obgleich sie mir, da ich fünfzehn und sie fünfundzwanzig Jahre zählte, zuerst als eine große Respektsperson erschien. Sie war von Anfang an gegen mich von einer holden Freundlichkeit. Täglich las ich wohl zwei Stunden lang englisch und französisch bei ihr, während sie Handarbeit machte, beider Sprachen war sie mächtig. Wenn ich sie aber auf Stadtwegen und Besuchen begleiten durfte, und sie dann anfing: „n'avez-vous rien à me raconter?" dann fiel mir nichts ein, so geneigt ich auch sonst war, ihr alles mitzuteilen. Von jeher habe ich gegen das Sprechen einer fremden Sprache in der Familie eine unüberwindliche Abneigung gehabt. Sie bestand auch nicht darauf und bald waren wir in fröhlichster Unterhaltung. Ihr jüngster Bruder, damals Schüler auf dem dortigen Gymnasium, und ein junger Verwandter, ein zwölfjähriger, sehr lustiger Knabe, vervollständigten den frohen, jugendlichen Kreis. Wie vergnügt waren wir zusammen: Im Winter, wenn wir auf kleinen Schlitten den Schneeberg hinter dem Hause hinabsausten, oder wenn wir im Frühling und Sommer weite Spaziergänge in die Wälder und Dörfer der Umgegend machten und mit großen Blumensträußen heimkehrten. An besonderen Feiertagen ging „der Papa" mit uns. So erinnere ich mich eines strahlenden, zweiten Ostertages mit Lerchengesang und Finkenschlag in der Luft. Gleich nach dem Mittagessen machten wir uns auf den Weg, die Taschen voll buntfarbiger, gekochter Ostereier und Butterbrot. Unser Ziel war der „Gentianenplatz", ein sonniger Waldabhang an den jenseitigen Höhen, wo die kleinen Blüten gentiana verna, einer dort seltenen Blume, zu finden waren. Hier rasteten wir auf abgeschlagenen Baumstämmen und verzehrten was wir mitgebracht. Herrlich warm

schien die Sonne, ringsum Festtagsstille und der Boden bedeckt mit den blauen Frühlingssternen. Da sagte der Papa: „Kinder, es ist Ostern heute, der fünfte April, vergeßt den schönen Tag nicht."

Seine Gattin ging niemals mit, sie hatte ein leichtes Herzleiden, das ihr das Gehen schwer machte, aber nie sprach sie ein Wort der Klage oder des Bedauerns darüber, sie freute sich mit uns des schönen Wetters, sie trieb uns oft nachmittags fort, damit nicht etwa Besuche uns aufhalten möchten, die sich natürlich auch die schönsten Tage auswählten und für uns junge Menschen zuweilen keine große Freude waren.

Einmal kam ein junger Elsässer Theologe zu Rankes mit Grüßen von irgend jemand. Er hatte den Krimkrieg im französischen Heer mitgemacht, er war Monate lang in Paris im Hause von Adolf Monod gewesen und wußte viel Interessantes zu erzählen. So nahm er gern die Einladung an, für ein bis zwei Tage Gast des Hauses zu sein. Aus den zwei Tagen wurden zwei Wochen, der Zauber hatte ihn gefangen. Für uns war er zuweilen eine kleine Prüfung, er gehörte zu den sogenannten vortrefflichen Menschen, und aus aufrichtiger Dankbarkeit für die Gastfreundschaft, die er genoß, schlug er vor, mit der Tochter des Hauses und mir französisch zu sprechen. Er war stolz auf seine Aussprache, die er in Paris auf der académie française und bei Adolf Monod gebildet hatte. Oft trug er uns auf Spaziergängen ganze Predigten vor. Einmal, es war ein wonniger Frühsommerabend, und wir gingen im Walde, war er im besten Zuge, als plötzlich meine liebe Freundin ohne ein Wort zu sagen schnellen Laufes entfloh. Er war aufs höchste verblüfft und ging schweigend neben mir, und ich war leider zu schüchtern, um ihr zu folgen. Sie ging weit vor uns dann allein langsam ihren Weg. Nachher erklärte sie mir, sie habe in der herrlich stillen Abendnatur alle die Weisheit nicht mehr anhören können.

Im Frühling des ersten Jahres, das ich dort verlebte, waren der älteste Sohn mit seiner Frau, ihrem erstgebornen kleinen Töchterchen und deren englischer Wärterin für Wochen Gäste im Elternhaus; doch wüßte ich nicht, daß das gleichmäßige Tempo des täglichen Lebens dadurch beunruhigt oder beschleunigt worden wäre, obgleich nur eine Magd im Hause war. Über diesen wunderbar ruhigen Gang des Hauswesens war meine Mutter, als sie mich nach Ansbach brachte, aufs höchste erstaunt. Sie meinte, nirgends habe sie das so gefunden, und sie war in vielen Häusern gewesen. Sie schrieb mir wiederholt, ich solle daran zu lernen suchen. Ich war aber wohl zu jung dazu und begnügte mich, das Glück und Wohlbehagen, das so selbstverständlich erschien, in vollen Zügen zu genießen. Später freilich habe ich oft darüber nachgedacht, worin das nur lag. Einmal war es, wie ich glaube, das ernste Bestreben der Familienglieder, nur dem andern zu Liebe zu leben. Dann aber war der Geist des Hausherrn bewußt oder unbewußt tief in die Gemüter eingedrungen, war besonders in seiner Gattin eine Macht geworden, den irdischen Dingen keinen zu großen Raum zu gewähren, zu unterscheiden, was im Leben wirklich wichtig, was unwichtig sei. Sogenannten „kleinen Ärger" gab es bei Rankes nicht, mit dem hielt man sich nicht auf, und größere Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten, die wohl in keinem Haushalt ausbleiben, wurden als unabwendbar hingenommen und überwunden, ohne sie aber längerer Besprechungen für wert zu halten. Nie habe ich z. B. Frau Ranke ihrem Mann gegenüber auch nur die kleinste Klage über Dienstboten führen hören.

Wie eindrucksvoll trat mir das entgegen, als ich, wohl zwanzig Jahre später, wieder einmal in dem teuren Haus in München einkehrte. Die beiden Eltern waren längst ganz einsam geworden; hoch oben in einer Stadtwohnung lebten sie ohne Garten und Blumen, aber um sie her derselbe wunderbare Friede. Klein war das Wohnstübchen. Wie im ersten Jahr ihrer Ehe standen Frau Rankes Nähtisch und das Arbeitspult ihres Mannes dicht nebeneinander. Da hatten sie ein sehr mürrisches, eigenwilliges Dienstmädchen, die in jedem andern Hause Ursache zu dauerndem Ärger gewesen wäre. Ruhig und fest gab die liebe Mama ihre Anordnungen, ohne auf den schlecht verhehlten Ärger des Mädchens im mindesten zu achten. „Sie ist sehr bös heute, man muß sie lassen", sagte sie wohl manchmal. Die untersetzte, kräftige Schwäbin ging dann zornig umher, warf alle Thüren, antwortete kaum auf eine Frage und that nur notdürftig ihre

Schuldigkeit, eine ungezogene Antwort aber erlaubte sie sich nicht. Nach und nach besänftigte sich ihr Groll, sie wurde wieder ruhig, und kein Wort ward weiter darüber gesprochen.

In München war es auch, wo fast alljährlich der berühmte Bruder Leopold von Ranke Gast des Hauses war, wenn er als Vorsitzender der historischen Kommission in der bairischen Hauptstadt weilte. Er wohnte zwar im Gasthof, aber jeden Tag war er zu Mittag oder am Abend für Stunden im Hause des Bruders, für den er eine innige Liebe an den Tag legte. Oft saßen die beiden alten Herren auf dem Sofa beisammen, der ältere die Hand des jüngeren haltend und sie zärtlich streichelnd. Wenn er dann aufstand und Abschied nahm, wandte er sich an seine verehrte Schwägerin und sagte: „Selma, du hast den besten von uns."

Doch nun zurück nach Ansbach. Da muß ich noch des Tischgebetes gedenken; nie wieder habe ich die kurzen Worte des „danket dem Herrn ꝛc." so sprechen gehört, es zog alle Mitbetenden hin vor Gottes Angesicht. Diese innige Gottesgemeinschaft war der Kern von Friedrich Heinrich Rankes Wesen, sie bestrahlte jeden, der in seine Nähe kam und ließ ihn besser, edler erscheinen. Glückliche Kinder, denen solch ein Vater gegeben!

Eine wunderschöne Zeit war der Abend des Tages, die Gäste waren gegangen, der gemeinsame Thee getrunken. Danach wurde ein Kapitel aus dem alten Testament gelesen wieder mit kurzen Erläuterungen, wozu jeder die Bibel vor sich nahm. Dann folgte weltliche Lektüre, der Hausvater selbst las vor. Shakespeare war sehr geliebt, Walter Scott, auch einen Band Macaulays, die Zeit Cromwells behandelnd, lernte ich in dem Jahr kennen, die Iphigenie des Euripides und selbst der alte Herodot kamen an die Reihe, Jeremias Gotthelf, die damals neuen englischen Romane: Adam Bede von George Elliot, „der Erbe von Redcliff" und was dergleichen mehr. Diese letzteren wurden vorgelesen, wenn er selbst, durch besondere Arbeitszeiten ermüdet, das Buch seiner lieben Gattin für einige Wochen überließ. Da erinnere ich mich aus späterer Zeit, daß auch die Marlitt mit ihrem „Geheimnis der alten Mamsell" in den Kreis des Hauses trat. Freilich schüttelte er oft den Kopf über „die herbeigeholten Vergleiche und Verhältnisse" und machte auch uns darauf aufmerksam.

„Aber Papa, du störst uns allen Genuß", sagte dann oft seine Frau, die mit ihrem lebhaften Geist mitten in der Geschichte stand.

Er hatte von Jugend auf viel gelesen und studiert, sich auch eingehend mit neuen Sprachen, besonders englisch und italienisch, beschäftigt. Oft habe ich gehört, wie er Kandidaten und junge Geistliche ermahnte, recht ihre Zeit zu benutzen, recht zu studieren, im Alter fehle sonst Lust und Zeit dazu. Er sprach wie ein Vater zu ihnen, sagte ihnen, sie sollten ihr Haus bewahren vor Luxus, das Haus eines Geistlichen müsse so sein, daß auch der einfachste Mann sich nicht scheue einzutreten und niederzusitzen. Wie konnte es anders sein, als daß ein solcher Mann in den weitesten Kreisen Liebe und Verehrung fand!

In der Nähe von Ansbach auf einem waldigen Hügel hatte er ein Kinderrettungshaus eingerichtet „der Weinberg". Dahin gingen wir jeden Sonntag Nachmittag, und er hielt, vom Hausvater und dem kleinen Volk fröhlich begrüßt, einen Kindergottesdienst. Dann machten wir einen weiteren Spaziergang durch die schönen Fichtenwälder mit dem weichen, grünen Moosboden, welche die Höhen bekränzten. Er war ein guter Fußgänger, noch als Siebzigjähriger bestieg er den Rigi mit seinem jüngsten Sohn, und als nachher davon gesprochen wurde, wie doch der Genuß der schönen Natur in der Schweiz einem so oft verkümmert werde durch die lärmende Menschenmenge, meinte er: „Oh nein, mir schien, ich sei an einem großen Wallfahrtsort, wo alle hingekommen, um Gottes Herrlichkeit zu schauen." Sonst war seiner zarten Natur geräuschvolles, gewaltsames Wesen, überlautes Lachen und Sprechen zuwider, nicht aber herzliche Fröhlichkeit, er selbst konnte bis zu Thränen lachen und hatte an komischen Erzählungen und Begebenheiten eine sich stets erneuernde Freude. Sehr ernst verwies er, besonders der Jugend, voreiliges Urteil, schnelle Kritik etwa einer Predigt und gedankenlose Fragen. So erinnere ich mich,

daß ich einmal nach einer Predigt über den Text, daß auch die Kreatur frei werden solle, in der dies Freiwerden ziemlich ausführlich behandelt war, sagte: „Aber die Schlange, was wird mit der, von der steht nichts da?“ Da antwortete er verweisend: „Auf vorwitzige Fragen hat Gottes Wort keine Antwort.“ Und ein anderes Mal, als ich damit vorrückte, daß es mit der Schöpfung doch so in sechs Tagen nicht gegangen sein könne, daß die Naturwissenschaften anderes bewiesen, sagte er ruhig und ernst: „Die Bibel macht nirgends den Anspruch darauf ein naturwissenschaftliches Buch zu sein, sie ist uns geschrieben zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung.“ Die Seele des Menschen war für ihn so sehr die Hauptsache, daß alles andere dagegen unwichtig erschien.

In der Zeit meines Dortseins besuchte er häufig das Gefängnis. Da war damaln ein sehr schwerer Verbrecher, der des Mordes angeklagt, nicht gestehen wollte, sonders trotzig und verbittert da saß. Ranke ging durch Monate wieder und wieder zu ihm und klagte oft, wie dem Manne garnicht beizukommen sei, wie er von Gott und seinem Wort nichts wissen wolle und ihn abweisend, ja nichtachtend behandle, wie einen, der vom Kampf des Menschenlebens nichts verstehe. Das schreckte ihn aber nicht ab. Eines Tages trat er wieder bei dem Gefangenen ein, der, die Hände vor dem Gesicht, regungslos am Tisch saß. Er begrüßte ihn freundlich wie immer und sprach ihm von Gottes Barmherzigkeit, die auch ihn, den armen Verlassenen, suche. Da ließ der Mann die Hände sinken, sah ihn mit Thränen an und sagte: „Herr Konsistorialrat, Sie sind nun so lange zu mir gekommen, sind immer freundlich gegen mich elenden, schuldigen Menschen gewesen und sagen, Sie kommen nur aus Liebe zu mir. Warum haben Sie mich lieb? Und dann sagen Sie, Gottes Liebe sei noch viel größer, dann will ich mich in Gottes Hände geben.“

Als er einst von einer Visitationsreise nach Hause gekommen war, rief er seine Tochter ans Klavier und sagte: „Ich habe euch etwas schönes mitgebracht.“ Er schlug das Gesangbuch auf und las das Lied von Neumeister: „Du bist in die Welt gekommen“ 2c., „jetzt kommt es“, sagte er, und mit seiner weichen, klangvollen Stimme sang er den vierten Vers:

Nun so legt mein Herz sich nieder
O Immanuel vor dir.
Aber ich will auch hinwieder
Dein getreues Herz dafür.
Ohne dies kann ich nicht leben
Und nicht leben ohne dich,
Doch du hast dein Wort gegeben,
Daß du mein bist ewiglich.

Er hatte dies, ihm bis dahin unbekannte Lied auf der Reise gefunden. So bezog sich in seinem Leben alles auf das Ewige. Da könnte man nun meinen, daß in dieser geistigen Atmosphäre des Hauses das fröhliche, körperliche Wohlergehen als eine Nebensache behandelt wäre. O nein, dafür sorgte die geliebte Hausfrau. Wie köstlich mundeten die Mahlzeiten, wie voll waren die Schüsseln, wie wußte sie jedem noch einen besonderen Leckerbissen zuzuwenden. War eine Mehlspeise aufgetragen oder der allsonntägliche süße Nachtisch, so nötigte sie die Jugend mit freundlichem Zunicken tüchtig zuzulangen; am allerbesten erging es einem, wenn sie selbst den Löffel ergriff und den Teller füllte. Und der schöne, frische, im Hause gebackene Kaffeekuchen, wie groß waren die Stücke, wie durfte man es sich schmecken lassen nach Herzenslust! Ja, für einen Gast, dessen Kommen sie vermutete, hatte sie oft noch besondere kleine Freuden, eine Schale mit Erdbeeren, einen Teller voll Kirschen und dergleichen. Wie manche Hand voll der köstlichen Früchte, wie manches Stück süßen Kuchens oder einen Rest schöner Mehlspeise hat sie mir sparsam gewöhntem Großstadtkind gegeben, wenn ich etwa aus einer Stunde oder einer Besorgung aus der Stadt zurückkam, ich küsse noch im Geist ihre liebe Hand dafür. Sogar das schwarz und weiß gefleckte Hündlein Wackerlos stand Mittags, nach allen Seiten erwartungsvoll blickend, vor seiner vollen Schüssel. Endlich kam sie, trat zu ihm, klopfte seinen guten, dicken Kopf und sagte: „Gelt, das glaube ich, das ist gut, das laß dir schmecken“, dann erst fraß er.

Vor nun zwei Jahren traf ich zufällig am dritten Ort eine Schweizerin. Sie war in ihrer Jugend französische Lehrerin an der Mädchenschule in Ansbach gewesen und hatte als solche mehrere Jahre im Rankeschen Hause Aufnahme gefunden. Da erzählte sie mir, wie es ihr nicht genügt habe für alle Liebe, die sie erfahren, nichts weiter zu thun, als ein paar Stunden des Tages mit den Töchtern französisch zu sprechen. Sie habe gemeint, sie gründlich unterrichten zu müssen in der Grammatik und mit schriftlichen Arbeiten. Aber so oft Frau Ranke das bemerkt, habe sie ihr die Bücher aus der Hand genommen und gesagt: „Nein, mein liebes Kind, keinen Unterricht mehr, du brauchst noch viel Kräfte für ein ganzes Leben". Die nun zweiundsiebzigjährige Witwe schloß ihre Erzählung mit den Worten: „Gott hat mich in meiner Jugend in ein Paradies geführt, um mir Kraft und Freudigkeit zu geben für alle Arbeit und allen Kummer meines künftigen Lebens".

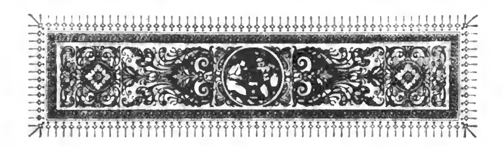
So sorgte Frau Ranke, eine echte Hausmutter, praktisch und thatkräftig zugleich für das irdische Behagen aller Hausgenossen, aber daneben hatte sie das volle Verständnis für die Interessen ihres Mannes und immer Zeit, sie zu teilen. Ja, sie hatte merkwürdig viel Zeit, aber sie ging auch nie aus, Haus und Garten waren ihr Bereich. Sie war stolz auf ihre Kinder, — welche Mutter ist es nicht — auf ihre Söhne und Töchter. Aber auch bei andern Menschen, die irgend ihrer Fürsorge anvertraut waren, füllte ihr lebhafter Geist, ihr warmes Empfinden des Wesens Mängel liebreich aus. Sie lobte gern und warm, und der Wunsch, dies Lob auch nur ein wenig zu verdienen, hatte eine stark erziehende Wirkung. Mit den auswärtigen Kindern, besonders mit den Töchtern, führte sie eine lebhafte Korrespondenz und trug sie und ihr Wohlergehen bis ins kleinste hinein auf betendem Herzen. Das Gebet war ihr die größte Macht, die uns Menschen gegeben ist. Aber auch mit den vielen andern Menschen, die zu dem Hause in freundschaftlicher Beziehung standen, blieb sie in regem, schriftlichen Verkehr. Ich selbst bin so glücklich, einen ganzen Band Briefe von ihr zu besitzen. Wie auf Schlittschuhen flog ihre Feder über das Papier. Wenn aber die Mittagszeit herankam, legte sie ihre Briefmappe fort und ging in den Garten, rechts den Gang entlang bis zu dem runden Häuschen. Sie spähte hinunter auf die Landstraße um zu sehen, ob ihr Mann noch nicht heimkehre. Da tauchte seine Gestalt auf, die Anhöhe emporkommend. Sie empfing ihn mit derselben, vielleicht mit noch innigerer Liebe, wie einst vor langen Jahren, wenn auch nur mit stillem Händedruck, — und gemeinsam kamen sie den Pfad zurück. Das alles ist lange her. Sie ruhen längst im Grabe, die des Hauses Mittelpunkt gewesen. Der treuen Gattin hat Gott auch ihr letztes Gebet erfüllt, den Wunsch, nicht vor ihrem Manne von der Erde abgerufen zu werden. Sie konnte ihn mit Liebe und Sorgfalt umgeben, bis sein Heiland ihn von hinnen rief. Zwei stille, langsame Jahre wartete sie, dann ging auch sie heim in das große Vaterhaus.

Vor ein paar Jahren konnte ich der Sehnsucht nicht widerstehen, auf einer Reise durch Franken in Ansbach Halt zu machen. Ich fand das Städtchen wenig verändert. Aus der schmalen Holzbrücke, „dem Hundssteg", der dicht bei dem alten Markgrafenschloß für Fußgänger über die Rezat führte, war eine eiserne geworden. Ein paar Fabrikschornsteine waren emporgeschossen, ein paar neue Häuser in der Vorstadt, — dann war es dieselbe wohlbekannte Landstraße, — da die grüne Anhöhe, und oben das Haus. Wir gingen von der Windmühlenseite hinein, ein kläffender Kettenhund empfing uns an der Pforte, dessen hatte es früher nicht bedurft. Im Hause war nur eine Magd, die Herrschaft sei verreist; aber sie ließ uns eintreten. Ja, es waren dieselben Räume, an den Wänden des einen Zimmers dieselben alten italienischen Malereien, die grünen morsch gewordenen Fensterladen — aber wo waren die Menschen hingegangen?

Ich ging durch die bekannten Stuben und trat zuletzt durch die schmale Thür vom Flur aus in das Wohnzimmer. Da versanken die langen vielen Jahre, ich sah es wieder wie einst. Durch die Fenster fiel die Morgensonne, sie vergoldete die Kupferstiche an der Wand, dort rechts den heiligen Christophorus und die große Photographie der wunderschönen zweiten Tochter mit ihrem Erstgeborenen, von Epheu umrankt. Darunter

auf dem offenen Klavier lag die Bibel, das Choralbuch stand aufgeschlagen. An der Hauptwand den Fenstern gegenüber sah ich das braune, steiflehnige Sofa, darüber die königliche Madonna mit dem Fisch von Rafael, ein runder Tisch davor, rechts und links hohe, mit Rosen bestickte Sessel, rings umher die braunen Polsterstühle mit der schwarzen, hölzernen Leier in der Lehne. Das Frühstück ist bereit, auf dem Sofa sitzt, das Strickzeug in der Hand, die weiße Haube um das teure Angesicht, die geliebte „Mama Ranke". Dann öffnet sich die Thür, „der Papa" tritt ein im grauen Hausrock mit breitem, schwarzen Pelzkragen, aus dem das feine Antlitz mit dem weißen Halstuch doppelt licht hervorragt. Er beugt sich über ihre Hand zum Morgengruß, während sie leicht über sein lockiges Haar streicht, — und die Morgensonne scheint in die Fenster. — Wer könnte das vergessen!





Fra Girolamo Savonarola.

† 23. Mai 1498.

Von

C. M.

An der Brüstung des Michelangelo-Platzes lehnten zwei deutsche Freunde und schauten hinab ins Arnothal. Zu ihren Füßen Florenz, la bella Firenze. Breit dehnt sich das Häusermeer der Stadt, der Länge nach vom Arno durchströmt. Als Mittelpunkt des Stadtbildes nimmt das Auge unwillkürlich den Dom mit seiner mächtig gewölbten Kuppel. Die einzigartig schönen Formen des Turms vom Palazzo Vecchio ziehen demnächst den Blick auf sich. S. Croce bietet den dritten der hervorspringenden Punkte, nach denen sich das Stadtbild leicht orientiert. — Der Blick fliegt über die Stadt hinweg. Breit und offen zieht sich das hügelige Gelände bergan, besetzt mit tausend weißen Pünktchen: Villen und freundlichen Bauernhäusern; einzeln und in Gruppen starren dazwischen die dunkeln Cypressen empor. Und weiter hinauf die Höhen des Appenin. In scharfen Linien grenzen sich droben die weißen Schneekuppen vom dunkelblauen Himmel ab. — Gerade vor uns springt aus den langsam aufsteigenden Bergflächen der bewaldete Hügel von Fiesole hervor. — Es ist ein Bild, bei dessen Anblick das Herz weit wird und ruhig und froh.

Die Freunde hatten lange im Anblick versunken dort gestanden. Da begann der kleinere, den Kravatte und Schlapphut, Joppe und Blick unschwer als Maler erkennen ließen, zu seinem Freunde gewendet: „Ich war gestern in Fiesole. „Wenn du den Dichter willst verstehen, mußt du in Dichters Lande gehen". In München glaubte ich, daß Böcklin gesehen hat, was er malte. Gestern lernte ich selbst etwas davon sehen".

Des Freundes Antwort war wie sie bei einem Historiker — das war er nämlich — zu erwarten stand „In des Dichters Lande gehen — ja — und in seine Zeit. Vor 80 Jahren hätte ein Böcklin auch hier nicht sehen können, was er jetzt sieht".

Und dann fuhr er fort: „Ich selbst hatte gestern ähnliche Gedanken. Ich war in Savonarolas Zelle, drüben in San Marco. Kennt man das Florenz und Italien des ausgehenden 15. Jahrhunderts, so ist man versucht zu sagen, ein Savonarola mußte damals kommen und — sterben, wie er thatsächlich kam und starb". „Als Reaktion auf die erste Blüte der Florentiner Kunst?" fragte der Maler.

„Nicht nur so; als Reaktion gegen fast alles, was damals geworden war in der letzten schnellen Entwicklung des öffentlichen und privaten Lebens; als Zusammenfassung aller Ziele der in der Unterströmung neu werdenden Ideen".

„Verzeih, Franz, deine Worte klingen mir etwas orakelhafter, als zum Verständnis wünschenswert ist. Und ich möchte verstehen. Fra Bartolommeos Porträt Savonarolas hat's mir angethan, — ich wollte schon neulich dich um Auskunft über Savonarola bitten".

„Also?"

„Seine Geschichte, bitte".

„Sie ist nicht mit zwei Worten erzählt".

„So brauch' mehr. Ist dir's recht, so gehen wir über den Viale dei Colli zur Porta Romana. Dort weiß ich eine trauliche Kneipe mit vorzüglichem Chianti. Bist du bis dahin mit deiner Geschichte zu Ende, so weihen wir ein Glas dem Namen des Mönchs".

„Wohl. Doch die Geschichte ist ernst".

Sie gingen an S. Miniato vorüber, — eine der schönsten Bergstraßen der Welt.

„Als Savonarola, der Dominikanermönch Fra Girolamo, im Jahre 1490 in das Ordenskloster San Marco versetzt wurde, stand Florenz auf einem Gipfelpunkt der Entwicklung; der weitere Weg mußte zunächst bergab führen.

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte Cosimo dei Medici seinem Hause eine Weltstellung errungen. Er war Banquier des Pabstes, und Könige Europas und Fürsten des Morgenlandes überließen ihm gegen Zahlung baaren Geldes die Ausbeutung von Regalien. In allen größeren Städten der Welt unterhielt er Handelsagenturen und Handelsverbindungen und dieweil Geld schon damals die Welt regierte, konnte das Haus Medici sich mit vielleicht jeder Großmacht an Bedeutung messen. Seines Hauses Namen aber hatte Cosimo mehr und mehr mit dem seiner Vaterstadt aufs engste verknüpft. Die Republik Florenz übertrug ihre bedeutsamsten Ämter eins nach dem andern auf ihn und ihm vollkommen ergebene Männer; fast jede Haushaltung der Stadt und die meisten Verwaltungen der unterthänigen Gemeinwesen waren ihm durch Schuldschein oder aber durch Bande der Dankbarkeit verpflichtet. Und Cosimo verstand es — in Wahrheit ein königlicher Kaufmann — seine Macht weise zu handhaben, dem Volke den wohlthuenden Schein der Selbstregierung zu wahren und seinen Schatz wie seinen Einfluß fruchtbar zu machen zum größeren Ruhm des Vaterlandes. Aus aller Welt zog er Gelehrte und Künstler zu sich heran —"

„Einsichtsvoller Mann", bemerkte der Maler.

„— Florenz ward der Mittelpunkt des neu erwachten geistigen und künstlerischen Lebens. Eines durchaus hellenisch gefärbten Lebens. Die Zeit des Perikles schien wieder aufzuwachen, die alte Zeit eines idealen Heidentums — mit all seinen herrlichen Blüten und all seiner eitlen Verkleidung menschlicher Sünde und menschlichen Elends. —

Dem großen Cosimo folgte ein schwacher Sohn und nach Kurzem der Enkel Lorenzo, il Magnifico. Der Beiname weist auf die Pracht seines Herrschertums, deutet aber damit auch auf die Schwäche, die die Macht seines Hauses untergraben mußte. Der Aufwand, den die Hofhaltnng des „Fürsten" Lorenzo machte, die Unsummen, die seine Förderung der Wissenschaften und seine künstlerischen Liebhabereien verschlangen, konnten nicht gedeckt werden aus dem laufenden Reingewinn der kaufmännischen Unternehmungen. Er sah sich gezwungen, ausstehende Schulden einzutreiben und erweckte dadurch Haß, wo zuvor das Gefühl der Verpflichtung bestanden hatte. Außer Stande oder nicht willens, in eigner Person die ungeheuer ausgedehnten Handelsbeziehungen zu leiten, überließ er Angestellten seines Hauses zum größten Teile die selbstständige Fortführung und verlor dadurch an persönlichem Einfluß. Bald ward klar, daß damit die Stützen der Medicäer-Macht hinweg gezogen waren. In Florenz bildeten sich Gegenparteien, im Auslande verlor das Wort des Medicäers an Gewicht. Noch konnte er den heranziehenden Niedergang verdecken durch äußere Pracht, doch das Ende ward unvermeidlich. —

Savonarola war von Haus aus nicht Staatsmann, sondern nichts als ein frommer Mönch. Als solcher aber mußte er Anstoß nehmen an der Weltanschauung und der sittlich ungebundenen Lebensführung der Großen der Stadt; und deutlicher als andere sah der arme Mönch, daß dem gemeinen Manne des Volks der Glanz seiner Vaterstadt nichts gebracht hatte als eine kleine Mehrung seines mäßigen Wohlstandes, daß das Evangelium des heiteren Lebensgenusses aber zu den Massen in vergröberter Form



durchgedrungen, hier die altväterliche, kirchlich bestimmte Weltanschauung und im Zusammenhange damit den Halt des sittlichen Lebens untergraben hatte. Und wenn Savonarola sich nun umsah nach der Macht, die das Unglück seines Volkes hätte heilen können, die von neuem Wahrheitsgedanken und sittliche Kräfte hätte pflanzen sollen — es konnte nach seinen Anschauungen natürlich nur die Kirche, das organisierte Priestertum in Frage kommen — so mußte das ihm im Voraus klar sein: die Kirche seiner Zeit war unfähig zur Erfüllung solcher Aufgabe. Die Priesterschaft war entsittlicht, durchweg moralisch zerfressen, und mochten nun die alten Lehrsätze des Glaubens von ihr noch aufs feierlichste respektiert werden oder nicht — das Urteil der Unfähigkeit, irgend Jemandem zu helfen, war ihr gesprochen. So bleibt ihm nur die Erwartung des Gerichts. Savonarola sieht in Florenz den Mittelpunkt Italiens — so wird hierher zuerst sich das Gericht wälzen. Bald muß es kommen, ganz bald, denn die Sünde der entchristlichten Christenheit schreit zum Himmel. Wie wirds kommen? Er gedenkt der Pest, die zu Boccaccios Zeiten Florenz heimsuchte, daß von drei Florentinern nur einer am Leben blieb. So wirds wiederum sein. „Siehe das Schwert des Herrn über der Erde und rasch!" weissagt er. — Die Schreckens-Kündigungen der Propheten des Alten Bundes ziehen an seinem Geist vorüber: Gott straft sein Volk durch fremde Mächte. So wirds wiederum sein. Er hatte Visionen —"

„Glaubt sie zu haben?" warf der Maler ein.

„Er hatte Visionen — möchte man sagen, der Mann, der von Verzweiflung und Seelenangst um das Volk, das er lieb hatte, gefaßt war, der manchmal vom Gebet und übermäßigen Fasten und Selbstgeißelung erschöpft, wie tot in seiner Zelle lag, mußte Visionen haben — mit klaren Worten hat er davon gezeugt. Er sieht den Sturmwind über die Alpen brausen — „siehe, über die Alpen wird einer daherziehen gegen Italien. ähnlich dem Cyrus, von welchem Jesaias weissagt,"

„Und ging die Weissagung in Erfüllung?"

„Wenig später brach Karl VIII. von Frankreich auf, zum Zuge wider Italien."

Der Maler schwieg etwas verdutzt — „Und seine übrigen Weissagungen?"

„Die einen trafen ein, die andern nicht. Wir werden uns darüber nicht zu wundern haben, wenn wi geniales Kombinationstalent, vielleicht hellseherische Ahnungen, Hallucinationen und Gläubigkeit an übernatürliche Inspiration als seines Prophetentums erklärende Faktoren nehmen. Je nachdem dann der eine oder der andere dieser Faktoren überwog, mußten seine Weissagungen die Mischung von Zutreffendem und Unzutreffendem aufweisen. Seiner Zeit lag das Problem natürlich anders. Der Gedanke, daß im Propheten Zukünftiges sich übernatürlicher, recht eigentlich wunderbarer Weise ankündige, war ihr geläufig. Im einzelnen Falle lautete die Frage auf das einfache Entweder . . oder: wahrer oder falscher Prophet? Organ göttlicher Offenbarung, Heiliger, oder betrogener Betrüger, Teufelsknecht. — Fra Girolamo galt damals dem Volk als „Heiliger."

Der Erzähler schwieg. Der Weg bot einen Durchblick auf Florenz. Dumpf singend tönten die Glocken der Stadt herauf.

Der Maler fragte: „Und seine Wirksamkeit?"

„Er predigte. Seine natürliche Redegabe soll nicht bedeutend gewesen sein, sein Organ sehr mäßig, aber die großen Gedanken trugen ihn und machten ihn zu einem der größten Volksprediger der Welt."

„Als Prediger des Pessimismus?" fragte zweifelnd der Maler.

„Er blieb nicht Pessimist, um dein Wort zu brauchen," antwortete der Historiker. „Auch in den Gerichtsankündigungen des hebräischen Altertums klingt's immer durch: ein Rest soll gerettet werden. Und Savonarola, der lebensstarke Geist, mußte sich an diesen Rest klammern. Und der Rest wuchs ihm und ward zum armen, verführtem Volk und die Gerichte zogen sich ihm immer deutlicher zusammen über die Verführer des Volks, die Tyrannen und schlechten Priester. Als dann nach Lorenzos Tode wirklich überraschend schnell der Zusammenbruch der medicäischen Herrschaft erfolgte, als die Erben des stolzen Hauses als Flüchtlinge die Vaterstadt meiden mußten, da war es noch das große Gericht über die Kirche, was zu erwarten stand. Als dem Gerichte verfallen behandelt

Savonarola die Hierarchie; wie an schon gerichteten zeigt er an den sittenlosen Priestern, wohin Zuchtlosigkeit und Frevelmut führen müssen. Der Wirklichkeit des verrotteten Kirchentums stellt er das Ideal eines lauteren und reinen Christenlebens gegenüber. Eines Lebens, in dem die Gläubigkeit des Herzens offenbar wird in Liebe zum Nächsten, zum Volksgenossen, zum Staat. Eng verknüpft er Frömmigkeit und Patriotismus, die Idee der Gläubigkeit des Gotteskindes mit der eines aufrechten sittenreinen Lebens in altrepublikanischer Strenge und Kraft.

Und er predigt gewaltig. Wie einer, der das Menschenherz versteht und seine Zeit in ihrem tiefsten geheimen Leben und Weben erkannt hat; als einer, der die Florentiner kennt wie kein anderer und von Gott Beruf hat, Florenz groß zu machen durch böse Zeiten hindurch. Des Dominikaners Macht ward groß. Die Stadt der königlichen Kaufleute beugte sich willig und begeistert unter die Christenherrschaft des armen Mönchs.

Man fragt ihn: wie den Staat einrichten, da die Medici vertrieben? Nach seinen Angaben wird eine rein demokratische Verfassung aufgerichtet. Man holt seine Meinung ein bei allen politischen Unternehmungen von Bedeutung, und seine Meinung gilt als Befehl. — Bedeutsamer aber noch ist der Erfolg seiner Predigt auf dem Gebiete, wohin er stetig zielt: der Erneuerung des sittlichen Lebens. Es ist häufig in der Geschichte vorgekommen, daß begeisterte Prediger die Massen entflammt haben, ein Fremdjoch, Gewissenstyrannei oder äußere Knechtschaft abzuschütteln; oft hat die hinreißende Rede eines Predigers den Anstoß gegeben zu großen Thaten, Kriegsfahrten und Kreuzzügen. Selten geschah es, das ein leichtlebiges Volk, verwöhnt von der Gunst des Geschicks, vorgeschritten auf der abschüssigen Bahn reichlichen Lebensgenusses und sittlicher Ungebundenheit, unter dem Eindruck von Worten Halt macht, sein Leben überdenkt, umkehrt zu strenger Lebensauffassung und sittlicher Zucht. In Florenz war das der Fall. Die Geschichtsschreiber jener Zeit, Guicciardini und Macchiavelli voran, sind des unverdächtige Zeugen, daß nie zuvor und später nie wieder ein solch wahrhaft christliches Leben geherrscht habe wie in der Zeit, da Savonarola auf dem Höhenpunkt seines Wirkens stand. Viel unrechtes Gut sei damals zurückgegeben, Todfeinde hätten ehrlichen Frieden geschlossen und nie sei die Vaterlandsliebe uneigennütziger gewesen als da Fra Girolamo sie zugleich mit der Gottesliebe erweckte." —

„Also wirklich ein christlicher Idealstaat?" sagte der Maler.

„Es war in der Schnelligkeit des Umschlages der öffentlichen Meinung begründet," fuhr der Historiker fort, „und es entsprach vielleicht auch der Sinnesart des Mönches, daß allmählig das öffentliche und private Leben etwas rigoristische Züge annahm. Wenn uns berichtet wird, daß der Tanz vielen als etwas Zuchtloses galt, daß bei dem sangesfrohen Volke die Liebeslieder verstummten, weil man nur noch Psalmen sang, daß der uralte festliche Brauch des Pferderennen am Johannistage durch Volksbeschluß aufgehoben wurde, so deutet das darauf hin, daß die Reformation der Sitten in Florenz überscharf wurde. Das Verzeichnis der Gegenstände, die am Karneval 1497 unter dem Klang der Glocken des Volkspalastes und der Trompeten der Signoria als „Eitelkeit" feierlichst verbrannt wurden, enthält — aufsteigend von Schminktöpfchen zu frivolen Büchern — manches, was vom Standpunkt einer freieren Sittlichkeit harmlos erscheinen mag.

Solche Überspannung der sittlichen Normen mußte aber der Opposition, die in bestimmten Kreisen gegen des Mönches Regiment wach geblieben war, einen Schein des Rechts geben. Die lebelustige Goldjugend von Florenz organisierte sich zur Partei der Arrabiati, der Wütenden. Der Papst in Rom forderte Savonarola zur Verantwortung vor sich — vergeblich natürlich. Savonarola mußte den angebotenen Kampf aufnehmen und im Kampf wurde die Gegnerschaft zur Feindschaft auf Leben und Tod. Die Gegner in der Heimat schwuren, die Vaterstadt vom Narrenregimente des Mönchs zu befreien; Papst Alexander exkommunizierte den lästernden Propheten und that kund, er müsse sterben und wenn er Johannes der Täufer wäre. Gegnerische Orden, die neidischen Franziskaner voran, schürten das Feuer.

Savonarola trat in den letzten Kampf nicht mehr schuldlos ein. Lorenzos Sohn

hatte einen vergeblichen Versuch gemacht, mit Gewalt in Florenz einzudringen. Männer seines Anhangs wurden dann als Hochverräter ohne Wahrung des gesetzlichen Rechts der Berufung an die Volksversammlung hingerichtet. Savonarola hat sich der Bluthat nicht widersetzt.

So bildet den letzten Akt des Drama des Helden tragischer Untergang.

Das Volk wartete auf große Thaten seines Propheten, wünschte den Kampf in Kürze geendet durch ein außerordentliches Ereignis. Es hätte gern Zeichen und Wunder gesehen. Savonarola that nichts dergleichen. Wollte er nicht, oder — konnte er nicht? Er, der Gesandte Gottes? Manche im Volk fingen an zu grübeln. Andere waren schon zum Zweifel bereit; manche gaben ihn bereits verloren und wandten sich von ihm ab. Des Mönches Gegenpartei war rührig und geschickt, ihn zu verdächtigen. Allen Anhängern des Mönchs aber war der ganze Streit um die Vollmacht des Propheten, um die Wahrhaftigkeit des Heiligen von Florenz zuwider, peinlich — eine baldige unzweifelhafte Legitimierung Fra Girolamos als Gesandten Gottes wäre aller Wirrsale willkommenstes Ende gewesen.

Da ward, ich weiß nicht, von welcher Seite, der Gedanke eines Gottesurteils in die aufgeregte Menge geworfen. Das muß es sein! Die Kirche stand allerdings schon längst den Ordalen ablehnend gegenüber. Aber rechtfertigen außerordentliche Lagen nicht außerordentliche Mittel? Ein Gottesurteil! Die Franziskaner waren bereit, den Gegner zu stellen.

Savonarola steht betroffen vor dieser Wendung des Kampfes. Aber er will nicht oder wagt nicht den Kampfplatz abzulehnen. Er hat sich so oft gegenüber Papst und Klerisei auf den lebendigen Gott berufen. — Sämtliche Ordensbrüder von San Marco erklären begeistert sich bereit, für ihn in das Gottesgericht zu gehen.

Die Feuerprobe ward anberaumt. Auf der Piazza della Signoria sollen ein Franziskaner und ein Dominikaner eine enge Gasse zwischen zwei flammenden Scheiterhaufen durchgehen. In äußerster Spannung und grausamer Erwartung harrt das Volk des Schauspiels. Die beiden gegnerischen Orden kommen von verschiedenen Seiten psalmsingend auf den Platz und nehmen Aufstellung. Das Urteil soll beginnen. Da erheben die Brüder des hl. Franziskus Einwendung gegen die Ausrüstnng des Dominikaners. Der hatte eine Hostie mitnehmen wollen auf dem totgefährlichen Gange. Das schien den Franziskanern böse; Savonarolas Ordensbruder will aber nicht nachgeben. Man streitet und streitet und disputiert, wie nur mittelalterliche Mönche disputieren können — die Stunden vergehen, die Sonne sinkt und der Platzregen fällt, endlich ertönen die Trompeten der Signoria und es geht der Befehl: Ein jeder geht nach Haus, das Ordal findet nicht statt! Ob's Absicht und Plan der Gegner war?

Enttäuschung seiner Schaulust hat ein Volk selten verziehen. Auf dem Heimwege flogen gegen Fra Girolamo höhnische Zurufe, scharfe Drohungen — auch Steine.

Dann gings schnell zu Ende. „Die Wütenden" waren an der Arbeit. Zwei Tage später wurde das Kloster des hl. Markus vom Volk gestürmt, Savonarola gefangen genommen und seinen erbittertsten Feinden zum Gericht übergeben. Der Papst sandte eine Kommission zur Überwachung des Prozesses. „Aus Ehr- und Ruhmsucht habe er die Kirche Christi zu verstören getrachtet, Prophetengabe geheuchelt ꝛc." lautete die Anklage. Savonarola gestand —"

„Er gestand?" wiederholte der Maler.

„Natürlich", entgegnete fast heftig der Geschichtsforscher. „Er wurde eben so lange gefoltert, bis er gestand. Hernach widerrief er dann das Geständnis. Dann wurde wieder gefoltert. Schließlich war er's wohl müde und blieb beim letzten unsinnigen Geständnis. Und dann wurde er „als Ketzer und Volksverführer" zum Strang verurteilt. Seine Leiche ward verbrannt. Die Asche warf man in den Arno".

Die Freunde waren durch die Porta Romana geschritten. „Ich denke, wir gehen nach Hause" sagte der Maler, „ich möchte arbeiten". „Ich habe auch zu thun" antwortete der Gelehrte. Auf der Via dei Serragli gingen sie der inneren Stadt zu.

„Fra Bartolommeo umgab sein Bildnis mit dem Heiligenschein und Raphael malte

ihn in die „Disputa“ im Vatikan“ sagte der Maler.

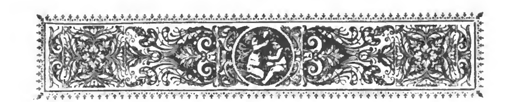
„Gewiß — die Nachwelt!“ meinte der Historiker, „Wenn du einmal wieder nach S. Marco gehst, sieh dir den Stein an, der links von der Vorthür zu Savonarolas Zelle in die Mauer eingelassen ist. Leo X. erteilt darauf 10jährigen Ablaß allen das Oratorium Savonarolas besuchenden Mönchen“.

Der Maler mußte lächeln. „Die Weltgeschichte ist doch manchmal inkonsequent“.

„Menschen sind's — ja — die Geschichte: nein“, sagte der Gelehrte entschieden. „Ernst geht sie vor sich nach Notwendigkeit und nach gottgewollten Zwecken. Die Notwendigkeit eines Savonarola-Lebens lag in der voraufgegangenen Geschichte seiner Stadt. Den Zweck seines Lebens macht der Blick auf die weitere Weltgeschichte klar.

Das Bedürfnis einer auf den Grund gehenden Reformation füllte das ganze 15. Jahrhundert. Das klar herauszustellen mußten Männer ihr Leben daran setzen, in kleineren Kreisen auf sie hin zu arbeiten; zum Erweis der Unmöglichkeit einer Reformation nur des äußeren Lebens der Kirche mußten sie sterben. Unser Rietschel hatte recht, als er an sein Lutherdenkmal in Worms neben Hus, Wiclif und Waldus auch Savonarola setzte als Propheten und Vorläufer der endlichen großen gottgesegneten Reformation.“





Zur ostasiatischen Frage.

1. Über Regierung und Beamtenwesen in China.

Von

Spanuth-Pöhlde.

Die allem Leben in China zu Grunde liegende Idee einer Familie bildet auch die Grundlage des staatlichen Regierungssystems; das Volk ist die Familie, ihr Oberhaupt der Kaiser, und in diesem Sinne kann man die Regierung eine patriarchalische nennen. Der Ursprung dieses Verwaltungssystems wird bis zum dritten Jahrtausend vor Christus zurückdatiert. Jau und Schun, die ersten nicht mehr ganz sagenhaften Könige Chinas, galten als die hervorragendsten Männer ihrer Zeit, die so vortreffliche Charaktereigenschaften besaßen, daß der während ihrer Häuptlingsschaft sich immer mehr festigende Glaube, sie seien keine sterblichen Menschen, sondern Söhne des Himmels, auch ihren Nachfolgern gegenüber fortdauerte und endlich unter der dritten Dynastie der Tschou zum Reichsdogma erhoben wurde, das auch schlechte Erfahrungen an späteren Königen nicht mehr aufheben konnten. Als Confuzius (geb. 551 vor Chr.) seine Grundsätze politischer Moral zu lehren begann, berief er sich hauptsächlich auf das Verhalten jener ältesten Könige, was seinen Lehren von vornherein Achtung und Anhang beim Volke schaffte; sie hätten, sagte er, gezeigt, daß ein Staat nach den nämlichen Grundsätzen, wie eine Familie, geleitet werden solle. Die Herrscher aber erkannten, daß ihre Macht auf keiner anderen Basis fester stehen könne, als auf eben diesen Lehren, und gründeten darauf alle Institutionen des Reichs, welche noch heute fast unverändert fortbestehen.

Die Verwaltung des Landes geschieht unter der obersten Leitung der sogenannten innern Ratskammer, welche darüber zu wachen hat, daß nichts unternommen werde, was gegen die in den heiligen Büchern des Confuzius enthaltenen Fundamentalgesetze des Reichs verstößt. Unter dem Befehl derselben arbeiten die sechs Regierungsabteilungen, welche die inneren Angelegenheiten besorgen. Das erste, das Ministerium der Zivilbehörden, hat alle Zivilbeamten des Reichs unter seiner Aufsicht, untersucht ihre Verdienste, befördert und degradiert, beurlaubt und verabschiedet. Das Finanzministerium besorgt die Territorialregierung des Reichs. Es führt die Listen über die Bevölkerung, verwaltet die Domänen, den Staatsschatz, die Einnahmen und Ausgaben, die Zölle und Steuern, regelt die Gehälter sämtlicher Staatsbeamten, und verteilt auch die Aushebung zum Kriegsdienste. Dem Kultusministerium unterstehen die Akademien und Schulen, alle astrologischen Prophezeihungen und litterarischen Auszeichnungen. Ihm kommt auch die Überwachung der religiösen und sonstigen Zeremonien zu, die in China bis ins kleinste geregelt sind. Es ist bestimmt z. B. Stoff, Schnitt der Kleidung für verschiedene Gesellschaftsklassen, die Anzahl von Verbeugungen, die man sich gegenseitig schuldig ist. Ein

besonderes Kollegium leitet die Verehrung der Götter, sowie der Geister abgeschiedener Monarchen, der Weisen und hohen Würdenträger des Reichs. Die Obliegenheiten des Kultusministers sind überaus zahlreich und in einem Werke von vierzehn Bänden in der Form von Statuten niedergelegt. Das Kriegsministerium hat die engere Verwaltung des gesamten Heerwesens, überwacht die militärischen Prüfungen und besetzt die Stellen der Offiziere und Befehlshaber. Ihm untersteht auch das Postwesen, das jedoch ein besonderes Departement hat. Das Ministerium für Strafsachen entscheidet im Verein mit dem Zensorenrat, dessen Einrichtung weiter unten beschrieben wird, über die Kriminalverbrechen nnd revidiert die Urteile der Provinzialrichter, ehe darüber an den Kaiser berichtet wird. Am vielseitigsten ist das Ministerium für die öffentlichen Arbeiten. Es hat fünf Bureaus, auf welche seine Funktionen verteilt sind. Das erste verfertigt die Pläne aller Gebäude vom einfachen Hause bis zu den Götzentempeln und Mausoleen; ein anderes nimmt Kenntnis von dem Zustande der Stadtmauern, Paläste und öffentlichen Gebäude und besorgt die Materialien zu den Staatsbauten. Das dritte Bureau leitet die Anfertigung militärischer Vorräte und der in der Armee gebräuchlichen Werkzeuge, füllt die Arsenale und regelt Maße und Gewichte. Das vierte beaufsichtigt die Fluß- und Kanalverbindungen, baut Brücken, Dämme und Schleusen, unterhält die Landstraßen und nimmt Zölle und Steuern ein. Das fünfte Bureau sorgt für Ausschmückung der Tempel, Paläste und der kaiserlichen Mausoleen, sowie für die Errichtung von Grabdenkmälern verdienstvoller, auf Staatskosten begrabener Beamten.

Für der Nebenländer besteht das Fremdenamt, und seit 1860 ist auch das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten hinzugekommen, dem u. a. die Überwachung der von Europäern geleiteten Anstalten obliegt.

Über der Zentralverwaltung steht der von der Regierung unabhängige Rat der öffentlichen Zensoren. Diese höchst merkwürdige Institution zählt 40 bis 50 Mitglieder neben zwei Präsidenten, der eine von tartarischer, der andere von chinesischer Abkunft. Nach einem alten Reichsgebrauch besitzen alle Mitglieder dieses Rats das Vorrecht, gegen jede Regierungsmaßregel auf politischem und wirtschaftlichem Gebiete Einspruch erheben und dem Kaiser Gegenvorstellungen machen zu dürfen. Jeder Sitzung in den einzelnen Departements wohnt ein solcher Zensor bei, ohne sich an den Beratungen selbst zu beteiligen, während andere die verschiedenen Provinzen des Reichs bereisen, um die Verwaltung der obersten Staatsfunktionen zu inspizieren und zu überwachen; über ihre Wahrnehmungen haben sie an den Rat zu berichten.

In ähnlicher Weise ist die Verwaltung der achtzehn Provinzen organisiert. Jede derselben steht unter einem Generalgouverneur oder Vizekönig, und einem Unterstatthalter. Der erstere kontrolliert alle Zivil- und Militärangelegenheiten, dem letzteren sind fünf Bureaus untergeben: das Zivil- und Justizbureau, unter welchem die Oberpräfekten, die Präfekten und Unterpräfekten, wodurch zugleich die Distriktsverfassung der Provinzen angedeutet ist, ressortieren; das litterarische Bureau, welches das gesamte Unterrichtswesen der Provinz beaufsichtigt, bei dem die mannigfachen Prüfungen eine große Rolle spielen; das Salzbureau, das den Gewinn und den Vertrieb des Salzes kontroliert, das Getreidebureau, welches die Steuern, die bekanntlich in Naturalien entrichtet werden, einzieht; endlich das Handelsbureau, dem die Beaufsichtigung der Zollstätten übertragen ist.

Die Städte haben aus Wahl hervorgegangene Munizipalräte, deren Thätigkeit von kaiserlichen Beamten überwacht wird. Die Verwaltungsbehörde der eigentlichen Gemeindeangelegenheiten auf dem Lande hat mehr einen privaten als einen offiziellen Charakter. Die vielen, oft von dem nämlichen Vorfahren abstammenden, manchmal ganze Dörfer bevölkernden Familien besitzen ihre eignen Häupter und alle zusammen wieder einen Patriarchen als Autorität. Eine Anzahl Vertrauensmänner, meist aus den älteren Einwohnern durchs Los bestimmt, steht ihm zur Seite. Die Erhaltung der Tempel, die Regelung des Gottesdienstes und der herkömmlichen festlichen Umzüge, die Gewinnung von Lehrern und die Erhebung der nötigen Beisteuern an Geld für öffentliche Arbeiten ist ihre Hauptaufgabe. Sie wachen über die Moral des Ortes und dienen in Folge ihres guten Rufs als Vermittler zwischen den Regierungsbeamten und dem Volk. Zur



Ausübung der Polizeiaufsicht und zur Schlichtung von geringeren Streitfragen wird oft in der Gemeinde von Seiten des Chefs des Distrikts ein niederer Polizeibeamter, eine Art Konstabler eingesetzt. Die Aufgabe dieses Konstablers, der gewöhnlich ein Lokalbeamter ist und dem der Distriktschef oft gestattet, sein Amt auf den Sohn zu vererben, besteht darin, daß er in der Gemeinde die Ruhe aufrecht zu halten, kleinere Streitigkeiten zu schlichten und über schwebende Prozesse zu berichten hat. Zugleich gehört es zu seinen Obliegenheiten, die Verordnungen des Distriktschefs den Gemeindegliedern mitzuteilen und auf die Ausführung der zum allgemeinen Besten getroffenen Vorkehrungen zu achten.

Viele andere, selbst größere Gemeinden, besonders im südlichen China, haben überhaupt keinen von der Regierung angestellten Beamten. In diesen wird von dem Chef der Notablen, welcher von der Gemeinde besoldet ist, neben seinen anderen Aufgaben auch die Lokalpolizei ausgeübt, wozu ihm von der Gemeinde, je nach ihrer Größe, eine Anzahl von Polizeidienern beigegeben ist. Dieser Gemeindevorsteher ist dem Distriktschef für alles verantwortlich, was in seiner Gemeinde geschieht. Außerdem giebt es in der Gemeinde solche Leute, welche zum Schlichten der Streitigkeiten zwischen den Einwohnern sich von den Mandarinen das Amt erkaufen, kraft dessen sie auf Verlangen einer Partei gegen eine Entschädigung den Streit mittelst Überredung und Drohung beizulegen suchen. Es sind das gewöhnlich berüchtigte und im Orte als Gelderpresser gefürchtete Leute.

Jeder Hausherr ist verpflichtet, eine Tafel oder Liste anzufertigen, worauf alle Personen namhaft gemacht werden, die mit ihm unter einem Dache wohnen, samt ihrer Altersangabe und Bezeichnung des Gewerbes. Zweimal im Jahre wird diese Liste eingefordert, nämlich im Frühling und im Herbst. Die Volkszählung findet jedes Jahr im zehnten Monat statt. Die Familienväter überliefern ihre Aufstellung den Gemeindebeamten, diese ihre Tabellen der Obrigkeit des Distrikts, diese die ihrigen an die Departementschefs, diese an die Vizekönige, die Vizekönige nach Peking, wo der Finanzminister die kaiserlichen Register entwirft.

Sehr schwierig ist es, in einer chinesischen Gemeinde Bürgerrecht zu erwerben. Es hilft nicht, daß ein Mann dort seinen Aufenthalt gefunden, eine Frau aus der Gemeinde geheiratet hat, und in die Volkslisten eingetragen worden ist. Er muß auch noch in die Gemeinderegister eingetragen werden. Die Gemeindezugehörigkeit kann ein Familienvater, der sich ansässig gemacht, wenn er ehrbaren Charakters ist, die örtliche Mundart geläufig spricht, leicht erlangen, „wenn," sagen die Gesetze, „von dem Tage an, wo der Kontrakt über seinen Hauskauf oder seine Pacht gestempelt, oder bei Erwerb von Grundbesitz, wo er die erste Grundsteuer bezahlte, zwanzig Jahre verflossen sind." Dieses ist die Rechtswohlthat für Einwanderer mit Vermögen; der Proletarier dagegen, der nichts mitbringt, als seine Glieder und die Kenntnis eines Handwerks, wird zuerst bei seinem Erscheinen vor den Behörden als Einwohner auf die Volkslisten geschrieben, und dann kann er, oder vielmehr seine Kinder und Enkel, nach sechzig Jahren das Bürgerrecht erwerben. Nur die Bürger genießen bei den Gemeindewahlen Stimmrecht, dürfen in den Gemeindeversammlungen sitzen und die Ehrenplätze bei öffentlichen Gelegenheiten beanspruchen. Das kostbarste Vorrecht der Bürger besteht aber darin, bei den wissenschaftlichen Prüfungen im Distrikt sich melden zu dürfen. Kostbar ist dieses Vorrecht, weil die Universitätsgraduierungen in China, offiziell wenigstens, allein aristokratische Unterschiede begründen und zu Staatsämtern führen sollen.

Die vorzüglichste und zugleich in höchsten Ehren stehende Beschäftigung der Chinesen ist der Landbau, der als die Grundlage aller Staatsordnung gilt. Der Einfluß der Regierung auf die Bodenproduktion besteht darin, daß es ein Gesetz giebt, kraft dessen jeder, der sein Grundstück über ein Jahr unbebaut läßt, dasselbe verliert und noch dazu bestraft wird. Bewirbt sich jemand bei der Regierung um ein noch unbebautes, nicht einregistriertes Grundstück, so muß er nachweisen, daß er die zur Bebauung nötigen Mittel besitzt. Ein besonderes Interesse nimmt die Regierung an dem Seidenbau. Auch werden von ihren Organen anleitende und aufmunternde Schriften und Abhandlungen über verschiedene Zweige der Landwirtschaft veröffentlicht, welche die Verbesserung der alten

Verfahrungsweisen zum Zwecke haben. Jedes Jahr zu Beginn des Frühlings vollzieht der Sohn des Himmels, der Beherrscher von fast 400 Millionen Menschen, die Zeremonie des Pflügens, Säens, Rechens, und ihm folgen in dieser Arbeit die kaiserlichen Prinzen und die hohen Beamten in den Provinzen, um dadurch die schwierigste, aber auch die wichtigste Beschäftigung des Menschen zu ehren. Bald darauf besteigen dieselben Beamten, umgeben von den Ältesten des Landvolks, einen für sie vorbereiteten erhöhten Platz, ermahnen die Menge, die Pflichten des Landwirts genau zu erfüllen, erinnern an die vernünftigen Regeln des Ackerbaues und verteilen im Namen des Kaisers unter die Versammelten kleine Geschenke.

Für die Zeit einer Hungersnot sind von der Regierung in jeder Provinz Kornspeicher angelegt, wo ein Teil der in Reis entrichteten Grundsteuer zu dem eben genannten Zwecke, sowie für andere Auslagen, wie z. B. die Besoldung der Beamten, niedergelegt, während ein anderer Teil nach Peking zur Erhaltung des Hofes und der daselbst befindlichen Zentralbehörden der Regierung versendet wird. Der im Kornspeicher bereitgehaltene Reisvorrat wird von dem die Aufsicht darüber führenden Regierungsbeamten gewöhnlich jedes Jahr teilweise ausgeliehen oder verkauft, und nach der Ernte durch neuen Reis mit Prozenten ersetzt.

Außerdem verzichtet die Regierung zur Zeit der Hungersnot in der davon betroffenen Gegend auf die Steuer und gewährt den Notleidenden auch noch andere Unterstützungen. So z. B. erläßt sie der betreffenden Provinz auch die nach Peking zu sendende Reisabgabe; ja es besteht ein Gesetz, nach welchem alle Notdürftigen von der Ortsbehörde mit dem Nötigen versorgt werden müssen. Es giebt auch öffentliche Kornspeicher, welche aus Privatmitteln angelegt und unterhalten werden. Nicht selten suchen die Notablen und die reichen Leute zur Zeit einer Hungersnot den Armen des Ortes dadurch zu Hilfe zu kommen, daß sie ihnen den Reis unter dem Marktpreise verkaufen.

Nach der Vorzüglichkeit dieser und mancher anderen Einrichtungen zu urteilen, müßte China das bestregierte Land der Welt sein. Man hat nicht selten die chinesische Staatskunst in Europa als eine musterhafte gepriesen, weil sie Ruhe und Ordnung erhalte und das Volk glücklich mache. In Wirklichkeit aber haben sich die Verhältnisse nichts weniger als verlockend erwiesen, denn alle diese Verordnungen, so gut sie auch lauten mögen, kommen nur sehr teilweise in Anwendung und werden durch einen gewissenlosen Beamtenstand illusorisch gemacht. China hat sich den Europäern geöffnet und die gerühmte Staatsordnung ist der Rahmen für hoffnungslose Zustände, deren Verderben und Fäulniß alles übertrifft, was die am schlechtesten verwalteten Länder Europas aufzuweisen haben. Die Verwaltung hat seit langer Zeit eine solche Stufe von Erbärmlichkeit erreicht, daß die türkischen Beamten neben den chinesischen Muster von Billigkeit und Uneigennützigkeit sind. Der Staatsdienst ist Gegenstand eines schimpflichen Handels, der ganze Beamtenstand durchweg korrumpiert, ehrlos und bestechlich, Betrug nach oben und nach unten Tagesordnung.

Die Verwaltungsorgane in China rekrutieren sich aus den neun Rangstufen der Mandarinen. Niemand, der nicht eine der drei vorgeschriebenen Prüfungen bestanden hat, kann, wenigstens dem Wortlaut des Gesetzes nach, unter die Zahl derselben aufgenommen werden. Die zwei ersten Prüfungen werden in den Provinzialstädten abgehalten, der höchste Gelehrtengrad wird nur in Peking erteilt. Da bei den ungeheuren Entfernungen in China eine Examenreise nach der Hauptstadt trotz einiger Subsidien seitens der Regierung ein viel zu kostbares Unternehmen für ärmere Studenten aus der Provinz ist, so können sich neben den reichen nur die in Peking wohnhaften um diesen Grad bewerben. Die Prüfungsarbeiten sind in Klausur zu fertigen, worüber, wie über die Notenerteilung, ins Kleinliche gehende Bestimmungen bestehen. Geld, Verwandtschaft und Empfehlung verhelfen jedoch vielen Unwissenden zur Auszeichnung durch diese drei Grade. Man erzählt, daß ein Examinator durch gewisse Zeichen an den Prüfungsarbeiten diejenigen unter den Studenten herausfindet, welche ihm zahlen können, und darnach sein Urteil bestimme. Zwar stehen auf dergleichen Fälschungen die schwersten Strafen, bei den Beamten aber ist entweder die Geldgier größer als die Furcht vor Strafe, oder aber sie

können mit ziemlicher Sicherheit darauf rechnen, daß bei der Solidarität des ganzen Mandarinentums in allen Spitzbübereien die Gefahr einer Entdeckung nicht vorliegt. Natürlich ist kein Gedanke daran, daß die vielen Promovierten auch wirklich zu Amt und Würden kommen, denn die Zahl der Bewerber ist immer größer als die zu besetzenden Stellen. Wenn sich trotzdem alljährlich dennoch immer wieder neue Scharen Ruhmsüchtiger zu den Prüfungen drängen, so sind es einerseits die von der Regierung ausgesetzten hohen Preise, welche die Studenten locken, andrerseits die ihnen zuteil werdende Hochachtung, die sie vor ihren Mitbürgern auszeichnet. Den Graduierten ist nämlich gestattet, als Zeichen ihrer Würde eine rote Fahne über ihrer Hausthür zu haben, und die ehrfurchtsvolle Verneigung der Passanten vor diesem Symbol der Gelehrsamkeit gilt ihnen als eine Genugthuung für ihre in praktischer Beziehung fruchtlose Arbeit.

Von der chinesischen Gelehrsamkeit darf man sich keine übertriebene Vorstellungen machen: die Basis aller Studien bilden die Schriftsammlungen des Konfuzius; das bestimmte überkommene Maß von Kenntnissen und Wissenschaften dem nachwachsenden Geschlechte zu übermitteln, ist das einzige Ziel alles Unterrichts. Von Gelehrsamkeit und Bildung nach unserem Begriff kann keine Rede sein. Genau genommen haben die litterarischen Anstalten, deren imposante Einrichtung auf den ersten Blick Bewunderung erregen könnte, nur dazu gedient, die Plünderung des Landes zu organisieren; diese Leute, die ihr Leben damit zubringen, die Lehren des Konfuzius zu kommentieren, saugen darum nicht minder das Volk schamlos aus und werden dann ihrerseits wieder durch die höheren Mandarinen schamlos ausgepreßt.

Ausgerüstet mit einem reichen Schatze moralischer Sentenzen, tritt der junge Mandarin in das öffentliche Leben, aber er denkt nicht daran, diese Grundsätze in die Praxis zu übertragen. Er weiß recht wohl, daß das absolvierte Studium des Konfuzius ihn wohl berechtigt, ein Amt auszuüben, aber nicht genügt, um es ihm zu verschaffen. Seine ganze Existenz hängt von dem herrschenden System ab, und dieses System ist Betrügerei. Ist es ihm endlich gelungen, eine staatliche Anstellung zu erlangen, so ist damit allein seine Zukunft noch nicht gesichert. Die Summe der Besoldung ist lächerlich niedrig, trotzdem ihm ein maßloser Aufwand zugemutet wird, und so bleibt ihm nichts übrig, als dem Mammon nachzujagen, wo sich die Gelegenheit bietet. Dazu kommt, daß die Bestallung in der Regel nur auf drei Jahre lautet, ein Brauch, den die Mandschuregierung aus Furcht vor Komplotten im Laufe der Zeit eingeführt hat. Der junge Mandarin sieht sich somit genötigt, auch eine Summe Geldes zurückzulegen, um eine Erneuerung seiner Anstellung zu ermöglichen. Mittel und Wege hat er genug, er ist in seinem Distrikt nicht nur Vertreter der Regierung, er ist gleichzeitig Polizeibeamter, Richter, Steuereinnehmer, Standesbeamter und Notar, und in seiner Hand vereinigen sich alle Verwaltungszweige. Bedrückungen und Auflagen ganz willkürlicher Taxen neben den Staatssteuern sind die Regel. Die Regierung aber duldet die Übervorteilung, denn sie weiß, daß der Beamte mit seinem Gehalt nicht auskommen kann, und zieht direkt und indirekt aus den Erpressungen noch überdieß ihren eignen Nutzen. Wenn die Reisenden von den vielen in kurzen, regelmäßigen Zwischenräumen an jeder Wasserstraße errichteten Stationen mit der ungeheuren Zahl von Ober- und Unterbeamten berichten, muß man sich die Frage vorlegen, ob die Einnahmen wohl die Kosten decken. Doch die Beamten verstehen ihre Rechnung zu machen. Das „Auspressen" der Waren oder der Eigentümer derselben ist ein ganz unerhörtes, dabei ist es vollständig nutzlos, sich nach den Tarifraten, welche die Beamten erheben, zu erkundigen, oder dieselben zu untersuchen, denn man erfährt über die Zollsätze doch nichts. So hoch die regelmäßigen Zölle auch sind, der Reisende oder Kaufmann kommt mit denselben noch nicht frei, denn stets muß er noch reichlich für die „Börse des Mandarin", wie die Sporteln der Beamten genannt werden, extra bezahlen. Es bedarf also keiner großen Phantasie, um zu begreifen, wie leicht bei einem solchen System Erpressungen vorkommen können.

In Anbetracht der im riesigen Maßstabe ausgeübten Betrügereien der chinesischen Beamten kann man ruhig annehmen, daß auf jeden Taël,*) der wirklich in das Schatz-

*) Nach unserm Gelde etwa 3 Mark.

amt zu Peking eingezahlt wird, wenigstens vier oder fünf von dem Volke erpreßt werden, die dann auf dem Wege von Hand zu Hand zwischen den geschickten Fingern einer raubsüchtigen Beamtenschaft verschwinden. Es ist ein Charakteristikum chinesischer Verhältnisse, daß mit Ausnahme der von dem Irländer Hart verwalteten Einkünfte der Seezölle die Einnahmen des Pekinger Schatzamtes keinerlei Schwankungen unterworfen sind. Ein Unterschied zwischen den Erträgen von guten und schlechten Jahren, der in einem Lande mit periodischen Hungersnöten und Überschwemmungen ohne Frage besteht, kommt bei der Angabe der öffentlichen Einkünfte nie zum Vorschein. Man kommt zu dem Schluß, daß die im Gesetz vorgesehene Steuerermäßigung illusorisch ist, und daß die Beamten stets über große Summen verfügen, von denen sie einen bestimmten Bruchteil an die Pekinger Zentralbehörde einliefern, das Übrige aber in die eigne Tasche stecken. Zur Schande der Beamten muß noch gesagt werden, daß gerade die Hungersnöte eine vorzügliche Gelegenheit bieten, sich zu bereichern. Die Regierung in Peking sorgt in der Regel für Zufuhr von Lebensmitteln zur Verteilung an die Hungernden, mancher Mandarin erwirbt sich dabei ein Vermögen, während tausende von Armen sterben.

Dieselben Zustände herrschen auf dem Gebiete des Heerwesens. Die Armee besteht aus untauglichen Rekruten, aus unwissenden Offizieren und gewissenlosen Generalen, deren Hauptaugenmerk darauf gerichtet ist, die Soldaten um ihre Rationen und Verpflegungsgelder zu bringen. Da die Käuflichkeit der Staatsposten auch im Militär Brauch ist, so sieht jeder höhere Offizier die für seine Anstellung eingezahlte Summe als Kapitalanlage an, welche er so schnell und hoch wie möglich zu verzinsen bemüht ist. Daher der unglaubliche Rückstand des Soldes, die Fälschung der Präsenzlisten, die oft nur in Lumpen gehüllten Mannschaften, die völlige Disziplinlosigkeit und die zahlreichen Desertionen. Diese werden übrigens nicht gerade besonders hart bestraft, wohl weil die Feigheit ein angeborener Naturfehler des Volkes ist, der durch Strafen erfahrungsmäßig nicht korrigiert wird. Kein Wunder, wenn unter diesen Umständen das chinesische Heer nicht den Japanern Schrecken einflößte, wohl aber den unglücklichen Bauern der Bezirke, in denen es einquartiert war.

Was die Rechtspflege anbetrifft, so hat das Gesetz für den Schutz aller Unterthanen Sr. Majestät des Kaisers von China nach Möglichkeit Sorge getragen. Allen Bedrückten, Gekränkten, Übervorteilten ist es gestattet, bei den Gerichten ihre Klagen vorzubringen und im Notfall an den Gouverneur ihrer Provinz, an den Generalgouverneur, ja an den Kaiser selbst zu appellieren. Die Gesetzgebung des Reichs ist bis in die peinlichsten Einzelheiten ausgearbeitet und die einzelnen Gesetze befinden sich in voller Übereinstimmung mit der herrschenden Sitte. Allein ihre Handhabung ist schlecht, eben weil diese in den Händen eines Beamtenstandes ruht, dessen Streben durchweg dahin geht, sich auf Kosten der Untergebenen, sowie überhaupt aller derer, mit denen sein Amt ihn in Berührung bringt, zu bereichern. Das sehr ausführliche Gesetzbuch zeichnet sich durch Klarheit und Kürze der einzelnen Verfügungen, durch Einfachheit des Stils und durch praktisches Urteil aus; allein es enthält zu viel Spezialbestimmungen, es mischt sich in alle Verhältnisse ein, um sie zu ordnen und zu regeln, wodurch es jede freie Entwicklung des bürgerlichen und sozialen Lebens hemmt, jeden Fortschritt lähmt. Da nun das Leben nach allen Seiten hin durch die mannichfachsten Verfügungen geregelt, begrenzt und gefesselt ist, so häufen sich in China die Prozesse ganz außerordentlich, und die Beamten haben genug zu thun, die verhängten Strafen in Vollzug zu setzen. Gelingt es auch dem Schuldigen, sich selbst vor dem Arme der Nemesis durch die Flucht zu retten, so hat er damit wenig gewonnen, denn für den Flüchtling haftet Weib und Kind, haftet die ganze Verwandtschaft, haftet endlich auch sein ganzes Besitztum. Die Folge dieser zwar echt chinesischen, aber diabolischen Maßregel ist das System der Überwachung und gegenseitigen Verantwortlichkeit, was wiederum allen möglichen Erpressungsversuchen unbegrenzten Spielraum giebt.

Die Strafen sind meist barbarischer Natur. China kennt die Folter in deren scheußlichster Gestalt, Todesarten, zu denen das Zerschneiden des Deliquenten gehört, und maßlose Prügelstrafen. Der Bambus spielt bei der chinesischen Polizei und Rechts-

pflege eine Hauptrolle. Außerdem giebt es noch Verbannung, Tragen des „Kranzes“, eines Gefüges aus Holz um den Hals des Verurteilten, und endlich Geldstrafen. Die Hinrichtung mit dem Schwerte gilt noch für eine begünstigtere Todesart. Bei schweren Verbrechen ist sie eine qualvollere oder schimpflichere. Erdrosselung hält man für eine zwar weniger ehrenvollere, aber gelindere Strafe, wogegen jeder Verurteilte mit Recht vor Zerstückelung zittert. Bei dieser empörenden Art der Hinrichtung wird der Verbrecher an einen Pfahl gebunden, worauf ihm der Henker den Körper Stück um Stück zerhackt, indem er mit den Extremitäten beginnt und mit dem Kopfe endet.

Soviel Hinrichtungen auch stattfinden mögen, noch viel mehr sterben unter der Folter, vor allem aber in den Gefängnissen, und zwar in den Untersuchungsgefängnissen, in denen die Verdächtigen, weil es besondere Untersuchungsrichter nicht giebt, Monate, ja Jahre lang zubringen können. Den Leuten graut vor der Haft noch viel mehr, als vor der Todesstrafe, ein Beweis, wie es mit der dem Gesetzbuche nach auf so hohe Stufe der Vollkommenheit gebrachten Justiz in Wirklichkeit steht.

Die Urteilssprüche der Mandarine sind mit unendlicher Kunst so abgefaßt, daß sie der Angelegenheit die Wendung geben, welche am besten dem Interesse der einflußreichsten Partei entspricht. Wie alle Würdenträger in China bestochen werden müssen, um gerecht zu sein, so auch diese Leute, ja es ist unmöglich, die unbedeutendste Bittschrift an das bestimmte Ziel gelangen zu lassen, wenn nicht früher das Abwiegen von Taëls die Hände geschmeidiger machte. Daher hält es niemand für rätlich, eine gerichtliche Verfolgung zu beginnen, wenn er nicht die Mittel hat, seine Richter günstig für sich zu stimmen. Wie die Strafgesetze in China gehandhabt werden, zeigt ein Beispiel aus den Aufzeichnungen eines Missionars. Ereignet sich in einem Hause ein schneller Todesfall, ohne daß man die Ursache davon kennt, so ist der Eigentümer des Hauses dafür verantwortlich. Als einst ein Bettler in Folge einiger Exzesse in einer Schenke zu Kanton starb, schleppte der Eigentümer derselben, der eine Verfolgung befürchtete, den Leichnam eine Strecke weit fort und legte ihn vor die Thür eines Theehändlers. Der Mandarin machte, nachdem er das Faktum konstatiert hatte, den Kaufmann verantwortlich und dieser sollte eben verhaftet werden, als mehrere Zeugen angaben, sie hätten den Leichnam herbeischleppen sehen. Die Verfolgung hätte nun eingestellt werden sollen, aber nichts desto weniger weigerte sich der Mandarin, den Körper wegnehmen zu lassen, um Geld zu bekommen. Um seine Hartnäckigkeit zu besiegen, war der Kaufmann in der That genötigt, ihm eine ansehnliche Summe zu bezahlen. Die Stellung eines Mandarins wurzelt nur darin, daß er von den Untergebenen gefürchtet wird. Liebe, Achtung, Vertrauen sind nebensächliche, ja gefährliche Begriffe, denn die Mandarinenstellung ist durchweg eine exklusive, nicht allein gegenüber der Bevölkerung, sondern auch im engern Kreise. Falschheit auf der Zunge, Neid im Herzen, Geldgier im Gehirn, das sind die drei Haupteigenschaften, welche die Beamten Chinas charakterisieren und separieren.

Man könnte die Frage aufwerfen, wie es denkbar sei, daß ein Volk sich solche Zustände gefallen läßt. Die Antwort ist nicht schwer. Nach den Lehren des Konfuzius ist Gehorsam und Pietät die vornehmste Pflicht. Der Sohn ist zum unbedingtesten Gehorsam gegen den Vater verpflichtet. Auf diesem Autoritätsprinzip beruhen alle Eigenschaften der Nation, die Achtung vor der Behörde, die Ehrfurcht vor dem Alter, die Disziplin in der Familie und in der Gemeinde und endlich die Genügsamkeit mit dem eigenen Lose. Aus ihm aber lassen sich auch alle Schattenseiten des Volks ableiten, wie z. B. der krasse Egoismus und die Gefühllosigkeit gegen alles Fremde. Dazu kommt, daß man auch keine anderen Verhältnisse kennt und daher geneigt ist, die Mißwirtschaft im Staate als etwas ganz Natürliches, als eine unabänderliche Bestimmung der Vorsehung anzusehen. Der Chinese ist ferner konservativ, so hoch konservativ, daß er das Übel konserviert. Es ist immer so gewesen und das rechtfertigt schon viel in seinen Augen. Halten sich die Bedrückungen und Erpressungen nur einigermaßen in den herkömmlichen Grenzen, so hat er nichts dagegen einzuwenden. Er weiß, daß jeder Widerstand gegen die Regierung nur Geld kostet und zeitraubende Untersuchungen, endlich weitere Bedrückungen herbeiführt; dadurch würde er viel größere Verluste leiden, als die

rechtswidrige Steuereintreibung verursacht. Er geht seinem Berufe nach, Erwerb ist ihm alles, er hat seinen Acker, sein Handwerk, und so lange man ihm hier keine Hindernisse bereitet, geht ihn alles andere nichts an. Öffentliche, gemeinsame Angelegenheiten giebt es für ihn nicht, dazu ist der Mandarin da. Daß er ein Recht hätte, als Unterthan gewisse Anforderungen an die Obrigkeit zu stellen, soweit reicht sein Gedankenkreis nicht. Der geringe Lohn läßt dem Arbeiter überhaupt nicht Zeit, darüber nachzudenken, wie es anders sein könnte, sondern treibt ihn nur zu regerer Thätigkeit an. Der müßig gehende Arbeiter muß und wird in China verhungern. Wenn zwei Arme den Dienst verweigern, so ersetzen am nächsten Morgen zwanzig andere die verlorene Kraft.

Die herrschenden Beamtenklassen der Mandarinen sind die erbittertsten Feinde aller Neuerungen, weil sie wissen, daß jede Änderung des alten Systems ihrem Einflusse verderblich werden muß. Ausländisches Kapital und ausländische Intelligenz, mit deren Hülfe die Aufschließung der heimischen Schätze hätte ermöglicht werden können, haben sie stets zurückgestoßen und dem fremden Unternehmen jede Thür verschlossen, die sie nicht durch besondere, mit Gewalt von ihnen erzwungene Vertragsbedingungen offen zu lassen genötigt waren. Den Bau von Eisenbahnen und die Anlegung von Bergwerken verhinderten sie jahrelang unter dem Vorwande, daß die unheimlichen Erd- und Wassergeister, die unter der Erde ihr Wesen treiben, in ihrer Ruhe gestört würden. Doch da sie den Vorteil ahnen, der aus den materiellen Reichtümern des Landes gezogen werden könnte, so sind sie neuerdings kommerziellen Unternehmungen nicht abgeneigt, jedoch unter der Voraussetzung, daß die Leitung in ihren Händen verbleibt, oder mit anderen Worten, daß ihnen Gelegenheit, ihre Schurkereien auszuüben, nicht genommen wird.

Man mag wohl die Überlegenheit der Europäer in gewissen Punkten anstaunen, aber im Ganzen betrachtet man sie als Barbaren. Man hegt vielleicht den Wunsch, China mit den Waffen moderner Zivilisation ausgerüstet zu sehen, aber doch nur, um dann diese widerstrebende Zivilisation besser bekämpfen zu können. China kennt die Welt des Europäers nicht und will sie auch nicht kennen lernen. Insbesondere die höheren Gesellschaftsklassen sehen mit hochmütiger Verachtung auf den Fremden herab und meiden möglichst jeden Verkehr. Der Chinese haßt den Europäer aus seinem konservativen Sinn heraus; er sieht ihn nur ungern, weil er ihm seinen Gewinn schmälert und oft die Handelsgeschäfte in seinem Hause konzentriert; er haßt ihn, weil er weiß, daß ein Wunder geschehen müßte, um den einmal angesiedelten Fremden davonzujagen. Trotzdem vergreift sich der Chinese nur selten an dem Europäer und dieser hat so leicht nichts zu befürchten. Wenn die Christenmorde das Gegenteil zu beweisen scheinen, so hat es doch damit eine andere Bewandnis. Gerade den Missionar hält der gewöhnliche Chinese von allen Fremden noch für am ungefährlichsten, er sieht in ihm keinen Konkurrenten, der ihm schaden könnte und in religiösen Dingen ist er, weil ihm der Begriff Religion in unserm Sinne völlig fremd, viel zu gleichmütig, um sich aufregen zu lassen. Der Chinese pflegt seinen Ahnenkult, hat aber eine ausgesprochene Gleichgiltigkeit gegen alles Ideale und hauptsächlich gegen das Übersinnliche. Alles, was einmal geschehen könnte, findet er kaum der Beachtung wert, alle seine Gedanken erstrecken sich auf das Diesseits und sein momentanes Wohlbefinden.

Der Religionsfanatismus spielt bei den Gewaltthaten nur eine geringe Rolle, und von einer Verfolgung des Christentums an sich kann nicht eigentlich die Rede sein. Verfolgt wird jedoch in dem Christentum die ihm innewohnende Macht der Kultur, der abendländische Einfluß; das ist dem Chinesen des Hasses wert. Der gemeine Mann zwar ist im Allgemeinen zu einfältig, um diese umwälzende Macht des Christentums zu erkennen, umsomehr aber ahnen die gebildeten Chinesen die Tragweite der neuen Lehre. Sie wissen, daß das Christentum eine Zivilisation mit sich bringt, die, wenn sie die Massen durchdringt, das Ende ihrer Herrschaft und den Zusammenbruch der alten Ordnung bedingt. Sie wissen, daß die Missionare mehr wie der Kaufmann mit dem Volk in Berührung kommen, kennen sie als ehrliche und arbeitsame Leute, als Männer von der größten Selbstverleugnung und Enthaltsamkeit, deren Vorbild nicht ohne Eindruck auf

das Volk bleiben kann. Das aber ist den verderbten und lasterhaften Beamten ein Dorn im Auge.

Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß die Christenverfolgungen gewöhnlich das Werk der Mandarine sind. In der Regel beginnen sie damit, über die Missionare häßliche Verläumdungen auszustreuen, sie als Heuchler und Schwindler zu verdächtigen, und der Chinese, in jeglicher Art von Verstellung selbst ein Meister, ist nur allzuleicht geneigt, solchen Gerüchten Glauben zu schenken. Er begreift an sich schon nicht, wie es möglich ist, daß die Missionare ein fremdes Land aufsuchen und, in Mißachtung der beseligenden Lehren des kindlichen Gehorsams, Vater und Mutter verlassen. Verhängnisvoll wurde nicht selten der Umstand, daß die Sendboten des Evangeliums in China, wo für das Medizinalwesen nichts geschieht, oft auch genötigt sind, neben ihrem eigentlichen Berufe sich auch mit der Heilkunde zu befassen. Der Chinese sieht aber auch unglücklicher Weise die Arzneiwissenschaft als eine Art Schwarzkunst und Hexerei an, und hat von der Zubereitung und den Bestandteilen der Medikamente sehr phantastische Vorstellungen. Hier setzt nun oft die Verläumdung der Mandarine am erfolgreichsten ein. Sie verbreiten das Gerücht, daß die Missionare Kinder stehlen, um aus gewissen Körperteilen, wie Gehirn, Leber 2c. Heilmittel zu gewinnen. Sie warnen durch Plakate die Eltern und mahnen sie, ihre Kinder in Obhut zu nehmen, oder machen, wie es auch vorgekommen, öffentlich bekannt, daß die Übelthäter in ihrer Werkstatt bei der Arbeit überrascht seien und Zeugen dieses erhärten könnten. Der Pöbel ist bald erregt und bereit, für solche Greuelthaten die blutigste Rache zu nehmen. Der Mandarin leitet und schürt die Verfolgung im Geheimen, und ist das Unheil geschehen, so hat er wiederum die Untersuchung zu führen. Um den Befehlen der Pekinger Regierung und den Forderungen der fremden Vertreter Genüge zu thun, werden ein paar unschuldige Menschen, oder im besten Falle ein paar Sträflinge aus den Gefängnissen enthauptet, die als Schadenersatz erforderlichen Summen vom Volke erpreßt, und damit ist die Sache erledigt. Alle diese Mittel haben erfahrungsmäßig nichts genützt. Die Hinrichtungen einiger gewöhnlicher Leute aus dem Volk kann in China, wo diese Todesart so sehr häufig ist, nur eine noch größere Mißachtung des Lebens der Europäer zur Folge haben, auf das nach Meinung der Chinesen auch die europäischen Staaten nicht viel Wert legen, wenn sie sich mit solch' kläglicher Genugthuung abfinden lassen. Hätte man in solchen Fällen den für den Distrikt verantwortlichen Mandarin hinrichten lassen, würde die Strafe den wirklich Schuldigen getroffen, und der dadurch allen seinen Amtsgenossen eingejagte Schreck die Wiederholung der Schandthaten am ersten verhütet haben.

China ist das Land der Lüge; man hat sich in ein Leben hineingelebt, dessen Grundzug Lug und Trug ist. Die Lüge wird nicht als tadelnswerte Handlung betrachtet, es sei denn, daß sie allzu ungeschickt gesponnen sei. So ist es im Privatleben, so ist es auch im öffentlichen. Es ist ein vollkommen ausgebildetes System der Täuschung, welches die Staatsleitung beherrscht. Man sollte denken, daß die Siege der Japaner, welche die ganze Schwäche des Reiches aufgedeckt haben, hier eine Änderung bewirkt hätten. Diese Erwartung hat sich nicht erfüllt und man täuscht sich weiter so gut es geht. Wenigstens versuchte die Regierung den Unterthanen gegenüber den alten Schein zu retten. Wohl ließ sich nicht leugnen, daß China im Kriege gegen Japan geschlagen sei, aber wer ist daran schuld? Die dem Menschen feindlichen Wassergeister, die großen Meereswogen, so belehrt ein kaiserliches Edikt die Unterthanen, die erzürnten Wasserfluten, welche die starken Küstenbefestigungen vollständig zerstörten. Anstatt sich über den erbärmlichen Zustand der chinesischen Armee klar geworden zu sein, schreibt ein General das Unglück dem Verlassen der von den Vätern überkommenen Kriegsführung und dem thörichten Annehmen der europäischen Bewaffnung zu. Wenn auch nicht in Peking, so doch in den Provinzen wurde, um das Maß der Täuschung voll zu machen, die Intervention der Mächte dahin ausgelegt, als habe es nur eines Winkes des Kaisers bedurft, um die westlichen Vasallen des chinesischen Reichs herbeizurufen, um das feindliche Volk der Japaner zu vertreiben!

Daß es unter diesen Umständen die chinesische Regierung recht hart angekommen ist, die Besitznahme von Kiaotschau, Port Arthur 2c. zu dulden, ist leicht zu ermessen. Das einzige Mittel den chinesischen Winkelzügen gegenüber ist aber die kühne und entschlossene Politik mit der physischen Macht im Hintergrunde, und so lange Chinesen Chinesen bleiben, ist das das einzige Argument, welches sie gelten lassen.

Die Schranken, die China den Fremden versperrten, werden mit der Zeit fallen und es wird dann eine neue Zeit für das Land und sein Volk anbrechen. Eingetreten in den ungehinderten Verkehr mit den abendländischen Nationen, unter den Schutz des allgemeinen Völkerrechts gestellt, seiner tausendjährigen Bande entfesselt, werden die überaus reichen Erwerbsquellen des Landes sich aufthun und eine kaum geahnte Fülle nützlicher und wertvoller Erzeugnisse über den Erdkreis ergießen. Die unerschöpflichen Quellen an Rohmaterial und an Arbeitskraft, hier vereint, wie sonst nirgends auf Erden, werden China zum industriellen Zentrum des Orients, wenn nicht der ganzen Welt machen. Heute noch ist es ein jungfräulicher Boden; was er aber einbringen wird, wenn sich seiner die moderne Technik bemächtigt hat, läßt sich nicht ausdenken. Jedenfalls ist es ein Feld, das der Mühe und des Kampfes wert ist, und wollen wir unsere Stelle nicht blos erhalten, sondern auch befestigen und vergrößern, so darf es uns an äußeren Machtmitteln nicht fehlen. Nachdem uns weitgehende Zugeständnisse inbezug auf Öffnung der Häfen und Flüsse gemacht sind, wird man das Augenmerk darauf richten müssen, günstige Durchgangsbedingungen für den Transport zu erreichen, und besonders darnach streben, im Innern des Landes Niederlassungen und Waarenplätze konzessioniert zu erhalten. Der Mangel an solchen innern Stationen ist in den interessierten Kreisen bisher als ein großer Nachteil empfunden. Dem Handelsstande aber ist zu raten, die europäischen Waren soviel als möglich den Chinesen unter die Augen zu führen, denn je mehr Chinesen sie sehen, desto mehr Waren werden gekauft.

Die Abneigung des chinesischen Volksgeistes werden auch unsere deutschen Kaufleute und Unternehmer noch genugsam erfahren. Vor allem wird es nötig sein, den Einfluß der chinesischen Beamten in der deutschen Interessensphäre zu beseitigen; wenn dieses einmal geschehen, wird das Volk das Ende der früheren Ordnung nicht beklagen oder sich weigern, der neuen Gehorsam zu zollen. Nirgends und niemals werden Europäer mit chinesischen Beamten irgendwie zweckmäßig und dauernd zusammenarbeiten können, eine Verschmelzung ist absolut ausgeschlossen. Hier heißt es, reine Bahn machen, will die Regierung die deutschen Unterthanen vor Enttäuschungen und Mißerfolgen bewahren.

Bei dem gegenwärtigen Zustande der chinesischen Verwaltung sind alle weitergehenden Zugeständnisse der Regierung bezüglich des Baues von Eisenbahnen, der Ausbeutung von Bergwerken 2c. im Innern von China das Papier nicht wert, auf dem sie geschrieben sind, wenn es nicht gelingt, die Leitung dieser Angelegenheiten völlig in europäische Hände zu legen und dadurch dem passiven Widerstand der lokalen Behörden Schranken zu setzen. Ob diese Schwierigkeiten überwunden werden können, muß die Zukunft lehren; andrerseits dürfen wir nicht vergessen, daß diejenige Macht, der diese Aufgabe gelingt, vor ihren Konkurrenten einen Vorsprung gewinnen würde, der durch territoriale Erwerbungen kaum wett gemacht werden könnte.

---

2. China und die Mächte.

Von

Ulrich von Hassell.

Über die Stellung der westeuropäischen Mächte und Rußlands China gegenüber ist im Laufe der letzten Monate außerordentlich viel geredet und geschrieben, soviel, daß dem ruhigen Staatsbürger, der beim Nachmittags-Kaffee oder nach dem Abendbrot sein Leibblatt zu studieren pflegt, angst und bange vor alle den sich widersprechenden Mit-

teilungen und Ansichten werden konnte. Allerdings hat man sich bei uns, nachdem Kiautschau in deutschen Pachtbesitz übergegangen war, weniger darüber aufgeregt, ob die Teilung des riesigen chinesischen Reichs unmittelbar bevorstände, als in England, wo viele Politiker vollständig aus dem Häuschen gerieten. Die Mehrzahl der Deutschen beruhigte sich bei dem witzigen und mit guten Humor hingeworfenen Wort des Staatssekretärs von Bülow in der Reichstagssitzung vom 8. Februar d. Js.: China bestehe schon seit 4377 Jahren und er sehe keinen Grund, weshalb es nicht noch 3000 Jahre so weiter gehen solle. Indessen sind doch seitdem verschiedene Ereignisse eingetreten, die es einigermaßen zweifelhaft erscheinen lassen, ob es wirklich noch 3000 Jahre in China „so weiter gehen wird", und die darauf hindeuten, daß China gezwungen werden wird, große Teile des riesigen von fast 400 Millionen bewohnten Reichs vollständig europäischem Einfluß zu öffnen. Geschieht das Letztere, so ist es unzweifelhaft, daß die in Peking zentralisierte Verwaltung des Reiches an Einfluß verlieren, die Herrschaft des verrotteten Mandarinentums abnehmen und der ganze Charakter dieses riesigen Ländercomplexes ein anderer werden muß. Wann das eintreten wird, ist eine andere Frage. Daß aber in die chinesische Mauer schon jetzt eine oder vielmehr verschiedene Breschen gelegt sind, die die Möglichkeit der Abschließung erschweren, wird nicht in Abrede gestellt werden können. Auch die Berichte der in China arbeitenden Missionsgesellschaften stimmen darin überein, daß in vielen Kreisen der Bevölkerung ein Sehnen nach Aufklärung, ein Wunsch nach tieferer und besserer Einsicht in religiöser Hinsicht sich bemerkbar macht, daß sogar unter den Gelehrten eine Ahnung von der Bedeutung des Christentums erwacht.

Aber diese Regungen der chinesischen Volksseele zeigen sich doch nur vereinzelt, die Masse der 400 Millionen bewahrt immer noch die unbewegliche Ruhe, die Genügsamkeit, den Gehorsam gegen die Obrigkeit, die an Feigheit grenzende Unterwürfigkeit, die seit Jahrtausenden das Bestehen des Kaiserreichs ermöglicht haben und die auch jetzt noch die beste Gewähr seines Fortbestehens bilden, obwohl die Regierung des Kaisers und die gesamte Beamten-Hierarchie in keiner Weise mehr dem Idealbild entsprechen, das Konfuzius einst gezeichnet hat. Wie jämmerlich diese Regierung ist, wie unfähig ihre Organe sind, hat der letzte Krieg mit Japan gezeigt. Fast noch mehr aber sind die Mißstände nach dem Kriege ins Licht getreten, als die Regierung nichts that, um die im Kriege hervorgetretenen Mängel zu beseitigen. Man hat sich vielmehr nur bemüht, das Volk in der gröbsten Weise über die Ursachen der schmählichen Niederlage und über diese selbst zu täuschen, in der Hoffnung, daß es noch einige tausend Jahre „so weiter gehen" würde. Erklärlich ist das Gelingen des Betruges nur durch die Unwissenheit des Volkes, von dem höchstens der achte Teil der männlichen Bevölkerung — von den Frauen zu schweigen — notdürftig lesen kann, während die Menge blind den Vorspiegelungen der Mandarinen folgt.

Der Friede von Shimonoseki rettete China vor einer Eroberung Pekings durch die Japaner, aber er legte es auf Gnade und Ungnade zu Füßen der vermittelnden Mächte: Rußland, Frankreich und Deutschland. Ganz eigentümlich ist die Rolle, die England unter Salisburys zögernder Leitung bei der ganzen Sache gespielt hat. Selbst in englischen angesehenen Zeitschriften wird die Haltung des Kabinets von St. James stark getadelt. Zuerst hat die englische Politik die chinesische Regierung in den Krieg mit Japan getrieben, schließlich aber, als der Kampf eine für erstere bedenkliche Wendung nahm, nichts gethan, um China zu unterstützen. Die Folge war, daß Rußland die Rolle des Freundes übernahm, im Bunde mit Frankreich und Deutschland Japan zum Frieden zwang und England zur Unthätigkeit verurteilte. „Unsere Staatsmänner der früheren Zeit", sagt Blackwoods Magazin im elegischen Tone, „haben unsere Interessen in China besser verstanden als diejenigen, welche neuerdings die Geschicke des Reiches lenken."

Was der Grund der schwankenden Haltung Lord Salisburys gewesen ist, wird die Zukunft aufklären; möglicherweise ist er einzig und allein in der Vorsicht zu suchen, die die Handlungen dieses alternden englischen Staatsmannes seit längerer Zeit charakterisiert, möglicherweise aber auch in der Unfähigkeit Englands, einen Kampf mit dem Rival, mit Rußland zu beginnen. Mag dem sein, wie ihm wolle — sicher ist, daß England nach dem Frieden von Shimonoseki in Peking beiseite gedrängt wurde, und die Gelegenheit

verlor, seinerseits aus der bedrängten Lage Chinas Nutzen zu ziehen. Die drei europäischen Kontinentalmächte haben dagegen nicht gesäumt, ihren Lohn für die Rettung Chinas zu fordern, und ohne Rücksicht auf das siegreiche Japan, das mit einer Kriegsentschädigung abgespeist wurde, die Früchte des Kampfes einzuheimsen. Ob England durch das Vorgehen des ostasiatischen Dreibundes in China dauernd an Einfluß verlieren wird, steht noch dahin. Die Übermacht des englischen Handels ist so groß und so fest begründet, daß sie so leicht nicht erschüttert werden kann; aber es ist doch China in den letzten Monaten deutlich gemacht, daß die militärischen Machtverhältnisse Englands durchaus nicht so hoch zu schätzen sind, wie man bisher in Peking angenommen hat, und daß die vereinigten Flotten Rußlands, Deutschlands und Frankreichs sehr wohl in der Lage sind, der englischen Macht in den ostasiatischen Gewässern die Spitze zu bieten.

Zuerst erschien nach dem Frieden von Shimonoseki **Rußland** mit seiner Rechnung in der Hand in Peking. Es forderte und verlangte die Zustimmung zu der Weiterführung der sibirischen Bahn durch die chinesische Mandschurei nach Wladiwostock (vergl. Märzheft 1898 der A. K. M. S. 251.) Aber an diesen Erfolg knüpfte sich im Laufe der letzten Monate eine zweite vielleicht noch folgenschwerere Forderung: die mandschurisch-sibirische Bahn durch eine Zweiglinie mit dem am Golf von Petchili gelegenen Hafen Port Arthur verbinden und dieses letztere, sowie den nahgelegenen Hafen Talienwan auf 90 Jahre pachten zu können. Auch hier mußte China zustimmen. Faßt man die Erfolge Rußlands zusammen, so ergiebt sich, daß nicht nur das nördliche China unter den Einfluß des Zaren gekommen ist, sondern, daß auch in beunruhigender Nähe von Peking, überhaupt des Mittelpunktes der chinesischen Macht für Rußland ein Kriegshafen gewonnen ist, der als von größter maritimer und militärischer Bedeutung angesehen werden muß, weil er die Zugänge nach Tientsin und Peking von der See aus beherrscht. Niemand wird es Rußland verdenken können, wenn es danach strebte, an der Ostküste Asiens einen **eisfreien** Hafen zu erlangen, um ihn als Endpunkt der sibirisch-mandschurischen Bahn zu verwenden. Port Arthur aber ist kein Handelshafen, sondern **ein mit allen Erfordernissen der Neuzeit durch Li-hung-schan eingerichteter Kriegshafen**, der zwar zur Zeit etwas verfallen, aber leicht wieder herzustellen ist. Die Besitznahme von Port Arthur bedeutet also eine Drohung für China, eine Verstärkung des russischen Einflusses in Peking und was dasselbe sagen will, eine Zurückdrängung der englischen und japanischen Macht.

Die Bestürzung über den Gewaltschritt Rußlands war in London gewaltig. Im Unterhause erklärte der erste Lord des Schatzes, Balfour, nichts läge England ferner, als den Einfluß in Peking gewissermaßen monopolisieren oder Rußland seines legitimen Anteils berauben zu wollen, aber der Besitz von Port Arthur bedeute einen überwältigenden Einfluß und, wie früher Japan gegenüber hervorgehoben sei, eine dauernde Bedrohung der Hauptstadt des chinesischen Reiches. Man habe Rußland Vorstellungen gemacht und vorgeschlagen, von der Besetzung Port Arthurs abzusehen, wogegen sich England verpflichte, ebenfalls keinen Hafen am Golf von Petchili zu erwerben. Das am 22. März an Rußland gestellte Ansinnen war indeß zu durchsichtig, um nicht abgelehnt werden zu müssen; denn es konnte kaum ein Zweifel unterliegen, daß Japan Port Arthur so bald als möglich besetzen würde. Die Folge der Ablehnung war die Forderung Englands, China solle den gleichfalls im Golf von Petchili liegenden Hafen Weihaiwei, zur Zeit noch von Japan als Pfand für die Kriegsentschädigung besetzt, nach Abzug der Japaner an England verpachten. Natürlich ging das Kabinet in Peking auch auf diese Verpachtung ein. England nimmt, wie Balfour am 5. April im Unterhause sagte, den Hafen Weihaiwei unter seinen Schutz, wird die britische Flagge neben der chinesischen aufhissen und bewahrt den Hafen davor, **den schwachen Händen des Monarchen in Peking entrissen zu werden**. Der Unterstaatssekretär Curzon ergänzte diese Ausführungen noch dahin, die Pacht von Weihaiwei sei erfolgt, um das zerstörte Gleichgewicht im Norden von China wiederherzustellen und der englischen Flotte, **sowie der Flotte anderer Mächte** dort eine Operationsbasis zu schaffen, die England in die Lage setzen könne, seine Vertragsrechte und Privilegien zu verteidigen. Die Äußerungen Curzons klingen



orakelhaft, soweit er von „der Flotte anderer Mächte" spricht. Er hat aber jedenfalls Japan gemeint, denn alle anderen in China in Frage kommenden Mächte haben dort ihre eigene „Basis" und brauchen nicht bei England zu Gast zu gehen. Als politische Folge der Besitznahme von Port Arthur durch Rußland ergiebt sich also eine Verbindung von England und Japan, die beide in den Russen die erbitterten Gegner ihrer Pläne auf dem asiatischen Festlande sehen, sei es in Afghanistan, in China oder in Korea. Möglicherweise wird dieser Zweibund auch äußerlich in einer gemeinsamen Besetzung von Weihaiwei durch englische und japanische Truppen an den Tag treten.

Nicht ohne eine gewisse Besorgnis hat man bei uns in Deutschland den Schachzug Englands beobachtet. Abgesehen von der Erlangung der Kronkonzessionen d. h. der Berechtigung, eigene Niederlassungen in Tientsin (am Peiho gelegen, gewissermaßen der Hafen von Peking) und Hankau (am Jangtsekiang) ähnlich den schon bestehenden anderer Staaten einzurichten, bestand bekanntlich der Löwenanteil Deutschlands an der Beute in der „Pacht" des Hafens von Kiautschau, in der Berechtigung, die Kohlenlager der Halbinsel Shantung auszubeuten und in der Gewährung von verschiedenen Eisenbahnkonzessionen. Alle Kenner des Landes, u. a. auch der frühere deutsche Gesandte in Peking, Herr von Brand, stimmen darin überein, daß die Bedeutung der Kohlenlager groß ist und überhaupt in dem produktionsfähigen Hinterlande des Hafens deutsche Industrie und deutscher Handel ein bedeutendes Absatzgebiet finden können. Daß die deutsche Finanz hierbei fördernd eintreten und in ihrer Thätigkeit sich mehr wie bisher von patriotischen Gedenken leiten lassen muß, ist in der A. K. Monatsschrift schon früher nachdrücklich hervorgehoben. Die Besitznahme von Weihaiwei durch England hat hier und da den Hoffnungen auf eine günstige Entwickelung unserer neuen chinesischen Kolonie einen Dämpfer aufgesetzt. Der „Hamburger Korrespondent" meint, es würde schwerlich ausbleiben, daß die Engländer neben Weihaiwei auch Tschifu als Anhängsel, wie Talienwan zu Port Arthur fordern würden; Tschifu sei zur Zeit der Haupthandelshafen auf der Halbinsel Shantung und würde wohl bestimmt sein, demnächst Kiautschau Konkurrenz zu machen. Die „Kölnische Zeitung" dagegen äußerte sich dahin, die Nordküste Shantungs sei von dem deutschen Gebiet durch hohe Gebirgszüge derart getrennt, daß sowohl in militärischer wie wirtschaftlicher Hinsicht eine Reibungsfläche so gut wie ausgeschlossen sei. Die englische Regierung hat übrigens unmittelbar nach der Pachtung von Weihaiwai der deutschen mitgeteilt, sie beabsichtige keineswegs die deutschen Interessen auf Shantung zu stören. Die Nachbarschaft der Engländer, die sowohl durch ihre Kenntnis der chinesischen Handelsverhältnisse, wie namentlich durch die in England verfügbaren Geldmittel uns weit voranstehen, dürfte immerhin als keine Verbesserung unserer handelspolitischen Lage in Shantung anzusehen sein und mit Nachdruck darauf hinweisen, daß deutscherseits möglichst bald mit der Inangriffnahme der Bahnbauten und der Ausbeutung der Kohlenlager begonnen wird. Ein Kenner Chinas, Gabriel Lemaire, einst französischer Gesandter in Peking, stellte vor Kurzem der deutschen Kolonie Kiautschau günstige Aussichten, aber nur dann, wenn eine Eisenbahn vom Hafen über Tsinanfu, der Hauptstadt der Provinz, bis zum Kaiser-Kanal bezw. bis zur Straße Peking-Jankn gebaut würde; voraussichtlich stände dem Hafen Kiautschau dann schnelles Aufblühen in Aussicht weil viele, besonders englische Schiffe, welche den Verkehr zwischen Shanghai und Nord-China vermittelten, dann ihre Ware gern dort löschen würden, um die schwierige Fahrtum Kap Shantung zu vermeiden. Wir hoffen, daß sich die Meldung von der schon jetzt erfolgten Bildung einer „chinesischen Gesellschaft" mit dem Zweck, die uns in Shantung gewährten Berechtigungen zu verwerten, bestätigt, denn für Kiautschau hängt alles davon ab, ob sich genügende Geldmittel finden, um den Bau der von China konzessionierten Bahnlinie und die Ausbeutung der Kohlenbergwerke in Angriff nehmen zu können.

Vielfach ist die Ansicht geäußert, die Ermordung der beiden katholischen Missionare sei für die Regierung des deutschen Reiches ein erwünschter Anlaß gewesen, um die lange geplante Besitzergreifung von Kiautschau zur That werden zu lassen, aber diese beiden Thatsachen scheinen uns doch mehr in nur äußerlichem Zusammenhange zu stehen. Die Besitznahme des Hafens würde auch ohne jene Mordthat über kurz oder lang erfolgt sein, aber die durch Deutschland von China erzwungene Sühne hat den Beweis erbracht,

daß die deutsche Regierung nicht mehr gewillt ist, den Schutz deutscher katholischer Missionare Frankreich zu überlassen, sondern daß sie sich von diesem Protektorat losgemacht und den Schutz selbst übernommen hat. Die Reisen des im Laufe der letzten Monate oft genannten Bischofs Anzer haben sich um diesen Punkt gedreht und zu der für das Ansehen des Reiches in Ostasien wichtigen Änderung geführt. Dieser Erfolg der deutschen Politik ist nicht zu unterschätzen, er wird auch nicht ohne Rückwirkung auf die Stellung des Vatikans zum deutschen Reich sein. Auch sonst hat die deutsche Politik in Ostasien das erreicht, was zu erreichen war. Wir haben einen vortrefflichen Hafen erlangt, gleich günstig als Kriegshafen, Kohlenstation und Handelshafen; eine ganze Provinz des chinesischen Reiches ist deutscher Ausbeutung überlassen, ohne daß ein Konflikt mit einer anderen europäischen Macht zu fürchten ist, wenigstens dann nicht, wenn England sich darauf beschränkt, Weihaiwei zu besetzen, ohne auf der Halbinsel Shantung mit uns in Wettbewerb zu treten; wir haben schließlich einen festen Punkt an der chinesischen Küste erlangt, der etwaige territoriale Veränderungen des chinesischen Reiches ohne unsere Zustimmung ausschließt.

Von besonderer Wichtigkeit ist es, daß unsere Interessen in China nicht mit denen Frankreichs in Widerspruch stehen, so bedeutend auch die Zugeständnisse sind, die Herr Hanotaux ohne irgend welchen äußeren Zwang im April d. Js. vom Tsung-li-Yamen erlangt hat. Der Wert derselben ist um so höher anzuschlagen, als sie eine Erweiterung des schon vorhandenen französischen Besitzes in Ostasien darstellen. Frankreich hat einen guten Hafen in der Bucht von Kuangtschu (auf der Ostseite der Halbinsel Lei-tschu, nördlich der Insel Hainan gelegen) erhalten, die Provinz Jünnan soll seiner kommerziellen Thätigkeit offen stehen, Eisenbahnkonzessionen sind ihm gewährt und China hat versprochen, die Insel Hainan niemals an eine andere Macht abzutreten. Alle diese Errungenschaften sind zweifellos bedeutend, sie haben den Vorzug, weit im Süden ferne ab von dem eigentlichen Mittelpunkt chinesischen Lebens zu liegen, der bei weiterem Vorschreiten des Verfalls Chinas der Schauplatz der Kämpfe zwischen den rivalisierenden Mächten sein wird. Nicht jeder Franzose ist allerdings geneigt, die Lage der Gebietserweiterungen Frankreichs in China als einen Vorzug anzusehen. So heißt es im „Temps“: „man kann in gewisser Beziehung doch bedauern, daß sich Frankreich durch eine Annäherung an den Golf von Petchili und an Chinas Herz nicht auch in die Lage versetzt hat, in den großen Entscheidungskampf der Zukunft wirksam eingreifen zu können.“ Man sieht, auch an der Seine ist man nicht ohne Besorgnis, daß es in China doch vielleicht nicht noch 3000 Jahre so weiter geht, wie während der vergangenen 4377.

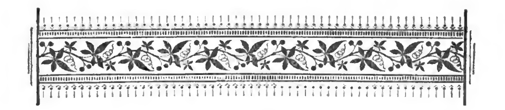
Im Gegensatz zu Rußland, Deutschland und Frankreich ist England abgesehen von der Pachtung Weihaiweis zunächst ohne Gebietsvergrößerung in China geblieben. Man will, wie der Minister Balfour am 5. April in Unterhause erklärte, auch fernerhin in China eine konservative Politik verfolgen d. h. England will die nominelle Herrschaft des Kaisers in eine mehr wirkliche verwandeln, um unter ihrem Schutze und mit dem ganzen Übergewicht englischen Kapitals den Handel mit China an sich zu reißen. Natürlich sollen alle anderen Mächte dieselben Handelsvorrechte haben, wie England selbst; aber es ist klar, daß diese nur außerordentlich schwer mit England in Wettbewerb treten können, weil, wenigstens unter dem bisherigen Regime, der englische Einfluß in den geöffneten Häfen in jeder Hinsicht vorherrschend war. Der Einfluß Englands ist, wie schon vorher angedeutet wurde, neuerdings in's Schwanken gekommen, man kann aber sicher sein, daß die englischen Staatsmänner, gestützt auf das Gold, alles thun werden, um die verlorene Position wieder zu gewinnen. Ganz besonders werden sie es sich angelegen sein lassen, die Erschließung des Jangtsekiang-Strombeckens sich zu sichern und jedenfalls China zu zwingen, diesen reichen und fruchtbaren Teil des Reiches keiner anderen Macht zu überlassen.

Die Verschiebungen der Machtverhältnisse in Ostasien scheinen mit der „Pachtung“ von Weihaiwei und der Festsetzung der an Frankreich gewährten Zugeständnisse an einem Ruhepunkt angelangt zu sein, der aber vielleicht schon bald neuen Verwickelungen Platz machen wird. Japan, durch Europa so ziemlich um alle Früchte seines Sieges ge-

bracht, steht grollend bei Seite, rüstet aber mit außerordentlichem Eifer und mit Anspannung aller Kräfte weiter, um dereinst, wenn es zum Kampf zwischen Rußland und England kommen sollte, wo möglich den Ausschlag zu geben. In Petersburg scheint man die Besitznahme von Weihaiwei durch England keineswegs ohne Besorgnisse zu sehen, und es ist nicht unmöglich, daß die Antwort auf diesen Schritt in Unruhen an der afghanischen Grenze besteht, deren Urheber an der Newa gesucht werden muß. In dem Augenblick, wo die Welt durch einen Krieg zwischen der Nordamerikanischen Union und Spanien in Erregung gesetzt wird, ziehen sich auch über Asien Wolken zusammen, deren Entladung zwar nicht sofort zu erwarten ist, die aber schwerlich wieder ganz zerstreut werden können. Für die deutsche Politik, die, von geschickter Hand geleitet, in China festen Fuß gefaßt hat, bietet sich die große Aufgabe, vermittelnd aufzutreten und zugleich die Interessen Deutschlands zu fördern. Beide Ziele können erreicht werden, wenn das deutsche Volk, insbesondere die Handels- und Geldmächte, der Regierung thatkräftige Hülfe leisten.

Carlyle hat einmal nach 1870 an Froude geschrieben: „Seit alten Zeiten ist Deutschland die friedliebendste, frömmste und stärkste und von allen Nationen am meisten Respekt einflößende gewesen. Deutschland sollte Präsident von Europa sein und wird auch dem Anscheine nach wieder auf 5 Jahrhunderte mit dem Amte betraut werden." Die Überwachung der ostasiatischen Angelegenheiten würde eine Gelegenheit sein, zu zeigen, daß der große Denker sich in der Beurteilung des deutschen Volkes nicht vollständig getäuscht hat.





Monatsschau.

Politik.

Der April ist bis in sein letztes Drittel hinein parlamentarischer Ferienmonat gewesen; nach moderner Auffassung aber bedeutet das nahezu so viel, daß sich während dieser Zeit auf dem weiten Gebiet unseres öffentlichen Lebens, so weit es die inneren Zustände betrifft, überhaupt nichts Nennenswertes begeben habe. An sich braucht das nicht notwendig zutreffend zu sein; es kann auch einmal anders kommen: Ereignisse außergewöhnlicher Art mögen den Lauf der regelmäßigen Entwickelung unterbrechen. Eben jetzt ist davon jedoch wenig zu spüren, und auch die Osterpause hat das Ihrige gethan, um den Eindruck vollster politischer Bewegungslosigkeit zu verstärken, dem sich in diesem Augenblicke Niemand entzieht. Und dennoch trennt uns ein Zeitraum von kaum acht Wochen von den allgemeinen Wahlen zum Reichstage, die nach Ansicht aller Parteien, dazu berufen sind, über unsere politische und wirtschaftliche Zukunft auf lange hinaus zu entscheiden. Wie ist das zu verstehen? Haben wir es mit der „Stille vor dem Sturm" zu thun, oder ist es tiefe Agitations- und Wahlmüdigkeit, aus der sich die Massen nicht recht aufzuraffen vermögen? Wenn man die Organe der grundsätzlichen Opposition reden hört, so wäre nur an Ersteres zu denken. In seinem Leibblatt verkündet u. A. Eugen Richter, daß wir einem Wahlkampf von nie dagewesener Heftigkeit entgegengingen, bei dem es sich für die deutsche Freiheit und für den deutschen Wohlstand um „sein oder nicht sein" handeln werde. Das augenscheinlich von „Altmeister" Liebknecht verfaßte „Wahlmanifest" der Sozialdemokratie aber leistet sich einen Bombast, gegen den selbst diese Phrasen verblassen, so daß man an ein bevorstehendes Ringen ohne gleichen glauben könnte. So nervenerschütternd das alles aber auch klingt, und so furchtbar sich die „Wahlschlotteriche" von der jüdisch-demokratischen „Volksztg." anschnauzen lassen müssen: das kundige Ohr wird doch den Eindruck des „Theater-Donners" erhalten, der auf die Dauer Niemandem imponiert. Um den Eindruck des „Echten" hervorzubringen, müßten diese drohenden Worte doch in einem gewissen Verhältnis zu den Thatsachen selber stehen, den Widerschein des Blitzes bilden, wie er zerschmetternd niederfährt. Vermag denn aber irgend Jemand, wenn er unsere Zustände ruhig und unbefangen überblickt, einen solchen Zusammenhang zu entdecken? Haben die haarsträubenden Schilderungen, die Freisinnige und Sozialdemokraten von unserer inneren und äußeren Lage um die Wette entwerfen, mit der Wirklichkeit irgend etwas gemein? Gewiß giebt es im deutschen Reich wie überall in der Welt unendlich viel, was anders und besser sein könnte und sollte, als es ist: aus dieser Erkenntnis heraus ist unsere Sozialreform, wie wir sie seit mehr als $1\frac{1}{2}$ Jahrzehnten bewußt betrieben, herausgewachsen, und daraus wird sie auch ferner ihre besten Kräfte saugen. In diesem Sinn sind wir mit jeder ehrlich gemeinten Anregung einverstanden und lassen uns jeden ernsten, d. h. sachlich begründeten Tadel gefallen. Die tendenziösen, bewußt

verlogenen Behauptungen dagegen, mit denen die grundsätzliche Opposition unsere Zustände zum Zwecke der „Wahlmache" zu brandmarken sucht, weisen wir auf das Entschiedenste zurück, und dürfen uns dabei eines guten Gewissens getrösten. Die positiven Parteien bei uns sind nicht wie anderswo, und namentlich drüben „über dem großen Salzwasser" aus Beutepolitikern zusammengesetzt, die bei den Wahlen nur darauf ausgehen „im trüben zu fischen," und vor allem den eigenen Säckel zu versorgen. Gewiß spielen auch hier Privatinteressen ihre Rolle und drängen sich vielfach sogar stärker vor, als uns gefällt; als ausschlaggebender Faktor, als Verhüllung nackter Selbstsucht treten sie jedoch bei den Vertheidigern der nationalen Politik wie der nationalen Arbeit nirgend hervor; dazu ist die Beimischung des idealen Moments, trotz seiner Verwässerung durch das allgemeine Stimmrecht, in Deutschland denn doch noch immer zu stark. Im Grunde wird das auch von den Gegnern selbst empfunden; sie wissen sehr genau, daß ihre Zeitungen, wenn sie Konservative und Agrarier „Brodverteurer" und „Leuteschinder" nennen, lügen. Ebensowohl sind sie sich aber bewußt, daß diese Lügen notwendig „zum Ganzen" gehören, und aus diesem Grund nicht aufgegeben werden können, ohne den Zusammenbruch des „Sy tems" herbeizuführen, auf dem ihre Wühlerei beruht; und so muß um jeden Preis weiter gelogen werden, mag das dem Einzelnen nun gefallen oder nicht. Er befindet sich in einem Bann, den er nicht ungestraft durchbricht; sein ganzes Dasein hängt mit der Aufrechterhaltung der „Parteilegende" zusammen; wer dieser „Legende" widerspricht, ist ein verlorener Mann und darf sich nirgends mehr sehen lassen.

Dieses System der Einschüchterung des Einzelnen, das namentlich bei der Sozialdemokratie in seiner Art bewunderungswürdig ausgebildet ist, darf man in seinen Wirkungen ja nicht unterschätzen, und sie müssen heute das beste thun, um die grundsätzliche Opposition, der es, wie wir gesehen, an jedem wirklichen Inhalt ihrer Bestrebungen fehlt, im Ringen um die Macht zusammenzuhalten. Wer aber offene Augen hat, kann sich nicht darüber täuschen, daß ihnen dies noch auf lange hinaus gelingen werde. Die stramme Parteizucht, die Gewöhnung, dem ausgegebenen Stichwort blind zu folgen, vor allem aber die Furcht als „Verräter" behandelt zu werden, wenn man sich saumselig zeigt, — das alles muß das mangelnde „Ideal" ersetzen. Wie ist es damit nun auf positiver Seite, d. h. namentlich bei den Konservativen bestellt? Terroristische Mittel wenden sie nicht an; die würden sie von ihrem sittlichen Standpunkt grundsätzlich verschmähen müssen. Auch die eigentliche Agitationsarbeit, wie sie von den Gegnern betrieben wird, liegt ihnen der Natur der Sache nach ziemlich fern. Wer der Hauptsache nach das Bestehende vertritt, wenn schon natürlich nicht unbedingt und um jeden Preis — kann im politischen Kampf nicht den Angreifer spielen; er ist im wesentlichen auf die Verteidigung angewiesen und daraus ergiebt sich die Art seines Auftretens ganz von selbst. Der gewöhnlichste Vorwurf, der den Konservativen gemacht wird, ist deshalb der der Unthätigkeit, und leider trifft dieser Vorwurf nur zu häufig zu; das müssen wir hier offen anerkennen. Glücklicherweise ist indessen auf diesem Gebiet neuerdings manches anders und besser geworden. Namentlich der in Brandenburg verwirklichte Gedanke, das Hauptgewicht der Organisation und Agitation in die Provinz zu verlegen, statt sie von einem Hauptmittelpunkt aus zu leiten, scheint sich zu bewähren und wir wollen nur wünschen, daß das gegebene Beispiel möglichst viel Nachfolge findet. Von großer Bedeutung ist dabei die rege Thätigkeit, die der Bund der Landwirte überall entfaltet. Obwohl ganz selbständig vorgehend, vertritt er doch Interessen, die mit denen der Konservativen zusammenfallen. In der großen Mehrzahl der Fälle steht einem gemeinsamen Vorgehen bei den Wahlen darum nichts entgegen; um so weniger, als die Konservativen, von jeder politischen Mißgunst frei, nicht das mindeste dagegen einzuwenden haben, daß der Bund in den Teilen des Reiches, wo sie selbst nicht die nötige Vertretung besitzen, andere Parteien unterstützt, soweit diese seine Forderung zu den ihrigen machen. Dies gilt namentlich von dem rechten Flügel der National-Liberalen und der Deutsch-Sozialen, während die linksstehenden Elemente beider Richtungen sich dem Bunde und damit auch den Konservativen feindlich zeigen und so nicht wenig dazu beitragen, das Vor-

gehen der Gesamtpartei zu schädigen, ja bis zu einem gewissen Grad zu neutralisieren. Auch das Zentrum macht aus seiner Abneigung gegen die Konservativen und den Bund der Landwirte durchaus kein Hehl, und es könnte sich deshalb bei den Wahlen leicht zwischen zwei Stühle setzen, wenn nicht andere Momente da wären, die im großen und ganzen noch immer zusammenhaltend wirken und dafür sorgen, daß im letzten Augenblick das Blättchen sich immer wieder zu Gunsten des Zentrumskandidaten wendet. Im Westen wenigstens, wo die Agrarier im Zentrum stark vertreten sind und mit dem „Bund der Landwirte" sympatisieren, hat der starke Hebel der kirchlich bestimmten Parteizucht noch nie versagt. In Bayern allerdings scheinen sich die Dinge in anderer Richtung zu entwickeln; dort ist dem Zentrum im „Bauernbunde" ein Gegner entstanden, den es schon längst nicht mehr mißachtet. Im Osten endlich hat es mit den von ihm selbst verhätschelten Polen zu kämpfen, die seine oberschlesischen Sitze mehr und mehr bedrohen.

Dürfen wir den „Aufmarsch der Parteien", wie er sich so ziemlich vollzogen hat, nunmehr von dem Standpunkt des jeweiligen mutmaßlichen Erfolges ins Auge fassen, so ist hier natürlich die größte Vorsicht und Zurückhaltung geboten. Wenn es in der Welt nach Vernunft und Billigkeit zuginge, müßten sich den Parteien, die dem Volk das Meiste bieten und schon bewiesen haben, daß es ihnen damit ernst ist, auch die besten Aussichten eröffnen. Da das allgemeine Stimmrecht aber bei uns etwa 10 Millionen Menschen zusammenberuft, um ihnen die Entscheidung darüber zuzuschieben, was dem ganzen Volk auf ideellem wie auf materiellem Gebiete frommt, so ist damit gesagt, daß hier völlig unberechenbare Mächte walten, die selbst die genialste menschliche Kraft und Einsicht niemals völlig zu bändigen vermag. Alle Prophezeihungen und bestimmten Voraussetzungen wären deshalb von Übel; um so mehr aber, weil die Zersplitterung und Zerfahrenheit der sog. „bürgerlichen" Parteien niemals größer gewesen sind, als eben jetzt; nur wenige Wahlkreise mag es geben, wo sich nicht vier bis fünf Kandidaten gegenüber ständen; hier und da steigt die Zahl noch höher. Unter solchen Umständen fällt die „Palme" leicht demjenigen zu, der die „Wahlmache" im äußerlichen Sinn am gründlichsten beherrscht, weil er die Politik als Lebensberuf betrachtet. Diese Art von Leuten ist aber, wie wir gesehen, und wie sich übrigens auch von selbst versteht, in den Reihen der grundsätzlichen Opposition viel reichlicher vertreten, als bei den Konservativen und Mittelparteien, denen ihre Lebensstellung das gewohnheitsmäßige Agitieren erschwert, unter Umständen auch ganz verbietet. Heutzutage besitzt die Masse der Wähler aber Selbstgefühl genug, um von ihrem Auserkorenen eigene Bemühungen zu erwarten. Noch vor wenigen Jahren wurde, in einem großen Teil der östlichen Wahlkreise wenigstens, persönliches Auftreten der Kandidaten kaum verlangt; heute muß es fast überall als unerläßlich gelten; und auch an die rednerischen Leistungen stellt man weit größere Ansprüche als ehedem. Alles das aber kommt natürlich den gewerbsmäßigen Agitatoren zugute, die ohnehin von der Abhaltung von Volksversammlungen leben, während es die Vertreter der positiven Parteien, die hierzu keine Zeit haben, oft schwer bedrückt; unter allen Umständen müssen sie sich benachteiligt sehen. Dennoch würde man den Konservativen und Agrariern sowie dem rechten Flügel der Nationalliberalen, der sich mit jenen zur „Sammlungspolitik" vereinigt, kein ungünstiges „Horoskop" zu stellen brauchen, wenn nicht, wie wir gesehen, die „Deutschsozialen" in zahlreichen Wahlkreisen hartnäckig darauf beständen, eigene Kandidaten aufzustellen, auch wo diese nicht die geringste Aussicht haben, selbst in die Stichwahl zu kommen. Dadurch wird, wie die Erfahrung der letzten Jahre lehrt den Oppositionsparteien, namentlich den Freisinnigen, vielfach der Boden geebnet. Das neuerwachte Selbstgefühl „derer um Richter" stammt wesentlich aus dieser Quelle. Obwohl dies aber so klar als möglich zu Tage liegt, sind alle Versuche, die „Deutschsozialen" zum Einlenken zu bewegen, der Hauptsache nach vergeblich geblieben. Nur in wenigen Wahlkreisen haben sie sich zur Aufstellung gemeinsamer Kandidaten verstanden, während sie es anderswo, namentlich im östlichen Sachsen, zum „Kampf bis aufs Messer" kommen lassen. Wir haben uns über die inneren Gründe dieses bedauerlichen Zwiespalts schon früher mehrfach geäußert, und kommen deshalb hier nicht wieder darauf zurück. Daß die Wirkung aber eine nachteilige, ja unter Umständen verderbliche sein kann, dürfen



wir nicht verschweigen. Bei einem Zusammengehen der Konservativen, des „Bundes der Landwirte“ und der Deutschsozialen würden die Freisinnigen und Sozialdemokraten in den meisten ländlichen Wahlkreisen höchst wahrscheinlich unterliegen, während der Ausgang bei der gegenwärtigen Lage der Dinge vielfach recht zweifelhaft erscheint. Auf eine erhebliche Verstärkung des konservativ-agrarischen Besitzstandes ist deshalb kaum zu rechnen, während in einzelnen Gebieten des Reiches leicht Einbußen stattfinden können. So ist z. B. der Verlust des einzigen Mandats, das die Konservativen in Baden besitzen, bereits gewiß. Ob es je wird wieder gewonnen werden können, muß leider als sehr zweifelhaft gelten. Die Lage der Rechtsnationalliberalen scheint uns verwandte Momente aufzuweisen. Die Verständigung mit den Konservativen und dem „Bund der Landwirte“ wird ihnen überall zu statten kommen, während der Zwist mit den „Deutschsozialen“ sie gleichfalls bedroht. Sehr mißlich ist offenbar die Stellung der Linksnationalliberalen geworden, die sich mit Ausnahme der „Freisinnigen Vereinigung“ mit aller Welt im Gegensatz befinden, weil sie den Konservativen und Agrariern wirtschaftlich zu wenig, den Demokraten und Sozialdemokraten im nationalen Sinne zu viel verlangen.

Daß das Zentrum in Bayern und Oberschlesien mit nicht geringen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, wurde schon angedeutet; abgesehen hiervon wird es aber dank seiner festen kirchlichen Organisation, den bisherigen Besitzstand, wenn nicht erweitern, so doch wahrscheinlich behaupten. Die Parteipresse wenigstens spricht sich in diesem Sinne sehr zuversichtlich aus, und man muß zugeben, daß ihre Annahmen sich bisher im Großen und Ganzen bewahrheitet haben. Auch die Polen, Protestler, Dänen &c. werden sich schwerlich zurückdrängen lassen.

Sozialdemokraten und Freisinnige endlich sparen an prahlerischen Ausstreuungen nicht; an sich braucht man darauf nicht viel zu geben, weil dies zu ihrem taktischen „Betriebsmaterial“ gehört. Daß sie aber von der Zerklüftung der rechtsstehenden Parteien Nutzen ziehen können, und vielleicht auch werden, läßt sich nicht bestreiten. Alles in allem dürfte der nächste Reichstag, im Vergleich zu dem jetzigen, bei alledem kein so stark verändertes Aussehen zeigen, als „Optimisten“ wie Pessimisten je nach dem Parteistandpunkt jetzt vielfach glauben. Ausdrücklich bemerken wir jedoch, daß wir dies unter vollem Vorbehalt des Irrtums sagen, eine bestimmte Meinung kann hier Niemand haben.

Richtig verstanden und angewandt, kann der preußische Ministerialerlaß vom 12. April d. J. in allen sprachlich gemischten Teilen des Reichs, besonders aber im Osten, sehr wohlthätige Wirkungen haben. Zum erstenmal wird hier die nationale Aufgabe des deutschen und preußischen Staats amtlich in feierlicher Form betont und das wird, namentlich auf das Beamtentum und seine zukünftige Haltung, den reichsfremden Elementen gegenüber nicht ohne Eindruck bleiben. Bis jetzt sind sie in dieser Hinsicht ganz ohne Anleitung gewesen. Sie hatten es nur mit „Unterthanen“ und „Staatsbürgern“ zu thun; ob Deutsche oder Nichtdeutsche, galt ziemlich gleich. Das soll nun endlich anders werden, und es ist hohe Zeit, daß es geschieht. Wenn die polnischen großen Herren im gesellschaftlichen Verkehr von den höheren Beamten bis jetzt vielfach bevorzugt worden sind, so hat das natürlich nicht dazu beitragen können, ihren Glauben an die Festigkeit der Regierung im deutschen nationalen Sinn zu stärken. Gerade auf diesen Glauben aber kommt weit mehr an, als auf papierne Verfügungen irgend welcher Art, die durch die Lauheit der ausführenden Organe nur zu leicht wirkungslos werden. Im übrigen läßt sich das Erforderliche hier nur flüchtig streifen; im weiteren Verlauf der Dinge aber wird sich sicher Gelegenheit bieten, die Sache eingehender zu behandeln. —

Am 20. April hat Präsident Mc. Kinley auf Grund eines gemeinsamen Beschlusses beider Häuser des Kongresses das Ultimatum unterzeichnet, welches Spanien auffordert Kuba zu räumen, widrigenfalls sämtliche Streitkräfte der Vereinigten Staaten, zu Lande und zu Wasser, beauftragt werden sollen, diese Räumung mit Anwendung von Gewalt zu erzwingen. Gleichzeitig wird der spanischen Regierung eine Überlegungsfrist von drei Tagen zugestanden. Damit war der Krieg, wo nicht der Form, so doch der Sache nach erklärt, und der Pessimismus hat Recht behalten. Daß die Katastrophe gerade jetzt eintritt, hat seinen Grund, wie schon früher angedeutet, wahrscheinlich darin, daß man

in Amerika an ein baldiges Erlöschen des Aufstandes glaubte, damit aber wäre den Vereinigten Staaten jeder halbwegs brauchbare Vorwand zur Einmischung entzogen worden, und das ging durchaus nicht; denn nicht umsonst wollten die großen „Privatmonopolisten" des „Zucker-Rings" und anderer Ausbeutungsvereinigungen den Aufstand in Kuba, wie man jetzt weiß, angefacht und während dreier Jahre mit großen Kosten am Leben erhalten haben. Für sie handelt es sich hier um einen Schnitt von geradezu riesenhafter Art, um ein „Geschäft", wie es die Welt vielleicht noch nicht gesehen. Sie sollen fast sämtliche Zuckerpflanzungen auf Kuba unter der Hand billig angekauft haben, und hoffen nach Vertreibung der Spanier, bei sachgemäßer Bewirtschaftung, den gesamten, nicht im Lande selbst erzeugten Bedarf der Vereinigten Staaten im jährlichen Wert von gegen 400 Millionen Mark zu decken, um den Gewinn bei entsprechend gesteigerten Preisen in ihre Tasche zu leiten. Das ist, wie nunmehr allseitig zugegeben wird, „des Pudels Kern", dafür zieht die „große Republik der Menschenrechte" ihr Schwert! Wäre dieser furchtbare Mißbrauch von Blut und Geld unter einem Könige von Gottes Gnaden möglich? Sog. „Kabinetskriege" hat man in Europa im vorigen Jahrhundert zwar noch wiederholt geführt, selbst diese aber sind bis zu einem gewissen Grade wenigstens dem Staatsganzen zu gute gekommen, oder haben ihm doch zu gute kommen sollen; an den Beutel einzelner Privatleute hat man niemals gedacht. Der auf die ausgedehnteste „Selbstherrlichkeit des Volks begründete „Freistaat" aber bringt es fertig, die ganze Nation im Interesse einiger Ausbeutungsgesellschaften in einen unabsehbaren Krieg zu stürzen! Selbst unseren Demokraten wird dieser „Segen der Freiheit" nachgerade zu viel, und das will wahrlich nicht wenig sagen.

Über die Aussichten des nunmehr beginnenden Kampfes läßt sich vernünftiger Weise nicht einmal eine Vermutung aufstellen. Der Hauptsache nach kann es sich zwischen Spanien und den Vereinigten Staaten nur um einen Seekrieg handeln; die Leistungsfähigkeit beider Gegner auf diesem Gebiet aber ist ein unbeschriebenes Blatt. Seit den Tagen Napoleons I. haben die Spanier keine Gelegenheit mehr gehabt, sich zu Wasser mit einem ernsthaften Gegner zu messen, und auch die Amerikaner sind zuletzt vor mehr als einem Menschenalter dazu gelangt, ihr Können in dieser Hinsicht zu zeigen. Man ist also auf bloße Annahmen beschränkt und gerade die wirklich Sachverständigen, zu denen wir uns übrigens keineswegs zählen, werden am wenigsten geneigt sein, sich darauf einzulassen, sondern ruhig abwarten, was die Thatsachen selber lehren. Jede nähere Erörterung des „Kriegsplans" hüben und drüben wird leicht bloße „Kannegießerei", an der wir uns nicht beteiligen möchten. Fest steht nur, und das ist allerdings bedeutsam genug, daß die materiellen Hülfsmittel der Vereinigten Staaten unvergleichlich größer sind, als die Spaniens, das den Krieg mit leerer Kasse beginnt. Unabweisbare Schlußfolgerungen lassen sich aber auch daraus nicht ziehen In den neunziger Jahren des vorigen Jahrhundert hat Frankreich fast ganz Europa mit „Assignaten" bekriegt, die allmählich bis ½ vom Hundert sanken, und einer der größten Abschnitte seiner Geschichte ist unmittelbar aus dieser äußersten Not herausgewachsen. Starkes Nationalgefühl und gute Führung im Felde werden immer das entscheidende Moment darstellen, vorausgesetzt natürlich, daß sich die äußeren Bedingungen des Kampfes nicht allzu ungleich erweisen. In diesem Falle würde es allerdings heißen: die Länge trägt die Last. Ob aber die Yankees Ausdauer genug besitzen, um ihre größeren Mittel gehörig zu verwerten, auch dieses Moment ist einstweilen nichts als ein großes X. Wenn Rücksichten geschäftlicher Art zum Kriege treiben, so können sie unter Umständen auch die entgegengesetzte Wirkung üben. Bis auf Weiteres bleibt also alles im dunkeln und wir thun wohl, uns mit unserem Urteil zu bescheiden.

Der Sieg der Engländer am Atbara-Fluß kann, wenn er gehörig ausgenutzt wird, den Zusammenbruch des Derwisch-Reichs, und im Zusammenhang damit die allmähliche Wiederaufrichtung der ägyptischen Herrschaft im Sudan zur Folge haben. Den Engländern scheint es indessen damit nicht zu eilen. General Kitchener ist nach Kairo zurückgekehrt, und die kriegerischen Maßnahmen sollen, wie es heißt, erst im Herbst, wenn der Nil steigt, wieder aufgenommen werden. Ob dies mit Gründen rein



technisch-militärischer Art zusammenhängt, oder ob man in London glaubt, sich zunächst mit dem „moralischen" Erfolge begnügen zu dürfen, läßt sich noch nicht genügend übersehen. Jedenfalls ist dieser „moralische Erfolg" groß genug, um den Britten ein gewisses Ausruhen auf ihren Lorbeeren zu gestatten. Die rasche und verhältnismäßig unblutige Zersprengung der Derwische hat gezeigt, daß ernsthafter Widerstand von ihrer Seite nicht mehr befürchtet zu werden braucht. Sie sind ganz so, wie sie Slatin Pascha in seinem Buch: Feuer und Schwert im Sudan schildert: eine herabgekommene, innerlich verlotterte Gesellschaft, deren ursprünglicher Fanatismus bis auf den letzten Funken verstoben ist. Es bleiben zwar noch Schwierigkeiten genug zu überwinden, allem Anschein nach liegen sie jetzt aber mehr in der Natur, als in den Menschen. Wenn die Britten langsam und überlegt vorgehen wie bisher, werden sie ihr Ziel, die Verbindung von Ägypten mit Uganda am Ukerewe-See in einigen Jahren wahrscheinlich erreichen. Von französischer und kongostaatlicher Seite haben sie jetzt keine ernstlichen Störungen mehr zu befürchten, und auch Menelik wird sich vermutlich veranlaßt sehen, die jüngst angeknüpften guten Beziehungen zu England um so sorgfältiger zu pflegen. Das Wesentlichste für letzteres muß aber immer bleiben, daß es jetzt so leicht Niemandem einfallen wird, es zur Räumung seiner ägyptischen Schlüsselstellung aufzufordern. Diese ist durch den Sieg am Atbara auf lange hinaus thatsächlich unangreifbar geworden, und daran vermag weder französische noch russische Mißgunst etwas zu ändern. Der auf- und niederwogende Welteinfluß zeigt Großbrittanien augenblicklich oben, und zwar nicht bloß im östlichen Teil von Afrika, sondern bis zu einem gewissen Grad auch in dem von Asien. Die unerwartete Besitznahme von Wei-Hai-Wei am südlichen Ausgang des Golfes von Petschili durch die Britten, hat Rußland die Freude an der Abtretung von Port Arthur und Talienwan, die es China nach langen Verhandlungen abgerungen, nicht ohne Grund gehörig vergällt. Mag Wei-Hai-Wei als Kriegshafen an sich auch keinen sonderlichen Wert besitzen, so bedeutet es in der Hand Englands doch genug, um den russischen Einfluß in Peking nicht übermächtig werden zu lassen. Gerade damit aber hatte man in Petersburg schon gerechnet und vermag seine Enttäuschung jetzt nur mühsam zu verbergen. Auch in Korea ist es Rußland letzthin nicht eben nach Wunsch gegangen; doch sieht es so aus, als solle diese Schlappe durch ein Sonderabkommen mit Japan wieder ausgeglichen werden. Beide Teile glauben jetzt, wie es scheint, einen „Waffenstillstand" schließen zu müssen; denn weder Rußland noch Japan sind mit ihren Vorbereitungen für die entscheidende Auseinandersetzung der Zukunft fertig. Erst zu Anfang des nächsten Jahrhunderts kann Japan seine Flottenrüstungen beendet haben; Rußland braucht aber noch mehr Zeit, um seine Eisenbahnbauten zu vollenden! Inzwischen wird wahrscheinlich nichts Entscheidendes geschehen. Die wechselnden politischen Phasen aber können kaum ein besonderes Interesse bieten. —

Über die Aussichten des zweiten Prozesses Zola, der am 23. Mai d. J., d. h. nach den Wahlen zur Abgeordnetenkammer vor den Pariser Geschworenen stattfinden soll, wollen wir uns hier nicht äußern, weil der Ausfall dieser Wahlen wahrscheinlich berufen ist, dabei eine nicht geringe Rolle zu spielen. Geht das Kabinet Méline gestärkt aus dem Kampf hervor, so wird das nach französischer Gepflogenheit seinen Einfluß auf die Anschauung der Geschworenen nicht verfehlen, und Zola alsdann wohl zum zweitenmal verurteilt werden. Sollte die Regierungspartei — hier allerdings im weitesten Sinn verstanden — jedoch eine Schlappe erleiden, so könnte sich immerhin ein Umschwung zu gunsten des Angeklagten vollziehen. Ohnehin läßt sich nach den unwidersprochen gebliebenen Enthüllungen der Dreyfußpresse die Schuld Esterhazys kaum mehr bezweifeln. Wenn daraus aber der Schluß gezogen wird, daß Dreyfuß unschuldig sein müsse, so ist das freilich ein logischer salto mortale, den wir nicht mitmachen können. Es kann sich sehr wohl um zwei nebeneinander hergehende Vorgänge handeln, und eine nicht geringe Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß dem in der That so sei. In diesem Falle aber wäre an eine Revision des Prozesses Dreyfuß unter keinen Umständen zu denken.

In Wien scheint sich Graf Thun schon jetzt ebenso festgefahren zu haben, als sein Vorgänger Graf Badeni. Obwohl die deutsche Opposition mit Ausnahme der

Schönerianer jetzt mildere Seiten aufzieht, und sich der grundsätzlichen Obstruktion enthält, ist an eine Verständigung mit der Regierung doch nicht zu denken. Einmal dauern die Meinungsverschiedenheiten über die Sprachenfrage unvermindert fort, sodann aber erweisen sich die Ausgleichsvorlagen so ungenügend, daß die Deutschen außer Stande sind, für dieselben in ihrer jetzigen Fassung einzutreten, auf der Ungarn seinerseits besteht. Da sich nun auch die Rechte ablehnend verhält, so ist der Wirrwarr so vollständig als möglich, und nur eine Frage bleibt uns übrig zu stellen: Wie lange kann diese Parlamentswirtschaft in Österreich noch dauern?

26. April 1898. E. Frh. von Ungern-Sternberg.

Die Streitkräfte Spaniens und der Union.

Viele Anzeichen sprechen dafür, daß der seit dem 20. April ausgebrochene Krieg zwischen Nord-Amerika und Spanien zunächst auf der See ausgefochten werden wird. Die mangelhafte Beschaffenheit und die Schwäche des Landheeres der Union lassen den Versuch einer Eroberung Kubas vorläufig nicht ratsam erscheinen und auch die klimatischen Verhältnisse der Insel, die Nähe der Regenzeit erschweren einer aus Nordamerikanern bestehenden, nicht akklimatisierten Truppe den Aufenthalt dort im höchsten Grade. Vor Ende September ist unter diesen Umständen eine Landung größerer Heereskörper der Union auf Kuba kaum wahrscheinlich.

Wägt man die beiderseitigen Landstreitkräfte gegen einander ab, so ist es zweifellos, daß diejenigen Spaniens in Kuba denen der Union nach Zahl, Ausbildung und Disziplin weit überlegen sind. Zur Zeit sollen auf der Insel etwa 130000 M. ausgebildete Truppen stehen. Rechnet man 20—30 Prozent Kranke ab und nimmt an, daß zur Beobachtung &c. der Aufständischen eine gleiche Zahl erforderlich ist — so bleiben immerhin noch etwa 70000 Mann, welche den Amerikanern entgegengestellt werden können. In Spanien selbst kann die Armee auf 340000 Mann gebracht werden. Die Union verfügt im Frieden über etwa 23350 Mann, nach Abrechnung der Kranken &c. rund 20000 Mann. Neben diesem einigermaßen ausgebildeten stehenden Heer giebt es sog. organisierte Miliz-Truppen (etwa 106000 Mann) mit nur ganz ungenügender Ausbildung. Ein Mobilmachungsplan und Reserve-System sind nicht vorhanden. Man beabsichtigt daher, zunächst aus jenen Milizen ein Freiwilligenheer von etwa 100000 Mann zu bilden, um in der Lage zu sein, den Spaniern in offener Feldschlacht entgegen zu treten. Daß Monate vergehen müssen, ehe das Freiwilligenheer schlagfertig ist, liegt auf der Hand und die „Heerführer" der Union, die Herren Miles, Merrit, Shofield &c. werden vermutlich den Schreiern in New-York nicht eher den Gefallen thun, den Spaniern in Kuba zu Leibe zu gehen.

Der Verlauf der Operationen um und in Kuba wird aber unter allen Umständen davon abhängen, wer von beiden Mächten die See beherrscht. Leider läßt sich eine Beurteilung der Seestreitkräfte weit weniger leicht geben, wie die der Landheere. Besonders schwierig ist eine solche Beurteilung in Bezug auf die amerikanische Flotte, weil diese seit einigen Monaten durch Ankauf brasilianischer u. a. Kriegsschiffe nicht unwesentlich verstärkt ist, während es andererseits ungewiß scheint, ob man im Stande sein wird, diese Schiffe zu bemannen und namentlich ihre Geschütze durch ausgebildete Artilleristen (Offiziere und Mannschaften) bedienen zu lassen. Vor dem Kriege bestand die Unions-Flotte — abgesehen von den neu gekauften Schiffen — aus 5 Schlachtschiffen, 2 Panzerkreuzern, 13 geschützten Kreuzern, einigen nicht geschützten Kreuzern, 8 alten Monitors, 1 Torpedovernichter und 8 Torpedobooten. Eingeteilt sind sämtliche Schiffe in ein Geschwader bei Key-West (Südspitze von Florida), das unter Admiral Sampson seit dem 24. April Kuba blokiert, ein fliegendes Geschwader und zwei für den Schutz der Ostküste bestimmte Divisionen. Verstärkt sind die einzelnen Abteilungen durch Handelsdampfer, Passagierdampfer &c., die als Hilfskreuzer ausgerüstet sind.

Von der spanischen Flotte liegen bei Kuba 6 Kreuzer, 6 Torpedoschiffe und 49 Kanonenboote von zum großen Teil sehr fragwürdigem Wert; ein zweites Geschwader mit 4 Kreuzern und 6 Torpedoschiffen bezw. -Vernichtern befand sich bis zum 24. April bei den kapverdischen Inseln und ein drittes (4 Schlachtschiffe, 2 Kreuzer und 6 Torpedoboote bezw. -Vernichter) wurde bei Cadix gebildet. Auch Spanien will Passagierdampfer ꝛc. als Hilfskreuzer verwenden.

Aus dieser Gegenüberstellung ergiebt sich schon, daß zur Zeit nicht so unbedingt zu sagen ist, welche der beiden Flotten als die stärkere angesehen werden muß. Hat Amerika mehr Schlachtschiffe, so verfügt Spanien über mehr Torpedoboote. Auf die Führung, den „Schneid" wird hier alles ankommen und man darf wohl mit Spannung dem weiteren Verlauf des Krieges entgegensehen. Wird die spanische Flotte, kühner wie die der Griechen vor einem Jahre, die Häfen der Ostküste Nord-Amerikas beunruhigen und beschießen oder wird sie die Blokade von Kuba durch eine Seeschlacht aufzuheben versuchen? Sicher ist, daß Spanien danach trachten muß, schnell Erfolge zu erringen, weil mit jedem Monat die Macht des Dollars mehr zu Ungunsten Spaniens sich fühlbar machen muß.

Wenn auch die Entscheidung des Krieges auf dem atlantischen Ozean, auf seinen Inseln und an seinen Küsten fallen muß, bedarf es doch der Erwähnung, daß auch die Philippinen-Inseln durch ein amerikanisches, bisher in Honkong ankerndes Geschwader (3 Kreuzer und 2 Kanonenboote) bedroht werden, dem die Spanier dort 7 Kreuzer und 27 Kanonenboote entgegen stellen können.

25. April 1898. Ulrich von Hassell.

Kolonialpolitik.

Als wichtigstes Ereignis auf dem Gebiete der Kolonialpolitik im Laufe der letzten 4 Wochen ist die Ernennung des meklenburgischen Oberlandsgerichtsrats von Buchka zum Direktor der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amts zu bezeichnen. Sein Vorgänger, der jetzige Unterstaatssekretär von Richthofen, hat die für die Entwickelung der Kolonien so wichtige Stellung nur 1½ Jahr bekleidet und dazu während der letzten Zeit nur im Neben-Amt. Die Zeit seiner Amtsführung ist zu kurz gewesen, um nachhaltige Spuren zu hinterlassen und so läßt sich von ihm nur sagen, daß er im Parlament die koloniale Sache gut vertreten und sie auch sonst, so viel an ihm lag, nach Kräften gefördert hat Sein Nachfolger, Herr von Buchka, ist in weit höherem Maße, wie er, auf kolonialem, überhaupt handelspolitischem Gebiet homo novus. In einer offiziösen Mitteilung ist zwar allen Ernstes versichert, er habe sich während seines Aufenthalts in Rostock (!) „Vertrautheit mit Handel und Schiffahrt" erworben; aber er selbst wird auf diese angeblichen Kenntnisse maritimen Wesens schwerlich allzu stolz sein und in das Lächeln einstimmen, das die allzu dienstbeflissene Bemerkung hervorgerufen hat. Etwas mehr Wert läßt sich vielleicht darauf legen, daß Herr von Buchka seit über zwei Jahren dem Ausschuß der deutschen Kolonialgesellschaft angehört und somit lange, ehe er an die Stellung als Direktor der Kolonial-Abteilung denken konnte, Interesse für unsere Kolonien gezeigt hat.

Über die Befähigung Herrn von Buchkas für sein wichtiges Amt läßt sich also nicht viel sagen. Die Presse der verschiedenen Parteien hat denn auch im Wesentlichen lediglich vom Standpunkte der Partei aus die Ernennung besprochen: die linksliberalen Zeitungen mit der Überlegenheit und dem Hohn, der bei ihnen anders denkenden Politikern gegenüber üblich ist; die Zentrumspresse, so z. B. die „Kölnische Volkszeitung" mit dem Ausdruck des Bedauerns, daß kein Katholik zum Nachfolger Herrn v. Richthofens ernannt sei ꝛc. In konservativen wie auch in nationalliberalen Zeitungen ist Herrn von Buchkas Beförderung im Allgemeinen wohlwollend begrüßt, und wie ich glaube, mit vollem Recht. Natürlich wäre es besser, wenn unter den Beamten des Auswärtigen Amts oder unseren Kolonialpolitikern, „alten Afrikanern" ꝛc. eine geeignete Persönlichkeit gewesen wäre, aber trotz allen Suchens hat man sie nicht gefunden. Herr von Buchka ist 46 Jahre

alt, hat eine schnelle juristische Laufbahn hinter sich, sitzt seit 1893 als Mitglied der konservativen Partei im Reichstage und ist nach Urteil aller, die ihn kennen, ein klarer Kopf, gewandter Redner und eine energische Persönlichkeit, die hoffentlich auch den kolonialen Kreisen und Cliquen gegenüber ihre volle Unabhängigkeit bewahren wird. Was sollte ihn hindern, sich schnell in die Obliegenheiten seines neuen Amtes einzuarbeiten? Das Vorurteil früherer Zeit, nur lange Dienstpraxis in einem Dienstzweige gäbe Anwartschaft und Befähigung zur leitenden Stellung desselben, ist so wie so auch bei uns über Bord geworfen; in anderen Staaten klammert man sich schon lange nicht mehr an diese Gewohnheit. Die „Nationalzeitung" meint mit Recht, man müsse Herrn von Buchka fair play geben, zu zeigen, was er in dem neuen Amt beabsichtigt und was er dann zu leisten vermag. Zu wünschen ist, daß er einige Jahre länger wie Herr von Richthofen den Posten beibehält und ihn nicht nur benutzt, um mit seiner Hülfe andere Stufen des Reichsdienstes zu erklimmen, daß es ihm vielmehr gelingt, die Kolonial-Abteilung zu einem selbständigen Kolonialrat auszugestalten. Irre ich mich nicht, so werden die Fortschritte in der Entwickelung unsrer Kolonien sehr bald bedeutende Anforderungen an das organisatorische Talent des neu ernannten Direktors der Kolonial-Abteilung stellen. Möge er ihnen gewachsen sein und neben der wirtschaftlichen Seite der Kolonialpolitik auch die ethische und religiöse nicht vergessen.

In letzterer Hinsicht scheint in Deutsch-Ostafrika wieder einmal etwas verfehlt zu sein — ich sage mit Absicht: es scheint, denn die auf den betr. Fall sich beziehenden Nachrichten widersprechen sich und sind vorläufig nicht in rechten Einklang zu bringen. Im Aprilheft wurde schon erwähnt, daß am Nordende des Nyassa-Sees Unruhen ausgebrochen seien; das Einschreiten des in Station Langenburg stationierten Bezirkshauptmannes von Elpons scheint nötig gewesen zu sein. Über die Ursache des Aufstandes der sonst friedlich gesinnten Kondeleute ist noch nichts Sicheres bekannt. Die Unruhen und Kämpfe haben sich im Bereiche der deutschen Missionsniederlassungen (Berlin I) zugetragen und die Missionare scheinen wenigstens zum Teil der Ansicht zu sein, daß die Veranlassung überwiegend bei den Soldaten der deutschen Station zu suchen ist. Ein endgültiges Urteil läßt sich wie gesagt heute noch nicht fällen, und zwar um so weniger, weil auch in de.. „Missionsberichten" (Berlin I) Aprilheft 1898 Andeutungen enthalten sind, aus denen auf eine gewisse Schuld der Eingeborenen zu schließen ist. Die Leute, von Priestern und Zauberern zum Aufstande gereizt, waren vor dem Gefecht höchst übermütig. In einem Schreiben des Missionar Jauer heißt es: „Wer den Übermut der jungen Mannschaft gesehen hat, dem thut es wohl zu sehen, wie sanft die Leute jetzt geworden sind." Am Nyassa-See war deutscherseits bisher der auch in unseren Kolonien leider oft gemachte Fehler, zu viel zu regieren, die Eingeborenen unnötig zu erregen und sie dann mit Waffengewalt zur Ruhe zu bringen, glücklich vermieden — es wäre sehr bedauerlich, wenn hierin ein Wandel zum Schlechten eingetreten wäre. Was hilft die Anlage von Regierungsstationen, wenn sie auch dazu führen, Krieg in friedliche Gegenden zu tragen?

In den der Küste näher liegenden Teilen der Kolonie schreitet die Entwickelung nicht übermäßig schnell, aber doch in unverkennbarer Weise vorwärts. Die Frage, ob einzelne Gebiete sich zur Ansiedelung durch deutsche Landwirte eignen, ist zwar noch nicht entschieden, aber es liegen doch schon jetzt Ergebnisse von Versuchen vor, die sie der Lösung in bejahendem Sinne näher führen. Zusammengefaßt sind die Ergebnisse in einer Mitteilung des Botanischen Gartens in Berlin (Notizblatt 12), die sich auf West-Usambara bezieht und überraschend günstig lautet. Hier wurde 1896 1600 m über dem Meere die Station Kwai angelegt. Ausgedehnte Weideflächen begünstigen die Viehzucht, für welche auch das Klima günstig ist; die Flora erinnert mehr an die gemäßigte, wie an die heiße Zone. Die Bevölkerung ist reich an Groß- und Kleinvieh. In der Nähe von Kwai sind Fälle des Mkusu-Flusses geeignet, für Schneidemühlen zum Verarbeiten des auch zur Bleistiftfabrikation brauchbaren Holzes verwendet zu werden.

Die Station befindet sich auf dem sanft ansteigenden Ostabhange des Ngundoya-ngombo-Berges. Der terrassenförmige Aufbau desselben ist zur Aufnahme der einzelnen

Versuchspflanzen bestimmt, während der zu einer weiten, schönen Wiese abfallende Fuß des Berges für europäische Kulturen verwandt wird. Die Bodenbeschaffenheit wechselt vom schwersten Thonboden bis zum leichten Sand, was für die einzelnen, verschiedene Bodenarten beanspruchenden Pflanzen von großem Vorteil ist. Hier sind allerlei Wohn- und Wirtschaftsgebäude, auch ein Dorf mit 90 Hütten für Arbeiter erbaut. Man hat Versuche mit Viehhaltung, Einfahren von Ochsen 2c. gemacht; es sind Versuchsgärten, eine europäische Feldwirtschaft, eine Kaffee- und Tabakpflanzung, Gemüsegarten, Obstgarten und Weinberg angelegt. Die Erfolge mit Gemüse sind ganz ausgezeichnet, ebenso gedeihen Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Lupinen, Kleesaat, Linsen 2c. vortrefflich; ganz ungewöhnliche Resultate sind mit Runkelrüben erzielt, von denen die schwersten 15 kg erreichten und das ganze Jahr gediehen. In den Mitteilungen des Botanischen Gartens heißt es dann weiter:

„Aus allem scheint der Beweis geliefert zu sein, daß der deutsche Bauer in den Hochländern von West-Usambara in der ihm gewohnten Weise seine Nahrung bauen kann und daß er zwei Ernten im Jahre haben wird. Es ist ferner wahrscheinlich, daß er, ohne an seiner Gesundheit Schaden zu nehmen, dort leben und arbeiten kann, wofern er vernünftig ist. Sobald der Weg zur Eisenbahn fertiggestellt ist, oder noch besser, falls die Eisenbahn möglichst bis Masinde fortgeführt wird, kann der Ansiedler auch seine Feldfrüchte, wahrscheinlich auch Butter und Käse, für den Bedarf der Küste, Sansibar 2c., auf den Markt bringen. Ebenso wird er sich durch Viehhaltung und Anbau von einigen Kaffeebäumen einen Erwerb schaffen können. Mittellos darf der Ansiedler allerdings nicht sein, denn er hat eine Anzahl von Arbeitern anzustellen und muß sich mindestens zwei Jahre unterhalten können.

Bevor mit einer etwaigen Besiedelung vorgegangen werden kann, müssen die Versuche noch weiter fortgeführt werden, besonders mit Bezug auf Kaffee. Es versteht sich von selbst, daß nur wirklich tüchtige Landwirte etwas erreichen werden, und diese auch nur mit Arbeit und Mühe. Es wird sich herausstellen, daß ein deutscher Bauer bald zu einer kombinierten Tropenwirtschaft übergehen wird, weil für die Bearbeitung mit dem Pfluge zu wenig ebene Flächen vorhanden sind. Er wird von europäischen Gemüsen soviel bauen, wie er für seinen Haushalt und für den Verkauf an der Küste gebraucht, im übrigen aber Kaffee, Thee, Wein, Kola 2c. pflanzen. Mit den selbstgebauten Feldfrüchten wird er sich so lange ernähren müssen, bis die Tropenpflanzen ihm Erträge liefern, und diese wird er am besten auf dem Genossenschaftswege verwerten.

Wenn überhaupt irgendwo in Ostafrika, so ist es in den Hochländern von West-Usambara möglich, den deutschen Bauer anzusiedeln. Geht es hier, so wird es auch in den Hochländern anderer Gebirge möglich sein, die nicht so nahe an der Küste gelegen sind."

Auf die Mitteilungen des Botanischen Gartens ist hier etwas näher eingegangen, weil sie beweisen, daß seitens der Regierung der wichtigen Frage der Besiedelung die ernsteste Aufmerksamkeit gewidmet wird. Die Versuche sind noch nicht abgeschlossen und werden fortgesetzt; ihren Ergebnissen wird jeder Freund der kolonialen Sache mit Spannung entgegensehen.

Auch in Deutsch-Südwest-Afrika ist die Frage der Besiedelung insofern einer günstigen Lösung näher gebracht, als einmal mit der bestimmten Festsetzung von Reservaten für Eingeborene vorgegangen und dadurch die Regelung der Besitzverhältnisse erleichtert ist, und andererseits die „Siedelungsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika" mit der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amts einen Vertrag geschlossen hat, durch welchen erstere von den ihr zu überweisenden 20000 Quadratkilometern die Hälfte der Landeshauptmannschaft, oder wie diese Behörde seit dem 18. April heißt, dem „Kaiserlichen Gouvernement" überläßt; das Gouvernement wird in den in Frage kommenden Gebieten an Angehörige oder ehemalige Angehörige der Schutztruppe Land in beschränktem Maße zu eigener Bewirtschaftung unentgeltlich abtreten. Hoffentlich führt dieser neue Vertrag zu einer schnellen Besiedelung des Landes. Der im Aprilheft erwähnte Aufstand der Swartbooi-Hottentotten hat am 20. März, an welchem Tage sich der Führer mit dem Rest des Stammes auf Gnade und Ungnade dem Major Müller er-

geben hat, sein Ende gefunden; er scheint ohne jeden ersichtlichen Grund begonnen zu sein und seine Erklärung in der Wankelmütigkeit der Nama zu finden. Bedauerlicherweise schreitet der Bau der Eisenbahn in Folge mangelnden Arbeiterangebots sehr langsam vorwärts. Selbst die in Folge der Rinderpest an manchen Stellen der Kolonie eingetretene Hungersnot scheint die faulen und hochmütigen Herero nicht veranlassen zu können, gegen Bezahlung Erdarbeit zu übernehmen. Der stellvertretende Gouverneur soll den Versuch gemacht haben, von auswärts Arbeiter heranzuziehen. Es wäre erwünscht, wenn im Reichstage vom Regierungstische aus erklärt würde, wie es eigentlich mit den Fortschritten des Bahnbaues steht. Der jetzt den Titel „Gouverneur" (auch dem Landeshauptmann von Togo ist derselbe Titel zuteil geworden) führende Major Leutwein wird, wie es heißt, in etwa 4 Wochen wieder die Rückreise nach dem Schutzgebiete antreten.

Welchen Einfluß der zwischen der nordamerikanischen Union und Spanien ausgebrochene Krieg auf unseren überseeischen Handel ausüben wird, läßt sich noch nicht annähernd übersehen. Hier mag nur erwähnt werden, daß die Samoa-Frage von verschiedenen deutschen Zeitungen berührt ist, als der Streit zwischen jenen beiden Mächten im Laufe des letzten Monats sich verschärfte. In die Herrschaft der von der Natur so reich bedachten Inseln teilen sich bekanntlich Deutschland, die nordamerikanische Union und England mit dem eingeborenen Malietoa (mutiger Häuptling) Laupepe und hindern durch dieses Kondominat die schnelle Entwickelung des Handels und der Pflanzungen. Daß dieser in hohem Grade bedauerliche Zustand besteht, ist einzig und allein Schuld des Reichstages von 1880, dessen Mehrheit unter Bambergers Führung sich der Besitznahme der Inseln durch Deutschland widersetzte und sie vereitelte. Niemand stellt in Abrede, daß die deutschen Interessen auf den Samoainseln die der anderen Nationen weit überwiegen, daß deutschen Kaufleuten, namentlich dem Hamburger Godeffroy, der Ruhm gebührt, diese Inseln für den Handel rc. erschlossen zu haben, und daß in jeder Beziehung die Deutschen in Samoa auch jetzt noch die Führung haben. Kein Wunder, daß von Zeit zu Zeit immer wieder der Ruf erhoben wird: Die Dreiherrschaft muß aufhören, Samoa muß an Deutschland fallen. Die Zukunft wird zeigen, ob der Augenblick, die Samoa-Frage wieder anzuschneiden, günstig gewählt ist.

25. April 1898. Ulrich von Hassell.

Sozialpolitik.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat seine Arbeit nach der Osterpause am 19. April mit der Verhandlung über eine Interpellation des Abg. von Brockhausen und Genossen auf sozial-wirtschaftlichem Gebiet begonnen. Dieselbe lautet wie folgt:

Welche Maßnahmen hat die Königliche Staats-Regierung in Aussicht genommen, um die Schäden und Gefahren, welche dem gewerblichen Mittelstande durch die den Detailhandel mit Waren verschiedener Gattungen betreibenden großkapitalistischen Unternehmungen entstehen, thunlichst einzuschränken?

Das Ergebnis der Verhandlungen läßt sich kurz dahin zusammenfassen, daß man ziemlich allgemein über die Schädlichkeit bezw. Gefährlichkeit der großen Warenhäuser rc. gegenüber dem Detailhandel einig, aber nicht imstande war, ein wirksames Gegenmittel anzugeben. Leider ist, was diese Frage betrifft, der Verfasser der sozialpolitischen Monatsschau ein böser Ketzer und bittet die Leser der Allgemeinen Konservativen Monatsschrift im Voraus um Entschuldigung, wenn er ihnen Ansichten vorträgt, die zu denjenigen, nicht nur der konservativen, sondern auch aller übrigen, nicht dem radikalen Manchestertum ergebenen Parteien, also sagen wir einmal aller sonst vernünftigen Leute, im Widerspruch stehen. Aber dazu ist der Schriftsteller doch nicht da, daß er seine Meinung derjenigen des Publikums blind unterordnet; im Gegenteil soll er seinerseits bemüht sein, nach seiner Ansicht irrige Auffassungen zu bekämpfen. Wenn man in dem einen oder

dem anderen Punkt der in der eigenen Partei herrschenden Meinung nicht zustimmt, so kann dies dennoch recht gut von konservativen Grundprinzipien aus geschehen.

Ich bin kein Gegner der großen Warenhäuser, und zwar deshalb nicht, weil auch die kleinen Gewerbetreibenden in unseren Tagen der großen Mehrzahl nach und in den großen Städten sich fast ausnahmslos darauf beschränken, Waren zu vertreiben, sie also nicht selbst anfertigen. Sie beschränken sich auch nicht auf einzelne, sondern sie handeln mit einer ganzen Reihe von Waren, ihr Laden ist daher ein Warenmagazin im Kleinen. Sie sind somit nicht Produzenten, sie schaffen durch ihre Arbeit keine, sondern sie vertreiben die, durch die Arbeit Anderer geschaffenen Werte. Vom volkswirtschaftlichen Standpunkt aus absolut nützlich ist aber nur der Produzent und der Konsument; die Nützlichkeit dessen, der den Wertumtausch zwischen dem Produzenten und dem Konsumenten vermittelt, ist dagegen nur eine relative. Durch die Gewerbefreiheit hat sich die Zahl der Detailhändler, namentlich in den großen Städten, ins Unendliche vermehrt, sehr weit über den wirklichen Bedarf hinaus, und darin liegt für die Nation eine große wirtschaftliche Belastung. Ich sage, der Detailhändler verkauft heutzutage in den seltensten Fällen Ware, die er selbst angefertigt hat, er kauft sie von dem Anfertiger ein und verkauft sie an denjenigen, der ihrer bedarf. Im eigentlichen Sinne des Wortes arbeitet er nicht, er schreibt an den Anfertiger, also an den Fabrikanten: Schicken Sie mir von dem und dem Artikel so und soviel; meist unterzieht er sich sogar nicht einmal dieser Mühewaltung. Der Verfertiger der Ware schickt ihm seinen Reisenden ins Haus und macht ihm somit den Ankauf außerordentlich bequem. Im Weiteren steht der Händler hinter dem Ladentisch und besorgt den Verkauf, oder aber — wenn das Geschäft einigermaßen gut geht — läßt er diese Arbeit durch seine Familienglieder oder durch Angestellte besorgen und beschäftigt sich damit, die Aufsicht und seine Bücher zu führen. In vielen Geschäften beschränkt sich der Verkauf auf wenige Stunden, die übrigen bleibt er mehr oder minder müßig. Er muß aber leben, und die Kosten seiner Existenz, sowie die Unkosten seines Betriebes, Ladenmiete rc. fallen dem Konsumenten zur Last. Der Händler kauft natürlich die Ware billiger ein, als er sie wieder verkauft; in dem Unterschiede zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis liegt sein Erwerb, und dieser Unterschied ist gewissermaßen der Lohn, den ihm der Käufer für seine Arbeit zahlt, die darin besteht, daß er die Ware herangeschafft hat. In diesem Sinn ist er der Arbeitnehmer und das Publikum der Arbeitgeber. Der Arbeitgeber pflegt sich aber nur soviel Arbeiter zu halten, als er zur Bewältigung der Arbeit nötig hat. Er wird sich hüten, soviel Leute zu engagieren, daß die Mehrzahl einen Teil des Tages müßig umhersteht. Sind also mehr Detailhandlungen vorhanden, als das Bedürfnis erheischt, so hat die Volkswirtschaft keinen Vorteil, sondern nur Nachteil davon. Nun ist gewiß der Detailhändler ebensogut Konsument wie jeder Andere, er zahlt dem Hausbesitzer seine Miete, er muß sich und die Seinigen kleiden und ernähren; aber wenn er nicht Detailhändler wäre, so würde er eben einen anderen Beruf ergriffen haben und in diesem ebensogut Konsument sein, wie in dem jetzigen.

Worin liegt denn nun der Erfolg des großen Warengeschäftes? Es kauft einmal dem Fabrikanten die Ware in größeren Massen ab. Der Fabrikant hat, wenn er einen Posten Ware an so und soviele kleine Händler verkauft, sehr viel größere Versendungsspesen und eine ebenfalls mit Unkosten verknüpfte größere Mühwaltung, als wenn er diesen Posten an einen einzigen Käufer abführt.*) Infolgedessen kann er dem großen Magazin geringere Preise berechnen als dem kleinen Ladenbesitzer und trotzdem ein gutes Geschäft machen. Das Warenmagazin erzielt nun wiederum einen größeren Umsatz; es verkauft einen Artikel 100mal am Tage, während der Detailhändler ihn nur 10mal

*) Über diesen Punkt gehen die Ansichten freilich sehr auseinander. Herr von Brockhausen sagte am 19. April: „Es ist für die Industrie von großem Interesse, daß sie eine Anzahl Abnehmer hat und nicht nur wenige, welche das Monopol haben. Wenn der gewerbliche Mittelstand und Kleinbetrieb verschwunden ist, und die großen Warenhäuser nur vorhanden sind, dann werden diese großen Abnehmer der Industrie die Preise diktieren, und die Industrie muß die Löhne ihrer industriellen Arbeiter heruntersetzen."

Die Schriftleitung.

absetzt. Nehmen wir an, der Detailhändler profitiert jedesmal 20 Pf. an dem verkauften Gegenstande, so macht sein Gewinn, wenn er ihn 10mal an einem Tage realisiert, 2 Mark aus, das Warenmagazin würde dagegen bei einem 100maligen Verkauf 20 Mark gewinnen. Begnügt es sich nun mit 10 Pf. Profit an der Ware, so erzielt es immer noch 10 Mark Gewinn, also 5mal soviel wie der Detailhändler. Dazu kommt nun aber noch, daß es, wie wir oben gesehen haben, billiger eingekauft hat. Somit kann es mit dem Preise noch weiter heruntergehen. Wem kommt nun dieser billigere Verkauf zu gute? Doch nicht einzig und allein dem Warenmagazin, sondern auch dem Publikum, welches dieselbe Ware um 10 Pf. billiger einkauft. — Man sagt, die Ware beim Detailhändler sei besser, als diejenige aus dem Warenmagazin. Diese Ansicht dürfte entschieden unrichtig sein; die Bezugsquelle ist in dem einen wie in dem anderen Falle die Fabrik, und der Abnehmer ist in beiden Fällen das Publikum. Das Risiko ist aber bei dem Warenmagazin ein sehr viel größeres, denn in seiner ganzen Einrichtung, den großen Geschäftsräumen, den Betriebsmitteln und dem Warenlager steckt ein sehr viel größeres Kapital. Mag die Kundschaft, wenn das Warenmagazin glänzend ausgestattet ist und die Preise sehr billig gestellt werden, auch zuerst und vielleicht eine ganze Zeit hindurch trotz schlechter Ware angelockt werden — auf die Dauer wird dieser Anreiz nicht anhalten. Ist die Ware wirklich schlecht, so werden die Käufer ganz von selbst und trotz aller Anpreisungen eine andere Bezugsquelle aufsuchen. Im Gegenteil, das große Warenhaus muß, wenn es bestehen, d. h. eine Kundschaft aus der ganzen Stadt und aus dem weiteren Umkreise derselben dauernd gewinnen will, auf gute Ware halten, und ebenso wird der Fabrikant bemüht sein, solche zu liefern, weil er das lebhafteste Interesse daran hat, sich diese große Absatzquelle zu sichern, während es ihm viel weniger darauf ankommt, dem kleinen Detailhändler, der doch bald hier, bald dort seine Bezugsquelle wählt und wenig auf einmal bestellt, auch einmal mangelhafte Ware zu verkaufen, wenn er dieselbe nur los wird. Somit kauft das Publikum billiger und besser im großen Magazin wie im kleinen Laden, außerdem spart es aber sehr viel Zeit, wenn es seine Einkäufe verschiedenster Art an einer und derselben Stelle zu bewirken vermag, als wenn es genötigt ist, eine ganze Reihe von Einzelstellen in verschiedenen Straßen aufzusuchen. Zeit bedeutet in unseren Tagen mehr als je vorher Geld. Dazu kommt in dem großen Geschäft die Sicherheit, dieselbe Ware immer wieder in derselben bereits bezogenen Qualität zu erhalten und vor allem auch zu unbedingt feststehenden Preisen, während der kleine Detailhändler, wie schon erwähnt, seine Bezugsquellen wechselt und sich nur zu oft seinen Kunden erst ansieht, und danach den Preis bestimmt. Endlich verkaufen aber, und das ist in volkswirtschaftlicher Beziehung durchaus nicht zu unterschätzen, die großen Warenhäuser ausnahmslos nur gegen bar, wodurch der schädlichen Borgwirtschaft ein Riegel vorgeschoben wird.

Nun behauptet man weiter, durch die großen Warenhäuser würden so und soviele Existenzen vernichtet. Dem steht aber gegenüber, daß die großen Magazine auch eine große Zahl von Existenzen ernähren. Bei Wertheim beträgt z. B. das Personal in regelmäßigen Zeiten 700 Köpfe. Dann ist aber in Betracht zu ziehen, daß die großen Warenhäuser, nach der ganzen Natur ihres Betriebs, nur solche Angestellte brauchen können, welche einmal ihre Obliegenheiten verstehen und zweitens unbedingt zuverlässig sind, weil anderenfalls das Geschäft zu sehr leiden und die Kontrolle eine zu schwierige sein würde. Es hat daher der tüchtige Verkäufer, Kassierer zc. vielmehr Aussicht, in einem solchen großen Geschäft nicht nur überhaupt Anstellung, sondern eine solche auch dauernd und für weit besseres Salair zu finden, als beim kleinen Detailhändler, und vor allem hat er in dem großen Geschäft ständige Arbeit, während er in dem kleinen viele Stunden am Tage müßig hinter dem Ladentisch stehen und auf Kunden warten muß. Ja, wird man sagen, das sind die Angestellten, aber nun die kleinen Geschäftsinhaber selbst, sollen diese ihre Selbständigkeit aufgeben und Kommis werden? Hier muß zugegeben werden, daß eine große Anzahl bisher selbständiger Existenzen durch die großen Warenhäuser in ihrem Erwerb beeinträchtigt werden, ja, daß vielleicht sogar dieser Erwerb gänzlich vernichtet wird. Aber ist das nicht überall der Fall gewesen, wo sich dem

Laufe der Zeit folgend, der Kleinbetrieb in den Großbetrieb umgewandelt hat? Sind nicht die Gastwirte die Fuhrleute, welche Personen und Waren beförderten, die kleinen Städte, in denen in früheren Zeiten die Reisenden Aufenthalt nehmen mußten, durch die Eisenbahnen schwer geschädigt worden? Denkt man an den Droschkenfuhrbetrieb, wenn man immer neue Straßenbahnen herstellt?

Der Fall ist ganz derselbe. Auch der Droschkenfuhrbetrieb schafft keine Werte, er befördert Personen von einem Ort zum andern; ganz ebenso wie der Warenhändler die Ware aus der Hand des Produzenten in diejenige des Konsumenten. Die Volkswirtschaft hat daher ebensowenig Interesse daran, daß Detailhändler, als daß Droschkenkutscher über das Bedürfnis hinaus vorhanden sind.

Ganz anders liegt die Sache bei dem Handwerker, er wandelt durch seine Arbeit Rohstoffe in Gebrauchsgegenstände und schafft sie dadurch zu Werten um, er vermehrt deshalb das Vermögen der Nation. Das thut der Händler nicht. Dadurch, daß er die Ware verkauft, wird sie in ihrem Bestande nicht geändert, sie bleibt dieselbe, ganz gleich, ob der Konsument sie aus dem kleinen Geschäft oder aus dem großen Magazin bezieht. Der Handwerker arbeitet aber heutzutage in den allerseltensten Fällen für den eigenen Verkauf, entweder er liefert Gebrauchswerte direkt an denjenigen, der sie bei ihm bestellt hat und selbst gebrauchen, sie also nicht fertig aus einem Kaufladen beziehen will, dann kommt doch weder das große Magazin, noch der kleine Laden in Betracht; oder aber der Handwerker liefert an das Verkaufsgeschäft, dann ist es gleich, ob letzteres ein großes oder kleines ist.

Ein Einwand, dem ich die Berechtigung zugestehe, ist der, daß das große Warenhaus, trotzdem es billiger verkauft, größere Gewinne erzielt und seinem Besitzer daher auch in kürzerer Zeit zu Reichtum verhilft. Es ist ja ganz unzweifelhaft, daß eine Reihe kleinerer Vermögen volkswirtschaftlich viel nützlicher ist, als ein einzelnes großes. Jeder Mensch muß leben und daher gewisse Bedürfnisse zu seinem Lebensunterhalt bestreiten, also eine Anzahl notwendiger Ausgaben machen, die seinem Stande entsprechen. 20 Existenzen verbrauchen an diesen Bedürfnissen mehr, wie eine, und können sich der hierzu benötigten Ausgaben nicht entschlagen. Der Besitzer eines großen Vermögens kann relativ einfach leben und den Überschuß seiner Einnahme Zins auf Zins legen, anstatt ihn, wie der minderbegüterte Mann es zur Bestreitung seiner Bedürfnisse thun muß, in Waren umzusetzen. Aber ist das nicht mit jedem großen Vermögen der Fall? Thut nicht der Erbe eines mehrfachen Millionärs, der sein Vermögen in Hypotheken und Aktien angelegt hat, ganz dasselbe? Er verbraucht einen Teil seiner Zinsen für seinen Lebensunterhalt, und den Rest schlägt er wieder und immer wieder zum Kapital. Dadurch wachsen in unserer Zeit die großen Kapitalien so bedeutend an, nicht aber dadurch, daß das Geld in geschäftliche Unternehmungen gesteckt wird. Der Eigentümer eines großen Warenmagazins läßt sein Geld immer wieder zirkulieren, indem er das, was er für Ware einnimmt, auch zum Ankauf von Ware verwendet, er ist von Geschäftskonjunkturen aller Art abhängig, er wagt also sein Geld und vor allen Dingen läßt er es arbeiten. Derartige große Kapitalisten können wir volkswirtschaftlich absolut nicht entbehren; dagegen nützen uns die Millionen-Rentiers, welche sich darauf beschränken, ihre Gelder sicher anzulegen, somit von dem Schweiße der Andern zu leben, während sie einzig und allein die Zinsen von ihren Hypotheken einnehmen und die Koupons von ihren Aktien abschneiden, volkswirtschaftlich weniger wie garnichts.

„Ganz schön“, wird man mir weiter einwenden, „wenn du aber so denkst, warum erwärmst du dich denn für die Landwirtschaft? Wenn du es lobst, daß der Besitzer des großen Magazins an Stelle des kleinen Händlers die Ware billiger ein- und verkauft, warum tadelst du es denn, wenn der Getreidehändler dasselbe thut? Der Unterschied liegt einfach darin, daß der Getreidehändler die Ware aus dem Ausland und das Verkaufsmagazin aus dem Inlande bezieht. Das Geld, welches wir für Getreide an das Ausland zahlen müssen, geht uns volkswirtschaftlich verloren, denn wenn das Ausland viel Getreide einführt, so bleibt die einheimische Frucht unverkäuflich und wird dadurch wertlos. Außerdem ist in Betracht zu ziehen, daß, wenn wir durch die Handelsverhält-

nisse genötigt werden sollten, unseren einheimischen Getreidebau aufzugeben, die Folge davon unsere gänzliche Abhängigkeit vom Auslande im Kriegsfalle sein würde. Endlich aber sind hierbei auch nicht einzig und allein finanzielle Momente maßgebend. Wer sein deutsches Volk lieb hat, kann nicht wünschen, daß es in Zukunft nur aus Fabrikbesitzern, Fabrikarbeitern, Beamten, Ingenieuren ꝛc. bestehen, und daß sein geistig und körperlich gesundester Teil, der landwirtschaftliche Berufsstand, seine Existenz aufgeben soll. Wir wären nicht das Volk, was wir gewesen sind und noch sind, wenn wir keine deutsche Landwirtschaft hätten.

Der Detailhandel ist dagegen im Laufe der Zeit zu einem krankhaften Auswuchse geworden. Wer irgend wie etwas Geld ererbt oder erspart hat, eröffnet ein Geschäft, er arbeitet nicht mehr selbst, er kauft ein, verkauft wieder und steckt den Profit in die Tasche. Das macht ihm, wie schon oben erwähnt, meist nur einige Stunden des Tages wirkliche Arbeit, in den übrigen braucht er sich nicht weiter anzustrengen. Ich bitte den Leser, nur einmal in geschäftsstillen Stunden durch eine Straße zu gehen, in welcher sich Laden neben Laden befindet, und die Kunden zu zählen. Wenn man in die Ladenthür hineinsieht, so erblickt man häufig keinen einzigen Käufer, oder man zählt deren ein oder zwei. Sehr oft ist die Zahl der Verkäufer größer, wie diejenige der Kunden. Die ersteren sind also müßig, und durch dieses Müßigsein geht Arbeitskraft verloren. Dabei ist die Lage der Angestellten in den kleineren Geschäften meist eine recht mangelhafte. Weil das Angebot größer ist wie die Nachfrage, sind die Löhne außerordentlich gering. Wie Jemand, der sich etwas erspart hat, gleich ein Geschäft aufthut, ohne das kaufmännische Gewerbe irgend wie erlernt zu haben, ebenso werden viele, namentlich weibliche Personen, ohne jedwede Vorbildung Bedienstete im Detailhandel. Dienstmädchen suchen Verkäuferinnen zu werden, weil sie dann nach Geschäftsschluß über sich selbst disponieren können. Dieser untere Kaufmannsstand ist deshalb in allen seinen Schichten vielfach außerordentlich minderwertiger Natur; dazu kommt der ungemein große Wettbewerb, welcher zur Unsolidität verführt. Hier thut wirklich eine Beschränkung gut. Auch die Wohnungsverhältnisse müssen dabei in Rechnung gezogen werden. Parterrewohnungen giebt es in den allermeisten Straßen überhaupt nicht mehr, dafür um so mehr Menschen in den Kellern und auf Böden. Wenn daher hier eine Rückbildung eintritt, wenn an Stelle der ungezählten kleinen Geschäfte, welche, weil sie ihres geringen Umsatzes wegen teuerer aufkaufen, dabei aber für Ladenmiete ꝛc. große Spesen ausgeben, von der Ware einen unverhältnismäßig hohen Aufschlag nehmen müssen, größere Geschäfte treten, welche billiger einkaufen und verkaufen und dabei ein gut geschultes Personal gut bezahlen können, so braucht man dem vom konservativ-wirtschaftlichen Standpunkt aus nicht feindselig gegenüber zu stehen. Allerdings sagt man, daß die großen Geschäfte die Preise der Fabrikanten drücken, das wird aber aufhören, wenn es ihrer mehrere giebt. (? Die Schriftl.). Augenblicklich befinden wir uns noch in einer Übergangszeit, die selbstverständlich eine Reihe von Mißständen hervorruft; ist sie erst abgeschlossen, so wird man sich in die veränderten Verhältnisse ebenso finden, wie man sich in die Umwandlung des Landfuhrbetriebs in den Eisenbahnbetrieb gefunden hat. Die großen Magazine brauchen Prokuristen, Disponenten, Comptoristen ꝛc. für den Einkauf, Betriebsleiter, Kassierer, Verkäufer ꝛc. für den Verkauf, ingleichen eine große Anzahl fest angestellter Arbeiter für das Ausladen der ankommenden und die Versendung der verkauften Waren. Dieses ganze Personal muß geschäftskundig sein und Hand in Hand arbeiten, es muß aber auch, um leistungsfähig zu sein, gut bezahlt und gehalten werden, sich somit in einer ökonomisch gesicherten Lage befinden. Ebenso verlangt der Betrieb an sich durch die Anforderungen, die er stellen muß, ein sittlich unanstößiges Verhalten sämtlicher Bediensteten. Das ist vom sozialen Standpunkt aus ein sehr wichtiges Moment, zumal sich in den meisten Magazinen weibliche Angestellte in großer Zahl befinden. Ich bedaure noch einmal, daß ich mich zu meinen Parteigenossen, was diesen Punkt betrifft, im Widerspruch befinde; aber ich sage ebenso noch einmal: der Schriftsteller soll seinen Lesern nicht nach dem Munde reden, sondern ungeschminkt das sagen, was er für wahr und richtig hält.

Potsdam, 26. April 1898. C. v. Massow.

Die Interpellation des Herrn v. Brockhausen bezog sich, wie hier ausdrücklich hervorgehoben werden soll, nicht allein auf Warenhäuser à la Wertheim, sondern auch auf Bazare (Ramschgeschäfte) und Versandhäuser mit ihren Filialen. Kaufhäuser dieser Art befinden sich zum großen Teil in jüdischen Händen und schädigen nicht nur den gewerblichen Mittelstand der großen Städte, sondern auch den der Vororte, kleinen Städte und des platten Landes. Sie sind in der Regel nicht in Besitz eines einzelnen, durch Fleiß zc. hochgekommenen Kaufmanns, sondern sie verdanken ihre Entstehung Großkapitalisten, sind Aktienunternehmungen, deren Teilnehmern vielfach jede Geschäftsmanipulation, jede Reklame, unter Umständen auch jede Täuschung recht ist, wenn nur Geld verdient wird — sie sind Auswüchse des Kapitalismus. Je größer ihre Zahl, desto mehr werden sie auf die Industrie und vor allem auf die Löhne der Handwerker, Näherinnen zc. drücken; sie schädigen nicht nur den kleinen Kaufmann, sondern auch den Lohnarbeiter. Sie wirken demoralisierend, weil sie — unter dem Vorgeben, den Einkauf durch Zusammenstellung der verschiedensten Warengattungen in einem Hause zu erleichtern — Besucher und vor allem Besucherinnen zum Ankauf von Dingen verführen, die diese beim Betreten des Geschäfts garnicht kaufen wollten. Daß die sittliche Haltung der Verkäuferinnen dieser Bazare eine besonders gute ist, wird von vielen stark bezweifelt.

Ob man den Schäden, welche durch die vom Kapitalismus ins Leben gerufenen Warenhäuser zc. mehr und mehr sich fühlbar machen, durch Besteuerung wirksam entgegentreten kann, dürfte ungewiß sein. Reform der Gewerbefreiheit, feste Organisation von Berufsständen zc. würde das Übel mehr an der Wurzel fassen.

Wenn ich somit den Ausführungen meines hochgeschätzten Mitarbeiters nicht völlig beistimmen kann, glaube ich doch, daß sein Hinweis auf die Schädigung des Volkslebens durch die Überzahl der jetzt vorhandenen Detailgeschäfte in hohem Grade beachtenswert ist.

Ulrich von Hassell.

Kirche.

Vor und während der Generalsynode in den alten Provinzen Preußens und den Landessynoden in den neuen Provinzen hatte das Besoldungsgesetz die Kreise der Pfarrer in große Aufregung versetzt. Dieselbe war nach der überall erfolgten Annahme des Gesetzes entweder geschwunden oder wenigstens sehr zurückgegangen. Aber sie ist mit erneuter Gewalt aufgetreten, seitdem das Gesetz an den preußischen Landtag gekommen ist und sich da gezeigt hat, daß die Annahme des von den kirchlichen Organen verbesserten und gebilligten Entwurfes seitens der politischen Organe keineswegs so einfach ist, als man angenommen hatte. Zwar war im vorigen Jahr aus der konservativen Fraktion, durch den Heidebrandt'schen Antrag, die Anregung zu dem ganzen Gedanken des Gesetzes gekommen: Verbesserung der Stellen aus einer der Kirche gegebenen Dotierung. Aber nun war es doch die konservative Fraktion, aus der der Hauptwiderspruch gegen die in der Vorlage gewählte Art der Ausführung kam, und zwar besonders wegen des niedrigen Grundgehaltes im Betrage von 1800 Mark und dann wegen der Bestimmung, daß das Pfarrvermögen durch die Gemeindeorgane verwaltet werden soll. Man sah in dem ersteren eine Beeinträchtigung der Kirche und in dem anderen ein revolutionäres Prinzip, wozu noch die unzweifelhaft in dem Gesetz liegende Beeinträchtigung der Kirchen-Patrone kommt, welche in ihrer Auswahl der Persönlichkeiten für die betreffenden Stellen durch die Altersabzüge beschränkt sind. Überraschend wirkte die Mitteilung, daß die Staatsregierung mit den katholischen Bischöfen ganz andere Grundlagen für die Stellenverbesserung vereinbart hatte, wonach von der Übertragung des Pfründenvermögens auf Gemeindeorgane gänzlich abgesehen ist. Es zeigte sich infolgedessen die Neigung, das ganze Gesetz erst in die Synoden zurückzuverweisen, um dort neue Grundlagen zu vereinbaren — ein Gedanke, der dem Herrn Kultusminister und seinen Räthen, in Erinnerung an die Schwierigkeiten, die sie in fünf verschiedenen Synoden gehabt haben, keinen

geringen Schrecken verursacht haben wird. Jedoch ist das Gesetz zunächst in eine Kommission verwiesen und es steht zu hoffen, daß deren Verhandlungen zu einer Verständigung führen, vielleicht auf Grund des von den Freunden der Vorlage gemachten Vermittlungsvorschlages, nämlich die vom Staate zu bewilligende Summe um 600000 Mk. zu erhöhen, damit wenigstens die Grundgehälter auf 2400 Mk. gebracht werden können.

Wir halten die noch immer betriebene Agitation mancher Pastoren gegen das Gesetz für ganz verfehlt. Es wäre geradezu ein Verhängnis, wenn durch diese Stimmen aus dem Pfarrerstande die Opposition im Abgeordnetenhause und besonders im Herrenhause so gestärkt würde, daß das Gesetz zu Fall käme — dieser gewaltige Schritt zur Weckung selbständigen Bewußtseins und zur Schaffung freierer Bewegung in den kirchlichen Organen. Wird das Grundgehalt erhöht, so ist es erfreulich. Aber auch dieser Mangel würde kein Grund zur Ablehnung sein dürfen, um so weniger, als Grundgehalt und Anfangsgehalt keineswegs immer identisch sein werden. Daß die Patronate, sowohl die der Gemeinden, als der Grundbesitzer und der Magistrate, an ihrer freien Bewegung verlieren, ist richtig. Aber wir werden auf keinem Gebiete weiter kommen, wenn Niemand auf seine Rechte zu Gunsten des Ganzen verzichten will.

Was endlich den Vergleich mit der römischen Kirche betrifft, so wollen wir hier nur andeuten, daß es ganz verkehrt ist, daraus ungünstige Schlüsse für die Behandlung der Evangelischen zu ziehen. Der auf jener Seite fehlende Anschluß an eine Alterszulagekasse wird den Gemeinden später viel schädlicher werden, als dem Amte die Verwaltung des Pfründenvermögens durch die Gemeinde, welche man aus doktrinären Gründen prinzipiell ablehnt. Diese Verwaltung wird bei uns keine andre sein, als die des Kirchenvermögens, bei der doch auch der Pastor als Vorsitzender der Gemeindeorgane, mit diesen Hand in Hand geht.

Wenn dieser Bericht in die Hände der Leser kommt, ist die Entscheidung im Parlament vielleicht bereits getroffen. Möchte sie zur Verwirklichung der trefflichen Gedanken dieses so wohlthätigen Gesetzes führen. —

Am 20. April tagte in Berlin die kirchlich-soziale Konferenz. Bereits am Schluß des letzten Berichts ist von derselben die Rede gewesen. Die Berichte über den sehr glücklichen Verlauf der Konferenz im Einzelnen können hier aus den Zeitungen nicht wiederholt werden. Aber einige allgemeine Betrachtungen dürfen nicht umgangen werden. Es sind am Tage vorher in kleineren Kreisen „Richtlinien für die freie kirchlich-soziale Konferenz“ beschlossen worden, welche auch bei den Verhandlungen des Haupttages wirksam zur Geltung kamen. Dieselben können den Charakter der Konferenz am besten aufweisen. Sie handelten in drei Abschnitten von der Kirche überhaupt — den Gemeinschaften — dem Sozialen. Und durch alle diese drei Abschnitte zieht sich als leitender Gedanke das Streben hindurch, das der erste Satz ausspricht: „Wir halten an der Volkskirche der Reformation fest“. Zuerst ergiebt sich die Frage: können die geschichtlichen Formen der Landeskirche im modernen Staatsleben noch ein der Kirche geeignetes Kleid geben? Man weiß, daß unter den Mitgliedern der Konferenz Neigungen vorhanden sind, die geschichtlichen Formen möglichst bald zu zerbrechen. Es darf konstatiert werden, daß diese Neigungen vereinzelt sind und daß, wenn die in dieser Beziehung radikaleren Elemente zur Herrschaft gelangten, nur ein geringer Teil derer, welche z. B. in diesem Jahre in Berlin die Masse der Teilnehmer bildeten, ihnen folgen würde. Ausdrücklich zur Abwehr von Mißverständnissen bezüglich einer freikirchlichen Stellung der Konferenz wurde darum der erste Satz so formuliert, daß wir den Bestand und die Wirksamkeit der Volkskirche an die gegenwärtigen Formen des Staats und Landeskirchentums „nicht unbedingt gebunden“ sehen. Wer das thäte, wer also das Staatskirchentum für die grundsätzliche Form des evangelischen Kirchenwesens hielte, würde damit von den Grundsätzen der Reformation abtreten. Und dagegen wird von der Konferenz Verwahrung eingelegt.

Nun erhebt sich die weitere Frage: wie verhält sich die Volkskirche zu den ungläubigen Massen? Die Antwort giebt der zweite Satz: „Auch in der Volkskirche muß Leitung wie Leben darauf gerichtet sein, die Kirche zu einer Versammlung der Gläubigen auszugestalten“, und es ergeben sich daraus die weiteren Forderungen, daß nur kirchlich-



gläubige Männer in den Ämtern der Kirche und auf den akademischen Lehrstühlen der Theologie sich befinden. Hier ist der Punkt, wo sich die Vertreter des Volkskirchentums mit demjenigen Pietismus auseinanderzusetzen haben, welcher einseitig auf die Bekehrung der Herzen und der Herausbildung christlicher Persönlichkeiten ausgeht. Auch die „Richtlinien" erkennen an, daß alles Wirken der Kirche dieses Ziel verfolgen muß, — sie führen in ihrem zweiten Teil aus, daß auch das Gemeinschaftsleben und die Evangelisation zu den in der Gegenwart gewiesenen Wegen gehören, solche gesonderten „gläubigen Persönlichkeiten" heranzubilden — und „die evangelische deutsche Christenheit mit den Lebenskräften des Evangeliums zu durchdringen". Hiermit wurde seitens der Kirchlich-Sozialen der Evangelisationsbewegung die Hand geboten. Daß dieselbe angenommen war, dafür war der Beweis, daß P. Dammann den Vortrag über „die Generalsynode und die Evangelisation übernommen hatte. — Trotz des mannigfachen Widerspruchs, den sein Vortrag erfuhr und erfahren mußte, ist eine Annäherung der Gruppen vollzogen. Der Fehler im Dammannschen Vortrag war jene eigentümliche Einseitigkeit des Sachverständigen, der auf sein Werk alles Gute zurückzuführen geneigt ist und auch die Mängel an demselben gern übersieht. Es ist eben eine Täuschung, wenn jene Freunde alles christliche Leben in den Gemeinden auf die Evangelisation und auf das Jahr 1888 zurückführen; sie wissen — und so zeigte sich auch P. Dammann — weder von den schönen Anfängen der Reisepredigt, welche unmittelbar im Zusammenhange mit der inneren Mission vor mehr als fünfzig Jahren begannen, noch von den Erweckungen in weiten Kreisen des Ostens, welche mit moderner Evangelisation nicht das Geringste zu thun haben. Aber trotzdem machte die ernste, gemütliche und bedeutende Art des Referenten einen tiefen Eindruck und seine Einseitigkeiten wurden durch den Korreferenten P. Burkardt, sowie durch die Redner in der Diskussion richtig ergänzt.

Nun kommt es aber darauf an. Wenn die mehr kirchlich und sozial gerichteten Kreise die Mitarbeit des etwas einseitig auf das Innerliche und Subjektive gerichteten Pietismus freudig annehmen, wird dieser auch sich mit dem befreunden, was in den letzten Sätzen der Richtlinien betreffs des Sozialen gesagt ist? Es soll danach der Jünger Jesu Christi auch „an dem Gesamtzustande des Volkes teilnehmen", — es soll das Soziale „als Hindernis des Glaubens für weite Schichten des Volkes" rc. von der kirchlichen Arbeit besonders berücksichtigt werden. Der Verständigung über diese Frage sollten die Verhandlungen dienen, welche ich mit dem Referat über „die soziale Arbeit als Seelsorge am Volk" einzuleiten hatte. Ich bin durch die nachfolgende Diskussion vollkommen befriedigt. Den Höhepunkt bildete eigentlich die Erklärung eines Württembergischen Pietisten: ich war bis vor einem Jahre bezüglich der kirchlich-sozialen Aufgabe blind und bin nun sehend. Möchte doch die besonnene Art, in der wir die kirchlich-soziale Arbeit zu vertreten bemüht sind, im Gegensatz zu der Sturm- und Drangperiode, in der es galt, die radikalen, unevangelischen Elemente von uns abzuschütteln, dazu beitragen, daß eine allgemeine Übereinstimmung über diese Fragen unter allen denen erzielt wird, welche weder eine tote bureaukratische Staatskirche, noch ein sektenhaftes Zersplittern lauter „lebendiger" Christen wollen.

Mit Rücksicht auf diesen Zweck der Verständigung sind die Thesen gefaßt, welche ohne Widerspruch von der Konferenz angenommen wurden. Sie lauten:

1. Alles kirchliche Handeln ist Seelsorge und hat den einzigen Zweck, Menschenseelen in Verbindung mit Christus zu bringen und zu erhalten mittelst seines Wortes.

2. Keine äußeren Verhältnisse sind imstande, die Seelen an ihrem Beruf, durch Christus selig zu werden, dauernd zu hindern, wohl aber können sie das Gemüt so in Anspruch nehmen, daß auch das Glaubens- und Heiligungsleben erheblich dadurch beeinflußt wird.

3. Zu diesen äußeren Verhältnissen gehören auch die sozialen, d. h. diejenigen, an welchen der einzelne infolge der wirtschaftlichen, sittlichen und gesellschaftlichen Zustände ganzer Klassen oder des ganzen Volkes teilnimmt.

4. Es gehört deshalb mit zur seelsorgerlichen Aufgabe der Kirche, auf die ganze Volksseele christlich einzuwirken, d. h. die Gesamtanschauungen und Ziele des Volkes oder ganzer Klassen desselben so zu beeinflussen, daß die Lebensordnungen, in Sitte und Recht, der christlichen Entwickelung des einzelnen möglichst förderlich sind.

5. Das einzige Mittel dazu ist das Wort Gottes, das in seiner Anwendung auf die sittlichen Fragen des modernen Lebens bezeugt werden muß, sowohl in der amtlich-kirchlichen Weise, als auch mit Benutzung der Wege, welche sich der geistige Verkehr in der Gegenwart geschaffen hat, der Presse, der freien Rede und des parlamentarischen Lebens.

6. Die Kirche muß die Diener am Wort durch ihre Vorbildung in den Stand setzen, sich gegebenenfalls ein Urteil zu bilden über den sittlichen Einfluß, welchen wirtschaftliche und politische Verhältnisse auf das christliche Gemeindeleben ausüben, um ohne Parteinahme für irgend welche Standesinteressen für das einzutreten, was zum allgemeinen Frieden und zur Förderung des christlichen Lebens dient.

7. Damit diese auf das ganze gerichtete kirchliche Thätigkeit ihren seelsorgerlichen Charakter nicht verliere, bedarf es vornehmlich

a) der Reinerhaltung des Evangeliums in seinem überweltlichen Charakter und der Kirche mit ihren überweltlichen Zwecken;
b) der Verinnerlichung des ganzen Lebens durch Vertiefung in die Geheimnisse des Lebens Christi in den Seinigen;
c) des glaubensvollen Absehens von dem Erfolge menschlicher Mittel und Unternehmungen;
d) des treuen Arbeitens und Betens um die Einmütigkeit aller Zeugnisse der Gemeinde Jesu Christi auf Erden.

Greifswald, 25. April 1898. D. M. von Nathusius.

Die christlichen Vereine junger Männer in Deutschland und ihre Aufgabe. Von Ulrich von Hassell. Zeitfragen des christl. Volkslebens. Band XXIII. Heft 1. (Stuttgart, Chr. Belser) 1898. 60 S. Pr. M. 1.—

Über die Art, wie diese Vereine, deren es 14 in Deutschland giebt, als Zweig der inneren Mission wirken, über ihre Aufgaben und Ziele herrscht selbst in christlich gesinnten Kreisen, auch unter Geistlichen, keineswegs erwünschte Klarheit, man begegnet vielfach Vorurteilen und sogar abfälligen Äußerungen. Als Vorstandsmitglied des Berliner Vereins (Wilhelmstraße 34) glaube ich in der Lage zu sein, über den Geist und die Erfolge der in den christl. Vereinen junger Männer Deutschlands getriebenen Arbeit urteilen zu dürfen, und ich habe die vorliegende Arbeit mit der bestimmten Absicht geschrieben, aufklärend zu wirken und besonders auch die Ansicht zu entkräften, die christl. Vereine j. M. wollten den Jünglingsvereinen Konkurrenz machen oder gar die Kirche ersetzen. Zugleich leitete mich der Gedanke, daß die christl. Vereine j. M. geeignet sind, früheren Offizieren, überhaupt Leuten, welche über freie Zeit verfügen, Gelegenheit zur freiwilligen Mitarbeit an einem Werke der inneren Mission zu geben und sie zur Lösung der sozialen Frage durch die That heranzuziehen. Denn diese Frage wird viel besser durch persönliche Mitarbeit, wie durch lange Reden und schriftliche Abhandlungen gelöst. — Es würde für mich eine große Freude sein, wenn die kleine Schrift von solchen gelesen würde, welche die Ziele der christl. Vereine junger Männer noch nicht kennen, und wenn sie dazu beitrüge, den Bestrebungen dieser Vereine neue Freunde und Freundinnen zuzuführen. Ulrich von Hassell.

Von deutscher Kunst.

Eduard von Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden. Herausgegeben und durch ein Lebensbild eingeleitet von Alphons Maria von Steinle. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.) 1897. Zwei Bände. I. Bd. mit neun Lichtdrucken. VIII u. 540 S. II. Bd. mit zehn Lichtdrucken. 516 S. broch. Mk. 18,—.

Ein stolzes Werk, dessen sich Deutschland rühmen kann, ob man auf sein Äußeres sieht — es ist ein Muster schöner Ausstattung — oder ob man auf seinen Inhalt schaut. Entfaltet es doch die Lebensfülle eines Mannes, der zu jenen gottbegnadeten Meistern

der Kunst gehört, die aus dem Strome des Lebens dort getrunken haben, wo er noch eins ist und in ungeteilter Tiefe die ewigen Gestalten und die Bilder ihrer Erkenntnis zeigt. Es ist eine schöne Erinnerung für den Schreiber dieser Zeilen, einem solchen Mann einst in Frankfurt a. M. und Köln in das Auge gesehen zu haben. Für sein Schaffen hat Clemens Brentano den rechten Ausdruck gefunden. Er will es nicht „meisterhaft“ sondern „gottesschülerhaft“ genannt wissen. (II, 12.) „Christenwerke sind nie meisterhaft — auf den Meisterwerken ruht kein Duft des Herzens von innen heraus; sie haben kein Kindchen im Augapfel, sie sind kalt korrekt; ihr Thau ist kalter Niederschlag des Kennerlobes auf der glatten Fläche, die nicht immer nach gesundem Odem schmeckt.“ Steinles Werke sind für solche, welche den Geist lieben und darum auch durch die Werke edler Menschen um ihrer seelischen Vollkommenheit willen erhoben werden. Anfangs fehlte ihm die Anmut und jene rührende Grazilität in den Formen noch; den ihm dafür gewordenen Tadel nimmt er willig an. Wie rührend demütig klingt sein Bekenntnis zu seiner wunderbaren „Dichtung mit dem Bleistifte“, die jetzt unter dem Titel „Allegorie auf Geburt und Tod“ im Basler Museum sich befindet. „Das Gefühl des Mangels, der Unbeholfenheit, alles, was mir unerreichbar, daher mich unbefriedigt läßt, ist mir peinlich und erfüllt mich mit einer Menge Sorgen. Ist es auch Begierde nach Befriedigung? Es ist gewiß, das liegt im Menschen und wird ihn nimmer verlassen als dort, wo es nimmer nachtet, wo alle Begierde gesättigt, aller Hunger gestillt sein wird.“ Wie dankbar ist der geniale Künstler für freundliches Gedächtnis! „Bitte — schreibt er am 10. August 1854 an Frau Antoni Brentano in Frankfurt a. M. — „das Steinle, das mir selber oft so schwer zu ertragen wird, nicht ganz vom Herzen fallen zu lassen; es ist ihm gar so wohlthätig zu wissen, daß es irgendwo in einem Herzen ein kleines Gewicht hat.“ Und dieser bescheidene Mann bringt dann Werke hervor, welche ihn den ersten Meistern aller Zeiten an die Seite stellen! Man braucht nur in unserem Werke die Abdrucke seiner Bilder für den Chorbogen der Ludwigskirche in München (s. u.) oder die Himmelskönigin in der Ägidienkirche in Münster i. W. oder „Christus bei Nikodemus“ (im Städelschen Institut) ꝛc. anzusehen, um zu erkennen, was die kirchliche Kunst ihm verdankt. Aber dabei ist er keineswegs einseitig. Dafür zeugen seine Bilder zu Shakespeare, zu Märchen ꝛc., selbst Karrikaturen aus dem Jahre 1848 (darunter „Karl Voigt als grasfressender Nabuchodnosor“). Hat er doch das Porträt des Erzherzog Johann bezeichnender Weise mit einem abgebrannten Schwefelhölzchen gezeichnet! Seiner Bilder ist Legion. Zu manchen hat der geniale Mann nur einen Tag gebraucht, während andere, wie die Kartons zu den Fenstern im Kölner Dom, zum Treppenhaus des Wallraf-Richartz-Museum durchschlagende Lebenswerke genannt werden müssen, wenn die Ausführung auch nur Jahre in Anspruch nahm. Solch einem Künstler nahe zu treten, ist eine Lust; aber auch wo man nicht mit ihm übereinstimmt, sich mit ihm auseinanderzusetzen und seinem edlen Wollen und Können gerecht zu werden, ist Pflicht und darf nicht ohne das Gefühl geschehen, daß man es mit einer gottbegnadeten Seele zu thun hat, welcher gegenüber dem Kritiker das Wort vorschweben muß: „Ziehe deine Schuhe aus, denn hier ist heiliges Land!“ Der äußere Lebensgang Steinles ist schön. Am 2. Juli 1810 wurde er zu Wien dem geschickten Graveur Johannes Steinle geboren, und von seiner Mutter, einer frommen Katholikin, die täglich die Messe besuchte, streng kirchlich erzogen. Dagegen wurde seine Schulbildung sehr vernachlässigt, er sollte Musiker werden, für welche Kunst er ebenfalls genial beanlagt war. Aber der Tod der Mutter machte einen scharfen Einschnitt in das Leben des 12jährigen Knaben. „Von da an wendete ich mich von der Musik zum Zeichnen.“ Um Verständnis für Steinles Stellung zur kath. Kirche zu gewinnen, muß man schon hier erinnern, von welchem Einflusse Patres wie Clemens Maria Hoffbauer, Ehrenhöfer und Emanuel Veith auf den jungen Mann wurden. Der Maler L. Kupelwieser brachte ihn zu Fiesole und damit auf den Weg, welchen Steinle später auch seine Schüler gehen ließ. Er ward im Gegensatz zu der damals betriebenen akademischen Künstelei ein „altdeutscher Künstler.“ Im Jahre 1828 durfte er, der bis dahin das väterliche Haus noch nicht verlassen hatte, seine erste Romreise machen und dort in den Overbeckschen Kreis eintreten (so muß man sein Verhältnis zu Overbeck bezeichnen; ein Schüler desselben, wie die meisten Biographen

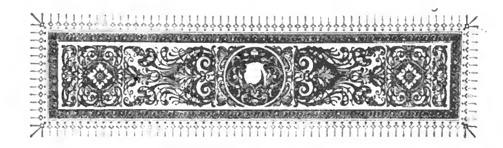
ihn nennen, ist er nie gewesen). Auch mit Cornelius trat er in enge Verbindung, als dieser anfangs der dreißiger Jahre nach Rom kam, um dort den Karton zu seinem jüngsten Gericht (ausgeführt in der Ludwigskirche zu München) zu zeichnen. Er gab ihm sogar einen Auftrag, der leider — jedoch wie in unserer Biographie im Gegensatze zu der Darstellung Försters (P. v. Cornelius II, 117) festgestellt wird, ohne alles Verschulden der Beiden zu Wasser wurde. Die Komposition Steinles, welche unser Werk bringt, ist von höchster Meisterschaft und wurde von Cornelius hoch gerühmt, aber das Geld zur Ausführung mangelte. Ende 1833 kehrte Steinle nach Wien zurück. Die dortigen, für einen Künstler sehr trüben Verhältnisse veranlaßten Steinle, der sich verheiratet hatte und dessen Familie rasch heranwuchs, nach Frankfurt a. M. überzusiedeln. Dies blieb bis zum Lebensende seine Heimat, wenn er auch vielfach auswärts Werke schuf, und insonderheit durch Vermittlung von Cornelius, von Radowitz, Sulpice Boisserée und Zwirner zu der herrlichen Arbeit am Kölner Dom herbeigezogen wurde (1842): „im Geiste der alten Malerei, jedoch dem Stande der jetzigen Kunstbildung entsprechend.“ Das führt auch seinen Bund mit August Reichensperger herbei. Freilich, wenn man solche Unterhandlungen und all den dabei gehabten Ärger betrachtet, erkennt man, daß auch solche geniale Meister nicht die Rosen ohne Dornen brechen können; ja, daß sie oft der Dummheit zu liebe nachgeben müssen. Neujahr 1843 wurde durch solches Intriguenspiel Veits Zurücktreten als Direktor des Städelschen Instituts in Frankfurt a. M. veranlaßt. Da Steinle, an den man als Veits Nachfolger dachte, auf Veits Seite trat, gründeten die Beiden, die Häupter der „Nazarener“, eine eigene Schule, wozu ihnen das Deutschordenhaus in Sachsenhausen seine weiten Räume bereitwilligst einräumte. Das hier, wenn auch nur kurze Zeit erblühende Kunstleben zog die Augen aller Kunstverständigen in Deutschland auf sich. Auch Künstler anderer Richtung wie Kaulbach, Lessing gedachten nach Frankfurt zu ziehen. Das Jahr 1848 griff störend ein. Wer hatte damals Sinn für Kunst, es sei denn für Karrikaturen (— auch Steinle lieferte deren —)! Aber es hatte das Gute, daß eine große Anzahl großer Männer durch das Parlament herbeigeführt wurden und derer viele mit Steinle in Verbindung traten. Das war überhaupt das Herrliche in diesem echten Künstler, daß er trotz aller Konzentration und trotz allen religiösen Ernstes die verschiedenartigsten Menschen anzuziehen wußte. Nihil humanum mihi alienum est. — Nichts Menschliches ist mir fremd, erfüllte sein Herz und belebte seinen Humor. Das giebt sich noch einmal kund in seinen letzten Tagen. Immerfort thätig, trotz der Mahnung seiner Hausgenossen und Freunde bis wenige Tage vor seinem Ende, war seine letzte Komposition, welche man in seinem Atelier fand, die Szene aus Shakespeare's Lear (IV, 6): „Ich will hinfort mein Elend tragen, bis es ruft von selbst: „Genug, genug und stirb.“ Seine letzte Lektüre war neben den Visionen der Dülmener Seherin Hamlet; die letzten Lieder, die ihm sein Sohn auf Erden spielte: Bachs „Mein gläubig Herz“ und der alte Leich: „Dort droben“ ꝛc. Am 18. Sept. 1885 ist er getrost eingeschlafen.

Was uns Evangelischen oft unverständlich bleibt, ist Steinle's glühende Verehrung der römischen Kirche, des Papstes, der Priester und Ordensleute, besonders der Jesuiten. Da finden wir Ausschreitungen, welche nur durch den ganzen Bildungsgang des Meisters in der römischen Umgebung erklärt werden können. Wir müssen hinzufügen, daß Steinle fern von allem Haß gegen die ev. Kirche und die Evangelischen blieb. Es bleibt bei ihm immer eine gewisse, man möchte sagen, kindliche Gutmütigkeit in seiner Art, den Evangelischen zu begegnen. Das beste Zeugnis für die Nicht-Indifferenz, aber Toleranz Steinle's gläubigen evang. Christen gegenüber, ist sein Briefwechsel mit Bethmann — Hollweg (I S. 47 ff.). Daß ihm selbst nicht etwa wie den Meistern der Renaissance die Kirche und ihre Ideen nur künstlerische Formen boten, die man wie die griechische Mythologie benutzen könne, beweist der zweite Satz seines Tagebuchs, den auch wir Evangelischen gewiß gern unterschreiben: „Ohne Glauben an Christus auch keine Kunst.“ —

— Deutsche Kunst und Dekoration, Illustrierte Monatshefte zur Förderung deutscher Kunst und Formensprache in neuzeitlicher Auffassung aus Deutschland, Schweiz, den deutschsprechenden Kronländern Österreich-Ungarns, den Niederlanden und skandi-

navischen Ländern. Herausgegeben von Alexander Koch in Darmstadt. Jährlich 12 Hefte: 20 Mark.

Nationale Kunst! Neubelebung des Kunstgewerbes im heimatlichen Sinne durch schöpferische Ideen neuzeitlich empfindender, echter Künstler! Das ist das Programm dieser hochbedeutsamen, typographisch und illustrativ mustergiltig ausgestatteten Zeitschrift, deren erstes Semester mit dem uns vorliegenden 6. Hefte abschließt. Nur mit hoher Freude können wir es begrüßen, daß sich endlich ein national-gesinnter, bewährter Organisator gefunden hat, welcher durch Wort und That für den deutschen, heimatlichen Geist in der dekorativen Kunst, namentlich insoweit sie die Umgestaltung unserer Wohnungen betrifft, eintritt, der die Künstler heranzieht zur Mitwirkung an der Verschönerung des Heimes, der die unheilvolle Kluft zwischen „hoher" und „freier" Kunst und dem seither gewissermaßen als „Kunst zweiter Klasse" behandelten Kunstgewerbe zu überbrücken sich bemüht, der Publikum und Schaffende anleitet, deutschen Geist und deutsche Schönheit in der Kunst zum Ausdrucke zu bringen. Weit entfernt alles das gutheißen zu wollen, was von unseren „Jüngsten" in dieser Hinsicht entworfen und ausgestellt wurde, müssen wir doch gestehen, daß wir wohl berechtigt sind, uns vom Auslande, besonders von den unseren Markt zum Schaden des einheimischen Gewerbes überschwemmenden englischen, belgischen, französischen und amerikanischen Erzeugnissen freizumachen. Nur muß das in der richtigen Weise geschehen, nicht durch kritiklose Bewunderung der Ausschreitungen unreifer Effekthascher, nicht durch Vernachlässigung der erhabenen Vorbilder der Vorzeit, sondern durch pietätvolle Pflege der nationalen Tradition, welche freilich nicht bei der geistlosen Nachahmung älterer Stile stehen bleiben, sondern den modernen Bedürfnissen entsprechend weitergebildet werden soll. Es berührt außerordentlich sympatisch, daß die „Deutsche Kunst und Dekoration" ihre Aufgabe in diesem Sinne zu lösen verspricht. Wir erwarten von ihr eine günstige, erfrischende Rückwirkung auf unsere Künstler, welche nur allzu oft durch fremde Einflüsse zu einem schrankenlosen Individualismus, zu wüster Phantastik und widerwärtiger Naturalistik verführt wurden. Allerdings, ein solcher Umschlag kommt nicht über Nacht, und wir möchten nicht alles empfehlen, was die Zeitschrift, der Vollständigkeit halber wohl nur, vorführt. Aber im Allgemeinen hat uns das neue Unternehmen das stolze Bewußtsein einzuflößen verstanden: wir haben wieder ein selbständiges, deutsches, den neuzeitlichen Bedürfnissen gewachsenes Kunstgewerbe! Wir können auch auf diesem Gebiete den Kampf gegen das Ausland getrost aufnehmen. Wir erachten es als eine Pflicht unserer wohlhabenden und national gesinnten Gebildeten, der Kunst, welche sich wieder ihres Volkstumes besinnen will, und welche, wie die „Deutsche Kunst und Dekoration" zeigt, schon so Ausgezeichnetes geschaffen hat, an Möbeln, Tapeten, Webereien, Stickereien, Bucheinbänden, Schmiedeeisen, Beleuchtungskörpern 2c. entgegen zu kommen, und auch an ihrem Teile dahin zu wirken, daß die beschämende Ausländerei gerade auf diesem für die ästhetische Erziehung der Jugend und des Volkes so hervorragend wichtigen Gebiete mehr und mehr verschwindet. Dazu gehört aber auch, daß man sich im vornehmen deutschen Hause um diese Frage kümmert. Wie weit stehen wir in dieser Hinsicht gegen die englische Aristokratie z. B. zurück! Kein Wunder, daß die britischen Lordsitze, die britische Art des Wohnens auf einer so hohen künstlerischen Stufe stehen und dabei das eigene Volkstum so wundervoll verkörpern. Es ist eben in den höheren Ständen Englands längst ganz selbstverständlich, daß man die Bestrebungen des zeitgenössischen Künstlers aufmerksam verfolgt, sei es in Vorlage-Werken und Zeitschriften. Es ist dies nicht nur für die zweckentsprechende, behagliche und doch künstlerische Ausstattung des Hauses, sondern auch besonders für die Jugend vom höchsten Werte, jedenfalls wertvoller, als die bei uns zumeist den „künstlerischen" Gesprächsstoff bildenden Theaterangelegenheiten. Gerade für diesen Zweck, die Erzeugnisse deutscher Kunst zu eigener Belehrung und zu eigenem Nutzen zu verfolgen, halten wir die „Deutsche Kunst und Dekoration" für ganz vorzugsweise geeignet und können sie daher unseren Lesern empfehlen. F.



Neue Schriften.

1. Politik.

— Konservatives Handbuch. Dritte umgearbeitete und vermehrte Auflage. Bearbeitet und herausgegeben von Angehörigen beider konservativer Parteien. Abgeschlossen am 18. Januar 1898. (Berlin, H. Walther — Fr. Bechly.) 1898. Preis Mk. 3,—, geb. 3,60.

Die dritte Auflage des für den konservativen Politiker unentbehrlichen Handbuches enthält 119 Aufsätze über die bedeutendsten Fragen des politischen Lebens und bringt eine Fülle zuverlässigen Materials. Die Darstellung ist kurz, sachlich und unparteiisch. —

— In bezug auf die Flottenfrage, welche in den letzten Monaten die Gemüter bewegt und beschäftigt hat, findet der Leser vortreffliche Erläuterungen in den beiden Büchern: Altes und Neues zur Flottenfrage, von Nauticus (Pr. Mk. 1,80) und Neue Beiträge zur Flottenfrage von Nauticus (Pr. Mk. 1,25) beide bei Mittler und Sohn in Berlin 1898 erschienen. Beide Schriften sind, wie ausdrücklich hervorgehoben werden soll, keine abgerundeten Werke, sondern dem Stoffe nach alphabetisch geordnete Zusammenstellungen von Äußerungen der Presse, Artikel und Auszüge aus Brochüren 2c. Die Arbeiten behalten auch jetzt, nach Genehmigung des Flottengesetzes, ihren vollen Wert und sind jedem angelegentlichst zu empfehlen, der sich für unsere Marine interessiert.

— Deutsche und Polen in den Ostmarken von v. Müller, Oberst a. D. (Basel, E. Perthes aus Gotha,) 1898. Pr. Mk. 0,80. 46 S. Verf. zeigt in einer geschichtlichen Darstellung den Gegensatz zwischen Deutschen und Polen und wendet sich gegen die Lässigkeit und Schwäche der ersteren dem offensiv gegen die preußische Regierung vorgehenden Polentum gegenüber. Die Schrift kann gut zur Aufklärung dienen und verdient gelesen zu werden.

— Fürst Bismarck nach seiner Entlassung. Leben und Politik des Fürsten seit seinem Scheiden aus dem Amte auf Grund aller authentischen Kundgebungen. Herausgegeben und mit historischen Erläuterungen versehen von Johs. Penzler. (Leipzig, Walther Fiedler.) 1897. 3. Bd. u. 4. Bd. Pr. jed. Bdes. Mk. 8,—, geb. Mk. 10,—.

Der dritte Band (367 S.) behandelt den Zeitraum vom 6. Dezember 1891 bis 27. Juni 1892, der vierte (400 S.) den vom 28. Juni 1892 bis 22. Februar 1893 und beide bringen wieder, ähnlich wie die ersten Teile, eine mit erstaunlichem Fleiß zusammengetragene Fülle von Zeitungsartikeln 2c., die in irgend einer Weise Bezug auf den Fürsten nehmen bezw. von ihm „inspiriert“ sind. Anlage und Charakter des Sammelwerks sind im September- und Novemberheft 1897 der A. K. M. besprochen, und es soll deshalb hier nur kurz gesagt werden, daß auch der 3. und 4. Band zwar an Vollständigkeit nichts zu wünschen übrig lassen, aber auch eine Unzahl von Äußerungen bringen, die gerade sogut fortgeblieben wären. Was können z. B. Mit- und Nachwelt für ein Interesse daran nehmen, daß irgend ein Industrieller einmal seine Villa dem Fürsten zur Verfügung gestellt hat u. drgl. m.! Viele Zeitungsartikel hätten sehr gut, ohne dem Eindruck und der Bedeutung des Ganzen zu schaden, abgekürzt gebracht werden können — sie nehmen häufig einen Raum ein, der ihre Bedeutung weit übertrifft. Die Reise des Fürsten im Sommer 1892 (Dresden, Wien, München, Kissingen, Jena) ist sehr eingehend behandelt. Als Nachschlagewerk sind auch die beiden vorliegenden Bände wertvoll, selbstverständlich muß bei der Benutzung die Spreu sorgfältig ausgeschieden werden, weil Zeitungsartikel, aus denen der Inhalt sich zumeist zusammensetzt, nur in sehr beschränktem Maße als Dokumente von geschichtlichem Wert gelten können.

— Der Kampf um das Deutschtum. Heft 6. Böhmen, Mähren und Schlesien. Mit einer Sprachenkarte von Reichsrat K. Türk. Heft 9. Deutschtum u. Magyarisierung von Dr. Guntram Schultheiß. (München, J. F. Lehmann.) 1898. 83 S. bezw. 96 S. Pr. Mk. 1,20 bezw. Mk. 1,40.

Den früheren Heften fügt sich die Arbeit des Reichsrats Türk würdig an, indem sie einen vor-

trefflichen Überblick über die Stellung des Deutschtums in den drei Kronländern giebt und zugleich den Weg vorzeichnet, den die Deutschen einschlagen müssen, um ihre Rechte zu wahren. Besonders sympathisch berührt es, daß der Verf. nicht nach Hülfe von außen ruft, sondern die eigenen Landsleute auffordert, durch kraftvolle, uneigennützige Betonung ihrer Nationalität die Unterdrückungsversuche der Tschechen und Slaven zu vereiteln. Er geht so weit, einen nationalen Boykott zu fordern, weil die Tschechen mit diesem Mittel gegen die Deutschen schon lange arbeiten. Das Heft 6 ist zur Orientierung zu empfehlen, ebenso wie Heft 9. In dieser letzteren Arbeit interessieren besonders die Abschnitte III (Gegenwart des Deutschtums in Ungarn und Siebenbürgen) und IV (Das Schuldbuch der Magyarisierung), in denen die Brutalität des verjudeten Magyarentums treffend zur Darstellung kommt. Die dem Heft beigegebene Karte veranschaulicht den Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung Ungarns und Siebenbürgens sehr übersichtlich und klar. v. H.

— Bebel im Lichte der Bibel. Der Sozialismus und die Frau in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft von Germanicus. I. Teil. (Leipzig, Deichert.) XIV u. 201 S. Mk. 2,60.

Das Buch ist mit warmer Begeisterung geschrieben noch bevor die Trennung der Christlich-Sozialen von den Konservativen Thatsache geworden war, es ist geschrieben, um die Konservativen, zu denen der Verfasser sich zählt, bei den großen Gedanken der Sozialreform auf Grundlage des Christentums festzuhalten. „Wie es der konservativen Sache nur förderlich sein kann, durch die Gemeinschaft mit dem christlichen Sozialismus an ihre volkstümliche Aufgabe erinnert zu werden, so ist es wiederum den christlich-sozialen Bestrebungen nur heilsam, an dem konservativen Geist Anhalt zu haben. Werden sie der konservativen Fraktionspartei gegenüber sich kühl abwartend verhalten müssen, prinzipiell kann und will der christliche Sozialismus nichts sein als die idealste Richtung des wahren Konservatismus, der, allem starren Festhalten am Bestehenden abhold, die Reformarbeit vornimmt, unter Schonung des historisch gewordenen." Der pseudonyme Verfasser hat sein Buch während eines Aufenthalts in Italien geschrieben, er war nicht im Vaterlande, als jene nicht genug zu beklagende Trennung zwischen Stöcker und den Konservativen eintrat, er sagt auch nicht, ob er sich einer dieser Parteien formell angeschlossen hat, aber wofür sein Herz schlägt, das sagt ein Wort, wie er es etwa S. 154 schreibt: „Wenn irgendwo es Kräfte wirklicher Erneuerung giebt, so ist es bei den Christlich-Sozialen, wo sich Sozial-Reform mit den lebendigen Gedanken deutscher Staatstreue und christlicher Bruderliebe vereint." Er möchte, und darin stimmt Ref. ihm bei, daß der christlich-soziale Gedanke unsere konservative Partei durchdränge und daß die altkonservativen Ideale niemals durch die sich vordrängenden materiellen Interessen in den Hintergrund gedrängt würden. Die Absicht des Verfassers ist offenbar nicht, im Gegensatze gegen die Konservativen christlich-soziale Politik zu treiben, sondern er will den Konservativen ein ritornar al segno zurufen: sie sollen an den wahrhaft konservativen Idealen festhalten, welche keine anderen sind als die christlich-sozialen, daß nämlich im Christentum allein die Heilkraft für das Heil einer innerlich kranken Zeit liegt, nicht blos für das Einzelleben, sondern auch für das Volksleben die soziale Heilung." Er thut dies, indem er dem falschen, gottlosen Sozialismus Bebels den rechten Sozialismus der Bibel entgegenstellt, und dann in diesem ersten Teile zunächst die wirtschaftliche und dann die politische Seite dieses Gegensatzes behandelt. Ein zweiter Teil soll sich insonderheit mit der Frauenfrage beschäftigen. Weitaus am eingehendsten ist die wirtschaftliche Seite des Gegensatzes zwischen dem falschen und dem wahren Sozialismus behandelt. Das konnte ja auch nicht anders sein, denn die Gegenwart wird ja viel weniger von politischen als von wirtschaftlichen Gegensätzen bewegt. Alle einschlagenden Fragen des Wirtschaftslebens werden besprochen, doch nicht mit den Mitteln technischer Nationalökonomie, sondern so, daß dem falschen Sozialismus Bebels Punkt für Punkt die große soziale Weisheit der Bibel entgegengestellt wird. Ein immer wiederholter Gedanke des Verf. ist dabei der, daß die Vorfrucht des falschen Sozialismus die römisch-rechtliche Lehre vom Besitz sei. Das römische Recht, welches den Begriff des Privateigentums auf die Spitze treibt und das Eigentum von der sittlichen Verantwortlichkeit befreit („kann ich nicht thun mit dem Meinen was ich will"), widerspricht wie dem altdeutschen, so dem biblischen Geiste. Die natürliche Reaktion gegen diesen gottlosen Eigentumsbegriff ist der nicht minder gottlose, moderne Kollektivismus, und beide können nur überwunden werden durch die Rückkehr zu christlichen Eigentumsgedanken, die unser Volk vor dem Eindringen des römischen Rechtes in seiner Entwicklung geleitet haben. Auf Einzelnes einzugehen ist hier nicht der Ort, ich bemerke nur, daß die Schreibweise des Verf. das Verständnis oft ebenso sehr erschwert als erleichtert. Die Rede rauscht wie ein Waldstrom daher, aus vollem Herzen sucht der Verf. seine Leser mit der Wucht seiner Worte zu überzeugen. Das braust einher, man weiß oft nicht wo man ist, und der Leser sehnt sich unterweilen nach etwas ruhiger Beweisführung, er freut sich aber doch auch, einem Manne zu begegnen, dem es ein so heiliger Ernst mit seiner Sache ist. Kurz möchte ich noch auf den Schlußabschnitt „die politische Seite" eingehen, um hier einen Protest zu erheben. Der Verf. ist Preuße, ein begeisterter Preuße, er sieht mit einer, ich möchte fast sagen, religiösen Verehrung zu den Hohenzollern auf. Ich will ihm das nicht verargen, aber er darf auch nicht so reden, als wenn das deutsche Reich nichts weiter als ein Großpreußen wäre. Mit solcher Rede entfremdet sich der Verf. viele, und nicht die schlechtesten Leute in den nicht preußischen Ländern des deutschen Reiches. Der Verf. mißkennt die Natur dieses Reiches. Es giebt keinen unitarischen deutschen Staat mit dem Kaiser als Landesherrn an der Spitze, es ist nicht so wie der Verf. S. 189 schreibt: aus der Grafenkrone ist der Kurhut, aus den Burggrafen von Nürnberg sind die Kurfürsten von Brandenburg, die Könige von Preußen, die Kaiser von Deutschland geworden," es giebt staatsrechtlich keinen Kaiser von Deutschland, sondern es giebt ein auf föderalistischer Grundlage errichtetes deutsches Reich unter seinen Landesfürsten,

an deren Spitze der König von Preußen als deutscher Kaiser steht. Die Hohenzollern sind Landesherren in Preußen, aber in Sachsen, Bayern, Mecklenburg &c. sind sie es nicht, wir Nicht-Preußen ehren den deutschen Kaiser, aber an die Stelle unserer Stammesfürsten als Landesherrn lassen wir ihn uns nicht stellen. Wenn der Verf. in diesem Abschnitte nur von Preußen redete, so könnte ich seine Rede billigen, nun aber redet er vom deutschen Reiche (oder wie er meist ungenau sagt „Deutschland") und thut so, als wäre dies nichts als ein erweitertes Preußen unter dem Szepter der Hohenzollern; gegen eine solche verkehrte Rede aber muß ich protestieren. Ich bin ein so guter deutscher Patriot wie nur ein Preuße es sein kann, aber muß ich damit schon alle Dinge unter preußischem Gesichtswinkel anschauen und, wie der Verf. thut, Bismarck neben Luther stellen? Sollten diese Zeilen dem mir unbekannten Verf. zu Gesichte kommen, so bitte ich ihn, den Schluß seines Buches darauf hin noch einmal wieder ansehen zu wollen, ob durch solche Rede der Friede im christlich-konservativen Lager hergestellt wird. Es giebt doch noch Deutsche außerhalb Preußens und diese sind doch nicht Deutsche zweiter Ordnung. J. P.

— Kleine Schriften zur Zeitgeschichte und Politik. Von Georg Freiherrn von Hertling. (Freiburg im Breisgau, Herdersche Verlagshandlung.) 1897. VIII u. 574 S.

Das Buch enthält Abhandlungen und Aufsätze, welche im Staatslexikon der Görresgesellschaft, in den historisch-politischen Blättern und sonst im letzten Jahrzehnt veröffentlicht wurden. Zugeeignet ist dasselbe dem Grafen Konrad von Preysing-Lichtenegg-Moos. Die Abhandlungen über Freiheit, Gleichheit, Demokratie, Monarchie, Absolutismus, Naturrecht und Sozialpolitik sind anregend geschrieben und geben mancherlei Belehrung, auch wenn man zu dem Einzelnen manche Fragezeichen zu machen hat. Ein besonderes Interesse nehmen die Artikel über „das Bildungsdefizit der Katholiken" in Anspruch. Freiherr von Hertling führt aus, daß an den Universitäten in Bayern, das 71 pCt. Katholiken und 25 pCt. Protestanten hat, 55 pCt. der Professoren Protestanten und 43 pCt. Katholiken sind und erklärt: „Seit vielen Jahren bleiben die Katholiken — wir denken dabei zunächst an Bayern — im Unterrichte und Bildung hinter den Angehörigen anderer Konfessionen zurück. Der Vorsprung der letzteren nimmt bei den Protestanten langsam aber stetig zu." Er findet folgende Behauptung der „Münchener Neuesten Nachrichten" begründet: „Die Katholiken werden trotz aller Deklamationen mit mathematischer Sicherheit allmählich aus den bedeutenderen und einflußreicheren Stellungen des Geisteslebens und Erwerbslebens der Nation verdrängt werden." Bei dem Forschen nach den Gründen dieser „für die Katholiken Bayerns erschreckenden Erscheinung", „die sich teilweise in noch höherem Grade auch in anderen deutschen Staaten findet", ist der Verfasser nicht glücklich gewesen, obwohl „die 41. Generalversammlung der Katholiken Deutschlands" Ende August 1894 bereits zur „allseitigen ernsten Erwägung der Ursachen der statistisch erwiesenen Thatsache, daß die Katholiken Deutschlands im Besuche und in der Benutzung der höheren Schulen bedeutend zurückstehen", aufgefordert hatte." Er meint nämlich, die Säkularisation im Anfange dieses Jahrhunderts und insbesondere die Beseitigung der sämtlichen katholischen Universitäten und der zahlreichen Klöster und Stifter für die Erziehung und Bildung der katholischen Bevölkerung bedeute einen Ausfall von schweren und nachhaltigen Folgen. Die durch die katholische Presse Ende 1897 enthüllten traurigen Zustände an den katholischen Universitäten in Washington und Freiburg (Schweiz) zeigen indessen, daß v. Hertling die eigentliche Ursache des Bildungsdefizits nicht kennt und auch nicht kennen darf. Sie liegt in dem Widerstreben gegen die Reformation, gegen das Evangelium oder mit anderen Worten in dem ganzen kurialistischen und jesuitischen System der römisch-katholischen Kirche. Freiherr von Hertling widerspricht natürlich. Aber er kann aus der 14. u. 15. Auflage der „Geschichtslügen" Majunkes, welche die bischöfliche und päpstliche Approbation erlangt haben, lernen, daß er die Lehren wie die Zustände der katholischen Kirche zu sehr idealisiert. Dabei ist er aber so korrekt vatikanisch oder päpstlich, daß er S. 405 ausruft: „Das katholische Volk verehrt in der Unfehlbarkeit des Papstes als des obersten Hüters und Lehrers der geoffenbarten Wahrheit, das wertvollste Unterpfand jener unmittelbaren und ganz speziellen Leitung, welche Christus der von ihm gestifteten Kirche zur Fortsetzung seines Heilswerks angedeihen läßt." Aber wo war diese „unmittelbare und ganz spezielle Leitung" in der zwölfjährigen Schwindelperiode Taxils, Dr. Hacks, Margiottas und Vaughans, die unter dem Segen und der Förderung des Papstes und vieler Bischöfe zur Diffamierung der Reformation eine Reihe verlogener Werke unter dem katholischen Volke verbreitet haben? Anstatt auf diese naheliegende Frage eine Antwort zu geben, apotheosiert er den Papst in den stärksten Hyperbeln. „Der ganze Erdkreis lauscht den Worten des Papstes", sagt er S. 413. Nun weiß er ja, daß gerade in der katholischen Bevölkerung Roms und der eigentlich katholischen Länder nur ein kleiner Bruchteil sich um den Vatikan kümmert. Wird der Verfasser mit seinem Lobliede auf den Papst, insbesondere auch mit seinen Märchen über die Gefangenschaft des Papstes den Beifall des Vatikans ernten, so wird seine im Namen der deutschen Katholiken S. 426 abgegebene Erklärung, „daß wir vom spezifisch katholischen Gesichtspunkte aus eine solche Verschiebung (nämlich den Eintritt italienischer Abhängigkeit von Frankreich infolge Auflösung des Dreibundes) in keiner Weise wünschen können, vielmehr gerade im Interesse der Lösung der römischen Frage die Vorherrschaft französischen Einflusses in Italien ausdrücklich perhorreszieren", den päpstlichen Hof in seinen Gunstbezeugungen gegenüber Frankreich als der ältesten Tochter der Kirche nur bestärken. Viel Staat ist übrigens weder mit Frankreich noch Italien in kirchlicher Hinsicht zu machen. Denn der Verfasser muß die Behauptung des sonst befehdeten Freiburger Kirchenhistorikers Kraus S. 439 gelten lassen, daß die 264 Bischöfe Italiens alle bis auf zwei unbedeutende Leute, und „daß die meisten französischen Bischöfe Kreaturen der republikanischen Machthaber sind, ausgewählt und ernannt mit Rücksicht auf ihre politische Gesinnung und nicht zum mindesten auch mit Rücksicht auf ihre notorische Nullität."

Die Studie von Hertlings über „christliche Demokratie" S. 470—491 geht auf der einen Seite von dem opportunistischen und utilitarischem Gesichtspunkte aus, die bestehenden demokratischen Einrichtungen wie Frankreich, Nordamerika ꝛc. mit christlichem Geiste zu erfüllen und andererseits von dem prinzipiellen Satze, daß „die Scheidung in Priester und Laien, die abgestufte in der einheitlichen Spitze des Papsttums abschließende Hierarchie der Demokratie schnurstracks entgegenstehen." Aber abgesehen von solchen und ähnlichen Diskrepanzen oder gerade ihretwegen ist dieses Buch eines der Zentrumsführer höchst interessant und beachtenswert. s.

2. Kirche.

Einige kirchliche Schriften seien kurz erwähnt und charakterisiert:

1. **Wanderbuch für Zeit und Ewigkeit.** (Stuttgart, Evang. Gesellschaft.) Ein feines, sehr empfehlenswertes Büchlein. Es enthält 1. Pilgergedanken vom Reisen von G. Weitbrecht S. 7 bis 34 (Wie man beim irdischen Reisen zu denken hat an die Reise nach der Ewigkeit); 2. Gesundheitlicher Ratgeber von Prof. Dr. G. Jäger (der „wollene" Jäger giebt sehr beachtenswerte Ratschläge für die Erhaltung und Kräftigung der leiblichen Gesundheit auf Reisen) S. 35—94; dann 3. Allerlei S. 95—110, namentlich ein Verzeichnis christlicher Hospize in deutschen und außerdeutschen Ländern; 4. Gebete und Lieder S. 111—161 und endlich 5. das Neue Testament und der Psalter. Man sieht eine gute Ausrüstung für die sommerliche Reisezeit. — 2. **Fürs Leben.** Der Katechismus als Gabe für Konfirmanden und Konfirmierte von Pfarrer K. Haußleiter. 2. Aufl. (München, Beck.) 135 S. geb. 60 Pf. Eine gute klare Auslegung, von Luthers Katechismus mit Bibelsprüchen und Liedern, nicht so sehr für die Schulzeit als für die Zeit nach der Konfirmation. Der Kundige merkt, wie sich der Verfasser an das herrliche Hausbuch von Löhe anlehnt und wie er von dem Katechismusmeister Löhe gelernt hat. — 3. Zwei weitere Hefte des „Bibelforscher" von Alberts liegen vor, nämlich Nr. 5 „Christus des Gesetzes Ziel, Erfüllung und Ende" (im wesentlichen den rechten evangelischen Standpunkt vertretend, doch in der Polemik gegen die christlich-soziale Bewegung wohl etwas pietistisch beschränkt. Man kann doch wohl nicht behaupten, der Grundzug des christlich-sozialen Strebens sei „die Vermengung von Gesetz und Evangelium") und Nr. 6 „Ziel, Erfüllung und Ende des Sabbatgebotes", eine gute Vertretung des evangelischen Standpunktes gegenüber sowohl den Samstags- wie den Sonntagssabbatariern. — 4. **Frauenideale** von Lic. Dr. Emil Höhne. (Gütersloh, Bertelsmann.) 28 S. 50 Pfg. Das Frauenideal der antiken Völker und des deutschen Volkes wird aus ihren Dichtungen, das christliche Frauenideal wird aus der Bibel gezeichnet. Sehr geeignet zu gemeinsamer Lektüre in christlichen Kreisen.

J. P.

— **Zwanzig Psalmen** für die Schule erläutert von **Franz Schultz** und **Rob. Triebel.** (Breslau, Carl Dülfer.) 1898. 98 S. Preis Mk. 1,10.

Die beiden Verfasser haben bereits die gebräuchlichsten Lieder der evangelischen Kirche erläutert und für diese Arbeit viel Anerkennung gefunden. Sie haben nun die gebräuchlichsten Lieder aus dem Gesangbuch der Bibel in ähnlicher Weise behandelt, um dem Lehrer die Erklärung in der Schule zu erleichtern. Ich zweifle nicht, daß die tüchtige, sorgfältige Arbeit mit Dank benutzt werden wird. Freilich, wer eine Bibelerklärung besitzt, wird so fertig werden. Eine Gefahr scheint nur die Benutzung des Heftes mit sich zu bringen, nämlich die, daß man zuviel erklären will. Es hat mir wohl gefallen, daß im Vorwort auf das rechte Vorlesen vonseiten des Lehrers hingewiesen wird: „einfach und ungekünstelt, aber mit der Wärme und dem Ernst eines Mannes, der sich vor Gott weiß und der sich in die Seelenstimmung des Psalmisten versetzt hat." Wt.

— **Tilmann Pesch**, Priester der Gesellschaft Jesu: **Christliche Lebensphilosophie.** Gedanken über religiöse Wahrheiten. Weiteren Kreisen dargeboten. Mit Approbation des hochw. Kapitelvikariats Freiburg und Erlaubnis der Ordensoberen. 3. Aufl. (Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagshandlnng.) 604 S. Pr. Mk. 3,50, geb. Mk. 4,70.

Der Verf. bemüht sich, die dogmatischen und ethischen Anschauungen der römischen Kirche in einer möglichst wohlthuenden Gestalt seinen Lesern vor Augen zu stellen. Das ist ihm denn auch gelungen. Die römische Lebensanschauung steht vor uns in harmloser Gestalt. Die Spitzen des Dogmas ebensowohl wie die Spitzen der römischen Ethik sind abgebrochen. Das Buch ist für Propaganda berechnet Weder der philosophische Verstand noch das Laiengefühl soll in dem römischen Lebensideal etwas anderes finden als die natürliche Ausprägung des Christentums. Daß der jesuitische Verfasser für eine solche Darstellung auf alle und jede Tiefe verzichten muß, ist selbstverständlich. Für einen wirklichen Beitrag zur Geschichte des menschlichen Denkens wird man dies Buch nicht halten dürfen. St.

— **Das Buch des Propheten Jesaja.** Aus dem Grundtext übersetzt und mit Erläuterungen versehen von **Franz Herrmann.** Mit 2 Karten. (Leipzig, Ph. Reclam jun.) 60 Pfg.

Es ist ein Zeichen der Zeit, daß in der Reclamschen Universalbibliothek, wo das Heft 20 Pfg. kostet, jetzt schon mehrere biblische Bücher in einer dem modernen Verständnis angepaßten Gestalt erschienen sind. Von dem Verfasser dieser Jesaja-Übersetzung haben wir früher bereits die Psalmen-Ausgabe lobend hier genannt. Jenes Zeichen der Zeit ist aber kein schlechtes. Es wird einerseits das Bedürfnis auch derjenigen Kreise, welche dem biblischen Glauben ferner stehen, bezeugt, sich mit der Bibel zu beschäftigen, denn es scheint doch, daß auf Empfänglichkeit für solche Bücher in den weitesten Kreisen gerechnet werden kann. Und andererseits ist es ein Zeugnis, daß man auf Seiten der Vertreter des göttlichen Wortes das Streben hat, „die Stimme zu wandeln", d. h. auch in der Sprache und in der Form den modernen Zeitverhältnissen entgegenzukommen. Wir müssen doch gestehen, daß die Form der Lutherschen Bibelübersetzung dem einfachen Bibelleser oft viele Schwierigkeiten bietet, und daß besonders die zahl-

reichen Anspielungen und Hinweise in den Propheten auf Umstände, die 2500 Jahre hinter uns liegen, von den wenigsten verstanden werden, wenn es ihnen nicht erklärt wird. Diesem Bedürfnis kommt die Arbeit Herrmanns in trefflicher Weise entgegen. Die Übersetzung ist gefällig, durch eingeklammerte Worte sind die Sätze der poetisch-prophetischen Sprache häufig noch etwas verklart, und die die erste Hälfte bildenden „Erklärungen" sind eben so kurz wie deutlich. Die Arbeit kann darum jedem Bibelleser, der einigermaßen auch Bildungsbedürfnisse hat, empfohlen werden, aber nicht um der Bildung willen, sondern um der Förderung willen, die er in seinem Verständnis der hl. Schrift erfahren wird. Die kritischen Fragen (Entstehung der Schrift) werden in einem Anhange berichtweise vorgetragen. Der Verf. hält mit seinem eigenen Urteil zurück, verschweigt aber nicht, daß nur vom entschieden christlichen Standpunkt aus, der wirkliche Offenbarung und auch wirkliche Vorherverkündigung anerkennt, ein Verständnis dieses gewaltigen Buches möglich sei. — Sollte ich noch einen Wunsch äußern, so ist es der, daß doch in der „Übersetzung" unsere jetzige oft ganz fehl greifende Kapiteleinteilung zwar nicht fehlte, aber doch nicht den Druck so beherrschte, daß die eigentlichen Abschnitte nach dem Sinn und Zusammenhang, die in der vorangehenden „Erklärung" ganz richtig angegeben sind, darüber garnicht hervortreten; z. B. müßte der Abschnitt 9, 7—10, 4, eine innerlich so schön geordnete und auch durch den Refrain so deutlich abgegrenzte Rede, auch äußerlich im Druck als ein besonderer mehr sich zeigen. M. v. N.

— **Was versteht man unter wissenschaftlicher Bibelforschung?** Von Lic. theol. Rich. Adolf Hoffmann, Privatdozent an der Universität Königsberg. (Königsberg i. Pr., Thomas u. Oppermann.) 1897. 20 S. Mk. 0,50.

Dieses Schriftchen giebt die Antrittsvorlesung wieder, welche Lic. Hoffmann in der Aula der Universität Königsberg gehalten hat. Er meint in der Vorrede, daß sein Vortrag manchem gebildeten Laien zur allgemeinen Orientierung dienen könnte, zumal „die theologische Ignoranz selbst unserer Gebildeten teilweise so bedenklicher Natur" sei, „daß auch der bescheidenste Beitrag in dieser Beziehung aufklärend zu wirken, nicht überflüssig erscheint." Der größte Teil der Vorrede wäre besser ungedruckt geblieben. Über die theologische Bildung, d. h. die historisch-kritische, wobei der Accent auf kritisch ruht, denkt der Verfasser, wie wir hoffen wollen, nach zwei Jahrzehnten christlichen Wirkens anders als heute. Die Schrift selbst ist interessant geschrieben und faßt die Schwierigkeiten, mit denen ein theologischer Forscher zu ringen hat, vom historisch-kritischen Standpunkt aus bündig und durchsichtig zusammen. Für die naturalistische und supranaturalistische Deutung der biblischen Wunder sucht er eine höhere Einheit und sagt: „Das konkrete Leben in der unendlichen Fülle seiner Erscheinungen gehorcht wohl in all seinen Teilen allgemeinen Gesetzen, geht aber nicht darin auf, Gesetz zu sein. In jeder individuellen Bildung findet sich etwas Gesetzmäßiges, zugleich aber auch etwas Freiheitliches, nicht weiter Ableitbares, Zufälliges. Erst diese untrennbare Einheit des allgemein Gesetzmäßigen und individuell Zufälligen bildet das eigentliche Weltgesetz, dem der einfachste Organismus ebenso gehorcht wie der komplizierteste geschichtliche Vorgang." Auch das Zufällige erscheint ihm in einem größeren Zusammenhange an seiner notwendigen Stelle und er stellt die Fragen: „Giebt es in der Welt auch ohne Eingreifen der menschlichen Vernunft eine Verkörperung gewisser Ideen?" Ist das irdische Sein und Werden ein gewaltiges, in sich harmonisches Kunstwerk, in welchem alles an seiner wohlbedachten Stelle steht, einem bestimmten Plane dienstbar?" Er giebt darauf die Antwort: „Ja, ohne gewisse metaphysische Voraussetzungen giebt es für ihn (den Historiker) keine Weltgeschichte". Er thut auch recht daran, für die Bearbeitung der Heilsgeschichte einen religiösen Menschen vorauszusetzen, welcher den irdischen Vermittlungen des göttlichen Handelns nachzuspüren sucht und die thatsächlichen geschichtlichen Folgen der irdischen Vermittlungen als das Werk eines allweisen und alles überschauenden Gottes anerkennt. Dieser Schluß berechtigt zu der Hoffnung, daß der Verfasser seine kritische Stellung, die bei anderen in der Regel zu einer Vermittelung nach links führt, überwinden und die für einen Theologen grundlegenden Fragen der Inspiration und des Wunders anders als die moderne Kritik beantworten wird. s.

— **Bilder aus der letzten religiösen Erweckung in Deutschland** von Rudolf Bendixen, Diakonus in Grimma. (Leipzig, Dörffling & Franke.) 1897. II u. 444 S. Preis Mk. 4,00, elegant gebunden Mk. 5,00.

Die aus der „Allg. Ev.-Lutherischen Kirchenzeitung" abgedruckten Aufsätze handeln über Friedrich Perthes, Ernst Moritz Arndt, Gotthilf Heinrich von Schubert, Heinrich Steffens, Klaus Harms, Ludwig Hofacker, Johannes Evangelista Goßner, Aloys Henhöfer, August Tholuck, August Neander, Philipp Spitta, Gottfried Menken, Friedrich Adolf Krummacher, Theodor Fliedner und Amalie Sieveking. Sachkundig und treffend, klar und bündig erzählt der Verfasser das Leben und Wirken derer, die in diesem Jahrhundert für die Neubelebung christlichen Glaubens bahnbrechend gewirkt haben. Das Buch giebt für Vorträge willkommenen Stoff und eignet sich auch zum Vorlesen im häuslichen Kreise oder in Vereinen. Verfasser und Verleger verdienen für diese Gabe den wärmsten Dank. s.

3. Geschichte.

— **General von Holleben. Die Pariser Kommune 1871** unter den Augen der deutschen Truppen. Mit einem Plan von Paris. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.) 1897.

Das Werk schildert die Ereignisse des Frühjahrs 1871 in Paris, wie sie sich vor den Augen der deutschen Truppen abspielten. Es ist also keine eigentliche Geschichte der Kommune, sondern giebt nur die durch diesen Aufstand hervorgerufenen Eindrücke wieder und die Berührungen der deutschen Truppen mit den Aufständigen wie mit der Armee in Versailles. — Und dennoch bietet dasselbe den Deutschen, namentlich aber denen unter ihnen, welche sich mit Vorliebe als die Vertreter des Volkes gebärden, der Belehrungen viele.

General von Holleben reißt den Führern unserer Sozialdemokratie schonungslos die Maske vom Gesicht, mit Hülfe derer sie es verstehen, sich für

eine, den anderen gleichberechtigte Partei auszugeben. — Auch allen denen, welche in falsch verstandener Humanität oder selbstischer Eitelkeit mit unserer vaterlandslosen Sozialdemokratie liebäugeln, sagt er bittere Wahrheiten.

Der deutsche Sozialist Bebel nannte die Kämpfe der Kommune „ein Vorpostengefecht." Der deutsche Sozialist Friedrich Engels schämte sich nicht, als er hörte, die Deutschen hätten aus Furcht vor den Parisern nicht gewagt, mehr als ein Eckchen ihrer Stadt zu besetzen, zu schreiben: „Solchen Respekt flößten die Pariser Arbeiter dem Heere ein, vor welchem sämtliche Armeen des Kaiserreichs die Waffen gestreckt hatten; und die Junker, die hergekommen waren, um Rache zu nehmen am Herd der Revolution, mußten ehrerbietig stehen bleiben und salutieren vor eben dieser bewaffneten Revolution." — Derselbe Mann, welcher so unverschämt zu schreiben und zu lügen wagte, beendigte seine Einleitung zu einer Adresse des Generalrates der Internationalen Arbeiterassociation über den Bürgerkrieg in Frankreich mit den Worten:

„Der deutsche Philister ist neuerdings wieder in einen heilsamen Schrecken geraten bei dem Wort: Diktatur des Proletariats. Nun gut, Ihr Herren, wollt Ihr wissen, wie diese Diktatur aussieht? Seht Euch die Pariser Kommune an! Das war die Diktatur des Proletariats! London am 20. Jahrestage der Pariser Kommune, 18. März 1891."

Sehr richtig sagt General von Holleben: „Mit geistigen Waffen gegen Leute, die nicht belehrt sein wollen, zu kämpfen, ist vergebliche Mühe. Thaten allein belehren, nicht Worte! Mögen die vielen Lehren, welche die Zeiten der Einschließung von Paris und des Kommuneaufstandes bieten, uns zu nutze kommen! Mögen die Männer der Ordnung aus den Folgen der Indolenz jener Anhänger der Regierung zu Versailles die Lehre ziehen, zusammenzustehen im Kampfe gegen die Sozialdemokratie, anstatt ihr Vorspann zu leisten!" Wir fügen hinzu: Mögen die Männer, welche unser Kaiser an die Spitze der Regierung stellt, nie vergessen, daß eine Revolution in unserem Vaterlande nur dann siegen wird, wenn Schwäche und Phrasentum statt Energie u. Furchtlosigkeit das Heft in der Hand hat! Jedem treuen Sohn des Vaterlandes, vor allem jedem wahrhaft konservativen Manne sei das Studium der Schrift des Generals von Holleben empfohlen!"

v. Z.

— A. T. Mahan. Der Einfluß der Seemacht auf die Geschichte 1783—1812. Die Zeit der französischen Revolution und des Kaiserreichs. Auf Veranlassung des Kaiserlichen Oberkommandos der Marine übersetzt von Batsch, Viceadmiral à la suite. 1. bis 4. Lieferung. (Berlin, E. S. Mittler & Sohn.) 1897/98. Vollständig in 12 Lieferungen z. Preise von Mk. 10,—.

Wir müssen es als einen vortrefflichen Gedanken unserer leitenden Marinebehörde bezeichnen, in der Zeit des Ringens um die würdige und notwendige Ausgestaltung unserer Flotte dies Werk eines — Eugen Richter möge es sich merken — „Republikaners" dem deutschen Volke zu übermitteln. — Wenn spätere Geschlechter den Kampf der „deutschfeindlichen" deutschen Parteien gegen Deutschlands Macht und Ansehen zur See in einer Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts studieren sollten, so werden sie den „Zugrunde-Richter", wie Liebermann von Sonnenberg ihn treffend nannte, und die bairischen Zentrumsmitglieder nicht verstehen können. Dann aber werden sie in gebührender Weise das Verdienst unseres kaiserlichen Herrn zu ehren wissen, welcher unermüdlich, unterstützt von einer Sachkenntnis ohnegleichen, mit den Waffen des Geistes für die Flotte stritt und — siegte. Diese Gedanken waren es, welche uns ergriffen, als wir die vorliegenden vier Lieferungen einer kritischen Durchsicht unterzogen. Mahan setzt in dem 2. Bande seines großen Werkes die Beweisführung für die historische Wahrheit aus der Geschichte des Seekrieges fort, daß alle Völker ohne eine Macht zur See im Wettstreit der Nationen stets unterlegen sind. Die eben begonnenen neuen Lieferungen umfassen die große weltgeschichtliche Krisis der französischen Revolutionszeit vom Jahre 1783 ab bis zum beginnenden Verfall der Napoleonischen Herrschaft 1812; die vierte schließt mit den Ereignissen des Jahres 1796 ab.

Indem wir unsere volle Zustimmung zu dem Inhalte der eben beendeten vier Lieferungen aussprechen, behalten wir uns eine abschließende Besprechung bis zur Beendigung des Werkes vor, welches wir unseren Lesern hiermit warm empfehlen.

v. Z.

5. Lebensbeschreibungen.

— Lebenserinnerungen von Thomas Carlyle. Übersetzt von Paul Jäger. Mit Bildnis Carlyles. (Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht. 1897.) 307 S. Pr. Mk. 4.—, geb. Mk. 4,80

Die „Reminiscences" Carlyles, von dem hier zwei Abschnitte: „James Carlyle" und „Edward Irving" in deutscher Übersetzung vorliegen, sind für den Verehrer und Freund des „Einsiedlers von Chelsea" selbstverständlich nichts Neues, da sie schon wenige Wochen nach seinem Tode (1881) von Froude veröffentlicht wurden; in den Lebensbeschreibungen, Beurteilungen der Werke des großen Denkers sind sie vielfach benutzt. Für die große Menge derer, die sich in Deutschland für Carlyle interessieren — und ihre Zahl wächst von Jahr zu Jahr — wird die deutsche, wohlgelungene Übersetzung aber doch sehr willkommen sein und Nutzen bringen. Die sich auf den Vater des großen Carlyle beziehende Skizze (61 Seiten) ist zweifellos eines der pietätvollsten und schönsten litterarischen Denkmäler, die jemals ein Sohn seinem Vater gewidmet hat; zugleich ein Zeugnis für die wunderbare Geistesschärfe, mit der der Gelehrte und Weise, der „Prophet" sich in den Charakter und die Gesinnung des einfachen Mannes und Bauern hineinzudenken vermochte. Er nennt ihn einen der interessantesten Männer, die er gekannt habe 2c. Auch seine Mutter wird näher charakterisiert, die treue Gehülfin des Vaters, eine Frau „von der schönsten Abkunft, die es in meinen Augen giebt, von den Frommen, Gerechten und Weisen". Weit umfangreicher wie die erste Skizze ist die „James Irving" benannte Lebenserinnerung. Von ihr sagt Carlyle selbst, daß sie mehr von ihm selbst, wie von Irving handelt. In der That ist er in diesen zwanglos, zunächst durchaus nicht für den Druck niedergeschriebenen Erinnerungen, weit mehr der Mittelpunkt, wie der Gründer der Sekte der Irvingianer. Das Christentum Carlyles war ein ganz anderes

wie das Eduard Irvings, namentlich dann, als dieser Jane Welsh, die spätere Gattin Carlyles, aufgegeben und sich in das Londoner Leben gestürzt hatte; ihre Lebenswege mußten sich in jener Zeit trennen. Aber es ist rührend, wie Carlyle doch die Jugenderinnerungen festhält und bemüht ist, die Liebe zu Irving als Mensch und Freund früherer schöner Zeiten zu bewahren. — Wer Carlyle kennen lernen will, wird gut thun, zunächst seine Lebensbeschreibung von Froude, auch einzelne seiner Werke zu lesen und erst, nachdem dies geschehen, die Lebenserinnerungen vorzunehmen. Er wird dann auch mehr Freude an der eigentümlichen Art Carlyles zu schreiben haben und leichter seinem Gedankengange folgen können. Hoffentlich reihen sich diesem ersten Bande bald auch Übersetzungen der Erinnerungen an Jane Welsh Carlyle, Lord Jeffrey ꝛc. an. v. H.

— Emil Frommel. Ein Lebensbild von E. Kayser, Pfarrer in Frankfurt a. M. (Karlsruhe 1897. Ev. Schriftenverein.) Mk. 2,—.

Eine sehr anziehend geschriebene Biographie von einem geistesverwandten Freund, der Frommels jugendliche Wirksamkeit in Karlsruhe noch aus eigener Anschauung beschreiben konnte und auch nachher noch in starkem Verkehr mit ihm geblieben ist. So bildet sie eine wertvolle Ergänzung zu dem, was Schöttler uns schon über Frommel geboten hat. Die körnige, frische und doch so tiefe Art des Heimgegangenen tritt ungewöhnlich anschaulich hervor, in vielen lebensvollen Einzelzügen und Geschichten. Dem trefflichen Bilde vor dem Titel aus der Berliner Zeit folgen noch zwei andere von Frommel als Student und als junger Prediger, und außerdem eine ganze Reihe von Abbildungen bedeutungsvoller Häuser und Orte, zuletzt noch Gastein, wohin Frommel Kaiser Wilhelm sechszehn Mal begleitet hat. M. v. N.

— Anzengruber. Von Anton Bettelheim. 2. Aufl. (Berlin, E. Hofmann & Comp.) Geh. Mk. 2,40. Leinenband Mk. 3,20.

Das Buch ist der vierte Band des von A. Bettelheim herausgegebenen Cyklus, „Geisteshelden“ betitelt. Der Verfasser hat keine Mühe gescheut, alles Wissenswerte aus dem Leben und Schaffen, wie über die Persönlichkeit des Dichters zusammenzutragen und zwar ist das mit bewundernder Liebe geschehen, die aus jeder Zeile zu dem Leser spricht. Diese Stellung, die der Verfasser zu dem Dichter einnimmt, verführt ihn naturgemäß zu Überschwänglichkeiten. Die Weltanschauung Anzengrubers, der der Verfasser ein eigenes Kapitel widmet, ist die des Pantheismus, dem positiven Christentum steht er als Gegner gegenüber. Dieser Pantheismus hat ihn natürlich nicht vor dem Pessimismus bewahrt, zu dem seine persönliche Veranlagung neigte und der denn auch in seinen Werken vielfach zu Tage tritt. Er fand für die Ungleichheiten und Ungerechtigkeit in der Welt nicht den richtigen Gesichtspunkt, sodaß die besten seiner Arbeiten eine niederdrückende Färbung hinterlassen. Anzengruber bekannte sich „zu Gott, aber nicht zu dem alten Überall und Nirgends (!) der Kirche, sondern zu dem, der „in den Adern des Weltalls, dem Blutstrom gleich, gesetzmäßig pulsirt und in dessen Hand ich mich willenlos ergebe und doch sein werde, wie ich bin!“ Der Verfasser der vorliegenden Schrift vertritt offenbar diesen Standpunkt. —r.

— Leben, Abenteuer und Reisen Johann Friedrich Voigts, weiland Bürgers, Lohgerbers und Stadtwachtmeisters zu Eisenberg, von ihm selbst beschrieben. Bearbeitet und neu herausgegeben von W. Pfeifer. (Stephan Geibel. Altenburg 1897.) 255 S. Pr. ?

Joh. Fr. Voigts ist 1764 geboren und — wie das Kirchenbuch sagt — „an Vertrocknung“ im Jahre 1835 gestorben. In seinen 71 Lebensjahren hat er außerordentlich viel durchgemacht, ganz Europa und Teile von Asien durchwandert, gegen Türken und Franzosen, aber auch als Soldat Napoleons gegen Heiden und Christen gekämpft, so daß er wohl berechtigt ist, seine Abenteuer zu erzählen. Das hat er denn auch in einer zweibändigen, 1831 herausgekommenen Lebensgeschichte gethan, deren Auffrischung und Neubearbeitung hier vorliegt. Die Abenteuer des wanderlustigen Altenburgers sind sehr interessant, und es ist gut, daß W. Pfeifer sie der Vergessenheit entrissen hat. Eine Jugendschrift ist das Buch nicht und zwar aus doppeltem Grunde: einmal war Joh. Fr. Voigts ein ziemlich loser Vogel, der es mit Treue und dergleichen Kleinigkeiten nicht sehr genau nahm, und zweitens ging ihm das Gefühl der Vaterlandsliebe vollständig ab — er bleibt da, wo es ihm gefällt, und desertiert nach Herzenslust, sowohl von seinem Regiment, wie von Weib und Kind. Aber als Beitrag zur Geschichte der Zeit von 1764 bis 1835, insbesondere des Militärwesens in der nachfriederizianischen und napoleonischen Epoche verdient die Lebensgeschichte des vielgewanderten Thüringers Beachtung. v. H.

5. Litteraturwissenschaft.

— Probleme und Charakterköpfe. Studien zur Litteratur unserer Zeit. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. Mit 10 Porträts. (Stuttgart, Druck und Verlag von Greiner und Pfeiffer.) 1898. X u. 418 S.

Der Verfasser bekämpft die fachsimpelnde, krampfhaft geistreichelnde ästhetische Kritik, welche vor lauter willkürlichen Absonderlichkeiten für das den Dichter mit seinen Zeitgenossen verbindende Allgemein-Menschliche und Schöne weitere Kreise nicht zu begeistern vermag. Er nennt es ein erschütterndes Resultat, daß ein Aufruf zu einer Stiftung für einen der betagtesten modernen Poeten, Detlev von Liliencron, trotz der Unterstützung von 700 Zeitungen ganze 200 Mark ergeben habe. Daher lautet seine Schlußfolgerung: „Die litterarische Kritik muß wieder mehr Fühlung mit dem Publikum gewinnen“, „muß den Künstler vom Wurzelboden aus untersuchen, seine Weltanschauung sein Verhältnis zu der Zeit und zu den letzten Dingen beleuchten. Gerade darauf richtet sich das größte Interesse der Zeitgenossen, die gewohnt sind, in dem Dichter nicht nur den Künstler, sondern auch den Propheten und geistigen Führer zu sehen.“ Mit diesen Worten ist der Charakter des vorliegenden Buches gezeichnet, das zu dem Besten gehört, was über neuere Litteratur geschrieben ist. Der Verfasser der Dichtung: „Am Strome der Zeit“ ist im

Lande der Poesie heimisch wie wenig andere. Seine Erörterungen über „Alte und neue Ideale, Friedrich Nietzsche, Gerhard Hauptmann, Hermann Sudermann, Richard Voß, das erotische Problem, die drei Hauspoeten Felix Dahn, Professor Ebers und Wilh. Heinrich Riehl, moderne deutsche Lyrik, Henrik Ibsen, Graf Leo Tolstoi, Don José Echegaray, Guy de Maupassant und Publikum, Litteratur und Presse sind so naturgetreu und objektiv, so fesselnd und ideal, daß das Buch jedem, der sich über neuere Weltlitteratur unterrichten will, bestens empfohlen werden kann.

Der Verfasser bespricht auch das ihm bekannte und zeitweise von der Zensur für die Bühne verbotene Drama Sudermanns: „Johannes der Täufer“ und sagt: „Mir ist das Verbot unverständlich. Nicht nur enthält das Drama auch nicht das Mindeste, was das religiöse Gefühl verletzen könnte, sondern es ist im Gegenteil eine großartige, würdige, von tiefstem Ernste getragene Verherrlichung Christi, wenn von einer solchen dem Heilande gegenüber überhaupt die Rede sein kann. Betritt er auch selbst die Bühne nicht, so ist er doch der geistige Mittelpunkt der Handlung, die heilige Kraft, von der die Ströme allen Lebens ausgehen. Und je weiter zum Schlusse, um so mächtiger empfinden wir seine geheimnisvoll beseligende, weltverjüngende Nähe.“

Von Felix Dahn heißt es: „Mit den Schöpfungen der letzten Jahre hat er sich in das eigene Fleisch geschnitten“ und von Professor Ebers: „Alle Eigenschaften, die seinen früheren Romanen, wenn auch nicht so sehr als Dichtungen, so doch als gehaltvollen Plaudereien eines geistreichen Mannes und gediegenen Schriftstellers ein behagliches Interesse verliehen, gehen in seinem neuesten Werke („Die Gred“) fast gänzlich in dem öden Einerlei eines ermüdenden Butzenstiles unter.“ Dagegen ist Riehl der berufene Dichter des Feierabends, der Erzähler am Kamin, am häuslichen Herdfeuer. Er ist ein Dichter des deutschen Hauses und des deutschen Familie — im wahren Sinne des Wortes ein deutscher Hauspoet.“

Von Grotthuß' Urteile über Fr. Nietzsche und Gerhard Hauptmann, Tolstoi und Ibsen, Zola (S. 355), Paul Lindau (S. 370) und Ernst von Wildenbruch (S. 357), Echegaray und Maupassant müssen im Buche selber nachgelesen werden, um ihm als einem kundigen Führer durch das verschlungene Gebiet der modernen Litteratur danken zu lernen. Dagegen finden wir auf S. 346 folgende bedenkliche Sätze: „Für diejenigen, welche bereits auf den höheren Sprossen der Leiter zum Ideale stehen und dennoch immer weiter hinaufstreben, welche sich ihrem Heilande ganz zu eigen geben wollen, für diese Auserwählten muß auch das irdische Glück der Ehe mit all seinen Pflichten ein Hindernis der unbedingten und ausschließlichen Nachfolge Christi sein. In diesem Sinne sagt er: Du sollst dein Weib verlassen und mir nachfolgen. Die katholische Kirche mit ihren Orden und Klöstern hat dieses Prinzip stets anerkannt, ohne deshalb über den Laien den Stab zu brechen.“ Bei näherer Prüfung wird der Verfasser wohl selber sehen, daß eine derartige Auffassung den Träumereien Tolstois und dem Mönchsideale der katholischen Kirche entsprechen mag, aber einer genügenden Fundamentierung entbehrt. s.

— Über Goethes Tasso von A. F. C. Vilmar. 2. Aufl. (Gütersloh, C. Bertelsmann.) 1897.

Das Büchelchen, dessen erste Auflage vergriffen ist, stammt noch aus dem litterarischen Nachlaß des alten Vilmar und zwar ist es aus Vorträgen entstanden, die er 1845 gehalten hat. Die Zeit hat diesen Ausführungen weder von ihrer Frische noch von ihrer sonstigen Bedeutung etwas genommen. Es sind dieselben feinsinnigen, den Stoff mit liebevollem Verständnis durchdringenden Bemerkungen, wie wir sie von dem Verfasser der Litteraturgeschichte gewohnt sind. Man wird sie noch heute mit demselben Vergnügen lesen, das sie der dahingegangenen Generation bereitet haben. —r.

6. Poesie.

— Die Seele. Ein Menschenleben in Gedichten von Edith Gräfin Salburg. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) Pr. geb. Mk. 3,—.

Die edel angelegte Dichterin hat seit 1892 eine Reihe von Dichtungen erscheinen lassen. Ein Erwachen (1892). Excelsior (1894). Bekenntnis (1895). Frühlingsmärchen (1896). Die vorliegende Dichtung ist dem Prinzen Ludwig Ferdinand von Bayern gewidmet. Die Dichterin verfügt zweifellos über ungewöhnliche Gaben in Gedanken und Gedankenformung, in Sprache und dichterischer Form. Wie einem Eliphat im Buch Hiob gehen auch Gesichte an ihr vorüber ꝛc. (Hiob 4, 13 ff.) und in diesen Gesichten, bei welchen auch ihr „die Haare oft zu Berge stehen“, kommt die Frage zur Entfaltung: Was ist die Seele? Die Antwort, welche Natur und Heidentum giebt bis hinauf zu den feinsten pantheistischen Formen: sie ist das Gebilde der Natur gleich dem Körper und mit ihm vergeht sie. Noch trauriger ist die des Unglaubens, der endlich zur Verzweiflung führt, denn er kann wohl von „Pflicht“ reden, aber die Kraft, sie im Kreuz zu üben, fehlt. Was hindert da am Selbstmord, sei es den lebensmüden Mann, sei es den sich zu schwer belastet fühlenden Arbeiter. Ganz wahrheitsgetreu sind die Worte gedichtet, die einst auch einem Erzherzog von Österreich in den Ohren geklungen haben mögen: „Was hält dich hier? du fühlst dich müd'. Das große Nichts mehr lockt dich an! Komm, alle Blumen sind verblüht, ermanne dich, rasch ists gethan. Welch einen Wert soll gegenüber solcher Philosophie die Forderung der Frau haben, die an der Leiche ihres Mannes, des Vaters ihrer Kinder steht und ihr zuruft: „Erst schufst du Sorgen, Pflichten mehrten sich, Dann nahmst du feige sie nicht mehr auf dich. Sieh dort die Kinder, die um Nahrung flehn, Und ihren Vater nimmermehr verstehn.“ So geht es weiter in dem Leben der Seele — der Zweifel — wer weiß, wie es in der Zukunft ist — es ist alles, alles unbekannt. O trostloser Zustand: der Zweifel, auf ihn reimt sich ja nur: Teufel. Und was hilft's, in traumverlornem Zustande sich zu allerhand verworrenen Gebilden wenden — nirgends Gewißheit, nirgends Trost oder Hoffnung. Alles Träume — Schäume — alle Versuche, Weltverbesserer zu werden, nur Selbsttäuschung. Wohin wendet sich die Seele?

„In die alten, dämmerstillen Kirchen
Trat ich wieder ein.
Kniete nieder gläubig am Altare
In der Beter Reih'n.
„Eh' nicht wieder ihr wie Kinder werdet,
Kummer euch erdrückt,"
Spricht der Herr. In meiner Kindheit Welten
Kehrt' ich heim beglückt."

Zu dem frischen, fröhlichen Glaubensleben des Evangeliums durch die Auferstehung Christi gelangt die Seele nicht: sie kommt nur zur gewaltsamen Unterdrückung ihrer Zweifel. Das ernste Wort, welches Vilmar einst gesprochen: Rom kennt nur die Unterdrückung der Zweifel, nicht ihre Überwindung, das ist der Quell aller seiner verkehrten Einrichtungen: das legt die gewiß fromme Dichterin dar, indem sie die Seele, die selbst in die Kirche eingegangen ist, doch nur den Frieden finden läßt:

„Der Allmacht hehres Ahnen
Hab ich empfunden;
Tiefschmerzlich sah ich bluten
Der Menschheit Wunden.

Ich werde nie mehr klagen,
Daß Zweifel quäle,
Und nie mehr werd' ich fragen:
„Was ist die Seele?"

Der evang. Geist, der voll und ganz im Glauben steht, braucht der Ungewißheit des Zweifels und des Todes gegenüber nur Unterwürfigkeit unter die kirchliche Lehre nicht. Er geht zu seinem Heilande hin und erfährt statt alles Zweifels die Gewißheit: „Ich bin die Auferstehung und das Leben — niemand kommt zu dem Vater, denn durch mich. Tod wo ist dein Stachel!" Das ist die tröstliche Erfahrung, die allen voran Luther in der Reformation für seine Seele gemacht hat — wohl allen, die sie auch machen. Wie wünschen wir diesen Frieden solch reichbegabten Seelen, wie diejenige der Dichterin. J.

— **Von drinnen und draußen.** Lieder von Georg Oertel. (Berlin, deutscher Schriftenverlag.) Eleg. geb. Pr. Mk. 5,—.

Der Chefredakteur der deutschen Tagesztg. ist bereits weiteren Kreisen als Lyriker vorteilhaft bekannt geworden. Die vorliegende Sammlung wird zweifellos den Kreis seiner Freunde vermehren. Es kommt in den Gedichten ein starkes Naturgefühl, eine herzliche Freude am eignen Heim, an Weib und Kind, an allem, was das Leben im besten Sinne schmückt und ziert, zum poetischen Ausdruck. Zutreffend charakterisiert der Dichter seine Art in der Vorrede: „Wer etwas Modernes sucht, der lasse die Hand von meinen Liedern! Ich hasse die gekünstelte Geschmacksverirrung, die sich „modern" nennt. Ich vermag den Tod und den Kot nicht für die einzigen Wahrheiten zu halten. Ich glaube an den Sieg des Lebens. Für mich ist der Mensch Gottes Bild, nicht ein höheres Tier. Die Zeitnarrheit mache ich nicht mit!" Das ist ein Standpunkt, der unseren Lesern sympathisch sein wird. Die Lieder sind durchweg formvollendet. Daß sie hier und da ein wenig an Geibel oder Gerok anklingen, ist kein Fehler und beeinträchtigt nicht ihre Wirkung. Als Festgabe für das deutsche christliche Haus wüßte ich nichts besseres aus der Produktion der Gegenwart zu empfehlen. Eine kurze Probe mag hier angeführt sein:

Ostertag, nun bringt zum Herzen
Frohe Botschaft, wunderbar,
Von dem stillen Mann der Schmerzen
Der im Grab gebettet war.
Sei gegrüßt, der du dem Tode
Alle Macht genommen hast,
Friedebringer, Segensbote,
Sei willkommen, Ostergast!
Sehnend schauen dir entgegen
Müde Augen weit und breit,
Dunkel wird's auf unsren Wegen
Ernst und trübe ist die Zeit.
Der den Stein du fortgenommen
Der am Grabe lastend lag,
Held und König sei willkommen!
Sei willkommen, Ostertag!

Die Verlagshandlung hat dem Werke ein geschmackvolles würdiges Gewand verliehen. —r.

— **Die Malteser.** Tragödie in 4 Akten mit freier Benutzung des Schillerschen Entwurfes von Heinrich Bulthaupt. 2. Auflage (Oldenburg und Leipzig, Schulzesche Hofbuchhandlung.) Pr. Mk. 2,—.

Der bekannte Dramaturg, dessen Dramaturgie einen wohlverdienten Ruhm genießt, hat an den Schillerschen Entwurf zwar angeknüpft, das Thema aber sonst ganz frei behandelt. Er hat das Motiv der Vaterschaft La Valettes, was in Schillers Plan fast ungenutzt geblieben, ausgiebiger verwertet und St. Priest, den „glänzendsten Helden des Plans", wie er in der Vorrede sagt, in den Konflikt verstrickt. Bulthaupt befand sich in einer günstigeren Lage als Laube bei der Ergänzung des Demetrius. Laube mußte ein mit genialem Wurf begonnenes Werk weiterführen, wobei naturgemäß der Theatertechniker weit hinter dem Dichter zurückbleiben mußte; Bulthaupt fand nur den Plan und einige wenige Worte vor, sodaß man hier von einem völlig selbständigen Werke reden kann. Wenn auch Bulthaupts Stärke nicht in der eigentlichen Bühnenwirkung liegt, so hat sich dieses Stück doch schon seit längerer Zeit auf dem Theater behauptet. Als Lektüre gewährt es einen ungetrübten Genuß. — r.

— **Jacinto Verdaguers Atlantis.** Deutsch von Klara Commer. (Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg im Breisgau.) Pr. Mk. 2,40, geb Mk. 4,—.

Zu der vorliegenden, aus dem Katalanischen übersetzten Dichtung hat Lic. Fr. von Tessen-Wesierski in Breslau eine biographische Vorrede geschrieben, aus der wir ersehen, daß der uns bisher gänzlich unbekannte Jacinto Verdaguer annähernd mit Homer auf einer Stufe steht und daß man eigentlich, um seine Größe ganz würdigen zu können, katalanisch lernen müßte. Der Dichter ist — so schreibt sein Biograph — als Katalane geboren, als Katalane erzogen und hat die Absicht, auch als Katalane zu sterben. Trotz Bitten und Anerbietungen will er aber auch nur katalanisch schreiben, so daß der darbenden übrigen Welt nichts übrig bleibt, als ihn aus Übersetzungen kennen zu lernen oder sich in das Studium des Katalanischen zu vertiefen.

Die Vorrede des Herrn von Tessen-Wesiersiki erregt ein Vorurteil gegen das Buch. Eine solche

Reklame schreckt immer ab und das ist in diesem Falle schade. Der Dichter verdient es wirklich, daß man ihn liest. Man wird in ihm zwar keinen Homer, wohl aber einen Mann finden, der über eine glühende Phantasie, eine wahre Bildung und über eine echt poetische Ader gebietet. Die von Plato überlieferte Sage von der versunkenen großen Insel Atlantis ist hier zu einem poetischen Gemälde verarbeitet, das ab und zu ein wenig an Dantes Gestaltungskraft erinnert. Die Verse der Übersetzung sind schwungvoll und fließend. Dem Werke ist das Bildnis des Dichters und eine Probe seiner Handschrift beigefügt. — r.

— Deutsches Kinderlied und Kinderspiel. Volksüberlieferungen aus allen Landen deutscher Zunge, gesammelt, geordnet und mit Angabe der Quellen, erläuternden Anmerkungen und den zugehörigen Melodien herausgegeben von Franz Magnus Böhme. (Leipzig, Breitkopf und Härtel) 1897. L, XVI, 756 S. Preis in Pappband Mk. 12,—, in Leinwand geb. Mk. 13,20.

Dies umfangreiche Werk verfolgt einen doppelten Zweck „Es will dem deutschen Volke seine uralte, ungefälschte Kinderpoesie als sein Eigentum zurückgeben und erhalten. Zu diesem Zwecke wurden die noch vorhandenen volkstümlichen Reime und Spiele aufgesucht und durch Schrift festgehalten, um sie vor Verschwinden zu sichern, aber auch sie, soweit als möglich, für Schule und Erziehung wieder dienstbar zu machen. Es hat also das Buch einen wissenschaftlichen und einen praktischen Zweck." Dies beides vereinigt zu haben ist eine Eigentümlichkeit des Buches und sein Vorzug. Als Sammelwerk, mit großem Fleiß und sorgfältiger Forschung gearbeitet, kann es freilich auf Vollständigkeit im absoluten Sinne keinen Anspruch machen, da es das ganze Vaterland umfaßt und die Mannigfaltigkeit des Kinderliedes in seinen verschiedenen Gebieten schier unerschöpflich ist. Aber das Mögliche ist hier geleistet; wenn nicht wörtlich, so doch sachlich wird hier jedem das begegnen, was er in seiner Kindheit gehört und gelernt hat, von den Wiegenliedern bis zu den Neckreimen, Sprachscherzen, Auszählsprüchen ꝛc., dazu im zweiten Teil der ganze Reichtum des deutschen Kinderspiels von den ersten Belustigungen, Steckenpferd bis hin zu den Gesellschafts- und Pfänderspielen. Man staunt über diese Fülle, ja ein Kinderfreund kann darüber in Entzücken geraten, was hier alles vor uns ausgebreitet liegt. Die Erklärungen der einzelnen Spiele sind so abgefaßt, daß sie als Anweisung zur Belebung der deutschen Kinderstube dienen können. Die meist angefügten geschichtlichen Nachweise zeigen uns den Zusammenhang mit der Vergangenheit. Wem sollte das nicht Freude machen, auch wenn der in diesem Werk verfolgte wissenschaftliche Zweck ihm fernliegt? Eine ausführliche Einleitung führt in Wesen und Bedeutung der Kinderdichtung und des Kinderspiels ein. Zwei Register erleichtern den Gebrauch und erhöhen den Wert des Buches wesentlich. Wir wünschen ihm eine gute Aufnahme und dankbare Leser. Freilich die Vereinigung des wissenschaftlichen und praktischen Momentes, so schön sie ist, wird ein Hindernis für die Verbreitung sein. Es hat nicht für jeden Wert, die verschiedensten Mundarten hier reden zu hören, da er doch nur das in der heimatlichen geschriebene gebrauchen kann. Es giebt ja auch eine Zahl illustrierter Kinderbücher, die eine gute Auswahl bieten. Bei seinem großen Umfange und entsprechenden Preise wird unser Werk hauptsächlich als Quellenwerk für neue Kinderbücher dem deutschen Hause mittelbar dienen. Möge es ihm gelingen, das alte Erbgut an Kinderlied und Kinderspiel zu erhalten. Wt.

7. Unterhaltungslitteratur.

— Dietrich von Gadenstedt, ein Zeitbild aus dem 16. Jahrhundert von Lina Walther. Mit zwei Bildnissen. (Hamburg. Rauhes Haus.) (229 S.) 3 Mark gebunden.

Die Frau Verf. hat ihre Quellen nicht genannt; vielleicht aus einer Chronik von Wernigerode, vielleicht aus Familiengeschichten der Familien von Gadenstedt und von Bülzingsleben hat sie ihren Stoff geschöpft und hat dann eine lebensvolle, interessante Geschichte draus gemacht, in der wir an den Geschicken des Wernigeroder Schloßhauptmanns Dietrich von Gadenstedt zugleich die bewegte Zeit vom Bauernkriege bis zum Jahre 1586 etwas kennen lernen. Mit so großer Freude ich diese Geschichte gelesen habe und so sehr ich überzeugt bin, daß die Verf. ihre Spezialquellen gut benutzt hat, so muß ich ihr doch einige Fehler anzeichnen, die sie bei der Zeichnung des weiteren geschichtlichen Hintergrundes gemacht hat. Wenn auf Seite 84 der französische General Lautrec „Lautrée" genannt wird, so könnte das ein Druckfehler sein, wenn nur der Accent nicht wäre. Wie Heinrich von Wolfenbüttel auf S. 106 einen Befehl von Lautrec, den er doch im Dienste Karls V. bekämpfen sollte, empfangen kann, bleibt rätselhaft. S. 168 ist aus dem Jahre 1535 von einer Zwinglischen und Flacinischen Bewegung die Rede und S. 184 wiederholt sich der Ausdruck aus 1543. Aber Flacius war erst 1520 geboren und Zwingli war 1531 gestorben. Die Person des Flacius tritt erst nach dem schmalkaldischen Kriege mit den interimistischen und adiaphoristischen Streitigkeiten in den Vordergrund und Zwingli war damals von anderen Männern abgelöst. Ein sonderbarer Fehler steht S. 183. Die Verf. redet dort von einem Erzbischof Bucer von Köln, „dessen Herz warm für die Reformation schlug und der nichts Geringeres im Sinne hatte, als sein ganzes Erzbistum zur evangelischen Lehre überzuführen". Frau Walther denkt an den Erzbischof Hermann von Wied, welcher seit dem Regensburger Reichstage von 1541 allerdings dergleichen Absichten hegte und von dem Straßburger Theologen Martin Bucer beraten wurde. Aber Bucer, dieser Allerwelts-Unionsmann ist doch niemals Erzbischof von Köln gewesen. Doch die meisten Leser werden dieser kleinen Fehler nicht achten, und auch wer darauf achtet, braucht sich dadurch die Freude an dem wirklich hübschen Buche nicht rauben zu lassen. Vor mehreren Jahren zeigte ich den „Diakonus von Oldenstedt" an, und setzt den „Dietrich von Gadenstedt". Ich wünsche nur, daß die Verf. dem christlichen Volke noch mehr so hübsche Bücher bringt. J. P.

— Der Zeremonienmeister. Roman von G. Frhr. von Ompteda. (Berlin, F. Fontane & Co. 1898.) 307 S. 8°. Pr. Mk. 3,50.

Es wird uns hier Unterhaltungsliteratur geboten, und wir können sie leichte Unterhaltungs-

litteratur nennen, wenn wir unter „leicht“ nicht gleich leichtsinnig oder frivol verstehen, sondern in jenem Verstande, daß man sie auch ohne Nachdenken, etwa im Schnellzug der Eisenbahn lesen kann. Geistige Verdauungsbeschwerden brauchst du nicht zu fürchten; schwere, seien es soziale oder sittliche, philosophische oder historische Probleme, werden nicht an dich gestellt. Der Herr Zeremonienmeister verdient redlich seinen Titel. Die Unterhaltungen, die er führt und die um ihn geführt werden, drehen sich um die wichtigen Fragen, ob die Einladungskarten zum Ball richtig bestellt sind, ob dieses oder jenes chic sei; dazu etwas oberflächliches Kunstgefasel, wozu man den Herrn Professor freilich nicht hätte zu laden brauchen, der, was wohl zur Erklärung der Einladung in eine solche Gesellschaft (selbst die Frau des Ministers war da) hinzugesetzt wird, so wenig künstlerhaft ausschaute, so ganz Major a. D. und doch in seinen Bildern etwas so Zielbewußtes besaß, eine scharf ausgeprägte Persönlichkeit, in seiner ganzen Kunst, in Wahl der Vorwürfe, Pinselführung, Auffassung ꝛc. Wer selbst Gelegenheit hat, in solche Kreise einmal eingeladen zu werden, wird erstaunt sein über die Treue, mit welcher der Roman diese angeschminkte Geistreichigkeit bei absoluter Geistlosigkeit, diese scheinbare Gefühlslosigkeit und sentimentale Weichheit bei innerer Hohlheit darstellt, und wird sich fragen, ob denn da am Ende eine Travestie und Verspottung des sog. feinen Tones vorliegt. Es scheint solche Bosheit jedoch Herrn von Ompteda fern gelegen zu haben. Daß der Held des Romans, der alte Herr Zeremonienmeister mit seinem wohlgepflegten „langen weißen Bart“ und über 60 Jahren, trotz seiner erwachsenen Töchter und Söhne, sich glühend in eine junge Amerikanerin verliebt, und dabei, man erlaube den Ausdruck, im höchsten Grade „den alten Narren“ spielt, ist noch eher zu verstehen, als daß dieser alte Thor plötzlich umschlägt in den edlen Ritter und selbstlosen Schwärmer. Ach, wie viel „freie Zeit“ müssen doch die Leute haben, um sie mit solcher inhaltslosen Lektüre zu verbringen, wenn wir auch gern zugeben, daß sie nichts Verderbliches enthält. Wie viele sind auch heutzutage unter den Christen, denen man mit Eph. 4, 17 zurufen möchte: „Daß sie nicht mehr wandeln, wie die anderen Heiden, in der Eitelkeit ihres Sinnes“, welche, wie Vilmar einst treffend sagte, ein Denken und Reden ohne wahren (ewigen) Lebensinhalt ist. F.

— Der Grabenhäger. Roman in 2 Bdn. von Wilhelm von Polenz. (Berlin, F. Fontane & Co.) 406 und 344 S. Mk. 10,—.

Jung und unerfahren, befangen in allerlei Vorurteilen seiner vornehmen Standesgenossen, zieht Erich von Kriebow, Herr von Grabenhagen, bisher Offizier in Berlin, nach seiner Vermählung mit Klara von Senkstedt, in sein Erbgut ein, das 30 Jahre lang von einem die Interessen seiner Herrschaft rücksichtslos wahrnehmenden Inspektor verwaltet worden ist. Nach mancherlei Irrungen und Fehlgriffen verhilft ihm sein Rechtsgefühl, der Einfluß seiner edlen Gattin, Erfahrungen, die er im Verkehr mit Standesgenossen und Untergebenen macht, zu einer immer gerechteren Würdigung der ihn umgebenden Verhältnisse und Personen. Der Roman schließt mit der Geburt des lang ersehnten Erben.

Das Werk ist einer der besseren sozialen Romane der Gegenwart. Mit großer Schärfe geißelt Verf. die Fehler seiner hochmütigen Standesgenossen, die sich in die durch die Entwicklung der letzten 50 Jahre bedingte Veränderung der Verhältnisse nicht finden können, und, anstatt den Verhältnissen Rechnung zu tragen, wie es die Einsichtigen unter ihnen thun, durch Verbindungen mit reichen Parvenus ihre Wappenschilder neu zu vergolden suchen. Der abschreckendste Repräsentant dieser Richtung, Major von Pantin, endet in Folge der von seinen Leuten erlittenen Mißhandlungen, sein Sohn und Erbe wird im Duell von dem Liebhaber seiner fabelhaft vorurteilslosen Gattin zum Krüppel geschossen, das verschuldete Gut von einem benachbarten bürgerlichen, durch Fleiß emporgekommenen Gutsbesitzer erstanden, der es parzellieren und an kleinere bäuerliche Besitzer verkaufen will. Auf der andern Seite zeigt Verf., wie die sittlich tüchtigen Elemente des alteingesessenen Adels auch im Kampfe mit widrigen Verhältnissen vorwärts kommen, und wie die durch Schuld ihrer selbstsüchtigen Herren z. T. sittlich verkommene, stumpfsinnige ländliche Bevölkerung da, wo sie menschenwürdig behandelt wird, sich dankbar und treu erweist. — Verf. ist ernstlich bestrebt gewesen, Licht und Schatten gerecht zu verteilen. Neben einem Major von Pantin und anderen Gestalten, deren Zugehörigkeit zum Adel diesem nicht zur Ehre gereicht, finden wir auch würdige und tüchtige Vertreter desselben; neben dem ruhigen Arbeiter, der das ist, was sein Herr aus ihm macht, den hartgesottenen, verbitterten Sozialdemokraten, der durch Gründe nicht zu überzeugen, durch Güte nicht zu überwinden ist. Aber dadurch, daß die Auswüchse des Junkertums im Vordergrunde der Behandlung stehen, fällt das Gesamtbild in unbilliger Weise zu seinen Ungunsten aus. Die besseren Elemente scheinen die Ausnahme zu bilden, die leichtsinnigen, oberflächlichen haben das Übergewicht. — Dem Christentum steht Verf. freundlich gegenüber. Aber als der wichtigste Teil der Wirksamkeit des Geistlichen, den er zeichnet, erscheint bei ihm der Kampf gegen soziale Mißstände die freilich bekämpft werden, weil sie sittliche Mißstände nach sich ziehen). Im derartiger „propagandistischer Thätigkeit“ willen ist Pastor Gr. bereits einmal eines Pfarramtes entsetzt worden. Gr. predigt auch das Evangelium. Verf. referiert über eine im Herrenhause gehaltene Weihnachtsrede, die evangelische Gedanken nicht vermissen läßt. Aber das ist ihm doch mehr Dekoration, wie u. a. folgender Erguß zeigt: Und so standen andere, mit leuchtenden Augen, angestrahlt von dem Lichte eines fernen Gestirns, erfaßt und aufgelockert nach langem Brachliegen durch die Wahrhaftigkeit jener alten Legende von der menschgewordenen Gottheit. Unrichtig ist: er hatte sich vorgenommen, sich in Zukunft auch mehr nach der Decke strecken zu wollen (I S. 210); Styl statt Stil (II S. 53). Unerlaubt sind Neubildungen wie: Kostebischen (II S. 149). Der Titel würde sprachlich korrekt „Der Grabenhagener“ heißen.

Du

— Die Evangelische Gesellschaft in Stuttgart giebt unter dem Titel „Blüten und Früchte“ Erzählungen für das christliche Volk heraus, von denen drei hübsch gebundene und mit



Bildern geschmückte Bändchen (à 50 Pf. bez. jede Erzählung einzeln à 10 Pf.) erschienen sind. Im Prospekte heißt es: „Blüten aus Feld und Wald und aus allerlei Gärten des Volksiebens erfreuen hier die reifere Jugend und werden auch Erwachsene anziehen. Daß aber im Namen der neuen Sammlung neben den Blüten auch Früchte genannt werden, das wird ein aufmerksamer Leser bald rechtfertigen. Die Erzählungen sind aus dem Leben für das Leben geschrieben zur Lehre wie zur Lust". Bd. 1 enthält Barth, die drei im Brautstuhl; Weitbrecht, aus stürmischer Zeit. Bd. 2 Vollmar, Nicht allein; Ell, Auf der Lotsenwache; Der Seemann (aus dem Englischen). Bd. 3. Titelius, Doppelt gerettet; Schlatter, Herumgeworfen; Liebrecht, Arm u. Reich.

Auch die Akademische Buchhandlung (W. Faber), Berlin-Westend giebt eine „Volksbibliothek für Stadt und Land" heraus, von der kürzlich Bd. 7 (geb. 1 Mark) erschienen ist, die alten, trefflichen Erzählungen von G. H. von Schubert enthaltend: „Die Schatzgräber", „Muttertreue", „Bei Gott ist kein Ding unmöglich".

— Das Weidenhäuschen von Fr. von Pressensé. Autor. Übersetzung von E. v. Feilitzsch. (Hamburg. Verlag des R. Hauses.) Mk. 2,—. Fein geb. Mk. 3,—.

Die bekannte Verfasserin viel geschätzter christlicher Jugendschriften giebt hier eine Fortsetzung des im vor. Jahr in dem gleichen Verlag erschienenen „Mutterseelenallein". Diese Geschichte eines frühverwaisten, kleinen Mädchens fand viel Anklang und die jungen Leserinnen werden hier gern das weitere Schicksal ihrer kleinen Freundin verfolgen. Übrigens bietet das „Weidenhäuschen" auch ein selbstständiges Interesse und aus den sehr einfachen, aber lebendig dargestellten Vorgängen läßt sich viel praktischer Nutzen ziehen.

— Die Geschwister von Fr. von Pressensé. Aus dem Französ. von M. Reichmann. (Berlin. Verlag der Berliner Stadtmission.) Mk. 2,—, geb. Mk. 3,—.

Mit dem ihr eigenen Verständnis für die inneren Vorgänge, namentlich des Kinderherzens, führt die Verfasserin uns in einen Geschwisterkreis, der wie fast stets im Leben, die verschiedensten Naturen in sich schließt. Da giebt es Kämpfe und Schwierigkeiten von aller Art und für den Pädagogen und namentlich für Eltern ist die Erzählung sehr lehrreich. Ob Kinder daran Gefallen finden werden, ja ob es geraten ist, sie ihnen zu geben, ist fraglicher. Die sehr einfachen, mit großer Umständlichkeit beschriebenen Vorgänge haben ihren Wert eigentlich nur nach der psychologischen Seite hin und können vielleicht eine Selbstbeschaulichkeit wecken, vor der man Kinder gerade bewahren möchte.

— Der arme Wilhelm v. Fr. v. Pressensé. Autorisirte Bearbeitung von J. Severin. (Berlin. Vaterländ. Verlagsanstalt.) Wilhelmstr. 30.

Mit der gewohnten, etwas breiten Ausführlichkeit zeichnet die Verfasserin voll feiner Menschenkenntnis das Bild eines herumgestoßenen, armen Jungen, der durch die Freundschaft mit einem wahrhaft frommen, in Folge grausamer Mißhandlungen hinsiechenden Knaben bekehrt und die Freude der Seinigen wird. Auch auf einen andern, wirklich bösen Buben wirkt das Beispiel des klaglos Leidenden mit herzbezwingender Gewalt. Es wäre zu wünschen, daß das Buch recht vielen Knaben in die Hände käme und daß die jungen Leser geduldig genug wären, seinen Belehrungen stille zu halten. — An den poetischen Reiz des im vorigen Jahr von uns besprochenen „Mütterchen" reichen diese 3 Erzählungen nicht heran. **v. Lz.**

— Arachne. Historischer Roman von Georg Ebers. (Stuttgart und Leipzig. Deutsche Verlags-Anstalt.) 1898. (502 S.) 9 Mark.

Dem Verf. drängte sich bei Betrachtung der Pergamenischen Skulpturen die Frage auf: Wie kommen diese Skulpturen zu den Eigenschaften, die sie so stark von den anderen Bildwerken des späteren hellenischen Altertums unterscheiden? Nicht blos das hellenische Schönheitsideal fand er in ihnen, sondern daneben auch eine realistische Tendenz, durch welche er sich nach Alexandrien hingewiesen meinte. Wie sich in der Schule von Pergamus unter Attalus und Eumenes das Streben nach Schönheit mit dem nach Wirklichkeit verbindet, das läßt Ebers seinen Helden also aussprechen: „Treue Diener der Wahrheit wollen wir bleiben; sie allein führt indessen nicht den Schlüssel zum Allerheiligsten der Kunst. Wem Apollon, der Reine unter den Göttern, und die schönheitsfreundlichen Musen dies nicht zugleich mit der Wahrheit öffnen, dem bleiben seine Pforten verschlossen, wie stark und beharrlich er auch an ihnen rüttelt". Die Idee des Romans läßt sich also dahin zusammenfassen, daß der nur das Wirkliche abschreibende Realismus in der Kunst und der mit Außerachtlassung der Wirklichkeit nur auf Schönheit gerichtete Idealismus beide Einseitigkeiten sind und daß beide in der ebenso realen wie idealen Wahrheit ihre höhere Einheit haben. Althellenische Schönheit und alexandrinischer Realismus vermählen sich in der Pergamenischen Schule. Um diesen Werdeprozeß zu zeichnen, führt Ebers seine Leser mittelst einer frei erfundenen Künstlergeschichte nach dem Ägypten der Ptolemäer; im Jahre 274 v. Chr. unter Ptolemäos Philadelphos beginnt seine Geschichte. Ihr Held ist der jugendliche Bildhauer Hermon, ein Mann, der in der Schule der Philosophen den Glauben an die Götter verloren hat, dem aber der Blick für die Wirklichkeit geschärft ist. Doch mit dem Glauben an die Götter und mit dem Kultus des Schönen hat er auch den sittlichen Halt, die Festigkeit des hellenischen Maßhaltens und den Glauben an das Ideale überhaupt verloren und erst als er erblindet, als es Nacht um ihn und in ihm wird, geht ihm allmählich das innere Licht auf. Als er blind in der Wüste war, „wuchs ihm aus der Welt des Wirklichen, die er hoch über alles andere gestellt hatte, eine Fülle von künstlerischen Stoffen entgegen, eine größere und herrlichere aber aus dem Gebiete, das er als unfruchtbar und verderblich gemieden. Wie auf einen Zauberschlag eröffnet sich ihm die Welt der Ideen. Die schaffensfrohen Kräfte der Natur fand er in der eigenen Seele wieder und die Ruhe um ihn her verzehnfachte die Fähigkeit, sie zu erkennen". „Aus der Natur und mit Hilfe des innlichen Schauens konnte dem Künstler mit den blinden Augen nichts mehr ent-

gegenkommen. Das Reich des Wirklichen war ihm verschlossen, zu dem der Ideen aber hatte er den Schlüssel gefunden, und was er in ihm fand, erwies sich ihm als nicht weniger wahr als was jenes ihm geboten". Auch der Glaube an die Götter kommt ihm zurück, und als nun langsam die Sehkraft ihn zurückgegeben wird, da will er das, was er zu schaffen erdachte, nicht nur der mit den Sinnen erfaßbaren Wirklichkeit entnehmen. „O nein! Die höchsten der Ideen wünschte er durch seine Kunst zur Anschauung zu bringen. Wie hätte er sich jetzt noch vor der Freiheit, die er früher weit von sich gewiesen hatte, scheuen sollen, aus dem Eigenen hinzuzuthun, wessen er bedurfte, um den Formen der Vorstellungsbilder, die es ihn nachzuschaffen antrieb, die Größe, die Kraft, die Erhabenheit zu verleihen, in der er sie vor der geläuterten Seele erblickte. Bei allebem mußte es trotzdem glücken, der Wahrheit treu zu bleiben, der Natur abzulauschen, was er darzustellen gedachte. Jeder Finger, jede Haarlocke sollte der Wirklichkeit bis ins Kleinste entsprechen, und dennoch mußte das Ganze, wie das Blut den Körper durchrinnt, durchdrungen und gesättigt sein von dem Gedanken, der ihm Geist und Seele erfüllte". „Ein Spiegelbild der Idee und der eigenen Weise, treu der Wahrheit, frei, und doch gehorsam den Forderungen des Maßes — in diesem Satze faßte Hermon den Gewinn seines einsamen Nachdenkens über die Kunst und das Kunstwerk zusammen". — Was den Hermon aus Ägypten vertrieben hat, wie er dann nach Pergamus gekommen ist, so daß sein Sohn der Lehrer der dortigen Künstlerschule geworden ist, mag man in dem farben- und gestaltenreichen Roman nachlesen. Ob Hermon eine geschichtliche Persönlichkeit ist und ob Ebers mit Recht den Gallierkopf des Museums in Gizeh bei Kairo als sein Werk bezeichnet, vermag ich nicht zu sagen. Ich begnüge mich mit noch zwei Bemerkungen über den Roman. Man wird ihm zunächst wieder den Vorwurf machen, er schildere bei allem Aufwande von antiquarischer Gelehrsamkeit ein ganz modernes Treiben. Das ist nun an sich ganz recht, aber ist es nicht andrerseits auch wahr, daß die sinkende griechische Welt in den Diadochenreichen und später die sinkende römische Welt in uns allerdings ganz fremden Formen doch recht modern gedacht und gelebt hat? Die Älteren unter uns, die noch den „Gallus" und den „Charikles" des Archäologen Becker gelesen haben, sind erstaunt gewesen als sie sahen, daß es auf diesem mit peinlichster antiquarischer Genauigkeit geschilderten Boden so modern zugegangen ist. An den altägyptischen Phantasiegemälden von Ebers habe ich niemals Gefallen finden können, aber wenn er die Leute am Hofe des Ptolemäos Philadelphos ziemlich modern sich gebärden läßt, so kann ich ihn darum nicht tadeln und etliche entbehrliche antiquarische Gelehrsamkeit nehme ich bei dem gelehrten Professor mit in den Kauf. Die zweite Bemerkung bezieht sich auf den Titel des Buches. Arachne, die Spinne, war die kunstfertige Weberin von Kolophon, die mit der Athene sich in einen Wettstreit einließ, und dann von der zürnenden Göttin, die sie besiegt hatte, in eine Spinne verwandelt war. Ein Bild der Arachne sollte Hermon für seinen Oheim Archias, einen reichen Webereibesitzer herstellen. Wie er ein Modell für diese Arbeit sucht und wie er mit der in ihrem Realismus entsetzlichen Aufgabe, darzustellen, wie ein Weib in eine Spinne verwandelt wird, ringt, dies bildet den Ausgangspunkt des Romans. Ob der Titel wirklich der Brennpunkt ist, in dem sich alle Strahlen des Romans sammeln, lasse ich dahingestellt, er empfahl sich dem Verf. vielleicht wegen seines fremdartigen Klanges. — Unter den mancherlei deutschen Romanen, die ich in letzten Jahren nicht immer mit Erquickung gelesen habe, ragt doch Arachne weit hervor und wird manche andre, die wie dürre Blätter abfallen, überdauern. J. P.

— Deutsche Männer. Erzählungen für jung und alt im lieben deutschen Vaterland von Hermann Petrich. Nr. 1 bis 12. (Anklam, A. Schmidt) je 16 S. à Heft 8 Pf., 12 Hefte zusammen à 6 Pf.

Das sind prächtige kleine Hefte für jedermann und wer eins gelesen hat, verlangt nach mehr. Wünscht er auch wohl von dem Manne, den er in dem Hefte kennen gelernt, etwas mehr zu hören — 16 kleine Seiten ist etwas wenig — ist er doch dankbar für den frischen Trunk, der ihm hier geboten. Gute, deutsche Männer (Armin, Hans Sachs, Tersteegen, Schill, v. d. Tann, Friedrich Franz II., Otto v. Bamberg 2c.) in guter, deutscher Sprache dem Volk geschildert in ihrem Leben und Wirken. Der gesunde Humor eines echten Volksschriftstellers fehlt nicht, schon die Kapitelüberschriften verraten ihn oft. Kurz: alles sehr zu empfehlen! Und wer ein Kalendermacher ist, lasse sich von dem Herrn Verf. eine solche Geschichte für den nächsten Kalender schreiben, das wird dem Buche nicht zum Schaden sein. Wt.

— Doreen. Lebensgeschichte einer Sängerin v. Edna Lyall. Autor. Übersetzung v. B. Winter. (Leipzig, Georg Wigand.) 1897. 413 S. Pr. Mk 6,—.

An „We two" (Raeburns Tochter) und Donovan reicht diese Erzählung nicht heran. Zwar verleugnet die begabte Verfasserin ihr großes Talent, Menschen zu schildern, nicht, aber es treten Mängel hervor, die den Genuß am Lesen einigermaßen trüben. Doreen, die Heldin des Buches, ist die Tochter eines Feniers, begeisterte Irländerin und Sängerin von Bedeutung, die ihre herrliche Stimme in den Dienst der irischen Sache stellt. Sie verlobt sich früh mit ihrem Jugendfreunde Max Hereford, einem wohlhabenden Engländer, der der Partei Gladstones angehört und für Irland und home rule kämpft. Natürlich stellen sich der Verbindung allerlei Hindernisse entgegen, die allerdings zum Teil augenscheinlich nur den Zweck haben, die Erzählung zu verlängern, zum Teil auf unnatürlicher Veranlassung beruhen. Ganz besonders ist das mit einem Versprechen der Fall, das dem 18jährigen Max Hereford und der 12jährigen Doreen abgenommen ist und das alle ihre Handlungen beeinflußt. Beide sind Zeugen eines Mordes gewesen und der Urheber der That hat die jungen Leute veranlaßt, zu schwören, niemals das Verbrechen zu verraten. Dieser Eid eines achtzehnjährigen Knaben und eines zwölfjährigen (!) Mädchens giebt den Grundton der Erzählung, auf den alles andere abgestimmt ist. Das ist unbedingt ein Fehler, der in Verbindung mit den

großen Längen das Interesse abstumpft. Abgesehen hiervon enthält die Geschichte der Sängerin aber viele schöne Einzelheiten; namentlich die Gestalt der Doreen in ihrer leidenschaftlichen Liebe für Irland und sein Volk, in der Reinheit des Herzens und Begeisterung für alles Schöne, mit ihrer Liebe zum Heilande ist hinreißend gezeichnet. Freilich ist sie eine Idealfigur, gegen die manche andere Personen des Romanes einigermaßen abfallen. Ganz besonders gilt dies von Max Hereford, dessen edler Charakter &c. zwar immer hervorgehoben wird, dessen Handlungen aber im wesentlichen Zeugnis von einer bedauerlichen Schwäche und Energielosigkeit ablegen. Recht hübsch ist das Leben der Künstler geschildert, mit denen Doreen England durchzieht, auch einzelne Kindergestalten sind anmutig und lebenswahr gemalt. Eigentlich müßte das Buch den Titel führen: Lebensgeschichte einer irischen Sängerin, denn home rule nimmt eine alles andere weit überragende Stelle in dem Roman ein. Wie gesagt, We two und Donovan stehen höher, aber Doreen ist immerhin ein gutes, auch zum Vorlesen in der Familie geeignetes Buch. Die Übersetzung ist gut. v. H.

— **An Altruist and four Essays by Ouida.** (Leipzig, B. Tauchnitz) Pr. Mk. 1,60.

Fritz Reuter gab einmal ein Buch heraus „Schurr Murr", allerlei was halb vergessen in den Ecken lag und nun gelegentlich zusammengesammelt wird. Mancherlei hübsches wird da vielleicht noch gefunden, aber manches hätte auch liegen bleiben können und verdienter Vergessenheit anheimfallen. So einen Band „Schurr Murr" hat auch Louise de la Ramée, genannt Ouida zusammengebracht, aber während wir von Fritz Reuters Schurr Murr urteilen müssen, daß manch Goldkorn darunter ist, wäre Ouidas Schurr Murr besser vergessen im Winkel des Schreibtisches liegen geblieben. Als ich neulich the Massarenes dieser Verf. anzeigte, mußte ich urteilen, daß es jedenfalls ein talentvolles Buch sei, so unerquicklich auch die Blicke waren, die es uns in den Sumpf der englischen Aristokratie thun ließ, aber was sie uns diesmal bietet, die kleine Novelle und die vier kleinen Plaudereien, sind alle gleich unbedeutend. The Altruist, ein schreckliches Wort, welchem man neuerdings in englischen Büchern viel begegnet, steht noch in keinem Lexikon. Es stammt aus der modernen naturalistischen Ethik und soll bezeichnen im Unterschiede vom Egoismus die gleichfalls in der menschlichen Natur begründeten auf den anderen, den Nebenmenschen gerichteten Triebe, wie z. B. der Naturtrieb der Mutter nicht bloß für sich (Egoismus), sondern auch für das Kind zu sorgen (Altruismus von alter, autrui). Altruistische Instinkte sind durchaus nicht gleich christlicher Nächstenliebe, sie gehören nicht der christlichen, sondern der naturalistischen Ethik an. Diesen Begriff haben dann die Engländer auf die soziale Sphäre übertragen, sie sprechen in ziemlich synonymem Sinne von Sozialismus, Kommunismus, Kollektivismus und Altruismus, und in diesem Sinne ist das Wort hier von Ouida gebraucht. Sie schildert uns einen jungen Aristokraten, der in gutmütiger Schwärmerei den Marxismus und Altruismus praktisch durchführen will und natürlich unter den Bedingungen der gegenwärtigen Gesellschaft, unter denen er doch einmal lebt, allenthalben anstößt und sich lächerlich macht, bis zwei schöne Mädchenaugen ihn zur Vernunft bringen. Was wollte Ouida eigentlich mit dieser schnell hingeworfenen Skizze? Wollte sie etwa den Altruismus damit widerlegen, daß er für unsre dermaligen Verhältnisse nicht paßt? Nun, daß er dafür nicht paßt, brauchte sie nicht erst zu beweisen, und weder Engels noch Bebel werden versucht haben, die Grundsätze des Zukunftsstaates im gegenwärtigen Staate für ihr Privatleben praktisch zu machen. Der Sozialismus läßt sich damit jedenfalls nicht widerlegen, daß er jetzt unpraktisch ist; wollte aber Ouida diese Widerlegung eben nicht versuchen, so weiß ich nicht, was die ganze Erzählung soll. Sie hätte sie der Welt vorenthalten sollen, es wäre kein Schade dadurch entstanden. J. P.

— Die Steinkopfsche Buchhandlung in Stuttgart hat 5 neue Hefte (161—65) der „deutschen Jugend- und Volksbibliothek" herausgegeben, nämlich zwei Biographien: Joachim Nettelbeck von Klee und Friedrich Perthes von Willms, dann von Weitbrecht: Menschenwege und Gotteswege, zwei Erzählungen aus älterer und neuerer Zeit und vor allem zwei Bände köstlicher Erzählungen von Karl Stöber (die Sammlung umfaßt nun schon 10 Bändchen von Stöbers Erzählungen). Die „Jugend- und Volksbibliothek" bedarf keiner weiteren Empfehlung, man freut sich jedes neuen Bandes und jeder neuen Auflage, denn das ist alles gutes und gesundes Quellwasser.

— **Entsagen und Finden.** Drei Geschichten von Heinrich Steinhausen. Mit Illustrationen von Wilh. Claudius. (Stuttgart, Adolf Bonz & Co.) 312 S. Pr. Mk. 3,—.

Geschichten, die der Verf. der „Irmela" geschrieben hat, erwecken immer ein günstiges Vorurteil für sich. Allerdings, wie „Irmela" ist keine seiner Geschichten wieder geworden. Steinhausens „Irmela" und Brentanos „Chronika eines fahrenden Schülers" sind wohl die duftigsten Geschichten aus dem Mittelalter, die unsre neuere Litteratur hervorgebracht hat. Aber kommen diese jetzt vorliegenden drei Geschichten auch seinem früheren Werke nicht ganz gleich, tüchtige Leistungen sind es doch und freuen kann man sich daran. Nr. 1 und 3 spielen in alter Zeit und sind beide in dem Steinhausen so geläufigen Chronikenstile geschrieben. „Schwatzbärbels Bräuterei" versetzt uns in die Zeit des dreißigjährigen Krieges und die „Geschichte des Remigius von Asenberg" geht noch weiter zurück bis in die Zeit Heinrichs IV. Die dazwischen stehende Geschichte „Magister Cölestin" spielt im Ausgange des vorigen Jahrhunderts, als man für Klopstock schwärmte. Den Gesamttitel des Buches möchte man wohl so deuten, sie finden sich, um wieder zu entsagen, sie entsagen, um ein Ewiges zu finden. Die Geschichten eignen sich alle zum Vorlesen im Familienkreise; sie sind kurz, aber doch nicht zu kurz, jede füllt reichlich einen Abend aus. Nachdenklich wie der Verf. erzählt, führt er auch seine Leser zum Nachdenken; wenn man das Buch weglegt, wird man doch noch in der Stimmung, die es erweckt hat, festgehalten. Möge es Freude manchem stillen Leser, manchem Familienkreise bereiten. J. P.

— In der Einsamkeit einer Südsee-Insel. Nach Briefen von Margarete Paton. Von L. Oehler. (Basel, Missionsbuchhandlung.) 1897. 62 S. 8° Pr. 20 Pf.

Eine einfache und doch so schöne Schilderung des Lebens in der Mission. Würden solche Schilderungen in unserer modernen, der Mission oft als einer abstrusen Einrichtung feindseligen Bildungswelt gelesen: man würde gewiß diese Voreingenommenheit gegen die äußere Mission fallen lassen, wie daß schon längst gegenüber der inneren Mission mit ihren Diakonissen und barmherzigen Schwestern geschehen ist. Es ist gerade das Anziehende in dem kleinen Schriftchen, daß Frau Paton in frauenhafter Weise ihre Tageserlebnisse erzählt, ohne sich vorzudrängen und doch so, daß man unmittelbar den Eindruck hat, diese Frau ist ihrem Manne eine herrliche Stütze. Das heidnische Leben wird gerade dadurch, daß sie eingeht auf die Familiensitte, vielmehr anschaulich als in großen kulturgeschichtlichen Werken, bei denen man vor den Schlüssen nicht zu der Anschauung gelangen kann. Um auch etwas an der deutschen Ausgabe zu tadeln: warum ist das Wörtchen „nett" so oft von den Eingebornen gebraucht, für die es so wenig paßt! Muß doch Frau Paton selbst laut auflachen, als ihr Mann den grotesken Aufzug der Eingebornen einmal für „nett" erklärt! Freilich beweist die Erzählung auch, daß diese scheinbaren Kinder furchtbar werden können, sobald sie erregt sind. Es muß ihren Leidenschaften erst Zaum und Gebiß angelegt werden. F.

— Kleopatra. Historische Erzählung aus dem Jahrhundert vor Christi Geburt. Von H. Ridder Haggard. Autorisirte Übersetzung von Dr. Arthur Schilbach. Zweite Auflage. (Stuttgart und Leipzig, deutsche Verlags-Anstalt.) 1898. 320 S. kl. 8° Pr. Mk. 3,—, geb. Mk. 4,—.

Eine spannende Darstellung der Geschichte des untergehenden Ägypten, wie sie ein abergläubischer Ägypter unter dem Einflusse der Zauber- und Geisterwelt des Isis- und Osiris-Kultus sich ausgemalt haben könnte. Dieser königliche Prinz aus Ägyptens Pharaonenstamm Harmachis, der durch Kleopatra zum Verräter an allem wird, was dem Ägypter heilig war, ja ihr hilft, den Schatz der Pharaonengräber ausplündern — und der dann als Arzt Olympus die furchtbare Rache an Kleopatra nimmt, ist freilich nur eine geistige Schöpfung des Dichters um hervortreten zu lassen die Mischung von Wollust, Blutdurst, Rachsucht, rücksichtsloser Vergeudung von Menschen-Leben, Ausgang in Verzweiflung und Selbstmord, wie sie die untergehende alte Welt in ihrer Vermischung von Morgen- und Abendland bot und wie sie ganz besonders den ägyptischen Zuständen eignet. War dort doch auch der Hochmut und die Verachtung des Menschen so furchtbar geworden. Die Fabel selbst ist damit eingeleitet, daß man bei Öffnung eines Grabes in Abydus, der angeblichen Verbrennungs- und Begräbnisstätte des Osiris, in einem Sarkophag drei Papyrusrollen findet, welche diese Geschichte erzählen. Der wegen der Beraubung des Grabes des Pharaonen Men Kaura und Verrat des Vaterlandes zum Lebendigbegrabenwerden verurteilte ehemalige Prinz Harmachis erzählt darinnen selbst sein Schicksal und wie er als Arzt Olympus zum Rächer geworden ist. Man wird diese seltsame Einkleidung der schrankenlosen menschlichen Leidenschaften mit Bewegung, ja mit Entsetzen lesen und sich sagen, wenn auch die wirkliche Zauberkraft poetische Erfindung ist, es bleibt doch die unheimliche Macht der Leidenschaften — und treibt sie nicht auch in der abgefallenen Christenheit ihr Spiel? Ja sollen nicht vor dem Wiederkommen des Herrn solche diabolische Gestalten wieder auftreten, wie sie dieser Olympus, diese Kleopatra gewesen sind. F.

— Der Lumpenhannes und andere Geschichten von M. Eitner. Volksbücherei Band 2. (Kassel, E. Röttger.) Mk. 1,—, geb. Mk. 1,50.

Erzählungen, so lebenswahr und fesselnd und zugleich so lehrreich und förderlich, wie nur eine Volksschriftstellerin von Gottes Gnaden sie schreiben kann. Obgleich sie vornehmlich in ländlicher Umgebung sich abspielen, werden sie doch auch des Städters lebhaftes Interesse erregen und sind besonders geeignet zum Vorlesen, indem die einfachen Vorgänge rasch voranschreiten und anmutig beschrieben sind. Möchte es in unsern Dörfern noch viele solcher kernhaften, gottesfürchtigen und menschenfreundlichen Bauerngestalten geben, wie M. Eitner sie so meisterhaft und nachahmenswert zu schildern versteht. Für Volksbibliotheken wie geschaffen, wünschen wir dem Buche nur statt des zierlichen Leinwanddeckels einen kräftigen zweckentsprechenden Pappband. v. Lz.

— Im Schatten erblüht von Meta Willner (Lily v. Muralt.) Eine Erzählung für Mädchen im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren. (Zürich, Verlag von Orell Füßli.) Eleg. geb. Frs. 3,20.

Ein reizloses Buch, an dem der zierliche Einband entschieden das Hübscheste ist. Ein kleines, höchst tugendhaftes Mädchen, das einzige Kind armer Eltern, die Freude ihrer Lehrer, hat als verkannte Unschuld von den neidischen Mitschülerinnen viel zu leiden, erfährt aber endlich die glänzendste Genugthuung und wird von der ganzen Klasse beschenkt. Nur kurze Zeit kann sie des neuen Glückes froh werden, denn ein durchgehendes Gespann zieht dem kleinen Mädchen tödliche Verletzungen zu. Sie stirbt im Krankenhause, nachdem sie zuvor noch von ihrer Sonntagsschullehrerin Abschied genommen und die Eltern, namentlich den Vater, der zum Trunke neigt, ziemlich unkindlich ermahnt hat. Einige schweizerische Ausdrücke berühren fremdartig. Darstellung wie Inhalt läßt viel zu wünschen übrig. v. Lz.

— Der neue Gott. Roman aus den Tagen des Kaisers Tiberius von Rich. Voß. (Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt. 1898.) 240 S. kl. 8°. geheftet Mk. 3,50, eleg. geb. Mk. 4,50.

Es ist verdienstlich, unserer Zeit aus der Vergangenheit als aus einem Spiegelbild zu zeigen, was aus der zivilisierten Menschheit und den Trägern einer hochfeinen Bildung werden muß, wenn sie sich selbst überlassen in schrankenloser Genußsucht verfault und in ihrem Größenwahn verzweifelt. Das ist in dem vorliegenden Roman mit sehr deutlichen Zügen vorgeführt. Vielleicht sind die Schatten zu dunkel gemalt; wie auch manche Übergänge zu

unmotiviert sind: z. B. die Sinnesänderung des Priesterkönigs Velosianus, des Kaisers Tiberius gegen diesen Priesterkönig ꝛc. Noch weniger der historischen Wahrheit entspricht das Auftreten des „neuen Gottes und der Christen". Das auferweckte Töchterlein des Jairus, welches nach Rom kommt und mit Velosianus vor den Kaiser tritt, ist salva venio doch nur eine moderne Hypnotisierte, die später unter dem Einfluß der bräutlichen und ehelichen Liebe ein ganz wackres Frauchen wird. Aber solche „Gestalten", wie Jairus Töchterlein in dieser Gestalt würden doch gewiß nicht geeignet gewesen sein, die römische Welt neu zu beleben. Auch die in dem Roman in Palästina auftretenden Christengestalten, diese Maria Magdalena ꝛc. machen mehr den Eindruck von nervenkranken und abgespannten Personen, die in Erregung aufschäumen um wieder in Schwachheit zusammenzusinken, als den der edlen Christengestalten, wie sie uns aus den Evangelien und den Briefen der Apostel entgegentreten. Die Art und Weise, wie die Auferstehung Christi als eine fixe Idee dieser Leute dargestellt wird, vor der sich endlich auch ein Pontius Pilatus und Tiberius fürchten, auf deren Macht letzterer dabei hofft, ist eine Romanerfindung, die ganz von dem Zeugnis der ersten Christenheit absieht: „wir haben Ihn gesehen, wir haben Ihn mit Händen betastet." Der ganze Roman bewahrheitet die Regel: der Herr ist kein Subjekt noch Objekt für Romanschriftstellerei. F.

5. Verschiedenes.

— Stimmen aus Maria-Laach. Katholische Blätter. Jahrgang 1897. Erstes bis zwölftes Heft sowie erstes Heft des Jahrgangs 1898. (Freiburg i. Br., Herdersche Verlagshandlung.) 1897/98. Preis pro Jahrgang M. 10,80.

Am See Maria-Laach unweit Andernach wohnen zwar jetzt die Benediktinerpatres, aber die Patres der Jesuiten-Kompagnie nennen vor wie nach ihre Zeitschrift „Stimmen aus Maria-Laach." Der vorjährige Jahrgang mit feuerroten Umschlägen, aber guter Ausstattung und korrektem Druck hat 584 Seiten in zehn Heften. Jedes Heft bringt eine Reihe von Aufsätzen, Rezensionen und Miszellen ausschließlich aus den Federn der Jesuiten. Der erste Aufsatz, 21 Seiten lang, handelt über Petrus Canisius. Dieser wird als der zweite Apostel Deutschlands geschildert. Der erste soll Bonifacius gewesen sein. Der Verfasser, Otto Braunsberger S. J., fordert zum Schluſſe zu Gebeten für die Heiligsprechung des Canisius auf, weil er ein leuchtendes Vorbild des Glaubenseifers, ein treuer Freund und mächtiger Schutzherr Deutschlands am Throne Gottes sei. Über derartige Dinge hat kein Mensch auf Erden sichere Kunde. Der dem Evangelium vertrauende Christ wartet auf dergleichen Enthüllungen geduldig bis zum Abbruch der irdischen Hütte. Er kann auch die ganze Sprache der Jesuiten, die außerhalb der römisch-katholischen Kirche keine Religion und Kirche gelten lassen, nur für eine befremdliche und irreführende halten.

In einer Serie von Artikeln behandelt Heinrich Pesch S. J., wohl ein Bruder des bekannten Tilmann Pesch, der im Berliner Germania-Verlage eine Anzahl von Schmähschriften gegen die evangelische Kirche veröffentlicht hat, den „Lohnvertrag und gerechten Lohn." Seine sozialpolitischen Ausführungen sind mit denen der Zentrumsredner identisch. Soweit dieselben auf allgemein christlichen und gesunden nationalökonomischen Grundsätzen basieren, stimmen wir ihnen zu. Die Zustimmung wird aber durch allerlei Verquickung mit päpstlichen Tendenzen nicht leicht gemacht. Da Leo XIII. den Anspruch erhebt, daß seine Kirche allein die soziale Frage lösen könne, so widmen ihr die schriftstellernden Jesuiten die größte Aufmerksamkeit und lassen sich in der katholischen Presse gern als die rühmen, welche beim Eintritt des großen Kladderadatsch Thron und Altar allein retten können.

Ihren kontrareformatorischen Eifer offenbart die Zeitschrift in mehreren Artikeln über „Walter von Plettenberg, Livlands größter Herrmeister." Von Büchern werden der Regel nach nur katholische rezensiert. Mit besonderer Bewunderung wird S. 98 eine Schrift über die Bulle „Unam Sanctam" des Papstes Bonifacius VIII. besprochen und gelehrt, daß der Papst über Könige gesetzt sei. Indessen auf Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Die Zeitschrift nimmt unter den Katholischen einen hervorragenden Platz ein und eignet sich zur Information über wissenschaftliche Bestrebungen der Jesuiten vorzüglich. s.

— Deutsches Kochbuch von Margarete von Bennigsen. (Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt.)

Auf dem Lande aufgewachsen, wo die Familie auch für größere Festlichkeiten ganz auf die eigene Kochkunst angewiesen war, hat die Verfasserin früh gelernt, Kochrezepte nach eigener Erfahrung aufzuschreiben. Später bildete sie sich in der Kochschule des Berliner Hausfrauenvereins in der Kochkunst fertig aus und diese ihre eigene Erfahrungen vermehrte sie dann durch mancherlei Rezepte aus den Hansestädten und aus Süddeutschland, nicht ohne sie vorher auf ihre Zuverlässigkeit geprüft zu haben.

Nach einigen einleitenden Abschnitten über den verschiedenen Nährwert der Speisen, die Anordnung der Tafel, Bedienung und Speisefolge giebt die Verf. allerlei Vorbereitungsregeln, die der Anfängerin gewiß von Nutzen sein werden und daran schließen sich die Rezepte, die jedes Gebiet der Kochkunst berücksichtigen. An Mannigfaltigkeit und zweckmäßiger Anordnung scheint uns das Buch allen Anforderungen zu genügen, die eine Hausfrau zu machen pflegt; auch ist die Anweisung so genau, daß die Speisen leicht nach den Rezepten herzustellen sind. Die Zuthaten sind nicht übertrieben teuer.

Bei einer zweiten Auflage wäre es ratsam, Angaben hinzuzufügen über die Personenzahl, für welche z. B. Mehlspeisen und kalte Speisen berechnet sind; so viel wir gesehen, fehlen solche Angaben vollständig.

Der Druck ist gut und die Ausstattung mit kleinen Vignetten macht das Buch wohl geeignet zum Geschenk für junge Hausfrauen. M. S.



Bilder aus dem Leben.

Von

Rose Berger.

I. Der alte Lehrer.

Herr Kühn hatte seinen Morgenkaffee beendet und die Zeitung gelesen; das war in den ersten Tagen seines neuen Lebens ein ganz besonderer Genuß, — das heißt, die Ruhe, die er sich dabei gönnte, und die Zeit, die er sich nahm.

Seit sechs Wochen ungefähr war er emeritiert, nachdem er, erst als Elementarlehrer, dann in den ersten Klassen in der kleinen Stadt unterrichtet hatte. Er war gewissermaßen eine Persönlichkeit gewesen, jedes Kind kannte ihn, — natürlich, es waren ja seine Schulkinder, aber auch die älteren Generationen standen in einem langjährigen Verhältnis zu ihm, er hatte sie sozusagen mit aufgezogen, ihnen beim Schulantritt die Zuckertüten gegeben, sie gelobt und gestraft, je nachdem sie es verdienten; außerdem war er, wie es die Stellung hier zu Lande mit sich brachte, zugleich Küster und Vorsänger gewesen. Keine Kirche wurde gehalten, ohne daß er die Orgel gespielt, und beim Singen den ersten Ton angegeben hätte, ja, in Abwesenheit des Pastors versah er zuweilen sogar die Nachmittagskirche und las anstatt seiner einen Abschnitt aus der Agende. Kein Kind wurde getauft ohne seine Mithülfe, kein Bürger zu Grabe getragen, ohne daß er ihm das letzte Geleit gegeben, kein Paar getraut, dem er nicht, soviel an ihm war, zu seinem Glück mit verholfen hätte. Er war durchaus populär und fühlte das mit einer verzeihlichen Genugthuung immer heraus; und er besaß auch die würdevolle Haltung, den etwas steifen Gang und den gewohnheitsmäßig dozierenden Ton eines Mannes, der seinen Wert kennt. Mit der Zeit verlor er etwas an Nimbus, als neue, vornehmere Schulen auftauchten, an denen die angestellten Lehrer studierte Herren waren; aber in seiner Welt, und in der gewohnten Dorfschule blieb er doch immer auf seiner Höhe. Er schien noch ganz frisch und rüstig, das heißt für seine Jahre, denn allgemach waren ihm seine verschiedenen Amtierungen doch schon ein wenig sauer geworden; er fühlte, daß er schließlich ausspannen müsse, und er sah auch garnicht ein, weshalb er sich erst noch lange plagen und mit den Schulkindern herumärgern, oder als Küster in Wind und Wetter schweren Erkältungen aussetzen sollte, bis er vollends alt und gebrechlich geworden war. Er hatte nach Kräften geleistet, und besaß mit seiner Frau ein ganz reichliches Auskommen; denn sie hatten gespart und zurückgelegt, wie es einfache Leute mit wenigen Bedürfnissen wohl können. Der einzige Sohn führte als Kaufmann irgendwo in der Nähe ein ganz einträgliches Geschäft, und hatte in eine wohlhabende Familie geheiratet, sodaß er eher bereit war, beizusteuern, als von den Eltern etwas anzunehmen. So war Herr Kühn denn sein eigener Herr, niemand redete ein, und es setzte sich in ihm der Gedanke immer fester, seine Arbeit niederzulegen. Seine Frau ließ ihn gewähren, wie sie ihr Lebtag gethan, und ihm das Dasein dadurch zu einem freundlichen gestaltet hatte;

aber sie redete auch nicht sonderlich zu, und sie hatte ihre guten Gründe dafür. Sie verstand ihren Mann besser, als er sich selbst, aber abreden mochte sie auch nicht, und auch dazu konnte sie ihre Gründe haben, weil sie die Welt und den Gang der Dinge kannte, und wohl dachte, es sei besser, daß jemand freiwillig geht, als daß man ihn gehen heißt, weil er sich überlebt hat oder weil schon andere auf seine Stelle warten. —

So war denn der große Schritt endgültig gethan, und sie in die hübsche Wohnung übergesiedelt. Auf dem Schrank in der guten Stube stand unter einer Glasglocke der große silberne Becher, den Schule und Stadt zum wohlverdienten Dank und Abschied geschenkt, und über dem Sopha hing eingerahmt der Scheidegruß der Schulkinder, mit den Anfangsworten:

„Für deine Mühe jahrelang
Sagt unser Herz dir Preis und Dank."

Und Herr Kühn saß an diesem schönen Frühlingsmorgen auf der kleinen Veranda, und sah tiefsinnig nach den Bergen hinauf, die in vollem Schmuck heller Laubbäume und goldiger Morgenluft strahlten. — Wochenlang war es ihm wirklich ein großer, ungewohnter Genuß, ein wahres Labsal gewesen, so immer Ferien zu haben, die nicht mit Anfang oder Mitte irgend eines Monats wieder ihr Ende erreichten; denn die Lehrer genießen die Ferien, welche man als Kind eigens für sich erfunden glaubt, ebenso sehr wie die Schüler, und haben sie meist auch viel bitterer nötig. —

Im Geheimen freilich hatte sich Herr Kühn zuletzt doch immer wieder auf den Schulanfang gefreut, wenn es erst wirklich so weit war, und er mit den Büchern unter dem Arm den gewohnten Weg über den Hof in seine Klasse wieder antrat. Er war aber älter geworden, und in infinitum bei der behaglichen Pfeife und guten Tasse Kaffee in der schönen Morgenluft zu sitzen, anstatt in der dumpfigen, schlecht gelüfteten Schulstube, hatte, wie bemerkt, seinen eigenen Reiz. Allein es stumpft sich alles ab auf dieser Erde; und ob der Glückliche, dem, wenn es immer so fortgeht, keine Stunde schlägt, es bleiben würde, wäre für Solons feinen Kopf ein gutes Rechenexempel gewesen, hätte es damals schon Zeitmesser in Form von Uhren gegeben. —

Frau Kühn, die in der nahen Küche ihren Mann verstohlen beobachtete, ließ ihn ein paarmal seufzen; endlich ging sie doch zu ihm. „Weshalb gehst du nun eigentlich jetzt nicht in den Wald, Bernhard?" sagte sie aufmunternd. „Denke, wie oft du dir gewünscht hast, auch deine Morgenspaziergänge machen zu können, wie andere Leute, und dann mußtest du dich quälen, für deine Klasse arbeiten, oder einen Stoß Hefte durchsehen, und Sonntags warst du zu abgespannt und zu müde. Nun kannst du es doch haben. Und dies herrliche Wetter dazu. Ein solcher Mai ist ja noch garnicht da gewesen. Das muß man benutzen." — „Ich warte lieber, bis ich nachmittags mit dir gehen kann, Lottchen." — „Dann gehst du eben noch einmal." — „Ach, es sitzt sich ja auch hier ganz gut." —

Er ließ sich aber doch zureden, und nahm Hut und Stock herunter.

„Wohin soll ich denn nun wandern?" —

„Geh doch auf die Jungfernwiese, es muß ja schon Orchideen geben. Du liebtest doch sonst zu botanisieren." — „Ja, wenn ich es meinen Jungen zeigen konnte." —

„Ich habe aber auch keine Blumen mehr." —

Er ging, und seine Hausfrau sah ihm bedenklich nach. „Jetzt fängt es schon an, ich wußte es, und es ist auch ganz natürlich, durch dies Fegefeuer muß er eben durch," sagte sie vor sich hin, während sie anfing, Spargel, ihres Mannes Lieblingsgericht, zu putzen, den sie vorhin auf dem Markte geholt.

Die Jungfernwiese, jetzt längst durch einen Fahrweg durchquert und verdorben, war damals eigentlich auch keine Wiese, sondern ein mit Büschen bestandener Abhang im Herzen des Waldes, am Fuß einer Felswand, wo im Frühling eine ganz besondere Flora den Liebhaber entzückte. Die orchis militaris wuchs dort in kräftigen Exemplaren, weiße Veilchen, Daphne, die italienische Maiblume mit ihren länglichen Glocken standen dazwischen, und in der Nähe fand man Haselwurz mit den kräftig duftenden, braunen Blüten, und den seltenen Aronstab, die wilde Calla. Auch heute fand sich reiche Aus-

heute, dem Pflückenden war die ganze gute Laune und der Mut wiedergekommen, er summte ein Lied vor sich hin und trat mit elastischen Schritten den Heimweg an. Unglücklicherweise führte ihn dieser an seiner alten Schule vorüber. Er hatte es auch gar nicht vermeiden wollen, vielleicht mit Fleiß, oder gewohnheitsmäßig den Weg so gewählt, um sein Herz nieder und zum Gleichmut zu zwingen; aber es bleibt doch ein seltsames Ding, wenn es auch freiwillig geschehen, sich so bei lebendigem Leibe abgethan und begraben zu wissen, und zu zeigen, daß thatsächlich die Welt auch ohne uns fortgeht, und leider so manches mal gar nicht viel schlechter. — Die Fenster der alten Schule standen offen, und er hörte die Stimme des neuen Lehrers und die dörfisch tonmäßige Wiederholung der Kinder aus seiner Klasse. In der unteren Stube stimmten die Kleinen eben das Lied an: „Komm, lieber Mai und mache —" Das hatte er früher dort auch manches mal singen lassen, und war, seine Geige im Arm, ermunternd und korrigierend, den Takt stampfend, die Reihen auf und niedergeschritten. Dann hatten sie regelmäßig einen Maitag gehabt, wie Claudius sein Bratäpfelfest beim ersten Schnee; an einem besonders schönen Maitage nämlich, ließ er alljährlich eines Nachmittags die Schule ausfallen; (es durfte deshalb nicht Mittwoch oder Sonnabend sein, da, obschon der alte Fritz es vergessen, die Nachmittage schon von selbst frei waren.) Frau Kühn hatte Kuchen gebacken, jedes Kind noch ein Butterbrot mitgebracht; man war durch den maigrünen Wald gegangen, singend und botanisierend, und es wurden dann auf einem beliebten Platz Spiele gespielt und Kaffee getrunken, den der fleißigste Schüler vorher bestellen durfte. Seine Frau war mitgegangen, und wie allerliebst war sie dabei gewesen, und wie hatte sie sich gefreut, wenn ihr die Kinder immer wieder kleine Sträuße brachten oder sich dazu drängten, ihr Tuch oder ihr Körbchen zu tragen. Sie war gewiß nicht weniger beliebt, als er gewesen, vielleicht mehr, und so war sie heute noch die Sonne in seinem Hause.

Unter diesen Gedanken war er stehen geblieben, und sah zu den Fenstern der alten Schule hinauf; einen Augenblick sogar mit dem heroischen Entschluß, den er aber gleich wieder verwarf, einzutreten und ein wenig zu hospitieren; und dann schweiften seine Blicke weiter, vor die Hausthür, wo die Lehrer ihre eignen Plätze und Lauben besaßen, und er auch jahrelang den seinen gehabt hatte. Wie verändert alles, schon in der kurzen Zeit! wo er weiße Bänke und Tische gehabt, standen braune, viel eleganter, wie die in den Anlagen vom Verschönerungsverein, — aber nicht so gemütlich wie seine alten — eine fremde Tischdecke, und große Blumenkübel am Eingang der Laube. Nur diese selbst, wilder Wein und Hopfen, der im Herbst zierliche Gewinde durch die leuchtenden Blätter hing, und daneben das Spalier mit dem echten Wein waren noch dieselben.

Ob auch in diesem Jahr Trauben ansetzen würden? Wie hatte er diesen Wein, auf der Leiter stehend, eigenhändig verschnitten, behütet, in Ordnung gehalten! Mit welcher Freude sah er die ersten winzigen Beeren sich formen, mit welchem Stolz erntete er die erste blaue Traube, die er seiner Frau zureichte und gemeinschaftlich mit ihr zum Nachtisch verzehrte; die zweite wurde für den Sohn, Christian, verwahrt, der immer um diese Zeit einmal herüber kam, und die anderen, an einem Bindfaden gereiht, sorgfältig aufgehoben für besondere Tage oder auch besondere Gäste — (etwa, wenn der Herr Pastor einmal vorsprach, —) denen sie mit dem Wort: „Selbstgezogen" ausdrücklich empfohlen wurden. Und vorher die Sorge, ob nicht Diebe, oder Wespen die Ernte verleiden würden, — und die hübschen kleinen Säcke, die seine Frau dafür nähte, und den ersten reifenden Trauben schützend überzog —. Das waren seine Erholungsstunden, seine Feierstunden gewesen. Nun hatte er nur noch Sonntage; es war alles vorüber, Schule halten, hier Wohnen, Alles! Er fühlte plötzlich, wie ganz außerhalb er schon stand. Die Kinder, die jetzt getauft wurden, würden ihn nicht mehr kennen, weder fürchten noch lieben, die Leute ließen sich trauen und begraben ohne seine Mithülfe, und das überraschendste, traurigste war, es ging eben auch ohne ihn. — Es war aber jedenfalls gut, daß sie nicht, wie er gern gewollt, eine Wohnung gegenüber der Schule genommen hatten. Seine Frau verwahrte sich entschieden dagegen, „es ist mir zu schwer", hatte sie gesagt, und er wunderte sich darüber, denn sie war in Allem so gelassen und

gemäßigt und machte wenig aus ihren Gefühlen. Jetzt erst glaubte er sie, wie so oft, nachträglich zu verstehen. Ihre Besorgnis hatte allein ihm gegolten.

Als sie den Strauß in Empfang nahm, und ihn sorgsam, jeder Blume einzeln Willkomm gebend, in Wasser stellte, nahm er ihre fleißige Hand und küßte sie. „Ich dachte nur, Lottchen", erwiederte er auf ihren fragenden Blick, „wie klug du gewesen bist, daß du die alte Wohnung dem alten Hause gegenüber nicht haben wolltest. Als ich jetzt vorbeiging und Alles sah, — mein Gott, wie viel haben wir da erlebt, — da brachte ich dich zuerst hin, der Junge ist da geboren, — und wie oft haben wir dort gesessen, weißt du noch, an Sonntag Nachmittagen und Abends bei saurer Milch, — mit der Lampe, wie hübsch sah die aus im Grünen, und ich habe dir in der alten Laube manches mal vorgelesen". —

„Nun, und jetzt lesen wir hier Abends vor, und der Christian ist ein großer Mensch geworden und kommt auch hierher, so oft er kann;" sagte sie heiter. „Hier ist eine Karte von ihm, er und seine Frau machen sich nächstens einen freien Sonntag, um zu sehen, wo wir geblieben sind. Wenn du aber wieder ausgehst, sollst du nicht wieder an der Schule vorbei. Es ist noch zu früh, es ist unnütz, sich aufzuregen, dann gehst du hübsch links in das Gäßchen, und von da nach Hause. Thu' mirs zu Gefallen".

Am Nachmittag pflegten beide Eheleute einen gemeinsamen Spaziergang zu machen: dabei ging es dann ziemlich lebhaft zu, denn Frau Kühn freute sich, gute Bekannte zu treffen, und mochte sie gern anreden oder auch angeredet werden. Sie war eine durchaus zugängliche, fröhliche Natur. Auch ihr Mann liebte hier und da sein Wörtchen über das Wetter, Politik oder die Ernte mit anzubringen und dabei in den ihm gewohnten, belehrenden Ton zu fallen. Auch seine alten Schulkinder konnte er gar nicht vorüber lassen, ohne mit ihnen zu plaudern. Doch auch das ging nicht immer ohne trübe Erfahrungen. Einmal auf dem Rückweg, in der Nähe ihrer Wohnung, begegnete ihnen ein größerer Knabe mit Blumen in der Hand. „Ei Wilhelm", sagte Herr Kühn, stehen bleibend, „hast du die selbst gefunden? ja, ja, in Botanik warst du immer der Beste. Gleich zwei so seltene Exemplare, Frauenschuh und Fliegenorchis!" — „Von hier ist der Frauenschuh nicht", erwiederte der Knabe, „mein Vetter hat sie vom Forst mit herunter gebracht, aber die Orchis habe ich hier am Berge gefunden". (Botanik war, wie man gesehen, Herrn Kühn's Steckenpferd und seine Schüler waren deshalb auch mehr, als in Dorfschulen üblich, darin wohlbeschlagen).

„Und wo willst du damit hin?"

„Ich bringe sie dem Herrn Lehrer".

„Daß ist schön von dir, Wilhelm, so komm nur mit herauf, meine Frau wird wohl noch ein Stückchen Kuchen für dich haben".

Der Knabe wurde rot und verlegen. Jetzt erst merkte er, wie leicht er falsch verstanden werden konnte, aber er besaß nicht die Herzensfreundlichkeit, oder auch nicht die Geistesgegenwart, es bei dem Mißverständnis bewenden zu lassen". „Für den n e u e n Herrn Lehrer", stotterte er heraus und drehte die Mütze in der Hand. „Ach so, natürlich, ja so", — sagte der arme Herr Kühn, klopfte dem Jungen, schnell gefaßt, auf die Schulter und ging weiter. „Es ist ja zu erwarten, daß sie alle dem neuen Lehrer hofieren" sagte er wehmütig zu seiner Frau. „Deinen Kuchen kannst du dir nachher doch holen", rief er dann dem Weitereilenden gutmütig nach.

Solche Enttäuschungen kamen selbstverständlich oft. Ein andermal ließ er einen im Rechnen besonders schwachen Schüler sich kommen, um ihm Nachhülfestunden zu geben, denn abgesehen davon, daß er es aus Menschenfreundlichkeit um der Sache selbst willen that, wollte es ihm auch gar nicht behagen, daß er Nichts mehr zu schulmeistern hatte. Er ermächtigte seinen Schüler ausdrücklich dazu, den neuen Lehrer um Erlaubnis zu fragen, und der hatte es, wenn nicht gern, doch stillschweigend geduldet, vielleicht aber dem betreffenden Vater, wie dem König im Hamlet, doch ein wenig Gift in die Ohren geträufelt; denn als der Knabe nach Dorfmanier ohne etwas zu sagen, wegblieb, und Herr Kühn ihn darüber zur Rede setzte, sagte er entschuldigend: „mein Vater meinte, es wäre nicht gut, weil der Herr Lehrer noch die alte Methode hätten". Seit-

dem machte Herr Kühn nie mehr den Versuch, sich in dieser Weise einzumischen. — Der neue Lehrer war überhaupt jetzt die Sonne, um die sich die Planeten drehten. Er ließ nicht nur seine Schulkinder ihre einfachen Lieder singen, er gründete einen Gesangverein, dem auch die Beamten und Honoratiorentöchter gern beitraten. Er übte Motetten und Chöre, die an Festtagen in der Kirche aufgeführt wurden, er veranstaltete kleine Konzerte zu wohlthätigen Zwecken, nicht nur harmlose Kinderkonzerte, wie auch Herr Kühn sie seinerzeit zum Besten der Konfirmanden gegeben, sondern mit großen Dingen, wie achthändig Spielen und Quartetten und Deklamationen. Er war eben jetzt Hahn im Korbe.

Einmal hatte Herr Kühn, ungeschickt genug, auch geplant, seine frühere Klasse zu einem Spaziergang einzuladen, um nicht ganz in Vergessenheit zu geraten und auch seine fortgesetzten freundlichen Gesinnungen, unbeschadet der aufgegebenen Stellung, zu bekunden. Aber als der neue Lehrer hörte, daß dies im Werk sei — und vielleicht war dieses Vorhaben auch nicht eben taktvoll — machte er Herrn Kühn einen kleinen formellen Besuch und wendete die Sache so, daß e r den Spaziergang vor hatte und Herrn Kühn dazu einlud. Und Herr Kühn wollte nicht empfindlich scheinen und sagte zu; aber angenehm war es nicht, die ganze Zeit über zu sehen, wie vollständig er nur zum Vorgänger seines Nachfolgers geworden, und wie gänzlich sein Stern untergegangen war, seit er das Szepter seiner Macht niedergelegt hatte. Heimlich wurmte es ihn. Weshalb auch hatte er es so früh schon gethan? er war doch noch so ziemlich im Besitz seiner Kräfte, und hätte noch an der Stelle stehen können, die er nun mit Bitterkeit anderen, und, wie er sich nicht anders sagen konnte, fähigeren Händen überlassen mußte. Aber es sollten ihm die Augen noch ganz anders aufgehen. Er saß eines Tages mit einem seiner Freunde in einer schattigen Laube der Promenade, wo sie oft den Sommer-Konzerten zuhörten. Sie saßen eben schweigend, als ziemlich laut in ihrer Nähe folgende Unterhaltung laut wurde: „Das war also der neue Lehrer? ein recht vornehmes Wesen". „Ja, ein ganz anderer Schlag wie der alte Herr Kühn. Der paßte ja ganz gut für die früheren, einfachen Zustände, aber jetzt war er nicht mehr am Platz. Er fühlte das auch wohl selbst und ist freiwillig gegangen und das war klug, denn sonst hätten sie ihn doch schließlich gehen heißen; sie brauchen doch nun andere Kräfte. Er genügte nicht mehr". — Herr Kühn war ganz bleich geworden. „Nimm dir das doch nicht zu Herzen", sagte der Andere, indem er den Eindruck wegzulachen suchte. „Sie sind eben alle vernarrt in den neuen Lehrer. Neue Besen kehren gut. Der Nächste ist dann wieder der Beste. Die Vernünftigen werden dich noch manchmal zurückwünschen". Herr Kühn erwiederte nicht viel; sobald er konnte, machte er sich auf den Heimweg und suchte seine Gedanken zu ordnen. „Er genügt nicht mehr" und „sonst hätte man ihn gehen heißen". Tief schmerzte und kränkte ihn die Härte, die Undankbarkeit, — deshalb also hatte er ein Leben voll hingebender Arbeit diesem Ort gewidmet, das war nun der Lohn, — aber daneben hatte er die nicht unrichtige Ahnung, daß dem Allen eine unbekannte Wahrheit zu Grunde lag, daß er wirklich nicht mehr genügte. Er erzählte es seiner Frau ohne Kommentar und auch sie sagte nicht viel. „Wir Beide sind uns doch gut genug, wenn wir auch sonst aus der Mode gekommen sind. Und die Kinder haben doch immer gut bei dir gelernt", beschwichtigte sie ihn, seiner langjährigen Thätigkeit auch ihr volles Recht gebend. — Und sie saßen Hand in Hand auf der Veranda, bis die kleine silberne Mondsichel hinter dem wohlbekannten Berge aufstieg.

Aber Herr Kühn verwand den Eindruck des Gehörten nie wieder. Es ist immer bitter, sich entbehrlich zu fühlen; aber wir sind es leider, und selbst die Unentbehrlichsten müssen eben doch entbehrt werden. — Um aber bei Herrn Kühn zu bleiben: schwer geworden wäre es ihm nach dem ersten Gefühl der Arbeitsentlastung immer, sich nach jahrelangem, regelmäßigem Berufsleben in die ungewohnte Freiheit, in ein so total verändertes Dasein zu finden. Daß aber er nur entbehrte, und nicht, wie er unbewußt vielleicht gehofft, entbehrt wurde, war doch eine neue bittere Lektion, die er als großes Schulkind erst noch lernen mußte. Er ahnte noch nicht, wie schnell man jetzt lebt, wie



selbstverständlich Gewesenes dem Neuen Platz machen muß. Eine fremde Persönlichkeit, die ihn überflügelt, an seiner Stelle, neue und bessere Methoden, die er nicht kannte, andere Zeiten, andere Sitten, Fortschritte rechts und links und überall, die er nicht wegleugnen konnte, aber auch nicht zu erfassen vermochte. — Denn man muß auch gerecht sein, wir erfahren es alle Tage: man **wird** schnell vergessen; aber nicht immer liegt die Schuld an Veränderlichkeit des Menschen, auch der Fortschritt der Zeit, auch der Umschwung der Verhältnisse fordert sein Recht. Thatsächlich und allmählich war der kleine Ort um ihn her gewachsen, und in seiner Art Weltstadt geworden, und verlangte sein Teil an den Erfindungen und Entdeckungen wissenschaftlicher Forschung neuerer Zeiten; und die wirklich begriffen, mußten ganz naturgemäß auch andere Ansprüche machen, als nur an Fleiß, Ausdauer und Gewissenhaftigkeit, so schätzenswert diese Eigenschaften auch waren. Sie verlangten Genie, Leistungen, Kenntnisse und was das Schulfach betraf, Vereinfachung alter Lernbegriffe, Abrundung, Förderung. Und das war noch vor der Zeit der Röntgenstrahlen; wenn der alte Lehrer, der nun ausruht von seiner Arbeit, das noch erlebt hätte, daß durch Holz und Metall und menschliche Körperteile hindurch unwiderstehliche Strahlen dringen und leuchten können, — es wäre ihm vollends schwindlig geworden. Denn zu den fortstrebenden Geistern, die sich selbst als Mittelpunkt vergessen, die trotz ihres Alters jung bleiben in Lernbegierde und Wissensdrang, die helle Augen behalten, so oft auch Schwäche und Thränen die äußere Sehkraft getrübt haben, zu diesen gottbegnadeten gehörte er nicht. Er war ein einfacher Mann, der gern nach althergebrachten Gesetzen rechnete, und damit zufrieden war. Aber die neueste Zeit mit ihren Märchenerfindungen, den sonderbaren X-Strahlen, und wie viel anderen Erfolgen wissenschaftlichen Forschens, erlebte er nicht mehr. Als die alte Schule abgerissen, und ein neues stattliches Schulhaus gebaut wurde, ließ er sich überreden, mit seiner Frau zu Sohn und Schwiegertochter zu ziehen; aber so sehr sie ihn pflegten und auf Händen trugen, seine Kraft war gebrochen.

II. Pflicht.

„Er spielt gut.“ —

— Es war ein heißer Sonntag gewesen; auch jetzt gegen sieben Uhr blieb es noch schwül, und nur zögernd senkten sich Abendschatten über die Gegend. Wer nicht gern weit gehen mochte, oder wer erhitzt von den Bergen herabkam, fand hier gern einen Platz: das Häuschen im Grünen mit den schattigen Sitzen und dem Blick auf den Fluß lag an günstiger Stelle. — Die Gesellschaft im Kaffeegarten war eine gemischte: die Bemerkung über den Klavierspieler war von einer der vornehmeren Gruppen ausgegangen. Zum größten Teil aber schien die Bürgerschaft, häufig auch die dienende Klasse vertreten. Wenn das Volk sich vergnügen will, spannt es aus und thut dies auch gründlich. Die Intensivität, mit der schwer arbeitende Leute, (die Hand, die Samstags ihren Besen führt) ihren Feiertag ausnutzen, mit Kind und Kinderwagen ins Grüne ziehen, dort lagern, singen, Blumen pflücken, mit einem Wort: vollbewußt soviel Freuden und Erholung einsammeln, wie sie können, hat, wenn es nicht ausartet, etwas geradezu Rührendes. Zum Schluß wurde auch der Tanz, von dem jüngeren Teile wenigstens, nicht verschmäht; denn man mußte schon jung sein, um so tanzen zu können, wie die drinnen es thaten. Aus vollem Herzen: hier ein kleines Dienstmädchen, das nach angestrengter Wochenarbeit seinen freien Sonntag hatte, und das neue Kleid, das sie mühsam gewaschen und geplättet, selbst bei unsicherem Wetter willig preisgab, — da die Verkäuferin aus der Weißwarenhandlung, die den mühsamen Beruf, den ganzen Tag Rede stehen und anspruchsvollen Kunden mit immer gleicher Geduld das Verlangte vorlegen zu müssen, einmal vergaß, — die Gemüsehändlerin, die Montag wieder mit dem schweren Tragkorb herumgehen wird, in duftigem Rosa, — dort das niedliche Mädchen in Weiß mit der goldgelben Schärpe, sonst in einem Blumengeschäft thätig, — sie alle tauchten mit Wonne in das bunte Gewimmel und das Freiheitsgefühl unter, und verstanden es: „Hier bin ich Mensch, hier darf ichs sein.“

Es war richtig; der Klavierspieler machte seine Sache gut; er spielte mit vollendetem Rythmus, weichem und doch kräftigem Anschlag, und verfügte über eine große Auswahl der zur Zeit beliebtesten Tänze. Er spielte mechanisch und doch mit jenem Schwung, der das Talent kennzeichnet; es war anscheinend leichte Arbeit, denn er spielte nach dem Gehör, und doch auch wieder keine leichte Arbeit, stundenlang mit nur wenig Ruhepausen, für die oft wechselnden Gäste, in der übergroßen Hitze und dem aufwirbelnden Staub mit immer gleicher Frische spielen. So spielt man nur um sein Brot.

Es giebt Menschen, die bei solchen Gelegenheiten gerade auch den Nebenpersonen ein gewisses Interesse zuwenden; wer dies heute gethan hätte, würde in dem Klavierspieler wohl den Gegenstand seiner Studien gefunden haben. — Während er spielte und in den Zwischenzeiten, wenn er seinen Schluck Bier nahm oder von der Limonade nippte, die vorsorglich neben ihn gestellt war, und sich, aufblickend, die glühende Stirn trocknete, trug sein Gesicht einen weitentrückten, fernsehenden Ausdruck, der dem feinen Beobachter nicht entgangen wäre. Wenn die hübschen Mädchen, vom Tanz noch schnell atmend, Arm in Arm, an ihm vorbei, dem Ausgang zustrebten, sich ein wenig abzukühlen, die Kleine mit der goldgelben Schärpe von ihrem Tänzer eifrig unterhalten wurde, — die Kellner beflissen hin- und hergingen, die bunte Menge sich verlief und wieder ersetzte, sahen seine Augen ganz andere Bilder, die von den oberflächlichen Zuschauern so leicht wohl niemand erraten hätte. Eine schwere Woche lag hinter ihm, voller Angst, Sorge und Trauer; vor wenigen Tagen nur hatte er sein Kind zu Grabe geleitet, ein kleines Mädchen von zwei Jahren, ein sonniges Geschöpfchen, das der Eltern größtes Glück und Wonne gewesen war. Eine Kinderkrankheit hatte es schnell dahingerafft. Es war wohl kein Wunder, (wäre er auch kein Träumer gewesen, wie er einer war) wenn er von dem Gedanken nicht loskonnte. Er sah sein kleines Mädchen vor sich, fröhlich und gesund und dann so abgezehrt und verfallen, — man hätte es kaum für dasselbe Kind gehalten. Es ging zu Ende, und sie wußten es, saßen an seinem Lager, er und seine junge Frau, bis es stille für immer eingeschlafen war. Nun blieben sie wieder allein, wie im Anfang ihrer Ehe, und doch, wie anders. Es hatte sich Alles um die Kleine gedreht, in ihm hatten sich ihre Herzen zum zweitenmal gefunden, sie war der Mittelpunkt ihrer Liebe, ihrer Sorge gewesen. Nun stand drüben das leere Bettchen.

Das war Alles eben erst geschehen. — und nun saß er hier mit seinem blutenden Herzen und spielte Tänze. Er hatte erst absagen, nicht hingehen wollen, aber nach einiger Überlegung beschloß er anders. Jetzt war er in dem vielbesuchten, beliebten Gartenlokal der angestammte, sonntägliche Spieler. Der Wirt wollte ihm wohl und bezahlte ihn gut, und er brauchte Nebenverdienst; sein eigentlicher Beruf, die Schreibarbeit, warf nicht genug ab und er war nun einmal in drückenden Verhältnissen, in welche Krankheit und unverschuldetes Mißgeschick ihn gebracht; denn sie hatten bessere Tage gesehen. — Blieb er einmal aus, so konnte leicht ein Anderer sich einschieben und die gute Stelle ihm streitig machen. — Seine Frau seufzte dazu, aber sie fügte sich diesen Gründen. Ihre Schwester blieb heute bei ihr, sonst wäre ihr der erste Sonntag ohne ihn und die Kleine wohl unerträglich gewesen. — Wenn ihn früher zuweilen die wechselnde Menge als Phantasie-Bild auch interessiert hatte, (es war ihm nun längst zur Gewohnheit geworden, sein Gedankenspiel abgestumpft) heute hatte er noch weniger Augen und Ohren dafür.

Wie es nur möglich war, so kaleidoskopartig immer diese beweglichen herzbrechenden Szenen zu sehen, — durch den Lärm seines eigenen Spiels und das Geräusch tanzender Füße hindurch all die Töne und Stimmen zu hören aus dem Sterbezimmer! — Es giebt eben Klänge, die, mit peinlichster Genauigkeit in unser Gedächtnis eingegraben, Alles durchdringen, Bilder, oft schattenhaft, die doch wieder feuergleich auf der Seele brennen, und oft gerade im schroffsten Gegensatz zu der augenblicklichen Umgebung, unheimlich lebendig werden. —

„Einen Walzer, Herr Schwabe, — aber einen flotten!"

Wie er den Kopf hebt, sieht er in dem großen Spiegel gegenüber sein heißes Gesicht, und darüber die Paare, die wieder und wieder im Tact seiner Musik vorbei-



wirbeln, — er bemerkt es ganz wohl, daß der Herr dort zur Verzweiflung seiner Partnerin den Walzertact nicht beherrscht, — er sieht es recht gut, daß das feine Mädchen im himmelblauen Kleid durch Grazie ersetzt, was ihr an Schönheit vielleicht abgeht, — daß sie die neue Tour, in welcher der Tänzer seine Dame losläßt, und Beide sich einigemal drehen und dann wieder zusammenfliegen, (— eine gefällige, hübsche Tour übrigens, wenn sie geschickt ausgeführt wird, —) — am besten begriffen hat, — und dazwischen — sieht er doch deutlich zu Haus den kleinen Sarg mit den Blumen darauf, ja auch darin das weiße Kissen, auf welchem das müde Köpfchen ausruht, — und die wohlbekannten goldenen Locken. Er nimmt seine Frau in den Arm: „Geh' heute nicht mehr hinein, Lottchen, versprich, mir zu Liebe! — Komm, ich habe noch kein Abendbrot, und muß arbeiten." — Er sieht zu, wie sie mit leisen Schritten, — sie ist immer leise, aber es ist noch die gewohnheitsmäßige Art, das Kind nicht zu stören, — hin und her geht, und den Tisch deckt; kein Scherzwort dabei, wie so oft. Wird sie jemals wieder lachen können? — Sie versuchen Beide, Einer dem Anderen zu Gefallen, ein paar Bissen zu sich zu nehmen; eine Bedürfnis nach Speise und Schlaf macht sich auch geltend nach der angestrengten Pflege, den Nachtwachen; aber sie schiebt den Teller von sich und wendet sich ab, die stürzenden Thränen zu verbergen:

„Gestern Abend um diese Zeit — lebte sie noch, hofften wir noch." —

„Ich nicht mehr, Lottchen" — „Und hast nichts gesagt? — „Du hättest nicht geschlafen, und du mußtest haushalten mit deinen Kräften; es konnte noch Tage dauern. Ich versprach dir auch, dich zu wecken." — Sie wird ruhiger, steht auf, und räumt die fast unberührte, einfache Mahlzeit fort. Wie nett und sorgsam sie selbst heut' alles thut! — Sie ist solche fleißige, tapfere, kleine Frau, im besten Sinn seine Gehülfin, — und doch so kindlich, so hülfsbedürftig, so vertrauend dabei. Ihr Lebenskatechismus, nächst ihrem religiösen Gefühl, gipfelt in dem Satz: „ich liebe dich." — Er weiß, wie selbstvergessen, wie heiß, wie treu sie ihn liebt; — die sich so lieben und besitzen dürfen, sollen Gott loben, selbst wenn das Leben manchmal hart mit ihnen umgeht. — Er und das Kind! Das war ihre Welt. Das Kind! er hört sie durch die Wohnung gehen, die nur klein ist, — vor der Thür drüben bleibt sie stehen, und lauscht, wie sie oft gethan; sie geht nicht mehr hinein, heute nicht, sie hat es ihm zu bestimmt versprochen, es nicht mehr zu thun. Ach, die Stille, die feierliche Stille in dem kleinen Zimmer, aus dem sonst taubengleich das girrende Stimmchen des Kindes, das fröhliche Kosen der Mutter tönte. Unwillkürlich, — es ist eben eine Pause, — suchen seine Finger die alte Volksweise:

„Ein Sternlein stand am Himmel,
Ein Sternlein guter Art,
Das thät so lieblich scheinen,
So lieblich und so zart.

Ich kannte seine Stelle
Am Himmel, wo es stand,
Trat Abends auf die Schwelle,
Und suchte, bis ich's fand.

Und blieb dann lange stehen,
Hatt' große Freud' in mir,
Das Sternlein anzusehen,
Und dankte Gott dafür."

— Sie kommt zurück, und wie er die Arme ausstreckt, fällt sie fast auf seine Schulter: „Die Stille da drüben!" —

„Ist es nicht besser, mein Liebling, als die Unruhe zuletzt? Wir wollen es unserer Kleinen doch gönnen." Er wendet ihr die dunkle Seite der Lampe zu, — es ist eine altmodische Lampe mit grün-weißem Schirm, — und die überwachten, verweinten Augen sind so müde. — —

— „Bitte, Herr Schwabe, die neue Polka, — die" — der herantretende Tänzer summt den Anfang. —

— „Ja wohl" —

— Und sie schmiegt sich in seinen Arm. „Weißt du, was ich immer denke, mein Liebster?" —

„Was denn, Kind?“ — „Ich komme vielleicht Annemariechen bald nach.“ —

— „Möchtest du mir das anthun, und — dem neuen Kleinen? — Ich bin gerade dankbar für den Trost, der schon unterwegs ist. Willst du es denn nicht auch lieben? —

„Ach ja, aber ein Kind — ersetzt nicht das Andere, — und — und — ach, ich freute mich so, sie zusammen spielen zu sehen.“ —

Wieder die heiße, unaufhaltsame Thränenflut, die sie an seinem Herzen ausweint, alles besser indessen, als das krankhafte, thränenlose Schluchzen in den ersten Stunden, das ihm so angst machte. —

„Neulich ging ich vorbei, aber Sie wollten mich nicht sehen.“ —

„Wann denn?“ — „Am Donnerstag.“ — (Die Unterhaltung findet neben ihm statt zwischen der Kleinen in Weiß mit der goldgelben Schärpe und ihrem Tänzer.) „Am Donnerstag? ja, da hatten wir viel zu thun, — es waren zwei Todesfälle auf einmal, — so viel Kranzbestellungen. Da konnte man nicht aufsehen.“ —

„Ach, wer wird jetzt vom Sterben sprechen! Hochzeit, das ließe ich mir eher gefallen. Wenn ich nun einmal einen Strauß bestellte, Fräulein, würden Sie mir den selbst binden?“ — „Ich bin ja die Strauß-Binderin. Aber für wen denn?“ — „Vielleicht würde ich Sie bitten, ihn selbst zu behalten, zum Andenken, — oder ich gäbe ihn gar nicht wieder her und würde ihn in mein Zimmer stellen. Aber Sie müssen die Blumen alle selbst pflücken. Kommen Sie, wir wollen einmal trinken, — und dann tanzen Sie noch die Polka-Mazurka mit mir. — „Ich muß aber fort“ — und ich bringe Sie dann nach Hause.“ —

Pause. Dann beginnt die Polka-Mazurka. Die Paare strömen wieder herein, ordnen sich; er spielt, — aber immer zwischen Musik und Plaudern: das Heiligtum in seinem Herzen, immer das kleine Zimmer mit den Blumen und der tiefen, tiefen, fast beneidenswerten Ruhe. — „Willst du nicht zu Bett gehen, Lottchen?“

— „Ich kann doch nicht schlafen.“

(Sie haben sich für diese Nacht in das Wohnzimmer gebettet.) „Aber du mußt so früh aufstehen, und hast deine Kräfte so nötig. Glaubst du nicht, daß du einschlafen könntest, wenn ich neben dir säße, und du meine Hand hättest?“ — „Das hält dich ja auf, ich weiß, du bist in Rückstand gekommen, und hast noch so viele Bogen abzuschreiben.“ —

„Das wird schon fertig.“ —

— Er sitzt an ihrem Bett, und sieht mit Erleichterung, wie sie allmählich müde zu werden scheint. Einige Male murmelt sie halb schlaftrunken seinen Namen, und „Gute Nacht“, und hebt verlangend die Augen; er weiß, was sie will, sie ist eine so zärtliche, liebebedürftige kleine Frau, und es ist immer eine kleine Neckerei zwischen ihnen gewesen, daß sie sich auf die Fußspitzen stellen muß, wenn sie ihm einen Kuß geben will, — und daß er im Scherz sich noch höher und unerreichbarer macht, heute sinkt das Köpfchen müde an ihm hin, er muß es empor heben, — und fühlt dabei so gern das weiche, wellige Haar, — um seine Lippen auf den ihren ruhen zu lassen.

Sie legt ihr Gesicht auf seine Hand, und fällt endlich in Schlummer, schläft tief und fest, in glücklicher Stumpfheit, wie man nach einem großen Schmerz aus reiner Erschöpfung zuweilen schlafen kann, ohne doch den Verlust zu vergessen, der mit dem Erwachen gleich wieder da ist. — Er zieht leise die Hand fort, wartet noch einen Augenblick, und setzt sich an den Tisch, um zu schreiben; leise, damit die Feder kein Geräusch macht, und der Stuhl nicht knarrt, — Bogen auf Bogen, mit sorgsamer, fester Handschrift, doch noch leichtere Arbeit, als dies Spielen, um ihn her tiefe Ruhe, die sanften Atemzüge seiner schlafenden Frau, — und drüben die feierliche Stille, die doch zu leben scheint.

„Das Sternlein ist verschwunden,
Ich suche hin und her,
Wo ich es sonst gefunden,
Und find' es nun nicht mehr!“
— — Und find' es nun nicht mehr!“ —
— — — — — — — — — — — —

„Noch einen Walzer, Herr Schwabe!“

———



Die Franckeschen Stiftungen in Halle a. S.

Ein Beitrag zur 200jährigen Jubelfeier.

Von

Dr. Georg Frick (Kassel.)

Es ist ein bedeutsames Zusammentreffen, daß wenige Jahre nach der Jubelfeier der Universität Halle nun auch die Franckeschen Stiftungen, die mit jener zusammen den Ruhm der alten Salzstadt als Schulstadt begründet haben, auf eine zweihundertjährige Geschichte zurückblicken können. A. H. Francke, einer der ersten und einflußreichsten Lehrer der neuen Hochschule ist auch der Schöpfer jener großartigen Anstalten, die mit ihren mächtigen Häusern, langen Höfen und ausgedehnten Gärten innerhalb Halles eine kleine Stadt für sich zu bilden scheinen. Noch heute bezeichnet sie jedes Hallesche Kind als „das Waisenhaus", und doch war dieses nur der Ausgangspunkt eines gewaltigen Organismus von Einzelstiftungen, die, alle zusammen dem Dienst der inneren Mission geweiht, auf das ganze geistige Leben ihrer Zeit einen nachhaltigen Einfluß ausgeübt und für alle sozialen Bestrebungen bis zur Jetztzeit bestimmend und vorbildlich gewirkt haben. Gegründet, eine sittlich-religiöse Erneuerung unseres Volkes zu wirken, haben sie nicht aufgehört an der Volksseele erzieherisch zu arbeiten, und reiche Segensströme sind in den zweihundert Jahren ihres Bestehens von ihnen über unser deutsches Vaterland ausgegangen. Ja, man darf sagen, daß die Stiftungen A. H. Franckes mit allen wichtigen Bewegungen unserer Geschichte in kirchlicher, gelehrter und sozialer Beziehung eng verknüpft waren und an ihnen hervorragenden Anteil gehabt haben. Da mag es denn gerechtfertigt sein, daß neben den zahlreichen alten Schülern und Zöglingen, die in diesem Monat ihre Schritte nach Halle lenken werden, um in Dankbarkeit des großen Gottesmannes zu gedenken, der ihnen eine zweite Heimat schuf, auch weitere Kreise jene vielseitige Persönlichkeit und sein großes Werk sich vergegenwärtigen.

Dazu bietet sich jetzt umsomehr Gelegenheit, als die Buchhandlung des Waisenhauses eine Anzahl von Festschriften hat erscheinen lassen, die besonders geeignet sind, in die Geschichte und das Leben der Stiftungen einen Einblick zu gewähren. Wir nennen als erste „A. H. Francke und sein Hallesches Waisenhaus" von G. Fr. Hertzberg (Mk. 3,—). Der verdiente Gelehrte, der sich ja in jüngster Zeit der Geschichte seiner Vaterstadt mit besonderem Glück zugewandt hat, giebt in dem Buche einen Überblick über die Vergangenheit der Anstalten von ihren ersten Anfängen bis zur Gegenwart. Die Verlagshandlung hat das Werk mit einer Fülle von ganz neuen eigens hierfür aufgenommenen Abbildungen und einem außerordentlich sorgfältig und sauber ausgearbeiteten Plan (von H. Frächtenicht) versehen und damit eine Gabe geschaffen, die nicht nur allen alten Zöglingen eine willkommene Erinnerung bieten wird, sondern auch sonst auf weitgehende Beachtung Anspruch erheben darf. In das Leben auf dem Waisenhause selbst führen uns ein die Erinnerungen eines ehemaligen „Orphanus": „Zehn Jahre Zögling der Waisenanstalt in den

Franckeschen Stiftungen (Oktober 1841—März 1852)" von K. Wilh. Schmidt (Mk. 1,80). Mit liebevoller Treue und frischem Humor ist hier geschildert, wie sich das kleine alltägliche Zusammensein mit so vielen Kameraden in Stube und Klasse noch heute in einem dankbaren Gemüte abmalt. Auch wer der Zeit des Verfassers und den gezeichneten Lehrerpersönlichkeiten ferner steht, wird doch noch vieles Anheimelnde in dem Büchlein finden. Denn gerade auf solchen Anstalten pflegt ja die Tradition eine bedeutende Macht zu sein und mit Vergnügen haben wir gesehen, daß die uns so geläufigen Einrichtungen, Sitten und auch Schülerausdrücke sich schon aus alter Zeit herschreiben. So wünschen wir der Schrift recht weite Verbreitung bei allen denen, die mit Freude auf ihre in den Anstalten verlebte Jugendzeit zurückblicken. Der Verfasser hat durch dieselbe sich und seiner alten Erziehungsschule ein gleich ehrendes Zeugnis gesetzt. — Einen wesentlich anderen Charakter trägt die eigentliche Festschrift der Buchhandlung: „Zur Geschichte der Buchhandlung des Waisenhauses und der Cansteinschen Bibelanstalt in Halle a. S." von Aug. Schürmann (Mk. 3,—). Schürmann, der gegenwärtige Administrator der Buchhandlung ist als Forscher auf dem Gebiete der Entwicklung des deutschen Buchhandels durch eine Reihe wissenschaftlicher Werke rühmlich bekannt und als Autorität unter seinen Fachgenossen hoch geschätzt. Die Veranlassung zu der vorliegenden Schrift gab ihm die Thatsache, daß Franckes Verdienste um die Entwicklung der Buchhandlung wie der Bibelanstalt noch nicht genügend gewürdigt, ja vielfach garnicht gekannt sind, und allerdings kommt er gestützt auf das freilich ziemlich dürftige Quellenmaterial im Verlauf seiner eingehenden Untersuchung zu so überraschend neuen Ergebnissen, daß wir in ihr eine wesentliche Bereicherung der Franckelitteratur überhaupt erblicken. Wir werden im Nachstehenden noch öfter auf diese wie die anderen genannten Schriften zurückkommen. Außer ihnen sind noch eine Reihe weiterer Festschriften angekündigt, die aber zur Zeit der Niederschrift dieser Zeilen noch nicht erschienen waren. Von älterer Litteratur haben wir mehrfach benutzt die kleine anspruchslose Studie des früheren Direktors Otto Frick: „Die Franckeschen Stiftungen (Halle. Buchhandlung des Waisenhauses. 1892. Mk. 0,36). Sie giebt auf engstem Raum eine feinsinnige Charakteristik A. H. Franckes und eine zahlenmäßige Übersicht über seine Schöpfungen.

Der äußere Lebensgang A. H. Franckes ist so bekannt, daß wir uns begnügen dürfen, ihn in wenigen Strichen wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Er wurde am 22. März 1663 zu Lübeck geboren; den größeren Teil seiner Jugend verlebte er in Gotha; dort besuchte er auch das Gymnasium und wurde von demselben im Alter von 14 Jahren zu akademischen Studien entlassen. Nachdem er auf den Universitäten Erfurt und Kiel Theologie studiert, auch bei einem längeren Aufenthalt in Hamburg seine Bildung durch die Beschäftigung mit der hebräischen, der englischen und französischen Sprache vervollständigt hatte, erwarb er im Jahre 1681 in Leipzig die Doktorwürde und habilitierte sich daselbst. Hier gründete er nun sein berühmtes Collegium philobiblicum; es hatte zum Ziel eine vertiefte Pflege der damals sehr vernachlässigten Auslegung der heiligen Schrift mit Zugrundelegung des Urtextes. Im Jahre 1687 unterbrach er seine Thätigkeit noch einmal, um sich in Lüneburg unter der Leitung des damals sehr berühmten praktischen Theologen Sandhagen in der Schriftauslegung weiter zu bilden. In dieser Zeit fand nun jene große Wandlung in ihm statt, die für sein ganzes Leben bedeutungsvoll werden sollte. Nach schweren Kämpfen und inneren Erfahrungen rang er sich von toter, unbefriedigender Buchstabengelehrsamkeit zu einem lebendigen Glauben durch, dessen er gewiß wurde, als eigenster Erfahrungsthatsache, als der wirklichen Selbstoffenbarung göttlicher Gnade an seinem inneren Menschen. Diese Erweckung von Zweifel und Verirrung zu dem Bewußtsein thatsächlicher steter Lebensgemeinschaft mit Gott und seinem Heiland wurde für ihn eine Erweckung zu neuem Leben und segensreichstem Wirken. Denn von nun an sah er alles in dem Licht dieser göttlichen Gnade, bezog alles auf das Reich Gottes und fühlte sich gedrungen, von diesem Reiche zu zeugen und für dasselbe zu arbeiten. So neu gerüstet nahm er, nachdem er zuvor Spener in Dresden besucht hatte, und zu ihm in das innigste Freundschaftsverhältnis getreten war, seine Lehrthätigkeit wieder auf, freilich mit noch weit größerem Erfolge: wie er selbst von der neu-



belebenden Kraft gewissen Glaubens getragen war, so forderte er auch von seinen Zuhörern eine Erfassung und innerliche Aufnahme der göttlichen Heilsthatsachen mit gläubigen Herzen; so stellte er der damaligen in äußerlicher Dogmatik erstarrten Theologie die Versenkung in die heilige Schrift und das persönliche Verhältnis zu Gott und Christo gegenüber. Diese vergalt ihm die Absage von dem herkömmlichen Kirchentum mit bitterer Feindschaft. Es ist bekannt, wie er erst in Leipzig genötigt wurde, auf die theologischen Vorlesungen zu verzichten, wie dann auch in Erfurt, wo er als Diakonus an der Augustinerkirche wirkte, seines Bleibens nicht war, bis Gott ihn endlich an die Stelle führte, wo seine reichen Gaben zur vollsten Entfaltung kommen sollten. Er wurde im Januar 1692 nach Halle berufen, wo ihm die doppelte Aufgabe eines Pastors an der St. Georgenkirche in der damaligen Vorstadt Glaucha und eines Professors für griechische und hebräische Sprache, später auch für Theologie an der neu zu errichtenden Universität zufiel.

Am 7. Januar bestieg er zum erstenmal die Kanzel der alten Klosterkirche, um seine Antrittspredigt über 1. Kor. 2, 2 zu halten. Wie in Erfurt, so war auch hier die Kanzel der Ort, von dem er zunächst wirkte und Hohe und Niedere, Gebildete und Ungebildete gewann und packte. Es ist uns aus einer ganzen Reihe einzelner Beispiele bestätigt, daß er gerade durch seine Predigten, durch die Macht seines Wortes auch frühere Gegner zu sich herüberzuziehen wußte. Und doch war dies Wort schlicht und einfach, frei von jeder künstlichen Rhetorik, aber es kam aus der Tiefe des Herzens und war der Ausdruck einer in sich gefesteten Glaubensgewißheit. Immer wies er auf die unerschöpflichen Schätze der Schrift hin, wußte sie zu heben und als ihren fruchtbarsten Gewinn ernste Buße und innere sittliche Erneuerung, die sich dann auch im praktischen Leben zu bethätigen habe, aufzudecken. An Zerwürfnissen und traurigen Streitigkeiten mit der orthodoxen Geistlichkeit hat es auch in Halle nicht gefehlt, er ist ihnen nicht aus dem Wege gegangen und hat sie, wie es kraftvollen Persönlichkeiten eigen ist, kampfesfroh durchgefochten. Der Erfolg war auf seiner Seite: schon nach kurzer Zeit hat er in seiner durch die Untreue seines Vorgängers arg verwahrlosten Gemeinde wie in der ganzen Stadt sich eine feste Stellung geschaffen.

Nicht minder einflußreich war seine Wirksamkeit an der Universität. Hier begegnete er sich mit dem ihm schon von Leipzig her bekannten Thomasius, und so fremd sich beide Männer auch ihrer Weltanschauung nach gegenüberstanden, so gingen zeitweise ihre Wege doch nebeneinander her,*) sodaß man beide als die gemeinschaftlichen Begründer des Ruhms der neuen Hochschule ansehen darf. In seinen Lehrvorträgen hielt er sich fern von scholastischer Systembildung oder philologisch-historischer Kritik; er forderte, daß die Studenten sich nicht bei den äußeren Schwierigkeiten aufhalten, sondern auf die innere Aneignung der Wahrheit dringen sollten. Denn bei aller eigenen, tiefgegründeten Gelehrsamkeit kam es ihm doch weniger darauf an, wissenschaftlich gebildete Theologen, als im lebendigen Glauben stehende Seelsorger heranzubilden. So wirkte er auf Lehrstuhl wie Kanzel als Begründer einer ganz neuen Richtung, die nun den früheren Spottnamen Pietismus als Ehrennamen annahm und ihre bedeutsame Stellung in der Geistesgeschichte unseres Volkes hat. Wenn Spener als ihr Vater genannt wird, so ist doch ohne Zweifel ihr kräftigster Förderer und erfolgreichster Bahnbrecher A. H. Francke gewesen.

Zu Seelsorge und Lehramt gesellte sich nun noch jene großartige Thätigkeit, die sich an die Errichtung der Franke'schen Stiftungen anschloß und in wenigen Jahrzehnten seinen Namen über Länder und Meere trug. An sein „Waisenhaus" recht eigentlich knüpfen sich diejenigen Erinnerungen an, die ihm unser Volk noch bewahrt. Seine Gründungen gingen aus von dem Streben, der leiblichen und seelischen Not unter seinen Gemeindemitgliedern zu steuern. Wie er von Anfang an auf eine geregelte Armenpflege sann und sie durch eine Almosenordnung zu heben suchte, die nachmals vorbildlich für die allgemeine Armenordnung für Halle vom Jahre 1706 wurde, so nahm er sich mit besonderer Liebe der verwilderten Jugend an. Aus kleinsten Anfängen wuchs — nach der bekannten Schenkung des „ehrlichen Kapitals" von sieben Gulden — die Armenschule (1695). Damit war der Boden geschaffen, auf dem sich eine der eigenartigsten

*) Vgl. Allg. konf. Monatsschrift. 1898. S. 176f.

Gaben des vielseitigen Mannes entfalten konnte. Die großen pädagogischen Erfolge dieses unter den ungünstigsten Verhältnissen arbeitenden Unterrichts führten ihm weitere Schüler aus dem Kreise wohlhabender Bürger zu und so entstand die **Bürgerschule**. Daran schloß sich das (später Königliche) **Pädagogium** zur Erziehung und wissenschaftlichen Ausbildung von Kindern vornehmer Eltern, die ihm durch das rasch wachsende Vertrauen in seine Schulthätigkeit zugebracht wurden. Daneben trat im Jahre 1697 die **Lateinische Schule** (später Lateinische Hauptschule genannt) für solche Knaben bürgerlicher Familien, die sich akademischen Studien zuwenden wollten. Aus dem Bedürfnis, die Ärmsten der Schüler dauernd unter Aufsicht zu behalten, ging der Gedanke hervor, einige mittellose, in der Regel elternlose Kinder ganz in Pflege zu nehmen. Mit ihnen wurde in einem eigens von Francke für seine Erziehungszwecke gekauften und hergerichteten Gebäude, dem jetzigen Glauchaischen Predigerhause, das „**Waisenhaus**" begründet. Die Zahl der Zöglinge in den verschiedenen Anstalten, die ursprünglich auf die kleinsten Verhältnisse berechnet waren, wuchs beständig, so daß die Notwendigkeit, für sie mehr Raum zu schaffen, sich aufdrängte; gleichzeitig flossen aber auch die Mittel durch die Teilnahme mildthätiger Menschen immer reichlicher, sodaß man an die Erbauung eines eigenen großen Gebäudes denken konnte. 1698 wurde an Stelle des „güldenen Adlers", dessen Gasthofsschild noch jetzt pietätvoll über dem Eingang der allen Schülern wohlbekannten Naturaliensammlung aufbewahrt wird, der Grundstein zu einem mächtigen Neubau gelegt, dem auch heute jedem Fremden imponierenden „**Hauptgebäude**" am Franckeplatz. An dieses haben sich dann nach und nach die übrigen Gebäude nach Osten hin angeschlossen und eingefügt, die jetzt den ausgedehnten „Vorderhof" begleiten und demselben den Anblick einer langen Straße verleihen; um ihn legten sich dann die weiteren Bauten und nach Süden zu die großen Gärten und Spielplätze, welche in der Erinnerung jedes alten Zöglings eine besonders freundliche Stelle behaupten. Alle diese umfangreichen Gebäude, deren Entstehung Hertzberg im Einzelnen schildert, waren im Wesentlichen schon zu Franckes Lebzeiten in Angriff genommen und durchgeführt, und staunend steht man heute inmitten jenes großen Komplexes still voll Bewunderung über die Kraft des einen Mannes, der allein gestützt durch das felsenfeste Vertrauen auf die Gnade und Hülfe seines Gottes das Wagnis eines solchen Riesenwerkes unternahm.

Dieses Vertrauen ist nicht zu Schanden geworden. Die Wahrheit des Wortes, das Francke auf der Giebelfront seines Hauses anbringen ließ (Jes. 40, 31: Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler) hat er an sich selbst fortdauernd erfahren. Die Hülfe wurde ihm zunächst durch die Unterstützung frommer Menschen, die um so reichlicher floß, je weiter der Ruhm seiner Anstalten sich ausbreitete. War er doch der Gewissensbeistand einer großen Anzahl angesehener und vornehmer Personen, mit denen er in stetem brieflichen Verkehr stand und die ihm häufig genug für seine seelsorgerische Thätigkeit durch Zuwendungen für sein Werk gedankt haben mögen.

Auch die Huld seiner Herrscher hat ihm nicht gefehlt. Der Kurfürst, nachmalige König Friedrich I., schenkte ihm zum Bau des Hauptgebäudes Steine, überwies ihm die Erträgnisse einer Landeskollekte und stattete vor allem die junge Anstalt mit einer Reihe wichtiger Vorrechte — so mit der Befreiung von Lasten und mit Privilegien für Buchhandlung, Buchdruckerei und Apotheke — aus. Noch mehr wandte Friedrich Wilhelm I., der für die praktische Richtung in Francke eine besondere Zuneigung empfand, den Stiftungen seine Unterstützung zu. Dieser Schutz ist auch von den späteren Königen wiederholt den Anstalten zugesichert worden. Friedrich Wilhelm III. hat in einer Kabinetsordre vom 26. April 1806 dem in schwerer Zeit besonders deutlichen Ausdruck gegeben: „Anstalten wie diese, die ein ganzes Jahrhundert hindurch ohne alle Unterstützung von Seiten des Staates demselben Tausende der geschicktesten und besten Diener gebildet und demselben noch mehrere hilflose Waisen ernährt und zu fleißigen und nützlichen Staatsbürgern erzogen haben, haben die gegründetsten Ansprüche an den Staat, die Sorge für die Erhaltung ihrer wohlthätigen Wirksamkeit zu übernehmen. Daher halte ich es für Pflicht, diese Anstalten nicht nur in ihrer gegenwärtigen Not zu unterstützen, sondern

auch für die Zukunft so zu fundieren, daß sie in ihrer bisherigen ganzen Wirksamkeit immerwährend fortdauern können.... Es müssen lieber neue Einrichtungen unterbleiben, ehe man Stiftungen von so entschiedener, umfassender und bleibender guter Wirksamkeit einschränken oder allmählig versinken lassen darf".*) Und Kaiser Wilhelm I. hat dem Vater des Schreibers dieser Zeilen gegenüber diese gnädigen Zusagen in einer für die Entwicklung der Francke'schen Stiftungen höchst bedeutsamen Audienz erneuert und versprochen, „daß er diese Stiftungen, denen die volle Teilnahme seiner Königlichen Eltern und im Besonderen seiner Königlichen Mutter gehört habe, gleich seinen Ahnen nicht werde sinken lassen".

Indes würden die milden Gaben allein nicht ausgereicht haben, die Anstalten zu solcher Blüte zu bringen, wenn Francke es nicht verstanden hätte, innerhalb seiner Gründungen sich selbst neue Einnahmequellen zu erschließen. Es ist einer der anziehendsten Punkte seines Charakters, daß derselbe Mann, der als schlichter Prediger das Herz seiner Zuhörer bewegte, mit seinen Studenten Bibelauslegung und Vertiefung in Gottes Wort betrieb, der ganz aufging in der Fürsorge für seine Mitmenschen und beständig in den kühnsten Entwürfen zur Ausbreitung des Reichsgottesgedankens schwebte, daneben doch eine außerordentlich praktische Natur war, die mit großer Verstandesschärfe den klaren Blick und die nüchterne Auffassung des Geschäftsmannes verband und sich mit gleicher Sicherheit, wie auf geistlichem und gelehrtem, so auch auf kaufmännischem Gebiete bewegte. Waren seine Schöpfungen ursprünglich aus kleinen Anfängen, dem augenblicklich sich geltend machenden Bedürfnis folgend, entstanden, so wuchsen sie unter seiner genialen organisatorischen Leitung sehr bald zu einem großartigen Gefüge von Anstalten und Voranstalten aus, die sich nicht nur in ihren Aufgaben innerlich ergänzten, sondern auch äußerlich stützten und trugen. Im Anfang auch als Wohlthätigkeitsanstalten gedacht, mußten doch bald die für die bemittelten Zöglinge gegründeten Erziehungsinstitute, wie Pädagogium und Lateinische Schule, die Waisenanstalt und Armenschule mit ihren Überschüssen an Schul- und Kostgeld unterstützen. Dazu kamen denn die eigentlich erwerbenden Anstalten: die **Apotheke** und **Medikamentenanstalt**, die **Buchhandlung** und **Buchdruckerei**.

Die Notwendigkeit, für die vielen Pflegebefohlenen jederzeit Arzneimittel zur Verfügung zu haben und die Schwierigkeit dieselben, da Glaucha noch keine eigene Apotheke besaß, zumal zur Nachtzeit aus Halle zu erlangen, führte Francke zur Errichtung einer selbständigen **Apotheke**, für welche er i. J. 1698 das Privilegium erhielt. Wie sehr er indes auch diese in den Dienst christlicher Nächstenliebe stellte, erhellt daraus, daß ihre Arzneien zunächst den Armen unentgeltlich geliefert wurden. Bis zum Werte von 3000, ja 4000 Thalern jährlich wurden so Medikamente verschenkt, weit mehr als die Summe der als Reinertrag an die Hauptkasse der Stiftungen abgelieferten Gelder je betrug. Im Anschluß an die Apotheke war die **Medikamentenanstalt** ins Leben gerufen: sie übernahm den Vertrieb der sogenannten Geheimmittel des Waisenhauses, von denen ja die essentia dulcis auch heute noch geschätzt wird. Ihr Ruf verbreitete sich schnell, und namentlich in Form von Hausapotheken gingen ihre Erzeugnisse über ganz Deutschland und in ferne Länder. Noch heute sind sie in Süd-Afrika außerordentlich gesucht, freilich ohne daß die Stiftungen einen Nutzen davon ziehen, da sie dort an Ort und Stelle nachgeahmt und unter falscher Aufschrift in den Handel gebracht werden; aber eine Zeit lang hat gerade die Medikamentenanstalt die bedeutendsten Überschüsse abgeliefert, im Jahre 1761 bis zur Höhe von 36103 Thalern (nach O. Frick).

Als Gründer der **Buchhandlung** nennt die Überlieferung meist den nachmaligen Vorsteher derselben G. Julius Elers, der auf eigene Gefahr hin die Leipziger Messe mit einer Predigt Franckes bezogen und dieselbe dort unter dem Spott der zünftigen Buchhändler feilgeboten haben soll. Schürmann weist in der angeführten verdienstvollen Schrift nach, daß diese Annahme irrig ist. Auch bei der Begründung und Entwicklung der Buchhandlung darf Francke selbst als die treibende Kraft angesehen werden. Es war nur die Bethätigung seines Dranges, nach allen Seiten hin zu missionieren, wenn er auch

*) Nach O. Frick a. a. O. S. 23f.

litterarisch und publizistisch auf die Massen einzuwirken suchte. So legte er mit seinen eigenen Schriften und Predigten, denen sich verwandte Schriften, namentlich Speners anschlossen, den Grundstock zu einem kleinen Verlagsgut, mit dem Elers samt einem Gehilfen im Jahre 1698 zum ersten male die Ostermesse besuchen und dort Geschäfte machen und anknüpfen konnte. Für die folgenden Jahre weisen dann die Meßkataloge eine rasche Zunahme der Verlagswerke auf, unter denen am zahlreichsten wieder die Schriften Franckes vertreten sind. Er war es, der durch seinen wachsenden Ruhm auch diesem Zweig seiner Gründungen immer größere Bedeutung und damit steigenden Absatz verlieh. Von dem zunehmenden Umfang der Geschäfte giebt nicht nur die bald notwendig gewordene Verlegung der Buchhandlung aus der ihr ursprünglich zugewiesenen Kammer im Pfarrhause schließlich in das oben genannte Hauptgebäude Zeugnis, sondern auch das Streben Franckes, in anderen Städten Zweigniederlassungen zu errichten. Als solche wurde im Jahre 1702 in Berlin am Mühlendamm mit königlicher Genehmigung und im Beisein Franckes — ein Beweis seiner persönlichen Anteilnahme — die „Buchhandlung des Hallischen Waisenhauses“ eröffnet; ihr folgten stehende Niederlagen an den Hauptplätzen des Buchhandels, in Frankfurt a. M. und Leipzig. Aber diese Sortimentsthätigkeit war doch nicht Selbstzweck, sondern sollte in erster Linie dazu dienen, den Verlag zu kräftigen und produktiv zu gestalten. Es ist erstaunlich, wie sich aus den kleinsten Anfängen hier in wenigen Jahren ein Institut ausbildete, in welchem praktische und wissenschaftliche Interessen der verschiedensten Art, doch alle Kirche und Schule dienend, ihren Mittelpunkt fanden. Aus den erhaltenen Korrespondenzen geht hervor, daß Francke selbst unablässig bemüht war, seinen Einfluß im Interesse des Verlages geltend zu machen, seine persönlichen Beziehungen zur Anregung großer Unternehmungen auszunutzen; und so spiegelt sich denn auch in seiner Verlagsthätigkeit ein Bild der in Francke überhaupt vorwaltenden Strebungen wieder. Auf dem Gebiet der Theologie, namentlich der von Francke selbst ausgebauten praktischen Theologie, der Pädagogik, die im engsten Zusammenhang mit seinen Schulen und Erziehungsanstalten stand, und der gelehrten Litteratur, wie sie durch seine Beziehungen zur Universität gefördert wurde, zeichnet sich die junge Buchhandlung aus, und auf allen drei Gebieten leistet sie Hervorragendes, am meisten immer Francke selbst, der in seinen knappen Mußestunden eine bewunderungswürdige Produktivität zeigte; mit Recht darf daher Schürmann darauf aufmerksam machen, daß jener nicht allein der Schöpfer und Organisator seiner Anstalten auf Grund fremder Mittel sei, sondern auch durch die Erträgnisse seiner Schriften unter den Wohlthätern derselben hervorrage.

Schon in Erfurt hatte Francke es sich angelegen sein lassen, durch Massenbezug von Bibeln diese dem armen Volke zu wohlfeilen Preisen abgeben zu können. Jetzt wurde es sein dringender Wunsch, durch Herstellung einer billigen Bibel dem Bedürfnis der breiteren Schichten des Volkes entgegenzukommen. Wiederholt hat er sich mit diesem Gedanken beschäftigt, auch in einer seit d. J. 1695 erscheinenden Monatsschrift die Notwendigkeit einer Revision des Luthertextes betont und die Vorarbeiten dazu geliefert, aber erst im Jahre 1709 nahm der Plan greifbare Gestalt an. Einen eifrigen Förderer desselben gewann er in dem Freiherrn von Canstein, der nach Speners Tode (1705) einflußreiches Haupt der pietistischen Bewegung und von je her ein warmer Verehrer Franckes war. Es handelte sich zunächst um Beschaffung eines Kapitals durch freiwillige Gaben, von dem die ersten Einrichtungen eines reicheren Schriftmaterials, das für den stehenden Satz nötig war, bestritten werden könnten. Diese Sammlung nahm nun Canstein in die Hand, um die Erbitterung der Buchführer über die Konkurrenz von dem Waisenhause abzulenken. Aber der Erfolg war doch äußerst gering: mit dem von Canstein selbst der Bibelanstalt bei seinem Tode hinterlassenen Kapital hat er im ganzen nur 11825 Thlr. 4 Gr. an diese abgeführt. Das ist der Grundstock der sogen. Canstein'schen Bibelanstalt, eine Summe, die in gar keinem Verhältnis zu den sonst von Francke für seine Stiftungen aufgebrachten Geldern steht. Thatsächlich hat dann auch die Bibelanstalt nach den ersten Anfängen sich selbst erhalten, und es ist gewiß ein beredtes Zeugnis ihrer energischen, zielbewußten Leitung, wenn sie trotzdem einen so glänzenden Aufschwung

zu verzeichnen hatte. Auch dieser ist in erster Linie der eifrigen, umsichtigen Fürsorge Franckes und der von ihm gewählten Mitarbeiter zu verdanken; ihr gegenüber tritt die Thätigkeit Cansteins ganz zurück, wie denn auch ursprünglich die Massenbibeln den Zusatz trugen: „Halle. Zu finden im Waisenhause." An Canstein erinnerte nur die von ihm verfaßte und jeder Bibel vorgedruckte Vorrede. Erst als mit dem Tode jenes diese veraltete Vorrede fortgelassen wurde, setzte man einer Rücksicht der Pietät folgend auf das Titelblatt: „Halle, in der Cansteinschen Bibelanstalt." Dadurch wurde das Mißverständnis möglich, als ob Canstein der geistige und materielle Urheber der Bibelanstalt wäre, das schließlich soweit führte, daß man auch die großen Gebäude auf dem Vorderhofe, die die Aufschrift Canstein'sche Bibelanstalt und Canstein'sche Bibeldruckerei trugen, seinem Wirken zuschrieb. Thatsächlich ist also auch diese Bibelanstalt ein Kind Francke'schen Geistes; sie fügte sich seinen allgemeinen, auf die sittlich-religiöse Erneuerung des Volkslebens gerichteten Bestrebungen aufs glücklichste ein. Denn durch sie wurde erst die Bibel zu dem, wozu Luther mit seiner Übersetzung sie hatte machen wollen, zu einem wirklichen Volksbuche. Wenn auch die Zahl der aus ihr hervorgegangenen Heiligen Schriften — über 7 Millionen — gering erscheint gegenüber den Ausgaben der mit viel größeren, freiwillig gespendeten Mitteln arbeitenden Bibelgesellschaften, so bleibt es doch das unvergängliche Verdienst Franckes, durch seine Gründung den Anstoß und das Vorbild zu allen diesen auf eine Massenverbreitung der Bibel hinzielenden Arbeiten gegeben zu haben. Auch seine Bemühungen um die Säuberung und Verbesserung des Luthertextes blieben nicht auf das Halle'sche Waisenhaus beschränkt. Der sogenannte Canstein'sche, in Wirklichkeit Francke'sche Text erfreute sich bald eines solchen Ansehens, daß er fast in der ganzen evangelischen Kirche aufgenommen wurde. Er dient auch der neuen revidierten Bibel, die im Jahre 1892 von der Canstein'schen Bibelanstalt ausgegeben wurde, als Grundlage, und so darf denn jenes große Werk, an dem jahrzehntelang gearbeitet ist, als Abschluß ächt Francke'scher Ideen angesehen werden.

Es würde zu weit führen, den Einzelschöpfungen und großen Entwürfen A. H. Franckes, die zum Teil unausgeführt blieben, aber alle den Gedanken einer organischen Zusammenwirkung zur Lösung der sozialen Frage im christlichen Sinne zum Ausdrucke brachten, eingehender gerecht zu werden. Der Leser mag auf die Zusammenstellung bei O. Frick und die ausführlichen Darlegungen bei J. Hertzberg verwiesen sein. Eine Anstalt ist indes noch kurz zu berühren, die auch eine ziemlich selbständige Stellung innerhalb der gesamten Stiftungen einnimmt und doch recht eigentlich das Gefüge derselben ergänzt. Kann man die bisher genannten Anstalten und die sich daranschließenden, wie Freitisch, Witwenhaus, Siechenhaus, Herberge zur Heimat (Hospiz), als Veranstaltungen der inneren Mission bezeichnen, so ist Francke doch ebenso auf dem Gebiet der äußeren Mission bahnbrechend vorgegangen: die ersten deutsch-evangelischen Missionare, B. Ziegenbalg und H. Plütschow, deren Aussendung von epochemachender Bedeutung für die gesamte neuere Missionsgeschichte geworden ist, waren Franckes Schüler und von diesem empfohlen. Und wenn sie auch im dänischen Dienste nach Trankebar auszogen, so blieb doch der geistige Mittelpunkt der deutschen Mission in Ostindien das Waisenhaus in Halle. Während des ganzen 18. Jahrhunderts sind aus ihm eine Reihe weiterer Glaubensboten für die Mission in jenen Ländern hervorgegangen, und die Mitteilungen der draußen arbeitenden Missionare, die von den jedesmaligen Direktoren dem Druck übergeben wurden — das älteste deutsche Missionsblatt —, haben nicht wenig zur ersten Weckung und Pflege des Missionssinnes beigetragen. Wenn heute die ostindische Missionsanstalt nicht mehr selbstständige Arbeit treibt, so ist sie doch infolge ihres Vermögens in der Lage, durch reiche Beiträge verschiedene Missionsgesellschaften zu unterstützen. Noch mehr Bedeutung hat sie in jüngster Zeit wieder durch die Reorganisation und planmäßige Ausgestaltung ihrer Bibliothek bekommen, die mit ihrem wertvollen Archiv und bedeutenden Bücherschätzen schon jetzt für die missionskundlichen Bestrebungen der Provinz Sachsen einen beachtenswerten Mittelpunkt bildet, aber auch weiteren Kreisen sehr gern zur Verfügung steht.

Auf die pädagogische Wirksamkeit Franckes gehen wir, so notwendig sie auch zu dem vollen Bilde seiner Persönlichkeit gehört, an dieser Stelle nicht ein, da sie erst

kürzlich in der Monatsschrift gewürdigt ist.*) Doch mag bemerkt sein, daß ein berufener Beurteiler und Kenner der neueren Pädagogik von ihm bezeugt: „er galt nicht nur mit Recht als einer der bedeutendsten Pädagogen der neueren Zeit, sondern er hat auch im besonderen zur Behandlung vieler Punkte und Fragen die erste Anregung gegeben, welche zeitweilig vergessen und verdunkelt, gerade in der neuesten Zeit wiederum die Schulwelt, die Elternkreise und den Staat als höchste Schulaufsichtsbehörde auf das lebhafteste bewegen." So hat er auch hier vorbildlich bis heute gewirkt. Gerade der Ausbau der Francke'schen Gedanken in der gegenwärtigen Zeit, wie er durch D. Frick in Angriff genommen und von seinem Nachfolger im Amte, W. Fries, fortgesetzt wird, nämlich die Lehrerbildungsfrage und Lösung derselben durch Hebung und rationelle Pflege der unterrichtlichen Arbeit, die sich in der Erneuerung des alten Seminarium praeceptorum Franckes kund thut, hat dazu geführt, daß nun auch der Staat nach jenem Muster Veranstaltungen für eine ausreichende praktische Vorbildung der Lehrer an höheren Schulen getroffen hat. Er hat auch die Bedeutung der von den Francke'schen Stiftungen nach dieser Richtung ausgegangenen Anregung gewürdigt, wenn er jüngst dem ersten Direktor eine Professur für Pädagogik an der Universität verliehen und damit die von altersher bestehenden Beziehungen zwischen Stiftungen und Hochschule wieder enger geknüpft hat.

So haben die Keime vieler lebensfähiger Gedanken in den Francke'schen Stiftungen geruht, die auch heute noch Frucht tragen und neues Leben wirken können. Freilich mußte manches von dem, was Francke geschaffen hat, inzwischen aufgegeben werden, anderes hat an seine Stelle treten müssen, aber der Organismus der Stiftungen ist ihrer Bestimmung und Geschichte nach erhalten geblieben. Über die mannigfachen Veränderungen und Umgestaltungen, die das Werk Franckes im Laufe der Zeit erfahren hat, berichtet das soeben beim Abschluß dieser Zeilen erschienene Buch von W. Fries.**) Der Verfasser setzt mit seiner Darstellung bei dem Beginn des zweiten Jahrhunderts der Stiftungen ein, weil damit eine neue Epoche für dieselben anhebt, wo sie völlig einen öffentlichen Charakter gewinnen und der Staat seinerseits thatkräftig sich ihrer annimmt, um sie schließlich in ihrem Bestande dauernd sicher zu stellen. Daß das geschehen ist, war das Verdienst A. H. Niemeyers, eines Urenkels Francke's, der mit Kraft und Umsicht die Stiftungen durch die schwerste Krise ihrer Geschichte hindurchgeführt hat, sodaß er mit Recht als ihr Retter und Erhalter, als ihr zweiter Stifter gepriesen werden kann. Auch die weiteren Direktoren und ihre Bestrebungen, das Erbe A. H. Franckes zu hüten und zu wahren, werden mit liebevoller Treue gezeichnet, so daß diese neueste Festgabe als ein außerordentlich dankenswerter Beitrag zur Geschichte der Francke'schen Stiftungen erscheint. Es ist von hohem Interesse zu verfolgen, wie jeder der Direktoren sich bemüht hat, dem einen oder anderen Gedanken Franckes im besonderen nachzugehen, einzelne Zweige des Gesamtorganismus nachdrücklicher zu pflegen, je nachdem er unter den wechselnden kirchlichen und politischen Zeitströmungen seine Aufgabe erfaßte. Aber von allen gilt doch, daß sie sich bemühten, an dem großen, wenn auch im einzelnen anders auszugestaltenden Plan von ineinandergreifenden Schul- und Erziehungsanstalten festzuhalten, als einem Hauptteil des größeren Organismus von Veranstaltungen, welche in ihrer Gesamtheit dem Reiche Gottes und durch die Kraft desselben der Erneuerung unseres Volkslebens dienen sollen. Im Verlauf der ganzen Geschichte hat sich aber an den Stiftungen und ihren Leitern das Trostwort erfüllt, das A. H. Francke einst an seine Mitarbeiter gerichtet hat: „Ich habe es in den vorigen Zeiten mit aller Freudigkeit gesagt und sage es noch mit gleicher Freudigkeit, daß der Herr sein Werk nicht verlassen, noch versäumen werde; des sollt ihr Zeugen sein, die ihr das Leben haben werdet, zum Preise und zum Lobe dessen, der unser Helfer ist, daß er, wenn er scheinet sein Werk zu verlassen und die Welt sich darüber freuen will, alsdann erst recht anhebet, solches zu verherrlichen und groß zu machen."***)

*) Im Februarheft 1898, S. 163 f.

**) W. Fries, die Francke'schen Stiftungen in ihrem zweiten Jahrhundert. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1898

***) Mitgeteilt von W. Fries, a. a. O. S. V.



Zur polnischen Frage.

Es erschien vor wenigen Jahren bei Leopold Freund in Breslau eine Broschüre mit dem Titel „Die polnische Frage von einem Eingeweihten". Dieselbe fand überall bei unbefangenen Geistern volle Zustimmung. Der damalige Oberpräsident von Posen, Graf Zedlitz-Trütschler schrieb dem Verfasser der Broschüre: „Können Sie mir nicht noch tausend Exemplare davon verschaffen? Ich würde keinen Augenblick zögern, durch eine Verordnung allen Haushaltungen in der Provinz die Verpflichtung aufzuerlegen, diese Broschüre zu halten, damit man sich einmal gründlich in der Provinz orientiere, welche Rechte der Staatsregierung den polnischen Einwohnern gegenüber zustehen, und welche Verpflichtungen den Letzteren der preußischen Staatsverwaltung gegenüber obliegen, wenn dieselben darauf Anspruch machen wollen, die gleichen und vollen Staatsbürgerrechte, wie die übrigen preußischen Unterthanen, der Regierung gegenüber geltend machen zu können, oder gar an der ferneren Staatsleitung durch Beschickung des Parlaments Teil zu nehmen". Das Ministerium des Inneren fand nach Prüfung der Broschüre es für gut, den ganzen beim Verleger noch vorhandenen Vorrat aufzukaufen, und dieselbe den leitenden Behörden in den von Polen mitbewohnten östlichen Provinzen zu ihrer näheren Orientierung und zum leitenden Anhalt ihres ferneren eigenen Verhaltens gegen etwa widerstrebende Polen zuzusenden. Es scheint nicht, als ob die Polen dadurch zu einem rationelleren Entgegenkommen gegen die Auffassung der Regierungsbehörden gelangt wären. Man kann leider von Neuem nur bestätigt finden, was nun schon seit einigen Dezennien erprobt ist, daß die dem preußischen Staatsleben nun einmal einverleibten Polen jedem politisch vernünftigen Vorschlage nur einfach taube Ohren entgegenhalten. Der Grund liegt in der unverbesserlichen Auffassung, wie sie erst kürzlich von einem hervorragenden Abgeordneten polnischer Zunge ausgesprochen ist, nämlich „Das geeinigte Deutschland ist der Ruin für die polnischen Zukunftsgedanken". Bilden sich wirklich einige Polen ein, daß das Königreich Preußen auf diese Vereinigung Deutschlands, die mit seltenem Heldenmute und großem, großem Blutverluste zum Heile der deutschen Nation nun endlich einmal errungen ist, lieber wieder verzichten soll, um nur ja nicht die phantastischen politischen Hoffnungen der innerhalb der deutsch-preußischen Grenzen wohnenden Polen auf baldigen oder dereinstigen Wiederabfall von dem deutschen Gesamtreiche zu verkümmern?

Haben denn die Polen ganz vergessen, daß sie, als sie noch ein eignes Reich bildeten, immer im blutigen Parteihader untereinander gelebt haben, und daß, als es infolgedessen um 1770 zur Teilung kam, sie selbst, soweit sie dem preußischen Staatsgebiete angrenzend waren, selbst nach Preußens Hauptstadt kamen, um den preußischen großen König zu bitten, er möge sie vor einer völligen Einverleibung in das russische Reich schützen und ihnen die preußischen Grenzen zu ihrer künftigen besseren Sicherheit öffnen? Glauben sie etwa, daß der große preußische Monarch sich in der Meinung dazu entschloß, die unter seinen Schutz genommenen Polen würden ihre Dankbarkeit dadurch an den Tag legen, daß sie mit strenger Eifersucht jede Annäherung an die übrigen Bewohner

des preußischen Staatsgebietes von sich wiesen und daß sie unter seinem Schutze auch ferner nur polnische Interessen verfolgen und jedem Fortschritte preußischer Machtvollkommenheit und staatlicher Entwickelung Preußens den Rücken drehen oder positive Hindernisse entgegenhalten würden? Und doch ist es bis heute nicht anders Seitens der dem preußischen Staate unwiderruflich angehörenden Polen geschehen. In der That, die Langmut der preußischen Staatsregierung wird dadurch fortdauernd und bis heute auf eine starke Probe gestellt. Es kann deshalb nichts schaden, wenn die Polenfrage von Zeit zu Zeit etwas eingehender aufgenommen wird, wozu auch die nachfolgenden Zeilen einige, wie wir hoffen, nicht unnütze Beiträge zu liefern bestimmt sind.

Schreiber dieser Zeilen, welcher lange Jahre in den Provinzen Westpreußen und Posen gelebt, amtlich fungiert und reichlich Gelegenheit gehabt hatte, die politischen und Zukunftsideen der dort lebenden Polen ziemlich gründlich kennen zu lernen, war erstaunt, als er mehrere Jahre später in dem eigentlichen Zentrums-Lande, dem Lande Münster-Paderborn sich aufhielt, die Wärme wahrzunehmen, welche in den Herzen der strengeren Katholiken überall den „armen Polen“ entgegengebracht wurde. Als er einige Exemplare der damals gerade erschienenen, oben erwähnten Broschüre „die polnische Frage“ zur Einsicht mitteilte, damit man sich daraus etwas näher über die wirkliche Lage der Dinge in den Provinzen Posen und Westpreußen orientiere, erhielt er fast überall dieselbe Antwort: Ja wohl, sehr interessant geschrieben, aber der Sache nach sind wir hier, als strenge Katholiken, überall diametral entgegengesetzter Meinung.

Freilich, der Schreiber dieser Zeilen mußte es in einer Gesellschaft hochstehender westfälischer Katholiken mit anhören, daß einer dieser Katholiken zu dortigen, mit anwesenden katholischen Priestern gewandt, mit Emphase ausrief: „Ja, was mich betrifft, so kann ich von mir sagen, daß ich, wenn ich die Macht dazu hätte, nichts lieber thun würde, als die ganze Gesellschaft lutherischen Glaubens aus unserer Provinz hinauszujagen“. Und in dieser selben Gesellschaft war man sich doch allseits vollkommen bewußt, daß man Unterthan eines Staates war, auf dessen Throne eine lutherische Königsfamilie herrsche, welche allerseits als die vornehmlichste Beschützerin der seiner Zeit durch schwere Kriege errungenen evangelisch-lutherischen Kirche geachtet und hochgehalten wird. Kann man aus solchen Kreisen ächte Vaterlandsliebe und Hingebung an einen vom Throne ergehenden Ruf nach Schutz des einmal im Staate bestehenden Rechtszustandes des evangelischen Glaubens erwarten?

Freilich, auch die polnische Bevölkerung in ihrem Hauptsitze innerhalb des preußischen Staatsgebiets, in der Provinz Posen — (denn die Provinz Westpreußen ist ursprünglich deutsch-kolonisiert durch den deutschen Ritterorden, und hatte, nachdem der Orden der Übermacht Polens erlegen war, wahrlich nicht, was namentlich Sprache und kirchliches Bekenntnis betrifft, für Schonung Seitens des polnischen Gebieters sich zu bedanken) — die Bevölkerung der später zu Preußen gelangten Provinz Posen hat auch verschiedene Verwaltungs-Grundsätze Seitens der neuen Landesherrschaft erfahren. Es bedurfte erst verschiedener Erfahrungen, ehe man sich überzeugte, daß nur Konsequenz hier zum Ziele führen könne.

Daß unter dem ersten Gouverneur, dem Fürsten Radziwill, der geschäftliche wie gesellige Ton in der Provinz wesentlich ein polnischer blieb, war wohl natürlich. Dies änderte sich zuerst nach dem polnischen Aufstande in dem russischen Anteile des alten Polenreiches im Jahre 1830, als man sah, welch' einen Zuzug von Polen, Edelleuten und Bauern, aus der Provinz Posen nach dem russischen Gebiete jener Aufstand nach sich zog. Seit Beendigung des Krieges gegen Napoleon bestand in der Provinz die Vorschrift, daß alle Zivilprozesse in der Sprache des Klägers, und nur, wenn dieser notorisch beider Sprachen mächtig sei, in deutscher Sprache verhandelt werden sollten — in der That, eine sehr milde Bestimmung. Indes betrieb der sarmatische Adel von Beginn an die Verhöhnung der preußischen Gesetze längst wie einen standesgemäßen Sport — und Graf Raczinski hatte vom damaligen Könige erlangt, daß alle Prozesse ohne Ausnahme in der Sprache des Klägers geführt werden sollten. Seitdem jubelten die Polen, die Politik des Germanisierens sei zu Ende, und so begann denn auch alsbald auf

dem Posener Landtage der Ansturm gegen das Deutschtum, und diese Haltung des polnischen Adels pflanzte sich ungestört bis zum polnisch-russischen Kriege fort. Erst als dieser Krieg beendet war, fand man es in Berlin doch geratener, den bisherigen Protektor des Polentums durch einen deutschen Beamten zu ersetzen, und erwählte den bisherigen Präsidenten der Regierung zu Marienwerder, Flottwell, zum ersten Ober-Präsidenten in Posen. Diese Wahl war gut gemeint. Flottwell hatte den Ruf eines korrekten und energischen Geschäftsmannes, und hatte sich diesen Ruf durch seine Verwaltung in Westpreußen auch mit vollem Rechte erworben. Doch mißglückte die Wahl in einem Punkte. Flottwell war entschieden ein bureaucrate bourgeois, das mußten selbst seine sonstigen Verehrer eingestehen. Und dies war der Balken, über den er in der Provinz Posen schließlich fiel. Er wußte nicht, oder beachtete es nicht, daß der allein tonangebende Teil der polnischen Nation ihre Aristokratie war und heute noch ist. Gegen deren gesellschaftliche Gewohnheiten stieß nun der formlose Büreaukrat unzählige Male an, so daß er sich schon dadurch jedes persönliche Vertrauen des Polentums verscherzte. Natürlich verschärfte die Wahrnehmung dieses Umstandes sein unverbindliches Wesen gegen den polnischen Adel männlichen und weiblichen Geschlechts, und so trat denn allgemach eine Spannung ein, über welche es bei der Huldigung zu Königsberg im Jahre 1840 zur offenen Aussprache kam. In Gegenwart Flottwells trat eine Deputation des polnischen höheren Adels vor den neuen preußischen König mit heftigen Anklagen gegen die angeblich gewohnheitsmäßige brüsken Manieren des fungierenden Oberpräsidenten gegen Männer und Frauen und erreichte, da Flottwell es unterließ, dem Könige gegenüber sich im Beisein der Polen zu rechtfertigen, seine Enthebung von dem Posten als Ober-Präsident von Posen, der nunmehr durch den Graf Arnim-Boitzenburg besetzt wurde. Offenbar glaubte der König, einen Mann von entgegengesetzten Manieren oder Formen an diese Stelle berufen zu müssen. Allein es ging wie so oft schon: Incidit in Scyllam, qui vult evitare Charybdim.

Graf Arnim hatte vom Könige die Weisung erhalten, mit dem polnischen Adel gesellschaftlich so entgegenkommend und glimpflich als möglich zu verkehren, um die peinlichen Erinnerungen an die schroffen Manieren des verflossenen Regimes vergessen zu machen. Da es hierbei vornehmlich auf den geselligen Verkehr in der vornehmen Gesellschaft abgesehen war, so erschien es auch nur zu natürlich, daß die Gräfin Arnim die Weisung des Königs auch mit an sich gerichtet ansah. Sie folgte nun mit ganzer Selbstverleugnung dieser Weisung, und die gute Gesellschaft wußte sehr bald nicht genug zu erzählen von dem Hof, der dem polnischen Adel in den Sälen des Ober-Präsidenten fortan gemacht wurde. Dies mußte aber wohl etwas zu weit getrieben worden sein, denn die Erzählungen häuften sich über manche Mißgriffe, die hierbei mit unterliefen. So ward unter anderen eine Anekdote gern wiedergegeben, daß sich ein Regierungsrat polnischen Namens der Gräfin auf einem Balle vorstellen ließ, ohne daß dabei der Amtstitel des Vorgestellten genannt war. Dann trat ein andrer Gast hinzu und redete den Vorgestellten mit „mein Kollege“ an. Die Gräfin erstaunte und fragte: „Wie so Ihr Kollege?“. „Nun ja, der Regierungsrat von Tischowitz ist mein Kollege“. Danach richtete die Gräfin an diesen die Bemerkung: „Mein Gott, ich dachte, Sie wären ein Pole“, wendete sich um und hat nie wieder ein Wort mit ihm gewechselt. In Wirklichkeit machte das gesellschaftliche Entgegenkommen des Grafen Arnim keine Eroberungen unter dem Kern des polnischen Adels. Wenige Jahre vergingen und die polnische Verschwörung unter Mieroslawski 1845/6 brach aus, und zwar, wie dem Schreiber dieser Zeilen einige Jahre später einige der Regierung ergebene Polen sagten: „unbedingt herbeigeführt durch das übergroße Entgegenkommen des Grafen Arnim, in dem sie des Königs eigenen Willen, und als Grund dazu eine zunehmende Besorgnis vor gewaltsamem Widerstande im polnischen leitenden Kreise zu erkennen geglaubt hätten“. Verlaßbare Polen erklärten, ohne das nachgiebige Entgegenkommen des Grafen Arnim wäre eine Verschwörung wie diejenige von 1846 nicht möglich gewesen. Viel wird auch noch gesprochen, namentlich in posener Beamtenkreisen, von einem bekannten „Testament Flottwells“, welches gesunde Prinzipien für die Leitung der Provinz und ihre allmähliche Verschmelzung

mit deutschem Wesen enthalten habe. Ja, in jüngster Zeit erging noch im Abgeordnetenhause eine Erklärung aus dem Munde des Kultusministers in folgenden Worten: „Die Polen haben sich über das Ministerium des Kultus hinsichtlich des öffentlichen Unterrichtswesens in der Provinz nicht zu beklagen, denn wir stehen noch heute auf dem Programme des Testaments des Ober-Präsidenten Flottwell". Diese Bemerkung ist nun aber entschieden nicht ganz korrekt gewesen. Denn schon das Ministerium des Inneren weiß lange nichts mehr von diesem Testament, über dessen Unwert, ja dessen Unausführbarkeit längst schon in der Provinz selbst keine Illusion mehr obwaltet. Die angestrebte „Verschmelzung der beiden Nationalitäten durch Errichtung gemeinsamer Schulen, Seminarien, landschaftlicher Kreditanstalten (der sog. Landschaft)" wurde schon unter der Verwaltung des Ober-Präsidenten von Puttkamer als gänzlich unausführbar wieder fallen gelassen. Die Tagungen der gemeinschaftlichen Kreditgesellschaften endeten stets mit verstärkter Erbitterung der beiden Nationalitäten, sodaß die Trennung in zwei gesonderte Landschaften im Jahre 1857 erst wieder den Frieden herbeiführte. Niemals ist die Rückkehr zum Flottwellschen Testamente auch annähernd wieder vorgeschlagen.

Wie ernst es der polnische Aufstand in den Jahren 1846/48 gemeint hatte, der durch die offenen Feldschlachten vor Xions und Wreschen erst niedergeschlagen werden mußte, erwies sich unter anderem auch daraus, daß bei der durch den Ober-Präsidenten von Puttkamer angeordneten Zählung der in Posen wohnenden polnischen nicht legitimierten Bevölkerung noch im Jahre 1852 sich zwischen 1000 und 1200 aus Russisch-Polen hereingerufene polnische Überläufer befanden, welche noch von dem offenem Kampfe der Revolutionszeit in der Provinz zurückgeblieben waren. Elemente, jeder Zeit bereit, an einem, für spätere Zeiten etwa wieder in Aussicht genommenen offenen Kampf von Neuem unter polnischer Fahne gegen die preußische Landesregierung teilzunehmen. Natürlich wurde der größte Teil dieser gefährlichen Elemente wieder mit Zwang in ihre russische Heimat zurückgewiesen. Aber es gab auch hierbei wieder zahlreiche nervenschwache Gemüter in der Provinz und selbst bis in die höheren Verwaltungssphären hinein, welche darüber, als über eine unbegründete Grausamkeit, die Köpfe schüttelten. Um der Wiederkehr solcher gefährlichen Eindringlinge in die Provinz Posen einen Riegel vorzuschieben, erließ der Ober-Präsident von Puttkamer eine Verordnung, daß jeder ansäßige Pole in der Provinz Posen fortan verpflichtet sein sollte, jeden fremden polnisch redenden Ankömmling ohne Verzug bei dem zuständigen Landrate anzumelden, bei Androhung einer Gefängnisstrafe bis vier Wochen im Unterlassungsfalle. Katholische Geistliche aber, welche, wie es schon mehrfach geschehen war, zu Gunsten eines solchen Überläufers oder eines besonderen, Seitens der beiden polnischen Insurrektions-Klubs zu London (aristokratische Farbe), und zu Paris (demokratische Farbe) nach der Provinz gesandten Emissärs, in die Kirchenbücher falsche Geburts- oder Taufeintragungen gemacht hätten, sollten mit Amtsentsetzung bestraft werden. Die Notwendigkeit dieser Androhung stellte sich sehr bald in einem eklatanten Falle heraus. Es wurde dem Ober-Präsidenten aus vertrauter Quelle gemeldet, daß ein vielberufener revolutionärer polnischer Emigrant als Revolutionsschürer bei dem Grafen Miloslav in Wreschen unter falschem Namen eingetroffen, aber dem Landrate nicht gemeldet worden sei. Es erging sofort Befehl vom Ober-Präsidenten, es solle genaueste Haussuchung im Schlosse des Grafen gehalten und event. der Gesuchte sofort verhaftet werden. Die Haussuchung geschah unter lebhaftester Versicherung des Grafen, daß kein wahres Wort an der Mitteilung sei. Sämtliche Zimmer wurden durchsucht, bis auf ein Gemach, welches durch eine schmale Tapetenthür von den übrigen Räumen getrennt war. Der Graf versuchte, diese Thür ungeöffnet lassen zu wollen; sie führe nur zum Schlafgemach der Gräfin. Der strikte Befehl des Ober-Präsidenten erlaubte den Kommissaren nicht, auf die Bitte einzugehen, und als man die Tapetenthür öffnete, wurden die Sohlen von zwei Männerstiefeln unter dem Bette der Gräfin sichtbar, an denen dann der berüchtigte und vielgesuchte Revolutions-Emissär herausgezogen wurde. Man setzte ihn auf eine Kalesche und schaffte ihn wieder über die Grenze zurück. Der Graf wurde zu vier Wochen Gefängniß verurteilt, die er hinter den Gittertraillen seines eigenen Dominial-Gefängnisses ruhig absaß. Ein katholisch-polnischer Geistlicher zu Gnesen

wurde wegen Ausstellung eines falschen Taufzeugnisses seines Amtes entsetzt. Eine ziemliche Bestürzung befiel den feindlich gesinnten Adel der Provinz. Aber verlaßbare, dem preußischen Throne ergebene polnische Edelleute drückten dem Ober-Präsidenten ihre volle Zustimmung aus, indem sie für alle Zukunft die alte Erfahrung einschärften: Der polnische Edelmann kann nur mit eiserner Hand zum Gehorsam gezwungen werden, nur muß diese Hand mit einem seidenen Handschuh überzogen sein.

Schreiber dieser Zeilen hatte in seinen jüngeren Jahren Gelegenheit, Freundschaft mit zwei polnischen Edelleuten zu schließen, welche beide den Aufstand gegen Rußland im Jahre 1830/31 mitgemacht hatten. Sie machten beide kein Hehl daraus, mir von den Ursachen Mitteilung zu machen, welche nach ihrer Meinung die schließliche Niederlage der polnischen Truppen im Felde herbeigeführt hätten. Es sei dies in erster Linie die dem polnischen Edelmanne seit Jahrhunderten innewohnende Abneigung gegen eine geregelte Subordination. Es sei geradehin peinlich für sie Beide im Felde gewesen, zu sehen, wie alle Anstrengungen der befehlenden Offiziere vergeblich gewesen, den mitstreitenden Edelmann zum Gehorsam unter den Befehl des Vorgesetzten zu gewöhnen. Es sei dies ja freilich auch die allgemein zugestandene Ursache gewesen, weshalb das alte polnische Reich sich nicht habe halten können, nämlich die unüberwindliche Abneigung des polnischen National-Charakters gegen systematische Unterordnung unter den Befehl eines Höheren, auch im inneren Staatsdienste. Jeder dünke sich dem Andern gleich. Und so werde es ferner gehen mit den Bruchteilen, welche den benachbarten Staaten zugefallen sind. Beide Gewährsmänner dieser Äußerungen sind inzwischen längst verstorben, und es ist keine Indiskretion, ihre Mitteilungen heute zu veröffentlichen, wo sie Manchen zur Berichtigung über die fortdauernden Nationalfehler des polnischen Adels aufzuklären geeignet sind. Und stimmt diese Mitteilung nicht heute noch genau zu dem Verhalten der dem preußischen Staate zugefallenen ehemals polnischen Landesteile und ihrer heutigen polnischen Bewohner?

Was die Herzensstimmung in den Familien des polnischen Adels in der Provinz Posen und teilweise noch in der Provinz Westpreußen betrifft, so mögen hier noch einige Beläge Platz finden, welche dem Schreiber dieser Zeilen aus den Zeiten seines dortigen Aufenthalts im Gedächtnis geblieben sind. In einer ihm befreundet gewordenen Familie eines polnischen Landedelmannes hatte ein Sohn auf der Universität Königsberg Jura studiert und war nach beendetem Studium in das elterliche Haus zurückgekehrt. Von mir befragt, ob er gedächte, in den preußischen Justizdienst zu treten, antwortete er mit größter Ruhe: „Pfui! ich diene nur meinem Vatterland.“ Später, nachdem der letzte französische Krieg so glorreich für Deutschland und insbesondere für Preußen beendet war, ereignete es sich, daß Verfasser dieser Zeilen in einer von Polen und Deutschen besuchten Privatgesellschaft in der Stadt Posen seiner Freude und Genugthuung hierüber Ausdruck gab, aber von einem mitanwesenden, ihm übrigens bereits wohlbekannten Polen zu hören bekam: „Ja, Sie als Preuße mögen wohl Stolz empfinden über Ihre Waffenerfolge, aber uns Polen werden Sie es wohl nachfühlen, wenn wir ganz entgegengesetzte Hoffnungen auf diesen Krieg gesetzt hatten. Denn von einer Niederlage der deutschen Armee konnten wir eine Aufbesserung unserer politischen Lage erwarten.“ Und hatte ein einziger Pole aus den Provinzen Posen und Westpreußen sich freiwillig dem Kampfe gegen Frankreich angeschlossen? Und verhältnismäßig selten treten noch heute polnische Edelleute aus den genannten Provinzen freiwillig ein in den preußischen Militärdienst, um auf Avancement zu dienen!

Und die Mitglieder dieses ihren Haß gegen Preußen so schlecht verhehlenden Volksstammes, verlangen von diesem selben Staate Preußen dieselben politischen Rechte und ihnen wird dieselbe Teilnahme an der politischen Leitung dieses Staates durch Berufung in die beiden Häuser des preußischen und deutschen Parlaments zu teil, welche denjenigen Unterthanen eingeräumt wird, welche jeder Zeit bereit sind, ihr Herzblut für dieses ihr Vaterland zu vergießen! —

Der westfälische Friede von 1648 gewährte in einer seiner Stipulationen bekanntlich für alle deutschen Fürstenhäuser als fortbestehend das Recht, Andersgläubige aus ihren

Gebieten auszuweisen, sofern solche nur irgend welchen Anlaß zum Mißtrauen gegen ihre Anhänglichkeit an diesen ihren heimatlichen Staat zu erkennen geben sollten. Nur die Rücksicht sollte dabei geübt werden, daß den Ausgewiesenen eine billige Zeitfrist zur Auflösung ihres einheimischen Haushalts gelassen werden müsse. Wäre dieses völkerrechtliche Abkommen noch heute in Kraft, gegen wie manche adlige Familie aus den ehemals polnischen, ja selbst aus den hervorragend ultramontanen Kreisen des westfälischen Sauerlandes, dieser Hauptquelle des preußischen Ultramontanismus, ließe sich noch heute die an sie zu richtende Aufforderung rechtfertigen, ihr Bündel zu schnüren und das heimatliche preußische Gebiet zu verlassen! Das sollten sich die Führer des ultramontanen Zentrums doch von Zeit zu Zeit in Erinnerung rufen!

Und die polnisch redenden Polen mögen nicht vergessen, daß die Einsichtigeren und Unbefangeneren unter ihnen selbst oft genug deutschen Beamten gegenüber das schon oben erwähnte Bekenntnis abgelegt haben: Der polnische Adel kann nur mit eiserner Faust zum Gehorsam gegen den Staat angehalten werden, diese Faust muß nur mit einem seidenen Handschuh überzogen sein. Sapienti sat.

Die vorstehenden Ausführungen, welche uns von hochgeschätzter Hand zugehen, enthalten einen interessanten und lehrreichen Rückblick auf die Denkweise und das Auftreten des polnischen Adels innerhalb der preußischen Monarchie. Aber neben dem polnischen Grundadel spielt seit vielen Jahrzehnten die katholische Geistlichkeit eine mehr und mehr ausschlaggebende Rolle und außerdem hat sich etwa seit 1861 in den polnischen Gebietsteilen der östlichen Provinzen allmählich ein polnischer Bürger- und Mittelstand gebildet, der früher beinah garnicht vorhanden war, jedenfalls ganz hinter dem deutschen Element in den Städten zurücktrat, jetzt aber von Jahr zu Jahr an Einfluß gewinnt.

Die polnische Geistlichkeit ist durchweg von Abneigung, um nicht zu sagen Haß gegen Preußen und Deutschland erfüllt. Durch die Zeitungen sind in neuerer Zeit eine Menge Geschichten gegangen, die alle beweisen, daß die Herren Pröbste im Geheimen und öffentlich einen geradezu verzweifelten Kampf gegen das Deutschtum und besonders gegen die preußische evangelische Regierung führen. Das war schon im Jahre 1870 so. Als ich im Beginn der Mobilmachung im Posenschen bei einem katholischen Probst einquartiert war, der noch dazu nicht einmal aus Posen, sondern aus Deutsch-Schlesien stammte, war ich erstaunt zu hören, mit welch vollendeter Gleichgültigkeit dieser Herr der deutschen Sache gegenüberstand und wie er gar keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß ihm der Sieg des katholischen Frankreichs im Interesse der „Kirche" lieb und angenehm sein würde. Instinktiv fühlt der Geistliche polnischer Nationalität, daß mit dem Anwachsen des deutschen Elements Bildung und Aufklärung wächst und seiner Stellung als Leiter des Volkes der Boden entzogen wird. Daher die planmäßige, von jesuitischen Mitteln nichts weniger wie freie Unterdrückung deutscher Sprache ꝛc. in den polnischen Gemeinden. Daher auch die starke Beteiligung der katholischen Geistlichkeit an der Leitung der zahlreichen und immerfort sich mehrenden Vereine in Posen, Westpreußen und Oberschlesien. Am tollsten geberdet sich die oberschlesische Zeitung „Katolik." Hier heißt es: „Hütet Eure Kinder vor der Verdeutschung, diesem schlimmsten Gifte unserer Zeit!" .. „Und wenn das polnische Kind auch deutsch verstünde und den Religionsunterricht in deutscher Sprache erhalten könnte, so ist dasselbe doch verpflichtet, polnisch zu lernen, denn so will es die heilige Kirche, so verlangt es das Seelenheil des Kindes." Geradezu staats- und volksgefährlich wird das Verhalten der katholischen Geistlichen in den genannten Provinzen, wenn sie ihren Einfluß aufbieten, Katholiken deutscher Herkunft nach und nach zu polonisieren, indem sie sich weigern, in den aus Polen und Deutschen gemischt zusammengesetzten Gemeinden deutsch zu predigen, oder wenn sie die direkte Forderung stellen, die Kinder der katholischen, durch die Ansiedelungs-Kommission herbeigezogenen Bauern sollen polnisch lernen, um an dem gemeinsamen Religionsunterricht teilnehmen zu können. Das heißt doch nichts anderes, als aus Deutschen Polen machen, ähnlich wie das leider auch früher schon mit Erfolg versucht ist.



Selbstverständlich sind nicht alle katholischen Geistlichen in den Grenzprovinzen so verrannt, wie jener Probst Szadzinski, der von dem Erzbischof von Stablewski in einem Hirtenbrief getadelt werden mußte, weil er Schulkindern in Gegenwart des Lehrers auseinandersetzte, es sei Sünde, wenn sie deutsch beteten, und er werde sie, falls sie es doch thäten, nicht zur hl. Kommunion zulassen! So läßt es ein Probst in einer von mir besuchten Gegend zu, daß die katholischen Dienstboten eines Rittergutes an der von dem evangelischen Besitzer allmorgendlich abgehaltenen Hausandacht teilnehmen; auch andere Amtsgenossen dieses Herrn sind thatsächlich Seelenhirten. Aber im Ganzen und Großen läßt sich doch das Urteil über den Klerus der Ostprovinzen — soweit sie polnische Bevölkerung haben — dahin zusammenfassen, daß er deutschfeindlich gesinnt ist, in ungehöriger Weise Katholizismus und Polentum miteinander verquickt und vielfach öffentlich oder geheim politische Agitation betreibt. Das Deutschtum hat deshalb in den von Polen bewohnten Teilen der Provinzen Westpreußen, Polen und Schlesien in der katholischen Geistlichkeit einen allzeit kriegsbereiten und zum Teil jesuitisch geschulten Gegner, dessen Einfluß auf dem Lande in Verbindung mit dem des Grundadels sehr bedeutend ist, in den Städten dagegen in letzter Zeit vielfach abgenommen hat.

Das letzte hängt mit dem schon vorher erwähnten Aufkommen eines polnischen Mittelstandes zusammen. In Polen hat es bekanntlich niemals an einer gewissen Dosis von Liberalismus gefehlt — auf den polnischen Reichstagen dünkte sich jeder Edelmann dem anderen gleich, der Begriff „Unterordnung" fehlte und fehlt noch heute in den Köpfen der polnischen Politiker. Während aber früher nur Adel und Klerus die leitenden und bestimmenden Kräfte waren, denen auch ein gewisses konservatives Element beigemischt war, hat sich das Bild heute zu Gunsten des demokratischen polnischen Bürgerstandes nicht unwesentlich verschoben. Gewiß mit Recht sagt der anonyme Verfasser der Brochüre: „Polen und Deutsche"*): Der polnische Bürgerstand ist das einzige polnische Element, bei dem ein entschiedenes Emporstreben, ja sogar eine gewisse Blüte warnehmbar ist." Zum Teil läßt sich das daraus erklären, daß diesem Bürgerstande im Lauf der Jahrhunderte sehr viel deutsches Blut zugeflossen ist, aber doch nur zum geringen Teil. Im wesentlichen verdankt der jetzt in den Städten vorhandene polnische Bürger- und Mittelstand seine Kräftigung, ja man kann sagen seine Entstehung dem zielbewußten, thatkräftigen Bestreben polnischer Kreise, den polnischen Bürger zu heben, ihm die Möglichkeit zu geben, mit dem deutschen Kaufmann, Handwerker, Arzt, Apotheker 2c. in Wettbewerb treten zu können. Die hierhin zielenden Bestrebungen nahmen ihren Ausgang von der hochherzigen Stiftung eines Dr. Marcinkowski im Jahre 1843, durch welche junge Polen in den Stand gesetzt worden sollten, sich technisch und wissenschaftlich auszubilden. Die Stiftung hat seitdem eine bedeutende Vergrößerung erfahren und Tausenden von jungen Polen die Mittel gewährt, sich auf deutschen und anderen Universitäten, technischen Anstalten, in außerpolnischen Geschäften 2c. eine Bildung anzueignen, die sie befähigt, bürgerliche Berufe zu ergreifen. Aus ihnen ist im Laufe der vergangenen 55 Jahre thatsächlich ein polnischer Mittelstand erwachsen, der in den meisten Städten die deutschen, allerdings auch die zahlreichen jüdischen Mitbewerber verdrängt und der um so besser vorwärts kommt, als die polnische Bevölkerung sich keineswegs scheut, die deutschen Ärzte, Kaufleute, Handwerker zu boykottieren, um den polnischen Stammverwandten den Weg zu bahnen. Das geht sogar so weit, daß man deutsche junge Leute durch Zuwendung von Stipendien ihrem Volkstum zu entfremden sucht.

An sich würde ja gegen die auf Hebung des polnischen Mittelstandes gerichteten Bestrebungen nichts zu sagen sein; im Gegenteil, man würde sie als eine Wohlstand und Gesittung fördernde Maßregel auch im Staatsinteresse mit Beifall begrüßen, wenn mit ihr nur nicht der Boykott deutscher Geschäfte 2c. verbunden wäre, den die Deutschen mit ähnlicher Waffe pariert haben. Die bedauernswerte Folge ist also Mehrung der Zwietracht und Verdrängung der Deutschen in den Städten gewesen. In der That zeigt sich denn auch, wenn man die Einwohnerzahlen der Städte, z. B. in der Provinz Posen im

*) Berlin, Vaterländische Verlags-Anstalt, Wilhelmstr. 30/31.

Jahre 1885 mit denen des Jahres 1895 vergleicht*), daß die Zahl der Katholiken stark zugenommen, die der Evangelischen, also der Deutschen, fast überall sich vermindert hat, oder stehen geblieben ist. Noch greller tritt dies Verhältnis hervor, wenn man statt 1885 das Jahr 1793 zu grunde legt. Im Jahre 1793 hatte z. B. Bojanowo 2350 evang. und 75 kath. Einw., während es 1895 1684 Evang. und 440 Kath. zählte; in Zduny waren 1793 noch 2609 Evang. gegen 2370 im Jahre 1895, während die Zahl der Katholiken von 602 auf 1122 gestiegen ist. Auch die Stadt Posen weist bedenkenerregende Zahlen auf. Hier wohnten 1885 etwa 23500 Evang. und 37969 Kath., während 1895 schon 43595 Kath. 23745 Evang. gegenüberstanden! Die Mehrzahl der Polen in den Städten ist im Ganzen und Großen demokratisch gesinnt und steht dadurch freilich in einem gewissen Gegensatz zum Grundadel; daß beide Teile aber einig im Hasse des Deutschtums sind und demgemäß bei den Wahlen zusammengehen, versteht sich vorläufig noch von selbst. Auch der Klerus, von dessen Einfluß die städtische polnische Bevölkerung sich neuerdings sonst mehr und mehr frei macht, wird in dieser Hinsicht als Bundesgenosse geschätzt und gebraucht.

Der Erfolg der vereinten Bestrebungen des Adels, der Geistlichkeit und des Mittelstandes, das Deutschtum zu bekämpfen, ist in den meisten Städten der Provinz Posen jedenfalls nicht in Abrede zu stellen; er äußert sich sogar in dem Wegzuge mancher deutschen Bürgerfamilien aus diesen Städten nach Altdeutschland. Auch in den Industriebezirken Oberschlesiens ist die katholisch-polnische Agitation sehr bemerkbar. Indessen ist doch, namentlich in Posen und Westpreußen heute noch die Landwirtschaft das maßgebende Gewerbe und gerade bei diesem stehen den für das Deutschtum schmerzlichen Erfahrungen doch auch freundliche gegenüber. Auf dem Lande hat die deutsche Sache unbedingt Fortschritte zu verzeichnen, die sich freilich weniger in der Zunahme der Volkszahl, wie in der des Besitzes zeigt. Wenn man im allgemeinen sagen kann, daß etwa der dritte Teil der Bevölkerung der Provinz Posen aus Deutschen besteht, so stellt sich das Verhältnis des Landbesitzes günstiger: weit über die Hälfte des Grundbesitzes ist in deutschen Händen. In der Brochüre „Polen und Deutsche" wird das Eigentum des polnischen Großgrundbesitzes einschließlich der Kirchengüter und der, polnischen Banken gehörenden Güter auf 2,4 Millionen Morgen, der polnische Kleinlandbesitz auf fast drei Millionen Morgen, zusammen auf 5,4 Millionen Morgen veranschlagt, während der deutsche Großgrundbesitz einschl. der fiskalischen Güter auf 4,4, der deutsche Kleingrundbesitz auf fast 1,5 Millonen Morgen, zusammen 5,87 Millionen Morgen berechnet wird. Der deutsche Landbesitz überwiegt also in betreff des Großgrundbesitzes — eine an sich sehr erfreuliche Erscheinung, die noch besser wirken würde, wenn die Besitzer der großen Güter sich auch thatsächlich sämtlich auf ihren Gütern in den Provinzen Posen und Westpreußen aufhalten, in ihnen Mittelpunkte deutschen Wesens, deutscher Sitte und deutscher Häuslichkeit gründen und ihren Landbesitz nicht lediglich als Kapitalanlage ansehen wollten. Dazu kommt noch, daß manche der deutschen Rittergutsbesitzer durchaus nicht auf gleicher Höhe der Bildung stehen wie ihre Berufsgenossen in Altdeutschland und nicht das Interesse für die Pflege des Deutschtums an den Tag legen, was von ihnen mit Recht gefordert werden kann. Hier Namen zu nennen, ist unnötig; jeder, namentlich der im Posenschen gewesen ist, wird um sie nicht verlegen sein.

Natürlich hat man in polnischen Kreisen, besonders in letzter Zeit, sehr energische Anstrengungen gemacht, um dem Wachsen des deutschen Grundbesitzes entgegenzutreten, man hat Darlehnskassen, eine große Bank (polnische Landbank) in's Leben gerufen, um Polen den Ankauf von Rentengütern zu ermöglichen. Die Erfolge sind nicht ausgeblieben, und merkwürdigerweise haben die polnischen Bestrebungen Unterstützung in der preußischen Gesetzgebung gefunden, besonders in den Gesetzen über die Rentengüterbildung vom 27. Juni 1890 und 7. Juli 1891.

Über die Wirkung dieser Gesetze auf die Provinzen Posen, Ost- und Westpreußen sind, und zwar nicht ohne Grund, sehr scharfe Urteile deutscherseits gefällt. Die Bromberger

*) Vergl. Polen und Deutsche in der Provinz Posen. S. 25.



Generalkommission hat in der Zeit von 1891—1893 zwar 3938 Deutsche, aber auch 1975 polnische Rentengutsbesitzer angesetzt und alles in allem, weil sie sich auf den Buchstaben des Gesetzes stützt und keinen Unterschied zwischen Polen und Deutschen macht, der Ansiedelungskommission beinahe entgegengearbeitet. In einer Flugschrift des „Alldeutschen Verbandes" wird behauptet, die General-Kommission habe in der Zeit von 1891—1895 fast doppelt so vielen polnischen Ansiedlern Rentengüter übergeben, wie die Ansiedlungskommission, und der preußische Staat sei dadurch zu einem Polonisator geworden — mit andern Worten: die beiden Behörden träfen Anordnungen, die sich gegenseitig aufhöben. Vielleicht liegt hierin eine kleine Übertreibung, weil der polnische Kleinbauer kein so antideutsches Element darstellt, wie der polnische Edelmann, Geistliche und Stadtbürger — aber sicher ist doch, daß die Ausbreitung und Vermehrung des polnischen Kleingrundbesitzes eine Minderung deutschen Ansehens und deutschen Einflusses bedeutet und deshalb zum mindesten von preußischen Staatsbehörden nicht begünstigt werden sollte. Neuerdings ist denn auch ein anderes Verfahren eingeschlagen, dem Deutschtum bei Vergebung von Rentengütern mehr Recht gewährt und das Vergeben von zu kleinen bäuerlichen Gütern eingeschränkt.

Günstiger lauten im ganzen, namentlich in letzter Zeit, die Nachrichten über die Thätigkeit der Ansiedelungs-Kommission. Bekanntlich wurden durch Gesetz vom 26. April 1886 der Staatsregierung Preußens 100 Millionen Mark zur Verfügung gestellt, um Grundstücke in Posen und Westpreußen ankaufen, sie parzellieren und auf ihnen neue Gemeinden aus Deutschen gründen zu können. Bis zum Schlusse des Jahres 1897 hatte die für die Ausführung des Gesetzes gebildete Kommission im ganzen 97689 Hektar für 60 Millionen Mark gekauft, und zwar von Deutschen 24970 und von Polen 72719 Hektar. Von dem ganzen Erwerbe waren 41004 Hektar an 2342 Ansiedler vergeben, von denen 999 aus Posen und Westpreußen, 1343 aus anderen Landesteilen, einschl. der Rückwanderer aus Rußland stammten; von den 2342 Ansiedlern ist die Mehrzahl evangelischen, die Minderzahl (171) katholischen Glaubensbekenntnisses. Das, namentlich im Beginn, reichlich langsame und überaus vorsichtige Vorgehen der Ansiedelungs-Kommission findet mehr und mehr Beifall in deutschen Kreisen, die Wirkungen des Gesetzes werden durchweg als günstig anerkannt; um sie vollauf zu würdigen, muß man sich erinnern, daß auch der Bau von Kirchen, Pfarrhäusern, Schulgebäuden rc. der Kommission zufällt. Beispielsweise waren bis Ende 1896 schon 9 Kirchen, 10 Bethäuser und 67 Schulen von ihr angelegt. Man darf hoffen, daß das Ansiedelungsgesetz wesentlich zur Schaffung eines leistungsfähigen deutschen Bauernstandes in Posen und Westpreußen beitragen wird und muß es deshalb mit großer Freude begrüßen, daß in der letzten Session des Abgeordnetenhauses wiederum 100 Millionen Mark für den gleichen Zweck wie 1886 bestimmt sind. Wer noch daran zweifeln wollte, daß das Ansiedelungsgesetz eine Maßregel von deutschnationaler Bedeutung ersten Ranges ist, braucht nur die betreffenden Verhandlungen und Auslassungen der polnischen Redner zu lesen, denen sich leider auch Centrumsredner anschlossen; es ist aber auch ein Mittel zur wirtschaftlichen Hebung der betreffenden Landesteile, in denen der Kleinbesitz zur Zeit noch darniederliegt und durch das Beispiel tüchtiger deutscher Landwirte nur gewinnen kann.

Es ist selbstverständlich, daß das Ansiedelungsgesetz und eine mehr dem deutschen Interesse entsprechende Ausführung der Gesetze über die Rentengüter nur ein Mittel ist, dem polnischen Ansturm gegen das Deutschtum entgegenzutreten. Neben ihm behalten die Stärkung des deutschen Mittelstandes in den Städten, die Förderung des deutschen Schulunterrichts, insbesondere des Volksschulunterrichts, Begünstigung der deutschen Sprache im dienstlichen Verkehr rc. ihre volle Bedeutung. Wenn unter diesen Mitteln auch das Verbot der Einwanderung von Landarbeitern aus Russisch-Polen genannt wird, so hat zur Beurteilung dieser Frage die Besprechung der Interpellation des Abg. Szmula und Genossen am 20. u. 21. April d. Js. im Abgeordnetenhause manche interessante Beiträge geliefert. Das Centrum sprach sich für Zulassung russischer Arbeiter aus; den Polen wäre die unbeschränkte Niederlassung der Landsleute jenseits der Grenze in der Provinz am liebsten — auf konservativer Seite aber blieb man fest auf dem Standpunkt,

zwar die Heranziehung von Landarbeitern aus Russisch-Polen im Interesse der Landwirte für statthaft zu erklären, aber nur unter der Bedingung, daß diese Leute im Laufe des Winters wieder nach Rußland zurückkehren. So wie die Lage der Landwirtschaft der östlichen Provinzen infolge der Sachsengängerei rc. heute ist, läßt sich eben ein vollständiges Verbot der Heranziehung fremder Arbeiter nicht rechtfertigen, und der Minister von Hammerstein hatte deshalb auch die Mehrheit des Hauses für sich, als er erklärte, die Regierung würde auch fernerhin solchen Zuzug gestatten und sogar das Verbleiben der Fremdlinge in Preußen noch 14 Tage (!) länger wie bisher erlauben. Der Arbeitermangel in Schlesien rc. fordert die Zulassung dieser Hülfskräfte unbedingt, ihre Seßbarmachung innerhalb unserer Grenzen wird aber, wie seit 1885 geschehen, auch fernerhin unbedingt zu verhindern sein.

So wichtig alle äußeren und gesetzgeberischen Mittel für die Förderung des Deutschtums in unseren Ostmarken auch sind, die Hauptsache zu einer im deutschen Sinne günstigen Lösung der polnischen Frage bleibt doch das Verhalten der in jenen Provinzen wohnenden Deutschen selbst, mögen sie Privatleute oder Beamte sein. Die ersten sollten vor allem ein echt deutsches, auf Christentum und deutscher Sitte gegründetes Verhalten zeigen; sie müssen sich ihrer Stellung als Pioniere deutschen Wesens mit allen sich daraus ergebenden Folgen bewußt sein. Der „Verein zur Förderung des Deutschtums in den Ostmarken" giebt ihnen Halt und Gelegenheit zum Zusammenschluß; auch andere Vereine, wie z. B. der „Evangelische Verein für Waisenpflege in der Provinz Posen" können großes leisten, wenn sie geschickt geleitet werden. Für die Beamten aber, deren Thätigkeit unter dem fortwährend wechselnden System der Regierung bedenklich gelitten hat, wird hoffentlich jetzt endlich eine bessere Zeit anbrechen, nachdem die Preußische Regierung ihren Standpunkt offen und klar in dem Erlaß des Staatsministeriums vom 12. 4. d. Js. an die Oberpräsidenten der Provinzen gemischt-sprachlicher Bevölkerung ausgesprochen hat. Der Erlaß kann besonders dann gutes wirken, wenn es der Regierung gelingt, tüchtige Beamte, besonders auch tüchtige Landräte und Schulmänner dauernd, nicht nur für wenige Jahre an die Ostmarken zu fesseln, denn fast ebenso schädlich wie der Wechsel des Systems macht sich der ewige Wechsel der Beamten fühlbar. Bei der großen Wichtigkeit der Sache mag der Erlaß des Staatsministeriums hier am Schlusse unserer Ausführungen im vollen Wortlaut Platz finden:

Berlin, den 12. April 1898.

In den Provinzen gemischt-sprachlicher Bevölkerung und nationaler Gegensätze legt die Aufgabe der Staatsregierung das deutsche National- und preußische Staatsbewußtsein in der Bevölkerung zu stärken und lebendig zu erhalten, auch den Beamten des Staates und der Gemeinden, einschließlich der Lehrer, besondere Pflichten auf. Neben der gleichmäßig gerechten Erfüllung ihrer Amtspflichten gegenüber allen Bevölkerungsschichten und der festen Aufrechthaltung gesetzlicher und staatlicher Ordnung und Autorität müssen sie auch durch ihr gesamtes außerdienstliches und selbst gesellschaftliches Verhalten an der Erfüllung der bezeichneten Aufgabe mitarbeiten. Es liegt ihnen ob, durch ihr Vorbild den vaterländischen Geist zu kräftigen und die darauf gerichteten Bestrebungen der deutschen Bevölkerung zu unterstützen. Wo die Gelegenheit geboten ist, soll unter Vermeidung kühler Abschließung eine rege, auch außerdienstliche Mitwirkung bei allen berechtigten Anstrengungen zur Hebung der Wohlfahrt des Volkes, deutscher Bildung und deutscher Kultur stattfinden. Das Staats-Ministerium weist in dieser Richtung vorzugsweise hin auf die Begründung von wirtschaftlichen Genossenschaften, die Bereitstellung deutscher, der Bevölkerung zugänglicher Bildungsmittel, die Gründung und Erhaltung patriotischer Vereine, die Schaffung geselliger Vereinigungspunkte, die Unterstützung der in ihrer Existenz und deutschen Nationalität gefährdeten Bevölkerungsklassen und einzelner, die Förderung von Heilanstalten und Stationen von Krankenpflegerinnen, die Fürsorge für Kleinkinderschulen und andere Erziehungs- und Bildungsanstalten. Dabei ist jedes aggressive Vorgehen gegen die fremdsprachliche Bevölkerung zu vermeiden und den willigen Elementen derselben die Teilnahme überall offen zu halten. Neben der entschiedenen Ab-

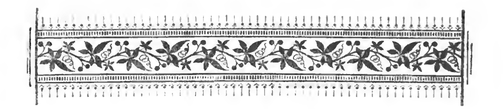
wehr deutschfeindlicher Bestrebungen muß ein versöhnlicher Geist, gerichtet auf die allmähliche Abschleifung der bestehenden Gegensätze, das Thun und Lassen der Beamten leiten. Das Staatsministerium weiß wohl, wie ersprießlich schon jetzt von denselben in zahlreichen Fällen gewirkt wird, hat aber doch noch einmal bei dem Ernst der Lage ausdrücklich in Erinnerung bringen wollen, welche besonderen und schwierigen Aufgaben den Beamten und Lehrern in den bezeichneten Landesteilen obliegen, und vertraut gern ihrer willigen und patriotischen Mitarbeit im Verein mit allen königstreuen und staatlich gesinnten Elementen.

Das Staats-Ministerium.
Fürst zu Hohenlohe. v. Miquel. Thielen. Bosse.
Frhr. v. Hammerstein. Schönstedt.
Frhr. v. d. Recke. Brefeld. v. Goßler.
Graf v. Posadowsky. v. Bülow. Tirpitz.

Im vorstehenden Artikel konnten naturgemäß manche Einzelheiten der polnischen Frage nur kurz berührt werden. Zur näheren Orientierung sei deshalb die bei J. F. Lehmann in München 1898 herausgegebenen Brochüre „Die preußischen Ostmarken" von Chr. Petzet (mit einer Sprachenkarte), Preis Mk. 1,20, angelegentlich empfohlen. In ihr sind alle einschlägigen Verhältnisse sachgemäß und an der Hand der besten Quellen besprochen. Die Brochüre bildet das 3. Heft des vom altdeutschen Verbande herausgegebenen Werkes: „Der Kampf um das Deutschtum."

Ulrich von Hassell.





Der Beruf der Frau im Spiegel Ibsenscher Dichtung.

Von

J. Malchow.

Der Beruf der Frau — das ist eine von den Fragen, die heutzutage im Vordergrund des geistigen Lebens stehen. Im Streit der Parteien und im Rat der Parlamente, im Lärm der Volksversammlung wie in der Stille der Gelehrtenstube, überall denkt man diesem Problem nach, das brennend geworden ist im Bewußtsein der Gegenwart. Es sind die verschiedensten Gesichtspunkte, von welchen diese Frage betrachtet werden kann und auch betrachtet wird. Hier geht man aus von soziologischen und staatsökonomischen Grundsätzen, dort werden rechtlich-sittliche oder humanitär-wohlthätige Prinzipien besonders berücksichtigt, an anderer Stelle betont man den theologischen oder anthropologischen Standpunkt und immer ist diese gewaltige Frage gleich interessant, gleich wichtig, gleich schwierig. Aber so anziehend und lehrreich auch solche Einzelbetrachtungen sein mögen, das große Publikum scheut unwillkürlich davor zurück; es fühlt instinktiv nicht nur die Unfähigkeit, diesen Gedankengängen nachzugehen, sondern auch die Unmöglichkeit, auf diesem Wege zum Ziele zu gelangen; zu einem Urteil, dem nicht nur der Verstand beipflichtet, weil er muß, sondern dem auch Herz und Gewissen beistimmen, weil es darin sich befriedigt fühlen und Ruhe finden kann. Um dahin zu kommen, muß man die Frage an ihrem innersten Kernpunkt und Mittelpunkt anfassen, und der wird nicht gefunden durch statistische Berechnung oder gedankenmäßige Zergliederung, sondern durch innere Anschauung, durch lebensvolles Erfassen dieses großen Lebensproblems, durch seelisches Empfinden dessen, was der Verstand nicht begreifen kann, weil es über Rechnung und Zählung und schulmäßiges Denken weit hinausliegt; mit einem Wort durch das, was man künstlerische Intuition nennt. Die Kunst hält der Zeit auch in diesem Stück ihren Spiegel vor, und es sind nicht nur die oberflächlichen Bilder, die sie darin auffängt — nein, auch die Röntgenstrahlen des geistigen Lebens, wenn man so sagen darf, kann sie zu Tage treten lassen; sie soll die innersten geistigen Vorgänge zur Anschauung bringen, sie soll an Bildern aus dem Leben das Gesetz für das Leben allen zu Gemüte führen.

Das ist die Aufgabe jeder wahren, echten Kunst, das ist ihre Bedeutung für die Entwickelung des geistigen Lebens, und diese Bedeutung wird heilbringend oder unheilvoll, je nachdem der Boden ist, auf welchen der Künstler sich mit seiner Anschauung stellt. Dafür bedarf es keines weiteren Beweises; die Kunst der Gegenwart, insbesondere die Dichtkunst und gerade sie in ihrer Stellung zur Frauenfrage, ist dafür Beweis genug. Es hat schon in früheren Zeiten z. B. im Mittelalter eine Frauenfrage gegeben, aber von einer Frauenbewegung, wie sie jetzt vorhanden ist, hat man damals nichts gewußt; was hat denn in unseren Tagen dazu geführt? Es ist das allgemeine, öffentliche Interesse, was sie gefunden hat und dies Interesse ist nicht erwachsen aus den Zahlen des Statistikers oder aus den Entdeckungen des Naturforschers oder gar aus den Rechts-

bestimmungen des Gesetzes, sondern aus den Bildern, wie sie die Dichtkunst zur Frauenfrage geschaffen hat. Ihr hat sich das Denken der Gegenwart dann erst recht zugewandt, als das Fühlen von Tausenden für sie gewonnen war durch die klagende und anklagende Stimme moderner Poesie.

Darum hat ein jeder, der diese ernste Zeitfrage unseres Volkslebens in christlichem Sinne beantworten und beeinflussen möchte, die Pflicht, auch die Stimme der Dichtung zu hören und ihre Wahrheit gelten zu lassen. Das verlangt die Ehrlichkeit und das gebietet die Klugheit. Auch ein Paulus hat es nicht verschmäht, in seiner gewaltigen Rede auf dem Richtplatz zu Athen sich auf die Wahrheit zu berufen, die schon heidnische Dichter erkannt: „Wir sind göttlichen Geschlechts." Der große Apostel hat seine Bundesgenossen gewonnen wo immer er sie fand, und hierin liegt auch ein Stück von dem Geheimnis seiner Macht. Er hat seine Zeit überwunden wie keiner, weil er sie verstand wie keiner, und er verstand sie, weil er sie zu Worte kommen ließ, weil sein Blick weit genug war, um jeden Strahl des Lichtes zu verfolgen bis an seinen ewigen Quell, weil sein Herz groß genug war, auch an den Gedanken der Heiden die Liebe zu üben, von der er schreibt: „Sie freut sich der Wahrheit." So wissen wir uns auf seinen Spuren, wenn wir auch bei den Poeten unserer Tage die Wahrheit suchen, welche sie aufzuweisen haben, wenn wir ihren Spuren mit Liebe nachgehen, ob sich in ihnen nicht doch wenigstens der Anfang eines Weges zeigen möchte, der über das alltägliche hinaus ins Ewige führt.

Wer aber zu solch einem kritischen Gange sich anschickt, muß sich von vornherein in zweifacher Hinsicht Beschränkung auferlegen. Denn die poetische Litteratur hat in unserer schreibseligen Zeit einen solchen Umfang angenommen, daß ein Überblick über sie auch nur von einem einzigen Punkte geistigen Lebens aus nicht in einer solchen Skizze, sondern nur in der umfassenden Bearbeitung eines selbständigen Werkes Raum finden würde. So mußte denn von unserer Betrachtung von vornherein alle Poesie ausgeschieden werden, die nicht „modern" ist in dem besonderen Sinne, daß sie sich an den modernen Menschen wendet, so wie er an der Grenze des neunzehnten und zwanzigsten Jahrhunderts steht, aus Individualismus und Sozialismus, aus Zweifel an der Wahrheit und Sehnsucht nach der Wahrheit wundersam zusammengesetzt.

Aber der moderne Mensch ist vor allem durch und durch Subjektivist. Das an sich gute, ja notwendige Streben nach Persönlichkeit, nach Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung, nach Selbstbethätigung in der Arbeit des Lebens und Selbstbehauptung im Kampfe des Lebens ist bei ihm ins Krankhafte umgeschlagen. So hat sich denn auch jeder moderne Dichter seine eigene Welt geschaffen mit eigenen Ideen, eigenen Gestalten, eigenen Gesetzen, unbekümmert um das, was andere haben, sind und gelten lassen. Wer ihm gerecht werden will, wer die Spuren der Wahrheit in seinem Streben finden und ausnützen will, der muß ihn an seinem eigenen Maßstab messen, ihn in seiner eigenen Welt aufsuchen und aus dieser heraus verstehen und beurteilen.

Das ist der Grund, weshalb in den folgenden Ausführungen auch nur e i n Vertreter moderner Dichtkunst mit seinen Werken uns beschäftigen soll, und zwar der nordische Dichter Henrik Ibsen. Er ist unbestritten der bedeutendste Dramatiker der Gegenwart, er hat am meisten ihre Probleme behandelt. Und nicht nur das allein: Er hat sie auch am ehrlichsten durchlebt, am tiefsten erfaßt, am treusten zur Darstellung gebracht. Alle seine Werke sind Bekenntnisse seines Lebens, sind Marksteine seiner künstlerischen und persönlichen Entwicklung. Was er am Schluß eines seiner Dramen*) als die Stützen der Gesellschaft bezeichnet, das sind auch die Stützen seines ganzen dichterischen Lebens und Strebens geworden. Um **Wahrheit** und **Freiheit** geht es ihm überall; und nirgends mehr als gerade da, wo er die Frauenfrage behandelt, wo er den Beruf der Frau in den Kreis seiner Betrachtungen zieht. Wir wollen im Folgenden klar zu stellen suchen, was er hier von beiden zu bieten hat.

*) Stützen der Gesellschaft (Reclam S. 106) wo Lora das Lob des Konsul Bernick: „Die Frauen sind die Stützen der Gesellschaft" mit den Worten zurückweist: „Da hast du eine schwächliche Weisheit gelernt. Nein — Freiheit und Wahrheit — sind die Stützen der Gesellschaft."

Nur der genießt sein Leben, der es in Kleinigkeiten verzettelt", so hat einmal der französische Dramatiker Dumas d. J. gesagt. Er hat damit Lebensgenuß und Lebensberuf in einen unauflöslichen Gegensatz gebracht, denn der Lebensberuf eines Menschen will nicht das Ganze verzetteln und vereinzeln, sondern umgekehrt, das Einzelne zusammenfassen zu einer organischen, lebendigen Einheit. Gerade das Gegenteil ist Ibsens Stellung. Ihm könnte man wohl das Wort in den Mund legen: Nur der genießt oder besser gewinnt sein Leben, der auch die Kleinigkeiten in eine große Perspektive stellt, der auch im geringen Dienste sich weiß als Mithelfer einer großen Sache, der die eigene Persönlichkeit zu erweitern und hinauszuheben vermag über das Alltags-Ich. So schaut Ibsen das Leben an, so schildert er in seinem Märchen spiel Peer Gynt einen armen Mann, der in seiner niedrigen Stellung seinen Platz wohl ausgefüllt, dem seine Arbeit zum Beruf geworden.

Eng' war sein Horizont, darüber drang
Er nicht hinaus, das Ferne sah er nicht.
Für ihn war inhaltslos, ein leerer Klang,
Was sonst mit Urgewalt zum Herzen spricht.
Volk, Vaterland, das Leuchtende, das Hohe —
Ihm galts nicht mehr als rauchumhüllte Lohe.

Bescheiden und voll Demut war der Mann.
Zwar an dem großen Tag, wo's gilt, da kann
Er seinem Gott und Richter nicht entfliehn: —
Er muß die Rechte aus der Tasche ziehn! —
Verbrecher gegen seines Landes Recht! —
Doch nicht verdammt ist jeder schwache Knecht.
Ein etwas giebt's, das über Wolken zeigt,
Gleich wie das Gletscherhorn zum Himmel steigt.

Ein schlechter Bürger war er, für den Staat
Baum ohne Frucht. Doch hier in dieser Wildnis,
Wo er gewirkt, gerungen, früh und spat,
Da war er groß, er selbst, sein eigen Bildnis.
Der Ton, der aus ihm klang, ob er auch schwieg,
War wie ein Saitenspiel, darauf ein Dämpfer.
Und darum Frieden dir, gefallner Kämpfer
In uns'rer Heimat kleinem Bauernkrieg.

Nicht uns, nicht niedrem Staube will's gebühren
Zu fragen — — Er dort prüfet Herz und Nieren.
Doch sprech' ich frei, als seines Worts Verkünder:
Vor Gott steht nicht als Schwächling dieser Sünder! *)

Wer so in dem Kleinsten den großen Zug zu entdecken vermag, der muß auch Verständnis haben für das Wirken der Frau in ihrem eigensten Kreise, wo sie das zu schaffen und auszuüben hat, was ihr anvertraut ist von einer höheren Hand; der muß Hochachtung haben vor dem Beruf und damit vor der Würde der Frau. Und das ist bei Ibsen in einer Weise der Fall, wie bei keinem anderen modernen Dichter. Seit dem großen Idealisten Schiller hat niemand eine so unerschöpfliche Reihe lichtheller Frauengestalten geschaffen, als es der nordische Dramatiker vermocht. Nicht äußere Größe einer mächtigen und glänzenden Stellung hat er ihnen gegeben, aber destomehr die innere Größe eines selbstlosen, aufopfernden, hingebenden Charakters; nicht äußere Schönheit hat er an ihnen geschildert, doch die sittliche Schönheit sanften und stillen Wesens: „Der verborgene Mensch des Herzens", der Adel einer reinen Gesinnung strahlt aus ihnen mit überwältigender Kraft. Man vergleiche sie nur einmal mit den frivolen Frauencharakteren der französischen Dramas, mit den oberflächlichen Figuren unseres modernen Lustspiels, dann fühlt man erst recht, in welch einer Höhe sich der Geist Ibsens bewegt. Mit Ausnahme der Vertreterinnen des „Feminismus", der Emanzipation im schlimmsten Sinne des Wortes**) sind alle seine Frauengestalten die Hüterinnen des Ideals. Und selbst diese sind nicht so sehr schlechte Charaktere als schlecht erzogene Naturen; unverstanden

*) Peer Gynt (Reclam) S. 125f.

**) Hjördis in „Nordische Heerfahrt", Furia in „Catilina", Rebekka in „Rosmersholm" und „Hedda Gabler" im gleichnamigen Stücke.



in dem tiefsten innersten Bedürfnis ihrer Persönlichkeit haben sie den Platz verfehlt, an dem ihre impulsive Kraft hätte wirken und zum Segen werden können. Nicht ein einziger sinnlicher Ehebruch kommt in seinen Werken vor. Nur einmal wird ein Weib geschildert, das eine Frau aus ihrer Ehe verdrängt, aber auch sie, die Rebekka in „Rosmersholm" gelangt nur zu einem rein geistigen Verhältnis und wird von ihrer That in den Tod getrieben, ehe sie eines der Rechte einer Gattin erlangt hat. Kann es einen besseren Beweis für die Idealität der Anschauung geben, mit der Ibsen die Frau und ihren Beruf geehrt hat? Er glaubt an die ethische Kraft der Frau, er glaubt an die Reinheit der Frauenseele, er glaubt an die erhebende sittigende Macht, die von edler Weiblichkeit ausgeht, er ist mit altgermanischer Ritterlichkeit davon überzeugt, daß in dem Geist der Frau etwas Göttliches wohne, — freilich das alles nur innerhalb der Grenzen ihres Berufes. Und einen Frauenberuf giebt es für Ibsen eigentlich nur in Beziehung auf das Haus, auf die Familie. Daß sie als Gattin und Mutter nur von diesem Boden aus wirkt, ist selbstverständlich; aber auch die berufslosen Frauen, die er darstellt, kommen erst innerlich zu ihrem Recht und finden sich selbst erst wieder, wenn ihr Leben sich familienhaft gestaltet; wenn ihnen sittlich zu teil wird, was ihnen äußerlich die Natur versagt hat, den häuslichen Wirkungskreis in engerem oder weiterem Sinne. Wo aber das Haus allein zum geistigen Brennpunkt alles Frauenwirkens und Frauenlebens gemacht wird, da ist die Ehe als die einzige prinzipielle und bleibende Grundlage für die Stellung der Frau von vornherein zugestanden. Daraus ergiebt sich von selbst, daß Ibsen alles andere ist, als ein Prophet der radikalen Frauenbewegung. Denn sie richtet ja gerade gegen dies festeste Bollwerk der heutigen Gesellschaftsverfassung ihre meisten und heftigsten Angriffe. Statt der Ehe freie Liebe, statt lebenslänglicher Gemeinschaft ein Verhältnis auf Zeit, statt häuslicher Zurückgezogenheit öffentliche Wirksamkeit, das ist die Lösung, die sie für die Frauenfrage hat. Doch an Ibsen findet sie keinen Bundesgenossen. Ihm konzentriert sich geradezu das Problem des geselligen Lebens in dem Problem der Ehe; er will sie nicht beiseite schaffen, sondern erst recht begründen als unentbehrliches Fundament für das irdische Glück im menschlichen Leben.

Nicht als ob er kein Verständnis hätte für den freien Verkehr der Geschlechter. Hat er doch zu verschiedenen Malen solch ein freies Verhältnis zur Darstellung gebracht. Rosmer und Rebekka in „Rosmersholm", Lövborg und Frau Elvsted in „Hedda Gabler", Alfred Allmers und Asta in „Klein Eyolf" stehen mit einander in freiem geistigen Verkehr, der sich äußerlich durchaus in den Schranken des Erlaubten hält; bei den beiden letzten trägt er geradezu ein Gepräge des Geschwisterlichen im besten Sinne des Wortes. Aber was ist der Erfolg? Rosmer und Rebekka gehen gemeinsam in den Tod; Frau Elvsted kann ihren Freund Lövborg, den sie durch selbstlose, aufopfernde Freundschaft aus der Tiefe eines verkommenen Lebens emporgezogen, nicht auf der Höhe halten; er sinkt wieder hinab in den Bann der Sinnlichkeit und geht darin zu Grunde.

Die einzig befriedigende Lösung bietet Klein Eyolf; aber wie kommt sie zustande? Als es Asta, die bisher als die Schwester von Allmers gegolten, klar geworden, daß dieser nur ihr Pflegebruder ist, daß also das geschwisterliche Verhältnis zwischen ihnen der natürlichen Grundlage entbehrt, da löst sie auch mit schnellem Entschluß das geistige Band; und als ihr Allmers zuruft: „Was soll das heißen, Asta? Das sieht ja aus, wie eine Flucht!" da antwortet sie: „Ja Alfred, es ist auch eine Flucht; eine Flucht vor dir — und vor mir selber."*) Kann man künstlerisch in dieser Frage entschiedener Stellung nehmen, als es hier geschehen ist? Kann es eine stärkere, edlere Selbstzucht geben, als die hier einem treuen, hingebenden Herzen den Weg zeigt, den Weg der Pflicht, den Weg des Gewissens? Wahrlich, wer Ibsen als einen Vertreter schrankenloser Freiheit preisen oder schelten möchte, der kennt ihn nicht, oder will ihn nicht kennen.

Und noch ein Punkt darf hier nicht übergangen werden, weil er Ibsen von vornherein in Gegensatz stellt zur Frauenbewegung der Gegenwart. Diese beruft sich ja immer wieder auf die sozialen Verhältnisse als die Ursache und Berechtigung ihres Daseins.

*) Klein Eyolf, (Fischer) S. 84.

„Der Hammerschlag der Industrie", so sagt sie, „hat die Frau der niederen Klassen in Ketten geschlagen; sie hat auch der Frau aus den besseren Ständen den Boden ihrer Thätigkeit zerstört, hat ihr alle die Arbeit genommen, die früher ihren Wirkungskreis ausmachte und ihr allein zustand. Daher die Gattinnen, die als Luxusgeschöpfe des Mannes ihr Leben vertändeln, daher die Mädchen, die so viel Interessen haben und doch keine rechte Arbeit; daher die wachsende Zahl unversorgter Frauen, die für das Maß ihrer Kraft kein rechtes Berufsfeld finden!"

Wie stellt sich nun Ibsen zu dieser Behauptung, die heutzutage fast wie ein Glaubenssatz angesehen wird? Er schweigt. Kennt er die Lage der Dinge nicht? Er kennt sie wohl. Er führt uns in seinen Werken durch alle Stände und Stufen der menschlichen Gesellschaft, vom Palast des Königs bis zur Hütte des Hirten auf einsamer Höhe. Und trotzdem hat er kein eigentlich soziales Stück geschrieben; nirgends liegt der Schwerpunkt in der Gestaltung der äußeren Verhältnisse. Ist sein Schweigen nicht beredt genug? Ist es nicht auch ein Zeugnis dafür, daß ihm alle solche Fragen im Grunde sittliche Fragen sind, die wohl durch soziale Zustände hervorgerufen oder akut geworden sein können, ihren tiefsten Grund aber doch haben in Schäden des inneren Lebens, in der Sünde, die auch hinieden schon der Leute Verderben ist?

Wer aber von hier aus das ideale Ziel verstehen will, welches dem nordischen Dramatiker bei seinen Schöpfungen vorgeschwebt, der darf eine Eigentümlichkeit seiner Darstellungsweise nicht aus dem Auge lassen. Ibsen ist ganz und gar nicht das, was man einen sonnigen Künstler nennt. Der nordische Nebel lagert über seinen Bildern. Er malt grau in grau; aber jedes positiv graue Bild läßt negativ die lichten Ideale erscheinen — mit anderen Worten: an den sittlichen Konflikten, die er als Dichter schafft, zeigt er die sittliche Forderung, die er als Mensch erhebt. Diesen Gesichtspunkt muß man festhalten, wenn man würdigen will, was Ibsen der Gattin, der Mutter und zuletzt der äußerlich berufslosen Frau an sittlichen Aufgaben zuweist.

I. Die Frau als Gattin.

Es giebt für Ibsen nichts heiligeres und reineres als die Ehe. Aber er stellt sie nicht dar, wie sie sein soll, sondern wie sie nicht ist; an der Schuld und den Schäden der modernen Ehe zeigt er die für alle Zeit gültige ideale Anschauung als den Boden, auf dem allein wahres Glück gedeihen kann.

Die Ehe darf sich allein auf Liebe gründen. Und diese Liebe muß stark genug sein um sagen zu können: „Nur dies Herz soll mir gehören, oder keines!" Sie muß nachhaltig genug sein, um sprechen zu dürfen: „Nur dieses eine für immer!" Was Schiller in die Worte gefaßt:

„Die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben."

das hat Ibsen in seiner Komödie der Liebe behandelt, jedoch in ironischer Weise, indem er an all den auftretenden Liebespaaren „Stüber und Stäre", „Strohmann und Maren", „Lind und Anna" nachweist, wie ihr Liebesideal sich je länger je mehr zum trockensten Ehephilistertum ernüchtert, wie sie alle schließlich vor nichts sich mehr fürchten, als daß es unter die Leute kommen möchte, was sie früher einmal für Idealisten waren. Ihnen allen spricht er das Urteil:

„Ein jedes Paar nimmt dort den Mund so voll,
Als hätt' es Millionen, es allein.
Spornstreichs zur Hochzeit geht's in's eig'ne Haus,
Dort lebt man kurze Zeit in Siegesbraus;
Doch eines Tags — ja, ja — ist alles aus.
Fallit sind dann die Rosen ihrer Wangen,
Fallit in seiner Brust der Siegesmut,
Fallit die Töne, die zum Herzen drangen,
Fallit Gedankenflor und Jugendglut,
Fallit, fallit des Handelshauses Masse,
Und da es anhub, war's doch erste Klasse."*)

*) Komödie der Liebe (Reclam) S. 83.

Dem gegenüber schildert er dann den wahren Grund ehelichen Glückes:

„Er ist ein bess'rer, traun,
Er ist die stille, herzenswarme Achtung,
In deren Licht vollauf so gut sie bau'n,
Wie andre in des Liebestraums Umnachtung.
Er ist auch das Gefühl vom Glück der Pflicht,
Der Fürsorg' Wohlthat und der Heimat Frieden,
Das Streben, das vom Weg die Dornen bricht,
Zwei Willen eint zum Lebensgang hienieden.
Er ist die milde Hand, die Wunden heilt,
Der starke Arm, der stets bereit, zu stützen,
Er ist die Manneskraft, die ungeteilt,
Gleich sicher stets, Erkor'nes weiß zu schützen."*)

Die Gedanken, die Ibsen hier in das Gewand der Komödie gekleidet, kehren in seinen anderen Schöpfungen in der Form des Tragischen wieder. Die erschütterndsten Seelenkämpfe, die tiefsten sittlichen Verfehlungen, die dunkelsten Schatten menschlichen Zusammenlebens sind bei ihm aus der einen Wurzel erwachsen: Aus ungeliebter Ehe: denn in ungeliebter Ehe zu leben ist nicht nur eine Quelle von Unglück, nicht nur eine Kette von Elend, sondern vor allen Dingen eine tiefe, schwere Schuld, eine Schuld für den Mann, der sich aus äußeren Gründen und zu äußeren Zwecken zu solchem Schritt verleiten läßt, sei es nun aus Strebertum oder aus Geschäftsinteresse, sei es zur Versorgung oder zur Bequemlichkeit. Eine Schuld ist es für die Frau, die aus äußeren Rücksichten ihr Leben an ein anderes bindet, die bekennen muß wie Frau Alving in den „Gespenstern": „Meine Mutter und zwei Tanten, die Drei machten das Rechenexempel für mich. O, es ist unglaublich, wie klar sie mir bewiesen, daß es der reine Wahnsinn wäre, einen solchen Antrag auszuschlagen. Wenn meine Mutter jetzt herabsehen und wissen könnte, was aus all der Herrlichkeit geworden ist!"**)

Dieselbe Schuld lastet auf Hedda Gabler, die als den eigentlichen Grund ihrer Heirat offen zugesteht: „Ich hatte mich wirklich müde getanzt. Meine Zeit war um. Und Jörgen Tesman -- man muß ihm doch lassen, daß er in jeder Beziehung ein korrekter Mensch ist. Und etwas eigentlich komisches kann ich auch nicht an ihm finden. Und als er dann so mit aller Gewalt darauf ausging, mich versorgen zu wollen — ich weiß nicht, weshalb ich es nicht hätte annehmen sollen."***)

Solch eine Ehe, sei's nun als Mittel zur Versorgung, sei's als Unterbrechung der Langweile ist dem Dichter nichts anders, als eine Entweihung des Heiligsten und trägt in sich eine lebenslängliche Strafe. Das bezeugen all die Gestalten, die in seinem Werke, unter dem Druck einer solchen Schuld auftreten; Bernick und Ekdal, Rosmer und Borkmann auf der einen, Nora und Frau Alving, Gina und Hedda Gabler auf der andern Seite.

Und wie es ihm Sünde ist, sich ohne Liebe zu binden, so ist's ihm Unrecht, das Band, was die Liebe geschlungen hat, zu zerreißen und ein Herz, das man liebt, zu verlassen. Es giebt nur wenige Dichter, die überhaupt den sittlichen Mut gehabt haben, das Spiel mit einem Menschenherzen, auch wo es äußerlich in den Schranken des Erlaubten bleibt, zu verurteilen und auf die Wunde hinzuweisen, die solches Spiel einem Herzen schlägt; aber mit solcher Kraft hat keiner das Urteil darüber gesprochen wie er. Es sind geradezu zermalmende Worte, die er der Ella Rentheim in den Mund legt. Sie ruft ihrem früheren Verlobten, John Gabriel Borkmann, der ihr aus Gewinnsucht die Treue gebrochen, zu: „Du hast das Liebesleben in mir getötet. Verstehst du, was das heißt? Die Bibel redet von einer Sünde, für die es keine Vergebung giebt. Ich habe früher nie begriffen, was damit gemeint war. Jetzt begreife ich es. Die große unverzeihbare Sünde, — das ist die Sünde, die man begeht, wenn man das Liebesleben tötet in einem Menschen. . . . Du hast es gethan. Ich habe früher nie recht gewußt, was mir

*) Komödie der Liebe (Reclam) S. 85.
**) Gespenster (Reclam) S. 39.
***) Hedda Gabler (Reclam) S. 39 u. 40.

eigentlich widerfahren war, bis mir endlich heute Abend die Augen aufgehen. Du ließest das Weib im Stich, das du liebtest! Was dir das Teuerste auf Erden war, das warfst du willig zu veräußern, um Gewinn daraus zu ziehen. Das ist der zweifache Mord, den du verschuldet hast. Der Mord an deiner Seele und an meiner!"*)

Keine Ehe, die nicht auf Liebe sich gründet, und keine Liebe, die nicht zur Ehe führt — das ist das sittliche Fundament, worauf Ibsen's Behandlung dieser Frage beruht. Doch was ist denn eigentlich das Wesen der Liebe? Ist es die Leidenschaft, die mit unverklärlicher Macht ein Herz ergreift, ist es die innere Sympathie, das Gleichgesinntsein zweier Seelen in ihrer tiefsten Regung, daß sie für einander geschaffen sein und zu einander streben läßt? Sie ist es ihm etwas Besseres, Höheres; sonst könnte Rebekka in Rosmersholm nicht so reden, wie er sie sprechen läßt: „Da kam es über mich — dies wilde unbezähmbare Verlangen. Damals glaubte ich, es heiße lieben, ich meinte, es sei Liebe; aber das war es nicht. — Es war über mir wie ein Sturm auf dem Meere. Es war, wie einer jener Stürme, die wir zuweilen da oben im Norden um die Winterszeit haben. Es faßt einen, und trägt einen mit sich, so weit es will. Kein Gedanke an Widerstand".**) Aber solch ein Sturm ist nicht von Dauer, wie es Allmer gesteht in „Klein Eyolf": Unsere Liebe ist gewesen wie verzehrendes Feuer, „jetzt muß sie erloschen sein."***) Und wo dies Feuer auch nicht erlischt, es wärmt doch nicht und leuchtet nicht, sondern es zerstört nur; es macht ein Herz so eifersüchtig und selbstsüchtig, wie das der Rita, der alles, was ihren Gatten beschäftigt, seine Arbeit, sein Verkehr mit den Angehörigen, ja schließlich die Existenz des eignen Kindes, als ein Hindernis ihrer Liebe erscheint. Man ist versucht, diese Figur verzeichnet zu nennen, aber auch hier erkennen wir in den tiefen Schatten das Licht, was nach Ibsen allein leuchten darf in jeder rechten Ehe: Das Licht selbstloser, aufopfernder Liebe, die nicht sich in dem andern sucht und sieht, sondern sich über dem anderen vergißt, die in dem Glück des andern das eigne Glück schafft. Das ist es allein, was den Namen „Liebe" verdient, was imstande ist, das Glück eines Hauses zu gründen und zu erhalten. So treten uns alle die Frauen entgegen, die als Idealgestalten durch Ibsens Werke hindurchgehen; so die Frau des Pfarrers Brand, die alles zum Opfer bringen kann, und mit heroischem Sinne das Wort zur Wahrheit macht: „Wo du hingehst, da will ich auch hingehn; wo du bleibst, da bleibe ich auch"; so die Frau des Konsul Bernick, die nicht abläßt, in ihrem Mann das Gute zu sehn trotz der schweren Schatten, für die sie nicht blind ist, und die sie doch überall „zum Besten zu kehren" weiß; so Johanna, die Frau des Dr. Stockmann, die bei all ihrer Milde und Zartheit doch stark und kühn auf die Seite ihres Gatten tritt, wo alles sich gegen ihn kehrt. Alle andere Liebe führt nur zu der schmerzlichen Klage des Allmers: „So erdgebunden sind wir alle beide! Leben, und nichts haben, was das Leben ausfüllen könnte. Öde und leer ist alles, wohin ich auch blicke". †)

Aber auch dieses Herzensverhältnis, „wo eins dem andern dient, weil eins das andere liebt", besteht nicht aus sich heraus weiter; es will gepflegt und gehegt sein, es verlangt seinen Nährboden in gemeinsamer Lebensarbeit, wo jeder nicht mehr für sich kämpft, und sich strebt, sondern in Freud und Leid dem andern zur Seite steht.

Dies Problem gemeinsamer Lebensarbeit, die beide Teile zur rechten Gemeinschaft erzieht, hat den Dichter wieder und wieder beschäftigt. Wo es nicht gelöst wird, da wird das Haus zum „Puppenheim", wie es Nora in dem gleichnamigen Stück mit den Worten schildert: „Unser Heim war nichts anders, als eine Spielstube. Zu Hause bei Vater ward ich wie eine kleine Puppe behandelt, hier wie eine große. Und die Kinder waren wiederum meine Puppen. Ich war recht vergnügt, wenn du mit mir spieltest, just wie die Kinder ihrerseits vergnügt waren, wenn ich mit ihnen spielte. Das war unsre Ehe!" ††)

*) John Gabriel Borkmann (Fischer) S. 94.
**) Rosmersholm (Reclam) S. 79.
***) Klein Eyolf (Fischer) S. 66.
†) Ebenda S. 91.
††) Nora (Reclam) S. 84.

Kürzer, treffender kann das Elend der modernen Ehe nicht geschildert werden, als es hier geschehen ist. Beweglicher noch wird es im „Bund der Jugend“ zum Ausdruck gebracht, wo eine Frau, der ihr Puppenheim zum Bewußtsein gekommen, in die Klage ausbricht: „O, wie habt ihr mich mißhandelt! Immer sollte ich nehmen, niemals geben. Ich war die Arme unter euch, niemals verlangtet ihr ein Opfer von mir! Auch nicht zu der kleinsten Bürde war ich euch gut genug. Wie hat mich gedürstet nach einen Tropfen eurer Sorge! Aber bat ich, so ward ich mit einem feinen Scherz abgewiesen. Ihr kleidetet mich wie eine Puppe, ihr spieltet mit mir, wie man mit einem Kinde spielt.“*)

Und woher diese innere Trostlosigkeit bei äußerem Glück? Es ist der Mangel an geistiger Gütergemeinschaft, das Fehlen des innersten Gedankenaustausches, der ja erst die Frau wirklich zu dem macht, was die Schrift in das Wort zusammenfaßt von der „Gehilfin, die um ihn sei.“ Auf welcher Seite zumeist die Schuld liegt, hat Dr. Wangel in der „Frau vom Meere“ deutlich genug ausgesprochen, wo ihm sein eigner Egoismus folgendermaßen zum Bewußtsein kommt: „Haben Sie nicht bemerkt, daß die Menschen da draußen am offenen Meer gleichsam ein Volk für sich sind? Es ist beinahe, als lebten sie das Meeresleben mit. Da ist Wellenschlag — auch Ebbe und Flut — sowohl in ihrem Denken wie in ihren Empfindungen. Und dann lassen sie sich nie verpflanzen. Ach, das hätte ich ja früher bedenken müssen! Es war eine wahre Sünde gegen Ellida, sie von da draußen fortzunehmen und hierher zu versetzen! Aber ich hätte mir das vorher sagen müssen. Ach, im Grunde genommen wußte ich es ja auch. Aber ich ließ es nicht in mir zu Worte kommen, denn ich hatte sie so lieb, sehen Sie! Deshalb dachte ich zuerst an mich selbst. So unverantwortlich selbstsüchtig war ich damals! Und später bin ich es auch noch gewesen. Ich bin ja so viel, viel älter als sie. Ich hätte ihr ein Vater sein sollen — und ein Führer zugleich. Ich hätte mein Bestes thun sollen, ihr Gedankenleben zu entwickeln und zu klären. Aber daraus ist leider nie etwas geworden. Sehen Sie, dazu besaß ich nicht den rechten Eifer! Denn am liebsten wollte ich sie so, wie sie war.“**)

Und wohin solch äußerliches Zusammenleben ohne innere Gemeinschaft schließlich mit Folgerichtigkeit führen muß, das zeigt der Schluß von „Nora“ deutlich genug; sie geht davon von Mann und Kindern, weil ihr das eigene Heim innerlich zur Fremde geworden.

Aber gerade der Schluß der „Nora“ will richtig verstanden sein. So viele, die Ibsen als einen Zertrümmerer der Ehe, als einen Feind der Moral, als einen Apostel des Umsturzes angreifen oder verteidigen, berufen sich mit Vorliebe auf diese innerlich völlig unbefriedigende Lösung. Sie vergessen nur, daß Ibsen eben Idealist ist, daß ihm hier die Personen unter der Hand zu Trägern von Ideen werden, daß hier der ideale Gedanke wiederum in negativem Bilde erscheint. Denn abgesehen davon, daß dieser Nora, wie sie dort gezeichnet wird, überhaupt zu einem solchen radikalen Schritt der Mut fehlt, hat der Dichter an anderen Stellen grade den entgegengesetzten Gedanken ausgestaltet: Nicht Scheidung, sondern sittliche Hebung, Heiligung, wenn man will, das ist's, was solcher Ehe not thut.

Allerdings führt ein derartiges Zusammenleben zu Verhältnissen, die das natürliche Herz auf die Dauer nicht tragen kann. Nur eins giebt Kraft, auch dieses Schwerste zu tragen: Das Christentum. Das hat auch Ibsen anerkennen müssen und er hat es anerkannt. Denn so allein darf der feine Zug in der „nordischen Heerfahrt“ gedeutet werden, daß Sigurd der Held seiner geistig ihm unebenbürtigen Gattin die Treue wahrt. Einst hat er dem Freunde Gunnar die heldenhafte, aber stolze Hjördis zur Braut geworben, die er selbst liebte und deren Herz ihm unbewußt gehörte. Er hat sich dann mit der sanften, aber unbedeutenden Dagny vermählt und führt an der Seite dieses ihm unebenbürtigen Weibes ein äußerlich glückliches, aber innerlich unbefriedigtes Dasein. Jahrelang sind Hjördis und Sigurd aneinander vorüber gegangen; endlich finden sie sich, und nun will die heißblütige Gattin Gunnar's diesen verlassen und dringt in ihren

*) Bund der Jugend (Reclam) S. 60.

**) Die Frau vom Meer (Reclam) S. 68 f.

Geliebten, das Gleiche mit Dagny zu thun. Er weigert sich. Immer stürmischer wird das Begehren der wilden Hjördis, bis sie endlich im Wahnsinn der Leidenschaft den Sigurd erschießt, um wenigstens im Tode mit dem vereint zu sein, der ihr im Leben nicht angehören will. Aber auf ihr wildes Jauchzen: „Sigurd, mein Bruder, nun gehören wir einander!" antwortet er: „Jetzt weniger denn je. Hier trennen sich unsere Wege — denn ich bin ein Christ! Ich bete zu dem weißen Gott. König Aedelsthan hat mich ihn kennen gelehrt — zu ihm gehe ich jetzt hinauf".*) So hat sein Glaube ihm Kraft gegeben, dem Freunde die Treue zu wahren, der Gattin den Eid zu halten und sein eigen Herz zu stillen.

Doch wo das Christentum fehlt, wie soll dort der Knoten gelöst werden? Ibsen antwortet: Nicht durch Scheidung! Die hat nur da ein Recht, wo die Ehe wirklich gebrochen ist, wie die der Frau Alving in den „Gespenstern", wo das Seelenleben des einen vergiftet und vernichtet wird durch das Sündenleben des andern. Mit erschütternder Gewalt hat es der Dichter hier gezeigt, wie nicht nur die Sünden der Väter heimgesucht werden an den Kindern, sondern wie eine dunkle Vergangenheit eine Macht ist, die nicht gebannt wird durch eine liebeleere Ehe, auch wenn sie an heiliger Stätte geschlossen und durch Gottes Wort gesegnet ist, sondern gerade dann wieder ihr Haupt erhebt, eine Macht die das ganze Leben in ihre Gewalt bringt, die es so weit treibt, daß kein andrer Ausweg mehr für den anderen Teil möglich ist, als völlige Scheidung. Denn wo diese nicht eintritt, da wird das ganze Leben zu einer Lüge, in die auch der unschuldige Teil mit hineingezogen wird, wie hier Frau Alving. Mit Unwahrheit hat sie die Schuld ihres Mannes vor den Leuten zugedeckt; mit Unwahrheit hat sie sein Bild als das eines Ehrenmannes in die Seele ihres Sohnes geprägt; mit Unwahrheit will sie dem Verstorbenen ein Ehrendenkmal errichten in einer wohlthätigen Stiftung — bis endlich alles das wie ein Kartenhaus zusammenbricht; der Sohn stirbt, die Stiftung geht in Flammen auf und es bleibt nichts als die Gespenster eines verlorenen Lebens.

Nur unter solchen Verhältnissen darf Scheidung eintreten. Sonst aber gilts nicht nur eine Ehe ohne Liebe zu tragen in Geduld, oder ihr ein Ende zu machen mit Gewalt, sondern sie zu bessern, zu heben, zu heiligen durch sittliche Kraft. Und hier setzt nun Ibsen sein ganzes dichterisches Können ein, den Weg zu zeigen zu nachträglicher Heiligung einer innerlich unwahren und darum unheiligen Ehe. Die erste Bedingung dafür ist ihre Sühne der Schuld. Jeder soll an seinem Teile wieder gut machen, was er verfehlt. Der Mann, der es unterlassen hat, mit seiner Frau das Beste zu teilen, sein Wirken und Leiden, sein Wünschen und Fürchten, der sie da hat fremd bleiben lassen, wo sie am meisten hatte heimisch sein sollen, in seinem innersten Leben, der sie aus bequemem Egoismus nicht einmal soweit zu sich heraufgezogen, daß sie ihm bis ans Herz reichte, — er soll es ihr beweisen, daß er sein eigenes Glück nicht über sondern unter das ihre stellen will, daß es auch für ihn in der Ehe gilt „sie suchet nicht das Ihre", denn Liebe heißt Opfer. Das ist der Sinn, in dem Dr. Wangel den Knoten löst. Er hat in sein verwaistes Haus eine zweite Frau heimgeführt, die einst als Tochter des Leuchtturmwärters einem Steuermann ihr Herz geschenkt. Dieser ist seit Jahr und Tag verschollen; sie hat ihn längst verloren geglaubt. Nun, nach dreijähriger, äußerlich glücklicher, innerlich unglücklicher Ehe, taucht er plötzlich wieder auf und will seine Rechte geltend machen. Dr. Wangel ist entschlossen, die seinigen bis zum Äußersten zu wahren; aber als er sieht, daß Ellida an seiner Seite unglücklich sein und bleiben würde, da läßt er ihr die volle Freiheit der Entscheidung. Sie soll bleiben oder gehen, wenn sie nur glücklich wird. „Ich sehe wohl, Ellida, Schritt für Schritt entgleitest du mir. Das Verlangen nach dem Grenzenlosen und Unbeschränkten — nach dem Unerreichbaren — wird dein Gemüt zuletzt in dunkle Nacht hüllen... Dahin soll es nicht kommen. Eine andre Rettung ist für dich nicht möglich. Ich wenigstens sehe keine andre. Und deshalb — deshalb mache ich den Handel hier auf der Stelle rückgängig. — Jetzt also kannst du deinen Weg wählen — in voller — voller Freiheit".**)

*) Nordische Heerfahrt. (Reclam) S. 67.
**) Frau vom Meere. Reclam S. 98.

Nun fällt es ihr, die sich bisher für gefangen gehalten, wie ein Schleier von der Seele; nun bleibt sie in Freiheit bei dem, der ihr Alles zum Opfer zu bringen bereit war. So hat Dr. Wangel durch Liebe erreicht, was er mit Recht und Gewalt nicht zu erreichen vermochte — allerdings eine Kur, von der der Arzt nachher selber sagt: „Ja, in der Not wagen wir Ärzte so viel!" Und die Frau, die aus äußeren Rücksichten eine Ehe geschlossen, die sich da vom Verstande hat leiten lassen, wo nur das Herz und das Gemüt sie führen durfte, sie soll noch einmal von Neuem anfangen, indem sie nun den Weg in voller Freiheit wählt, den sie vorher unter dem Zwang äußerer Verhältnisse gegangen ist. Sie muß es sagen können, was Ellida am Schlusse der „Frau vom Meere" ihrem Gatten zuruft: „Jetzt komme ich wieder zu dir, jetzt kann ich es, denn ich komme zu dir in Freiheit und unter eigener Verantwortung."

Und dann sollen beide, Mann und Weib, sich Lebensgefährten sein im tiefsten Sinne des Wortes, sollen zusammenstehen zu gemeinsamer Lebensarbeit.

Und wo liegt für Ibsen diese Arbeit? Nicht da, wohin die Frauenemanzipation sie tragen möchte, auf dem Markte des öffentlichen Lebens, nicht auf dem Kampfplatz wissenschaftlichen Denkens, sondern allein auf dem Boden des Hauses und der Familie, da, wo es sittliche Aufgaben zu lösen giebt mit der Kraft selbstverleugnender Liebe, da, wo sie die Mission ihres Geschlechts im höchsten Sinne erfüllen kann, nicht ihr zu entsagen braucht; da, wo sie eine echte Vertreterin der Weiblichkeit ist, nicht eine schlechte Konkurrentin der Männlichkeit. Das ja beweist der Schluß des letzterwähnten Stückes, wo die Gattin dem Gatten das neue Leben, was sie miteinander anfangen wollen, in den Worten schildert: „O, denken zu dürfen, daß wir beide jetzt ganz für einander leben dürfen; mit gemeinsamen Lebenserinnerungen, deinen sowohl wie meinen, und für unsere beiden Kinder!" Und als er sie erstaunt fragt: „Unsere, sagst du?", da antwortet sie: „Für sie, die ich nicht besitze, die ich aber erringen werde".*) Ihre Stiefkinder, die der neuen Mutter fremd geblieben und dem alternden Vater fremd geworden sind, will sie wieder ein Elternhaus schaffen, ein Elternherz zeigen, wo ihr Hunger nach Liebe Genüge findet, wo sie den Sonnenschein empfinden, den sie seit dem Tode der rechten Mutter vergeblich gesucht; sie will ihnen geistig das werden, was sie leiblich ihnen nicht sein kann, sie will die natürlichen Mutterpflichten durch sittliche ersetzen; das ist der Weg, auf dem sie ihre Ehe sittlich zu heben, zu verklären und zu heiligen sucht. Giebt es für eine Frau einen besseren, schöneren, schlichteren? Es giebt ihn nicht.

Wenigstens keinen, den sie sich selber bahnen kann. Für Gottes Hand steht freilich noch ein andrer offen. Es ist der Weg gemeinsamen Leides: Auf ihn führt uns der Dichter bei der Lösung des Konflikts in „Klein Eyolf". Dieselbe Mutter, der, wie wir oben gesehen, die Existenz ihres eignen Kindes ein Hindernis war in der Liebe zu ihrem Gatten, muß es erleben, daß ihrem frevelnden Gedanken die Strafe auf dem Fuße folgt. Klein Eyolf ertrinkt und trostlos, friedlos stehen die Eltern an seiner Leiche. Der Schmerz hat sie nicht einander näher gebracht, sondern nur noch weiter auseinandergetrieben. „Der Schmerz macht einen schlecht und garstig",**) seufzt der Vater und trägt sich mit dem Gedanken, die Gattin zu verlassen. Er will sich rächen an der Mutter, die mit ihrem Wunsche das frühe Ende des Kindes verschuldet, er will sich rächen an den Kindern, die den ertrinkenden Spielgefährten nicht gerettet und durch ihre Unachtsamkeit seinen Tod herbeigeführt. Aber Rita weiß einen besseren Weg. Sie will glühende Kohlen auf das Haupt der Schuldigen sammeln. „Was können die Kinder dafür, daß sie niemand erzog? Sie sollen die Stelle ausfüllen, die klein Eyolf in ihrem Herzen leer gelassen. Sie sollen in seiner Stube wohnen, in seinen Büchern lesen, mit seinen Sachen spielen. Sie sollen der Reihe nach auf seinem Stuhle sitzen". Und hier tritt nun die große Wendung ein. Bisher hat die Selbstsucht zwischen ihnen gestanden, nun soll sie die Selbstlosigkeit verbinden. In beiden Herzen ist die Ahnung einer höheren Gemeinschaft aufgegangen, wo man nicht nur miteinander den Weg durch dieses Leben sucht, sondern

*) Ebenda S. 100.
**) Klein Eyolf (Fischer) S. 58.

nach einem besseren Leben trachtet. „Wohin sollen wir schauen, Alfred“, fragt Rita ihren Gatten und er antwortet: Nach oben, zu den Gipfeln hinauf, zu den Sternen und der großen Stille! *)

Das ist die endgiltige Lösung, die Ibsen für das Problem der Ehe, für den Beruf der Frau als Gattin gefunden hat. Es bedarf keines Hinweises darauf, wie nahe diese Gedanken sich berühren mit den Anschauungen des Christentums. Es sind geradezu unbewußt christliche Ideen, die ihn geleitet haben zu solchem Schluß. Sie haben ihn auch bewogen zu seiner Polemik gegen die moderne Ehe. Denn was bekämpft er an ihr? Nichts anders, als die Unwahrheit, die sich oft genug in ihr breit macht trotz der kirchlichen Form, in der sie geschlossen ist. Mit Recht sagt ein gründlicher Kenner Ibsen's **): „Er hat gegen die modernen Ehen gekämpft, nicht weil er die Form der Monogamie zerstören wollte, sondern im Gegenteil, weil er noch innerhalb der streng gewahrten Monogamie oft das Zusammenleben der Ehegatten selbst unsittlich findet“, wenns eine Geschäfts- oder Versorgungsehe ist, „wenn die Gleichberechtigung der beiden Gatten oder wenn die gegenseitige Achtung fehlt“. Entweder muß das Unsittliche verschwinden — oder es treibt beide Teile auseinander und macht ihr Verhältnis zu einer seelenvergiftenden Lüge — das ist Ibsen's Standpunkt, den er mit der Gestaltungskraft des Dichters, mit der Konsequenz des Denkers zur Geltung bringt.

Können wir anders, als in ihm einen Bundesgenossen begrüßen, der wohl getrennt von uns marschiert, aber vereint mit uns schlägt? Können wir anders, als in seinen Anschauungen das unbewußte Echo des Wortes vernehmen: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden?“ Und was sich hier als Resultat ergeben hat in der Betrachtung der Frau als Gattin, das wird sich auch herausstellen, wenn wir die Stellung prüfen, welche Ibsen der Mutter und der äußerlich „berufslosen“ Frau zuweist.

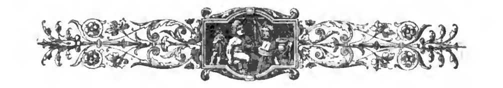
(Schluß folgt).

Im Jahrgang 1896 der A. K. Monatsschrift (S. 52, 137 und 152) findet sich eine Folge von Artikeln über Ibsen, in denen Herr O. Kraus den norwegischen Dichter in einer anderen Weise beurteilt, wie dies in der vorstehenden Arbeit geschieht. Bei der Bedeutung Ibsens scheint es uns aber angemessen zu sein, seine Lebensanschauung und seine Werke den Lesern der Monatsschrift auch einmal in einer etwas freundlicheren Beleuchtung nahe zu bringen. Die Schriftleitung.

*) Klein Eyolf. (Fischer) S. 96.
**) Hanstein, Ibsen als Idealist S. 205.







Bekenntnisse eines Strafgefangenen.

Mit einleitenden Worten des Stadtpfarrers D. **Wurster** (Heilbronn).

Einleitung.

Nachfolgende Lebensgeschichte stammt aus der Feder eines Gefangenen, der im Anfang der Dreißig steht und demnächst zur Entlassung kommt. Für die Wahrheit seines Berichts, so abenteuerlich derselbe in manchen Teilen klingen mag, übernehme ich jede Bürgschaft, welche ein Mensch für den andern überhaupt übernehmen kann. Mir scheint sein Selbstbekenntnis aus einem doppelten Grunde wert, einem weiteren Leserkreis zugänglich gemacht zu werden. Erstens deshalb, weil es höchst interessante Einblicke in gewisse Verhältnisse, z. B. unser Gefängnisleben, die Zustände in der französischen Fremdenlegion u. a. eröffnet, hauptsächlich aber deshalb, weil hier in wahrer, ungeschminkter Berichterstattung offenbar wird, wie doch in das Leben eines noch so sehr Irrenden immer wieder, scheinbar zufällig, das Licht christlicher, barmherziger Liebe hereinfällt. Ich lebe der guten Zuversicht, daß der arme Mensch, nachdem er den Becher der Sünde und des Erdenleids gründlich geschmeckt hat, nun den Weg zur völligen Umkehr findet. Vielleicht geben die folgenden Blätter dem oder jenem Leser Anlaß, dem begabten Verfasser (welchem diese Zeilen nicht zu Gesicht kommen sollen!) die Hand zu seinem weiteren Fortkommen im Kaufmannsstand zu bieten. An dem Texte seiner Lebensskizze bin ich selbst bloß mit rein formellen Änderungen beteiligt.

Heilbronn a. N., April 1898. Stadtpfarrer D. Wurster.

I. Kindheit, Lehrjahre und erster Fehltritt.

Ich bin am 30. Juli 1863 zu L..... geboren. Meine Geburt gab meiner Mutter den Tod. Mein Vater nahm eine dritte Frau und gab mir so eine Stiefmutter. Diese Ehe blieb kinderlos, ich war also das Nesthäckchen, wie man zu mir immer zu sagen pflegte. Ich müßte eine Unwahrheit sagen, wenn ich meine Stiefmutter so schildern wollte, wie man es oft von solchen hört oder liest. Im Gegenteil muß ich ihr nachsagen, daß ich niemals gefühlt habe, eine Stiefmutter zu besitzen, meine rechte Mutter hätte nicht lieber sein können.

Mein Vater war vorher Kaufmann, später als Güterschreiber, Beamter der Handelskammer und Kaufmannschaft im „finnischen" Bezirk. Er und meine Mutter sprachen schwedisch und so lernte ich schon als Kind die für den L.....schen Handel so wichtige schwedische Sprache.

Während meiner Schulzeit brach der deutsch-französische Krieg aus.

Mein Vater hatte patriotisches Gefühl und so kommt es, daß mir noch viele Einzelheiten aus diesem Glanzpunkt der deutschen Geschichte in der Erinnerung sind. Eine Episode, welche die damalige Begeisterung kennzeichnet, will ich an dieser Stelle erwähnen.

Der Schullehrer Herr B. und mein Vater waren sehr gute Freunde, sie hielten die Depeschen, welche von einer Buchdruckerei täglich als sogenanntes „Extrablatt vom Kriegsschauplatz“ herausgegeben wurden, gemeinschaftlich. Bei jedem größeren Siege erschien das Extrablatt auf farbigem Papier. Als die Kapitulation Sedans und die Gefangennahme Napoleons bekannt wurde, ließ auch mein Vater sich es nicht nehmen, seinem Freunde und den Kindern diese Siegesbotschaft, mit der man ja auch bekanntlich zuerst den Frieden und Schluß des blutigen Krieges begrüßte, zu überbringen. Das rote Extrablatt hoch in seiner rechten Hand haltend, rief er: „Jungs, singt de Wacht am Rhein, de Kaiser Napoleon is gefangen nahmen.“ Da bedurfte es keiner Worte mehr, und begeistert erklangen die frischen Kinderstimmen: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“, begleitet von den tiefen Baßstimmen des Lehrer und meines Vaters.

Meinem Vater liefen vor Freuden die Thränen über die Wangen. Die Schule wurde natürlich, zum Gaudium der Kinder, sofort geschlossen und ich eilte an der Hand meines Vaters heim, um auch der Mutter diese Siegesbotschaft zu überbringen. Am Abend eines solchen Tages war stets eine allgemeine Illumination der ganzen Stadt. Mein Vater ließ es sich nicht nehmen für 6 oder 8 Schilling bengalisches Feuer abzubrennen und war vergnügt, wenn die Kinder, die natürlich als Zuschauer nie fehlten, ein oder das andere Spottlied auf Napoleon schrieen, denn singen konnte man dieses eigentlich nicht mehr nennen.

Die vielen Gefangenen, die in unserer Stadt waren, brachten den Kindern viel Kurzweil. Auch meine Eltern hatten einen französischen Infanteristen im Quartier, der den gleichen Vornamen wie ich hatte und sich bei uns zu Hause mit allerlei kleinen Arbeiten zu beschäftigen wußte. Trotzdem, daß wir verschiedene Zungen sprachen, verstanden wir uns doch leidlich. Ich hatte bald herausgefunden, daß er Seidenpapier haben wollte, um sein Cigarrettle zu drehen und bemühte mich, ihm soviel wie möglich zu besorgen, wobei mancher Dreiling, Sechsling oder auch Schilling, der infolge des Patriotismus meines Vaters in meine Hand gewandert war, aushelfen mußte. Ich wurde von meinem Freunde dadurch reichlich entschädigt, wenn ich auf seinem Schoße deutsche Kavallerie spielen konnte, wobei ich manchmal die roten Hosen bewunderte, welche mir ja schon durch manches Spottlied vorher bekannt gewesen waren. Possierlich war es anzuhören, wenn er meine Mutter fragte: „Madamme Olz maken?“ denn er spältete mit Vorliebe das Kleinholz für meine Mutter.

Der Franzose von 1870 ist mir stets im Gedächtnis geblieben und im weiteren Fortgang meiner Aufzeichnungen wird es sich zeigen, wie diese Erinnerungen der früheren Kinderzeit merkwürdig zurückgerufen werden!

Die Schulzeit verging mir sehr schnell, ich hatte Lust zum Lernen und bin sehr gerne in die Schule gegangen. Einzelne Sachen, die auf Bildung meines Gemütes und meines Charakters einen nicht unwesentlichen Anteil haben, mögen hier erwähnt werden. Ich hatte als Knabe eine innige Freundschaft mit einem Schulkameraden geschlossen. Wir spielten und arbeiteten zusammen und waren unzertrennlich. Dieser Freundschaft wurde auch von Seiten unserer Eltern durchaus kein Hindernis entgegengestellt, da unsere Gemüter gut miteinander harmonierten. Lange Jahre wohnten seine Eltern in nächster Nachbarschaft von den Meinen, jedoch im vorletzten Jahre meines Schulbesuchs zogen seine Eltern fort in einen entfernteren Stadtteil. Eines Nachmittags besuchte ich ihn; er hatte mir schon viel aus seiner neuen Umgebung mitgeteilt, worunter vornehmlich seine Beschreibung eines sehr alten Mannes, der nach der Aussage meines Freundes: „veel gruselige Spökerien vertellen kunn“, meine Neugierde ganz besonders erweckt hatte. Nun ist es in meiner Heimat eine alte Sitte, während der sogenannten „Schummerzeit“ Geschichten zu erzählen, die einem die „Gänsehaut“ überlaufen lassen. Der alte Mann war gerade bei der Erzählung einer Seeräubergeschichte, die uns Kindern ganz wahrheitsgetreu vorkam, hatten wir doch schon oft die durch l..... sche Schiffer erbeuteten Waffen in dem Schifferhaus gesehen. Die Erzählung wurde unterbrochen durch einen weinenden Knaben, der dem Alten berichtete, daß seine liebe Mutter gestorben sei, der ganz kleine Bruder aber noch lebe — — — — — — — — —

„Dat wör bäter ümdreiht weßt, denn de arme Junn hett doch keen Glück in sin Leven!“ sagte der Alte.

Die Erzählung wurde abgebrochen, ich eilte nach Hause. Niemals habe ich meinen Eltern oder sonst Jemanden die Worte des Alten erzählt; aber in meinen Kinderherzen haben sie tiefe Wurzeln gefaßt und mich durch mein ganzes Leben bis hierhin begleitet, wobei die gehörten Spukgeschichten und die oft merkwürdig zugetroffenen Ereignisse ihr Teil beigetragen haben.

Eine andere kurze Geschichte sei ebenfalls eingeflochten.

Eine ältere Frau, die im Öfteren meine Eltern besuchte, hatte eine derartige Geschicklichkeit im Erzählen von Spukgeschichten, daß es mir manchmal angst und bange wurde. Merkwürdige Zufälle bestärkten meine Meinung, daß diese Frau zu jener Kategorie Menschen zähle, welche oft in diesen Geschichten als „Hellsehende“ bezeichnet wurden. Ein kleines Beispiel mag beweisen, ob mein Kinderherz nicht zu dieser Annahme gut berechtigt war.

Eines Tages war die Frau bei uns zum Kaffee. Eine Sitte, Besuchsleuten den Kaffee immer in besseren Tassen zu kredenzen, war die Veranlassung, daß eine Tasse mit dem Bildnisse meines Onkels (damals eine Neuheit und viel vertreten) auch auf den Tisch kam, welche jene Frau erhielt. Sei es nun, daß die Tasse einen Schaden gehabt hat oder was es auch sei, kurz und gut, sowie der kleine silberne Löffel in die Tasse gestellt wurde, zerbrach die Tasse in zwei Teile, sodaß das Bild meines Onkels halbiert war; auf der einen Seite der Scherbe stand die Zahl „8“, der Anfang des Datums des Geburtstages meines Onkels. Der Tag, an dem dieses vor sich ging, war der „8“. Januar 18.. „Datt hett watt too bedüden!“ rief die Frau schnell aus — kurz darauf überbrachte uns ein Bote die traurige Nachricht von dem plötzlichen Tod meines lieben Onkels!

Diese Frau war nie zu bewegen sich an einen Tisch zu setzen, wo die Zahl der beteiligten Personen 7 oder gar 13 betrug. Ich sagte ihr einmal, daß ich doch auch der „13“ sei (in der Gesamt-Kinderzahl meines Vaters). „Ja, ja“ sagte sie, „dat is trurig“ und schaute mich so mitleidsvoll an, als wollte sie damit sagen: „Armer Junge, du wirst es noch selbst genügend spüren!“ —

Nach **Beendigung meiner Schulzeit** handelte es sich um die Wahl eines Lebensberufes. Mein Lieblingsgedanke war, Lehrer zu werden.

Ein Bruder von mir war nach Australien ausgewandert und lebte in Georgetown auf Neu-Seeland. Er war Handwerker und hatte als solcher in seinen Wanderjahren große Reisen gemacht, die ihn weit über die Grenzen seines deutschen Vaterlandes geführt hatten. Er hatte wohl nie das Glück, wie er es sich ausgemalt, gefunden, und war auch nicht mit seinem Los zufrieden, wie er später nach den Wanderungen in seine Vaterstadt zurückkehrte, um dort selbständig zu werden. Er gehörte in politischer Beziehung jener Partei an, die das Glück des Menschen im Besitz von Geld und Gut suchen, die ihre Unzufriedenheit mit schnödem Neid nähren und sich einbilden, Weltbeglücker und berufen zu sein, die Kluft zwischen Kapital und Arbeit, oder wie sie sich so gerne ausdrücken, zwischen „Goldbarren und Bettelstab“ zu überbrücken.

Mögen nun bittere Erfahrungen in der Fremde meinen Bruder veranlaßt haben, in der allerdings manchmal lieblich klingenden Zukunftsmusik einen Takt zu entdecken, der ihn gemütlich durch das Leben bringt, ich weiß es nicht, kurz und gut er nahm seine Ersparnisse, um in dem Lande der Zukunft, fern von den Seinen, fern von seiner Heimat, das Glück zu suchen, was ihm seine Heimat nicht geboten hatte. Es schien auch, wie die Briefe in den ersten Jahren meldeten, als ob Fortuna ihr Füllhorn auf ihn ausgeschüttet.

Ungefähr ein Jahr vor meiner Konfirmation machte mein Bruder meinen Eltern den Vorschlag, mich dorthin zu schicken, womit meine Eltern sich zuerst nicht einverstanden erklärten, jedoch später auf das Zuraten Anderer hin, ihre Zustimmung dem Vorschlage gaben, um, wie sie sagten, meinem späteren Wohlergehen nichts hemmend in den Weg zu legen. Ich sollte nach der Schulzeit ein Jahr bei einem Tischlermeister das Notwendigste was zur Kenntnis der Handhabung von Werkzeugen gehört, erlernen, um dieses später eventl. in dem drüben von meinem Bruder betriebenen Geschäft, was der dortigen notwendigen Sitte entsprechend fast alle Handwerke in sich schloß, zu verwerten.

Ich freute mich so halb und halb zu der bevorstehenden Auswanderung, aus der jedoch nichts wurde, weil kurz vor meiner Konfirmation die Nachricht eintraf, daß mein Bruder von Eingeborenen ermordet sei. —

Knall und Fall wurde Alles geändert und ich erlernte die Kaufmannschaft. Das Geschäft, in welches ich eintrat, war ein „Eisen- und Kurzwaren- en gros Export-Geschäft." Meine Lehrherren arbeiteten ausschließlich nur mit „Finnland." Wir hatten ein sehr großes, umfangreiches Lager von feinen und groben Eisenwaren, einschließlich sämtlicher Handwerkzeuge, von Lederwaren, Bijouterie-, Galanterie-, Papier- und Glaswaren, holländischen Waren, Kurzwaren ꝛc. Man könnte sagen, daß auf dem Lager, mit Ausnahme von Kolonial- und Manufakturwaren (Schnitt) alles vertreten war. Die Reisenden gingen zweimal im Jahre auf die Tour (einmal Küste, einmal Inland). Ohne die Probenkoffer, welche in Finnland ständig blieben, betrug die Zahl der mitzunehmenden Koffer je 21—25.

Meine Lehrzeit ging schnell vorüber und wurde mir nicht schwer. Eine leichte Auffassungsgabe, mein in der Schulzeit erworbenes Wissen und die Kenntnis der schwedischen Sprache waren mir förderlich. Daß mein Vater damals Leiter der kaufmännischen Expedition nach Finnland war, brachte mir außerdem großen Vorteil.

Eine Liebhaberei, die ich schon als Kind betrieb, setzte ich lange Zeit als Jüngling fort. Es war die „Philatelie." Als Kind mehr spielend betrieben, setzte ich diese später wissenschaftlich fort und vereinigte damit, im Einverständnis mit meinem Lehrherrn, einen ausgiebigen Briefmarkenhandel, dessen Früchte mich in den Stand setzten, meine sehr reichhaltige Sammlung immer mehr zu vervollständigen. Dieses Geschäft betrieb ich zuletzt sogar ziemlich großartig. Ich offerierte durch Anzeigen in größeren philatelistischen Blättern und hatte auch Glück, sodaß ich mich oft mit dem Gedanken beschäftigte, einen selbständigen Handel zu eröffnen und noch heute bereue ich die Nichtausführung dieses Gedankens, denn die Gegenwart zeigt deutlich, daß in diesem Geschäftszweige noch immer ein guter Verdienst ruht. Auch viele germanisierte Morgenländer haben sich auf dieses Spezialfach gelegt und die Erfahrung lehrt bekanntlich, daß diese in der Wahl von nutzbringenden Geschäften eine gute Nase haben.

Während meiner Jünglingszeit beschäftigte ich mich auch viel mit dem Lesen von Klassikern und anderen Büchern; u. a. waren es die Theorieen Spinozas, welche mein Interesse erregten. Ich wurde ein lebhafter Anhänger dieser Philosophie, welche ich bis vor einigen Jahren auch stets in Schutz nahm.

Auch anderen Vergnügungen blieb ich nicht fern, ja noch mehr, ich überschritt weit die Grenzen des Erlaubten! Sie führten mich in jene Räume, die ein Jüngling wie jeder gesittete, anständige Mensch meiden soll. Bekanntlich bieten ja vornehmlich Hafenstädte eine große Anzahl derartiger Wirtschaften, wo mit der Sünde gespielt wird und wehe dem, der den Versuchungen nicht widersteht! —

Meine politische Richtung war, soweit sie ein Jüngling in den Jahren von 16 bis 20 Jahren hat, fortschrittlich, doch will ich nicht leugnen, daß sich mit dieser Gesinnung ein unverkennbarer Zug zum Antisemitismus vermischte.

Nach beendeter Lehrzeit verblieb ich noch im gleichen Geschäft ein Jahr und vervollständigte mein Wissen, sodaß ich mit gutem Mut später eine Stellung in einem größeren Exportgeschäft Hamburgs als schwedischer Expedient und zur Führung der schwedischen Korrespondenzen antreten konnte. Den Anforderungen, welche an mich in diesem Geschäfte gestellt wurden, war ich gewachsen, doch nicht den Versuchungen, welche sich mir jetzt, der bisherigen elterlichen Aufsicht entfesselt, in Hamburg täglich boten.

Ein halbes Jahr war ich in dieser Stellung. Mein Aussehen, was nur zu deutlich die gesuchten Vergnügungen in meinem Gesicht abspiegelte, war die Veranlassung, daß ich auf Wunsch meines Vaters, welcher von meinen in Hamburg lebenden Geschwistern hierauf aufmerksam gemacht worden war, diese Stellung kündigte und in ein Grobeisen-Geschäft L.s als Reisender eintrat. Das Sprichwort: „Vom Regen in die Traufe" scheint mir hier fast angebracht.

Mein lieber Vater hat es so sehr gut mit mir gemeint, doch seine vielen Ermahnungen scheiterten an meinem gedanken- und grenzenlosen Leichtsinn! —

Als Reisender des erwähnten Geschäftes hatte ich u. a. auch dem Kohlenverkauf an die vielen Dampfschiffe vorzustehen. „Wer gut schmiert, der gut fährt" hieß es auch hier, und wenn ich gute Geschäfte machen wollte, so mußte ich vorher den Kohlenstaub, der sich während der Reise in die stets trockenen Kehlen der Herren Maschinenmeister rc. gesetzt hatte, durch genügende Quantitäten Bieres herunterspülen, natürlich auf meine Kosten. Doch nicht allein war es nur der Durst, welcher von mir gestillt werden mußte, sondern oft kam ich mit Schiffsleuten zusammen, die nach einer langen Reise auch andere Belustigungen suchten und mich natürlich quasi als „Guide" benutzten, selbstredend wieder auf Kosten meiner Tasche. Wohin mich die „Geschäfts-Interessen" mit jenen Leuten vornehmlich führten, bleibe hier unerwähnt, nur möchte ich bemerken, daß mich dieser Umgang immer tiefer in den Abgrund der Laster hinabzog. Meine Reisespesen langten zuerst wohl leidlich, doch später nicht mehr und zuletzt war auch mein Gehalt nicht mehr ausreichend für die sich fast täglich wiederholenden, kostspieligen, ausschweifenden Vergnügungen — wenn ich diesen Ausdruck überhaupt für ein derartiges Treiben benutzen darf. Daß ich durch solch einen wüsten Lebenswandel auf einen tiefen moralischen wie physischen Standpunkt kam, ist wohl selbstverständlich.

Meine frühere Liebhaberei wurde natürlich vollständig verdrängt, ja ich verkaufte meine wertvolle, mir so liebgewordene Sammlung für ein Spottgeld und wie auch dieses verbraucht und sich mir keine neue Quelle öffnete, aus der ich zur Befriedigung meiner unsoliden Neigungen schöpfen konnte, griff ich zu dem Mittel und machte — Schulden!

Doch nicht lange sollte dieses Mittel helfen, meine Gläubiger verlangten Bezahlung und ich konnte diesen Forderungen nicht gerecht werden, schrie doch selbst meine Leidenschaft immer wieder nach Geld! Geld!

Meine Moral war dahin, ich gedachte nicht meiner genossenen Erziehung, gedachte nicht des guten Namens meiner Eltern, gedachte nicht meiner eigenen Zukunft — — Ich unterschlug einkassierte Gelder im Betrage von ca. 1200 Mark und entfernte mich aus L..... Der Prokurist genannten Geschäftes und mein Bruder, welche mich in Hamburg vermuteten, reisten mir sofort dahin nach, doch leider gelang es ihnen nicht mich anzutreffen. Ich war allerdings nach H. gereist, hatte mich jedoch von dort nach Berlin weiter begeben.

II. Flucht, Diebstahl und Soldatenzeit.

Wenn mein Gewissen mich während des vorhin geschilderten leichtsinnigen, unsoliden Lebenswandels wohl dann und wann ermahnte, so schien es jetzt vollständig erwacht zu sein, um mich stündlich mit Vorwürfen zu peinigen. Diese Gewissensbisse, vereinigt mit der steten Angst, heute oder morgen entdeckt zu werden, suchte ich durch Vergnügungen zu betäuben. Diese Angst trieb mich immer fort und zurück, so reiste ich ziellos durch ganz Deutschland. Ich glaubte zuerst, das Geld würde für immer ausreichen, doch nur zu bald mußte ich das Gegenteil erfahren und nach einer verhältnismäßig sehr kurzen Zeit war nicht allein das durch Untreue erlangte Geld dahin, sondern ich hatte auch noch alles irgend zu Entbehrende veräußert. —

An einem Tage — es war der 1. November — verfügte ich noch über 65 Pfennig. Ich wußte damals nichts von Herbergen zur Heimat und war noch nie in einer derartigen Herberge gewesen. Ich war sehr gut, fast elegant gekleidet und trug noch ein kleines Packet, in dem ich Leibwäsche rc. hatte, mit mir. An dem Abend genannten Tages fragte ich einen Herrn auf der Straße nach einem billigen Gasthaus. „Kommen Sie mit mir", sagte jener Herr und ich folgte seiner Einladung.

Auf dem Wege erkundigte der Herr sich nach meinen Verhältnissen. Die Wahrheit verschwieg ich und suchte sie durch geschickte Lügen zu umgehen, wobei ich allerdings meine augenblickliche Notlage nicht verschwieg. Meine Lüge war eine Schilderung vom Unglück, wie es im Leben oft vorkommt. Der Herr bezweifelte auch augenscheinlich meine Aussagen nicht, er fragte mich, ob ich denn heute schon etwas genossen hätte. Ich sagte nein, ohne diesmal zu lügen, denn in der That hatte ich während des ganzen Tages noch nichts gegessen. So leichtfertig ich das Geld vorher vergeudet hatte, so furchtsam

wurde ich bei der Ausgabe der letzten Pfennige. Der Herr brachte mich in ein Gasthaus, bezahlte für mich die Zeche und gab mir noch 3 Mark baares Geld! — Einige Tage später lernte ich auch die Herbergen kennen. Ein Kamerad, mit dem ich beschloß, nunmehr gemeinschaftlich meine Reise fortzusetzen, unterrichtete mich in dem sogenannten „Umschauen.“ Es war nicht so leicht für mich, zu den Kaufleuten zu gehen und mich ihnen zur Arbeit anzubieten, doch angefeuert einerseits durch die sich immer wiederholenden Unterweisungen meines Reisegefährten, andererseits durch die im Öfteren nicht unerheblich ausfallenden Unterstützungen der Herren Prinzipale, lernte ich auch dieses. Wenn wir dann des Abends Kasse machten, (oder wie der Kamerad es zu nennen pflegte „Kippe“), dann waren wir immer zufrieden und konnten uns des Abends genügend stärken. So ging es eine ganze Weile fort, wir waren durch Süddeutschland nach Österreich gereist und noch heute muß ich es bewundern, daß ich immer so durchgekommen bin, ohne arretiert zu werden, da ich doch von L. aus steckbrieflich verfolgt wurde!

Mein Kamerad bekam plötzlich gute Arbeit und ich setzte nun das Geschäft solange auf alleinige Rechnung fort, bis ich wieder einen passenden Kompagnon gefunden hatte, mit dem ich demitour machte und durch Deutschland nach Holland reiste, um dort bei der Legion als Kämpfer für Ostindien mich anwerben zu lassen.

Die lange Reise glückte wiederum und so kamen wir unangefochten nach der holländischen Grenzstadt Venlo. Hier wurden sofort die nötigen Schritte eingeleitet, bei denen uns bereitwilligst und freiwillig Leute zur Hand gingen, die natürlich schon lüstern nach einem Anteil des Werbegeldes auslugten. Wir gaben unsere Namen 2c. an und wurden nun auf Staatskosten verpflegt. Ich hatte Wind davon bekommen, daß die Behörde in die Heimat schreibt, und nun eine Entdeckung meiner Person ahnend, zog ich es vor, freiwillig zurückzutreten und begab mich nach Amsterdam. Hier erhielt ich in einem vornehmlich von Ausländern besuchten Hôtel Beschäftigung. Meine Sprachkenntnisse waren hier gut angebracht. Ich verdiente viel Geld, und so war es mir möglich, schon nach einigen Monaten, da ich mich doch nicht recht sicher fühlte, nach Deutschland zu reisen, um so über Österreich nach Italien zu gelangen. Meine in Amsterdam gemachten Ersparnisse reichten jedoch nicht aus und so mußte ich wiederum in Bayern meine Reise zu Fuß fortsetzen. Dieselbe führte mich auch nach Landsberg am Lech. Bemerken muß ich hier, daß meine Kleidung wiederum tadellos war.

In einem offenen Eisen- und Kurzwaren-Geschäft, mit welchem gleichzeitig der Verkauf von Hausstandssachen und landwirtschaftlichen Maschinen und Geräten verbunden war, bekam ich Beschäftigung. Es war mit dem Geschäft, wo ich gelernt hatte, sehr verwandt, und so fand ich mich sehr rasch zurecht. Mir lag neben Führung der Bücher, Aufsicht im Lager und Magazin noch die Bedienung der Kundschaft ob. Es war zum erstenmale, daß ich in einem Detailgeschäft thätig war, meine Redegewandtheit und eine rasche Annahme des dort gesprochenen Dialektes machten mich bald bei den Kunden beliebt. Auch mein Prinzipal drückte mir sehr oft seine Zufriedenheit aus, ebenso die Frau des Hauses, welche unermüdlich, sowohl beim Bedienen der Kundschaft wie im inneren Geschäft thätig war. — Genanntes Geschäft war z. Zt. das größte dieser Art in genannter Stadt, ein lebhafter Verkehr, der sich vornehmlich an den Markttagen zweimal wöchentlich zeigte, verlangte vollste Thätigkeit des Personals. Außer dem Sohn des Hauses, der im gleichen Alter mit mir stand, waren noch zwei Lehrlinge im Geschäft, die ich während der Abendstunden in kaufmännischen Arbeiten unterweisen mußte. Ich befürchtete zuerst, daß etwa meine Anmeldung eine Entdeckung meinerseits hervorbringen würde, doch bestätigte sich dies nicht und ich war ungestört sechs Monate in genanntem Geschäft. Manchmal ging ich des Abends entweder allein oder in Gesellschaft des Sohnes in ein Gasthaus oder Kaffee. An einem dieser Abende waren wir auch im „Gockel“ vereinigt, ein Unteroffizier des Bezirkskommandos war ebenfalls dort. Eine Unterhaltung, die sich über die in Süddeutschland stehenden preußischen Unteroffiziere drehte, gab die Veranlassung eines Wortwechsels zwischen dem Unteroffizier und mir. Er hatte meinen norddeutschen Dialekt zum Stichblatt seines Spottes genommen, und da er vielleicht wähnte,

daß ich ein Preuße sei, titulierte er mich in unverschämter Weise mit den, vornehmlich in Bayern üblichen Schimpfnamen für Preußen.

Daß dieses meinen Ärger hervorrief, zumal da ich gar kein Preuße bin, versteht sich von selbst. Der Ärger wurde noch mehr genährt, wie ich sah, daß sich die übrige Gesellschaft darüber belustigte. Ich ließ es nun meinerseits auch nicht an Erwiderungen gleichen Charakters fehlen und bald hatte ich ihn still gemacht. Nun fiel die Gesellschaft mit Spott über den Unteroffizier her und es wäre bei der bekannten bayrischen Lebhaftigkeit bald zu einer Messer-Attacke gekommen, wenn der Unteroffizier nicht vorgezogen hätte, das Lokal zu verlassen. Ein Nachspiel, welches für mich schlimme Folgen haben sollte, war das Resultat dieses Wortkampfes.

Der Unteroffizier hatte natürlich noch im tollsten Zorn den anderen Morgen sofort meine Liste in den Bezirkskommando-Papieren gesucht und zwar jedenfalls vergeblich, da ich gar nicht beim Bezirkskommando angemeldet war.

Es war gerade die Zeit der jährlichen Musterungen. Des anderen Tags erhielt ich von dem Bezirkskommando eine Vorladung zwecks Ausweisung über meine Militärverhältnisse. Ich war gerade allein im Laden, als mir die Ordonanz den Befehl überbrachte. Kurz darauf kam der Prinzipal und trug mir auf, einen Brief an eine Bank in München zu schreiben, in dem ca. 900 Mark fortgesandt werden sollten. Ich schrieb den Brief und überschrieb das Geldkouvert, von letzterem zwei gleiche. — Infolge der Nachricht des Bezirkskommandos nunmehr eine unvermeidliche Entdeckung meinerseits voraussehend, griff ich wiederum zum unehrlichen Mittel, anstatt frei und offen dem Prinzipal meine Lage zu schildern und dadurch auch selbstredend meine Strafe für das erste Vergehen bedeutend zu mildern. Doch der Fluch der bösen That, die fortzeugend Neues muß gebähren, sollte auch mich verfolgen.

Der Prinzipal hatte das Geld bereit. Nach seiner Gewohnheit versiegelte er die Geldbriefe eigenhändig. Ich that das Geld in den Brief und klebte denselben zu; in einem anderen Augenblick nahm ich das zweite Kouvert, welches ich schon verschlossen hatte und übergab es dem Prinzipal, welcher dasselbe versiegelte und durch den Lehrling zur Post befördern ließ. Dies war ungefähr abends 6 Uhr. Um 8 Uhr reiste ich mit dem gleichen Zuge, womit auch der Brief expediert werden konnte, das unterschlagene Geld in der Tasche, heimlich nach München.

Eine gleiche Vergeudung des Geldes, wie bei dem Gelde des ersten Falles, wiederholte sich auch hier. Nachdem dasselbe verbraucht, sollte mich am zweiten Weihnachtstage der Arm der Gerechtigkeit erfassen und mich zur Bestrafung vor die Schranken des Gerichts stellen. Ich wurde nach L., meiner Heimat, transportiert und nach Schluß der Untersuchung über beide Vergehen dort abgeurteilt. Ich erhielt eine Gefängnisstrafe von 20 Monaten, welche ich in L. verbüßte. Das Gefängnis in L. war nur klein, es waren s. Zt. nur zwei Aufseher und ein Oberaufseher als Rechnungsführer dort angestellt. Mein Vater besuchte mich sehr oft. Ich entbehrte in dem Gefängnis fast nichts außer der Freiheit, war isoliert und wurde mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt. Die polizeiliche Aufsicht war damals eine sehr geringe, und so wurde ich fast garnicht als Gefangener beobachtet. Bei den Besuchen meines Vaters war ich größtenteils allein mit ihm, er brachte mir stets Verpflegungszuschüsse mit. Die Anstaltsküche war in der Verwaltung des einen Aufsehers, welcher ein Bekannter meines Vaters war. Der Sohn des Aufsehers (Kaufmann), war ein Schulkamerad von mir. Daß diese Gefängnisstrafe keinen wesentlichen Eindruck auf meinen Charakter ausübte, ist klar. Auch kam ich im körperlichen Wohlbefinden durchaus nicht zurück, sondern im Gegenteil nahm ich monatlich an Körpergewicht zu, sodaß ich bei meiner Entlassung ein Mehr von „9½ Kilo“ wog.

Nach meiner Entlassung aus dem Gefängnis stellte ich mich der Militärbehörde und mußte am 1. Oktober in L. einrücken. Auf meinen Wunsch wurde es mir gestattet in Hamburg beim gleichen Regiment zu dienen und wurde ich dortselbst der 1. Kompagnie zugeteilt.

Es soll nicht meine Aufgabe sein, über Leid und Freude der Militärjahre vieles niederzuschreiben, nur das Notwendigste, welches unbedingt zu einem wahrheitsgetreuen

Lebenslauf und vornehmlich für den meinen gehört. Allgemein will ich nur bemerken, daß ich nicht ungern Soldat gewesen bin, da mir der Dienst sehr leicht gefallen ist, und ich auch nach Ablauf des Rekrutenjahres in den zwei folgenden Jahren sehr viel auf militärischen Bureaus zur Dienstleistung kommandiert war.

Die Stellung mit meinen Geschwistern in Hamburg war eine ziemlich freundschaftliche, wenngleich ich oft selbst fühlte, daß durch das begangene Vergehen und die damit verbundene Strafe das frühere Verhältnis um ein Beträchtliches getrübt war. Unterstützungen erhielt ich von meinem Vater und auch ab und zu von meinen Geschwistern. Ich hatte also im ganzen eine recht gute Zeit. Aber wieder nahte mein Unglück.

Einer meiner Brüder betrieb in Hamburg ein Kommissionsgeschäft englischer und deutscher Eisen-Kurzwaren mit reichhaltigem Musterlager. Dieser lebte in sehr guten Verhältnissen, war verheiratet und hatte fünf Kinder. Er wohnte ganz in der Nähe der Kaserne und so kam ich öfters zu ihm. Ein Mädchen, welches zur Unterstützung der Hausfrau und als Art Erzieherin der Kinder bei meinem Bruder war, lernte ich kennen. Wir gewannen uns lieb und gar bald bekannten wir uns unsere Liebe. Von da an suchte ich so oft als möglich die Gelegenheit, mit dem Mädchen zusammenzutreffen.

Unser Verhältnis war noch immer den sämtlichen Familienmitgliedern ein Geheimnis, da wir im Hause selbst, im Beisein der Kinder oder Eltern, stets harmlos wie früher verkehrten.

Eine Krankheit mit schnellem Tod entriß meinem Bruder die Gattin. Er empfand diesen Verlust sehr hart, zumal er mit seiner Frau stets im guten Einvernehmen gelebt hatte und nunmehr ja auch den fünf Kindern, die sämtlich noch in die Schule gingen, die liebe Mutter entrissen war. Das Mädchen, Beta, war nun doppelt notwendig im Hause.

Ein Jahr war über den Trauerfall hingegangen, ich diente in der letzten Hälfte des zweiten Jahres.

Mein Bruder war durch sein Geschäft die größte Zeit des Tages abwesend, da das Kontor und Lager in Hamburg selbst war, er jedoch in St. Pauli wohnte. Es mag ihm deshalb wohl der Gedanke gekommen sein, den Kindern jetzt schon eine zweite Mutter zu geben. Daß jedoch seine heimliche Wahl auf Beta gefallen war, ahnte weder sie noch ich.

Meine Besuche blieben die gleichen, jedoch mußten unsere sonst üblichen Zusammenkünfte bedeutend mehr eingeschränkt werden, da Beta im Hause fast unentbehrlich war. Es wurde uns aber beiden ein Bedürfnis, uns doch das erzählen zu können, was uns wegen der Geheimhaltung unserer gegenseitigen Neigung im Hause unmöglich war und so griffen wir zu dem Mittel des Briefschreibens.

Früher, bei Lebzeiten seiner Frau, hatte mein Bruder wohl nie Verdacht geschöpft wegen eines etwaigen Verhältnisses zwischen Beta und mir. Mag nun jetzt die aufgekeimte Neigung zu B. die Veranlassung zu einer Ahnung gewesen sein, ich weiß es nicht, kurz und gut, eines Tages fand mein Bruder einen Brief von mir in dem Zimmer B's, welches er vielleicht betreten, um B. zu suchen. Ob mein Bruder so indiskret war, den Brief zu lesen, kann ich nicht behaupten. Ich erhielt aber am anderen Tage von meinem Bruder einen sehr unzarten Brief, worin er mir u. A. seine brüderliche Freundschaft kündigte, mir ferneren Besuch in seinem Hause untersagte und drohte, falls ich dennoch wagen würde, sein Haus zu betreten, mich per Konstabler an die frische Luft befördern zu lassen.

Ich war nicht so dumm, um nicht zwischen den Zeilen die richtige Veranlassung zu entdecken. Den Brief meines Bruders natürlich ignorierend, versäumte ich nicht auch meine Vorkehrungen zu treffen.

Ich schrieb sofort an Beta unter Angabe des Grundes und stellte es ihr frei, entweder bei meinem Bruder zu bleiben, womit ich gleichzeitig die Auflösung unseres bisherigen Verhältnisses verband, oder aber noch heute auf gütlichem Wege die Stellung bei demselben aufzugeben.

Da die Eltern Betas in Bremen wohnten, schrieb ich einen Brief an einen mir befreundeten verheirateten Hamburger Buchhalter und bat unter kurzer Angabe der

Gründe, Beta bis auf Weiteres eventl. freundlich aufzunehmen, ebenso zwei andere Briefe, einen an meinen Vater, mit genauer Angabe des Sachverhalts, den anderen an B's Mutter, in beiden die Bitte um Erlaubnis zu einer Verlobung B's mit mir. Diese beiden Briefe blieben bis zur Rückantwort Betas liegen.

Bemerken will ich hier noch, daß meine Strafe für das begangene Vergehen Beta bekannt war. Ich hatte es ihr selbst bekannt, nachdem wir einig geworden waren, den Weg des Lebens gemeinschaftlich zu gehen.

Abends ging ich persönlich zu meinem Freund und holte von ihm die Einwilligung betreffs der Aufnahme Betas.

Die Antwort Betas erhielt ich am anderen Morgen und zwar, wie ich es vorausgesehen hatte, zu Ungunsten meines Bruders. Denselben Abend begrüßte ich sie bei meinem Freunde, teilte ihr den Inhalt der letzten beiden Briefe mit und beförderte dieselben. Mein Bruder hatte unterdeß natürlich nicht unterlassen, meiner Braut in der Geschwindigkeit meine erlittene Strafe zu erzählen, vielleicht hoffend, dadurch im letzten Augenblick noch eine zusagende Antwort von ihr zu erhalten; wie mag er jedoch enttäuscht worden sein, als meine Braut ihm mitteilte, daß sie Alles von mir wüßte und zwar aus meinem eigenen Munde und daher für Berichte zweiter oder dritter Personen dankte!

Der Krieg war also erklärt und wenngleich ich als Sieger daraus hervorgegangen, hatte ich nun meine ganze Verwandtschaft, außer meinem Vater, zum Feind! Meine Braut und mein Vater sind beide als Opfer der Cholera gestorben, nur die Feindschaft ist mir geblieben — — — —

Mein Vater teilte mir in einem längeren Briefe seine Meinungen mit und gab mir zum Schluß die Einwilligung zu unserer Verlobung, ebenso die Mutter meiner Braut. Meine Braut nahm eine andere Stellung, ähnlich wie bei meinem Bruder, bei einer Kaufmannsfamilie Hbg's an, der unsere Verlobung bekannt war, und es folgte nun eine Zeit, die man wohl glücklich nennen darf. Die Feindschaft mit meinen Geschwistern wurde mir durch die Liebe meiner Braut vergessen gemacht.

Meine Mutter war schon einige Monate kränklich und meine Befürchtungen sollten sich nur zu bald bewahrheiten. Ich erhielt von meinem Vater die traurige Nachricht von dem Tod meiner lieben, guten Mutter. Ich bekam acht Tage Urlaub und reiste sofort nach L. Ich sah meiner teuren Mutter nur noch in das bleiche Toten-Antlitz. Die Beerdigung hatte auch die meisten Geschwister nach L. geführt und man hätte wohl vermuten können, daß der Tod meiner Mutter eine gegenseitige Versöhnung herbeigeführt hätte, doch leider war das nicht so, im Gegenteil schieden wir noch schlimmer verfeindet, denn zuvor, von einander. Mein Bruder war so gemein gewesen, durch Unwahrheiten den guten Ruf meiner Braut zu beflecken und unseren beiderseitigen Verkehr in ein möglichst schlechtes Licht zu stellen. Mein Zorn kannte keine Grenzen, ich hätte mit meinem Seitengewehr dazwischen geschlagen, wenn nicht die Thränen meines Vaters mich beruhigt hätten.

Nach der Beerdigung meiner Mutter reiste ich sofort nach Hbg. zurück, nachdem ich erst drei Tage meines Urlaubs in L. ausgenutzt hatte. Ich wollte den Urlaub in Hbg. vollends zubringen und meinen Ärger durch Trinken niederdrücken. Eines Abends war ich in einer Wirtschaft; ein Kamerad mit mir gleichen Ersatzes, der erst jüngst Unteroffizier geworden war, kam auch in diese Wirtschaft. Meine Stimmung war schon durch den Genuß verschiedener Glase Bieres gestiegen und so hielt ich es nicht für nötig, dem Unteroffizier die ihm gebührende Ehrenbezeugung zu erweisen, vielmehr begrüßte ich ihn mit Anwendung des vor seiner Beförderung zwischen uns gewohnten „Du". Der Ehrgeiz des Unteroffiziers war dadurch verletzt und er stellte mich meines Verhaltens wegen zur Rede. Auch jetzt noch fuhr ich mit dem kollegialen Du fort, ohne auch nur im Geringsten eine pflichtschuldige stramme Haltung anzunehmen.

Die Hamburger, wie wohl alle Hanseaten, sind keine großen Freunde von Unteroffizieren, weil diese ausschließlich Preußen sind und so entspann sich nun ein Streit zwischen dem Unteroffizier und zwei Zivilleuten, die auch da waren und mit mir am gleichen Tische saßen. Sie waren, nebenbei bemerkt, außer dem Unteroffizier und mir die ein-

zigen Gäste. Der Streit wurde so lebhaft, daß er zu Thätlichkeiten ausartete, wobei ich aber nicht meiner Pflicht gemäß, den Unteroffizier helfend zur Seite stand, sondern vielmehr half, diesen unschädlich zu machen und aus dem Lokal zu werfen.

Erst als die Aufregung vorüber war und ich mich aus der Wirtschaft entfernt hatte, wurde es mir klar, was ich begangen hatte und daß eine lange, sehr lange Strafe meiner wartete. Der Gedanke zu desertieren gewann immer mehr Gestalt in mir, und ich ging an diesem Abend nicht, wie sonst gewöhnlich, zu meiner Braut. Nachdem ich den Abend und auch fast die ganze Nacht herumgeschwärmt war, ging ich endlich in meine Wohnung und schlief über die Geschichte.

Hier will ich bemerken, daß der Unteroffizier immer ein guter Kamerad war. Ich hatte ihm früher manche Gefälligkeit erwiesen, und er mir; so kannten wir unsere gegenseitigen Verhältnisse sehr genau und waren bislang auch stets gute Freunde miteinander gewesen.

Ich lag noch im Bette, als mir meine Wirtin einen Brief von meiner Braut überbrachte, worin die dringende Bitte ausgesprochen war, so schnell wie möglich zu ihr zu kommen. Ich stand auf, weil mir Alles in Erinnerung kam und ich den Brief in einem engen Zusammenhange mit dem Geschehenen wähnte. Ich zog Zivilkleider an, die ich in meinem Logis hatte, und ging zu meiner Braut. Sie teilte mir nun kurz mit, daß der Unteroffizier bei ihr gewesen sei, ihr den ganzen Vorgang erzählt habe und dabei bemerkt, daß von seiner Seite aus nichts hierüber erwähnt würde, sie solle mich nur schnell benachrichtigen, damit ich keine Dummheiten begehe. Zu der Rechtfertigung des Unteroffiziers will ich hier bemerken, daß er ehrlich sein Wort gehalten hat und wir schon am anderen Tage uns die Hände brüderlich reichten, wir sind stets gute Freunde geblieben!

Mein Urlaub war abgelaufen und der Dienst begann wiederum. Der Regiments-Adjutant hatte mich zur Fertigstellung der Mobilmachungs-Kalender des Regiments bestimmt; eine riesige Arbeit wartete meiner, doch glücklich erledigte ich dieselbe zum festgesetzten Termin und eine Belobung von Seiten des Herrn Obersten war der Dank. Bei dieser Gelegenheit bat ich wiederum um Urlaub, da ich von meiner Schwiegermutter eine Einladung erhalten hatte, mit Beta gemeinschaftlich zur Hochzeit der ältesten Tochter zu kommen. Zwei Monate waren mit der Fertigstellung der Arbeit vergangen und nachdem Alles von der Brigade unmoniert zurückgekommen war, erhielt ich einen achttägigen Urlaub nach Bremen und Vegesack.

Meine Braut und ich freuten uns und schon des anderen Tages reiste ich mit meiner Braut nach Bremen.

Auch diese Zeit verging und bald war ich wieder in voller Thätigkeit im Regiments-Geschäftszimmer.

Die Zeit rückte immer näher und wir Reservisten zählten die Tage bis zum Manöver. Eines Sonntags ließen wir uns im Reserve-Anzug photographieren, nach der Aufnahme vereinigten wir uns beim Glase Bier. Die Freude, daß endlich auch diese Stunde gekommen, versetzte Alle in die heiterste Laune und ein Glas Bier folgte dem anderen.

Wir schieden von einander in jener Verfassung, wo ein dreijähriger Soldat so gern das Lied anstimmt:

„Treu gedient haben wir drei Jahre ꝛc."

und Arm in Arm mit einem Kameraden ging ich fort. Ich hatte keinen Abendurlaub und mußte also zum Zapfenstreich heim — doch weit gefehlt! In dieser Laune sollte ich nach der Kaserne — des andern Morgens kam ich heim. — Ich war gemeldet! Bis dato hatte ich in 2½ Jahren meiner Dienstzeit keine Strafe. Mein Hauptmann ließ mich Mittags rufen und nach einer gehörigen Strafpredigt wanderte ich, „mit dem Kommißbrot unterm Arm" fünf Tage in Mittelarrest. Nach meiner Entlassung aus demselben stellte mich mein Hauptmann vom Dienst auf dem Regimentsbureau in die Front und ich mußte nun exerzieren. Früher war ich immer ein leidlich guter Soldat gewesen, jetzt machte ich aber sowohl meinem Hauptmann wie den anderen Vorgesetzten nichts recht, und wo ich früher oft wegen guten Exerzierens gelobt worden war, hörte ich jetzt stets meinen Namen nennen. „Der O.. marschiert wie ein Storch im Salat!" hieß es täglich und auch täglich mußte ich mit den sogen. „Krummen" nachüben.

Zu diesem kam noch etwas, was ich bis hierhin unerwähnt gelassen habe. Dem Beispiel vieler anderer Soldaten folgend, hatte ich neben meiner Braut noch ein anderes Verhältnis. Es war eines derjenigen Verhältnisse, die man leichtsinnigerweise als Soldat anknüpft. Der Vater des Mädchens verlangte aber von mir ganz entschieden, daß ich die Tochter heiraten solle. Ich verschwieg dies alles meiner Braut. Durch das Verhältnis mit meinen Geschwistern einerseits, das Drängen des Vaters anderseits und im Ganzen durch die Drillerei im Dienst, verlor ich vollständig meinen Kopf. Es schien mir Alles verloren, ich wurde schwermütig und schleppte mich immer mit dem Gedanken herum, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Dieser Selbstmordgedanke gewann immer mehr Oberhand in mir. Eines Abends war ich bei meiner Braut. Ich hatte gerade 50 Mark von meinem Vater bekommen. Der Gedanke, mich mit dem Gelde zu entfernen und mir in Berlin als Unbekannter das Leben zu nehmen, war zum Entschluß bei mir geworden. Ich unterhielt mich mit meiner Braut und fragte sie, was sie anfangen würde, wenn ich z. B. plötzlich stürbe, oder andere Verhältnisse uns für längere Zeit oder gar für immer trennen würden. Das arme Mädchen weinte, sie ahnte etwas und fragte mich, was ich eigentlich vor hätte, sie hätte schon längst bemerkt, daß es bei mir nicht ganz recht wäre. Ich eilte fort, ihr ein Lebewohl zurufend und begann den dümmsten Streich meines Lebens. Ich desertierte — — — — — —

III. Deserteur und Fremdenlegionär in Algier.

Meine Papiere hatte ich in der Tasche. In Berlin schrieb ich zwei Briefe, einen an meinen Vater, den anderen an meine Braut, worin ich alles niederschrieb, nichts verschweigend. An dem Abend, wo ich die Briefe absandte, ging ich in den Tiergarten. Einen großen schweren Stein, in dem eine eiserne Klammer befestigt war und der am Rande des Goldfischteiches lag, hatte ich bemerkt. Ein Strick, den ich gekauft, sollte den Stein mit mir verbinden und mich auf den Grund des Teiches ziehen. Der Stein lag so, daß wenige Anstrengungen denselben ins Wasser rollen ließen. Ich wollte warten, bis keine Spaziergänger mehr da waren, um dann die letzte böse That auszuführen. Es wurde schon dunkel. Wo meine Gedanken weilten, wer kann solchen Augenblick begreifen! O, ich hatte das Leben ja so lieb und da war es kein Wunder, wenn mir die Thränen in die Augen traten. Ich hatte nicht auf meine nächste Umgebung geachtet, meinen Kopf in den Händen gestützt, und so war es gekommen, daß ein Herr sich neben mich auf die Bank gesetzt hatte, ohne daß ich dieses bemerkt hätte.

Ich wähnte mich allein und ließ meinen Gedanken freien Lauf, mancher Seufzer mag wohl halblaut über meine Lippen gekommen sein. Ich ermannte mich und wollte nun noch einen kleinen Spaziergang machen, damit die Dunkelheit völlig hereinbräche. Beim Aufstehen sah ich den Herrn. „Nun 76er, Sie scheinen recht traurig zu sein, ist ihnen was Unangenehmes begegnet?“ sagte jener Herr zu mir. Ich wollte keine Antwort geben und ging meines Wegs. Doch dieser Herr war so dreist, sich dem Spaziergange, ohne vorher gefragt zu haben, anzuschließen und setzte nun seine Unterhaltung fort, indem er mir u. A. erzählte, er sei auch Soldat gewesen, man müsse sich während der Militärzeit keine Grillen machen, denn es sei doch immerhin eine lustige Zeit, Soldat zu sein 2c. 2c. Wir hatten schon längst das Brandenburger Thor passiert und waren schon ziemlich weit unter den Linden; inzwischen war es dunkel geworden und ich wollte umkehren. Doch der Herr ließ mich nicht so leichten Kaufs fort. Wenngleich ich mit den Verhältnissen Berlins sehr genau bekannt war, so mußte doch wohl jener Herr aus meinen vielleicht oft zerstreuten Reden und Antworten einen gewissen Argwohn geschöpft haben, daß es mit meinem Aufenthalt in Berlin nicht ganz richtig war. „Was haben Sie bei Nachtzeit im Thiergarten zu suchen? Kommen Sie mit mir, wir wollen eine kühle Blonde trinken, die verscheucht die Grillen, 76er!“ Ich folgte, wenn auch unwillig. Dieser Herr wußte so geschickt mein Stillschweigen anzupacken, daß ich auch bald mehr mich an der Unterhaltung beteiligte und wir schließlich ganz vertraut miteinander sprachen, sodaß ich ihm auch schließlich die ganze Geschichte erzählte. Er muß ein gottesfürchtiger

Mann gewesen sein, denn er fragte mich, wo ich denn eigentlich glaubte hinzukommen, wenn mein Leichnam am Grunde des Teiches läge. Ich hatte damals noch die Ansichten der Spinoza'schen Theorien und glaubte an kein Fortleben der Seele, noch weniger an ein Gericht. — —

„Ich will Sie nicht anzeigen, sagte der Mann, aber kehren Sie um, junger Freund. Gehen Sie morgen zu Herrn Dr. Erxleben, Vorsteher der Brüdergemeinde, und bitten Sie den Herrn, er wird Ihnen das Reisegeld borgen, er wohnt in der Wilhelmstraße No. so und so und ist ein lieber Herr".

Jener Mann brachte mich nach Hause und so schieden wir von einander. Ich habe niemals diesen Herrn wiedergesehen, aber dankbar bin ich ihm noch heute. — — —

Am anderen Morgen ging ich zu dem genannten Herrn Dr. E. Ich erzählte ihm kurz, daß ich auf der Heimreise von einem Urlaub nach Leipzig einen Tag Berlin habe besehen wollen. Ich sei mit der Pferdebahn gefahren und hätte dann später, wie ich diese verlassen, mein Portemonnaie mit Inhalt vermißt. — „Das ist Ihnen gestohlen worden" sagte der Herr. Ich erzählte nun weiter, daß ich in Berlin unbekannt sei, mein Urlaub morgen abgelaufen und ich in einer sehr peinlichen Lage mich befände. Seine Adresse verdankte ich einem, mir ebenfalls unbekannten Herren und so bat ich ihn, mir das Reisegeld bis Hamburg vorzuschießen. Er willigte ein, ohne mich gefragt zu haben, ob ich evangelisch sei oder sonst einer Konfession angehöre. — —

Ich bekam 15 Mark, welche ich später zurückerstatten wollte.

Mit dem Gelde kehrte ich jedoch nicht nach Hamburg zurück, sondern reiste nach Leipzig. Hier gelang es mir in einem jüdischen Verleihgeschäft, gegen Deponierung von drei Mark und Hinterlassung meines sehr guten Militäranzuges einen vollständigen Zivilanzug mit Hut, Wäsche und Schirm einzutauschen. Ich kleidete mich dortselbst um und war nun Zivil. — —

Ich reiste durch Bayern nach Österreich und von dort nach Italien. Hier war ich sicher. Alle meine Bemühungen, Arbeit zu erhalten, schlugen fehl. Das arme Land hat ja für seine eigenen Leute keine Arbeit! Kurze Zeit hatte ich im südlichen Italien gearbeitet, jedoch war die Bezahlung so gering, daß ich Tag für Tag Polenta essen mußte. Ich reiste fort nach Frankreich und zwar nicht über die Riviera nach Nizza, sondern, weil ich eine Freikarte (foglio di via) vom Delegato erhalten hatte, durch Italien nach Chiasso und dann weiter nach Basel. Von hier über Delsberg (Delmont) nach Belfort.

* * *

Ich saß des Abends in einem Café und trank einen Schoppen. Geld hatte ich ca. 15—20 Frs. Ein französischer Offizier setzte sich neben mich, er sprach sehr gut deutsch. Wir unterhielten uns vom Militär und es wurde ihm bald klar, daß ich auch Soldat gewesen war.

„Sie sind gewiß Deserteur?" fragte er. Ich hatte keinen Grund zu leugnen. Er erklärte mir nun, daß ich im Zivilverhältnis niemals in Frankreich das finden werde, was meinen Kenntnissen entsprechend wäre, dagegen, wenn ich mich bereit erklaren würde, zu der französischen Kolonialarmee überzutreten, mir ein neues Leben offen stände, und es dürfte mir nicht schwer fallen, bei meinen vielseitigen Sprachkenntnissen bald eine höhere Charge zu bekleiden, ja er garantierte es sogar und sagte zu mir: „Willigen Sie ein, die Misère hat dann ein Ende und zu einem neuen glücklichen Leben reichen Sie die Hand". Wir unterhielten uns längere Zeit. Er war dabei bemüht, mir das Leben als Soldat in der „Legion Etrangère" so schön auszumalen, daß ich selbst Freude daran hatte. Ein Viertelliter nach dem andern tranken wir dabei und zwar guten Wein. Abends brachte er mich in eine auberge und ließ mich des anderen Morgens von einem Soldaten zu sich rufen. — In seinem Bureau unter Beisein eines höheren Offiziers wurde die Sache noch einmal besprochen, diesmal in französischer Sprache, und nunmehr auch perfekt gemacht. Ich unterschrieb drei verschiedene Protokolle, womit ich also auch Alles anerkannte und mich zu einer Dienstzeit von fünf Jahren verpflichtete. In diesem Protokoll hieß es u. A. am Schluß:

„Engagé volontaire pour cinq ans le 24. Novembre 1890 à Belfort Département du Haut-Rhin".

Ich war nun französischer Soldat und Unterthan! Ich bekam einen Schein mit 3 Frks. 50 c. Zehrgeld und reiste Nachmittags bezw. Abends nach meinem ersten Bestimmungsort: Marseille. Nach einer Reise von zwei Tagen kam ich in M. an und wurde zuerst nach der Passagierkaserne geleitet, am anderen Morgen auf das „Fort St. Jean", woselbst ich bis zur Einschiffung nach Afrika verblieb. Hier traf ich Landsleute, die ebenfalls angeworben waren, vier an der Zahl, sämtlich Deserteure.

Auf dem genannten Fort verblieb ich fünf Tage und hatte hier Gelegenheit, auf dem Kasernenhofe zum ersten male das französische Exerzitium zu beobachten. Ein angekommener Dampfer brachte einige Legionäre, welche ihre Dienstzeit beendet hatten. Aus ihrem Munde erfuhr ich manches, doch nichts Gutes und vor Allem mit den Schilderungen des Belforter Offiziers **durchaus** nicht zusammenstimmend. Nun, ich sollte ja bald Gelegenheit bekommen, selbst Alles kennen zu lernen.

Endlich war der Tag der Einschiffung gekommen. Wir wurden an das Schiff gebracht, unser Ziel war zunächst „Oran". Eine furchtbar stürmische Fahrt — ich glaube, ich war der einzige, welcher nicht seekrank wurde! War es eine Vorbedeutung des Kommenden? Unser Schiff balancierte 6 Stunden vor Oran, die furchtbare Brandung des wilden Meeres machte eine Landung unmöglich. Dennoch gelang dieselbe schließlich. Wir kamen ans Land; uns grinsten hier die braunen Mohamedaner und die tiefschwarzen Neger an. Ein armer halbnackter Neger hatte vielleicht irgend etwas begangen — war er zu nahe bei uns oder hatte er sonst eine Kleinigkeit angestellt, vielleicht um eine Zigarette gebettelt — kurz und gut, einer der uns abholenden Soldaten schlug ihn unbarmherzig mit den Gewehrkolben! Armer Neger, dachte ich, so wirst du unterdrückt, ja selbst wegen eines Nichts gemißhandelt von Leuten, die dir als Christen bekannt sind und deren vornehmstes Gebot doch immer die Liebe des Nächsten bleibt. Ich selbst war damals noch zu ungläubig und im Stillen dachte ich an Nathan den Weisen, mich fragend, wem mag wohl der Edelstein des reinsten und wahrsten Glaubens gebühren, dem Ringe des Christen, des Juden oder des Mohamedaners?

In Oran blieben wir wiederum 5 Tage auf dem „Petit Fort" hoch oben mit einer prachtvollen Ausschau auf das Meer.

Wir blieben noch immer im Zivil. In Oran wurden uns die Haare ganz kurz, wie rasiert, geschnitten, das soll ein gutes Mittel sein gegen das Ausfallen der Haare im Fieber. Ganz recht, dachte ich, wenn man keine Haare hat, können einem auch bekanntlich keine ausfallen.

Jetzt gings per Bahn nach Saïda, meinem Bestimmungsort. Abends angekommen, trafen wir hier sehr viele Landsleute, am anderen Morgen wurden wir eingekleidet. Mit welchen Gefühlen ich die Pantalon rouge anzog und das Képi aufsetzte, vermag ich nicht niederzuschreiben. Unwillkürlich dachte ich an den französischen Gefangenen, den ich erwähnt habe.

Des anderen Tags begann der Dienst!

Ich will im Speziellen nicht auf das Leben in der Fremdenlegion zurückkommen, nur soviel möchte ich bemerken, daß mein Charakter, trotzdem daß er auf einer tiefen Stufe stand, doch noch erhaben war über diese unmenschlichen Gemeinheiten, die ich bereits in den ersten Tagen beobachten mußte. Die Feder würde sich sträuben, solche Gemeinheiten niederschreiben zu müssen. Es wurde mir mit einem male klar, daß ich mich unter den Abschaum der menschlichen Gesellschaft begeben hatte und befand. Sollte ich mich etwa auch zu den Schlechtigkeiten der Sousoffiziere oder älteren Soldaten erniedrigen lassen, nein nimmermehr, lieber tot sein als solch' ein Leben.

Dieses waren die Gedanken beim Beginn meiner volontairen Dienstzeit. Hatte ich mich früher unglücklich gefühlt, so fühlte ich mich jetzt verlassen, einsam und auf das Superlativ des unglücklichen Gemüts angekommen!

Ich gedachte zuerst wieder zu desertieren. Doch wie sollte das ausgeführt werden? Auf der einen Seite das Meer, auf der andern Seite die endlose Wüste und dann war mir bekannt, daß, sobald ein Soldat vermißt wurde, Schüsse abgegeben wurden, die sich von der Stelle, wo dieser fortgelaufen war, beginnend von Dorf zu Dorf fortpflanzten. Auch wurde jedem Araber, Neger oder dergl. eine Belohnung von 5 Frks. ausgezahlt, wenn

er einen Flüchtling ablieferte. Diesen erwartete eine mindestens sechsmonatliche „prison militaire!"

Das war also nichts! und dennoch sann ich unaufhörlich nach einem Mittel, fortzukommen.

Ich schrieb an meinen Vater mit der Bitte, auch Beta zu benachrichtigen, erwähnte darin jedoch von Allem nichts. Da es mir unbekannt war, wie die Beförderung der Briefe, die man an den sergeant major abgeben mußte, geschehe, schrieb ich nur, daß mein Aufenthalt hier voraussichtlich kein langer sein werde, da ich das Klima nicht vertragen könne. Ich schrieb dieses zur Beruhigung, allerdings eine Lüge, denn ich fühlte mich stets in Afrika körperlich sehr wohl.

Ich machte jetzt allen Dienst mit, vornehmlich sehr viel Wachdienst. Ich wa élève Corporal und hatte als solcher doppelt zu thun. Der Dienst wurde mir nichtr schwer, wenngleich die Hitze manchmal unerträglich war. Ich wurde chef de chambre und bekam eine Korporalschaft zum Ausbilden. Belgier, Italiener und Deutsche, 16 Mann in der Zahl, waren es, denen ich nun die militärische Zucht beibringen sollte. Die Kommandos, Befehle und der Unterricht müssen immer in der französischen Sprache geschehen, wenngleich keiner die fremden Laute versteht. Der Belgier und Italiener konnte hier leichter mit. Dagegen wird es dem Deutschen stets ungeheuer schwer, zumal wenn er einen Instrukteur hat, der nicht befähigt ist, ihm den Sinn des Vorgetragenen in deutscher Sprache zu wiederholen. Leider kommt es sehr oft vor, daß Sergeanten und Korporale nur französisch sprechen können. In meiner Korporalschaft war ein Spezial-Landsmann von mir — ein Holsteiner —, der nicht einmal gut Hochdeutsch sprach und sich eigentlich nur in seiner plattdeutschen Sprache gut ausdrücken konnte. Er war aus dem Elsaß desertiert. Auf meine Frage warum, antwortete er, ihm sei der Dienst zu schwer gefallen, und jetzt war der arme Kerl in Afrika bei den „enfants perdus", wo noch weit, weit mehr von einem Soldaten verlangt wird, als in unserem deutschen Vaterlande. Wenn keiner sonst aus dem Militärdienst entlassen würde, diesem wäre es zu gönnen gewesen als unbrauchbar zurückgeschickt zu werden, denn seine körperliche Unbeholfenheit vereinigte sich mit einem hohen Grade geistiger Beschränktheit. Er war ein treuer Kerl, aber furchtbar unbeholfen und dumm, dagegen willig und stets unverzagt.

Daß er in mir einen guten Kameraden gefunden, der ebenfalls seinen heimatlichen Dialekt sprach, freute ihn ungemein. — Wie oft hat er mir gesagt, daß er das französische nie behalten könne und das habe ich auch selbst eingesehen. Dennoch habe ich ihn mit vorgestellt.

Wenn die Korporalschaft angetreten war, ließ ich abzählen, indem ich immer die Plätze wechseln ließ, doch meinem Holsteiner konnte ich es nicht zumuten, daß er von 1 bis 16 zählen lernen sollte, er konnte nicht einmal eine Zahl behalten. Sein Platz war zwischen 7 und 9, also „huit", ich hatte ihm das plattdeutsche Wort „witt" (weiß) dafür gesagt und jedesmal beim Abzählen erscholl das „witt". Das Hochdeutsche der Holsteiner klingt schon an und für sich etwas breit, vornehmlich bei Landleuten, wie klangen nun erst die paar französischen Worte, die ich ihn gelehrt hatte! Doch genug davon.

Meine erste Verzagtheit hatte sich gegeben, ich blieb unbehelligt und duldete unter keinen Umständen auf meiner Stube Gemeinheiten, wie sie sonst dort Sitte sind. Ich stellte meine Rekruten vor und der Kapitän war mit ihnen wie mit mir zufrieden, meine Beförderung zum Korporal wurde mir an diesem Tage in Bälde in Aussicht gestellt. Die 16 Mann kamen in andere Garnisonen, ich aber blieb als Instrukteur auf dem Depot des zweiten Regiments.

Inzwischen kam auch ein Brief von meinem Vater, in dem er u. A. sagte, ich solle wieder zurückkommen, mich freiwillig meinem Regiment stellen und lieber die Strafe leiden als bei den „Turkos" sein.

Er hatte wohl recht, aber wie war es auszuführen?

Eine Änderung trat ein, ich wurde nach Tonkin kommandiert — in den Rachen des fast sicheren Todes. — Der Serg. maj. sagte zu mir „Glück zu, Korporal, ich bin überzeugt, Sie kommen als Adjutant mit dem Cr. l. d'h. zurück!"

Den letzten Sonntag vor meiner Einschiffung ging ich mit einem Kameraden in eine benachbarte spanische Farm, wo wir immer einen sehr guten Wein und gut zubereitete Speisen gegen Vergütung erhielten. Wir tranken heute zum Abschied alten „Maskara“, einen vorzüglichen starken Weißwein (Sherry). Wir nahmen Abschied und gingen singend fort. Die Hitze war riesig, deshalb lagerten wir uns im Schatten. Mein Kamerad schlief; ich dachte an meine Braut und heim. Von ungefähr sah ich einen Skorpion, der Gedanke, mich von dem Tiere stechen zu lassen, stieg sofort in mir auf. — Ich löste die Bänder des linken Unterhosenbeins, brachte den Skorpion an die äußere Wadenseite und drückte ihn, so daß er mich zweimal mit seinem Stich vergiftete. Ich kannte diese Tiere genau, wußte, daß zwei Stiche mich nicht töten würden, nur vielleicht eine Operation nötig machten, die mich jedoch diesesmal vom Detachement nach Tonkin retten könnten und ich dachte: Zeit gewonnen, Alles gewonnen.

Es war schmerzlich, und da das Bein schwoll, weckte ich meinen Kameraden, und bat ihn, in die Kaserne zu gehen und einen Wagen für mich zu requirieren. Er führte dieses auch sofort aus und schon in zwei Stunden lag ich in der Infirmerie. Ich verschwieg natürlich dem médecin chef die Wahrheit und sagte, ich hätte geschlafen und sei von den Schmerzen aufgewacht, was es sei, könne ich nicht sagen. Mein Kamerad bezeugte dies, in der festen Überzeugung, daß es wirkliche Wahrheit sei. Meine Vorgesetzten kamen und bedauerten das „Grand malheur“.

Der médecin chef überließ mich seinem Assistenten, und dieser dem Infirmier und so kam es, daß ich neun Wochen in der Infirmerie lag, ohne geheilt zu sein; im Gegenteil hatte sich ein großes Geschwür gebildet, was solchen bösen Umfang annahm, daß meine Ueberführung ins Lazareth notwendig wurde. Im Lazareth (hôpital militaire) war ein energischer und geschickter Chirurg, der sofort eine große Operation vornahm. Von da an begann die Heilung meines Beines, aber wie der Arzt sich äußerte, würde ich wohl keinen Dienst mehr thun können. Am Tage meiner Operation wurde ich zum Korporal befördert! — —

Die Heilung ging langsam, jedoch stetig vorwärts und Mitte Juni wurde ich aus dem Spital entlassen und ging nun an Krücken. Bald wurden auch diese unnötig, ja im Juli konnte ich ohne Stütze und Stock gehen. Ich sah ein, daß ich „marque pas“ machen müsse, wenn ich frei kommen wollte. Ich markierte nun Schmerzen und verweigerte den mir von meinem Hauptmann aufgetragenen Befehl, bis zu meiner vollständigen Genesung die Theorie zu führen. Hierbei wurde ich von dem Doktor bestens unterstützt, ja noch mehr, er machte mich „proposé réformé“. Ende Juni reiste ich nach Maskara (Generalssitz), um am 1. Juli mich der „Commission spéciale“ vorzustellen. Am 30. Juni passierte ich eine Vise der Herren Doktoren, am 1. Juli die Reformationsvisite.

In Maskara liegt keine Legion, ich war in der Tirailleur-Kaserne (Turkos) einquartiert. Hier sprach ich mit sehr alten Soldaten, die 1870 in Deutschland gefangen waren, sie hatten größtenteils noch einige deutsche Worte behalten. Ein Wort „schisch“, in der Algerie sehr gebräuchlich und angewandt, wenn man seinen Kameraden bittet, einen Gegenstand zuzuwerfen, mag wohl aus dem Deutschen stammen und vom „schießen“ (Ich schieße — ich schiß) entnommen sein. Das Wort hat vielleicht vorher eine Warnung bedeutet (schisch — ich werfe) und hat später dem Sinne der Einladung bezw. des Ersuchens zum Werfen Platz gemacht. In der französischen Umgangssprache ist dies Wort nicht. In Algier wird aber sowohl von Bauern (größtenteils Spanier) wie von den Arabern und Soldaten ein französisch kultiviert, daß großartig ist und nur durch einzelne Wörter die französische Sprache erkennen läßt! So sagten z. B. spanische Kinder von dem Besitzer der früher genannten Farm zu Kartoffeln „Krumbiere“, ein gleiches Wort, wie man es in einigen Gegenden Deutschlands (Elsaß 2c.) hört; auch die Eltern der Kinder wandten dies Wort stets an. Von den vielen verschiedenen Zungen Algiers hat sich schließlich eine besondere Sprache gebildet, eine Art „Volapük“, ein Gemisch von französisch, arabisch, spanisch, italienisch und von deutschen Dialekten. So z. B. berka, beseff, magage, giffgiff etc. sind rein Arabisch, werden aber von jedem Menschen, sei er Bauer

oder Offizier angewandt. „service, berka!“ heißt z. B. befohlen und muß unter allen Umständen ausgeführt werden. „magage couverture?“ hörte man täglich 2c. Jedoch will ich hier keinen etymologischen Aufsatz schreiben, sondern mich der „commission spéciale“ vorstellen. Von ihrem Urteil wird es abhängen, ob dienstfrei oder das Gegenteil.

Die Kommission besteht aus dem General, vier Offizieren und fünf Ärzten. Mein Vertreter war ein Offizier der „6me chasseurs à cheval“. Ein „Certificat de bonne conduite“ meines Hauptmanns mußte sehr gut ausgefallen sein; denn der General sagte zu mir, indem er das Zertifikat den anderen Herren gab: „Vous avez pas chance“, bezugnehmend auf meine schnelle Beförderung im Rückblick auf eine verhältnismäßig sehr kurze Dienstzeit und andererseits auf die von meinem Hauptmann über mich ausgestellte Qualifikation.

Die Verhandlung nahm ihren Anfang, ich mußte alles erzählen, schließlich gehen — schnell und langsam — dann wurde ich gefragt, was ich vorzubringen hätte. Ich hatte mir eine Rede vorbereitet, in der ich u. A. zuerst lebhaft bedauerte, leider aus meiner Karriere gerissen zu werden, im übrigen könnte ich jedoch leider den Dienst nicht so ausführen, wie er verlangt würde und wie es mein eignes „Ich“ verlangte, da Schmerzen mir den Dienst unmöglich machten und ich nicht längere Zeit auf dem Bein stehen könne, quand je reste longtemps debout.

Nachdem ich geendet, wurde der Chasseuroffizier zuerst nach seinem Urteil gefragt, es lautete nach kurzer Pause „pas service“, damit war meine Freiheit entschieden, die übrigen Herren schlossen sich dem „pas service“ an und nun wurde ich als réformé erklärt, mit folgendem Tenor:

„Réformé Nr. deux par la commission spéciale de Mascara le premier Juillet 1891 par suite d'infirmites contractées en dehors du service“. Es wurde mir noch eine fünf wöchentliche Badereise nach Arsew (Meer) bewilligt und jetzt reiste ich wohlgemut nach Saïda. Ich war so vergnügt, ich hätte die ganze Welt umarmen können. Meine Badereise bekam mir ausgezeichnet gut, ich empfand keine Schmerzen, selbst „quand je reste longtemps debout! —

Endlich hörte ich eines Mittags auf der Parole: corporal O. . 6104 demain matin 6hr en route à Oran — und nun lebe wohl — Afrika. Die Überfahrt war eine wundervolle, selbst im Golf von Lyon war der Meeresspiegel glatt, vielleicht wiederum eine Vorbedeutung des Kommenden! —

IV. Wieder auf der „Walze“ und zurück nach Deutschland.

Ich verblieb, nach meiner Ankunft in Frankreich, dort. Von der Bürgermeisterei in Marseille hatte ich mir einen Passeport ausstellen lassen und hatte außer dieser Urkunde noch mein libre militaire. Bei meiner Ankunft in Marseille traf ich einen Deutschen, der ebenfalls engagiert war. Von ihm handelte ich einen guten Anzug ein; meine Militärkleider bestehend aus: 1 roten Hose, 1 Mantel (capoc), 1 Képi, 1 Ceinture de laine, ein paar Schuhen mit Guêtres de toile und sous pieds, 1 Unterhose und 1 Hemd, sämtliche Sachen mit meiner Nr. 6104 matrikuliert, packte ich zusammen und sandte das Packet an meinen Vater, mit einem ausführlichen Brief, ihn bittend, die Sachen für mich aufzubewahren, ich möchte dieselben als Andenken behalten.

Leider habe ich die Sachen nie wieder gesehen. — — —

Es lag in meiner Absicht, mir so viel zu verdienen, um die Fahrt nach Hamburg bestreiten zu können.

Ich arbeitete in Port de Bouc und Toulon. In letzterer Stadt erhielt ich im Arsenal lohnende Beschäftigung. Mir gefiel jedoch die Art der Beschäftigung nicht, ich ging mehr südlich und erhielt in Montpellier Beschäftigung. Dort wie hier verblieb ich immer 5 — 7 Wochen; so verging die Zeit und mein Vorhaben, nach Hamburg zurückzukehren, wurde mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Ich reiste weiter nach Perpignan, von dort nach Barcelona, mein Ziel war jetzt über Madrid Lissabon. Ich traf in Barcelona einen landkundigen Deutschen; mit diesem machte ich diese Tour. In Lissabon

traf ich ein Schiff, welches mich mit nach Messina nahm. Von Messina ging ich nach Palermo, von dort nach Sirakus; hier traf ich Malteser und diese nahmen mich mit nach Malta, ich kam somit Afrika wieder sehr nahe. Von Malta fuhr ich wieder nach Sicilien, von Messina setzte ich über die Meerenge nach Reggio Calabria, von dort nach Neapel, Rom, Livorno. In Livorno erhielt ich vom französischen Konsulat ein Freibillet via Corsica nach Marseille. Ich war wiederum in M. und hatte weiter nichts bezweckt, als einen großen Zirkel zu beschreiben. Ich wandte mich in M. an die „dames de Françe“ und erhielt durch Vermittelung dieser ein Billet nach Luxemburg. Im Luxemburgischen arbeitete ich wiederum und ging schließlich von L. nach Trier, woselbst ich mich freiwillig der Militärbehörde als Deserteur stellte. Ich verblieb im Militär-Arrest und wurde dann von einem Sergeanten meiner Kompagnie abgeholt und nach Hamburg gebracht. Ich kam vor das Kriegsgericht und erhielt wegen Fahnenflucht, Unterschlagung des Seitengewehrs und Betrugs (bei Herrn Dr. Erxleben in Berlin) eine Festungsstrafe von 15 Monaten, wobei strafverschwerend wirkte, daß ich unter fremder Fahne gedient, mildernd dagegen meine wahrheitsgetreuen Aussagen einerseits und meine Selbststellung andererseits in Anrechnung kam. Ich kam nach Wesel und verbüßte meine Strafe. Meine Führung war dort straffrei, ich war Stubenältester und erhielt bei meiner Entlassung neben dem Prädikat einer „sehr guten“ Führung „50 Mark“, welche mir bei meiner Entlassung vom Regiment ausgezahlt wurden.

Einen Brief erhielt ich von meiner Schwiegermutter, mit der schmerzlichen Nachricht, daß meine Braut gestorben sei. Einen anderen Brief erhielt ich erst am Tage meiner Entlassung. Es war der Brief eines treuen Freundes, der mir mitteilte, daß mein lieber, guter Vater und meine beiden rechten Brüder gestorben seien. Meine Braut wie mein Vater waren Opfer der Cholera. — —

So kam ich nach Hamburg. Im bodenlosen Leichtsinn hatte ich Hamburg verlassen und wie kehrte ich zurück? Alles war dahin, ich war verlassen. — —

Ich hatte noch vier Monate zu dienen, in dieser Zeit habe ich nur einige male die Kaserne verlassen. Nach Beendigung der vier Monate trat ich als Reisender in ein Geschäft in Essen a. d. Ruhr ein. Ich habe Hamburg seit der Zeit nicht wieder gesehen.

Die Stellung in Essen wäre ganz gut gewesen, wenn der Chef im Stande gewesen wäre, die Kosten der Spesen zu decken. Jedoch herrschte in seiner Kasse stets Ebbe, ich selbst konnte mein Gehalt nur nach und nach bekommen. Daß es mir unter diesen Umständen unmöglich war, mich in Essen halten zu können, wurde mir bald klar. Ich ließ meine Sachen in meinem Logis stehen und reiste fort nach Süddeutschland.

In Heilbronn erhielt ich bei Herrn Architekt A. D. Beschäftigung. Nachdem ich dort zwei Monate auf dem Bureau mit den verschiedensten Arbeiten, wie solche auf den Bureaus von Architekten vorkommen, beschäftigt war, wurde ich als Buchhalter in dem Baugeschäft des Herrn W. K. engagiert. —

Hier muß ich etwas einflechten, indem ich dabei wiederum etwas zurückgreifen muß.

Bis zu meinem Eintritt in die Fremden-Legion hatte ich an nichts geglaubt, ich verwarf Alles und glaubte an die Entwickelungs-Theorie, daß sich aus einem Nichts durch Millionen von Jahren die heutigen Pflanzen, Geschöpfe, kurz Alles was lebt, webt und schwebt, entwickelt und es bis zur jetzigen Vollkommenheit gebracht hätten. Daß ich bei diesen korrupten Ansichten auch an die Darwin'schen und Vogt'schen Lehren glaubte ist natürlich. —

Wo kamen mir die ersten Gedanken, daß alles eitel? War es in Afrika? Nein, nein, nicht dort war es. In der Siebenhügelstadt, die ich so oft besucht, war es, wo der erste Keim des Glaubens in meinem Herzen entstand.

Ich besuchte das Alcantarinerkloster St. Bonaventura, das sich über den irdischen Resten seines berühmten Schutzheiligen „San Leonardo Porto Maurizzio“ inmitten der Ruinen der römischen Kaiserpaläste auf dem Palatin erhebt. Dieses Kloster übte eine große Anziehungskraft auf mich aus,, da man von seinem Garten eine der herrlichsten Aussichten über die „ewige Stadt“ genießt; weithin schweift der Blick über Roms berühmteste Altertümer, das Kolosseum, das Forum, das Kapitol, den Triumphbogen des

Titus und des Kaisers Konstantin. Im Garten dieses Klosters stand ein wundersames Kruzifix.

Ich dachte an Julian. Mußte nicht auch er, wenn auch erst in seiner Todesstunde, bekennen: „So hast du doch gesiegt, Galiläer!" Meine Phantasie führte mich in die Arena des Kolosseums. Nur wenige Schritte abwärts von dem Lärm der weltbeherrschenden Cäsarenstadt, glanz- und lebenstrahlend, gähnt der Schlund der Mamertinischen Kerker, deren Graus arme, fromme Christen gefangen hielt. Ich hörte in meiner Phantasie den entsetzlichen Schrei, den die arme Jungfrau ausstieß, wie sie von den Krallen des Löwen gepackt und zerrissen wurde. Sie hatte ihren Heiland gefunden und ihr Bekenntnis hatte sie vor den Richter auf dem Kapitol gestellt; auch dort hatte sie geantwortet „Ich bin eine „Christin"; nun mußte sie den Märtyrertod leiden und das Volk jubelte vielleicht bei dem entsetzlichen Anblick, ja es sagte: „Der Thörin ward ihr Recht, warum folgte sie dem Nazarener!"

Der öftere Besuch der Peterskirche und anderer Stätten in Rom machten einen Eindruck auf mich, der sich immer mehr und mehr ausbildete und wenn auch langsam, so doch mit der Zeit mich vollständig von dem früheren Wahne befreite und mir den einzig richtigen Weg zeigte. —

Im Januar trat ich die Stellung bei K. an. Im Dezember war ich einmal in der Gaststube der „Herberge zur Heimat". Es kam ein Herr dorthin, der nach einem jungen Manne fragte. Dieser wurde nach der Beschreibung des Herrn aus der Fremdenstube der Herberge gerufen. Der Herr fragte den Burschen verschiedenes. U. A. entschuldigte der Herr sich, den Burschen am Mittage abgewiesen zu haben, er hätte gerade Wichtiges vorgehabt und machte es jetzt gut, indem er für den Burschen bei dem Herbergsvater 50 Pf. oder 1 Mark niederlegte, und lud gleichzeitig den Burschen freundlichst ein, am Abend in den Jünglingsverein zu kommen.

Ich dachte hierüber nach und unterhielt mich später mit dem jungen Menschen, indem ich vornehmlich betonte, jener Herr müsse das Christentum wohl richtig erkannt und seinen Heiland wohl treu und wahr lieben. Auf meine Frage, ob er der Einladung in den J.-V. zu gehen, folge, antwortete er mir „Freilich, wir sind ja nicht alle Nihilisten." Was er eigentlich damit zum Ausdruck bringen wollte, weiß ich nicht; aber ich ging an diesem Abend auch in den J.-V. Morgens, des gleichen Sonntags war ich in der Kilianskirche und hatte eine Predigt von Herrn Stadtpfarrer W. gehört, in der er u. A. ausführte, daß Jesus jedem Menschen in den Lebensweg tritt und wenn man diesen Augenblick richtig erkenne, er der Anfang zu einem glücklichen Leben, zur Erlangung des Friedens sei. Am Abend ging ich in den Jünglingsverein.

Ich besuchte von da an die Versammlungen desselben regelmäßig und wurde im Februar Mitglied des Vereins. Auch jener junge Mann hatte in H. Arbeit bekommen, wir wurden befreundet und wöchentlich vereinigten wir uns in einem Zimmer mit drei anderen jungen Leuten. Wir fünf schlossen ein inniges Freundschaftsband und unsere Zusammenkünfte in meiner Wohnung, die sich sehr oft wiederholten, waren stets Andachtsstunden, in denen wir ein Kapitel des neuen Testaments lasen und später unsere Bitten an den lieben Gott richteten. Ich fühlte mich so glücklich, wie niemals in meinem Leben. Ich schrieb in ein Heft, welches ich hatte und worin ich ab und zu Eintragungen gemacht hatte, schon aus meiner Militärzeit: „Ich habe den Heiland gefunden". — — —

Ich merkte deutlich, daß ich auf dem besten Wege war, den „Frieden" zu finden, den ich so lange nicht gehabt hatte.

Mit meinem Gehalt kam ich sehr gut aus, ja noch mehr, ich konnte mit meinen Ersparnissen manche Not armer Arbeiter-Familien während des strengen, anhaltenden Winters 94/95 lindern helfen.

Jetzt trat mildere Witterung ein, das Baufach, welches so lange geruht, begann nun mit ganzer Lebhaftigkeit und auch in dem Geschäfte meines Herrn Prinzipals wurde es sehr lebhaft, sodaß ich viel Arbeit hatte.

Leider begann ich, in der Meinung, es gehe nun einmal im Geschäftsleben nicht anders, im Verkehr mit Kunden und Handwerksmeistern wiederholt die Unwahrheit zu



sagen. Ich redete darüber mit meinen Freunden. Sie warnten mich, mit Ausnahme eines einzigen, Alfred, der mein Unglück geworden ist. Die Reden Alfreds gefielen mir besser; „was wissen die," sagte er, „die meinen nur, jeder müsse einen Heiligenschein um den Kopf haben!" — — —

So verging die Zeit. Alfred war bei einem Meister in Weinsberg, der auch für Herrn K. arbeitete.

Unsere früheren schönen Andachten hörten auf und ich suchte, wenn es Feierabend war, andere lustige Gesellschaft auf beim Wein und Bier.

Ich hatte Alfred schon manches aus meinem Leben erzählt, ihm Italien, Frankreich ꝛc. geschildert und oft sprach er den Wunsch aus, diese Länder auch noch einmal kennen zu lernen.

An einem Tage, Anfang Juni, erhielt ich von meinem Prinzipal, der an diesem Tage verreiste, den Auftrag, des Nachmittags 1500 Mark an zwei Handwerksmeister auszuzahlen. An diesem Tage kam ich mit vielen Leuten in Verbindung und trank verschiedene Schoppen. Mittags kam ich mit Alfred zusammen. Es war ein wundervoller Tag und die Lust, eine Tour zu machen, stieg in uns auf. Ich sagte, ich müsse nur nach Tisch 1500 Mark auszahlen und könne dann fortkommen.

Wir gingen in meine Wohnung. Alfred deutete an, daß 1500 Mark ausreichten, eine schöne Reise zu machen. Wir holten uns einige Glas Bier aus der, in dem gleichen Hause wo ich wohnte, befindlichen Wirtschaft. Ich ging ins Geschäft, während Alfred den Nachmittag blau machte und sein Sonntagsgewand inzwischen anzog, um später mit mir eine Tour zu machen. Im Geschäft erhielt ich von Frau K. die 1500 Mark und ging dann in meine Wohnung, um mich ebenfalls umzuziehen. Ich legte das Geld und andere Sachen auf den Tisch, ein Wort gab das andere und der schlechteste und treuloseste Schritt wurde von mir nun ausgeführt. Ich nahm das Geld und wir reisten beide nach Hannover, und von da nach Köln, Mainz, Basel, Genf, Brieg, über den Simplon nach Domodossola, Pallanza, Intra, Mailand, Florenz, Rom, Neapel, Capri, Brindisi, Corfu, Patras, Athen, Pyraeos, Smyrna. Überall wurde der Wunsch Alfreds, etwas zu sehen, im weitesten Sinne des Wortes erfüllt. Die großen Reisen kosteten viel Geld und in Smyrna waren die 1500 Mark verbraucht.

Ich hatte Alfred schon in Neapel, wo uns noch Geld zur Verfügung stand, und weil ich doch nur zu gut wußte, wie das zu Ende sein würde, vorgeschlagen, nach Deutschland zurückzukehren. Ich wollte ihm das nötige Reisegeld geben und den Rest für mich dazu benutzen, nach Asien zu kommen. Jedoch willigte er nicht ein, trotz meiner wiederholten Aufforderungen, und so waren wir in Smyrna. Das Geld war verbraucht, unser Ziel Alexandrien-Kairo.

Ich für meine Person kannte infolge meines Aufenthalts in Afrika und in südlichen europäischen Ländern das Leben in heißen Gegenden und war auch ziemlich gefeit gegen die täglichen riesigen Strapazen, wobei ich bemerke, daß wir natürlich unsere Reise zu Fuß fortsetzten und uns in der Mitte türkischer Unruhen befanden. Nicht so Alfred; nur einige Wochen hielt er Stand, dann war er den furchtbaren Strapazen erlegen, er starb am 18. August 1895 in Tegejan bei Dinair, ziemlich nahe der Grenze Syriens. Er starb in einer türkischen Ada. Nachdem drei Tage nach seinem Tode ein fünf Seiten langes Protokoll aufgesetzt war, wurde er nach türkischer Sitte als Giaur 12 m vom Kirchhofe entfernt, eingescharrt. Das war das Ende des unglücklichen Alfred.

Ich erhielt von dem Direkteur des Credit Lyonnais in Dinair, welcher Chef des Bahnhofes war, ein Freibillet nach Smyrna, reiste von dort nach Konstantinopel, Odessa, Galatz und war in Rumänien.

In Galatz arbeitete ich sechs Wochen, bekam eine Stellung als Korrespondent nach Bukarest, konnte sie aber nicht antreten, weil ich täglich fieberte. Auf Anraten eines Arztes reiste ich nach Budapest, von dort nach Wien.

In Baden bei Wien wurde ich in das Krankenhaus am 21. November 1895 aufgenommen, beschäftigte mich im Bureau und erhielt im Januar eine Stellung in Wien. Am Donnerstag den 10. Januar 1896 wollte ich die Stellung antreten, jedoch traf am

Mittwoch Abend, nachdem ich bereits zwei Monate in Baden war und schon im November ein Zeugnis von dem Polizeiamt meiner Heimat eingelaufen war, ein Telegramm von Heilbronn an die Verwaltung ein, worin um sofortige Drahtantwort, ob ich noch dort sei, gebeten wurde.

Des andern Tages stellte ich mich dem Bezirksgericht Baden, wurde nach Heilbronn befördert, woselbst ich am 2. März von der Strafkammer des K. Landgerichtes Heilbronn unter Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf die Dauer von 5 Jahren zu einer Gefängnisstrafe von 30 Monaten verurteilt wurde. — — — Am 3. März 1896 begann die Vollstreckung des Urteils in dem K. Landesgefängnis zu Schwäb. Hall.

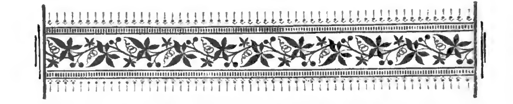
V. Schluß.

Ich bin bei der Gegenwart angekommen. Es ist mir nicht leicht gefallen, alles niederzuschreiben, jedoch habe ich es ungezwungen oder unaufgefordert gethan und in den sämtlichen Aufzeichnungen der Wahrheit die Ehre gegeben, denkend, daß die Selbsterkenntnis ein Schritt zur Besserung ist.

Wenn es mir gelingen würde, für die ersten beiden erlittenen Strafen oder, besser gesagt, für die begangenen Vergehen, irgend welche Entschuldigungen für mich zu finden, so ist dieses bei dem letzten Vergehen ein Ding der Unmöglichkeit, und ich würde einen jeden Menschen einen Lügner heißen, welcher je dieses schlechteste aller Vergehen verteidigen würde. Ich habe mich selbst nicht bei der Verhandlung verteidigt, weil es unmöglich ist und werde mich auch niemals verteidigen.

Was die Zukunft für mich im Schoße birgt, weiß ich nicht, nur eines weiß ich bestimmt, daß mich nur wahres, echtes Gottvertrauen erretten kann und ich niemals wieder von dem schmalen Weg abkommen darf, sonst bin ich verloren. —





Brief aus Karlsbad.

Eine Plauderei.

Von

H. Groschke.

Karlsbad, den 23. Mai 189 .

Verehrter Herr Doktor!

Sie wollen etwas hören aus der Karlsbader Frühjahrssaison.

Im großen Ganzen bleibt der frühere Eindruck: Karlsbad ist ein ganz besonders begnadetes Fleckchen Erde. Sie wissen es. Seine Thermen sind wunderbar heilkräftig, wenn man, wie unser launiger Freund sagt „nur die rechte Krankheit dazu hat"; das lieblichste Hügelland bietet dem Renner wie dem Paßgänger unter seinen Besuchern abwechslungsreiche Wege; und die Anlagen und Einrichtungen des Weltbades sind so behaglich, ungeniert und jedem Bedürfen gemäß, daß der Karlsbader Kurgast — wofern er nicht ein fühlloser Schelm ist oder Diätfehler macht — zum Karlsbader Enthusiasten wird.

Und auch das darf ich als bekannt voraussetzen, wie Karlsbad dreimal am Tage Toilette macht: des Morgens — ein Hasten von Tausenden zum Brunnen. Fünf Minuten früher als der Nachbar zu erscheinen, ist Preis und Reiz der wilden Jagd. Brunnenaufseher aber und Brunnenmädchen schützen wie preußische Adler mit unwiderstehlichem Suum cuique! die Quelle. Nach dem ersten Becher erscheint der Mensch gesättigter; der Schritt wird gemäßigt, in der Nähe der beiden Orchester je nach der rythmischen Begabung des Schreitenden mehr oder minder taktvoll. Bekannte bieten einander den „guten Morgen" und Unbekannte den Stoff zur Unterhaltung. Gemütlich wird der Tagesplan entworfen, und hier und da taucht schon das rote Bäckerdütchen, das Wahrzeichen des Karlsbader Kurgastes, auf bei einem, der in dem großen Anfangs-Wettlauf Sieger gewesen ist, und der nun den Zug zum „Posthof" als Vorreiter eröffnet. Aber bei aller scheinbaren Ungezwungenheit und launischen Willkür stehen wir des Morgens doch unter dem Banne der Brunnennymphe, denn sie nimmt garstige, ich könnte auch sagen, gastrische Rache für Zeitversäumnis, abgekürztes Verfahren beim Brunnentrinken und allzubaldiges Frühstück. Ich will mich nicht aufhalten mit der Beschreibung einzelner Gestalten am Brunnen, obgleich sie den Karrikaturenzeichner locken: Der fettsüchtige Amerikaner in weißem Nanking sowohl wie der hohläugige polnische Jude, dessen Rock noch länger sein würde, wenn es sich mit der Sparsamkeit des Trägers vertrüge; die bekannte Bühnenschönheit „mit dem Pfeil und Bogen" im aufgetürmten Haar wie das flatterhafte „Frau Röschen", das von Schmetterlingen in österreichischer Offiziersuniform umschwärmt, eben nicht erfreut scheint bei dem unerwartet nahen Gebrumm des Gatten-Käfer. — Karlsbad wechselt gegen zehn Uhr den Anzug. Da regiert der Doktorwagen im Städtchen. Man unterscheidet zweispännige und einspännige Doktoren und — Infanteristen. Wenn ich von Müllern erzählte, so würde ich sage: „Klappern gehört zum Handwerk"; da ich aber von Hippokraten und Paracelsen handle, unterdrücke ich die lose Bemerkung. Habe ich doch für

das erlauchte vielgeplagte Geschlecht der „medizinischen Doktoren“ — wie man hier zu Lande sagt — in der Karlsbader Kurwelt manche Lanze gebrochen: „Ihr wollt, daß euch der Arzt gut behandle, und wie behandelt ihr ihn!“ Einige, wahrscheinlich nach Karlsbad geschickt, um ihre Bosheit zu heilen, gingen im Angriff soweit, daß sie behaupteten, an einem Felsen gelesen und an ihrer Person erfahren zu haben: „Wäre das Wasser nicht besser als die Doktoren — Wir armen Patienten wär'n alle verloren!“

Nachmittags wird's still. Da fährt und reitet und geht alles, was Füße hat, hinaus und hinauf; und wer ein fröhliches Herz und ein bischen Natursinn hat, freut sich seines Daseins resp. Hierseins. In diesen Stunden kommt der Karlsbader Bürger zu seinem Recht. Er steht vor seiner Hausthür, freut sich, daß es „heint viel' Leut'“ giebt, schwatzt mit dem Nachbar und ist Mensch unter Menschen. Wir wollen ihm die kleine Erholung unverkürzt gönnen.

Solch ein Nachmittagsstündchen wars, warm und wonnig wie der ganze Mai 189., da saß ich auf meiner Lieblingsbank im jungbelaubten Walde und wollte horchen auf das Rauschen der Bäume und der Vögel Gezwitscher.

Daraus wurde aber nichts; denn in buntem Zuge — an die Spaziergänger im Faust erinnernd — wandelte die Karlsbader Welt an mir vorüber. Ob ich indiskret sein wollte oder nicht, die telephonische Vorrichtung an meinem Haupt ist gut imstande und fing Bruchstücke der Unterhaltung auf.

„Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist.“ Das bestätigt sich hundertmal bei der Bildung der kleinen, geselligen Kreise zu Karlsbad. Der gutmütige Doktor aus G. macht freilich eine rühmliche Ausnahme. Er wittert in jedem Unbekannten einen „Diplomaten“, findet in jedem eben Vorgestellten einen „prächtigen Kerl“ und kann in einigen Tagen den „langweiligsten Peter“ und den „höchst unangenehmen Judenjungen“ nicht wieder los werden. — Zurück zu unseren Spaziergängern!

Den Reigen eröffnete ein ältliches Ehepaar, dessen Reize dem oberflächlichen Beschauer jedenfalls entgingen. Er — gelb und gebrechlich; sie — umfangreich und gebieterisch. Ihre ganze Erscheinung, inkl. der schlaff herabhängenden, offenen Hutbänder sprach es aus: „Mir ist heiß!“ Und die Zunge, die aus „Diringe“ stammen mußte, erläuterte es: „Das mache die verflischte Moorbäder. Ich sage dir: ist das 'ne Hitz! Uff! Bei Loib*) ists dagegen wie im Eiskeller.“ Das Thema war noch nicht erschöpft, aber die Stimme wurde übertönt von dem sonoren Bierbaß des wohlfundierten Kommerzienrates, der in der fürstlichen Residenz von Reuß-Schleiz-Lobenstein jüngerer Linie beinahe zu höfischen Beziehungen gekommen wäre. Er erzählte der dicken, leuchtenden, 24 karätigen Uhrkette vis-à-vis — ich vergesse, ob sie einen Träger hatte: „So ist das nun. Ich will ihr vorwärts helfen mit der denkbar besten Partie; aber das Mädchen hat ihren eigenen Kopf und will keinen anderen als den Studierten. Sie wird alt und grau werden, ehe er seine Examen gemacht hat. Und Geld, das einzig Solide, fehlt hier wie dort. So ist das nun!“ Dabei flog die unschuldige Spitze eines Buchenschößlings ins Gebüsch, die ein ärgerlicher Spazierstockhieb vom Stamm getrennt hatte — wahrscheinlich eine kleine Genugthuung für den Arm, der die Beiden daheim nicht trennen konnte.

„Aberglauben, überwundener Standpunkt!“ dekretierte der Nächste grade vor mir. „Mein Doktor sagt: Schlafen Sie ruhig nachmittags. Das kann Ihnen nur gut thun.“

Die Schritte dieser Spaziergänger waren längst verhallt. Es war still und schön geworden; und der neugierige Spatz im Gezweig, der den Waldweg etwas weiter übersehen konnte als das unbeschwingte Menschenkind auf der Bank, rief mit schiefem Kopf: „Paß mal auf; paß auf!“ Und ich paßte auf. Kam doch des Weges daher eine liebliche Mädchengestalt. Ich könnte nicht sagen, wie sie gekleidet war. Ihr Anzug war — was er immer sein sollte — nur harmonisches Beiwerk der Erscheinung. Der verständnisvolle offene Blick ruhte auf ihrem Begleiter, einem stattlichen Manne nel mezzo del cammin di nostra vita, der mit einer gewissen Befangenheit auseinandersetzte, wie schwierig und dornig die Stellung des jungen Doktors in N. sein würde; und wie er kaum wagen dürfe, eine Frau heimzuführen mit dieser Aussicht.

*) Sehr überfülltes Restaurant in Karlsbad.

Pause, in der er eine Erwiderung zu erwarten schien.

„Schwierigkeiten locken“, gab sie — nicht eben objektiv — zurück; und leuchtenden Auges und elastischen Trittes gingen die beiden vorüber, die als Karlsbader Kurgäste wohl nicht für „voll“ zu zählen waren.

„Ich sage, der dumme Kerl spielt nichtswürdig. Ich sage, entweder Spiel oder kein Spiel. Ich sage, wenn ich die ganze Zeit Allotria treiben soll, sage ich, so schenke ich ihm das Geld lieber vorher. Das sag' ich.“

Eine zu enge Bekleidung der unteren Extremitäten erlaubten dem dandy kaum den gespreizten Schritt, der seinen geistvollen Ausspruch wirkungsvoll akkompagnierte, und der noch lächerlicher wurde durch das schwer dahinwandelnde, nichts weniger als stutzerhafte Konsortium, das gleich darauf folgte.

Das waren drei ältliche Damen von so stattlichem Umfange, daß das Auge viel daran zu thun hatte, dieselben zu umspannen, und mit so drollig-pilzartigen Kopfbedeckungen, daß jede mich mahnte an einen modernen Panoramenbau.

Nr. 1 endete eben den Bericht ihres Kurlebens am Morgen: um 8¾ Uhr bin ich fertig, und dann trinke ich meinen Kaffee im „Elefanten“. Das ist mir das Bequemste, auch ist, wie Sie wissen, meine Wirtin die Tochter vom Elefanten. (NB. Nur der Uneingeweihte findet in dieser echt Karlsbader Ausdrucksweise etwas erstaunliches.)

Nr. 2 gab einige Beobachtungen über den Gebrauch der Felsenquelle zum besten, die jedem jungen Mediziner zur Ehre gereichen würden.

Nr. 3 aber, die Dickste der Dicken, ein armes, keuchendes, absolut rundes Geschöpf, war etwas zurückgeblieben, da ihr der Anstieg gar so sauer wurde. Nun rief sie ihren Gefährtinnen in so reinem Berlinisch zu, daß ich eine Staubwolke vor mir aufsteigen sah: Hören Se! Wenn wir nu in Berlin wären, jingen wir auf den Aberj und nehmen uns denn 'ne Droschke und führen nach Hause. Der Vorschlag wurde mit Beifall aufgenommen; und ich hoffe, die drei Panoramen ersinnen nun auch ein Mittel, den „Aberj“ in die Nähe von Berlin zu verpflanzen.

Doch ich hatte nicht Zeit, dem weiter nachzudenken. Aus einem großen Vollbart ertönte die interessante Thatsache: „Ich beschäftige zwölf Stukkateure;“ und damit war die „Kurpartei“ verschwunden: dermaßen steckte dem Geschäftsmann das time is money in den Füßen. Die Dame mit den Möpsen folgte. Man sagt, sie sei eine französische Gräfin. Thut nichts zur Sache; Narren giebt es in allen Ständen und Nationen. Ihr Anzug war verwegen: zur üblichen Länge fehlte dem großblumigen, grünen Rokkoköröckchen viel; Dagegen hing vom violetten Sonnenschirm (bei 29° R. im Schatten!) ein phantastischer Pelzbesatz herab. Sie hatte jedes ihrer fünf Tiere an einer andersfarbenen Leine; eigentlich aber hatten die Möpse die Dame an der Leine, denn sie ging auf und ging unter in ihren Hunden. Jeder Mensch scheute sie, und dabei sah sie aus, — verzeihen Sie den Studentenausdruck — als ob sie sich mopse! — Die nächste Augen- und Ohrenweide bot — am Arme eines gutmütigen Onkels — die blasse Sentimentale, die mit einem Seufzer die Waldeseinsamkeit störte: „Ach, was helfen die drei Becher?! Mein Leiden sitzt tiefer; aber wen kümmert's?“ —

Verehrter Leser und Psychologe, Sie haben genug und hören aus den „kurgemäßen“ Gesprächen Göthes Wort:

„Alle Menschen groß und klein,
Spinnen sich ein Gewebe fein;
Wo sie mit ihrer Scheren Spitzen
Gar zierlich in der Mitte sitzen.“ —

Aber über dem Lauschen und Sammeln ist's abendlich geworden; und schon kehrt dieser und jener von unseren Bekannten zurück. Und eine wahre Freude ist es mir, den Doktor des p. N. . . und seine liebenswürdige, junge Begleiterin noch einmal zu sehen.

Aber was ist das? Er sieht ernst, und sie sieht blaß aus; und mit einem gewissen Ingrimm spricht er auf sie ein von Hartnäckigkeit und übertriebenem Stolz.

Darauf antwortete derselbe leuchtende Blick wie vorhin; und kerzengrade richtet sich die anmutige Gestalt: „Ganzes Glück will ich bringen, oder — verzichten.“

Da griff der kluge Mann zu anderen Waffen.

„Noch so kindisch?" sagte er im Tone mitleidigen Alters. „Ganzes Glück giebt es nicht auf dieser Welt, wohl aber ganze Befriedigung. Und die gewähren wir dem Liebenden eher dadurch, daß wir ihm teil geben an unserer Veredelung als dadurch, daß wir vollendet vor ihn treten." Eine tiefe Röte stieg im Antlitz des jungen Mädchens auf; der Gesichtspunkt schien ihr neu und — annehmbar.

Ich kann nicht leugnen, daß ich Interesse an diesen Beiden gewonnen hatte, und gern erfahren hätte, wie ihr Gespräch endete. Doch schon waren sie durch die nächste Wegwendung dem Blicke entzogen; und es spazierte eine glückliche Mutter vorüber, die dem sechsjährigen Sprößling eine wortreiche Strafpredigt angedeihen ließ.

„Jeden Abend schickierst du mich, wenn du müde wirst."

Der Knabe war allerdings ungezogen, sehr ungezogen. Er befand sich in jener erfreulichen Kinderverfassung, welche die Umgebung in Verzweiflung bringen kann; er heulte mehr und minder artikulierte Laute und ließ sich von der mütterlichen Hand langsam vorwärts schleifen. Ob aber die Strafpredigt in diesem Falle nicht mehr der Unvernunft der Mutter gebührte, die den Knaben allabendlich in diesem naturgemäß müden Zustand spazieren führte — das lasse ich dahingestellt. Jedenfalls war ihre Erziehungsweise nicht lästig durch Konsequenz. Der Versuch des Knaben, zu Worte zu kommen, wurde zweimal mit einem zornigen „Schweig still!" und zum dritten male mit der Frage: „Was sagst du?" beantwortet. Unter Schluchzen und Thränen wurden die Worte vernehmbar: „Mutter, ich will mich härme'!" Worauf die Frau Mama mit hörbarer Genugthuung antwortete: „Härme dich, mein Sohn!"

Und leise verhallte das Weinen des Knaben.

Im Gegensatz zu diesen Beiden war es beim nächsten Paar die ältliche Tochter, die dem alten Vater zärtliche Vorwürfe machte über unkluge Diät. Sie endete mit dem klassischen Worte: „Von einem Glase Wein bekommst du mehr Kraft und Wert als von drei Tellern Suppe"...

Es war mir ganz beklommen von so viel im Vorübergehen erhaschter Thorheit, und ich konnte heute so erhaben über die Gespräche der Karlsbader Kurgäste lächeln; ich hatte ja zufälligerweise kein Gegenüber, das ich mit meiner Kurgeschichte hätte traktieren können. Und da auch grade zufällig kein geistreiches Selbstgespräch in Fluß kommen wollte, betrachtete ich noch einmal mit Interesse diejenigen, mit denen ich das Ruheplätzchen teilte.

Es hatten neben mir Zweie Platz genommen, die sich gut verstanden. Wir waren einander bekannt geworden im Städtchen, hatten auch heute Gruß und Wort getauscht; und freundlich ließen sie mich teilnehmen an ihrem Gespräch.

Die Eine war ein anmutiges, sinniges Mädchen, ein Sonntagskind, wie man es nicht schildert, sondern lieb hat. Ihr war an der Wiege im alten, reichsgräflichen Schlosse zu P.. viel Glück und Glanz prophezeiht. Das Leben aber hatte wenig von diesen Voraussagen wahrgemacht. Viel Schweres wurde ihr Teil, und dadurch war sie nicht hart, wohl aber fest geworden.

Die Andre kam vom Totenbette Eines, der im Kampfe gegen eine unheilvolle, tückische Krankheit sich gläubig hindurchgerungen hatte zu fröhlichem Leben und Sterben.

Ernst war Sinn und Rede der Beiden.

Sie sprachen überzeugt und darum überzeugend davon, wie tief die Wurzeln des ewigen Lebens in dieses Zeitliche gesenkt und wie engverwandt der rechte Todesernst und die rechte Lebensfreudigkeit sind. Dann setzten sie ihren Wanderstab weiter; mir aber war's nicht anders, als hätte auch die Seele einmal reine, klare Bergluft geatmet, wie sie dem Körper hier so wohl thut. Diesen Eindruck wollte ich behalten, nahm drum mein unaufgeschlagenes Buch unter den Arm und stieg zu Thale.

Will aber nicht verschweigen, daß ich unsern dem Städtchen unseren Bekannten, dem Doktor und seiner Gefährtin, begegnete: nunmehr Arm in Arm, vollkommen einig und just so glücklich, wie zwei eben Verlobte auszusehen pflegen.

Und nun will ich auch Sie glücklich machen, verehrter Freund und — schließen."



Ein Gotteskämpfer aus Israel.

Skizze aus der neuern Geschichte der Judenmission.

Von

P. emer. Kypke.

So unsagbar schwer auch die Mission unter den Juden ist, weil „die Decke Mosis“ noch immer auf ihren Angesichtern liegt und sie der Mehrzahl nach entweder in talmudischen Aberglauben oder in völligen Unglauben versunken sind und der Mammon der Götze ist, dem sie huldigen, so ist doch eine Auswahl vorhanden, die sich aus dem toten Buchstabendienst und den finstern talmudischen Vorurteilen heraussehnt und nach Wahrheit und Freiheit ringt.

Wer hätte nicht die so interessant und lebenswahr geschriebene Novelle von J. Bonnet: „Ringende Mächte“ gelesen, die von der tiefen Bewegung, welche unter den in Süd-Rußland und Österreich wohnenden Juden seit Jahren zu spüren ist, beredtes Zeugnis ablegt? Und oft sind es hervorragende Geister, welche sich aus Israel für das Christentum gewinnen lassen und sich zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes hindurchringen. Ich erinnere nur an Männer, wie Neander und Stahl. Nach dem Zeugnisse der Kirchenbücher sind durch den Dienst der evang. Mission in diesem Jahrhunderte bereits mehr denn hunderttausend Juden durch die heil. Taufe in die christliche Kirche aufgenommen worden.

Am Ende der Tage aber wird nach apostolischem Ausspruche noch eine besondere Gnadenstunde für Israel schlagen, da es, des Unglaubens und des Mammondienstes müde, sich in größerer Zahl zum Herrn bekehren und ewig selig werden wird, nachdem zuvor die Fülle der Heiden in Zions Thore eingegangen ist. Ein Beispiel aus der Neuzeit, wie eine Nathanaelseele, ein Israeliter ohne Falsch sich durch alle jüdischen Vorurteile hindurchgerungen und in die Herberge der christlichen Kirche gerettet worden, ist der Judenchrist Dr. med. Gottlieb, welcher vor etwa 12 Jahren nach einer gesegneten Thätigkeit in der Nähe von Budapest heimgegangen ist. Unter seinen nachgelassenen Papieren hat der dortige evang. Geistliche ein Schriftstück aufgefunden, welches bisher noch nicht veröffentlicht worden ist. Dasselbe gewährt uns einen Einblick in den wunderbaren Lebensgang dieses Mannes, besonders in die Versuchungen, aus welchen er sich in schweren Kämpfen durchgerungen hat zur Freiheit und zum Frieden.

Dr. Gottliebs Mitteilungen lauten im wesentlichen also: „Ich bin zu Sadagora in der Bukowina von jüdischen Eltern geboren. Mein Vater war, obwohl einer Rabbinerfamilie entstammend, ein Getreidehändler, der, als ich noch jung war, gute Geschäfte machte, später aber verarmte. Seine größte Aufmerksamkeit verwandte er stets auf mich, seinen ältesten Sohn. Er gab mir — nach dem Begriffe der dortigen jüdischen Bevölkerung — eine gute Erziehung, welche zum Zwecke hatte, mich zum Rabbiner heranzubilden.

So oft ich aber einen Rückblick auf meine Vergangenheit werfe, muß ich immer von neuem ausrufen: „Wie wunderbar sind deine Wege, o Herr! — Es ist für mich eine unbestreitbare Wahrheit, daß der Herr meine Erziehung von Anfang an so geleitet und vorbereitet hat, um mich nachher in seinen Bund aufzunehmen. Es würde zu weit führen, wenn ich mitteilen wollte, wie vielen Verlockungen ich in meiner früheren Lebensperiode widerstand. Erst später ist es mir klar geworden, mit wessen Kraft ich es thun konnte. Hier will ich nur erwähnen, daß die gefährlichste der Prüfungen für mich war, als mein Vater mich, einen Knaben von 15 oder 16 Jahren, nach der dortigen Sitte an den Meistbietenden verkaufen, d. h. verheiraten wollte.

Daß es an Angeboten nicht fehlte, wird niemand bezweifeln, der die Sitten und Gebräuche der osteuropäischen Juden kennt, besonders da schon zu jener Zeit meine Gelehrsamkeit von den Juden bewundert ward und zu großen Hoffnungen berechtigte. —

Doch ich will die Art meiner Erziehung näher beschreiben, um den Faden zu zeigen, der von Jesu Händen gesponnen ward und zu ihm hinleitete.

Schon der Anfang meiner Erziehung war ein ganz anderer, als es dort bei den Juden Gebrauch ist. Während sie dort ihre Kinder bereits in einem Alter von 5—6 Jahren im Talmud unterrichten lassen und der Unterricht in der Bibel verpönt ist, ließ mein Vater mich zuerst die Bücher der heil. Schrift in der Ursprache erlernen. Ja noch mehr, er versuchte mit mir etwas in jener Gegend Unerhörtes. Es lebte in früherer Zeit in meinem Geburtsorte ein Mann, der die hebräische Sprache um ihrer selbst willen pflegte, sogar hebräische Verse schrieb und im Besitze einer in hebräischer Sprache geschriebenen hebräischen Grammatik war. Nach seinem Ableben ging diese Grammatik in den Besitz meines Vaters über.

Mein Vater, welcher ein großer Bewunderer dieses Mannes war, in sich aber keinen Beruf mehr fühlte, in die Fußstapfen desselben zu treten, beschloß, seinen Sohn nach diesem Muster heranzubilden. Ich durfte daher keine öffentliche Talmudschule besuchen, sondern unter Anleitung eines Hauslehrers Bibel und hebräische Grammatik studieren.

Bis zu meinem dreizehnten Lebensjahre hatte ich die ganze heil. Schrift im Urtexte erlernt. Einige Bücher, wie den Propheten Jesaias, die Psalmen und die Sprüche Salomonis mußte ich auswendig.

Bald darauf — es war nach dem Krimkriege, durch welchen der frühere Wohlstand meines Vaters mächtig erschüttert wurde, weil die russische Regierung plötzlich die Grenzsperre anordnete und die Ausfuhr von Naturprodukten verhinderte —, da mein Vater nicht mehr imstande war, mir einen Hauslehrer zu halten, mußte ich in die allgemeine Talmudschule wandern. Ich werde es nie vergessen, mit welcher Scheu mich meine Mitschüler betrachteten, mich, den Abgesonderten, den Biblischen, den Grammatiker! —

Doch unbekümmert um die kleinen Neckereien von Seiten des Lehrers sowohl, als der Schüler, die mich stets als einen Eindringling betrachteten, verlegte ich mich auf das Studium des Talmuds mit einem Fleiß und einer Ausdauer, die einer besseren Sache würdig gewesen wäre. Schon in meinem siebenzehnten Jahre war mein Ruf als tüchtiger Talmudist allgemein, und sogar der alte Ortsrabbiner, ein Mann von nahe an 100 Jahren, unterhielt sich gern mit mir.

Bei dieser Gelegenheit kann ich nicht ein Wort dieses ehrwürdigen Mannes, den ich sehr lieb gewonnen und der mir in vieler Beziehung nützlich war, unerwähnt lassen. Eines Tages fragte er mich: „Mein Sohn, welches ist der Unterschied zwischen Jakobs und Esaus Segen? Als Isaak seinen Sohn Jakob segnete, sprach er: Dir gebe Gott vom Thau des Himmels und dem Fett der Erde! — Zu Esau aber sagte er: „Siehe, im Fetten der Erde wird deine Wohnung sein und im Thau des Himmels von oben! — Beiden versprach er also den Thau des Himmels und das Fett der Erde; für Jakob aber hielt er den Thau des Himmels für das erste und wichtigste. Auch du, mein Sohn, hast den Segen Jakobs empfangen. Du hast zuerst die Bibel gelernt, die der Thau des Himmels ist, und dann erst das Fett der Erde d. i. den Talmud!“ — Dieser alte

Rabbi bewahrte mich vor vielen Verwirrungen. Als mein ruheloser Geist, stets nach Nahrung suchend, nahe daran war, Spreu für Korn anzunehmen, hielt mich seine ernste Mahnung davon ab. Geboren an einem Orte, welcher der Brennpunkt der Sekte der Chassidäer bis auf den heutigen Tag ist, wurde ich selbstverständlich von dieser Strömung bald mitergriffen. Aber wie wunderbar sind die Wege des Herrn! Ein jüdischer Rabbi muß mich vor dem sichern Untergange schützen. Ich hatte damals für den Zaddik von Sadagora Abraham Jakob Friedmann eine abgöttische Verehrung, weil ich aufrichtig glaubte, daß er der Messias sei und nur auf einen günstigen Augenblick wartete, um seine Herrlichkeit zu offenbaren.

Der alte Rabbi aber hielt mich zu etwas Besserem bestimmt und ließ mich durch eine kleine Spalte einen Blick in das innere Heiligtum des Zaddik thun, wodurch ich mißtrauisch wurde und den Entschluß faßte, demselben nicht mehr blindlings anzuhangen, sondern zu beobachten und zu prüfen.

Viele Dinge sind nachher geschehen, scheinbar zufällig, die aber die Kluft zwischen mir und dem Zaddik immer mehr erweiterten. Zuletzt waren es zwei wichtige Begebenheiten, die rasch aufeinander gefolgt waren, durch welche meine Losreißung von dem Zaddik und der ganzen Sekte der Chassidäer veranlaßt wurde.

Das erste war die sogenannte Dibbuk-Geschichte, welche ich hier kurz mitteilen will: Es kam ein Mann aus Rußland nach Sadagora und brachte sein Weib zum Zaddik mit der Bitte, er möchte den bösen Geist, der in ihr schon seit sechszehn Jahren wohne, vertreiben. Dieses Weib litt nämlich an der fixen Idee, sie wäre ein Hahn, und krähte fast unaufhörlich mit so furchtbar kreischender Stimme, daß man sich wundern mußte, wie ein so schwaches Weib so schrecklich schreien konnte. Der Zaddik versprach Hülfe, jedoch nur, wenn sie längere Zeit in Sadagora bleiben werde; er müsse erst die geeignete Zeit abwarten, um die Geisterbeschwörung vornehmen zu können. Der Gemahl dieses geisteskranken Weibes, welcher Geschäfte halber verhindert war, sich in Sadagora längere Zeit aufzuhalten, ließ die Kranke unter Aufsicht einer Wärterin zurück und übergab dem Zaddik 2000 Rubel, um die Bedürfnisse seines Weibes davon zu bestreiten. Sie bedurfte aber nur sehr wenig. Überhaupt brachten ihr mitleidige Menschen alles, was sie benötigte, und der Zaddik gab darum auch nichts für sie her.

Nachdem nun dieses Weib mehrere Monate vergebens auf Befreiung gewartet hatte, erklärte der Zaddik, dem der Mut zu fehlen schien, mit Geistern in Streit zu geraten, daß er sich nicht entschließen könne, sich mit solchen Kleinigkeiten abzugeben; er rate daher, zu einem andern, minder berühmten Zaddik in der Nähe von Lemberg zu reisen, der ihr den Geist austreiben werde. Er gab ihr auch eine kleine Summe von ihrem Gelde mit auf die Reise, und sie verließ mit ihrer Wärterin Sadagora.

In Tarnopol aber, einer ziemlich großen Judenstadt in Galizien, welche sie passieren mußte, machte ihr trauriger Zustand unter der jüdischen Bevölkerung großes Aufsehen. Ein jüdischer Arzt daselbst nahm sich ihrer an und veranlaßte ihre Aufnahme in ein Krankenhaus, von wo sie nach mehreren Monaten geheilt entlassen wurde.

Sie kam wieder nach Sadagora und verlangte vom Zaddik ihr Geld zurück. Dieser aber weigerte sich, ihr auch nur einen Kreuzer zurückzugeben. Er behauptete, daß sie nicht durch die Kunst der Ärzte, sondern durch sein Gebet geheilt worden, weshalb er dieses Geld wohl verdient habe. Alle Verwendung von Seiten der angesehensten jüdischen Bürger, daß er wenigstens Reisespesen geben möchte, half nichts. —

Wer nun wähnt, daß durch einen solchen Fall das Ansehen des Zaddik gelitten hätte, der irrt sehr. Hatte doch der Zaddik selbst ausgesagt, daß durch seine Gebete das Weib gesund geworden, wer durfte wagen, daran zu zweifeln? Und jeder Arbeiter, auch ein Beter, wie der Zaddik, ist seines Lohnes wert! —

Der zweite Fall war folgender: Ich machte die Bekanntschaft eines almosensammelnden Juden aus Palästina, der mir seine Erlebnisse auf seiner Reise in Rußland erzählte. Bekanntlich werden von den Juden aller Länder Gelder nach Palästina, zur Unterstützung ihrer dort lebenden armen Brüder geschickt. Alles Geld aber, welches zu diesem Zwecke in Rußland gesammelt wird, geht durch die Hand des Zaddik von Sadagora.

Wahrscheinlich hatten die Mitglieder des Vorstandes in Jerusalem, welche die einfließenden Gelder unter den armen Juden verteilen, Ursache zu dem Verdachte gehabt, daß an den Händen des Zaddik ein großer Teil dieses Geldes kleben bleibe. Darum entsendeten sie einen Mann nach Rußland, der dort von Gemeinde zu Gemeinde reisen sollte, um die Spenden einzusammeln und direkt nach Jerusalem einzuschicken. Kaum hatte der Zaddik Kenntnis hiervon erhalten, so schickte er einen seiner Untergebenen nach Rußland, diese Neuerung zu verhindern. Um die Mittel, welche ihnen zum Ziele verhelfen sollten, sind solche Leute bekanntlich nie verlegen. Sie erstatteten bei den russischen Gerichten Anzeige wider diesen Almosensammler, daß er ein russischer Unterthan wäre und vor vielen Jahren einen Mord daselbst begangen und sich durch die Flucht den Händen der Gerechtigkeit entzogen hätte. Natürlich wurde dieser Mann sogleich verhaftet, und bei den traurigen Justizzuständen Rußlands dauerte die Untersuchung volle drei Jahre. Es stellte sich dann zwar heraus, daß die Geschichte mit dem Morde erfunden sei; allein der Zaddik hatte mittlerweile freie Hand und konnte die Gelder, wie früher, einsammeln.

Durch solche und ähnliche Dinge, die ich in Erfahrung brachte, bin ich kuriert worden. Unterdessen hatte ich ein Neues Testament zu Händen bekommen, welches ich zwar sehr aufmerksam las, aber nicht, um Trost darin zu suchen, sondern um zu widersprechen. Ich fürchtete mich nicht, wie die andern Juden, dieses Buch zu lesen, weil ich mich für gelehrt genug hielt, um die Irrtümer der christlichen Lehre nachweisen zu können.

Merkwürdig ist aber auch der Umstand, wie ich zu diesem Buche gelangt bin. Ich hatte einen sehr gelehrten Onkel, welcher im Besitze einer reichhaltigen jüdischen Bibliothek war. Eines Tages stöberte ich unter seinen Büchern und fand daselbst das Neue Testament. Es war im Taschenformat in hebräischer Sprache gedruckt, so daß ich es unbemerkt zu mir stecken konnte.

Ich las es — wie erwähnt — sehr aufmerksam, und sobald ich eine Stelle fand, der ich nicht gleich widersprechen konnte, war ich ganz betrübt darüber und ging nicht weiter, bis es mir durch meine talmudische Spitzfindigkeit gelang, mich selber zu täuschen.

Aber ganz ohne Wirkung auf mich blieb damals das Lesen dieses heil. Buches nicht. Es öffnete mir die Augen und lehrte mich die Kühnheit, mich an die Kritik des Talmuds zu wagen, den ich bis dahin für unantastbar gehalten. Die Geißel, welche der Herr Jesus über die scheinheiligen Pharisäer schwang, hatten sie wohl verdient. Das leuchtete mir schon damals ein. Und je mehr ich im Neuen Testamente suchte, desto mehr erkannte ich die Willkür der Rabbiner.

Ich studierte hierauf den Talmud mit demselben Vorsatze, mit welchem ich früher das Neue Testament gelesen hatte, bis ich mich endlich von der rabbinischen Lehre lossagte. —

Nun stand ich da als gelehrter Jude, ohne Jude zu sein, als berühmter Talmudist, im Widerspruch mit den Lehren des Talmuds. Ich wollte kein Rabbiner mehr werden und studierte auch keinen Talmud mehr.

In dem Hause meiner Eltern war es mir längst schon zu enge. Ich hatte den sehnlichsten Wunsch, in eine Universitätsstadt zu gelangen, um meine bereits begonnenen Studien der Naturwissenschaften zu vervollkommnen. Ich kam zuerst nach Klausenburg in Siebenbürgen. Daselbst hatte ich meine erste Stütze an dem Rabbiner des Ortes, welcher einen solchen Gefallen an mir fand, daß er mir den Antrag stellte, ich möchte nach Breslau ins Rabbiner-Seminar gehen; er wolle für alle meine Bedürfnisse sorgen. Ich gestand ihm aber ganz offen, daß ich im Grunde meines Herzens kein Jude mehr wäre und daß ich eher ein Christ werden wolle, als ein jüdischer Rabbiner.

Ich wunderte mich damals selber darüber, daß er trotz dieses Geständnisses mir an der jüdischen Schule Unterrichtsstunden im Hebräischen verschaffte und sogar seinen eigenen Sohn mir zum Unterrichte übergab.

Später bin ich mit einem lieben Christen, Herrn K., bekannt geworden, mit dem ich mich in religiöse Disputationen einließ. Dieser Mann sah, daß ich nach Wahrheit ringe und schlug glücklicherweise den rechten Weg ein. „Ich bin kein Gelehrter", sprach

er eines Tages zu mir; „wenn Sie Aufklärung wünschen, da haben Sie Bücher, in welchen Sie hoffentlich finden werden, was Sie suchen.“ — Es waren dies das Neue Testament, ein Büchlein „der wahre Israelit“ und einige andere Tractate.

Nach einigen Tagen fand Herr K., daß mein früheres ungestümes Auftreten ganz geschwunden sei. Darum lud er mich auf einen Sonntag-Nachmittag zu sich, damit ich in seinem Hause einer Gebetsstunde beiwohnte.

Wenn es bis dahin in meinem Herzen brauste und tobte, wie in der Tiefe des Meeres vor dem nahen Ausbruche eines Sturmes, so legte es sich damals sanft und ruhig zu den Füßen Jesu nieder. Damals fühlte ich zum ersten Male, welche Freude es ist, wenn man freien Zutritt zu Gott hat, wie offenherzig und zuversichtlich man beten könne, wenn man einen solchen Fürsprecher bei Gott hat, wie der treue Heiland ist. Herr K. betete, wie ein Kind, und der Vater erhörte ihn. Er betete auch für mich, den Juden, der es eigentlich nur noch dem Namen nach war.

Von dem Tage an war ich neu geboren. Ich fühlte, daß der Boden, auf dem ich bisher gestanden, unter meinen Füßen gewichen war und der Fels, auf welchen ich mich nunmehr gründete, unser Herr Jesus Christus sei. — Nachher ging ich nach Budapest, um mich dem ärztlichen Fache zu widmen, und daselbst empfing ich durch Herrn Pastor König Unterricht in der christlichen Lehre und darauf die heil. Taufe.

Gegenwärtig praktiziere ich bereits drei Jahre an einem Orte in der Nähe von Budapest, und der Segen des Herrn hat mich noch nie verlassen.

Wie wunderbar sind deine Wege, o Herr!“ —

Doch nicht lange war es Dr. Gottlieb vergönnt, als Leibes- und Seelenarzt in der dortigen Gemeinde zu wirken. Die furchtbaren Seelenkämpfe, unter welchen er sich zum Christentume hindurchgerungen, hatten seine zarte Gesundheit frühzeitig untergraben.

Inzwischen hatte er sich mit einer Christin verheiratet, und seine Ehe war mit zwei Söhnen, Alexander und Rudi gesegnet. Der ältere Sohn war erst sechs Jahre alt und der jüngere zählte kaum vier Jahre, als beide Eltern kurz nach einander starben.

Da kein Vermögen hinterblieben war, wurde Alexander in einem dortigen Waisenhause untergebracht und der kleine Rudi vorläufig der Gemeindeschwester übergeben und zugleich der frühere Hülfsprediger des Pastors König, nachmalige Stadtmissions-Inspektor, Pastor L. in B. gebeten, ein dauerndes Unterkommen in einer christlichen Familie für das jüngere Waisenkind suchen zu helfen. Auf seine Anfrage in den Zeitungen aber thaten sich binnen wenigen Tagen 21 Thüren für den kleinen Rudi auf, und beide Knaben fanden infolgedessen freundliche Aufnahme in zwei deutschen Pfarrhäusern. Beide besuchen seit einigen Jahren höhere Schulen und berechtigen zu guten Hoffnungen, so daß wir auch inbezug hierauf bekennen müssen: „Wie wunderbar sind deine Wege, o Herr!“ —





Pfingstgebet.

Komm', o komm', uns zu erfüllen,
Geist des Meisters komm' hernieder!
Schenk' uns Thatkraft, schenk' uns Willen;
Fahr' in all die trägen Glieder,
Daß wir wieder würdig werden,
Deine Jüngerschaar zu heißen
Und mit freudigen Geberden
Stets auch durch die That dich preisen! —

Komm' im Sturme, komm' im Wetter,
Komm', wie einst der Pfingstgeist kam.
Sei uns Helfer, sei uns Retter,
Lauheit uns gefangen nahm.
Geist des Meisters komm' im Feuer
Bald herab auf deine Schaar;
Mach' uns neuer, mach uns treuer,
Herr, im Dienste am Altar. —

Philipp Kreis.

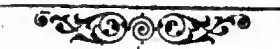
Der Einzige und sein Beruf.

Ob auch die Mitwelt rühmend dich erhebt,
Wie immer auch ihr Lob dir sei ergötzlich,
Zum Sterben fähret alles, was da lebt,
Auch du, mein Freund, und glaub's: Du bist ersetzlich!

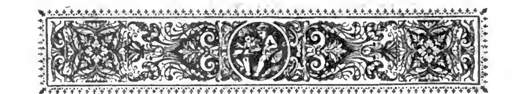
Doch heil'ge Pflichten hat dir Gott vertraut;
Erfülle die unwandelbar und ehrlich,
Dann hast du für die Ewigkeit gebaut
Und bist, so lang du atmest, unentbehrlich.

Doch die voll Selbstsucht und mit stumpfem Sinn
Die Pflicht und das Gewissen frech verletzen
Und deren Leben niemand ein Gewinn,
Entbehrt man nicht und braucht man nicht ersetzen.

J. Rudolph.







Monatsschau.

Politik.

Mit dem 18. Mai, d. h. mit dem Tage, mit dem die Listen ausgelegt wurden, sind wir in den Zeitpunkt des Wahlkampfes*) im engeren Sinn eingetreten. Alle Parteien aber stimmen darin überein, daß dieser Kampf bis jetzt einen sehr „zahmen" Charakter trage und, äußerlich wenigstens in nichts daran erinnere, was man sich unter einem „Ringen auf Tod und Leben", denkt. Und doch kann man nicht sagen, daß nicht insbesondere die Sozialdemokratie alles aufbiete, um die „Genossen" von dem „Ernst der Lage" zu überzeugen und ihnen die Verpflichtung zum „heiligen Kriege" gegen Junkertum und Reaktion mit der vollen Inbrunst eines afrikanischen Scheichs ans Herz zu legen. Seit dem Jahre 1848 hat man so „blutrünstige" Wahlartikel nicht mehr gelesen, wie sie die Umsturzblätter täglich bringen. Allein der rechte „Widerhall" bleibt aus. Die Versammlungen sind meist schwach besucht; es gelingt nicht recht, die Leute „warm" zu machen. Die sozialdemokratische Presse giebt das selbst notgedrungen zu. Die Gründe, die sie anführt, sind aber von der Art, daß man sie kaum ernst nehmen möchte, so sehr scheinen sie mit den hergebrachten Auffassungen in Widerspruch zu stehen; nicht minder freilich auch mit dem, was dieselbe Presse vor nicht langer Zeit selber gesagt. Während im Winter alles, was „links" in der antinationalen Ecke stand, vor der Aussicht auf einen möglichen Kampf um die „Flotte" bebte, wird jetzt unverfroren erklärt, dieser Kampf würde eine ganz andere, ungleich lebendigere Bewegung hervorgebracht haben als die Erörterung wirtschaftspolitischer Fragen, wie sie der Zeit im Vordergrunde stünden. Also das „Volk", das sich sonst eigentlich nur für Dinge unmittelbar greifbarer Art interessiert, will von diesen Dingen auf einmal nichts mehr hören, sondern sehnt sich nach der „großen Politik!" Der Verlegenheitsvorwand guckt hier aus allen Falten. In Wahrheit steht es so, daß die Massen bei uns wie anderswo wahlmüde zu werden anfangen. Das ewige „Hetzen" und „Wühlen" hat sie blasiert gemacht; der Reiz der Neuheit ist dahin für alle Zeiten. Damit ist freilich nicht gesagt, daß sie sich am entscheidenden Tage nicht doch mit dem Stimmzettel in der Hand an die Urne begeben werden. So weit „zieht" die alte Gewohnheit des Gehorsams gegen die Führer aller Wahrscheinlichkeit nach, im großen und ganzen wenigstens, noch immer. Es wäre deshalb sehr verkehrt, schon jetzt auf einen wesentlichen Rückgang der grundsätzlichen Opposition zu hoffen. Das haben wir schon früher gesagt und müssen es hier wiederholen.

So rasch pflegen sich geschichtliche Entwickelungen nicht oder doch nur ausnahmsweise zu vollziehen. Die Vermutung spricht vielmehr dafür, daß die Reichstagswahlen,

---

*) Im Hinblick auf die bevorstehenden Reichstagswahlen empfehlen wir die im Verlage des evangelisch-sozialen Zentralausschusses für die Provinz Schlesien erscheinenden Flugblätter als zur Verbreitung vortrefflich geeignet. Sie sind zu beziehen durch Generalsekretär P. Patzschke (Breslau, Kreuzstr. 41) Pr. je 10 Stück 10 Pf., 20 Stück 15 Pf., 50 Stück 30 Pf., 1000 Stück 3,25 Mk. —

so weit es sich um die Einwirkung der Sozialdemokratie und des Freisinnes handelt, kein gegen 1893 wesentlich verändertes Bild aufweisen werden. Sie können es thun, wenn — ja, wenn die rechts stehenden Gruppen unter sich einiger wären. Da sie es aber nicht sind, so werden sie wohl auch die Folgen zu tragen bekommen, so wenig die Verantwortung dafür die Konservativen trifft, die nichts unterlassen haben, um ein wirksames Zusammengehen möglich zu machen. Die „Rechte" als solche, wird im neuen Hause also wahrscheinlich ebensowenig eine entscheidende Stimme haben als im alten. Das aber müßte sich für die von ihr vertretenen Anschauungen und Interessen aller Art in hohem Grade nachteilig erweisen: denn von der Reichsregierung läßt sich dem Auslande gegenüber in politischer, nationaler und handelspolitischer Hinsicht nur dann eine unentwegt entschlossene Haltung verlangen, wenn sie die Vertretung der Nation hinter sich weiß. Ist das nicht der Fall, muß sie befürchten, bei jeder Gelegenheit im Stich gelassen zu werden, so wird sie sich über eine Politik der Vorsicht und des Entgegenkommens nicht leicht hinauswagen dürfen, weil alles, was sie auf internationalem Gebiet unternimmt, Beziehungen schafft, die nicht ohne weiteres unberücksichtigt gelassen werden können, sondern eine oftmals schwer zu tragende Verantwortlichkeit begründen. Was ließe sich aber von einem Reichstage erwarten, in welchem nicht wie jetzt, zwei verschiedene Mehrheiten gebildet werden könnten, — eine nationale und eine antinationale — sondern nur noch eine, die unter dem Zeichen Eugen Richter-Singer stände? Nichts als ein starkes Zurückweichen hinter die von Bismarck dereinst gezogenen Linien, die selbst der „neue Kurs", wenn auch schüchtern genug, wenigstens theoretisch einzuhalten suchte. Ein von Sozialdemokraten, Freisinnigen, Welfen, Polen, Protestlern, Dänen 2c. beeinflußtes Haus würde auch das Zentrum sehr bald wieder mit den Gesichtspunkten zu befreunden wissen, von denen es sich ohnehin erst ganz neuerdings einigermaßen los zu machen beginnt. Auf entschiedenen Widerstand im nationalen Sinne wenigstens wäre bei den „Epigonen" Windhorsts nicht zu zählen. Darauf läßt schon das lebhafte Interesse schließen, das das Zentrum und seine Presse an der Erhaltung einer doppelten Mehrheit im Reichstage nehmen. Ihre Anstrengungen sind in der That vor allem darauf gerichtet, die „nationalen Parteien" nicht zu stark werden zu lassen, während man von ausgesprochener Stellungnahme gegen die Linke nicht viel merkt. Zum Teil geht das Zentrum wie z. B. in Baden mit dieser im Wahlkampfe sogar zusammen. Da nun aber im Reichstage die Fragen, welche das Zentrum im innerpolitischen, vor allem im kirchen- und schulpolitischen Sinne bewegen, keine große Bedeutung haben, so läßt das nur die obige Auslegung zu, d. h. das Zentrum will auch in Zukunft noch in nationaler Hinsicht „wenn es sein muß" als „Hemmschuh" wirken können. Man thut gut sich das klar zu machen, ehe man seine Haltung im Reichstage von 1893 lobt und die Dienste, die es dem Reich geleistet, allzuhoch bewertet. An sich lassen sich diese Dienste ja nicht leugnen. Ohne das Zentrum hätten, um nur die wichtigsten Beispiele anzuführen, weder das Bürgerliche Gesetzbuch noch das Flottengesetz unter Dach gebracht werden können, wir würden heute mit leeren Händen beschämt vor uns selbst und noch mehr vor dem Auslande dastehen und uns seinen wohlverdienten Hohn gefallen lassen müssen. Auch auf dem sozialpolitischen Gebiet ist, was hat erreicht werden können, der Mitwirkung des Zentrums zu danken. Daß letzteres von den Konservativen dasselbe sagen müßte, versteht sich von selbst; für sich allein hätte es nicht Positives zu stande bringen können. Eines derartigen Zugeständnisses wüßten wir uns freilich nicht zu erinnern. Darf uns das aber abhalten, der Wahrheit die Ehre zu geben? Nein, die Thatsachen, so weit sie feststehen, erkennen wir ohne Umschweif in ihrer Bedeutung an. Nicht minder aber halten wir daran fest, daß die Konservativen, so weit sie diesen Namen mit Recht führen, d. h. sich vor allem zu der göttlichen Autorität bekennen, von der alle irdische Herrlichkeit nur einen schwachen Abglanz bedeutet, nebst den ihnen innerlich nahestehenden Elementen die einzigen sind, die allen Anforderungen einer christlich monarchischen und zugleich nationalen Anschauungsweise im öffentlichen Leben gerecht zu werden vermögen, so wenig es ihnen beikommt, sich deshalb die „Unfehlbarkeit" zuzuschreiben, wie das andere Parteien in oft komisch wirkender Selbstüberschätzung thun. Das „Vollbringen" bleibt natürlich auch be

uns hinter dem „Wollen“ weit zurück; im Sinne des wahrhaft „Staatserhaltenden“ aber, das dürfen wir ohne Überhebung behaupten, sind die Konservativen allerdings befugt, das meiste Verständnis und die größte Opferwilligkeit für sich in Anspruch zu nehmen. An der Hand unserer parlamentarischen Geschichte, um nicht weiter zurückzugreifen, ließe sich das mit leichter Mühe beweisen. Gerade deshalb aber sehen sich die Konservativen in erster Reihe zum Zielpunkt der erbittertsten Anfeindungen gemacht, und nicht nur werden sie von Sozialdemokraten und Freisinnigen mit unauslöschlichem Hasse verfolgt, auch Zentrum und Nationalliberale, unter letzteren selbst solche, die sich mit uns zur „Politik der Sammlung“ bekennen, benutzen jede Gelegenheit, um ihren Gegensatz gegen uns herauszukehren. Zuletzt hat sich das bei Beratung des Anerbengesetzes für Westfalen im preußischen Abgeordnetenhause gezeigt, wo die Nationalliberalen, obwohl im Grundsatze mit dem Entwurfe einverstanden, einigen von ihnen eingebrachten „liberal“ gefärbten Abänderungsanträgen zu Liebe, die Annahme des Gesetzes mit allen erdenklichen Mitteln zu hintertreiben versuchten, in der Hoffnung offenbar, sich so beim großen Publikum auf Kosten der Konservativen — in diesem Falle allerdings auch des Zentrums — zu „empfehlen“. Man kann sich eben nicht darüber täuschen: die Nationalliberalen sind aller „Sammlungsbestrebungen“ ungeachtet im politischen Sinn so „liberal“ als je; nur „wirtschaftlich“ hat sich ein Teil von ihnen — wie groß er ist, wird sich bei den Wahlen zeigen — bis zu einem gewissen „Grade bekehrt“ und läßt sich in agrarisch-konservativer Richtung leiten.

Allerdings, das Pfarrerbesoldungsgesetz haben sie zu Stande bringen helfen, und so immerhin etwas mehr Verständnis für die Lage der Kirche, wenn auch nur im äußeren Sinn, bewiesen, als den Freisinnigen nachgerühmt werden kann, die sich von vornherein gegen jede Besoldungserhöhung der Geistlichen erklärten, nachdem sie die der Lehrer mit leidenschaftlichen Eifer betrieben hatten. Allein darüber hinaus werden wir an den Nationalliberalen auf dem kirchlichen Gebiet wie auf dem der Schule immer nur entschiedene Gegner haben. Wenn wir die „Politik der Sammlung“, die vor Allem ihnen zugute kommt, — denn Konservative und Agrarier leisten ihnen in mehr als 40 Wahlkreisen (von 110, um die sie sich bewerben) Hilfe — gleichwohl für die unter den obwaltenden Umständen gebotene halten, so bestimmt uns dazu der sehr einfache Grund, daß die Nationalliberalen andernfalls der vereinigten Opposition erliegen müßten; das aber hieße den „Teufel mit Beelzebub austreiben“, weiter nichts! Im Vergleich zu Sozialdemokraten, Freisinnigen und Zentrumsdemokraten sind die Nationalliberalen für uns eben das „kleinere Übel“, und deshalb lassen sich die Konservativen weder durch das wenig loyale und freundnachbarliche Verhalten derselben, wie es sich selbst mitten im Wahlkampfe zeigt, noch durch die sichere Aussicht auf erbitterte Zukunftskonflikte irre machen. In der Politik kann man nur selten das haben, was man gern möchte; meist muß man sich mit dem am wenigsten „Unsympathischen“ zufrieden geben. Die ganze „Kunst“ besteht darin, diese Enthaltsamkeit praktisch zuüben, sich nicht zu einem Vorgehen „ab irato“ verleiten zu lassen, wie es die Thätigkeit der meisten Parteien charakterisiert.

Wenn das, was am meisten besprochen wird, Anspruch darauf hätte vor anderen „Ereigniß“ zu heißen, so käme diese Bezeichnung unter allen auswärtigen Vorgängen der letzten Zeit der Rede Chamberlains in Birmingham zu. Sie hat alle Federn „beider Hemisphären“ in fieberhafte Bewegung versetzt und ist in allen möglichen und unmöglichen Tonarten erörtert worden; dabei hat man aber wieder einmal vergessen, daß die Reden englischer Staatsmänner, weil diese zugleich und oft in erster Reihe Parteimänner sind und sein wollen, mit einem ganz anderen und zwar in der Regel ungleich nachsichtigeren Maßstabe gemessen werden müssen, als die ihrer festländischen Kollegen, namentlich der Deutschen. Diese sind gewohnt, jedes Wort „auf die Goldwage“ zu legen, während aus den britischen Ministern nicht selten „die Weinlaune des Nachtisches“ spricht, wie es ohnehin bezeichnend ist, daß sie solche Gelegenheiten benutzen, um sich über die wichtigsten politischen Fragen zu äußern und dabei Dinge vorzubringen, die anderswo nur im Parlament gesagt zu werden pflegen. Chamberlain insbesondere ist

als Vertreter des „großbrittischen Chauvinismus" in der ganzen Welt bekannt, seine neueste Erfindung auf diesem Gebiet ist die „Gemeinbürgschaft der Angelsachsen", d. h. praktisch betrachtet ein möglichst enges Bündnis zwischen England und den Vereinigten Staaten und er sucht dasselbe durch möglichst düstere Ausmalung der allgemeinen politischen Weltlage, namentlich aber der im äußersten Osten zu empfehlen, wobei es an höchst massiven Ausfällen gegen die „punica fides" der russischen Politik nicht mangelt. Eigentümlicherweise fühlen sich aber die nicht näher bezeichneten Franzosen besonders getroffen, die in ihrer aufgeregt nervösen Weise annehmen, daß die Spitze der Chamberlainschen Auslassungen eigentlich gegen sie gerichtet sei, und einen Krieg in Westafrika (um den Nigerbogen) für nahezu unvermeidlich zu halten scheinen. So wenig Takt Chamberlain aber besitzt — ein starkes Stück wäre es doch, wenn er, einen gewaltsamen Zusammenstoß mit Frankreich voraussehend, damit anfinge, Rußland als den „Feind" hinzustellen! Falls er wirklich mehr als bloße „Gefühlspolitik" getrieben haben sollte, wird ihm doch wohl, der Hauptsache nach, die Lage in Ostasien vor Augen gestanden haben, von der er ja auch am Eingehendsten spricht. Daß ihm die jüngsten Erfolge Rußlands in China Sorgen bereiten, läßt sich verstehen, obwohl diese Erfolge bis jetzt keineswegs so durchschlagend sind, als eine kritiklose Bewunderung bei uns und anderswo sie macht.

Namentlich das kürzlich geschlossene Abkommen über Korea kann, wenn nicht mit größeren, so doch mindestens mit dem gleichen Recht als „Triumpf" der japanischen Staatskunst betrachtet werden, denn Rußland war in Korea seit Herbst 1897 im Besitz und hat sich wieder zurückgezogen, offenbar, weil es die Unfertigkeit seiner Rüstungen im Osten rechtzeitig erkennt. Das hat, wenn auch nicht mit dürren Worten, ein russischer Sachverständiger, der als einflußreich geltende Herausgeber der russischen „St. Petersburger Zeitung", Fürst Uchtomski in einer von den „Preußischen Jahrbüchern" veröffentlichten Unterredung angedeutet. Seiner Ansicht nach hätte Rußland Port-Arthur—Talienwan noch nicht besitzen dürfen; überhaupt nicht vor Vollendung der Transsibirischen Bahnverbindung mit dem europäischen Hinterlande. Wir sind stets dieser Meinung gewesen, und wir glauben auch, daß sie durch das Abkommen mit Japan ihre Bekräftigung erfährt. Beide Länder machen dabei lediglich „gute Miene zum bösen Spiel", sie fühlen sich für den Entscheidungskampf, den sowohl Rußland als Japan kommen sehen, noch nicht stark genug. Weiter kann das Abkommen, das die „Neutralität" Koreas sichert, nichts bedeuten; am Wenigsten aber will es besagen, daß die „geborenen Widersacher" plötzlich Freunde geworden seien.

Italien hat zwei Wochen lang mitten in einer aufrührerischen Bewegung gestanden, die bei der Zuverlässigkeit des Heeres auf der einen, der höchst mangelhaften Organisation der „Empörer" auf der anderen Seite — wenn nämlich von einer solchen überhaupt geredet werden darf — die äußere Sicherheit des Staates und der Dynastie zwar keinen Augenblick bedrohen konnte, gleichwohl aber sehr düstere Zukunftsaussichten eröffnet. Zu einen eigentlichen Kampfe ist es, soviel sich das bei der strengen Zensur, der die Berichterstattung, namentlich die telegraphische (übrigens mit gutem Grund) unterliegt, übersehen läßt, nur in Mailand gekommen; überall sonst scheint es sich um plötzliche und darum planlose Aufläufe von Bauern und waffenlosen Kleinbürgern, darunter bezeichnender Weise durchweg viele Frauen, gehandelt zu haben. Für die Beurteilung der sozialen Notstände, in denen die Unruhen anerkanntermaßen wurzeln, ist aber gerade das sehr wichtig. Hungerkrawalle im eigentlichen Sinne des Wortes scheinen nur ausnahmsweise vorgekommen zu sein, um so weniger aber läßt sich bezweifeln, daß die Ausbrüche der Volkswut, wie sie mehr oder weniger im ganzen Lande stattgefunden haben, auf den entsetzlichen Steuerdruck und die dadurch bedingte jammervolle wirtschaftliche Lage der Massen zurückgeführt werden müssen. Das ist der Schwerpunkt des Ganzen. Wie aber soll hier wirksam geholfen werden? Der neuitalienische Staat hat seine Kräfte weitaus überschätzt, seit mehr als einem Menschenalter über seine Mittel gelebt. Die nun einmal vollzogene Entwickelung zur Großmacht läßt sich eben nicht wieder rückgängig machen, ohne ungeheure Interessen aller Art, die mit dieser Entwickelung eng verbunden



sind, auf das Schwerste zu schädigen, ganz abgesehen selbst davon, daß das Nationalbewußtsein sich gegen eine solche „Abdankung" auf das Heftigste aufbäumen, sie unter allen Umständen zurückweisen würde. Will man das aber nicht, dann muß man mit dem Zweck auch die Mittel wollen, d. h. an dem gewohnten Lebenszuschnitt kann nichts geändert werden. Das wiederum aber bedeutet, ins Prosaische übersetzt: Fortdauer des Steuerdruckes, ja sogar Steigerung desselben; denn die großen militärischen Anstrengungen, die Italien macht, um den Aufruhr niederzuhalten, kosten viel Geld, das man nicht auf der Straße, sondern nur in den Taschen der Bürger findet. Diese werden sich überdies noch weitere „Aderlässe" gefallen lassen müssen, weil die (zeitweilige) Aufhebung der Getreidezölle, sowie der städtischen Mahl- und Schlachtsteuer anderweitigen Ersatz unabweislich erfordert.

Es sieht also so schlimm als möglich aus. Der einzige Weg, den man in andern Ländern mit einer gewissen Aussicht auf Erfolg betreten könnte: stärkere Heranziehung des Großkapitals zu den öffentlichen Lasten — ist in Italien erfahrungsmäßig zu gefährlich, als daß ein Staatsmann, der seines Ministersessels nicht überdrüssig ist, davor nicht zurückscheuen sollte. Crispi hat es 1893 nach den sozialistischen Unruhen in Sizilien versucht und ist darüber, nicht über dem Unglück von Adua, gestolpert, um sich nie wieder zu erheben. Rudini wird sich hüten, seinem Beispiel zu folgen, und ebenso wenig wird es sonst Jemand thun, mag es immerhin wahrscheinlich sein, daß man in nächster Zeit die Miene annimmt, als gedächte man allen Ernstes „Sozialreform" zu treiben. Italien ist ein durch und durch „moderner" Staat, mit Allem, was dazu gehört; allein es hat sich das allgemeine Stimmrecht bis jetzt vom Halse gehalten und die herrschende Klasse von „Bildung und Besitz" wird es sich nach den jüngsten Erfahrungen am Wenigsten abringen lassen.

Bei dem furchtbaren Haß, der sich überall gegen die „signori" richtet, hätten sich diese in der That auf das Ärgste vorzubereiten; auf Beschlüsse, die das Regieren, gleichviel in welcher Form, unmöglich machen würden. Es wird also einstweilen alles beim Alten bleiben, d. h. man wird fortfahren, sich im „circulus vitiosus" zu bewegen, bis ein Anstoß von außen Wandel schafft; auf welchen Wegen, mit welchem Ziele, das kann uns an dieser Stelle nicht bekümmern.

Die griechische Kriegsanleihe ist in London, Paris und Petersburg anscheinend 23½ Mal „überzeichnet" worden, obwohl sie zum Pari-Kurse ausgegeben werden soll und nur 2½ v. H. bringt, d. h. weniger als man heute selbst in England erhält. Allerdings wird dieser mehr als bescheidene Zinsertrag von den drei Schutzmächten verbürgt. Trotzdem aber fragt man sich vergeblich: wen kann es gelüsten, seine Ersparnisse in diesen Topf zu werfen? Deutschland hat mit der Sache glücklicherweise nichts zu thun; andere ausländische Anlagewerte, die im Grunde auch nicht sehr verlockend erscheinen, finden bei uns eben noch immer ihren Markt; und das, obwohl der Aufschwung der Gewerbethätigkeit keineswegs nachgelassen hat, sondern lohnende Kapitalverwendung bietet. Daß der fremde Mitbewerb, dem man in der Theorie den Krieg erklärt, so praktisch gefördert wird, darüber läßt sich der Einzelne keine „grauen Haare wachsen." In ihrer Art machen es übrigens auch die Staaten nicht viel besser. Was jetzt geschieht, um die „Aufschließung Chinas" zu beschleunigen, kommt Alles in Allem, doch auch darauf hinaus, daß man den Ast absägen hilft, auf dem man selber sitzt. Wenn nicht die Chinesen dafür sorgen lernen, daß die europäische Einfuhr in ihrem eigenen Lande und in einem großen Teil von Australien und Südasien nach und nach aufhört, so werden es die Europäer selber dahin bringen. Noch sind die großartigen Unternehmungen, welche alle möglichen Syndikate in China planen, freilich „im weiten Felde"; niemand vermag zu sagen, was die sog. Konzessionen praktisch wert sind, die der Tsungli-Yamen gegen Geld und gute Worte freigiebig verteilt. So meint wenigstens Fürst Uchtómski, der China und die Chinesen gründlich kennt. Endlich wird der Stein doch ins Rollen kommen, und nichts ist gewisser, als daß die „Völker Europas" dann ihre eigenen schlimmsten Feinde sein, d. h. jede andere Rücksicht hinter die des Gewinns um jeden Preis zurücktreten lassen werden. Hatte sich das schon bei der berühmten Reise Li-Hung-Tschangs (1896) gezeigt,

so kann es nach den neuesten Erlebnissen auf dem Gebiet des ostasiatischen Mitbewerbs erst recht nicht bezweifelt werden.

Die Wahlen zur französischen Abgeordnetenkammer (8. Mai) haben nicht, wie vielfach erwartet wurde, in der Zusammensetzung der Parteien einen Umschwung gebracht, sondern die Dinge im Großen und Ganzen gelassen wie sie waren. Das beweist zunächst freilich weiter nichts, oder doch nicht viel mehr, als daß die Regierungsmaschinerie in Frankreich noch immer wirksam zu arbeiten versteht, wenn auch vielleicht nicht ganz so „unfehlbar" als in Italien und Spanien. Insofern der Ausgang etwa noch mehr bedeuten sollte, wäre das nur zu Ungunsten des sog. „bürgerlichen" Radikalismus geschehen, der an Boden verloren hat, während der richtige Sozialismus, wie man die Umsturzpartei in Frankreich noch immer nennt, sich einer gewissen Verstärkung rühmt. Jedenfalls hat sich, mag mans nun erklären, wie man wolle, gezeigt, daß dem Dreyfuß-Esterhazyhandel keineswegs der grundlegende Einfluß auf die Stimmung der Bevölkerung zukommt, den sich die internationale Judenschaft versprach. Das aber wird seine Wirkung auf den ferneren Verlauf der Angelegenheit schwerlich verfehlen.

Etwas Langweiligeres und auf die Dauer Ermüdenderes als den spanisch-amerikanischen Krieg hat das zeitgenössische Europa kaum erlebt. Seit mehr als Monatsfrist ist es auf Nachrichten angewiesen, die mit wenigen Ausnahmen teils nichts bedeuten, teils sich sehr bald als erlogen oder zum mindesten furchtbar übertrieben „entpuppen." Selbst der sog. Seesieg der Amerikaner bei Cavite ist bei näherer Betrachtung zu einem keineswegs sehr ruhmreichen Überfall zusammengeschrumpft, der überdies wegen Mangel an brauchbaren Landungstruppen vorerst nicht einmal ausgenutzt werden kann. Und nun ist Admiral Cervera plötzlich gerade da angelangt, wo ihn seine Yankee-Kollegen am wenigsten brauchen können, d. h. vor Kuba selbst. Unter diesen Umständen ist es begreiflich, daß man sich in Spanien von dem niederschlagenden Eindruck der Niederlage vor Manila nach und nach wieder erholt und anfängt, zuversichtlich in die Zukunft zu blicken. Entschieden ist freilich noch nichts; die Wahrscheinlichkeit, daß die Überlegenheit der Amerikaner sich mit der Zeit doch geltend machen werde, besteht sogar fort. Ebenso nahe liegt es jedoch zu vermuten, daß es mit der Eroberung von Kuba weit länger dauern werde, als die Yankees und mit ihnen so ziemlich alle Welt ursprünglich angenommen hatten. Ohne eine leistungsfähige militärische Organisation bedeuten Menschenmassen und unerschöpfliche Geldmittel im Kriege doch nicht viel. Erst wenn es gelungen ist, diese Organisation zu schaffen, können sich die „latenten" Kräfte geltend machen. Das beginnt man „Drüben" schon jetzt zu ahnen. Der Krieg mit Spanien wird aber nicht vorüber gehen, ohne die volle Erkenntnis zu bringen, und das mag sich zu seinem wichtigsten Ergebnisse gestalten.

22. Mai 1898. E. Frh. von Ungern-Sternberg.

Vom Kriegsschauplatze.

Der Krieg zwischen der Union und Spanien ist jetzt fast 6 Wochen im Gange. Schon vor dem 20. April begann das amerikanische Geschwader des Admiral Sampson von Key-West aus die bis heute freilich nur sehr unvollkommen durchgeführte Blokade der Insel Kuba, während Kommodore Dewey am 25. April Ost-China mit seiner Flottenabteilung verließ, um sich der Philippinen zu bemächtigen. Alle Welt war auf entscheidende Schläge zur See gefaßt und in der That durften sich die Amerikaner bald eines Erfolges rühmen. Am 1. Mai griff Dewey die bei Cavite, in der Nähe der Hauptstadt der Philippinen, Manila, versammelte spanische Flotte an und vernichtete sie nach siebenstündiger, heldenmütiger Gegenwehr vollständig. Nicht weniger als 10 spanische Kriegsschiffe und mehrere Torbedoboote waren in den Grund gebohrt oder verbrannt, und 1200 Spanier sollen getötet oder verwundet worden sein; auf 5 Millionen Dollars

veranschlagt Kommodore Dewey den Wert des den Spaniern genommenen Materiales. Sein eigner Verlust ist gänzlich bedeutungslos, auch der Schaden an den amerikanischen Kriegsschiffen wird nur auf etwa 5000 Dollar geschätzt.

Der Sieg bei Cavite rief in der Union einen ungeheuren Enthusiasmus hervor: „Nicht eine spanische Flagge weht heute in der Bai von Manila. Nicht ein spanisches Kriegsschiff furcht die Wogen, das nicht unsere Beute wäre!“ Bei Licht besehen stellt sich aber der Erfolg Deweys nicht so sehr bedeutend heraus, wenn er auch immerhin höher veranschlagt werden muß, als die berühmte Schlacht bei Saarbrücken unter den Augen Napoleon III. und seines Sohnes im Beginn des Krieges 1870/71. In marinetechnischer Hinsicht giebt die Seeschlacht gar keine Ausbeute, denn die spanischen Kriegsschiffe waren mehr oder weniger alte Holzschiffe und denen der Amerikaner weit unterlegen. Aber auch an sich ist mit der Vernichtung dieser spanischen Schiffe nichts endgültiges erreicht, sondern nur ein Anfang gemacht. Dewey verfügt über keine Landtruppen und kann deshalb nicht einmal Manila, geschweige denn die Inseln besetzen; er muß also warten, bis ihm von Kalifornien aus Truppen in größerer Zahl zugesendet werden, und man hat in Washington von Woche zu Woche gezögert, den Befehl zu ihrer Einschiffung zu geben. Erst am 25. Mai sollen etwa 2500 Mann von San Francisco nach Manila abgegangen sein. Eine Beschießung der Stadt Manila, in der überdies mehr englische und deutsche, wie spanische Handelsinteressen vertreten sind, würde aber gänzlich zwecklos sein und so kann Kommodore Dewey weiter nichts thun, wie geduldig bis zum Eintreffen der Landungstruppen mit seinen Schiffen bei der Insel Corrigidor vor Manila liegen bleiben. Die Philippinen sind wie bisher teils in Händen des spanischen Gouvernements bezw. der zahlreichen dort ansässigen römisch-katholischen Mönchsorden, teils in denen der Aufständischen. Ob letztere geneigt sind, den Amerikanern ohne weiteres entgegenzukommen, scheint zweifelhaft zu sein. Es ist also nicht ausgeschlossen, daß der Kampf um die Inseln noch geraume Zeit fortgesetzt werden wird.

Mag dieser Kampf aber schließlich ausfallen, wie er will — die Entscheidung des Krieges liegt zweifellos an den Küsten des atlantischen Ozeans. Und gerade hier hat bis zum 26. Mai der Verlauf der Dinge die Hoffnungen der Union in keiner Weise erfüllt. Sieht man von der leichten Wegnahme einzelner spanischer Handelsschiffe durch die Amerikaner ab, so ist ihr ganzes Auftreten in den kubanischen Gewässern bisher ein großer Mißerfolg gewesen. Die amerikanischen Reporter, die größten Reklamekünstler der Welt, haben allerdings mehrere Wochen hindurch Tag für Tag Siegesnachrichten und Triumphe in die Welt posaunt — aber sie haben sich sämtlich als eitler Dunst erwiesen. Alle die Beschießungen von Havanna, Cardenas, Matanzas 2c. haben sich ebenso wie mehrere Landungsversuche auf Kuba als zwecklos und mißlungen herausgestellt, und das Bombardement von San Juan auf der Insel Portorico, mit elf Kriegsschiffen vom Admiral Sampson am 12. Mai in Szene gesetzt, muß fast als Niederlage, jedenfalls aber als eine großartige Munitionsverschwendung ohne irgend welche schädlichen Folgen für die spanischen Befestigungen dieses Hafens bezeichnet werden.

Sind aber alle diese Ereignisse vielleicht nur die Einleitung des eigentlichen Krieges, so gewinnen sie doch eine für Amerika ungünstige Bedeutung, wenn man sie in Verbindung mit dem bisherigen Verlauf der „Mobilmachung“ des Landheeres der Union betrachtet. Wie schon im Maiheft der A. K. M. erwähnt, ist die sog. organisierte Miliz zur Verstärkung des stehenden Heeres einberufen, und wird in den verschiedenen Staaten in state camps (Übungslagern) gedrillt und ausgebildet. Mit dieser Ausbildung will es aber nicht so recht gehen. Die Begeisterung, die in den Sezessionskriege manche zu den Fahnen trieb, fehlt augenscheinlich, und wenn man damals viele Monate gebraucht hat, um aus dem rohen Material Soldaten zu machen, mit denen man zur Not den nicht besser ausgebildeten Truppen der Südstaaten entgegentreten konnte — so dämmert jetzt den Machthabern der Union der Gedanke auf, daß man der spanischen Armee unmöglich mit den Miliztruppen, wie sie jetzt noch sind, entgegentreten kann. Dazu kommt, daß die Disziplin dieser Krieger so schlecht wie möglich sein soll, daß Ungehorsam, Kritik der Vorgesetzten 2c. an der Tagesordnung sind und daß alles in allem die neuen Re-

gimenter vorläufig wohl der Nachbarschaft der Übungslager, nicht aber der spanischen Armee auf Kuba furchtbar und gefährlich sind. Mit den Verhältnissen unserer Übungsplätze in Döberitz rc. haben, wie es scheint, die der nordamerikanischen state camps nur eine sehr „entfernte" Ähnlichkeit. Präsident Mc. Kinley ist dem gegenüber in einer peinlichen Lage. Auf der einen Seite sagt ihm sein gesunder Menschenverstand, daß eine Landung auf Kuba auch des Klimas wegen zur Zeit, falls sie überhaupt möglich ist, wenig zweckmäßig sein dürfte — auf der andern Seite steht der Chorus der Schreier, der ihm ohne Ruhe und ohne Rast vorwirft, daß er unter allen Umständen die Einschiffung eines Landungskorps auf Kuba anordnen müsse.

Während dieser Zeit der Unklarheiten und des Schwankens ist dann der spanische Admiral Cervera mit den durchaus modernen Schiffen Vizcaya, Oquendo, Cristobal Colon, J. Maria Theresia, 3 Torpedojägern (Furor, Pluton, Terror) und 3 Torpedobooten von den kapverdischen Inseln am 13. Mai in Martinique und, ohne auf amerikanische Schiffe zu stoßen, am 21. Mai in Santiago de Kuba an der Südostküste der Insel Kuba eingetroffen. Damit ist die ganze Sachlage zu Gunsten Spaniens verschoben, denn es liegt auf der Hand, daß eine mehrere Tage in Anspruch nehmende Landung größerer amerikanischer Truppenmassen auf Kuba schwerlich möglich sein wird, ehe nicht Admiral Sampson, zu dessen Flotte am 23. Mai auch das fliegende Geschwader des Admiral Schley bei Key West gestoßen ist, die Flotte Cerveras unschädlich gemacht hat.

Von der Geschicklichkeit dieses spanischen Admirals wird viel abhängen. Vorläufig wird er voraussichtlich eine Entscheidungsschlacht mit der ihm numerisch überlegenen amerikanischen Flotte so lange hinauszuschieben suchen, bis das in Cadix bebildete spanische Reservegeschwader in Sicht ist. Bisher hat Cervera jedenfalls seine Aufgabe glänzend man vom Admiral Sampson nicht behaupten kann.

27. Mai 1898. Ulrich von Hassell.

Kolonialpolitik.

Kurz vor Thoresschluß hat der Reichstag die Nachtragsforderung von 5 Millionen Mark für die Verwaltung des Gouvernements in **Kiautschau** bewilligt und damit auf's neue gezeigt, daß die Vertretung des deutschen Volkes der ostasiatischen Politik der Reichsregierung zustimmt. Für den Kaiser, die deutschen Fürsten und freien Städte, wie namentlich auch für den Reichskanzler und den Staatssekretär des Auswärtigen Amtes eine sehr erfreuliche Thatsache, aber auch ein Hinweis darauf, daß die Reichsregierung in allen auswärtigen Fragen immer die Mehrheit des Volkes hinter sich haben wird, sobald sie zielbewußt und ohne Schwäche zu zeigen ihren Weg verfolgt. Uber die Nachtragsforderung selbst gaben die Verhandlungen in der Budget-Kommission am 29. April genügendes Licht. Sie ist nicht in die Form eines genauen, jede Einzelheit behandelnden Etats gekleidet, sondern als Pauschquantum gefaßt, weil es sich als unmöglich herausstellte, schon jetzt die Kosten der ersten Anlagen wie Landungseinrichtungen rc. zu bestimmen. Aus den Erklärungen des Staatssekretärs Tirpitz ist besonders zu erwähnen, daß man die Anlage **neuer** Befestigungen nicht beabsichtige, man wolle die vorhandenen chinesischen Forts rc. erhalten und ausgestalten; Werften, Kohlenlager rc. würde die Regierung selbst nicht einrichten, sondern dies Privatunternehmungen überlassen. Der Staatssekretär von Bülow sprach sich dahin aus, daß die Regierung die Kosten möglichst von denen tragen lassen würde, welche aus der Eröffnung von Schantung Vorteil zögen. Das ist gewiß sehr richtig, aber man muß dann auch den Unternehmern nach Möglichkeit Freiheit des Handelns gewähren, dem Bureaukratismus den denkbar geringsten Raum lassen und zum Gouverneur einen Mann berufen, der freien Blick und kaufmännische Erfahrung mit Thatkraft verbindet.

Mittlerweile hat sich nun für Kiantschau und Hinterland ein Industrie-Syndikat gebildet, das dieses Gebiet erschließen will und unter seinen Teilhabern sehr bedeutende

industrielle bzw. Industrie-Gesellschaften zählt. Genannt seien die Elektrizitätswerke vormals Kummer & Komp. in Niedersedlitz-Dresden, die Maschinen-Fabrik Augsburg in Augsburg, die Lokomotiv-Fabrik Krauß & Co. in München, die Nordische Elektrizitäts-Aktien-Gesellschaft in Danzig, die Wagen- und Waggon-Fabrik vormals Busch in Hamburg-Bautzen ꝛc. Schon aus dieser Aufzählung ergiebt sich, daß das Syndikat auch den Bau von Eisenbahnen in's Auge gefaßt hat und das für die Hebung von Kiautschau wichtigste Werk ausführen will. Ohne Bahnanlagen, welche die Kohlenlager von Schantung mit dem deutschen Hafen verbinden und zugleich letzterem die Bedeutung, und zwar in erhöhtem Maße geben, die er vor Jahrhunderten als Handelsplatz gehabt hat, ist jedenfalls die Kolonie nichts wert, und je eher die Inbetriebnahme dieser Bahnen erfolgt, desto besser. Neben diesem Syndikat sind übrigens noch andere Gesellschaften zur Erschließung Schantungs in der Bildung begriffen; eine von ihnen soll schon Land und Bergwerke pachtweise bzw. als Eigentum erworben haben, und die „Kölnische Zeitung" spricht die Hoffnung aus, daß die Reichsregierung nicht etwa eine der verschiedenen Gruppen „protegieren" würde. Ob thatsächlich schon ein „Interessenstreit" um die Schätze Schantungs im Gange ist, wissen wir nicht, zweifeln aber auch nicht, daß die Reichsregierung unparteiisch verfahren wird, wenn sie die Zeit zur Vergebung der Konzessionen für gekommen erachtet. Die Thätigkeit des Gouverneurs von Kiautschau kann zunächst nur eine vorbereitende sein, aber es wäre sehr wünschenswert, daß man die Periode der Einleitung der wirtschaftlichen Unternehmungen nach Möglichkeit abkürzen und unter dem frischen Eindruck der Ereignisse, auch des, wie es scheint, sehr befriedigend abgelaufenen Besuchs des Prinzen Heinrich in Peking am 15. Mai, mit dem Bau der Eisenbahnen, Erschließung der Kohlenlager ꝛc. beginnen wollte. An Schwierigkeiten werden es die chinesischen Beamten, um möglichst für sich Geld herauszuschlagen, sicher nicht fehlen lassen, und diese Hindernisse werden jetzt schneller überwunden werden können, wie später. Es mangelt in China nicht an Beispielen, wie man bei der Entwickelung eines Küstenplatzes vorgehen muß; ganz besonders giebt Honkong, das unter englischer Leitung einen großartigen Aufschwung genommen hat, ein Vorbild, dem in Kiautschau nachgestrebt werden kann. Die jetzige Verwaltung durch Angehörige der Marine darf nur ein Übergang zur Selbstverwaltung sein. Ob diese Übergangszeit länger oder kürzer dauert, ist vorläufig nicht zu sagen, denn es hieße Kiautschau gewaltig überschätzen, wenn man annehmen wollte, daß sich aus dem Nichts im Handumdrehen ein zweites Honkong entwickeln würde. Hier muß nach Jahrzehnten gerechnet werden. Aber eine energische Beteiligung deutschen Kapitels ist zweifellos nur zu erwarten — das mag hier wiederholt werden — wenn die Verwaltung des durch Erlaß vom 27. April d. Js. unter Kaiserlichen Schutz gestellten Gebiets von Kiautschau von Beginn an nicht engherzig, sondern nach großen Gesichtspunkten geleitet wird. —

Wollte man die Hoffnungen nach dem bemessen, was bisher in unseren afrikanischen Schutzgebieten geleistet ist, so müßte man freilich die Ansprüche recht niedrig stellen. Mehrere Jahre hat es z. B. gedauert, ehe für Ostafrika die „Pangani-Gesellschaft" zur endgültigen Bildung gelangt ist; erst am 19. April d. Js. hat ihr der Bundesrat die Befugnis erteilt, Eigentum und andere dingliche Rechte an Grundstücken zu erwerben, Verbindlichkeiten einzugehen ꝛc. Die Gesellschaft hat u. a. insbesondere auf die Dauer von 15 Jahren das ausschließliche Recht auf fabrikmäßige Herstellung von weißem Zucker für das Alluvialgebiet des Panganiflusses und seiner Zuflüsse von der Stadt Pangani bis zu den Panganifällen, muß aber den Betrieb ihrer Fabrik spätestens am 1. Juli 1900 eröffnen. Hoffentlich darf die Pangani-Gesellschaft sagen: was lange währt, wird gut, denn es hat in der That lange gedauert, ehe das erforderliche Kapital (550 000 Mark) gezeichnet worden ist. Noch trostloser sieht es mit der Usambara-Eisenbahn aus, die nur durch einen Regierungszuschuß vor völligem Zerfall notdürftig geschützt wird. Von dem Stande des Unternehmens ist in diesen Berichten schon häufig die Rede gewesen, auch bei Gelegenheit der diesjährigen Kolonialverhandlungen des Reichstages. Aber es muß doch erwähnt werden, daß der von einer Reise durch den nördlichen Teil des ostafrikanischen Schutzgebiets nach der Küste im Anfang April zurückgekehrte Gouverneur,

Generalmajor Liebert über die Usambarabahn sagt: „Die Entwickelung des ganzen Nordens der Kolonie hängt von der Fortführung der Tanga-Eisenbahn in's Innere ab. Erfolgt diese, so werden West-Usambara, Südpare und das weitere Hinterland sofort sich der Kultur erschließen.“ Die Wichtigkeit der Verlängerung der Bahn, zum wenigsten bis Korogwe, kann von niemand in Abrede gestellt werden; fraglich ist es dagegen, ob sich die Bahn von Anfang an genügend verzinsen wird — die Folge dieser Ungewißheit ist, daß sich bisher kein Privatkapital gefunden hat, um die Linie bis Korogwe weiter zu führen. In England hat die Regierung nicht gezögert, das Parlament um die Bewilligung der sehr bedeutenden Geldsummen anzugehen, welche zum Bau der Bahn Mombas bis zum Viktoria-See erforderlich sind, und die Bewilligung ist ohne weiteres erfolgt. Auch bei uns ist m. E. das Eintreten des Reiches unabweisbar. Vor einigen Wochen hat sich der Direktor der Landeskulturabteilung für Deutsch-Ostafrika, Geh. Regierungsrat Stuhlmann, in einem vor der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehaltenen Vortrage über diese Fragen geäußert. Für Ostafrika ist nach ihm freie Konkurrenz nötig. Fortführung der Bahn sei die wichtigste Frage und man müsse sämtliche Regale der Deutsch-Ostafrikanischen Gesellschaft und der Usambara-Bahn deshalb aufheben. Das ist natürlich leichter gesagt wie gethan, denn diese Regale sind doch erst vor wenigen Jahren erteilt; aber es stellt sich zweifellos mehr und mehr heraus, daß solche großen, voreilig gewährten Berechtigungen auf die Entwickelung der Schutzgebiete hemmend einwirken.

Fast noch stärker wie in Deutsch-Ostafrika treten die Nachteile der Erteilung umfangreicher Landkonzessionen an große Gesellschaften in Deutsch-Südwestafrika hervor und es wird lange Zeit brauchen, ehe der Bann, der durch diese Gesellschaften über die Besiedelung des Gebiets verhängt ist, gebrochen sein wird. Auch für die Eingeborenen ist die Vergebung großer Landstrecken, deren Besitzverhältnisse keineswegs geregelte waren, ungünstig gewesen; die schon im Maihefte d. Js. erwähnte Verordnung vom 10. April über die Schaffung von Eingeborenen-Reservaten ist von Wichtigkeit, weil sie für die einheimische Bevölkerung gesicherte Wohnplätze schafft, innerhalb deren niemand, der nicht dem betr. Stamm angehört, ohne Genehmigung des Gouverneurs wohnen, Land in Benutzung nehmen oder Handel und Gewerbe treiben darf. Es ist zu hoffen, daß hierdurch eine gewisse Ruhe bei der farbigen Bevölkerung eintreten und dadurch auch der evangelischen Mission noch bessere Gelegenheit gegeben wird wie bisher, ihr Friedenswerk zu treiben. Denn es handelt sich bei diesen Reservaten zunächst hauptsächlich um die Gegenden, in denen die rheinischen Missionare schon mehr oder weniger starke Gemeinden gebildet haben und sich eines großen Ansehens erfreuen. Für Otjimbingue und Gaub im Hererolande, Gibeon, Gochas und Hoachanas im Namalande wird mit Gottes Hilfe nun bald eine bessere Zeit anbrechen.

Auch sonst liegen aus diesem Schutzgebiet verhältnißmäßig günstige Nachrichten vor. Eine Epidemie, die in Swakopmund unter den Europäern manche Opfer gefordert hat, ist im Abnehmen begriffen. Der Eisenbahnbau geht zwar nicht mit „affenartiger Geschwindigkeit“ vorwärts, aber er stockt doch auch nicht vollständig, wie vor einiger Zeit berichtet wurde. Wenigstens wird der deutschen Kolonialzeitung aus Swakopmund geschrieben, die Bahn sei im März d. Js. auf 30 km fahrbar und neue Nachrichten besagen, daß man schon bis zum 40. km gelangt sei. Damit ist aber der schlimmste Teil der sog. „Durststrecke“, d. h. des wasserlosen Landstriches in der Nähe der Küste, überwunden. An einem besonders lebhaften Tage, nach Ankunft des Dampfers „Melita Bohlen“ in Swakopmund sind nicht weniger wie 27 Wagenladungen zu je 200 Zentner mit der Bahn ins Innere befördert, abgesehen von den regelmäßigen Bauzügen. Vorläufig werden nur die letzteren mit Lokomotiven, die übrigen, also die Personen- und Güterzüge, aber mit Maultieren befördert; erstere Betriebskraft ist selbstverständlich vorzuziehen und wird gewiß in nicht zu ferner Zeit die Maultiere vollständig verdrängen. Auch das Telephon, das schon jetzt den Verkehr zwischen den einzelnen Bahnstationen erleichtert, wird vermutlich bald durch den Telegraph ersetzt werden. Von hervorragender Wichtigkeit für

die Entwickelung des Schutzgebietes ist, wie bekannt, die Einrichtung künstlicher Berieselungen, und da ist es von Bedeutung, daß die Rheinische Missionsgesellschaft einen Missionsingenieur, Herrn Borchardt aussendet, der sich mit der Wasserfrage im Bereich der Missionsstationen beschäftigen, Brunnen bohren, Stauanlagen herstellen, Garten und Ackerbau durch entsprechende Anlagen fördern wird. Übrigens sind in dieser Hinsicht, wie in so mancher anderen, die Missionen selbst auch schon thatkräftig vorangegangen und haben mit geringen Mitteln Bedeutendes für die Zivilisation Südwest-Afrikas geleistet. Dahin gehören u. a. die Garten-, Damm- und Brunnenanlagen des Missionars Judt in Hoachanas im Nama-Lande, dessen Staudamm eine großartige Leistung ist. Leider hält es schwer, die trägen Hottentotten zu solchen Arbeiten, die doch nur zu ihrem eignen Vorteil unternommen werden, so heranzuziehen und anzuleiten, als es wünschenswert wäre; (vgl. 67. Jahres-Bericht der Rheinischen M.-G.). Und neuerdings heißt es in einem Briefe des Missionars Judt: „Wird das Volk nicht arbeitsamer und sparsamer, so wird all unsere Hilfe und alles Mühen doch schließlich umsonst sein", und weiter: „Das Schwerste ist, sich um Leute, die nicht weiter denken, als ihre Nase riecht, die mit unbeschreiblichem Leichtsinn in den Tag hinein leben, zu sorgen und zu mühen. Wir können zu ihrer Selbständigkeit thun, was wir wollen, es wird umsonst sein, wenn die Leute nicht zur Arbeit erzogen werden. Sonst sägen sie langsam, aber sicher den Ast ab, auf dem sie sitzen. Die Säge ist ihre Genußsucht; Kaffee und Tabak sind die scharfen Zähne der Säge." Welche Arbeitsleistung, welche Entsagung und Demut liegen doch in der Thätigkeit dieser Missionare, die nicht um eigenen Gewinnes willen, sondern nur zur Erleichterung des Loses ihrer Pflegebefohlenen schaffen und wirken. Auch in Deutschland stellt man oft, sogar in christlich gesinnten Kreisen, die neue englisch-amerikanische Missionsmethode, die Reisepredigt, als Muster hin — aber es gehört sicherlich weit mehr Opferfreudigkeit dazu, langsam, in jahrzehntelanger Arbeit unter den Heiden auszuhalten und die gewonnene Gemeinde zu bewahren, wie zu dem scheinbar große und schnelle Erfolge herbeiführenden Wirken des Reisepredigers, von dessen Ergebnis man aber nur zu oft nach kurzer Frist nichts mehr spürt.

Von den weiter nördlich liegenden Schutzgebieten ist nichts von großer Bedeutung zu berichten. In Kamerun ist die Frage der Beschaffung von Arbeitern für die sich mehrenden und in großem Umfange die Abhänge des Kamerungebirges nach dem Meer und dem Mungofluß bedeckenden Kakao- und Kaffee-Pflanzungen leider noch immer nicht gelöst. Das Gouvernement sorgt zwar für Arbeiter aus dem Jaundestamm, aber die Verträge lauten in der Regel nur auf ein Jahr und in dieser Zeit lassen sich die Leute nicht zu geübten und geschickten Arbeitern anlernen. Die in der Nähe wohnenden Dualla sind Handelsleute, keine Arbeiter und weigern sich beharrlich, mit dem Spaten in der Hand Erdarbeiten zu verrichten. In den „Hamburger Nachrichten" weist ein, in Kamerun thätiger Herr Friederici auf das Beispiel der Nachbarinsel Sao Thomé hin, wo die portugiesische Regierung z. B. dem Plantagenbesitzer Spengler Arbeiter für 5 Jahre stellt und es dadurch diesem Herrn ermöglicht, über einen Stamm vortrefflich geschulter Arbeiter zu verfügen. Herr Friederici meint, wir könnten in Kamerun dasselbe haben, wenn man aufrührerische Stämme im Innern nach der Besiegung zwänge, Arbeiter für 5 Jahre an die Pflanzungen zu liefern. Es sei durchaus keine Sklaverei — die Leute könnten mit Weib und Kind kommen und würden für die letzten drei Jahre auch Lohn erhalten, während der Lohn für die ersten zwei Jahre an das Gouvernement als Kriegsentschädigung bezahlt werden könnte. Der Vorschlag soll hier erwähnt werden, obwohl die ihm gegenüber geltend zu machenden Bedenken ja auf der Hand liegen. Man sollte aber meinen, das Gouvernement müßte Mittel finden, die Jaundeleute auch zum freiwilligen längeren Bleiben an der Küste zu veranlassen.

Zu einer vollständigen Seeschlange bilden sich immer mehr die Verhandlungen zwischen Frankreich und England über die Abgrenzung der beiderseitigen Besitzungen in West-Afrika, im Bogen des Niger und in der unmittelbaren Nachbarschaft unserer Kolonie Togo aus. Begonnen um eine Einigung herbeizuführen, scheinen diese Verhandlungen seitens Englands, insbesondere des Ministers Chamberlain, mehr dazu benutzt zu werden,

Zeit zu gewinnen, um in West-Afrika Truppen sammeln und den Franzosen Schwierigkeiten bereiten zu können. So wenigstens behaupten die französischen Kolonialpolitiker, während man in England Frankreich ähnliche Beweggründe unterschiebt. Außerordentliches Aufsehen haben in dieser Hinsicht einige Reden Salisburys und Chamberlains gemacht, in denen auf die Notwendigkeit eines Bündnisses zwischen England und Amerika gegen Rußland-Frankreich hingewiesen wurde. Im diesmaligen Bericht „Politik" ist hiervon des Näheren die Rede, und es soll deshalb hier nur erwähnt werden, daß das bisherige Verhalten Salisburys als Leiter der auswärtigen Angelegenheiten in England nicht allgemein als zweckmäßig angesehen wird. So wird dem edlen Lord z. B. in der Fortnightly Review ein gewaltiges Sündenregister vorgehalten, in dem es über West-Afrika heißt: „Trotz der bestehenden Verträge hat Frankreich das ganze Hinterland von Lagos und einen Teil des Hinterlandes der Goldküste mit Beschlag belegt und bedroht unsern Handel mit Ausschluß aus jenen Gegenden. Diesem Angriff gegenüber thun wir nichts als unterhandeln." Man sollte eigentlich denken, die ganzen westafrikanischen Fragen wären zu unbedeutend, um den Grund für einen Krieg zwischen England und Frankreich bilden zu können — ob sie aber, wenn die Zuspitzung der Streitfragen in Ostasien den Ausbruch des Kampfes zwischen England und Rußland herbeiführt, nicht als Vorwand von England benutzt werden können, um zunächst den Bundesgenossen Rußlands, Frankreich anzugreifen und lahm zu legen, ist eine andere Sache.

Nach verhältnismäßig kurzer Zeit ist es der von der Neu-Guinea-Kompagnie ausgerüsteten Expedition Tappenbeck (vgl. Märzheft der A. K. M. 1898 S. 315) gelungen, den Ottilienfluß von der Mündung aufwärts zu befahren und festzustellen, daß er mit dem Ramufluß des Dr. Lauterbach (1896) identisch ist — ein wichtiges Ergebnis, weil es möglich sein wird, auf einer schiffbaren Wasserstraße weit in das Innere der gewaltigen Insel einzudringen, eine Verbindung, wie sie uns leider in den afrikanischen Kolonieen so gut wie ganz fehlt.

Zum Schluß noch die Mitteilung, daß die deutsche Kolonialgesellschaft Ende Juni ihre Hauptversammlung in Danzig abhalten wird. Die Tagung beginnt am Montag den 27. Juni Abends mit einer Begrüßung der Teilnehmer. Am 28. Vormittags 9 Uhr findet Vorstandssitzung statt, am 29. folgt die Hauptversammlung morgens 9 Uhr. Daß es, wie immer bei Gelegenheit dieser Art, an Ausflügen (nach Zoppot, nach der Marienburg ꝛc.) nicht fehlt, versteht sich von selbst.

23. Mai 1898. Ulrich von Hassell.

Sozialpolitik.

In aller Stille hat sich am 14. Mai in Berlin ein Vorgang vollzogen, der für die gesamte soziale Arbeit Deutschlands von größter Bedeutung werden kann. So uneinig, wie wir in der politisch sozialen Theorie sind, so einig doch in der praktisch sozialen Arbeit. Allerdings, unsere sozialen Politiker geben sich mit dieser Arbeit im großen und ganzen wenig ab, verhältnismäßig selten begegnen wir einem derselben da, wo es die Not zu lindern, die Wohlfahrt zu fördern, die Verlorenen zu retten, vor dem Verirren zu bewahren gilt. Diese praktische Arbeit am Volke ist ihnen zu gering. Lieber bereisen sie die Wahlkreise und Versammlungen, schreiben Artikel ꝛc. Glauben sie wirklich, daß das Loos des Volkes gebessert wird, wenn die eine oder die andere der neuen Parteien eine kleine Anzahl Mandate gewinnt? So viel gilt bei uns der Parlamentarismus überhaupt nicht, daß er auf die Gestaltung der Dinge von maßgebendem Einfluß wäre. Reichstag und Landtag wirken bei der Gesetzgebung mit; aber vermögen denn Gesetze für sich allein die Zustände zu bessern? Kommt es nicht im wesentlichen auf ihre Ausführung und vor allem darauf an, wie die thatsächlichen Verhältnisse liegen und noch mehr darauf, wie die Menschen beschaffen sind, auf die sie Anwendung finden sollen?

Haben wir nicht die Gesetze, die Gott uns selbst gegeben hat, die vollkommener sind als alle irdischen? Werden sie befolgt? Gewiß, Gott läßt uns die Freiheit, nach seinem Willen zu handeln oder ihm zu widerstreben, während der irdische Gesetzgeber die Befolgung seiner Vorschriften zu erzwingen sucht. Aber dieser Zwang hat seine Grenzen. An den innern Menschen kann er nicht heran, und selbst in den äußerlichen Dingen bleiben die Gesetze, auch wenn sie nach noch so langen Verhandlungen beschlossen und verkündet sind, vielfach auf dem Papiere stehen.

Also selbst dann, wenn die neuen Parteien, die sich soziale nennen, einzeln oder zusammen die Majorität im Reichstag erlangen könnten, würde damit der sozialen Not nur wenig abgeholfen werden; so aber werden sie auch im günstigsten Falle nicht einmal so viel Mandate erobern, um selbständige Fraktionen bilden zu können. Dann sind sie aber im Parlament gänzlich machtlos, werden bei den Kommissionswahlen nicht berücksichtigt und kommen auch im Plenum schwer zu Worte. Um dieses doch sehr mäßige Ziel zu erreichen, schlagen sie die Werbetrommel, bereisen die Wahlkreise, in denen sie Kandidaturen aufgestellt haben, von Ort zu Ort, setzen sie ihre Presse in Bewegung, sammeln sie wieder und wieder Geld, verschwenden sie, und das ist hauptsächlich zu beklagen, eine Unmenge von Kraft, welche der eigentlichen sozialen Arbeit verloren geht. Wären sie im Schoße der Parteien geblieben, denen sie früher angehörten, hätten sie ihre Kraft eingesetzt, um diese Parteien für den sozialen Gedanken zu gewinnen, um in den Wahlversammlungen auf die Schäden, die am Volksleben fressen, aufmerksam zu machen, und den Wahlkandidaten das Versprechen abzunehmen, für ihre Beseitigung einzutreten, ja, dann hätten sie der sozialen Sache wirkliche Dienste geleistet. Wir halten es überhaupt für unthunlich, die sozialen Fragen zum Brennpunkt des politischen Lebens zu machen, sie haben nur indirekt mit demselben zu thun. Welchen Einfluß könnte z. B. die sozialdemokratische Partei gewinnen, wenn sie nur sozial und nicht gleichzeitig demokratisch sein, wenn sie unbekümmert um die politische Gestaltung des Staates ihr Gewicht einzig und allein für das Wohl des Arbeiterstandes in die Wagschale legen, gleichzeitig aber in allen nationalen Fragen, die staatlichen Gewalten unterstützen, wenn sie anstatt Thron, Altar und Gesetz lieber das Manchestertum bekämpfen wollte. Aber wenn Nichtsozialdemokraten ihre sozialpolitische Stellung der staatspolitischen vorangehen lassen, und danach ihre Parteirichtung bestimmen, so sollten sie wenigstens einig sein und geschlossen vorgehen. Statt dessen sind sie in 3 Heerhäuflein: Christlichsoziale, Deutschsoziale und Nationalsoziale zersplittert. Glauben sie wirklich, daß diese Zersplitterung ohne Einfluß auf das Volk bleibt, daß sie nicht abstoßend wirkt? Wenn die Apostel des sozialen Gedankens von vornherein uneinig sind über die einzuschlagenden Wege, wie soll dieser Gedanke bahnbrechend auf weite Schichten des Volkes einwirken?

Es ist deshalb herzerfreuend, wenn im Gegensatz zu diesen Theoretikern die Praktiker der verschiedensten Richtungen sich zu gemeinsamer Arbeit zusammenschließen. Es giebt viele Schäden zu deren Bekämpfung, es giebt viele Bestrebungen zum Wohle des Volkes, zu deren Verwirklichung gesetzliche Vorschriften und büreaukratische Maßnahmen der Behörden wenig helfen können, die vielmehr freier Thätigkeit zufallen müssen, während andererseits die Lösung der hier gestellten Aufgaben Einzelkraft übersteigt und das Zusammenwirken vieler Hände und Kräfte erfordert. Auf diesem Wege sind unsere weitverzweigten Deutschen Fürsorge- und Wohlfahrtsvereine entstanden, und ihre Entwickelung hat sie immer mehr dahin geführt, sich aneinander anzuschließen. So haben sich die lokalen und Kreisvereine, welche gleiche und ähnliche Zwecke verfolgen, nach und nach Provinzial- und Landesorganisationen geschaffen, und aus letzteren sind wiederum die großen deutschen Zentralvereine herausgewachsen. Zuweilen ist der Weg auch der umgekehrte gewesen. Es entstand zuerst ein Zentralverein, der aber bald dahin gelangte, Landes- und dann wieder Ortsvereine zu bilden. Was uns indessen fehlt, ist die Konzentrität der Zentren. Die Zentralvereine stehen unter sich in keiner oder nur in loser Verbindung, sie tauschen vielleicht ihre Jahresberichte aus, auch besuchen die

leitenden Persönlichkeiten gegenseitig ihre Kongresse, sie sind auch vielfach gleichzeitig in mehreren zentralen Organisationen thätig. Aber in all dem liegt kein System, wo eine Verbindung besteht, ist sie gewissermaßen nur Sache des Zufalls. Andererseits hat der Mangel an Konzentrität viele Schäden im Gefolge. Die Generalversammlungen verschiedener deutscher Zentralvereine wurden gleichzeitig an denselben Tagen, aber örtlich weit voneinander abgehalten, so daß denjenigen, die sowohl die eine wie die andere gern besuchen, die Möglichkeit dazu abgeschnitten wird. Ebenso geht in dem einen Jahre der eine, in dem andern Jahre der andere Zentralverein mit Eingaben an die Regierungen und mit Petitionen an die Parlamente vor, die zwar ähnlichen Inhalts sind, dennoch aber vielfach voneinander abweichen und dadurch an Wirkung einbüßen. Endlich ist unser deutsches Vereinsleben im Laufe der Jahre ein so weit verzweigtes geworden, daß niemand mehr imstande ist, es zu überblicken. Das hat zur Folge, daß eine große Anzahl von Bestrebungen parallel laufen oder sich durchkreuzen, und daß viel Kraft, Zeit und Geld unnütz verschwendet wird.

Diese Nachteile haben eine Anzahl großer deutscher Zentralvereine dahin geführt, sich zu einem **„Verbande deutscher Wohlfahrtsvereine"** zusammenzuschließen. Derselbe soll in keiner Weise die Organisation oder das selbständige Handeln der einzelnen ihm zugehörigen Vereine beeinträchtigen, er soll nur zu einem gegenseitigen Austausch der Erfahrungen und dahin führen, da, wo es nötig ist, ein gemeinsames Vorgehen und ein Hand in Hand arbeiten zu ermöglichen. Darum haben sich auch Vereine der verschiedensten religiösen und konfessionellen Richtungen und nicht minder solche, welche vom rein humanitären Standpunkt ausgehen, dem Verbande angeschlossen. Die derzeitigen Mitglieder lassen sich wie folgt klassifizieren:

I. Solche, welche für Vereine verschiedener Art, aber einer bestimmten Richtung angehörend, das Zentrum bilden oder ganz allgemeine Zwecke verfolgen.

1. Zentralausschuß für Innere Mission, 2. Charitasverband für das katholische Deutschland, 3. Vaterländischer Frauenverein, 4. Institut für Gemeinwohl (Fankfurt a. M.), 5. Verein für Gemeinwohl (Neuß), 6. Märkischer Verein für Gemeinwohl.

II. Solche, welche die Wohlthätigkeit im Allgemeinen befördern.

7. Deutscher Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, 8. Zentralleitung der Wohlthätigkeitsvereine in Württemberg.

III. Solche, welche die soziale Frage vom allgemeinen Standpunkt aus behandeln.

9. Evangelisch-sozialer Kongreß, 10. Freie kirchlich-soziale Konferenz, 11. Verein für Sozialpolitik.

IV. Solche, welche einzelne Wohlfahrtszwecke verfolgen.

12. Deutscher Sparkassenverband.

V. Solche, welche einzelnen Klassen und Ständen dienen wollen.

a) Dem Arbeiterstand.

13. Zentralverein für das Wohl der arbeitenden Klassen, 14. Concordia, Verein zur Förderung des Wohles der Arbeiter, 15. Verein zur Förderung des Wohles der Arbeiter im Kreise Waldenburg, 16. Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen, 17. Gesamtverband der evangelischen Arbeitervereine Deutschlands, 18. Evangelischer Arbeiterverein, Berlin, 19. Katholischer Arbeiterverein, Berlin, 20. Verband deutscher Arbeitsnachweise.

b) Den Gefangenen.

21. Verband deutscher Schutzvereine für entlassene Gefangene, 22. Rheinisch-Westfälische Gefängnis-Gesellschaft, 23. Verein zur Besserung entlassener Strafgefangenen (Berlin).

c) Der Jugend:

24. Verband der deutschen Jungfrauenvereine, 25. Verein zur Fürsorge für die weibliche Jugend, 26. Freiwilliger Erziehungsbeirat für schulentlassene Waisen, Berlin, 27. Zentralausschuß zur Förderung der Jugend und Volksbildung, 28. Deutscher Verein für Knabenhandarbeit.

d) Den Kranken.

29. Zentralkomitee der deutschen Vereine vom roten Kreuz, 30. Evangelischer Diakonieverein für die Wanderbevölkerung, 31. Deutscher Herbergsverein, 32. Zentralvorstand deutscher Arbeiterkolonien, 33. Gesamtverband deutscher Verpflegungsstationen.

VI. Solche, welche Einzelschäden bekämpfen.

34. Allgemeine Sittlichkeitskonferenz, 35. Deutscher Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke.

Das ist schon eine ganz stattliche Zahl, aber vor allem wiegen einzelne Vereine schwer. Es sind einfache Namen: Vaterländischer Frauenverein, Deutscher Verein für Armenpflege und Wohlthätigkeit, Zentralkomitee der deutschen Vereine vom roten Kreuz, Rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft; aber welche große Organisationen haben sie aufzuweisen, welche Geschichte haben sie hinter sich. Gewiß, es fehlen auch noch manche Zentralorganisationen, deren Anschluß wünschenswert erscheint, aber es ist doch ein großes Ziel durch den Zusammenschluß dieser 35 Vereine zu einem Verbande erreicht worden. Und vor allem ist ihm dadurch, daß in demselben der Zentralausschuß für Innere Mission und der katholische Charitasverband vertreten sind, die gesamte christliche Liebesthätigkeit in Deutschland angeschlossen. Auch ist durchaus nicht zu wünschen, daß die Versammlungen des Verbandes zu zahlreich werden. Der Schwerpunkt liegt zunächst weniger in Beschlüssen, die gefaßt, sondern darin, daß die gegenseitigen Erfahrungen ausgetauscht werden. Die Versammlungen des Verbandes sind nicht öffentlich, sie sind auch kein Kongreß, sondern eine Konferenz. Nur Vorsitzende oder Delegierte von und auch nur von solchen Zentralvereinen, die zum Beitritt aufgefordert sind und dieser Aufforderung Folge geleistet haben, sind zur Teilnahme berechtigt. Man kann den Vergleich am besten mit der Eisenacher Konferenz der evangelischen Kirchenregierungen und derjenigen der katholischen Bischöfe Deutschlands ziehen. Auf beiden können niemals Beschlüsse gefaßt werden, welche zwangsweise für die Teilnehmer verbindlich sind. Und wenn eine gemeinsame Aktion vereinbart wird, so steht es jedem Mitgliede frei, sich ihr an- oder von ihr auszuschließen.

Nachdem der Gedanke eines solchen Verbandes in den beteiligten Kreisen schon mehrfach erörtert war, hat die Zentralstelle für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen seine Verwirklichung in die Hand genommen. In der ersten von ihr berufenen Versammlung am 8. Dezember 1897 wurde ihr Vorstand, dem ein Komitee von 3 aus dem Schoße der Versammlung gewählten Personen beigegeben wurde, mit den weiteren vorbereitenden Schritten beauftragt. Aus diesen Vorarbeiten ist ein Statut hervorgegangen, welches in der nunmehrigen konstituierenden Versammlung vom 14. Mai angenommen wurde und wie folgt lautet:

Verband deutscher Wohlfahrtsvereine.

§ 1.

Der Verband deutscher Wohlfahrtsvereine tritt zusammen, um die gemeinsamen Interessen der ihm angeschlossenen gemeinnützigen Wohlthätigkeits- und Fürsorge-Vereine und -Anstalten zu fördern und zwar zunächst durch periodisch wiederkehrende Beratungen (Konferenzen) ihrer Vertreter.

§ 2.

Gegenstände der Beratungen und nach Umständen der Bethätigung werden sein:

1. Zusammenstellung und Veröffentlichung der von den in § 1 bezeichneten Vereinen jährlich abzuhaltenden Versammlungen nach Ort, Zeit und dem hauptsächlichen Inhalt der Tagesordnung,
2. Sammlung, Ordnung und Veröffentlichung von Angaben über die im Reiche bestehenden gemeinnützigen Wohlthätigkeits- und Fürsorge-Vereine und -Anstalten (Bestandsaufnahme),
3. Erteilung von Auskunft aus dem so gewonnenen Material, soweit das Bedürfnis nicht durch bestehende Einrichtungen gedeckt ist,

4. Anregung zu engerem Zusammenwirken der unter 2 bezeichneten verwandten Vereine und Anstalten in Gemeinde, Bezirk und Reich, sowie zur Ausfüllung von Lücken auf dem der Pflege zugänglichen Gebiet durch Bildung neuer oder Erweiterung vorhandener bezüglicher Einrichtungen.

§ 3.

Mitglieder des Verbandes sind außer den Vereinen, Behörden und Körperschaften, welche in der konstituierenden Konferenz ihren Beitritt erklären, diejenigen, welche ihm auf Einladung des Komitees des Verbandes (§ 4) nachträglich beitreten.

§ 4.

Die Geschäfte des Verbandes besorgt bis auf Weiteres die Zentralstelle für Arbeiter-Wohlfahrts-Einrichtungen in Berlin. Sie delegiert dafür drei Mitglieder ihres Vorstandes, sowie ihren Geschäftsführer, welche mit drei von der Verbandskonferenz für je ein Jahr gewählten Mitgliedern bis zur nächsten Konferenz das Komitee des Verbandes bilden. Dasselbe giebt sich seine Geschäftsordnung. —

Beleuchten wir zuerst den § 1. Sein Schwerpunkt liegt in den Schlußworten. Die Vertreter der Vereine sollen sich periodisch zu Konferenzen vereinigen! Das ist von ungemeiner Wichtigkeit für die gesamte soziale Arbeit Deutschlands und kann im höchsten Grade fruchtbringend wirken. Die Zusammensetzung der Kongresse ist eine sehr zufällige; bald ist diese, bald jene Richtung in der Mehrzahl, bald ist eine für das Vereinsleben sonst maßgebende gänzlich ausgeblieben; oft nehmen einzelne Personen das Wort, welche, man möchte den Ausdruck gebrauchen, sozusagen zufällig auf den Kongreß geraten sind, aber im Übrigen mit den sozialen Arbeiten in keinem Zusammenhange stehen, und vor allem führen die Theoretiker das große Wort. In dem Verbande der Deutschen Wohlfahrtsvereine verhandeln dagegen Männer vertraulich miteinander, welche an der Spitze großer Arbeiterorganisationen stehen, welche auf Grund langjähriger eigener Arbeit, der in derselben gewonnenen Erfahrung und des, für die zu erstrebenden Ziele bethätigten Interesses an die Spitze oder in die Leitung dieser Organisationen berufen sind. Das ist ganz etwas anderes, hier hat die Phrase keinen Raum, hier gilt es nicht, auf die Öffentlichkeit, auf die Massen zu wirken, sondern in einem Kreise, der nur aus Sachverständigen besteht, in die Tiefen der einzelnen Fragen, welche das Volkswohl treffen, einzudringen. Kongresse pflegen Resolutionen zu fassen, aber in den allerseltensten Fällen haben sie irgendwelche Macht und Möglichkeit, die in diesen Resolutionen niedergelegten Gedanken praktisch zu verwirklichen, sie können nur an die Öffentlichkeit appellieren. Ganz anders, wenn die Mitglieder des Verbandes den Entschluß fassen, ihre großen Organisationen in Bewegung zu setzen, um die Verwirklichung eines Gedankens ihrem Ziele näherzuführen.

Die No. 1 des § 2 faßt das Ziel ins Auge, in den Gang der so überaus zahlreichen Kongresse in Deutschland auf dem Fürsorge- und Wohlfahrtsgebiet eine gewisse Ordnung zu bringen. Wer sich an solchen Kongressen beteiligt, soll, wenn möglich, bereits im Anfang des Jahres wissen, wann und wo sie abgehalten werden, um danach seine Disposition zu treffen. Es kann im allgemeinen Interesse liegen, daß verschiedene Kongresse dieselben Fragen in demselben Jahr behandeln, um sie von den verschiedenen Standpunkten aus zu beleuchten. Es kann aber auch, wenn der Standpunkt der gleiche ist, solche gleichzeitige Behandlung sich als ein unnötiger Aufwand von Zeit und Kraft darstellen; in dem einen Fall soll die Aktion einheitlich organisiert, in dem anderen das gegenseitige Durchkreuzen vermieden werden.

Die No. 2 und 3 des § 2 gehören zusammen. Wieviel Vereine wir in Deutschland haben, welche Zwecke sie verfolgen, wie sie miteinander verbunden sind, über welche Mittel und Kräfte sie gebieten, wieviel die deutsche Nation aufwendet, um den Zwecken der Fürsorge und Wohlfahrt zu genügen, ist bisher noch niemals einheitlich festgestellt worden. Daß dies geschieht ist von großer Wichtigkeit, und von noch weit größerer, daß eine Zentralstelle vorhanden ist, welche demjenigen, der im allgemeinen oder im einzelnen hierüber Erkundigungen einziehen will, Auskunft zu geben vermag. Es kommen

viele Fälle vor, wo weder Staat noch Kommune, noch sonstige öffentliche Organe helfend eintreten können, wo auch für die Privatwohlthätigkeit nicht der rechte Platz ist, sondern die Vereinsthätigkeit eintreten muß, wo man aber nicht weiß, ob ein zu solchem Eintreten befähigter und gewillter Verein vorhanden ist. Hier Auskunft zu erhalten, ist oft sehr schwer! Wenn man in Zukunft wissen wird, daß es eine Zentralstelle für ganz Deutschland giebt, welche demjenigen, der fragt, die richtige Antwort zu erteilen vermag, so wird mancher Not und manchem Elend viel wirksamer abgeholfen werden können als bisher.

Sehr wichtig ist endlich die in der No. 4 des § 2 in Aussicht genommene Anregung zum engeren Zusammenwirken verwandter Vereine und Anstalten, sowie zur Ausfüllung von Lücken auf den Gebieten der Fürsorge und der Wohlfahrtspflege. Vereine gehen aus Freiwilligkeit hervor, diese Freiwilligkeit ist aber zu allermeist eine zufällige, hier geschieht auf dem einen Gebiet viel, auf dem andern, wiewohl das Bedürfnis das gleiche ist, nichts, dort liegt das Verhältnis umgekehrt, und an einem dritten Ort geschieht überhaupt nichts. Unsere Bevölkerung ist aber in einer beständigen Fluktuation begriffen; verzieht ein Pflegling, der der weiteren Pflege bedarf, von einem Ort, wo er Pflege gefunden hat, an einen Ort, wo er sie entbehrt, so geht die Arbeit, die an ihn gewandt ist, zu allermeist verloren. Mit denselben Kräften und mit denselben Mitteln, wenn sie richtig organisiert und konzentriert sind, läßt sich viel erreichen, was der Zersplitterung nicht möglich ist.

Nach Beratung ihres Statuts und nach ihrer durch Annahme desselben erfolgten Konstituierung, nachdem sie ferner dem § 4 entsprechend, den Geschäftsführer des deutschen Vereins gegen Mißbrauch geistiger Getränke, Dr. Bode-Hildesheim, den Vertreter der katholischen Charitas, Landesrat Brandt-Düsseldorf und den Unterzeichneten (von Massow) als Vorsitzenden des Zentralvorstandes deutscher Arbeiterkolonieen in das Komitee des Verbandes gewählt hatte, ging die Versammlung vom 14. Mai sofort an die praktische Arbeit. Sie beschloß zur Ausführung der No. 2 des § 2 des Statuts, die Bestandsaufnahme zunächst für einen Landesteil ins Werk zu setzen, um dadurch für das weitere Vorgehen Erfahrungen zu sammeln und wählte dazu die Provinz Hannover. Dann beriet sie auf Grund eines von dem Unterzeichneten erstatteten und den Mitgliedern gedruckt zugefertigten Referats über: Die Fürsorge für die aus der Volksschule entlassene Jugend. Auf diesem Gebiete walten Mißstände, welche in die allerverschiedensten Zweige der Fürsorge und Wohlthätigkeit eingreifen. Durch die Volksschule und durch das Heer wirken Staat und Reich in eingreifendster Weise auf die Volkserziehung ein; dazwischen besteht aber eine Lücke. Die allermeisten Kinder des Volkes verlassen, wenn sie die Schule hinter sich haben, das Vaterhaus und gehen ihrem Erwerbe nach, vielfach in die weit entfernte Fremde, dort sind sie in den allermeisten Fällen ohne Erziehung und Aufsicht, allen Verführungen und Versuchungen ausgesetzt, denen sie nur zu oft unterliegen. Geschieht dies, so gehen sie verloren, werden körperlich und geistig zerrüttet, können die Folgen einer vergeudeten und zerstörten Jugend im späteren Leben niemals wieder überwinden. Hier lieber frühzeitig vorzubeugen, als später die so oft vergebliche Arbeit der Rettung und Heilung zu übernehmen, wurde der Versammlung als eine wesentliche Aufgabe der Vereinsthätigkeit vor Augen gestellt.

In der sehr inhaltreichen und gründlichen Diskussion zeigte sich von vornherein, wie ganz anders eine Frage behandelt wird, wenn die Redner samt und sonders Sachverständige und Männer der praktischen sozialen Arbeit sind. Die Frage, wie dem allseitig anerkannten Notschaden abzuhelfen sei, wurde von den allerverschiedensten Standpunkten aus beleuchtet, und immer neue beachtungswerte Momente wurden in die Besprechung hineingetragen. Die Versammlung war schließlich einig darüber, daß der Gegenstand für unsere gesamte soziale Arbeit von größter Wichtigkeit sei, alle Gebiete des Vereinslebens berühre und ein gemeinsames Handeln erfordere. Um letzteres vorzubereiten und die zu treffenden Maßnahmen in Erwägung zu ziehen, wurde die Einsetzung einer Kommission beschlossen.

So ist ein, so Gott will, erfolgreicher Anfang gemacht worden, um die soziale Arbeit auf praktischem Gebiet einheitlicher und wirksamer auszugestalten. Die deutschen

Fürsorge- und Wohlfahrtsvereine umfassen das ganze Vaterland; rechnet man alle ihre Vorstands- und Vereinsmitglieder zusammen, bringt man die Mittel in Anschlag, über die sie verfügen, die Anstalten, welche sie unterhalten, die Presse, über die sie gebieten, so stellen sie eine bedeutsame Macht dar. Machen sie von dieser Macht Gebrauch, steuern sie gemeinsamen Zielen zu, so können sie viel erreichen, insonderheit dadurch, daß sie die Blicke des gesamten Volkes auf einen besonders schweren Notstand richten, und die öffentliche Meinung in dem Verlangen auf Abstellung desselben in Bewegung setzen. Geschieht dies, so wird es nicht wieder vorkommen können, daß die Erledigung von Fragen, welche für das Volkswohl von einschneidender Wichtigkeit sind, daran scheitert, daß die offizielle Vertretung des deutschen Volkes ihr das Interesse versagt. Die sogenannte lex Heinze ist in der letzten Tagung gescheitert, weil zu ihrer Beratung ein beschlußfähiger Reichstag nicht zusammenzubringen war. Die Prostitution richtet furchtbare Verwüstungen in unserem Volke an, aber seine Vertreter gehen an denselben teilnamslos vorüber; manche sagen, sie sei nicht auszurotten und alle Maßregeln, welche man gegen sie treffen möchte, blieben doch vergeblich. Wir wollen einmal, obgleich wir anderer Ansicht sind, annehmen, diese Behauptung sei richtig: aber auch dann ist nicht zu bestreiten, daß sich manche Auswüchse bei gutem Willen ohne Schwierigkeit beschneiden lassen. Das schlimmste Anhängsel der Prostitution, welches sie so gefährlich macht, ist das Zuhälterwesen. In der Bekämpfung desselben sind wir in Deutschland noch weit zurück gegen das Ausland, beispielsweise wird in Belgien der Zuhälter dem Bettler und Landstreicher strafrechtlich gleich behandelt, d. h. er wird der Landespolizeibehörde überwiesen und in das Korrektionshaus eingesperrt. Die Detentionsfrist beträgt aber in Belgien sieben und nicht wie bei uns zwei Jahre, mit der Befugnis der früheren Entlassung bezw. Beurlaubung für die oberste Verwaltungsinstanz (in Belgien der Justizminister.) Es wandert also in Belgien ein Zuhälter unter Umständen auf sieben Jahre ins Korrektionshaus, und wer will bestreiten, daß damit ein sehr wirksames Mittel zur Beseitigung dieser Eiterbeulen an unseren sittlichen Zuständen gegeben ist. Am meisten darf man sich darüber freuen, daß, wie am Eingang erwähnt, gegenüber Zersplitterung der Theoretiker in Parteien und Parteipartikeln, die Männer der praktischen Arbeit den Zusammenschluß gefunden haben. Daß evangelische, katholische und solche Männer, welche von humanitären Zwecken ausgehen, trotz ihres prinzipiellen, voneinander abweichenden Standpunktes doch gemeinsam darüber beraten wollen, wie sie mit vereinten Kräften dem Volke helfen und sich zu solcher Hülfe die Hand reichen können, das ist etwas großes und in Deutschland selten erreichtes. Hier wird das Wort zur Wahrheit: Die Liebe trägt alles, sie duldet alles, sie überwindet alles. Möge die Liebe zu unserm Volke, die, wie auch der sonstige Standpunkt sein mag, im tiefsten Grunde doch in der Liebe wurzelt, von der es in der heiligen Schrift heißt: sie ist Gott und wer in ihr bleibet, der bleibet in Gott; möge sie die Fahne sein, um die sich der neue Verband der Zentralvereine Deutschlands schaart, um sie nie und nimmer zu verlassen und aufzugeben.

Potsdam, 23. Mai 1898. C. v. Massow.

Dem Bericht „Sozialpolitik" lassen wir folgen eine Besprechung der nachstehenden

Schriften zur Strafrechtsreform.

1. Strafrecht und Ethik von Dr. Fritz von Calker, ordentl. Professor der Rechte an der Kaiser-Wilhelms-Universität Straßburg. (Leipzig. Duncker und Humblot.) 1897. 35 S. 80 Pfg.

2. Sozial-Moral-Kriminalpolitische Aufsätze von Arthur Dix. (Leipzig, Gg. Freund.) 1897. 66 S. Pr. Mk. 1,50.

3. Strafrechtsreform oder Sittenpolizei? (Zu § 361 Nr. 6 des Reichsstrafgesetzbuchs) von Dr. A. Korn, Rechtsanwalt in Berlin. Sonderabdruck aus Schmollers Jahrbuch für Gesetzgebung 2c., XXI, 3. (Leipzig, Duncker und Humblot.) 1897. 70 Pfg.



Immer allgemeiner wird die Überzeugung, daß unsere Strafrechtspflege ihren Zweck nicht erfüllt und daher einer gründlichen Reform bedarf. Es handelt sich dabei nicht nur um Einzelheiten wie die veränderlichen Urteile in Beleidigungssachen (Stöcker gegen Stumm) oder auf Grund des Unfug-Paragraphen. Grundsätzliche Fragen sind im Spiel: die kurzzeitigen Freiheitsstrafen sind als gänzlich verfehlt erkannt; die Ausgleichung der Geldstrafen durch Haft ist in der jetzt geltenden Form eine schwere Ungerechtigkeit gegen den ärmeren Teil der Bevölkerung; dasselbe gilt von der Zumessung der Geldstrafen (z. B. bei Übertretung der Arbeiterschutzgesetze). Die verhängten Strafen erzielen die Wirkung nicht, die man beabsichtigt, — ganz gleich, welche Wirkung man beabsichtige. Soll die Strafe eine Sühne sein? Nun, in vielen Fällen bedeutet sie eine Erholung, ein warmes und sorgloses Obdach, ein dolce far niente. Soll die Strafe abschrecken? Die Kriminalstatistik läßt nichts davon verspüren. Soll die Strafe bessern? Die Zunahme der Rückfälle beweist, daß sie gerade die gegenteilige Wirkung hat. Aber eben die Uneinigkeit über den Strafgrad, die große Verschiedenheit der strafrechtlichen Theorien scheint eine Einigung über diese brennenden Fragen in unabsehbare Ferne zu rücken. So scheint es, aber vielleicht ist es doch nicht so. Vielleicht stellt sich schon bald eine gangbare Mittelstraße für eine zweckmäßige Reform heraus. Die oben genannten Schriften zur Sache lassen das hoffen.

In der ersten derselben giebt Professor v. Calker zunächst einen sehr durchsichtigen, vortrefflich orientierenden Überblick über die modernen Strafrechtstheorien. Ihr Hauptproblem ist die Bekämpfung des Rückfalls. Seine Lösung ist durchaus abhängig von dem verschiedenen Standpunkt, von dem aus die Frage nach den Ursachen des Verbrechens beantwortet wird.

Die ältere, „klassische Schule" nahm einen „freien, ursachlosen und damit jeder gesetzmäßigen Einwirkung entrückten Willen des Thäters an. Sie leugnete die Anwendung des Kausalitätsgesetzes auf den menschlichen Willen. Sie lebte in der Fiktion einer Willensfreiheit, die dem Verbrecher in jedem Stadium des psychologischen Prozesses instand setzte, inne zu halten und statt des Bösen das Gute zu thun. Sie kannte nur einzelne Strafthaten, keinen Verbrecher. Auf diesem Standpunkte steht im wesentlichen noch das geltende Strafgesetzbuch.

Inzwischen haben gewisse wissenschaftliche Richtungen den Pendel nach der entgegengesetzten Seite ausschlagen lassen und leugnen den individuellen Faktor durchaus, indem sie entweder (Lombroso, die kriminal-anthropologische Schule) nur den einzelnen Verbrecher und zwar als krankhaften, degenerierten, atavistischen Typus kennen wollen, oder (F. v. Liszt; die soziologische oder jung-deutsche Schule) den Verbrecher nur als Ergebnis seines milieu betrachten, der ihn umgebenden und rastlos bestimmenden gesellschaftlichen, zumal wirtschaftlichen Verhältnisse. Dort hat der Kriminalist dem Arzte, hier dem Sozialreformer das Feld zu räumen. Von einer Gerechtigkeitspflege, von Strafe, von persönlicher Verantwortlichkeit kann in beiden Fällen streng genommen gar nicht mehr die Rede sein.

Professor v. Calker erkennt nun zwar die Wahrheitsmomente, die besonders letztere Richtung vertritt, an, hält aber seinerseits die Begriffe: persönliche Schuld, Sühne, Vergeltung, Gerechtigkeit fest und zwar mit voller Klarheit, nicht als Ergebnis empirischer Feststellung, sondern als Postulate der sittlichen Weltanschauung. Diese Stellungnahme des Strafrechtslehrers bestätigt in sehr interessanter Weise die These, welche Prof. v. Nathusius für die Nationalökonomie aufgestellt hat, auch für das Gebiet des Strafrechts; auch hier kann die Technik des einzelnen Gebiets die letzte Entscheidung nicht geben, diese muß von der Ethik entlehnt werden. Eine feste und gemeinsame ethische Grundanschauung ist wie für die Leitung des wirtschaftlichen Lebens der Nation so auch für ihre Rechtsordnung völlig unentbehrlich. Es sind zuletzt ethische Überzeugungen, welche die Richtpunkte für Theorie und Praxis des Strafrechts feststecken. Nimmt man an, daß der menschliche Wille widerstandslos durch die umgebenden Verhältnisse „kausiert" wird, wie die Flugbahn eines Geschosses oder wie der Fall eines Hagelkorns, so fallen jene ethischen Begriffe einfach aus und mit ihnen alle Rechtssätze und Methoden, die sie voraussetzen.

Offenbar geht nun aber die „klassische Schule“ mit ihrer „ursachlosen Selbstbestimmung“ ebenfalls zu weit. Der Wille trifft seine Entscheidungen thatsächlich nicht „nach freier Willkür.“ Jede Willensentscheidung hat einen „zureichenden Grund.“ Dieser liegt aber nicht ohne weiteres in den umgebenden Verhältnissen, deren lediglich passives Ergebnis der Mensch und sein Wille wären, sondern in seiner Eigenart, indem er auf die äußeren Reize nur insoweit reagiert, als ihnen nicht „Hemmungsvorstellungen“ entgegenwirken. Auf die Kräftigkeit der das Verbrechen hindernden „Hemmungsvorstellungen“ kommt alles an, ihre Kräftigkeit ist das Ergebnis der sittlichen Entwickelung. Sie bestehen neben der Furcht vor Strafe und anderen Nachteilen in dem Bewußtsein des Widerspruchs zur rechtlichen und besonders zur sittlichen Norm. Das Bewußtsein der ethischen Verwerflichkeit ist das wirksamste Gegenmotiv. „Die wirksamste Bekämpfung der Verbrechen geschieht durch Einpflanzung ethischer Grundsätze.“

Von hier aus ergiebt sich die Notwendigkeit, auf die sittliche (und nicht nur auf die intellektuelle) Ausbildung der Jugend das größte Gewicht zu legen. Der von Natur „böse“, d. h. egoistische Mensch muß zu einer Leitung seiner Gedanken und Handlungen auf die Förderung des Wohles anderer erzogen werden. „Meiner Überzeugung nach sind die Grundsätze der Moral in keinem noch so feinsinnigen und tief durchdachten philosophischen System in so klarer und einfacher, das Gemüt mächtig bewegender Weise zur Darstellung und Veranschaulichung gelangt, als dies in den Lehren der christlichen Religion der Fall ist, und ich kann nicht umhin ausdrücklich auszusprechen, daß ich den Versuch einer ethischen Erziehung, die auf eine Begründung ihrer Grundsätze durch die Autorität religiöser Anschauungen verzichten zu können vermeint, einstweilen als durchaus aussichtslos betrachte.“ (S. 20).

Wo nun die Erziehung ihren Zweck nicht erreicht und das Verbrechen eintritt, folgt die Strafe und zwar als Vergeltung für die Schuld des Verbrechens, welche in dem Fehlen oder der Unwirksamkeit rechtlicher und sittlicher Grundsätze besteht. „In der gerechten Vergeltung durch die Strafe sucht der Staat mit den schwachen Mitteln menschlicher Berechnungs- und Bewertungskunst dem gewaltigen und erhabenen Gesetze zu folgen, welches die ganze Natur durchdringt und das Prinzip für jede Vervollkommnung in der Natur bildet, dem Gesetz, das da lautet: „Jedem Lebewesen ist beschieden, die Vorteile zu genießen und die Nachteile zu erdulden, die sich unter vorhandenen Verhältnissen aus seiner konkreten Eigenart ergeben. Durch die Befolgung dieses Prinzips in der Bestrafung realisiert der Staat die irdische Gerechtigkeit“ (S. 22).

Aber welche Strafe ist gerecht? Dafür kommt nicht allein die Interessenverletzung in Betracht, sonder vor allem die Intensität der verbrecherischen Gesinnung. Dieser Forderung des Rechtsbewußtseins genügt das geltende Reichsstrafgesetzbuch nicht. Es zeigt nur Ansätze dazu. Der Richter kann bei der Strafzumessung und bei den mildernden Umständen auf die Gesinnung Rücksicht nehmen. Darüber hinaus geht nur ein Rechtssatz:

> § 20. Wo das Gesetz die Wahl zwischen Zuchthaus und Festungshaft gestattet, darf auf Zuchthaus nur dann erkannt werden, wenn festgestellt wird, daß die strafbar befundene Handlung aus einer ehrlosen Gesinnung entsprungen ist.

Hier bestimmt also das Motiv die Wahl der Strafart. Das ist ein klares Prinzip. „Ehrlos“ ist eine „ethisch verwerfliche“ Gesinnung. Diese sollte aber bei allen Verbrechen von der nicht ehrlosen Gesinnung unterschieden werden und nicht bloß bei politischen. Demgemäß wäre bei allen Delikten, die überhaupt mit Freiheitsstrafen belegt werden sollen, die wahlweise Androhung einer entehrenden und einer nicht entehrenden Freiheitsstrafe auszusprechen. Entscheidend für die Wahl der einen oder der andern ist die Gesinnung, aus der das Verbrechen entsprungen.“ (S. 29.)

Das wäre allerdings ein neues Prinzip, und doch träte es nicht ohne geschichtliche Zusammenhänge auf. Es bedeutet ja nur die völlige Durchführung des in § 20 anerkannten Grundsatzes. Aber auch sonst ist die Unterscheidung von „ehrlichen“ und „unehrlichen Sachen“ (Delikten) nie ganz in der Gesetzgebung und von der Wissenschaft aufgegeben worden. In sehr interessanter Weise zeigt der Verfasser, daß in der Berücksichtigung der



Standesangehörigkeit durch die älteren Strafgesetze jene Unterscheidung wirksam gewesen ist. Indem man unter dem Einfluß der französischen Revolution und des Code pénal der Standeszugehörigkeit jeden Einfluß auf die Strafthat entzog, schüttete man, (wie so oft bei den liberalen Reformen) das Kind mit dem Bade aus und verlor das gesunde Prinzip der Rücksichtnahme auf die Gesinnung des Verbrechers.

Das aufgestellte Prinzip kann aber auch schon im Rahmen der heutigen Gesetzgebung heilsame Anwendung finden, und zwar beim Vollzug der Freiheitsstrafen. „Es muß eine grundsätzliche Scheidung der Bewohner unserer Strafanstalten stattfinden, mit Rücksicht auf den sittlichen Zustand der Sträflinge.“ Der Vollzug der verhängten Strafen muß bei den jugendlichen wie bei den erwachsenen Verbrechern durch erziehliche Rücksichten bestimmt werden.

Diesen beachtenswerten Ausführungen kann die Sozial-Moral von A. Dix in mehrfacher Hinsicht als Ergänzung dienen, wenn sie auch an Tiefe und Kraft der Gedanken den Vergleich mit ihnen nicht aushält. Dafür entschädigt sie durch reicheres thatsächliches Material und brauchbare litterarische Nachweisungen. Unter „Sozial-Moral“ versteht der Verfasser nicht eine „Sozialethik“, eine Disziplin derjenigen sittlichen Ordnungen, die für die menschliche Gesellschaft gelten, sondern den Einfluß der sozialen Verhältnisse auf die Kriminalität. Er bewegt sich in der landläufigen Vermengung von Moral und Kriminalität, indem er dabei auf die Moralstatistik einen durchaus ungerechtfertigten Wert legt. Er vertritt die soziologische Strafrechtslehre und huldigt einer durchaus positivistischen (materialistischen) Auffassung der Sittlichkeit. Indes zieht er aus diesen theoretischen Voraussetzungen nicht die strikten Konsequenzen, sondern räumt der Wirklichkeit und dem gesunden Menschenverstande soviel ein, daß seine letzten Vorschläge ganz verständig herauskommen. Er begründet in lebendiger, populärer Darstellung die bedingte Verurteilung für jugendliche, die unbestimmte Strafdauer für gewerbsmäßige Verbrecher, eine Kategorie, welche unser Strafgesetzbuch von den gelegentlichen Verbrechern nicht grundsätzlich scheidet.

Wenn diese beiden juristischen Verfasser von den verschiedenen Standpunkten aus unter sich mit dem Pfarrer Heim („Die jüngsten und die ältesten Verbrecher“) in ihren praktischen Ergebnissen in der Hauptsache zusammenstimmen, so wird man annehmen dürfen, daß die Frage so ziemlich spruchreif ist und die Arbeit der Strafrechtsreform in Angriff genommen werden kann.

Wie notwendig das ist, zeigt an einem einzelnen Gebiete die dritte der genannten Schriften: Strafrechtsreform oder Sittenpolizei? Es handelt sich da um die mit der lex Heinze in ein akutes Stadium getretene, seither aber fast wieder vergessene traurige Angelegenheit. Die wenigsten Leser werden eine Vorstellung haben von der rechtlichen Lage dieser Sache, speziell davon, daß hier eine Praxis der Polizei besteht, die nicht nur der öffentlichen Sittlichkeit schädlich, inhuman und zweckwidrig ist, sondern durchaus ungesetzlich, ja verfassungswidrig ist. Die betr. Nachweise des Verfassers sind ebenso überraschend wie empörend. Es wird die Aufgabe der ernsten Männer aller Parteien sein, auf die Verabschiedung der lex Heinze oder besser auf gründliche Maßregeln, die den Gesetzen und dem Zweck entsprechen, zu dringen. Indem wir auf den traurigen Gegenstand hier nicht weiter eingehen, konstatieren wir mit besonderer Genugthuung, daß der Verfasser, der, soviel ersichtlich ist, durchaus nicht von religiösen Gesichtspunkten ausgeht, in den Grundzügen vollständig mit den Forderungen der Sittlichkeitsvereine und derjenigen Ärzte übereinstimmt, welche sich von materialistischen Velleitäten frei zu halten gewußt haben. Wilhelmi.

Kirche.

Das Pfarrerbesoldungsgesetz ist endlich glücklich unter Dach gekommen. Die Opposition dagegen in der konservativen Partei des Abgeordnetenhauses, von der bereits im Maiheft die Rede war, blieb bis zum Ende der Verhandlungen eine sehr energische.

Das warme Interesse, welches sich in den Reden Herrn von Köllers und seiner Freunde für die Kirche, den geistlichen Stand und das Gemeindeleben zeigten, mußten überall einen sehr wohlthuenden Eindruck machen. Trotzdem finden wir bei ihnen nicht das richtige Verständnis für die Entwicklung der Zeit. Wenn sie auf Übelstände hinweisen, die aus dem Gesetz entstehen würden, so ist damit kein Beweis gegen dasselbe geführt. Denn die Übelstände bei den gegenwärtigen Zuständen sind viel größere, und ein Weg, auf dem dieselben ohne Rest zu vermeiden wären, ist nicht gezeigt. Die überwiegende Mehrzahl der Geistlichen fürchtete darum die Ablehnung des Gesetzes. Und deren Stimmen, die noch im letztem Augenblick vor dem Beginn der Kommissionsberatungen im Herrenhause in einer Petition mit mehreren tausend Unterschriften eintrafen, haben wohl mit dazu beigetragen, daß das Gesetz auch in diesem Hause mit einer unerwartet großen Mehrheit angenommen ist. Nun möge der Herr seinen Segen dazu geben, daß die Konsistorien, Pastoren und Gemeinden mit rechter Weisheit, innerer Freiheit und Friedfertigkeit an die Ausführung der neuen Ordnungen gehen.

In den kirchlichen Blättern hat man sich in den letzten Wochen viel mit der Beurteilung der kirchlich-sozialen Konferenz beschäftigt. Und es sind davon hier einige Zeichen der Zeit anzumerken. Das betrübendste derselben ist die Art der Erwähnung, welche sie in der „Kirchlichen Monatsschrift" gefunden hat, dem „Organ für die Bestrebungen für die positive Union". Herr Pastor Ecke in Kl. Oschersleben, der Berichterstatter für die Monatsumschau im Maiheft, von dem wir schon besseres gehört und gelesen haben, redet da über die Apriltagung in Berlin in einer Weise, die sich ein Berichterstatter nicht erlauben dürfte. Es ist schon ein Mißgriff, daß er — und zwar in Anführungsstrichen — von der „kirchlich-sozialen Partei" spricht, die es nicht giebt, und gegen welche Bezeichnung von den Teilnehmern der Konferenz u. a. auch in der Eröffnungsrede des Vorsitzenden ausdrücklich protestiert ist. Am liebsten als einen Druckfehler möchte ich es aber ansehen, wenn er von der die Konferenz beherrschenden Ansicht schreibt: „Die Kirche sei als solche berufen, die sozialen Probleme durch kirchlich-soziale Arbeit auch im technischen Sinne des Wortes zu lösen". Es ist traurig, daß auch Männer der Kirche, welche eine führende Stellung einnehmen, über so wichtige Fragen, wie die hier in Rede stehende, sich nur durch oberflächliche Zeitungslektüre orientieren, was hier offenbar geschehen ist, und es ist mein Wunsch für die Partei der positiven Union, daß in ihrem Organ der Berichterstatt r mit derjenigen sachlichen Orientierung ausgerüstet schreibe, ohne die eine Monatsumschau sich nicht gut halten läßt. Es erschiene mir gradezu unwürdig, wenn ich jenen Satz hier widerlegen wollte, nachdem ich in keiner meiner Veröffentlichungen auf diesem Gebiete unterlassen habe, auf den wesentlichen Unterschied hinzuweisen, der zwischen den drei Gebieten besteht, die sich wohl miteinander berühren, aber doch ihre Selbständigkeit nicht verlieren, nämlich der sozialen Technik, der sozialen Politik und der allgemeinen sozialen Arbeit. — Sehr erfreulich war dagegen der Bericht, den die unseren Bestrebungen nie sehr freundliche Allg. ev.-luth. Kirchenzeitung über die kirchlich-soziale Konferenz gebracht hat. — Auffallend war die Bemerkung eines anderen Berichterstatters, es hätten diejenigen Stellen in den Reden den meisten Beifall gefunden, die gegen den „jetzigen Kurs" gerichtet gewesen seien. Dies ist durchaus nicht richtig. Erstlich ist es nicht glücklich und nicht förderlich für die Sache des Herrn, wenn man derartige Schlagworte aus dem politischen Leben in unsere kirchliche Arbeit überträgt. Zweitens ist die Opposition gegen kirchlich-soziale Bethätigung nichts weniger als ein neuer Kurs, sondern eine alte Sache, die nur hier und da wechselnde Formen annimmt. Und es darf aus der sorgsamen Beobachtung der Zeitereignisse festgestellt werden, daß jene Opposition erheblich abgenommen hat. Endlich aber scheint auch jene Bemerkung über den jetzigen Kurs mehr dem Gefühl des Berichterstatters entsprungen zu sein als der unbefangenen Beurteilung; hebt doch ein anderer — nämlich der in der Allg. ev.-luth. K. Z. — grade als bedeutsam hervor, daß man sich jeder Polemik enthalten habe. Und ich freue mich aufrichtig der Anerkennung in der Chronik der christl. Welt, die auch mit Bezugnahme auf meine aktive Teilnahme ausspricht, daß der Charakter der Konferenz der der Vereinigung und Verständigung gewesen sei.



Wie zu erwarten war, hat die Behandlung, welche in unserem Aprilheft der Evangelische Bund erfahren hat, dem Vorstande desselben nicht gefallen. Mir sind die gedruckten Aktenstücke in Sachen: Evangelischer Bund gegen von Bülow zugeschickt. Aber ich gestehe, daß ich aus denselben nichts erfahren habe, was nicht bereits durchweg der Darstellung des Aprilheftes zu Grunde gelegen hatte mit Ausnahme dessen, worauf inzwischen schon von andrer Seite hingewiesen war, daß ich mich in dem Irrtum befand, jene angefochtene Feier sei die einzige deutsche Kaiserfeier in Rom gewesen. Hätte ich das eher gewußt, so hätte ich es im Aprilheft sicher für meine Beurteilung verwerten können. Der Sekretär des Evangelischen Bundes, unser verehrter Freund Professor D. Witte, hat außerdem ein Schreiben eingesandt, das auf seinen Wunsch hier im kirchlichen Bericht seine Stelle finden soll. Es lautet:

Pforta, 30. April 1898. Hochverehrter Herr Professor! — „Erst heute geht mir die Aprilnummer der „Allgemeinen Konservativen Monatsschrift" zu, in welcher Sie Sich über die Eingabe des Evangelischen Bundes bezüglich der Kaisergeburtstagsfeier in Rom und die Beteiligung des preußischen Gesandten Herrn v. Bülow an derselben ausgesprochen haben. Sie sagen S. 429 ausdrücklich: „Ich betone zunächst stark das Gemeinsame, das uns mit dem Evangelischen Bunde verbindet." Auf dieser Basis, und weil es mir von hohem Wert ist, gerade den Leserkreis der „Allgemeinen Konservativen Monatsschrift" nicht unter dem Eindrucke einer einseitigen Beurteilung unsrer Handlungsweise zu belassen, ersuche ich Sie ganz ergebenst, den folgenden Auslassungen in Ihrem geschätzten Blatte eine Stelle zu gewähren. Ich bedaure, es aussprechen zu müssen, daß Sie bei der Beurteilung der Angelegenheit weder hinsichtlich der römischen Vorgänge selbst, noch bezüglich unsrer Eingabe an den Fürsten-Reichskanzler völlig ausreichend unterrichtet gewesen sind. Sie sagen: „Ungeschickt war zunächst, daß der eigentliche Grund des von vielen evangelischen Deutschen empfundenen Ärgernisses gar nicht genannt ist, nämlich der Umstand, daß der beim Quirinal beglaubigte deutsche Botschafter abwesend war, und somit in Italiens Hauptstadt eine Kaisergeburtstagsfeier nur in Verbindung mit dem Anfeiern des Souveräns Leos XIII. stattfand". Diese Bemerkung entspricht nicht der Sachlage. Es haben in der That zwei Feiern stattgefunden. In der deutschen Botschaft auf dem Kapitol ist, wie alle Jahre, die offizielle Kaisergeburtstagsfeier am Vorabend des 27. Januar abgehalten worden, bei welcher die große Mehrzahl der deutschen Kolonie, und zwar auch der — protestantische — preußische Gesandte am Vatikan, Herr v. Bülow, gegenwärtig war. Da ist denn auch das Hoch auf den König von Italien ausgebracht worden, aber allerdings nicht von dem Botschafter, sondern von einem Botschaftsrat. Der — katholische — Botschafter, Herr v. Saurma-Jeltsch, war, wie Sie richtig sagen, „abwesend", — wie mir in Berlin glaubwürdig berichtet ist, auf einen erhaltenen Wink hin, weil die Ultramontanen es für unerträglich erklärt hatten, ihrerseits aus einem katholischen Munde in Rom ein Hoch auf den König von Italien mit anhören zu müssen! Aus derselben Gesinnung heraus war die Sonderfeier der Klerikalen am 27. Januar in dem auf italienischem Boden belegenen Hotel „Minerva" veranstaltet worden. Es nahmen an ihr nur Priester und einige wenige Laien, im ganzen etwa 40 Personen, teil. Welchem Gedanken diese Feier dienen sollte, das sprach am 28. Januar eine Korrespondenz der „Germania" aus Rom unter der Chiffre C. S. (Der Regens des Campo Santo, Monsignor de Waal, war die Seele der ganzen Veranstaltung gewesen) rückhaltlos aus. Die „Katholiken zollen dem Könige Humbert alle Hochachtung; ... aber in Rom ist nach unsrer Überzeugung und nach der Überzeugung der ganzen katholischen Welt nicht König Humbert, sondern Leo XIII. der legitime Herrscher und der einzig legitime Herrscher." Auf den wirklichen Herrscher, König Humbert, ein Hoch auszubringen, das sollte eben bei einer katholischen Feier vermieden werden. Dieser Feier wohnte an hervorragender Stelle Herr v. Bülow bei, hielt den Toast auf Kaiser und Papst und hörte die Lieder mit an, welche Leo XIII. als den Friedensbringer für Deutschland, als das Unterpfand neuen Heils priesen und dem Papste der „Treue heilig Wort" zu hüten aufforderten. Dieses sind die Thatsachen, wie sie am 26. und 27. Januar d. Js. sich abgespielt haben."

„Nach Ihrer Darstellung nun, hochverehrter Herr Professor, hätte sich unsre Eingabe an den Reichskanzler hauptsächlich darauf gerichtet, daß durch diese Handlungsweise des preußischen Gesandten in Rom politische Verwickelungen entstehen könnten. Der Evangelische Bund macht, so sagen Sie, „den Reichskanzler darauf aufmerksam, daß durch dieses Benehmen des preußischen Gesandten beim Vatikan die freundschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu Italien, also der Dreibund, gefährdet würden. Daß diese Spitze der Beschwerde des Bundes in den Kreisen der Regierung als eine ganz ungehörige Einmischung empfunden ist, beweist die schroffe Art der Antwort: Mitteilung des Allerhöchsten ernsten Mißfallens und Zurücksendung des Briefes.“ Sie behaupten, der Zentralvorstand habe es selbst ausgesprochen: „Es sei die Eingabe einzig und allein aus dem lebhaften Gefühl für die Ehre Deutschlands und des evangelischen Bekenntnisses hervorgegangen;“ und Sie glauben Sich danach berechtigt, dem Bunde über diese Vermischung von Politischem und Religiösem ernste Vorhaltungen zu machen und ihn dem tölpelhaften Bär im Märchen, der mit der Fliege auf der Stirn seines Herrn diesen selbst erschlägt, zu vergleichen. Sie dürfen es mir nicht verargen, verehrter Herr Professor, wenn ich nach diesen Ihren Ausführungen die Vermutung auszusprechen wage, daß unsre Eingabe, die ja in allen Zeitungen abgedruckt war, dennoch in Wortlaut Ihnen selbst nicht vorgelegen hat. Jenes angebliche Citat aus den Äußerungen des Zentralvorstandes: „einzig und allein das lebhafte Gefühl für die Ehre Deutschlands“ habe die Beschwerde eingegeben, findet sich in keiner einzigen unsrer Erklärungen. Wir haben im Gegenteil das Eingehen auf die politische Seite der Sache von vorherein geradezu von uns abgewiesen! In dem Schreiben an den Reichskanzler vom 14. Februar hieß es ausdrücklich: „Unsre Aufgabe mag es nicht sein, etwaigen Besorgnissen um die Beziehungen Deutschlands zu dem verbündeten Italien Ausdruck zu geben“. Und wir fügten hinzu: „Das aber ist unsre Pflicht, es vor Euer Durchlaucht wie vor der Öffentlichkeit ungescheut auszusprechen, daß jeder solcher Vorgang den Übermut des deutschfeindlichen Ultramontanismus steigern und die in ihrer Königstreue und Vaterlandsliebe durch päpstliche Weltherrschaftsbestrebungen nicht beengten Volksgenossen, zumal die evangelischen, auf das tiefste bedrücken muß“. „Euer Durchlaucht bitten wir“, so schloß der Schreiber, „die geeigneten Maßregeln treffen zu wollen, um für die Zukunft einer Haltung des Königlichen Gesandten am päpstlichen Stuhle vorzubeugen, welche unsern evangelischen Volksgenossen zum schweren Ärgernisse gereicht“.

„Damit stellen wir uns auf denselben Standpunkt, den Sie, verehrter Herr Professor, für sich in Anspruch nehmen. Sie schreiben: „Ein Verein zur Wahrung der evangel. Interessen hat gerade in Deutschland seine tiefe Bedeutung. Und ebenso kann nicht laut genug immer wiederholt werden, daß an sich die römische Kirche ein staatsgefährliches Institut ist, und daß die Ansprüche ihres Oberhauptes auf weltliche Souveränität direkt widerchristlich sind“. Daß uns das „schwere Ärgernis der evangelischen Volksgenossen“ an dem in Rede stehenden Vorfalle bei unsrer Eingabe im Vordergrunde stand und der einzige Beweggrund zu demselben gewesen war, das hat allerdings der uns gewordene Bescheid geschickt beiseite geschoben oder doch unberücksichtigt gelassen, um uns nur allerhand Belehrungen über internationale Höflichkeiten zu teil werden zu lassen. Wer aber in der Angelegenheit öffentlich das Wort nimmt, der muß sich dem Banne dieser Deutung unsres Schrittes entziehen und die Eingabe so nehmen, wie sie in Wirklichkeit gelautet hat. Wir haben, um ein unbefangenes Urteil möglich zu machen, sämtliche auf den Fall bezügliche Schriftstücke zusammenstellen lassen und unter dem Titel „Aktenstücke in Sachen: Evangelischer Bund gegen v. Bülow“ in unsrer Buchhandlung, Karl Braun in Leipzig, veröffentlicht. Vielleicht haben Sie die Güte, von diesem Schriftchen Kenntnis zu nehmen; es könnte doch, wie ich hoffe, Ihre abgünstige Beurteilung unsres Vorgehens nach manchen Seiten hin zu unsren Gunsten beeinflussen“. „In aufrichtiger Verehrung Ihr ergebenster D. Witte, Schriftführer des Evangelischen Bundes.

Ich enthalte mich eines Eingehens auf das ganze Schreiben, und will nur aussprechen, daß ein Beweis dafür, daß der Evangelische Bund sich von Politik fern gehalten habe, nicht erbracht zu sein scheint. Was bedeutet denn jene Erwähnung des italienischen

Blattes, das Besorgnisse für den Dreibund hegt, anders als ein Anschluß an dieselbe Befürchtung? — wenn auch dabei steht: es mag unsere Aufgabe nicht sein, derselben Ausdruck zu geben. Gerade durch diesen Satz geben sie zu, etwas gethan zu haben, was nicht ihre Aufgabe war. Und die innere Stellung, welche dazu getrieben hat, ist ganz deutlich in der späteren Erklärung des Zentralvorstandes zu erkennen, wo ausgesprochen wird, daß sie erstlich „als deutsche Männer" gegen den preuß. Gesandten beim Papst und für den König von Italien eingetreten seien, und zweitens „als protestantische Christen" gegen die Verherrlichung des Papstes unter Assistenz jenes Gesandten. Mir ist es schwer faßlich, daß so hervorragende christliche Männer, wie sie unzweifelhaft im Evangelischen Bunde sind, nicht merken, was sie dem Evangelium anthun, wenn sie in einem Atem für dessen Ehrung und für das deutsche Bündnis mit dem König von Italien eintreten. Es liegt hier dieselbe Versetzung des Wortes vom Kreuz mit zufälligen irdischen Interessen zu Grunde, wie sie sich auch in der Bezeichnung „deutsch-evangelisch" zeigt, die auf jener Seite hergebracht ist.

Der Evangelische Bund ist kurz danach von einem häuslichen Streit bewegt worden. Der Zweigverein Remscheid — Pastor Thümmel — hatte sich veranlaßt gesehen, eine Erklärung gegen die konservative Partei abzugeben, die nicht mehr als Vertreterin der evangelischen Interessen angesehen werden könne. Der Grund war gewesen, daß die konservative Partei im Landtag dem Antrag des alten Kulturkämpfers von Eynern auf Nichtbewilligung des Gehaltes für den preußischen Gesandten beim Vatikan sich nicht angeschlossen hatte. Es erfolgte darauf eine entschiedene Zurückweisung dieser Verdächtigung der Konservativen durch den gleichfalls dem Evang. Bunde angehörenden Frhrn. von Plettenberg-Mehrum. Und dann gingen die Erklärungen in der Westdeutschen Zeitung hin und her, bis das Sekretariat des Bundes zu gunsten des Herrn von Plettenberg eintrat, was aber dem von seiner Bedeutung viel zu überzeugten Zweigvereine Remscheid keinen Eindruck gemacht zu haben scheint. Für die eigentlichen Zwecke des Bundes kann auch dieser neueste Feldzug seines enfant terrible nicht förderlich sein.

In Berlin ist der Stettiner Pastor Scipio an die Dorotheenstädtische Gemeinde gewählt worden. Auf den Protest der positiven Gemeindeglieder hin hat das Konsistorium die Bestätigung der Wahl versagt und auch der Oberkirchenrat hat sich in höherer Instanz diesem Urteil angeschlossen. Scipio ist einer der letzten hervorragenden Vertreter der einst so mächtigen protestantenvereinlichen Richtung und hatte in der Probepredigt mit anerkennungswerter Offenheit, ja man kann wohl sagen Schroffheit, seinen Standpunkt vertreten. Einer der Sätze, welche der Oberkirchenrat als besonders anstößig bezeichnete, war der, in welchem er die Dogmen alle auf eine Stufe stellt, „vom apostolischen Glaubensbekenntnis und dem Konzil von Nicäa bis zu der katholischen Lehre von der Geburt der Maria, die im Jahre 1854 gemacht ist." Die Kirchenbehörde wies ausdrücklich darauf hin, daß es nicht rechte Nächstenliebe sei, von der man auf jener Seite so hoch hält, wenn ein Prediger, um einen Teil der Gemeinde zu gewinnen (die Unkirchlichen), den anderen in seinen religiösen Überzeugungen verletzt. — Nun ist diese ganze Angelegenheit auf der kürzlich abgehaltenen Kreissynode Friedrichswerder in Berlin zum Gegenstand einer Interpellation seitens der Freisinnigen geworden. So interessant diese Verhandlungen waren, wie sie der Bericht im Reichsboten wiedergiebt, so schade bleibt es, daß sich Mitglieder der obersten kirchlichen Behörde oft so schwer auf einen klaren und gesunden Glaubensstandpunkt zu stellen vermögen. Man hätte doch gewiß ein gutes moralisches und juristisches Recht, einen Mann, der das Apostolikum in eine Reihe mit dem Dogma von Mariä Geburt stellt, nicht nur in Berlin nicht zu bestätigen, sondern eher noch weitere Schritte daraufhin zu thun. Statt dessen erklärte ein Mitglied des Oberkirchenrats, das zugleich Mitglied der Synode Friedrichswerder ist: es fiele ihm nicht ein, den Pastor Scipio in seinem Glaubensstandpunkt anzufechten, aber sie müßten um des Friedens willen einem so aggressiven Mann den Einzug nach Berlin verwehren. — Was sollen unsere

Gemeinschaftsleute von der Kirche denken, wenn deren oberste Behörde den „Glaubensstandpunkt“ des Pastor Scipio für unanfechtbar erklärt, nach welchem es einen Gegenstand des Glaubens überhaupt nicht giebt. Wir freuen uns der Nichtbestätigung von Herzen im Interesse der Berliner Christen, aber wir beklagen es, daß die Gründe dafür nicht offener und einfältiger ausgesprochen werden. Oder sollte wirklich auch ein gläubiger Prediger vom Oberkirchenrat nicht bestätigt werden, wenn sich ungläubige Gemeindeglieder durch seine Bekämpfung des Unglaubens verletzt fühlten?

Wir stehen in der Pfingstzeit. Welch ein reger Antrieb zu brünstigem Gebet um den hl. Geist giebt doch jede Monatsschau auf allen Gebieten. „— Daß treue Lehrer viel und Beter sein, die für die ganze Kirche flehn und schrein.“

Greifswald, 21. Mai 1898. D. M. von Nathusius.



Zuschriften an die Schriftleitung.

Aufruf zur Gründung des ersten Asyls für Geisteskranke im Orient.

Vor einiger Zeit war Missionar Waldmeier aus Beirut in Syrien in Berlin, um Deutschland zur Beihilfe an einem großen Rettungswerk, das dem ganzen Orient zu statten kommen soll, zu gewinnen. Gestützt auf ein Internationales Komitee, welches ihn ausgesandt hat, bittet er um Teilnahme und Hülfe für das Elend der armen Geisteskranken, die man im Orient obdachlos und gemeingefährlich herumlaufen läßt, oder als Besessene in himmelschreiender Weise mißhandelt, in dem Wahn, damit die bösen Geister aus ihnen auszutreiben. — Dem dringenden Bedürfnis nach Hülfe sind England und Amerika schon durch die Zusage nachgekommen, bei der Einrichtung einer Anstalt für Geisteskranke den Bau je eines Pavillons übernehmen zu wollen. An Deutschland geht nun die dringende Bitte, hinter dem Ausland nicht zurückzubleiben und auch die Einrichtung eines Pavillons zu übernehmen. Den ehrenden Auftrag, für diese wirklich edle und humane Sache die nötigen Mittel aufzubringen, legte Missionar Waldmeier in die Hände eines Berliner Komitees, welches mit mehreren anderen deutschen Komitees an dieser Aufgabe arbeiten soll. — Gaben für dieses Werk sind herzlich erbeten an die nachfolgenden Sammelstellen: Bureau St. Michael, Berlin N., Novalisstraße 1 I, oder an den Schatzmeister des Komitees Herrn Oberstlieutenant von Hassell, Friedenau bei Berlin, Handjerystraße 50/51. — Einen fröhlichen Geber aber hat Gott lieb! — Namens des Berliner Komitees E. Graf Pückler.

Hospiz in Pyrmont.

Durch die Not dazu veranlaßt, hat die westfälische Diakonissenanstalt Sarepta bei Bielefeld letztes Jahr zum ersten male versuchsweise für ihre erholungsbedürftigen Schwestern ein kleines Hospiz in Pyrmont eingerichtet, um es denselben bei christlicher

Hausordnung, kräftiger, wenn auch einfacher Kost und in Gesellschaft Gleichgesinnter zu ermöglichen, die Heilquellen Pyrmonts zu gebrauchen.

Obwohl die Einrichtungen letztes Jahr noch sehr beschränkt waren, fanden sich doch außer den eigenen Diakonissen und solchen befreundeter Mutterhäuser schon letztes Jahr einzeln stehende junge Damen oder Mütter, die ihre stärkungsbedürftigen Kinder begleiteten, die gerne an obigen Vorteilen des Hospizes teilnahmen.

Im Ganzen waren die Erfolge so ermutigend, daß Sarepta es wagen konnte, die letztes Jahr nur teilweise gemietete Villa Schwanenflügel nun mit samt dem Garten ganz zu mieten, sodaß nun 30 Gäste bequem Unterkunft finden können.

Die Preise sind für Pyrmonter Verhältnisse außerordentlich billig gestellt, da für 4 bis 5 ℳ täglich je nach Wahl des Zimmers außer Logis auch Beköstigung und zwar 5 Mahlzeiten geliefert werden, sodaß für Zwischenmahlzeiten Vor- und Nachmittags gar keine weiteren Ausgaben nötig werden.

Die Leitung des Hospizes konnte für dieses Jahr wieder in die gleichen bewährten Hände gelegt werden, die es letztes Jahr so sehr verstanden haben, die Gäste in jeder Beziehung gut zu versorgen und dem Hause den Familiencharakter zu geben und trotz allen Wechsels zu bewahren.

Das Hospiz ist 7 Minuten von den Hauptquellen entfernt und fast unmittelbar an der Zahnradbahn gelegen, die in den nahen, schönen Tannenwald führt. Eß- und Gesellschaftszimmer sind im Hochparterre untergebracht. Der Rest des letzteren und der ganze 1. und 2. Stock ist zur Unterbringung der Gäste eingerichtet. Einige größere Zimmer sind so eingerichtet, daß Eltern mit ihren Kindern das Hospiz zu längerem oder kürzerem Sommeraufenthalt benutzen können.

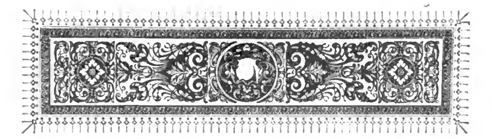
Die Eröffnung des Hospizes findet am 15. Mai statt, geschlossen wird es voraussichtlich Mitte September.

Unter besonderen Verhältnissen, worüber Näheres vertraulich mitgeteilt wird, kann eine Preisermäßigung beantragt werden.

Alle Anfragen und Anmeldungen sind an die Hospiz-Verwaltung Pyrmont zu richten.

Ein **„evangelisches Volkslexikon"** zur Orientierung in den sozialen Fragen der Gegenwart giebt der evangelisch-soziale Zentralausschuß für die Provinz Schlesien heraus. Das Buch will in gemeinverständlicher, auch den Gebildeten anziehender Darstellung wegweisen und festigen im Gewirr der vielen Zeit- und Streitfragen, die Materialisten und Sozialdemokraten dazu benutzen, um Tausende unserer Volksgenossen hineinzuführen in die Wüste der Unzufriedenheit, in die Dornen der Genußsucht, in die Abgründe des Unglaubens und der Verzweiflung. Der Preis des Werkes, dessen erstes Heft demnächst erscheinen wird, ist so gestellt, daß seine Anschaffung auch dem schlichtesten Mann nicht schwer fallen kann. Als Redakteur des „evangelischen Volkslexikons" ist der in weiten Kreisen bekannte und geschätzte Pastor D. Th. Schäfer in Altona gewonnen, als Verlagsbuchhandlung Velhagen & Klasing in Bielefeld und Leipzig.





Neue Schriften.

1. Politik.

— Handwörterbuch der Staatswissenschaften, herausgegeben von Dr. J. Conrad, Dr. L. Elster, Dr. W. Lexis, Dr. E. Loening. Zweiter Supplementband mit Register zum ersten und zweiten Supplementband, bearbeitet von Dr. P. Lippert. (Jena, Gustav Fischer.) 1897. X u. 1076 Seiten. broch. Mk. 24,—, geb. Mk. 26,50.

Für die Besitzer des Handwörterbuchs bedarf es nur der Notiz, daß dieser zweite Supplementband erschienen ist, der teils bisher übergangene Gegenstände behandelt, teils frühere Artikel durch das seither erwachsene Material ergänzt. Als besonders wichtig erwähnen wir die Artikel über das bürgerliche Gesetzbuch (Bernhöft), den Bauernkrieg (Sommerlad), Arbeitseinstellungen und Gewerkvereine (Biermer), Preußische Zentral-Genossenschaftskasse (Heiligenstadt), Erwerbs- und Wirtschaftsgenossenschaften (Crüger), Landwirtschaftliches Genossenschaftswesen (v. Mendel-Steinfels), Mittelstandsbewegung (Biermer), Pfandvorrecht der Bauhandwerker (Oertmann), Schulsparkassen (Zimmermann), Sklavenraub, Sklavenhandel und ihre Unterdrückung (Löning), Sozialreform (Adler), Soziologie (Jenker), Sparkassenwesen (Seidel u. Schäfer), Theaterrecht (Opet), Volksschulwesen (Silbergleit), Geschichte des deutschen Ständewesens (v. Inama-Sternegg), Viehzucht (Backhaus), Währungsfrage (Lexis), Bankdepotgesetz (Weber), unlauterer Wettbewerb (Rosenthal), Wiesen u. Wiesenbau (von der Goltz), Wolle und Wollindustrie (v. Juraschek), Zinsfuß im klassischen Altertum (Beloch) und im Mittelalter (Sommerlad). Höchst erfreulich und charakteristisch für die ethische Richtung der heutigen wissenschaftlichen Nationalökonomie ist die Beachtung, welche von ihr den Erscheinungen und Arbeiten auf kirchlichem Gebiet geschenkt wird. Der vorliegende Band enthält zwei dahin gehörige Arbeiten aus der Feder theologischer Mitarbeiter, die auf ihrem Gebiete als die ersten Autoritäten anerkannt sind, „kirchliche Armenpflege“ von Abt Uhlhorn und „Innere Mission“ von D. Schäfer-Altona. Wi.

— Der Sozialdemokrat hat das Wort! Die Sozialdemokratie beleuchtet durch die Aussprüche der Parteigenossen. Von Dr. Engelbert Käser. Zweite, verm. u. verb. Aufl. (Freiburg i. Breisg. Herder.) 1898. XII u. 204 S. Mk. 1,50.

Die erste Auflage dieser Schrift ist unter dem Pseudonym E. Klein erschienen, unter welchem der Verfasser auch „das Paradies der Sozialdemokratie“ beschrieben hat. Die Aufnahme, die das Buch gefunden hat, scheint dem Verf. Lust gemacht zu haben, mit seinem Namen hervorzutreten. Es ist in der That in seiner Art recht wohl gelungen, — in seiner Art. Die eigentümliche Citierkunst, welche die römische Polemik seit Jahrzehnten gegen die evangelische Kirche und Theologie zur Anwendung bringt, ist hier recht geschickt gegen die Sozialdemokratie in Übung gesetzt. Mit scharfem Blick wird ein Wust von Litteratur aus dem gegnerischen Lager durchflogen und die gewonnenen, mehr oder weniger charakteristischen Äußerungen werden sodann unter einer Anzahl von Gesichtspunkten übersichtlich geordnet, um sie mit dem gesunden Menschenverstand und der römischen Kirchenlehre zu kontrastieren oder aneinander zu zerreiben. Irgend welche pedantische Unterschiede zwischen offiziellen und privaten Äußerungen, zwischen Aussprüchen aus verschiedenen Zeiten, zwischen ernsthaften Leuten und simplen Narren werden nicht gemacht oder doch nur in Nebenpunkten, um damit die Ehrlichkeit und bona voluntas der Polemik beweisen zu können. Dem Gegner gerecht zu werden, ihn auch nur blos zu verstehen, kommt nicht in Frage. Es gilt ihn lächerlich zu machen, ihn als böse oder dumm, als Betrogenen oder Betrüger hinzustellen. Ein geschichtliches, wissenschaftliches Urteil wird auf diese Weise natürlich nicht begründet, auch keine Grundlage gegeben für das politische Verhalten; das Ergebnis ist lediglich Stimmung, es entsteht eine Agitationsschrift, ein Arsenal für den Wortstreit. Und in dieser Art ist die Schrift denn wohl gelungen, nachdenklich und zum Teil spaßhaft zu lesen; sie bekennt offen die Neigung des Katholizismus zum Kollektivismus (S. 97), enthält sich der Ausfälle gegen den Protestantismus und macht es in den Grenzen der einmal adoptierten Methode

nicht allzu grob. Wer sie mit Kritik zu lesen und zu brauchen versteht, dem kann sie zuweilen gute Dienste leisten, da sie ein sonst weit verstreutes Material emsig auf einen Haufen gefegt hat.
Wi.

2. Kirche.

— Leo XIII. und der Satanskult. Von Dr. J. Rieks (Berlin, Hermann Walther.) 1897. XX u. 301 S. Pr. Mk. 3,—.

Der Herr Verfasser ist als Mitarbeiter der A. K. M. auch unseren Lesern bekannt und es ist deshalb, besonders auch im Hinblick auf den von ihm geschriebenen Artikel „Der Taxil-Vaughan Roman" (Juniheft 1897) nicht nötig, die diesem Buche zu Grunde liegende Anschauung näher zu charakterisieren. Was in jenem Artikel nur kurz dargestellt werden konnte, ist hier (fortgeführt bis Ende des Jahres 1897) eingehend und unter Heranziehung eines großen Quellenmaterials mit vernichtender Klarheit bewiesen: daß nämlich die gesamte römisch-katholische Priesterschaft, Pabst, Kardinäle und Bischöfe durch einen von Jesuiten erzogenen Freidenker, der von zahlreichen Freunden und Gesinnungsgenossen unterstützt wurde, in schmachvollster Weise „auf den Leim" geführt und beschwindelt ist, und daß dieses nur möglich war, weil der Papst und seine Helfershelfer, wie das die Enzyklika vom 20. 4. 1884 deutlich zeigt, Anhänger der Meinung sind, daß Freimaurer und Protestanten unter der direkten Herrschaft des Teufels stehen, im Gegensatz zu der Gotteskindschaft der Römischen. Dr. Rieks zeigt in seinem Buche haarscharf, wie Leo XIII. an dem von Taxil gegen die Freimaurer geführten Sturmangriff lebendigen Anteil genommen und den geradezu blödsinnigen „Enthüllungen" des Provençalen Glauben geschenkt hat. Nach der Selbstentlarvung des Gauklers wird nun freilich auf katholischer Seite abgewiegelt, aber die Thatsachen bleiben deshalb doch bestehen; Herr Dr. Rieks hat das Verdienst, sie in vortrefflicher Weise zusammengestellt zu haben. Sein Buch behält bleibenden Wert, weil es in zusammenhängender Weise einen Einblick in die auf die Dummheit der Massen spekulierende Kampfesweise des Papsttums gewährt, und geeignet ist, zur Erkenntnis römisch-katholischer Irrlehre beizutragen.
v. H.

— Evangelisation und Gemeinschaftspflege von J. Schneider, Pastor in Elberfeld. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1898. 32 S. Mk. 0,50.

Der Verfasser giebt am Schlusse die vollständigen Titel von 26 Schriften an, die sich auf die Frage der Evangelisation und Gemeinschaftspflege beziehen. Das Wort Evangelisation wurde früher von der missionierenden Thätigkeit der evangelischen Kirche in katholischen Ländern gebraucht, heute meist von den Erweckungspredigten oder Revivals sogenannter Evangelisten, die sich meist in methodistischen Geleisen bewegen. Der Verfasser unterrichtet über das Einzelne dieser Frage sehr eingehend und sachkundig. „Eine in kirchlicher Organisation festgegliederte Evangelisation" will er „mit jauchzender Freude willkommen heißen." Aber man denke sich die mittelparteilichen oder liberalen Ephoren und Ober-Ephoren an der Spitze der Evangelisation! Wir wünschen diese auch in kirchlichen Bahnen, aber reglementieren kann man sie nicht. „Den Geist dämpfet nicht."
s.

— Der erste Brief Johannis, in Predigten ausgelegt von D. theol. Ernst Dryander, Generalsuperintendent der Kurmark, Pfarrer der Dreifaltigkeitsgemeinde zu Berlin. (Bremen, C. Ed. Müller.) 1898. VIII u. 324 S.

Diese 18 Predigten, von denen jede durchschnittlich 18 Seiten lang ist, sind 1893 bis 1896 gehalten und von dem behufs Erziehung der kaiserlichen Prinzen auf längere Zeit beurlaubten Verfasser dem Kreise seiner Hörer in der Dreifaltigkeitskirche gewidmet. Im Vorworte bittet er die Leser, nicht nur den Text vor der Lektüre der Predigt zweimal zu lesen, sondern auch dauernd im Auge zu behalten, da es sein Bestreben sei, den Brief wirklich auszulegen und keine Schwierigkeit der Erklärung unerörtert zu lassen. Dryander pflegt um seine Kanzel einen großen Kreis von Zuhörern zumeist aus den gebildeten Ständen zu versammeln, denen seine milde und vermittelnde Art der Auffassung zusagt, welcher er auch auf der Generalsynode durch seinen Anschluß an die „Evangelische Vereinigung" Ausdruck gab. Aber auch diejenigen, welche seine theologische und kirchenpolitische Richtung nicht teilen, können aus seinen biblisch und kirchlich korrekten Predigten manches Nützliche lernen, weshalb wir nicht verfehlen, sie angelegentlichst zu empfehlen.
s.

— Johann Friedrich Stark's weiland evangelischen Predigers und Konsistorialrats zu Frankfurt a. M. Güldenes Schatz-Kästlein frommer Christen, worin besondere Kernsprüche der hl. Schrift mit erbaulichen Anmerkungen und geistreichen Versen zu allgemeiner Erweckung mitgeteilt werden. Zum Gebrauche bei den täglichen Hausandachten eingerichtet von Kypke, Pfarrer zu Rehwinkel bei Ball. Stereotyp-Ausgabe. (Reutlingen, Enßlin & Laiblin.) 1897. 526 S. 16⁰. Hlbfrzbd. Mk. 0,75, Velinpapier m. Goldschnitt Mk. 1,50.

Johann Friedrich Stark, der ächte Pietist nach dem Herzen Speners, wie er genannt worden ist, hat 939 Lieder gedichtet und 32 Schriften geschrieben. Die Perlen unter denselben sind sein „Taegliches Handbuch", das längst zum eisernen Bestand des evang. deutschen Volkes gehört, und das vorliegende Buch, jetzt durch den Herausgeber sehr praktisch eingerichtet. Es soll die täglichen Hausandachten in kurzer und doch gesalbter Weise ermöglichen; „denn die tägliche Hausandacht ist ein Gesundbrunnen für die Familie.
F.

— Stimmen des Trostes am Grabe eines Kindes. Briefe hervorragender deutscher Theologen unseres Jahrhunderts. Mit Vorwort von Stadtpfarrer Fr. Zehle. (Stuttgart, Buchhandlung der Evangel. Gesellschaft.) 1897. IV u. 100 S.

Lehrer Stängel in Ebingen verlor am 22. Februar 1855 sein einziges 4½ Jahre altes Töchterlein. Der Vater war durch diesen Tod so niedergeschmettert, daß er sich in einem Notschrei an eine Anzahl der bekanntesten Theologen und Geistlichen wandte. Die Theologie-Professoren Auberlen in Basel, Beck, Oehler, Palmer, Weizsäcker in Tübingen, Dorner in Göttingen, Hundeshagen und Ullmann in Heidel-

berg, Julius Müller und Tholuck in Halle, G. V. Lechler in Leipzig, sodann Prälat Gerok in Stuttgart, Stier in Schkeuditz, elf andere Geistliche und vier Laien (Oberschulrat Eisenlohr, Prof. Pfizer, Prof. Schubert und Rektor Wolff) antworteten mit Trostbriefen, von denen manche sowohl in Rücksicht auf die Stellung des Verfassers als auch auf den Inhalt sehr beachtenswert sind. Für solche Familien, die durch den Tod eines Kindes in Trauer versetzt sind, wird die Lektüre dieses Buches zur Schöpfung von Trost aus Gottes Wort sehr zu empfehlen sein. Druck und Ausstattung sind glänzend in sichtlicher Nachahmung der Drumontschen Traktate. s.

— Beiträge zur Förderung christlicher Theologie. Herausg. von D. A. Schlatter, Prof. in Berlin und D. H. Cremer, Prof. in Greifswald.

Das neu gefundene Hebräische Stück des Sirach. Der Glossator des griechischen Sirach und seine Stellung in der Geschichte der jüdischen Theologie. Von D. A. Schlatter, Prof. in Berlin. (Gütersloh, Bertelsmann.) 192 S. Mk. 3,60.

Vor seiner Übersiedelung nach Tübingen hat Professor Schlatter in genannter Schrift der theologischen und philologischen Welt eine Gabe gewidmet, welche von einer staunenswerten Beherrschung der hebräischen und griechischen Litteratur zeugt und jedem, welcher in das Verständnis des Sirach dringen will, höchst willkommen ist. Das erhabene Stück des Grundtextes des Sirachbuches Kap. 39, 15—49, 11 wird S. 8—103 nebst der griechischen und deutschen Übersetzung mitgeteilt. Ein Blick in den Urtext Kap. 45, 11; 45, 20; 48, 1 2c. zeigt, daß die Septuaginta und unsere davon abhängige deutsche Übersetzung den Sinn oft mangelhaft wiedergeben. Die Menge der von Schlatter angegebenen Lesarten erklärt auch die Schwierigkeit der Übersetzung. Ob der ganze Grundtext jemals gefunden wird, ist sehr fraglich. Hieronymus hat ihn noch gehabt, ebenso Saadja im 10. Jahrhundert. Aber der großen Masse der Schriftgelehrten wurde der Urtext seit dem dritten Jahrhundert n. Chr. unbekannt, da Akiba die Lektüre dieses Buches verboten hatte. Persische Juden haben das oben genannte Stück des Urtextes bis in unsere Tage erhalten. A. E. Cowley und Ad. Neubauer haben 1897 in Oxford: „The original hebrew of a portion of Ecclesiasticus" herausgegeben. Von höchstem Interesse ist das Urteil, welches Schlatter aus dem vorliegenden hebräischen Stücke über seinen ursprünglichen Umfang gewinnt. Er führt Seite 100—102 näher aus, daß Sirachs Buch aus 1600 Versen bestanden, und daß Sirach nicht bloß seine eigenen, sondern auch die Verse der Bibel gezählt habe. „Das Mittel der Verszählung zur Sicherung des Textbestandes ist damit für den ältesten Kreis der Rabbiner, den wir kennen, nachgewiesen."

Nicht minder wichtig wie die Wiedergabe, Übersetzung und stellenweise Kommentierung des erhaltenen Stückes des Urtextes ist die Schlattersche Abhandlung über den Bestand der griechischen Glossen zu Sirach und die theologische Stellung des Glossators. Eine größere Anzahl von jüngeren Versen Sirachs erweisen sich als spätere Zusätze eines und desselben Dichters, der die Werdezeit der griechisch-jüdischen Theologie beherrscht. Die Spekulationen dieses Glossators über Gottesfurcht und Gottesliebe, Glaube und gute Werke, Buße und Gnade, Gottes Wesen und Verhältnis zur Welt, Eschatologie und Schätzung der natürlichen Güter werden von Schlatter übersichtlich und kritisch, auch in ihren Berührungen mit neutestamentlichen Stellen, vorgeführt. Keiner seiner Verse hat trotz der ähnlichen Form der Gedanken eine deutliche Beziehung auf Christus oder einen neutestamentlichen Spruch. Schlatter weist eingehend nach, daß Aristobul, der alexandrinische Peripatetiker, der Glossator ist. Seine Stellung zu Homer, Plato, Aristoteles und das Verhältnis Philos zu ihm lernen wir unter der kundigen Führung Schlatters kennen. Möge es diesem im Schwabenlande vergönnt sein, der Wissenschaft und Kirche durch weitere wertvolle Publikationen wie diese zu dienen! s.

— Die Einheit der Kinder Gottes und der Austritt aus Kirche oder Kirchengemeinschaft. Von J. Paul, Pastor in Ravenstein. (Berlin N. Deutsche Evangelische Buch- und Traktatgesellschaft, Ackerstraße 142.) 1898. 80 S. Mk. 0,60.

Das Büchlein ist vom Standpunkte evangelischer Allianz und großer Konnivenz gegenüber Methodismus, Baptismus, Heilsarmee 2c. geschrieben zu dem Zwecke, die Forderung gewisser Gemeinschaftsleute, aus der Landeskirche auszutreten, als unberechtigt zurückzuweisen. Es wäre zu wünschen, daß dasselbe in den Kreisen, welche auf die Volkskirche wie auf ein Babel herabsehen, gelesen und beachtet würde. s.

— Theologische Rundschau von Lic. W. Bousset, Professor in Göttingen. Erster Jahrgang. Viertes Heft Januar 1898. Preis eines Jahrganges 6 Mark.

Der erste Artikel dieses Heftes handelt über C. H. Spurgeon, dem alle Anerkennung gezollt aber auch nachgesagt wird, daß wir in Deutschland uns an vielen seiner Predigten nicht erbauen können, weil er zwischen Bekehrten und Unbekehrten zu scharf scheide und seine eigene Bekehrung auf eine gewaltsame Gefühlserregung zurückführe. Schreibt der Verfasser den Predigten für Gemeindemitglieder nur bedingten Wert bei, so empfiehlt er sie doch unbedingt den Predigern selbst, da diese von Spurgeon außer der konkreten, anschaulichen und volkstümlichen Sprechweise besonders die Vertiefung in ein einzelnes Schriftwort lernen könnten. Die weiteren Artikel geben Referate über Bücher, welche die paulinischen Briefe, altchristliche Litteratur, Kirchengeschichte, Dogmatik, Predigt, Erbauungs-Litteratur und praktische Schriftauslegung betreffen. Die liebevolle Versenkung, mit welcher die Predigten von Heinrich Lang, A. Kalthoff 2c. vorgeführt werden, lassen über die Tendenz der Rundschau keinen Zweifel. Es finden sich in den einzelnen Aufsätzen manche gesunde Urteile. Aber im Allgemeinen macht sich ein Kritizismus breit, der trotz aller geflissentlichen Mäßigung und wissenschaftlichen Färbung zu keinem guten Ende führen kann. s.

— St. Paulus der Apostel. Von Georg Stosch, Pastor am Elisabeths-Krankenhause in Berlin. Zweite Auflage. (Westend-Berlin, Verlag der Akademischen Buchhandlung W. Faber & Co.) 1897. VIII u. 210 S. Mk. 3,00, geb. Mk. 4,00.

Der vorliegenden Schrift ist eine weite Verbreitung sicher. Die 45 Abschnitte über Pauli Leben

und Wirken sind verständlich und feinsinnig in meisterhaftem Stil geschrieben. Die Länder, welche der Völkerapostel missionierte, werden vor unseren Augen in blumenreichen und farbenprächtigen Schilderungen lebendig. Dabei ist der Verfasser, eben weil er so viele Länder durchreist und emsig geforscht hat, von edler Nüchternheit, läßt die Thatsachen reden und macht den Leser ausdrücklich aufmerksam, wenn er sich hie und da ins Bereich der Hypothesen begiebt. Das Buch ist für weite Kreise geschrieben, eignet sich vortrefflich zum Vorlesen in Familien und Vereinen und zur Privatlektüre der reiferen Jugend unserer mittleren und höheren Schulen, welcher in diesem historischen Lebensbilde eine interessante Apologie des Christentums und der Glaubwürdigkeit der Apostelgeschichte und der paulinischen Briefe geboten wird. Aber auch Theologen und Fachverständige werden dem Verfasser für diese interessante Schrift dankbar sein, für welche auch der Verleger durch gutes Papier und schönen Druck sein Bestes gethan hat.

Viele wird es überraschen, im vierten und achtunddreißigsten Abschnitte in Paulus einen Augen- und Ohrenzeugen des Lebens und Wirkens Christi und den Urheber des Lukas-Evangeliums und der Apostelgeschichte geschildert zu sehen, welcher in der Gefangenschaft zu Caesarea in Verbindung mit Lukas und anderen die nötigen Unterlagen für diese neutestamentlichen Bücher sammelte. Aber diese Behauptung ist nicht unbegründet. In seinem Buche: „Die Augenzeugen des Lebens Jesu" (Gütersloh, C. Bertelsmann) kann man das Nähere nachlesen. Der Verfasser hat gut daran gethan, nicht der neuen Chronologie Ad. Harnacks zu folgen, da dieser voraussichtlich in späterer Zeit eine andere aufstellen dürfte. Von größtem Interesse sind die Abschnitte über die zweimalige Gefangenschaft Pauli in Rom und die Pastoralbriefe. Dieser Teil der Schrift mit ihren wichtigen Zeugnissen für die Echtheit der Pastoral- und des Hebräerbriefes verdienen die weiteste Beachtung. Für die Abfassung der Briefe an Philemon, die Colosser und Epheser in Rom vermissen wir die Begründung. Sie können auch in Caesarea geschrieben sein. Das was über Petri Wirksamkeit in Rom gesagt wird, wäre am besten fortgeblieben. Den Märtyrertod Petri zu Rom mag man mit Wahrscheinlichkeitsgründen behaupten, aber von einer Wirksamkeit Petri in Rom kann angesichts der paulinischen wie der petrinischen Briefe keine Rede sein.

s.

3. Geschichte.

— Geschichte des Königreichs Hannover. Unter Benutzung bisher unbekannter Aktenstücke von W. von Hassell. Erster Teil 1813—1848. Mit 5 Porträts. (Bremen, M. Heinsius Nachf.) 1898. Pr. geh. Mk. 12,—, geb. Mk. 15,—.

Ein für jeden Freund unparteiischer Geschichtsschreibung außerordentlich wertvolles Werk, das durchaus geeignet ist, Klarheit über die in Frage kommende Zeit zu verbreiten. Selbstverständlich bezieht sich dieses Urteil zunächst nur auf den vorliegenden ersten Band und es muß abgewartet werden, ob der Verfasser auch die Zeit von 1848—1866 in gleich objektiver Weise behandeln wird. Das Hauptinteresse nehmen im ersten Teil die sich auf König Ernst August beziehenden Abschnitte in Anspruch, denen der Verfasser, abgesehen von einer geschichtlichen Einleitung, noch drei Kapitel voraufstellt, in denen er die Befreiung des Landes von der Fremdherrschaft und die Begründung des Königreichs, den Wiederaufbau des Staates unter Georg III. und Georg IV., und die Zeit Wilhelms IV. sowie das Zustandekommen des Staatsgrundgesetzes schildert. In den beiden Schlußkapiteln giebt der Verfasser an der Hand ganz ausgezeichneter Quellen, namentlich der ihm zur Verfügung gestellten Papiere des Ministers von Schele und des Klosterrats von Wangenheim eine im höchsten Grade fesselnde Darstellung der Verhältnisse, welche zur Aufhebung des Staatsgrundgesetzes von 1833 durch den König Ernst August führten, sowie der Politik desselben während des Jahres 1848. Daß sich diese Darstellung häufig zu einer mehr oder weniger scharfen Polemik gegen die von Treitschke in seiner „deutschen Geschichte im 19. Jahrhundert" vertretenen Auffassung zuspitzen mußte, wird niemand wundern, der die hannoverschen Verhältnisse persönlich gekannt hat und sie nicht nur durch die hier und da tendenziös gefärbte Brille Treitschkescher Geschichtsmache ansieht; ganz besonders bezieht sich das auf die Charakteristik Ernst Augusts, der von letzterem zum Teil falsch beurteilt ist. Ein abschließendes Urteil über das vorliegende Werk kann erst nach seiner Vollendung gefällt werden. Diese Anzeige hat auch hauptsächlich den Zweck, auf das lebendig und schön geschriebene Buch hinzuweisen, dessen zweiten Teil wir mit Spannung erwarten.

v. H.

— 1. Meine Erlebnisse im Jahre 1848 und die Stellung des Staatsministers von Bodelschwingh vor und an dem 18. März 1848. 2. Meine Erinnerungen an Kaiser Wilhelm den Großen. Von Gustav von Diest (Merseburg.) (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.) 1898. Pr. Mk. 1,25 bezw. Mk. 0,80.

Der Verfasser bringt in den beiden kleinen Schriften die Erinnerungen eines langen Lebens, die dadurch ein mehr wie gewöhnliches Interesse beanspruchen, weil er durch verwandtschaftliche Beziehungen und später durch seine dienstliche Stellung in Berührung mit vielen bedeutenden Persönlichkeiten kam. Die „Erlebnisse im Jahre 1848" erheben sich weit über das Niveau des Alltäglichen, weil Herr von Diest in ihnen den unwiderleglichen Beweis führt, daß es durchaus nicht der Märzrevolution bedurft hat, um Friedrich Wilhelm IV. zum Erlaß der Verfassung zu veranlassen, sondern daß diese Neuordnung der Dinge schon lange vorher beschlossen war. Auch dafür bringt der Verfasser vollgültige Zeugnisse, daß der Minister v. Bodelschwingh an der Zurückziehung der Truppen aus Berlin am 19. März keine Schuld trägt; wer den unglücklichen Befehl für letztere gegeben hat, erfährt man freilich aus der Broschüre auch nicht.

Die „Erinnerungen an Kaiser Wilhelm den Großen" erstrecken sich auch über eine lange Zeit und bringen manche neue für den Kaiser sehr charakteristische und treffende Züge. Herr von Diest hatte namentlich als Hülfsarbeiter beim Oberpräsidium in Koblenz, als Landrat des Wetzlarer Kreises, als Regierungspräsident von Wiesbaden und Merseburg vielfach den Vorzug, in der Umgebung des Königs zu weilen und war z. B. während der Jahre nach 1866 in Ems bei Gelegenheit des

Kuraufenthalts des letzteren in seiner nächsten Nähe. Das kleine Buch wird für jeden Verehrer des ersten deutschen Kaisers aus Hohenzollerngeschlecht eine willkommene Gabe sein.

v. H.

— Zur Beurteilung Savonarolas († 23. Mai 1498). Kritische Streifzüge von Ludwig Pastor. (Freiburg i. Br., Herder.) 1898. 80 S. Pr. Mk. 1,00.

Ludwig Pastor, der Fortsetzer Janssenscher Geschichtsbaumeisterei, hat in seiner „Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters", im dritten Bande auf 53 Seiten das Leben und Wirken Savonarolas geschildert. Die Einmischung dieses in politische Händel und „sein Ungehorsam gegen den heiligen Stuhl" sind nach Pastor der größte Fehler des geistvollen, sittlich tadellosen, aber phantastischen und überspannten Dominikanermönches. Mit seiner Leugnung der Strafgewalt des heiligen Stuhles und seinen Konzilsplänen habe er praktisch unkirchliche Tendenzen vertreten, wenn er auch dem katholischen Dogma als solchem in der Theorie stets treu geblieben sei. Zur Entschuldigung gereiche ihm, daß die Verweltlichung des Papsttums in Alexander VI. ihren Höhepunkt erreicht hatte. „Aber er vergaß die Lehre der Kirche, daß das sündhafte, lasterhafte Leben des Oberen, auch des Papstes, seine Jurisdiktion nicht zu erschüttern vermag. Er glaubte gewiß aufrichtig und ehrlich, ein gottgesandter Prophet zu sein, lieferte aber nur zu bald den Beweis, daß der Geist, der ihn trieb, nicht mehr von oben war; denn die Probe göttlicher Mission ist vor allem der demütige Gehorsam gegen die von Gott gesetzte höchste Autorität. Dieser fehlte Savonarola vollständig."

Gegen diese Beurteilung wird jeder, welcher weder in einem Alexander VI. noch in Leo XIII. die von Gott gesetzte höchste Autorität sieht, Einspruch erheben. Die Gehorsamspflicht des militärischen, staatlichen und bürgerlichen Lebens läßt sich nicht ohne Weiteres auf das kirchliche Gebiet übertragen. Wäre es nach der von Gott gesetzten höchsten Autorität gegangen, dann hätten Christus und die Apostel den Mund nicht öffnen dürfen. Erscheint daher das Fundament, auf welches Pastor seine Argumente zur Verurteilung Savonarolas aufbaut, uns durchaus nicht als fest und zuverlässig, so kann uns das nicht hindern, auch von anderen Gesichtspunkten aus in vielfacher Übereinstimmung mit den in der Schrift genannten 18 Rezensenten in der Pastorschen Darstellung viel Interessantes zu finden. Es ist doch von höchstem Interesse, den auf dem Wormser Lutherdenkmale verewigten Italiener von Pastor als einen praktischen Vertreter „unkirchlicher (d. h. antivatikanischer) Tendenzen" (S. 3) gekennzeichnet zu sehen, nachdem er eine Seite vorher gegen Rudelbach polemisiert hat, welcher mit Recht in dem kühnen Prediger einen Vorläufer der Reformation sah. Noch größeres Interesse erweckt aber der Umstand, daß Pastor wegen seiner Darstellung in katholischen Kreisen der Ketzerei angeklagt wird und sich ausführlich gegen die Anschuldigungen verteidigen muß. Seine Schrift verdient schon deshalb Beachtung, weil sie die Einheit der katholischen Kirche in seltsamem Lichte zeigt. Man lese nur in Paul Majunkes „Geschichtslügen" (15. Aufl.) die Seiten 151—154 über Savonarola, um dieselben Leute, welche die Uneinigkeit der Evangelischen nicht grell genug schildern können, im größten Dissensus zu sehen. Außer Majunke hat der Breslauer Theologie-Professor Dr. Commer im „Jahrbuche für Philosophie und spekulative Theologie" 1897 die Pastorsche Darstellung bekämpft. Commer wirft dieser Parteilichkeit vor und verlangt, die Wahl des Papstes Alexanders VI. wegen zugestandener Simonie für ungiltig zu erachten, sodaß von einer Rebellion Savonarolas gegen die legitime Autorität keine Rede sein könnte. Pastor wendet sonderbarer Weise ein, daß eine simonistische Papstwahl erst durch die Bulle Julius II. vom 14. Januar 1505 für nichtig erklärt sei, daher „die simonistische Wahl Alexanders VI. im Jahre 1492 zweifellos giltig" gewesen. Dagegen hat Pastor Recht, der Sucht Commers, Majunkes und Genossen, Savonarola in den römischen Heiligenkalender zu bringen, eine Reihe geschichtlicher Thatsachen entgegenzustellen, welche der römischen Kirche ohne die handgreiflichsten Widersprüche einen Beatifikationsprozeß nicht gestatten. In England ist trotzdem der Provincial der Dominikaner, Johann Procter 1896 für die Verehrung Savonarolas in einer Flugschrift gegen den Dechanten Dr. Farrar in Canterbury aufgetreten. Der Dominikaner Ferretti in Florenz hat dieselbe ins Italienische übersetzt. Der letztere sagt von der Pastorschen Darstellung, daß sie nur „altes Gerede" wiederhole und ganz irrig sei. Im letzten Jahre gab Ferretti eine zweite Schrift heraus zu dem Zwecke, beim vierten Zentenarium des Todes Savonarolas alle Katholiken in der Verehrung dieses neuen Heiligen zu vereinigen. Im Mai 1897 verkündigte der vom Düsseldorfer Dominikaner Pflugbeil redigierte „Marienpsalter", daß Professor Paolo Luotto zu Faenza unter dem Beifall des Kardinalerzbischofs Bausa von Florenz „zur Ehrenrettung des heiligmäßigen Dominikaners Fra Girolamo Savonarola auf Grund 22jähriger Studien gegen Pastor ein wissenschaftliches Werk herausgeben werde, wie auch Majunke in seinen „Geschichtslügen" S. 155 angekündigt hat. Das Buch ist unter dem Titel: „Il vero Savonarola ed il Savonarola di L. Pastor" in Florenz erschienen und sucht den Nachfolger Janssens als Ketzer hinzustellen. Da Pastor kein Geistlicher, sondern Laie und kaiserlich österreichischer Professor ist, wird ihm diese Anklage vorläufig wohl nicht schaden. Aber bedenklich für Pastor ist der Umstand, daß Luotto in jedem Abschnitte seines über 600 Seiten großen Buches sich auf Aussprüche Leos XIII. berufen kann. Die eingehende Kritik, welche Pastor diesem Werke Luottos und indirekt Dr. Majunke widmet, ist auch für weitere Kreise beachtenswert. Er bemerkt mit Recht, daß Papst Alexander VI. am 13. Mai 1497 den Florentiner Mönch wegen „Verbreitung verderblicher Lehren" exkommuniziert hat, und daß dieser Papst in der katholischen Kirche stets als ein wirkliches Kirchenoberhaupt angesehen ist. So spitzt sich der hitzige Streit um Savonarola zur Frage nach dem Umfange der Papstunfehlbarkeit zu. Für Pastor ist sie ein Hindernis, sich am Savonarola-Kult zu beteiligen, dagegen erscheint für Professor Luotto, Majunke und Genossen Leo XIII. mächtig genug, um kraft der Binde- und Lösegewalt etwaige durch einen früheren Papst geschaffene Hindernisse zu beseitigen. Einig ist Pastor

mit Luotto und anderen Gegnern in der Negation, daß der Mönch ein Vorläufer der Reformation sei. Man braucht indessen blos die von Pastor, S. 50, 71, 72 mitgeteilten Stellen aus Savonarolas Predigten zu lesen, um den Platz dieses am Wormser Lutherdenkmal für wohl begründet zu erachten.

s.

— Hellas. Geographie, Geschichte und Litteratur Griechenlands von Fr. Jacobs. Neu bearbeitet von Karl Curtius. Mit einem Bilde von Athen. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 1897. XII u. 420 S. 8°.

Was suchen wir in der Geschichte Griechenlands? — einen Ausschnitt aus der Weltgeschichte mit ihren Schatten- und Lichtseiten. Kein Land, wie Griechenland zeigt so ausgeprägte Typen der Hingebung an das Vaterland, aber auch keines solche des Undankes wie Hellas. Kein Land wie Griechenland bietet das Bild herrlicher Entfaltung des natürlichen Geisteslebens in Litteratur 2c. — aber auch der tiefsten Zerfallenheit des Denkens. Darum muß dies Land uns immer Anlaß zur Prüfung unseres nationalen Bestandes, besonders nach Seiten seiner idealen Güter geben und es ist gut und schön, wenn man es in solcher Gestalt von Meistern wie Jacobs und Curtius dargestellt findet. Unser großer Lehrer Vilmar sagte uns einmal, die griechische Welt hat die Wortformen gebildet, mittelst welcher (durch den hl. Geist) der Welt geholfen werden soll — und sie hat in ausgesprochenster Gestalt Lebensformen heranwachsen lassen, welchen geholfen werden mußte, wenn die Welt nicht verfaulen sollte, und geholfen wurde durch Christum. In solcher Weise die griechische Geschichte zu betrachten, ist die Aufgabe derer, die mit reifem Geiste Geschichte treiben. Sie müssen die Augen dazu mitbringen, denn auch die treueste Geschichte giebt uns wohl die Taten 2c., nicht aber die Augen der Erkenntnis. So wenig das Bild von Athen, welches unser Buch bringt, uns sagt, daß da Paulus auf dem Areopag seine gewaltige Rede gehalten hat, so wenig wird die beste Darstellung der griechischen Lebensentfaltung uns erinnern: hier hat das neue Testament seine Sprachkörper gefunden. Erst dann wird es klar werden, welche besondere Gabe dem griechischen Volke geworden war. Die Gabe des hl. Geistes war nötig, damit noch allen tapferen Kämpfen und allen Weisen, die Weisheit Gottes in dem neuen Testamente durch die Apostel triumphierte. Mögen unsere Schüler also aus solch einer Geschichte Griechenlands, wie die vorliegende das menschlich Große lernen, wir werden in ihr die Kammer Gottes bewundern, in welcher sich das Göttliche im Kleinen vorbereitet; und werden lernen aus allem dem Erkenntnis Christi zu gewinnen, wie die Biene aus allen Blumen Honig zieht. Wir werden uns aufs Neue das Schlußwort von Jakob Böhmes Schrift: „Vom Wesen und der Bezeichnung aller Dinge“ aneignen: „Denn eine Lilie blüht über Berg und Thal, auf allen Enden der Erden; wer da suchet, der findet. Amen.“

F.

4. Lebensbeschreibungen.

— Wilh. Kreiten S. J.: Leberecht Dreves, ein Lebensbild als Beitrag zur Litteratur- und Kirchengeschichte nach dem handschriftl. Nachlaß und den gedruckten Quellen entworfen. Mit Dreves Bildnis. (Freiburg im Breisgau 1897. Herdersche Verlagshandlung). 424 S. Mk. 5,—, geb. Mk. 6,40.

Es ist schwerlich zu denken, daß dieses Lebensbild eines Konvertiten zur römischen Kirche in ev. Kreisen viel Interesse finden wird. Dazu sind die Motive dieser Konversion zu oberflächlich, wie überhaupt die Persönlichkeit, deren Leben hier mit außerordentlicher Ausführlichkeit behandelt wird, wenig Tiefe besitzt. Das Interessanteste des Buches sind die angeführten Belege aus den Dichtungen von Leberecht Dreves. Aber auch hier vermissen wir wahrhaft poetische Tiefe. Das Beste aus der Feder dieses Dichters ist wenig mehr als formgewandte Spielerei. Man hat den Eindruck, daß der Dichter nie seinen wahren Lebensinhalt gefunden hat.

St.

— Karl Ernst von Baer und seine Weltanschauung. Von Dr. R. Stölzle, Professor der Philosophie an der Universität Würzburg. (Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, früher G. J. Manz). 1897. 687 S.

Der Verfasser will hier einmal an einem hervorragenden Naturforscher eingehend die Frage erörtern, ob ein solcher gottesgläubig sein kann. Er hat dazu den Mann gewählt, der unzweifelhaft zu den bedeutendsten Naturforschern des scheidenden Jahrhunderts gehört, Karl Ernst von Baer, der Vater der modernen Embryologie und Entwicklungslehre. Außerordentlich eingehend hat er diese Aufgabe gelöst, und daß dieselbe nicht gerade leicht war, möchte vor allem daraus hervorgehen, daß die Schriften Baers insgesamt die Zahl 300 überschreiten.

Die Tendenz des Buches ist natürlich eine apologetische, der Standpunkt des Verfassers ist der theistische, es ist ganz unverständlich, wie einige uns zu Gesicht gekommene Besprechungen des Buches diese Tendenz des Buches bemäkeln können; denn selbst dem Gegner der christlichen Weltanschauung muß es doch von Interesse sein, einmal die genaue Analyse des religiösen Standpunktes eines großen Naturforschers mit zu machen. Jedenfalls hat Stölzle sich bemüht, ganz und unparteiisch objektiv seiner Aufgabe gerecht zu werden, und das war gewiß nicht immer ganz leicht. Wir begrüßen das vorliegende Buch nicht nur seines Charakters, sondern seiner Ausführung wegen auf das wärmste und wünschen ihm viele Leser; freilich wird es nicht jedem leicht sein, sich durch den recht umfangreichen Band hindurchzuarbeiten. Wir möchten dem verehrten Herrn Verfasser empfehlen, eine kürzere Ausgabe folgen zu lassen.

Dt.

— General von Versen. Ein militärisches Zeit- und Lebensbild. Aus hinterlassenen Briefen und Aufzeichnungen zusammengestellt von Frhr. von Werthern, Generalmajor und Kommandant von Wesel. (Berlin 1898. Mittler und Sohn). Mk. 5,—, geb. Mk. 6,—.

Es ist ein unbestreitbares Verdienst des Generalmajors von Werthern, ein Lebensbild des Generals von Versen veröffentlicht zu haben, dessen kraftvolle, aufrichtige, zielbewußte militärische Persönlichkeit für jeden Leser, besonders aber für jeden Kavallerieoffizier etwas Fesselndes haben muß. Denn außer dem bunt bewegten, an Abenteuern und großen Erlebnissen reichen Leben des Generals, der in Südamerika Kämpfe bestand, während der Kandi-

datur des Prinzen von Hohenzollern in Spanien die Stimmung des Volkes auskundschaftete und als Generalstabschef des Prinzen Albrecht v. Preußen am Kriege 1870/71 Teil nahm, gewinnen wir aus dem Buche ein klares Bild von dem Charakter des Generals, so recht geschaffen für die begeisterungsfähige, ideal veranlagte deutsche Jugend als vortreffliches Vorbild. Aus einer Soldatenfamilie stammend, von dem glühendsten Ehrgeiz beseelt, eine glänzende, außergewöhnliche Rolle zu spielen, sich um jeden Preis auszuzeichnen, hat dieser Offizier als Ritter ohne Furcht und Tadel es stets verstanden, sich die Liebe seiner Untergebenen zu erwerben und sich nie gescheut eine Verantwortung auf sich zu nehmen; es sind das die zwei vornehmsten Eigenschaften des Offiziers und Truppenführers, die unbedingt notwendig sind, um das Vertrauen der Truppen zu gewinnen. Die Hebung der Reiterwaffe ist das Endziel aller seiner Bestrebungen. Durch persönliches Beispiel, eigenes schneidiges Reiten im Frieden, frohen Wagemut im Kriege, durch Aufsätze und Belehrungen, Rundschreiben und Befehle ist er unablässig bemüht, bei seinen Untergebenen auf den Kern des Dienstes hinzuwirken, nämlich die Kunst, mit der kriegsgemäß ausgerüsteten Truppe zu jeder Zeit ins Feld rücken zu können. Nach diesem einmal als richtig erkannten Grundsatz verfährt er in allen Dienststellungen vom Lieutenant bis zum kommandierenden General des III. Korps. So gelingt es ihm durch rastlose Thätigkeit, die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich zu ziehen und in seinem Regimentskommandeur, dem späteren General der Kavallerie von Tümpling, einen Freund zu finden, der ihn dem General von Moltke mit folgendem Worten anempfiehlt: „c'est du bois, dont on fait les généraux! schneidig, feurig, geistig, fleißig, ausdauernd, zäh an Geist und Körper, einfach und wenig bedürftig, ganz Soldat und Reiter! gewandt und bescheiden, charaktervoll, feind der Halbheit und Unentschlossenheit, bereit, die eigne Haut daran zu setzen. Ich denke, mein teurer Freund, solch ein Stoff wäre Ihrer Bearbeitung wert".

Diesem Urteil können wir uns nur anschließen; denn wir müssen solche Männer haben, die der deutschen Jugend als Vorbild dienen können. Max von Versen war ein guter Sohn, ein ausgezeichneter Soldat und ein gläubiger evangelischer Christ. M.

— Gerdt Omeken. Eine reformationsgeschichtliche Skizze von Emil Knodt, Pfarrer in Münster. (Gütersloh. C. Bertelsmann, 1898). S. VIII und 236. Mk. 3,—, gebunden Mk. 3,80.

Der Verfasser veröffentlicht im vorliegenden Buche den ersten Band seiner „Christlichen Lebenszeugen aus und in Westfalen". Natürlich haben dieselben für uns Westfalen das meiste Interesse. Sie werden hoffentlich aber auch außerhalb der Heimatsprovinz Beachtung finden. Bisher fehlt es an einer quellenmäßigen Darstellung der Einführung der Reformation in Westfalen, weil solche erst möglich wird, wenn in Monographien über die Häupter der reformatorischen Bewegung die nötigen Vorarbeiten gemacht sind. Es ist freudig zu begrüßen, daß Knodt diese Vorarbeiten beginnt, für welche von Pastor Krafft in Elberfeld u. a. schon in früheren Jahren manches geschehen ist, um von den katholischen Forschern Franz v. Löher, Cornelius, Giefers, Kampschulte u. a. abzusehen. Gerdt Omeken ist um 1500 in Kamen bei Dortmund geboren, studierte 1522 in Rostock, wo er durch Luthers Schüler Joachim Slüter für die Reformation gewonnen wurde. Er saß dann in Wittenberg zu Füßen Melanchthons und Luthers. Mit Letzterem hat er sein Leben lang enge Gemeinschaft gehabt. Seine Angehörigen verstießen ihn deshalb. Aber zwei wohlhabende Brüder, Hermann und Hans Kremer in Lübeck, unterstützten ihn. Nach Beendigung seiner Studien in Wittenberg fand er seine erste Anstellung in Büderich bei Wesel. Sein Vorgänger Klopreiß war vom Kölner Inquisitionsgericht wegen seiner reformatorischen Predigten 1527 verurteilt und ins Gefängnis geworfen. Seit 1525 wirkte im benachbarten Wesel der später mit der Märtyrerkrone geschmückte Reformator Clarenbach, welchen der Remscheider Pfarrer Thümmel unserer Zeit wieder näher gebracht hat. Der Herzog Johann von Cleve, der nur in erasmischer Form der Reformation günstig war, vertrieb Omeken von Büderich. Dieser kam nach einem Aufenthalte bei seinen Gönnern in Lübeck nach Lippstadt, wo Westermann und Hermann Koeien bereits reformatorisch gewirkt hatten. Er verfaßte die Lippstädter Kirchenordnung ganz nach Art der Wittenberger. Am 20. August 1531 wurde die erste deutsche Messe in Lippstadt gefeiert. 1532 führte Omeken in Soest die Reformation zum Siege und gab auch für diesen Ort eine eingehende Kirchenordnung. Dieselbe ist wie seine Predigten in westfälischer Mundart abgefaßt. Gegen 100 Seiten bringen lehrreiche Auszüge aus ihnen. Ostern 1533 wurde er vom Magistrat nach Lemgo zum Kircheninspektor berufen und 1535 vom Rat zum Superintendenten nach Minden. Von hier aus nahm Omeken 1537 am Schmalkaldener Konvente teil. Durch Vermittelung von Urbanus Rhegius wurde Omeken Hofprediger in Lüneburg, zuerst bei Herzog Ernst und dann bei Herzog Franz in Gifhorn. 1548 holte ihn Herzog Heinrich V. nach Mecklenburg, wo er zuerst in Schwerin, dann in Güstrow das Papsttum verdrängte. Bis zu seinem 1550 erfolgten Tode hat er in Mecklenburg segensreich gewirkt. Möge die Monographie über diesen westfälischen Gehülfen Luthers viele Leser finden. s.

5. Poesie.

— Uhlands Gedichte. Herausgegeben von Dr. Berthold Pfeiffer. (Stuttgart. Karl Krabbe.) 1897. XXIII und 436 S. Miniaturausgabe.

Uhlands Gedichte braucht man nicht mehr zu rühmen; nur anzuzeigen ist unsere Ausgabe, daß eine neue gefällige, handliche, mit Einleitung und kurzer Lebensskizze Uhlands versehene Ausgabe erschienen ist. Die Ausstattung ist sehr schön, der Druck sehr korrekt und deutlich. Auch die Nachlese reiferer Gedichte Uhlands (die Grabschrift, Madonna della Sedia und Sängerstreit mit Rückert) ist beigefügt. So möge denn das schöne Buch in Deutschland Jung und Alt erfreuen. F.

— Das Volkramslied. Ein Sang aus unseren Tagen. Von Julius Grosse. 3. Aufl. (Dresden, Leipzig und Wien. E. Piersons Verlag.) 1897.

Wenn in unseren Tagen ein Buch, das 346 Seiten Verse enthält, die dritte Auflage erlebt, so

spricht das mehr als alles andere für seine Güte. Das Epos Julius Grosses ist zweifellos eine der bedeutendsten Schöpfungen der Gegenwart und wird voraussichtlich dauernd seinen schnell errungenen Platz behaupten. Durchweht von echt patriotischer Begeisterung, hat der Dichter dem umfassenden Stoffe eine so klare Gliederung gegeben, daß nirgends das Gefühl der Ermüdung eintritt. Man liest diese prächtigen klingenden Verse, in denen sich eine seltene Tiefe des Ausdrucks mit höchster poetischer Schönheit paart, von der ersten bis zur letzten Seite mit gleichem ungeteiltem Interesse. Grosse giebt in diesem Werk ein umfassendes Kulturbild unsrer Zeit. Der Held ringt sich aus drückenden Verhältnissen hindurch zu innerlicher Klarheit und äußerem Ruhm. Zwei Welten mit ihren Stürmen und Kämpfen bilden den Hintergrund der bewegten Handlung, in der die Detailmalerei bei aller liebevollen Ausführung niemals überwuchert. Die sprachliche Gewandheit dieses Dichters ist über jedes Lob erhaben. Er meistert die Sprache in einer Weise, die an unsere besten klassischen Vorbilder erinnert und dabei doch zugleich absolut originell und charakteristisch ist. Dabei hat er sich in der Form keine Fesseln angelegt, sondern benutzt jedes Versmaß, je nachdem es die Eigenart des Stoffes verlangt. —r.

6. Unterhaltungslitteratur.

— Steyerische Schlösser. Roman in drei Büchern von Karl Baron Torresani. (Berlin, Fontane & Co.) 714 S. Pr. Mk. 7,50.

Unter den Romanen, welche mir neuerdings zu Gesichte gekommen sind, einer der besseren und interessanteren. Schon das, was man jetzt das Milieu zu nennen pflegt, ist anziehend. Hineingeführt werden wir in den Kampf des Slavonentums und des Deutschtums in Steyermark. Auch dort dreht es sich um die Sprachenfrage, Bauern und Priester stehen auf slavonischer, Städter und Adel auf deutscher Seite. Man befehdet sich bitter, daneben aber ist man gesellschaftlich gut Freund und die slavische Höflichkeit und Unterwürfigkeit verleugnet sich nie. Auf diesem uns Angehörigen des deutschen Reiches so ganz fremden Boden spielt dieser gut erfundene und durchgeführte Roman. Die Hauptpersonen sind Baron Franz Hoyer auf Burg Platz, arm, aber doch zäh an seinem Besitze haftend, der reiche Emporkömmling Kolbe, der es sich in den Kopf gesetzt hat, mit Güte oder mit Gewalt die Burg zu erwerben und dann Geraldine, die Tochter eines schwindlerischen Komödianten, welche, nachdem sie vom Vater verlassen ist, unter Vormundschaft des Baron Hoyer kommt. Sowohl diese Hauptpersonen, wie auch manche Nebenpersonen, z. B. der alte slavonische Bauer Boronik sind mit großer Lebenswahrheit gezeichnet und interessieren den Leser grade wie sie sich sowohl aus den eigenen Charakteranlagen, wie aus den sie umgebenden Lebensbewegungen heraus entwickeln. Das Buch hat Abschnitte, die man mit großer Freude wiederholt liest, z. B. die köstliche Beschreibung einer Stellwagenfahrt übers Gebirge zu Anfang des zweiten Buches oder den Besuch Geraldines bei dem Bauern Boronik. Religiöse Anregung wird man aus dem lärmenden Verkehr dieser Edelleute mit den Priestern nicht erwarten dürfen. Baron Torresani giebt da wohl nicht mehr als er selbst hat, diese Priester werden weniger von der religiösen Frage als von der Sprachenfrage bewegt. Daß man auch sittlich die Dinge nicht zu genau nimmt und daß in den Kreisen eines Lebemannes, wie Kolbe, es auch nicht ohne Zweideutigkeiten abgeht, läßt sich denken. Doch gehört das Buch wenigstens nicht zu denen, die ein anständiger Mensch sich in die Hand zu nehmen schämen muß. In der Familie vorlesen würde ich es nicht, aber um ernsten Leuten einen Einblick in südösterreichische Verhältnisse zu gewähren, dazu halte ich es für geeignet. J. P.

— Gemischte Gesellschaft. Von Julius Burggraf. (Stuttgart, Karl Krabbe.) 272 S. geh. Pr. Mk. 3,—. geb. Mk. 4,—.

Der Verfasser von Schillers Frauengestalten bietet hier acht recht verschiedenartige Feuilletons. 1. Im Wartesaal. Verf. führt uns, ein feiner Beobachter, schildernd und kritisierend, die verschiedenen den Wartesaal eines Bahnhofs passierenden Gestalten vor. 2. Das alte Pfarrarchiv. Anziehende, lebenswahre Bilder aus der Geschichte eines Walddorfes, aus der Zeit der Reformation, der Orthodoxie, des Pietismus, des Rationalismus und aus unserem Jahrhundert. Die Zeit der Orthodoxie beurteilt Verf. nicht ganz zutreffend. 3. Ein Rosenstrauß. Wir erfahren, welche Rolle die Rose in Sage, Geschichte und Dichtung der Völker gespielt hat und noch spielt. 4. Onkel August. Das Leben und Treiben eines Sonderlings, der unter einer rauhen Außenseite ein edles Herz verbirgt und seine Reichtümer in ausgiebiger Weise dazu benutzt, andern zu helfen und sie glücklich zu machen. Onkel A. hält sich keine Hunde, sondern bewacht mehrere Male wöchentlich mit Flinte und Platzpatronen bewaffnet in einer der vielen über sein Grundstück zerstreuten Erdhöhlungen liegend, seine eigenartige Heimstätte selbst, indem er durch seine Fertigkeit, anderer Menschen Stimmen nachzuahmen und im Chore vieler zu reden, Einbrecher verscheucht. Daß Onkel A. auch Kirchenvorsteher ist, mutet etwas seltsam an. 5. Die böse Sieben. Eine interessante religionsgeschichtliche Abhandlung über die einst (bei Assyriern, Babyloniern, Persern, Griechen, Germanen, Israeliten) mit hohen Würden umkleidete, jetzt in die tiefste Mißachtung herabgesunkene Zahl Sieben. 6. Die Rede der Steine. Religionsgeschichtliche wichtige Baudenkmäler in Theben (Ägypten), Babylon, Rom, Salzburg, Heidelberg dienen dem Verf. zur Anknüpfung für eine kurze Darstellung der religionsgeschichtlichen Entwicklung von Moses bis zur Gegenwart, wie sie die vom Rationalismus des Protestantenvereins befruchtete Phantasie des Verfassers sich ausmalt. 7. Vergilbte Papiere. Erinnerungen, die durch alte Bücher, Schulhefte, Censuren, Stammbücher, Tagebücher, Briefe in des Verfassers Seele wachgerufen werden. 8. In der Felsenklause. Nicht Weltflucht, sondern Arbeit in der Welt für die Welt ist das christliche Lebensideal. In etwas breiter novellistischer Form wird dies dem Leser zu Gemüte geführt. Der evangelisch gesinnte Christ wird sich durch den Pelagianismus des Verfassers unangenehm berührt fühlen. Referent bekennt, die ersten 5 Stücke mit Interesse gelesen zu haben. Die Fortlassung von 6, 7, 8 würde

den Wert des Ganzen erhöhen. In der vorliegenden Gestalt ist das Werk keine geeignete Gabe für das christliche Haus. Das Christentum ist dem Verf. die „Religion der Humanität und des reinen Gottesgefühls." Resultate der neueren theologischen Forschung und eigne theologische Phantasien werden ohne Vorbehalt als Thatsachen zum besten gegeben. Gern wollen wir dem Verf. jedoch zugestehen, was er im Vorwort für sich in Anspruch nimmt. Jedenfalls steht in diesen acht Abschnitten nichts, was der idealen Lebensauffassung zuwider ist. Aber das genügt uns nicht, und wir bedauern, daß es dem Verfasser, der Geistlicher (in Bremen) ist, genügt. D.

— Das Märchen vom Glück. Roman aus der österreichischen Gesellschaft von Itha von Goldegg. Mit dem Bilde der Verfasserin. Zweite Auflage. (Köln a. Rh., J. P. Bachem.) 2 Bde. 343 u. 282 S. Pr. Mk. 6,—.

Der Verlag verrät schon, daß es sich um ein katholisches Werk handelt. Es ist jedoch kein religiöser Roman, vielmehr kommen wesentlich sittliche Probleme zur Behandlung und zwar in einer Weise, daß evangelische Christen nicht gerade allzu oft in ihrem Empfinden sich unangenehm berührt fühlen. Die Kreise, mit denen wir bekannt werden, sind die des österreichischen Adels. Sind die wirklichen Verhältnisse denen des Romans entsprechend, so giebt es da freilich wenig wahres Glück. Viel Versunkensein in eitlen Genuß, oberflächliche Lebensauffassung bei äußerer Vornehmheit, jüdischer Geldstolz, der sich in den Kreisen des alten Adels breit zu machen sucht, das alles tritt uns hier in bunten Bildern entgegen. Die Hauptgestalt ist der edle Graf Ziernberg, dessen Ehe durch den unglücklichen, von ihm verursachten Tod seines Kindes, getrennt ist. Die entfremdeten Herzen wieder zu einigen, erfaßt in edler Selbstverleugnung Coralie von Ziernberg, eine Verwandte des Genannten, als ihre von Gott ihr gegebene Aufgabe. Sie glaubt den Vetter als Schwester zu lieben, bis sie gewahr wird, daß es doch andere Liebe geworden, die auch von seiner Seite erwiedert wird. Nach schwersten inneren Kämpfen gelingt es ihr, die Versöhnung zu stande zu bringen, unter Verzicht auf eignes „Glück" dem Geliebten zum Glück zu helfen. Sie selbst findet das Glück hier nicht, für sie bleibt es ein Märchen; die Vereinigung mit ihrer Mutter, von der sie seit ihrer Kindheit getrennt war, bringt ihr durch die gänzliche Verschiedenheit der Charaktere — die Mutter ist eine frühere Sängerin und lebt nur dem sinnlichen Vergnügen — neue Seelenkämpfe schwerster Art, denen sie körperlich erliegt in der Hoffnung auf das Glück in der Ewigkeit. Ihre Freundin Wanda, das lebhafte, lebenslustige Kind des Augenblicks, macht ähnliche Erfahrungen, sie wird getäuscht, da der, den sie liebt, wegen ihrer Armut die Verbindung mit einer andern suchen muß. Er erschießt sich in der Verzweiflung (NB. da er es für entehrend hält, seine Schulden von anderen bezahlen zu lassen). Vor seinem Ende erreicht ihn noch die Gnade, welche die Kirche dem Reuigen bietet, und Wanda kann ihm den letzten Dienst thun und die Treue beweisen. Eine große Mannigfaltigkeit der Bilder zieht an uns vorüber, fast zu viel. Manche Nebenepisode entbehrt der vollständigen Durchführung. So wird z. B. nicht klar, ob der alte Onkel Coraliens, durch die unermüdliche Liebe und Geduld seiner Frau überwältigt, fortan ein anderer bleibt. Die Verfasserin verfügt ohne Zweifel über ein bedeutendes Talent, das namentlich in der Schilderung des Seelenlebens hervortritt. Eine größere Beschränkung in dem Heranziehen immer neuer Gestalten wäre dem Buch von Vorteil gewesen. Jedenfalls gehört der Roman nicht zu den unbedeutenden, er ist lesenswert und zu empfehlen. Wt.

— Ernste und heitere Bilder aus der Armee des weißen Zaren. Von A. von Drygalski. (Leipzig, Zuckschwerdt & Co.)

Durch die Übersetzung und Bearbeitung dieser der russischen Armee entnommenen ernsten und heiteren militärischen Bilder hat der Herr Verfasser eine willkommene Gabe dargeboten. Besonders der Berufssoldat wird seine Freude haben an den lebensvollen Bildern, die zweckmäßig ausgewählt, die verschiedenartigsten Scenen des russischen, militärischen Lebens darstellen. Einige Weitherzigkeiten und Ungeniertheiten müssen dabei freilich mit in den Kauf genommen werden, die sich bei der Schilderung des Lebens der Offiziere in der Garnison und während der Okkupation Bulgariens im Jahre 1879 wohl nicht vermeiden ließen. Auch lernen wir den gemeinen Soldaten kennen, der abergläubisch und wenig intelligent durch seinen unbedingten Gehorsam und seine Genügsamkeit dennoch ein wertvolles Menschenmaterial für den Krieg bildet. Wir sehen den Infanteristen, Husaren, Kosaken in der Kaserne, bei der Instruktion, als Handwerker, in der Kirche, im Manöver, bei der Grenzwache, als Reservisten, lernen bei jeder Kompagnie, Schwadron, Ssotnie, den Vorsänger kennen, den Surinabläser der Kosaken, den Talambaß mitsamt dem Sängerchor.

Sehr hübsch geschildert ist eine charakteristische nächtliche Scene, wo ein Offizier seine Gäste mit Sang und Klang nach Hause begleitet und das ganze Sängerchor seiner Ssotnie diese Aufmerksamkeit übernimmt.

Anziehend und belehrend ist ferner das Wachtkommando auf der grusinischen Heerstraße im Kaukasus und der verlorene Posten auf dem Pamyrplateau.

Wir können daher den Herrn Verfasser nur bitten seine Absicht auszuführen und dem interessanten Büchlein noch fernere fesselnde Schilderungen aus der russischen Armee folgen zu lassen.

M.

— Aus dem Verlage von O. Janke in Berlin sind uns zugegangen: 1. Sünderin von A. v. Gersdorff. 287 S. Pr. Mk. 2,—.

Die Verlagshandlung von Janke läßt ihre Romane in schwefelgelbem Umschlage mit grellrotem Titeldruck erscheinen. Geschmackvoll wird man das nicht nennen können und allerlei Vorurteile gegen das, was in diesem Umschlage steckt, werden dadurch wachgerufen. Als ich nun den vorliegenden Roman zu lesen begann, meinte ich, er sei wohl eines besseren Umschlages wert gewesen, aber als ich weiter las, merkte ich, daß hier dieselbe ungesunde Luft weht, wie in so vielen modernen Romanen: es ist Berlin W. mit seiner glatten Oberfläche und seiner heimlichen Sünde, es ist eine Schilderung

der vornehmen Kreise im deutschen Reiche, welche, wenn sie wahr ist, uns zu der Frage bringen sollte, ob es denn eine Spur besser in Berlin zugeht als etwa in Paris. Der Roman ist mit Talent geschrieben, der tragische Knoten ist mit Geschick geschürzt, aber das Ganze erweckt doch einen peinlichen Eindruck und man legt das Buch ohne Befriedigung zur Seite. Sollte die Verfasserin — denn eine Dame wird A. v. Gersdorff sein, weil sie so genau ist bei der Beschreibung der Toilette — diese kurze Anzeige zu Gesichte bekommen, so sei sie gebeten, ihr schönes Talent ins künftige zur Darstellung gesunderer und reinerer Verhältnisse zu gebrauchen. Sie weiß ja auch noch etwas vom Christentum, nun so zeige sie uns doch, wie auf dem Boden, den sie kennt, nämlich in Berlin W. auch noch gesundes, vom Christentum durchdrungenes und genährtes Leben herrscht, und wie auch dort noch Kräfte der Gesundheit den von ihr geschilderten Kräften der Fäulnis entgegenwirken.
J. P.

— 2) Auf gefahrvollen Pfaden. Roman von A. v. Gersdorff. 3 Bände.

Ein ähnliches Urteil wie über „Sünderin" muß auch über diesen Roman ausgesprochen werden. Die Verfasserin ist zweifellos nicht ohne schriftstellerische Begabung, versteht Charaktere zu schildern und schreibt unterhaltend — aber trotz alledem ist das Buch in seiner Wirkung unangenehm. Gewiß giebt es auch in vornehmen deutschen Kreisen solche flatterhafte, eigenwillige und im Grunde herzlose Damen wie die Heldin, Lieselotte von Werrenthyn, die ihrem ersten Manne eine so starke Dosis Morphium giebt, daß er, obwohl längst an das Gift gewöhnt, sofort stirbt — aber hat es wirklich Interesse, den Charakter und den Lebenslauf, die „gefahrvollen Pfade" dieser Frau in allen Einzelheiten zu malen und zu verfolgen? Schwerlich! Vor allem dann nicht, wenn die Frage: was sagt das Christentum zu ihrem Thun?, so wenig erörtert und die „Moral der Geschichte" ganz ungenügend gezogen wird. Wer die vornehmen Kreise unseres Vaterlandes kennt, weiß, daß solche Frauen wie jene Lieselotte schnell unmöglich werden und dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen. Warum also setzt die Verf. Abonnentinnen der Romanzeitung und der Leihbibliotheken solche falsche Ideen über die Zustände innerhalb jener Kreise in den Kopf?
v. H.

— Tyroler Alpensagen. Von Arthur Foitin. Illustriert von Adolf Schlabitz. (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.) 1897. X u. 304 S. gr. 8° eleg. geb. Pr. 7,50.

Der Verfasser, obwohl kein geborner Tyroler, hat seit 12 Jahren in Tyrol gelebt, so daß es ihm wie eine Heimat geworden ist. Seine herrliche Natur hat ihn entzückt! Und noch mehr haben ihn seine vielen Sagen und Märchengestalten angezogen. Fast jedes Thal hat seine besonderen Sagen und Märchen, welche mit Geschichten aus den Kriegen Napoleons I. den vornehmsten Stoff für die Erzählungen in den Spinnstuben liefern. Trotz der Mannigfaltigkeit der Tyroler Sagen treten aber doch im ganzen Lande die wichtigsten Märchengestalten derart markiert hervor, daß sich die ihnen zu Grunde liegende gemeinsame Sagenfigur unschwer erkennen läßt. Der Verf. hat so eine beschränkte Anzahl typischer Sagengestalten herausgeschält, auf die sich fast alle übrigen zurückführen lassen. Er weist auch diesen gegenüber mit Recht darauf hin, daß auch diese Gestalten der Nörggelen, Saligen, der Hollenweibchen und Unholde ihrer spezifisch tyrolischen Attribute entkleidet, ihren gemeinsamen Ursprung aus dem großen deutschen Sagenkreise im hellsten Lichte zeigen. Ebenso wie diesen liegt auch den Tyroler Sagen der alte heidnisch-germanische Götterkultus zu Grunde. Diese hauptsächlichsten Figuren der Tyroler Sage hat nun der Verf. in unserem Buche in der Weise dargestellt, daß sie uns in den Spinnstuben selbst von den Teilnehmern erzählt werden. Er hat dabei nicht den Dialekt angewandt; aber auch nicht die abgeschliffene Sprache der modernen Novellistik. Der wirkliche echtfarbige Dialekt würde das Buch für weitere Kreise unmöglich machen. Die nötigen Erörterungen finden wir in der alles umgebenden Novelle, in welcher die beiden Maler das Erzählte weiter besprechen. Natürlich will das Buch nicht eine wissenschaftliche Arbeit über altgermanische Mythologie bieten; aber jeder, der für die volkstümliche Behandlung des Natur- und Geisteslebens Verständnis hat, wird mit Vergnügen die erzählten Märchen lesen. Die Ausstattung des Buches ist sehr schön.
F.

— In des Herrn Hand. Von Hesba Stretton. Autorisierte Übersetzung. (Rotterdam und Leipzig, Daamen.) 212 S. Pr. Mk. 3,—.

Die in christlichen Kreisen sehr bekannte englische Verfasserin hat schon in einer früher veröffentlichten Erzählung „der große Leidensweg" versucht, die religiösen Grundsätze der russischen Stundisten, ihren unerschütterlichen Mut und ihre Bekenntnistreue zu schildern; die vorliegende Erzählung soll dazu eine Art von Ergänzung bilden, sie soll die bitteren Leiden der Frauen und Kinder in den Stürmen der Verfolgung, die jetzt in Rußland wüten, schildern. So gut erzählt diese Geschichte ist, so wird doch der Leser, der weder die erstgenannte Erzählung kennt, noch genaueres über den Stundismus weiß, manchmal die inneren Voraussetzungen der ganzen Handlung nicht verstehen. Er hört davon, wie man in Rußland, um den Stundismus endgültig auszurotten, seit kurzem begonnen hat, die stundistischen Führer nach Sibirien zu verschicken und den stundistischen Eltern die Kinder wegzunehmen, um sie in orthodoxen Familien erziehen zu lassen, aber er versteht nicht, woher denn eigentlich diese Stundisten ihren Helden- und Duldermut nehmen. Die Verf. sucht außerdem den Stundismus wenigstens innerlich mit dem Geiste der alten schottischen Covenanter in Beziehung zu setzen, ohne allerdings dabei zu verkennen, daß die aktive Widerstandskraft des Covenant beim Stundismus zum passiven Duldermut geworden ist. Man begreift nicht recht, wie der stundistische Bauer aus der Ukraine zu einer von Covenanters abstammenden schottischen Frau gekommen ist, noch wie er die kranke Frau zu den schottischen Verwandten schicken konnte, so daß der sie begleitende Sohn nach dem Tode der Mutter den tapferen Sinn des Covenant nach Rußland zurückbringen konnte, mit dem er sich oft nur schwer in den stillen stundistischen Märtyrergeist zu finden vermag. Die Geschichte entwickelt sich einfach: die Väter werden verhaftet und verschickt,

die Frauen und die größeren Kinder gehen freiwillig mit in die Verbannung. Die Leiden der Exulanten auf dem weiten Transportwege werden im Anschluß an die bekannten Bücher von George Kennan geschildert. Die jüngeren Kinder hatte man den Eltern schon vorher genommen und sie in orthodoxen Familien untergebracht, damit sie die Heiligenbilder ehren, das Kreuz schlagen — und das Schnapstrinken lernten. Auch in die Leiden dieser Kinder thun wir einen Blick und die Verf. zeigt hier besonders, wie wenig dem „System" gegenüber auch ein einzelner wohlgesinnter Pope die Verfolgung mildern und den armen Kindern helfen kann. „Vater Cyrill" ist eine uns sehr sympathisch berührende Persönlichkeit, er fühlt bei all seiner Anhänglichkeit an die Kirche und bei aller Abneigung gegen die stundistische Ketzerei das Unchristliche und zugleich das Verkehrte der Verfolgungsmaßregeln, aber helfen kann auch er nicht. So ist es ein dunkles Bild, welches uns gezeigt wird, aber doch stehen die armen Exulanten und ihre Kinder „in des Herrn Hand." —

J. P.

7. Verschiedenes.

— In Berlin erscheint seit vier Jahren ein „Wochenblatt für Frauen" mit dem Titel: Für Herz und Haus, herausgegeben von einem der Stadtmissionare (Sekr. der „Jugendhülfe") M. Gilweit. Es ist nichts weniger als eine moderne Frauenzeitung, sondern ein einfaches, gutes Sonntagsblatt, das sich neben dem Inhalt, den auch andere Blätter dieser Art bringen, häufig direkt an die Frauen und ihre Interessen wendet. Dasselbe ist nicht nur für Berlin geeignet, wo es großen Absatz findet. Wer es in seiner Gemeinde verwerten möchte, dem sendet der Herausgeber desselben (Berlin N, Pankstr. 4) gern Probeblätter; durch die Post kostet das Blättchen viertelj. 40 Pf.

M .v. N.

— Karl Otto Erdmann. Alltägliches und Neues. Gesammelte Essays. (Eugen Diederichs, Florenz und Leipzig 1898.) S. VI. und 318. Mk. 5.—.

Erdmann in Dresden druckt eine Reihe von Aufsätzen, die in verschiedenen Zeitschriften wie „Kunstwart", „Nation", „Neue deutsche Rundschau", „Preußische Jahrbücher", „Ethische Kultur", „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes", „Grenzboten" bereits erschienen waren, wieder ab. Der erste Essay behandelt das monarchische Gefühl. Die täglichen Berichte über den Lebensgang der Fürsten, über Paraden, Jagden, Diners rc. vermitteln, wie er meint, nur dann eine Art persönlicher Bekanntschaft und veranlassen eine patriotische Gefühlserregung nur in den Fällen, wo ein starkes monarchisches Gefühl vorhanden ist. Das ist eine banale Behauptung wie so viele andere in dem betreffenden Abschnitte. Darüber ein Wort zu verlieren, ist ebenso überflüssig wie über das Kapitel von Max Nordau über „monarchisch-aristokratische Lüge". Man wird doch stark an Fr. Nietzsche erinnert, wenn es S. 11 heißt: „Monarchisches Gefühl wird nicht gelehrt, es wird suggeriert. Es muß auf die mystischen Regungen und Herdeninstinkte der Massen spekuliert werden". Wozu die Polemik gegen Treitschke und die Mittelstädt'schen Kassandrarufe über stetige Zersetzung des monarchischen Gefühls, wenn man praktische Wege zur Besserung nicht angeben mag oder kann?

Zur Charakterisierung des zweiten Aufsatzes über „Gleichheit" setzen wir folgenden Passus her: „Die deutschen Offiziere werden nicht nur in Rücksicht auf ihre Kleidung, sondern auch in geistiger und vor allem in moralischer Hinsicht uniformiert. Ihr ritterlicher Kodex des point d'honneur ist ja sicher eine ganz schöne Sache, aber doch immerhin für sehr selbständig veranlagte Geister nicht weniger eine nivellierende Schablone als die Klein-Kinder-Moral einer braven Gouvernante. Man wird sich Persönlichkeiten von ausgeprägter Eigenart und bedeutender Selbständigkeit in der ethischen Lebenserfassung — einen Tolstoi, einen Nietzsche, einen Schopenhauer — nur schwer als Mitglieder eines Offizierkorps vorstellen können". Nun ja, zum Offizier kann man einen geisteskranken Nietzsche und völlig anormale Naturen wie Tolstoi und Schopenhauer nicht gebrauchen. Und was „die Klein-Kinder-Moral einer braven Gouvernante" betrifft, so wird sie in den meisten Fällen der haltlosen Ethik Egidy's vorzuziehen sein. Im dritten lesenswerten Abschnitte tritt der Verfasser der Meinung entgegen, daß mit wachsender Kultur auch die Höflichkeit wachse, und sucht nachzuweisen, daß mit fortschreitender Kultur die Formen der Höflichkeit einfacher und dürftiger werden. Wie dieser enthält auch der vierte Abschnitt „Warum zieht man den Hut?" eine Reihe trefflicher Beobachtungen. Das Gleiche gilt auch von dem folgenden: „Bunte Kleider".

Wie man bei einem Anhänger Egidy's voraussetzen kann, interessiert er sich für den „Moralunterricht in Frankreich" und die Trennung der Schule von der Kirche. Die von ihm benutzten Unterrichtsbücher Paul Bert's sind mir zur Hand und würden zu manchen Bemerkungen Anlaß bieten, wenn hier dafür der Ort wäre. Soviel mag aber gesagt werden, daß auch nach der Studie Erdmanns es mit dem Moralunterricht eine sehr zweifelhafte Sache ist. In den weiteren Aufsätzen: „Schutzgedanken und Schutzgefühle", „Einbildung, Heuchelei und ihr Nutzen für die Kunst", „Das Wort „schön" und seine Unbrauchbarkeit", „Die hypnotische Suggestion und die Dicht-Kunst", Der konsequenteste Realismus und seine Absurditäten", „Ist die Architektur eine Kunst?", „Der Eindruck von Kunst und Wirklichkeit", „Das Geistreiche", hat der Leser interessante Plaudereien philosophischer Belehrung, die manchen Ordinarius der Prima reizen können. den Schülern ähnliche Themata für deutsche Aufsätze zu geben. Ohne Zweifel wird mancher die hier angeschnittenen Fragen näher ins Auge fassen nnd sich durch die Antworten Erdmanns zu weiterem Nachdenken anregen lassen.

S.

— Italienische Landschaftsbilder von Emil Roland (Emmi Lewald). (Oldenburg und Leipzig. Schulzesche Hofbuchhandlung. A. Schwartz). Elegant broschiert Mk. 3.—.

Farbenprächtige Naturschilderungen und poesieverklärte geschichtliche Erinnerungen vereinigen sich in den „Italienischen Landschaftsbildern" zu einem eigenartigen reizenden Ganzen, das im Rahmen einer schwungvollen Sprache wohl jeden Leser fesselt. Als Vorbereitung zu einer italienischen Reise ist, daher dies Buch besonders Damen zu empfehlen,

die es getrost in die Hand nehmen mögen, wenn sie empfänglich sind für glühende Schilderungen des Landes, wo die Zitronen blühen. M.

— Über geschlechtliche Sittlichkeit. Von Dr. Fritz Schultze. (Leipzig, H. G. Wallmann. 1897). 23 S. Mk. 0,30.

Diese Broschüre ist ein Vortrag, welchen der Verfasser, Professor der Philosophie und Pädagogik zu Dresden, vor der Studentenschaft der technischen Hochschule zu Dresden gehalten hat und jetzt „allen deutschen Studenten" widmet.

Sehr eindringlich und mit großem sittlichen Ernst werden hier der akademischen Jugend die Folgen der Sünde vorgehalten und wird sie gebeten, sich auf ihre Menschenwürde zu besinnen. Wir glauben, daß dieses ernste Wort nicht verfehlen wird, auf die Jugend einen tiefen Eindruck zu machen und daß es sich daher wohl lohnt, das Schriftchen nach Kräften zu verbreiten; denn unsere akademische Jugend hat es wahrlich zu einem großen Teil nötig, in dieser Beziehung einen Weck- und Mahnruf zu vernehmen. Verhehlen können wir allerdings nicht, daß wir eines in dem Buch sehr vermißten: als Mittel gegen die Versuchung führt Schultze an: Mäßigkeit im Trinken, wahre Liebe und Arbeit, mit keinem Wort aber gedenkt er der Pflege echter Religiosität, die doch nun einmal die Hauptquelle aller sittlichen Kraft ist und bleibt. Das ist um so verwunderlicher, als er mit dem Herrnwort schließt: „Selig sind, die reines Herzens sind!" Schade, daß die hübsche Schrift in dieser Hinsicht so einseitig ist. Dt.

— Wolfgang v. Oettingen, Professor Dr., National. Rede zur Feier des Allerhöchsten Geburtstages Seiner Majestät des Kaisers und Königs am 27. Januar 1898 in der öffentlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Künste gehalten. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn. 1898). Pr. 50 Pf.

Eine formvollendete Festrede, in der insbesondere die Frage: haben wir eine deutsche, d. h. nationale Kunst? feinsinnig erörtert wird.

— Kriegstechnische Zeitschrift. Für Offiziere aller Waffen. Organ für kriegstechnische Erfindungen und Entdeckungen auf allen militärischen Gebieten. Verantwortlich geleitet von E. Hartmann, Oberst z. D. 1. Jahrgang. Jährlich 10 Hefte. Mk. 10,—.

Aus dem Inhalt der beiden uns vorliegenden Hefte der sehr gut ausgestatteten und mit Zeichnungen versehenen neuen Zeitschrift seien hervorgehoben: Das moderne Feldgeschütz, Technisches zum Ballonsport, Telegraphie ohne Draht, die militärische Verwendbarkeit des Pegamoid, das baierische Kriegsbrückengerät. Unter den Mitarbeitern finden sich Namen von gutem Klange: General Rohne, General v. Herget, Major Schott &c.

— Exekutiv-Polizei und Publikum. Ein Wort zur Klärung und gegenseitigen Würdigung von J. Segger, Polizei-Inspektor in Görlitz. (R. Werther. Münden 1898).

Eine verständige, von einem Praktiker verfaßte kleine Schrift, von der wir wünschen, daß sie in recht viele Hände gelangen, von vielen aufmerksam gelesen und befolgt werden möchte. Sie hat nicht nur für Polizeibeamte und solche, die es werden wollen, sondern auch für das „Publikum" Wert. v. H.

— Die Gartenwelt. Illustriertes Wochenblatt für den gesamten Gartenbau. Herausgeber: Max Hesdörffer. (Verlag von G. Schmidt (vorm. R. Oppenheim), Berlin SW. 46). Preis vierteljährlich Mk. 2,50.

Diese empfehlenswerte Wochenschrift für den gesamten Gartenbau hat im Oktober ihren zweiten Jahrgang begonnen. Ihre Reichhaltigkeit geht aus dem uns vorliegenden ersten Heft dieses Jahrgangs hervor. Zunächst werden einige Stauden besprochen, dann folgen Ausstellungsberichte, dann Beschreibung neuer Pflanzen, eine Abteilung Obstbau, Topfpflanzen; sodann „Gärtnerische Reiseskizzen" und zwar „Von der Ostsee zum Mittelmeer" von Alwin Berger, den Schluß bilden die Rubriken „Tagesgeschichte" und „Personal-Nachrichten". Treffliche Abbildungen zieren die Artikel. Dt.

— Anleitung zur Blumenpflege im Hause. Von M. Hesdörffer. (G. Schmidt (vorm. Rob. Oppenheim) Berlin). 1897. Mit etwa 100 Abbild. geb Mk. 3.—.

„Das vorliegende Büchlein will allen, die Blumen im Hause pflegen, ein nützlicher Berater sein und mit dazu beitragen, der Zimmergärtnerei in immer weiteren Kreisen die Wege zu ebnen". So heißt es im Vorwort, und dieses Versprechen erfüllt der bewährte Verfasser vollständig.

Das vorliegende Buch ist eine kleine Ausgabe des von uns früher empfohlenen großen „Handbuchs der praktischen Zimmergärtnerei" und wird denen, welchen dieses Buch zu teuer ist, ebenfalls die besten Dienste leisten. Dt.

— Am Wegesrand. Von Charles Wagner. Aus dem Französischen von M. v. Seyfert. Mit Begleitwort von H. Dalton. (Buchhandlung der Berliner Stadtmission). Pr. Mk. 1,20, geb. Mk. 2,20.

Kurze Betrachtungen, an Alltagsbilder geknüpft, welche vor jedem Auge liegen, aber nicht von Allen, die des Weges kommen, beachtet werden, und die — wenn wir des Verfassers Absicht recht verstehen — vor allem darauf ausgehen, den Wanderer auf dem Lebenswege sehen, hören und nachdenken zu lehren. Wer „Gotthold's Andachten" von Scriver kennt, wird sich durch die Wagner'sche Betrachtungsweise an jenes veraltete Buch erinnert fühlen. Es ist derselbe lehrhafte Ton des Denkers, für den alles Irdische Symbol des Ewigen wird, nur daß Scriver mehr im Zentrum steht, Wagner mehr auf der Peripherie sich bewegt. Auch an Hermann Oeser's feinsinnige Schriften gedenkt der deutsche Leser unwillkürlich, doch sind dieselben, wenn auch unvergleichlich überlegen an Geist und Originalität, vielleicht nicht so allgemein verständlich wie die nüchterne Denkungsart des französischen Pädagogen. Übrigens hat Ch. Wagner, wie das nicht anders erwartet werden kann, bei Einem, der „am Wegesrand" Blumen zu suchen geht, auch für die Poesie in der Naturwelt offene Sinne. Namentlich wäre da hervorzuheben: „Unter großen Bäumen", „Wind und Wellen", „Der gefallene Zweig" und „Der Gesang einer Gefangenen". — Ob es übrigens nicht weiser wäre, den Leser zu-

weilen selbst die Nutzanwendung machen zu lassen, bleibe dahingestellt. v. Lz.

— Denken und Handeln. Den deutschen Männern und Frauen gewidmet von Fr. Fr. Erstes Zehntausend an auserlesene Deutsche versandt. Berlin 1897. 67 S.

Ein sonderbares Heft! An der Stelle, wo man sonst den Namen des Verlegers findet, liest man: Es dürfte sich empfehlen, die Abhandlungen nach ihrer Reihenfolge zu lesen. Ich bin diesem Rat gefolgt, es hat aber nicht viel geholfen, denn ich bin nicht viel klüger geworden durch den Unbekannten. Er meint es gewiß herzlich gut mit seinem Ruf zur gemeinsamen Arbeit an der Umgestaltung unseres Volkslebens. „Es möge jeder sich prüfen, wohin ihn seine Neigungen ziehen, und auf welchem Felde zu arbeiten ihn sein Verständnis befähigt. Nicht zu vergessen ist aber, daß die Verhältnisse nur dann sich bessern können, wenn jeder die Arbeit bei sich selbst beginnt, denn durch diese Arbeit wird die Quelle der Thaten gereinigt". Aber die Neigungen führen auch oft auf einen Irrweg, und das ist dem Verf. begegnet, als er der Neigung, schriftstellerisch thätig zu werden, Folge leistete. Über alles mögliche teilt er uns seine Meinung mit: Arbeiterhäuser, Trunksucht, Ehe, Selbstmord, Frauenbewegung, Impfung, Leichenverbrennung, Landwirtschaft &c. Es findet sich hier neben einigem Richtigen eine solche Summe von Ungereimtheiten und unreifen Einfällen, daß man sich nicht wundern kann, wenn kein Verleger für solche Gedankensammlung sich finden ließ. S. 5: „Wenn Backsteinhäuser zu teuer sind, um ihre Anschaffung jedem ordentlichen Arbeiter zu ermöglichen, so eignet sich vielleicht Papiermasse dazu, welche die Wärme und den Schall gut hält und sehr dauerhaft ist. Die Heizung könnte durch Grudeöfen geschehen, welche Feuersgefahr ausschließen". S. 11: „In den Frauenbildungsschulen sollen beim Abgange bestimmte Erinnerungszeichen verteilt werden, die sich bei der Annahme einer Stellung auch bei Männern, welche eine tüchtige Frau suchen, als nützliche Empfehlung verwenden lassen". Auch das Gebiet des christlichen Lebens wird vom Verf. auf seine Art beleuchtet. Nur zwei Sätze seien erwähnt, die auf S. 62 stehen: „Das Buch Hiob besonders, dessen ursprünglicher Verfasser vielleicht Jesus Christus ist, wirkt wie die Offenbarung einer tiefen Seele, die ahnend vor dem schwersten Schicksal steht". „Es läßt dies Evangelium (das Ev. Johannis!) mit seiner naiven und darum so glaubwürdigen Art, die Dinge darzustellen, allerdings keinen Zweifel an der Unhaltbarkeit der kirchlichen Lehrsätze — wenigstens nicht für den, der es wagt, seinen gesunden Menschenverstand und sein von Voreingenommenheit freies Urteil zu gebrauchen". — Eine Wahrheit drängt sich hier wieder auf: Papier ist geduldig, leider nur zu geduldig! und schließlich findet man den erwähnten Gedanken des Verf. auf S. 5 gar nicht so übel, daß manches Blatt Papier bei der Errichtung von Wohnhäusern seine beste Verwendung fände. Wt.

— Gesammelte Vorträge von Dr. Carl Erdmann, Prof. emer. (Reval, F. Kluge.) 1897. VI und 248 S.

Der Dorpater Lehrer des Privatrechts hat im Dienste des „Dorpater Hilfsvereins" im Laufe der Jahre eine ganze Reihe von populären Vorträgen gehalten, die hier gesammelt erscheinen. Sie zerfallen in zwei Gruppen: „Aus dem Grenzgebiete zwischen Rechts- und Empfindungsleben" und „Was uns bleibt". Die erste Gruppe hat es mit mehr oder weniger juristischen Fragen zu thun, die in allgemein verständlicher, aber immerhin abstrakter, farbloser Weise behandelt werden: Die Bedeutung der Persönlichkeit für das Rechtsleben; Recht und Moral; der Tod im Recht; das Privat-Eigentum einst und jetzt; die Poesie im Recht; die Zivilehe; das Spiel. In der Regel ist der Anfang der Darlegung frisch und lebhaft, im Verlauf aber gewinnt der „trockne Ton" doch ein wenig die Überhand. An die Meisterschaft Iherings in populärer Behandlung solcher Themata reicht der Verf. nicht heran. Die zweite Gruppe „Was uns (d. h. den Balten in der Auflösung ihrer lieben, alten „Idylle") bleibt" handelt der Verf. von der Familie, dem Wesen der Heimat, ewigen Personen, der Ehre, dem Glück im Winkel. Hier findet er wärmere Töne und weist seinem schwergeprüften, edlen Volksstamme die rechten Wege. Wi.

— Im Himmel. Weiteres aus dem Jenseits. Von Wilhelm v. Lichtenow. (Berlin. Schall und Grund. Verein der Bücherfreunde.) 1897. 39 S. Gr. 8⁰. Pr. M. 1,—

Wie vergeblich sind doch alle Versuche, das Himmlische, welches dem Glauben in der knappen Gestalt des göttlichen Wortes dargeboten ist, zu einer Form des Schauens zu erheben. Das eine Wort der Bergpredigt: „Selig sind, die geistlich arm sind, denn das Himmelreich ist ihr" (Matth. 5,3) sollte vor allen solchen Versuchen warnen. In der vorliegenden Schrift, die wohl spiritistischen Kreisen entstammt, ist der Versuch gemacht, in phantastischen Bildern das, was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat (I. Kor. 2,9) vor uns vorüberzuführen. Ob es dadurch verständlicher, nutzbringender wird, bezweifeln wir und ob der Christus, der uns hier vorgeführt wird, ein besserer ist als das Lamm Gottes, das der Welt Sünde trägt, ist für uns nicht einmal eine Frage. Es bleibt für uns bei Luthers Wort, wir können Gott nur in Christo fassen. Trotz der phantasievollen Darstellung und der schwungvollen Sprache wird in dem Schriftchen manches geradezu lächerlich, sobald man es festgestalten will. Das passiert uns mit dem Gotteswort heiliger Schrift nicht — und deshalb wollen wir hier auf Erden an letzteres uns halten und abwarten, was wir schauen werden, wenn wir in den Himmel kommen. F.

8. Neue Auflagen.

— Wie dienst Du? Ein Wort zu Nutz und Frommen unserer Dienstboten. Von Emil Lebrecht. Fünfte Auflage. Zum Besten der Dienstbotenheimat in Fellbach und Stammheim. (Stuttgart, Evangelische Gesellschaft.) 1897. 159 S.

Das 1892 in vierter Auflage erschienene Buch bringt sich durch neues Erscheinen in wenigveränderter Gestalt in Erinnerung. Es ist zu gelegentlicher Verwendung zu empfehlen. Ein Verzeichnis württembergischer Marthavereine und ähnlicher Vereinigungen ist hinzugefügt. Wt.

— Feldbriefe von Heinrich Rindfleisch 1870—71. Herausgegeben von Eduard Ornold. 5. Aufl. Mit einem Bilde des Verfassers und einer Karte. (Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht. 1898. XVI u. 236 S. Mk. 3,—, geb. Mk. 4.—.

Wir möchten nicht versäumen, auf die eben erschienene 5. Auflage dieses Buches hinzuweisen, das in dieser Zeitschrift bereits mehrfach besprochen ist. „Kaum ein anderes Buch, heißt es im Jahrgang 1891 S. 890, über den letzten Feldzug wird vom rein menschlichen Standpunkt aus diesen Feldbriefen an die Seite zu setzen sein. Sie sind ein monumentum aere perennius des letzten Krieges". Wir können diesem Urteile nur zustimmen und das Buch für den Geburtstags- und Konfirmationstisch, Schüler- und Volksbibliotheken auf das Wärmste empfehlen. Wl.

— Heros von Borcke, K. Preußischer Lieutenant, Stabschef des Generals J. E. B. Stuart. Zwei Jahre im Sattel und am Feinde. Erinnerungen aus dem Unabhängigkeitskriege der Konföderierten. 3. Auflage mit einem Nachtrage: „Zwanzig Jahre später". Zwei Bände mit einem Porträt und einer Karte. (Berlin 1898. E. S. Mittler und Sohn).

Ein preußischer Offizier, welcher in mutvoller Weise die Blockade der Yankees brechend, dem einen heroischen Kampf um seine Unabhängigkeit führenden Süden zu Hülfe eilte, um dort an der Seite eines der begabtesten und ritterlichsten Reiterführers aller Zeiten zu fechten und zu bluten, schildert hier seine Erlebnisse.

Diese „Memoirs", frisch im Sattel und im Biwak niedergeschrieben und 1866 in englischer Sprache veröffentlicht, erscheinen jetzt in der dritten Auflage der deutschen Übersetzung. Verfasser und Übersetzer, letzterer der als Pascha in der Türkei gestorbene hochbefähigte preußische Reitergeneral Kaehler, weilen nicht mehr unter den Lebenden. — Die ansprechenden, lehrreichen Schilderungen Borckes haben ihm gewiß so manches für seine Waffe begeisterte Herz unserer Reiteroffiziere gewonnen. Aber auch weiteren Kreisen des deutschen Volkes ist das Buch ein lieber Freund geworden. Zeugt es doch davon, wie es nicht immer die Zahl, sondern die sittliche Kraft, die kriegerische Tüchtigkeit und die auf unbedingtem Gottvertrauen und der Ergebung in seinen heiligen Willen beruhende Tapferkeit ist, welche den Sieg unter Umständen erringt, welche auch den Kühnsten nicht mehr hoffen lassen. —

Jeder Tag des Kriegs- und Reiterlebens des herrlichen Stuart lehrt diese Wahrheit. So möge auch das Werk in seiner neuen Auflage allen Kreisen unseres Volkes empfohlen sein, welche Sinn für Soldatentugend und Reitergeist besitzen.

v. Z.

— Edmondo de Amicis: Herz. Ein Buch für die Jugend. Autorisierte Übersetzung von Raimund Wülser. 19—20. Tausend. (Basel, Geering.) 1897. Pr. Mk. 2, geb. Mk. 2,80.

Ein viel gepriesenes Buch. In der italienischen Originalausgabe soll es gegen 150 Auflagen erlebt haben und in der deutschen Ausgabe wird es nach den vorgedruckten Besprechungen als das beste Buch für Knaben hingestellt. Es scheint fast frevelhafte Nörgelei, solcher Fülle des Lobes nicht unbedingt zuzustimmen. Dennoch möchte ich das Buch nicht als in jeder Beziehung für die deutsche Jugend empfehlenswert bezeichnen. Es ist bestimmt für Knaben im Alter von 9—13 Jahren, der italienische Volkscharakter prägt sich aber an den einzelnen Personen so deutlich aus, daß nach meiner Meinung deutsche Jungen, denen man psychologische Beobachtungen doch nicht zutrauen kann, sich befremdet fühlen müssen, ja es einfach nicht verstehen, wenn z. B. bei irgend welchem Anlaß ein Mann gleich so einem Jungen, der sich gut betragen hat, um den Hals fällt, ihn küßt rc. Die falsche Anschauung de Amicis über die Berechtigung der Nottlüge wurde schon in einer Abhandlung hierüber kürzlich in der A. K. Monatsschrift erwähnt. In religiöser Beziehung ist das Buch frei von bigottem Katholizismus; statt dessen tritt zuweilen ein sentimentaler Rationalismus hervor. Z. B. ein Knabe, der seine Mutter verloren, empfängt folgenden Trost p 179: „Du hattest gestern auf Erden eine Mutter! heute hast du anderwärts einen Engel. Alles was gut ist, lebt fort. Also auch die Liebe deiner Mutter. Sie liebt dich jetzt mehr als je. Und du bist ihr für deine Handlungen verantwortlich, mehr als je rc" Trotz alledem stehe ich nicht an, das Buch in der Art, wie hier die kleinen Ereignisse in Haus, Schule und Volksleben in lebensfrischen Bildern zur Darstellung kommen, ein Meisterwerk zu nennen, aus dem sich auch für solche, die mit Kindern umgehen, viel lernen läßt. Ich kann nur wünschen, daß sich eine Meisterhand findet, die es in deutsch-evangelischem Sinne umzugestalten versteht. Dann könnte es auch für uns ein rechtes und echtes Jugendbuch werden.

Wl.

— Vom Zustande des Menschen kurz vor dem Tode. Von Dr. med. C. Hornemann. 7. Auflage. (Gotha, H. Schloeßmann). 1898. 38 S. 0,80 Mk.

Man schreibt und spricht so viel von dem Zustand nach dem Tode und verliert sich dabei doch stets in ein undurchdringliches Dunkel. Viel mehr sollte man sich doch mit dem Augenblick des Todes selbst beschäftigen, vor dem nun einmal jeder Mensch eine ganz natürliche Furcht hat.

Das vorliegende Büchlein ist eines der wenigen, die sich mit dieser Frage beschäftigen. Es ist kein Neuling auf dem Büchermarkt, vielmehr tritt es schon seinen siebenten Lauf an. Der Verfasser ist ein gläubiger, dänischer Arzt mit sehr großer Erfahrung, der zu jenen seltenen Ärzten gehört, die bei den Kranken, wenn irgend möglich, bis zum letzten Augenblicke bleiben und die ihnen auch vor allem Trost für den Seelenkampf zusprechen.

Was er mit seinem Schriftchen will, ist vor allem: Zerstörung der leiblichen Todesfurcht durch den Nachweis, daß es einen Todeskampf im eigentlichen Sinne in den meisten Fällen nicht giebt, daß vielmehr die körperlichen Leiden vor dem Tode zumeist ganz aufhören und der Geist sich allmählich aus dem ersterbenden Körper loslöst.

Das Büchlein wird nach wie vor seine Freunde finden, was es vollauf verdient. Dt.

— Über den Zustand nach dem Tode. Nebst einigen Andeutungen über das Kindersterben. Von D. Hermann Cremer. (C. Bertelsmann.

Gütersloh.) 5. Auflage. 108 S. Mk. 1,—, gebunden 1,50.

Die erste Auflage erschien unter dem Titel: „Jenseits des Grabes" und ist ins Schwedische, Englische und Französische übersetzt worden. Den reichen Inhalt ersieht man schon aus den Überschriften: 1. Der Ernst der Frage; 2. Die Gewißheit der Antwort; 3. Unsterblichkeitsglaube oder Auferstehungshoffnung; 4. Totenreich, Todesfurcht und Lebenshoffnung zur Zeit des alten Bundes; 5. Paradies und Auferstehung; 6. Zwischen zwei Ostern; 7. Vom seligen Sterben und von der Bekehrung nach dem Tode. Über das Kindersterben. Eine Schrift des bekannten Greifswalder Professors bedarf keiner Empfehlung. Hier kann es nur heißen: Nimm und lies! s.

— Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgang des Mittelalters. Von Johannes Janssen. Erster Band: Deutschlands allgemeine Zustände beim Ausgang des Mittelalters. 17. und 18. vielfach verbesserte nnd stark vermehrte Auflage, besorgt von L. Pastor. (LVI und 792 S.) (Freiburg i. Br. Herder) 1897. Preis Mk. 7,—, geb. in Leinwand Mk. 8,40; in Halbfranz Mk. 9,—.

Das Janssensche Geschichtswerk ist nach Zweck und Art so bekannt, daß eine Besprechung dieser 17. und 18. Auflage unnötig erscheint. Eine Verbesserung hat dieser erste Band insofern erfahren, als der Abschnitt über die kirchlichen Schäden und Mißstände vor der Reformation um 12 auf etwa 60 Druckseiten erweitert ist, und so Licht und Schatten immerhin etwas gerechter verteilt wird. Wenn aber dann auf Seite 741 gesagt wird: „alle diese Beschwerden der deutschen Nation betrafen keine den Glauben und das Wesen der Kirche beberührende Dinge, sondern Mißstände, Mißbräuche und Ärgernisse, die abgestellt werden konnten, ohne daß die uralte, geheiligte Verbindung Deutschlands mit dem Mittelpunkt der kirchlichen Einheit zerrissen wurde", und weiter auf Seite 747: „In Deutschland stand die Kirche noch in voller Lebenskraft da; das Volk wurde trotz aller Auswüchse im Wandel der Geistlichkeit nicht irre an dem hohen Amt derselben, an der göttlichen Sendung der Kirche" — dann muß man staunen über die Unverfrorenheit, mit der Janssen und Pastor mit der geschichtlichen Wahrheit umgehen. v. H.

Bücher,

welche der Schriftleitung zugegangen sind und wegen Mangel an Raum hier angezeigt werden.

— Statistischer Rückblick auf die Königlichen Theater zu Berlin, Hannover, Kassel und Wiesbaden für das Jahr 1896. (Berlin, Mittler u. Sohn.) 1897. Mk. 1,25.

— Charfreitags-Liturgie für evangelische Kirchenchöre. Herausg. von A. Klein, Leiter des Kirchenchors an St. Martin zu Kassel (Kassel, E. Röttger.) Pr. Mk. 0,25, 20 Stck. Mk. 4,—.

— Unsere ärztliche Mission. Bericht vom Jahre 1896. Erstattet im Auftrag des Basler Missionskomites (Basel, Missionsverwaltung). 1897.

— Soll ich Missionar werden? Ein Ratgeber von Friedrich Würz, Sekretär der Basler Missionsgesellschaft. (Basel, Missionsbuchhandlung.) 1898. Pr. Mk. 0,40.

Beide Basler Missionsschriften sind ganz vortrefflich und enthalten auch die Bedingungen für den Eintritt in die ärztliche Mission bezw. in die evangel. Missionsanstalt zu Basel.

— Jahresbericht des Evangelisch-Armenischen Waisenhauses „Zoar" in Brussa (Kleinasien) vom 1./1. bis 31./12. 1897. Zu beziehen durch die Missionsverwaltung Basel (Adresse aus Deutschland: Missionsverwaltung Leopoldshöhe (Baden).

— Evangelisches Missionsmagazin. Neue Folge. XLII. Jahrg. Erscheint monatlich. Pr. Mk. 5,—. J. A. des Basler Missions-Komites herausgeb. von P. Steiner (Basel, Missionsbuchhandlung.) 1898.

— Der Zionsbote. Christlicher Volkskalender. Herausgegeb. i. A. der German Literary Board of the Lutheran Wartburg and Nebraska Synods. Erster Jahrgang 1898. (E. Ortlepp, Greenville, Ohio.)

Der Kalender enthält u. a. auch eine Rundschau in der lutherischen Kirche Amerikas.

— Strümpfel: „Wegweiser durch die wissenschaftliche und pastorale Missionslitteratur." Herausgegeben vom Vorstande der Missions-Konferenz in der Provinz Sachsen. (Berlin, M. Warneck.) 1898. 104 S. Pr. Mk. 1,—.

Praktische und sachgemäße Charakterisierung von etwa 250 der deutschen Missionslitteratur angehörenden Büchern — ein sehr brauchbarer Ratgeber für jeden Missionsfreund. —

— Wahn und Wirklichkeit. Eine Streitschrift für und gegen die Juden! Von Hermann Bender. (Berlin, E. Rentzel.) 1898. Pr. Mk. 0,50.

Der Verfasser ist kein bibelgläubiger Christ und seine, an sich wohlgemeinten Ausführungen werden deshalb auf Christen, welche die Bibel für Gottes Wort ansehen, keinen Eindruck machen können.

— Wolter, A., Kaiser Wilhelm II. Festschrift zum 39. Geburtstage und zugleich zum zehnjährigen Regierungsjubiläum unseres kaiserlichen Herrn. Mit 56 Abbildungen. (Berlin, E. S. Mittler und Sohn.) 1898. Einzelpreis 40 Pfg.

Gut und patriotisch geschrieben, verdient die Brochüre im Volke verteilt zu werden; grade in der Zeit vor den Reichstagswahlen dürfte sie hierzu besonders geeignet sein. Der an sich schon mäßige Preis von 40 Pfg. wird von der Verlagshandlung bei größeren Bezügen noch erheblich verringert.



— **Einteilung und Quartierliste des deutschen Heeres.** 86. Auflage. (Berlin SW., Liebelsche Buchhandlung.) Pr. Mk. 0,30.

Inhalt: Militär-Behörden und Bildungs-Anstalten. Armee-Einteilung und Standquartiere, unter Namen-Angabe der Korps-, Divisions-, Brigade- und Regiments-Kommandeure. Gesamt-Übersicht des deutschen Heeres. Übersicht der Kaiserlichen Marine.

— Im Gustav-Adolfs-Verlag, Dresden-Blasewitz, erscheint: **Illustrierte Geschichte der deutschen Reformation.** Volkstümlich dargestellt von D. B. Rogge, Hofprediger in Potsdam. Mit 1 ff. Farbendruck, zahlreichen Text-Abbildungen und 30 Kunstdruckbeilagen: Reproduktionen nach Originalen alter Meister und moderner Künstler (Geiger, Hofmann, Kaulbach, König, Lessing, Lindenschmitt, Labouchère, Noack, Schnorr von Carolsfeld, Schwerdtgeburth, Stelzner, Vogel, Thumann u. A.) Vollständig in 10 Lieferungen à 75 Pf.

Die uns vorliegende 1. Lieferung ist in jeder Hinsicht gut ausgestattet. Ihr Inhalt bezieht sich auf die Vorgeschichte der Reformation (kirchliches Leben vor der Reformation, Reformversuche der großen Kirchenversammlungen, Vorläufer der Reformation) und auf den Humanismus in Italien und Deutschland. Eine Besprechung des Werkes behalten wir uns nach Eingang weiterer Lieferungen vor.

— **Warum verdient die Stolzesche Stenographie vor anderen Systemen den Vorzug?** Dem Andenken an Wilhelm Stolze zur 100. Wiederkehr seines Geburtstages am 20. 5. 98. gewidmet von Dr. Jul. Knoevenagel. (C. Meyer (G. Prior), Hannover und Berlin SW.) 1898. Preis Mk. 0,60.

Diese von einem Veteran und warmen Anhänger des Stolzeschen Systems, dem als Lehrmeister desselben weit bekannten Dr. J. Knoevenagel verfaßte Schrift sei allen, die mit der Kurzschrift zu thun haben, warm empfohlen.

— **Kurzer Lehrgang der vereinfachten deutschen Stenographie** (Einigungssystem Stolze-Schrey). Herausgegeben zum Unterricht für Damen von Johs. Schulze (Carl Mayer [G. Prior], Hannover und Berlin SW. 19.) 1898. Pr. geb. Mk. 1,25.

— **Wilhelm Stolze.** Ein Lebensbild zu Ehren seines 100jährigen Geburtstages. Von Marie Mellien. Mit einem Bildnis. (Berlin, E. S. Mittler u. Sohn.) 1898. Pr. Mk. 1,—.

Die warm und lebendig gehaltene Festschrift giebt eine vortreffliche Lebensbeschreibung und Charakteristik des hoch verdienten, echt deutsch gesinnten Mannes.









